Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 7966 Z

Die Gegenwart 1885.

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Achtundzwanzigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1885.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

KPH 9001
~~Germ. 1934~~
~~KH154~~

HARVARD COLLEGE
JUL 15 1930
LIBRARY
Conant fund

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Digitized by Google

Register.

Achtundzwanzigster Band.

Seite

Achelis, Th., Zur egyptischen Mythologie 72
— Zur Philosophie der Naturwissenschaft 264
Austriacus, Die großbulgarische Bewegung 241
— Das deutsch-österr. Bündniß und das Deutschthum in Oesterreich 321
Balto-Germanus, Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen 273
Batucki, Michael, Ein Weihnachtsabend 396
Berger, Wilhelm, Ein Herz und eine Seele . . . 189. 205. 218
Berner, E., Eine Zietenbiographie 360
Biese, Reinhold, Moderne Bildungsfragen 35
Blind, Karl, Gladstone's Sturz und die neue Regierung . . . 33
— England und die „Neue Republik" in Süd-Afrika 145
— Zur geheimen Geschichte des egyptischen Feldzugs 305
Bodek, A., Socialistische Phantasiestaaten 106
Breitinger, H., Thomas Carlyle ein Nachahmer Jean Paul's? 21
Buchwald, Otto, Das Unerquickliche. Eine ästhetische Studie . 164
Bulle, Oskar, Neue Gedichte von Hermann Lingg 40
— Von der japanischen Ausstellung 63
— Shakespeare in der höheren Töchterschule 136
— „Theodora", Drama von V. Sardou 157
— Dramatische Aufführungen 95. 174. 191. 287. 302
— Johanna Spyri 228
— „Ein Tropfen Gift", Schauspiel von Oskar Blumenthal . . 254
— „An der Heilquelle", Roman von Friedr. Spielhagen 294
Carriere, Moritz, Herder 341
Cosas de España 195
Daudet, Alphonse, Tartarin auf der Gemsjagd 412
Dehn, Paul, Handelspolitische Fragen 81
— Das Nationalitätenmosaik auf der Balkanhalbinsel 242
Deputatus, Finnland ein constitutioneller Sonderstaat 82
Diercks, Gustav, Der deutsch-spanische Conflict 225
Doempke, G., Wiener Opernabende 263
Duboc, Julius, Zur Psychologie des Rührenden 214
Egh—, Auch eine Chamisso-Biographie 202
Ehrlich, Heinrich, Wien-Pester Erinnerungen 122
— Der Wiener Männergesangverein 142
— Opern und Concerte 47. 238. 271. 349. 381. 414
Falk, Robert, Bäder und Zeiten 27. 43
Fuld-Mainz, Ludwig, Die Erweiterung der Socialreform . . 17
— Reform des Strafverfahrens und der Rechtssprache 129
Gagern, Carlos von, Emilio Castelar und die Gewissensfreiheit 210
Gebhardt, Bruno, Zur Geschichte der Reformation 249
— Die Geschichte der deutschen Historiographie 314
— Zu Leopold v. Ranke's 90. Geburtstage 403
Geiger, Ludwig, Ein Brief Herder's 279
Greif, Martin, Mondnacht am Strande 211
Goldbaum, Wilhelm, Die Balkan-Krise 337
— Karl Hillebrandt's Nachlaß 355
Goverts, H., Deutsche Kampfeslieder aus Oesterreich 37
Halbeck, Ernst, Zur Lage im Elsaß 369
Hartmann, Eduard von, Das Philosophie-Studium 197
— Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik . 389. 408

Seite

Hellwald, Friedrich von, Deutschland in Ostafrika 169
Hevesi, Ludwig, Niederländische Eindrücke 297
Herz, Moriz, Ein ungedruckter Brief Wieland's 373
Herzog, J., Freiherr v. Hofmann 308
Jensen, Wilhelm, Winterliches 388
Jentsch, Carl, Eine Geschichte der römischen Kirche 104
Ihering, Rudolf von, Ausnahmen bestätigen die Regel . . . 4
Jókai, Maurus, Miß Athalie 268. 286. 299. 315. 333. 346
Isaac, Hermann, Ein neuer Morgen der Shakespeare-Forschung 245
Justus, Die Ausweisung der Polen 291
Karpeles, Gustav, Richard Lepsius 85
— Heine und Laube bei George Sand 231
Katscher, Leopold, Die englischen Universitäten 99
Kaufmann, Georg, Akademische Festreden zur Feier Dahlmann's 70
Keil, Robert, Das Goethe-Haus und seine Schätze . . . 311. 330
Kleinpaul, Rudolf, Farbenbezeichnungen 101. 119
Kohut, Adolf, Persönliches von Wilhelm Camphausen 11
Lector, Neue Aufschlüsse über George Eliot 138. 152
Lemmermayer, Fritz, Neues über Grillparzer 212
Lichtwark, Alfred, Das Spatenbräu 206
— Neue Kunstwerke 221
— Eine Ausstellung farbiger Sculptur 234
— Die Ausstellung im Künstlerverein 252. 270
— Die Antwerpener Weltausstellung 266. 282
— Die Concurrenz um das Lutherdenkmal 318
— Moderne Gartenkunst 326
— Die Ausstellung bei Gurlitt 366
— Das Chattanooga-Panorama 396
— Farbige Sculptur 405
Lorm, Hieronymus, Literarische Plaudereien 6. 133
Lortzing, Max, Lord Lytton und Lord Salisbury 52
Lübke, Wilhelm, Kunstgewerbliche Veröffentlichungen 58
— Von den Tauern zum Vierwaldstättersee 378
Marr, E., Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers . 281
Mennell, Arthur, Deutsche Bücher in Frankreich 54
Meyer, Jürgen Bona, Der Paderborner Studienerlaß und die Vorbildung der Geistlichen 49. 65
— Friedrich der Große und die Jesuiten im Reichstage 385
Meyer, M. Wilhelm, Ein Sonnensystem im andern 18
Nestor, Zum serbisch-bulgarischen Kriege 353, 369
Nordmann, H., Zur Währungsfrage 1
Nuél, M., Mein Weib. Novellette 172
Obst, H., Das letzte Werk Emil Riebeck's 182
Perfall, Karl von, Zum 70. Geburtstag Andreas Achenbach's 217
Philosophus, Zur Beförderungsfrage der Gymnasiallehrer . . 115
— Der Sport auf den Gymnasien 326
Du Prel, Carl, Eduard von Hartmann über den Spiritismus 9
— Philosophische Paradoxa 184
— Eduard von Hartmann's „Moderne Probleme" 313
— Professor Preyer über das Gedankenlesen 373
Pröll, Carl, Zur Slavisirung in Oesterreich 209
Quarck, Max, Die Landunruhen in Italien 161

Digitized by Google

Seite

Regnet, Carl Albert, Das Ausstellungsfieber 152
Richter, Hermann Michael, Die Zerstückelung Frankreichs . . 338
Rosenstein, Alfred, Wilhelm Wundt als Essayist 375
Sahler, C., Gerettet 140. 155
Sanders, Daniel, Eine neugriechische Schrift über die Lenorensage 170
Söhns, Franz, Schule, Beamten und Handwerk 97
Spier, A., Karl Stieler und sein Nachlaß 87
Spitzer, D., Wiener Brief 339
Schlaeger, E., Zu den Novemberwahlen in den Vereinigten Staaten 324
Schnitzer, Manuel, Aus dem Tagebuche eines Dilettanten . . 363
Schrattenholz, Josef, Musikleben in England 148
Schütze, Paul, Zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels . 74
Schults, Hermann, Vom Commandiren der Poesie 116
Schwarzkopf, Gustav, Philemon und Baucis 236. 250
Staatsanwalt, Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef 276
Thun, Alphons, Studienfreiheit und Studienzwang auf den Universitäten 3
—tt—, Der Cultusminister und die Prüfungscommissionen . . 162
Twain, Mark, Königthum auf dem Mississippi 13. 29. 45. 60. 76. 92. 108. 124
Verax, Parlamentarische Gedankenspähne 257. 274
Vogel, H. W., Ueber die Photographie farbiger Gegenstände . . 292
Voges, Ernst, Pflanze und Thier 131
Waldmüller, Robert, Ludwig Richter von der religiösen Seite 260
Weisbrodt, Gustav, Ultima Thule 243
Wenzelburger, K. Th., Clericalismus und Liberalismus in Holland 113
Wiener, X., Vom Burgtheater 393
Winter, Georg, Zur Jugendgeschichte Friedrich's des Großen . 90
— Die erste socialpolitische Arbeiterbewegung in Deutschland . . 195
Wollmann, Moriz, Die Währungsfrage 401
Zabel, Eugen, Oblomow 25
Zacharias, Otto, Das Problem des Lebens 291
Zeller, D., Das Sinken des Zinsfußes in der Gegenwart . . 147
Ziel, Ernst, Düntzer's Goethe-Abhandlungen 248
— Lyrische Novitäten 358
Zimmern, H., Gordon's Vermächtniß 65
— Eine amerikanische Biographie von Louis Agassiz 390
Zolling, Theophil, Deutscher Humor im Bilde 39
— Ein biographischer Roman 56
— Neues über Heinrich von Kleist 166

Seite

— Zwei Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer 187
— Ein deutscher Zola 200
— Eine Salontyrolergeschichte 215
— Pariser Deutschthum 259
— Briefe von Rachel 343
— „Clara Soleil", Schwank von Gondinet und Sivrac 365

Notizen.

Aesthetisches und Politisches 111. Amyntor, Caritas 127. Biller, Barbara Ittenhausen 111. Bischoff, Gespräche Friedrich's des Großen mit de Catt und Luccheſini 223. Bolte, Bartholomäus Krüger's Spiel 175. Boy-Ed, Seine Schuld 239. Burmester, Harten Leina 127. Duboc, Plaudereien und Mehr 31. Eckstein, Das Vermächtniß 111. Engelmann, Das Nibelungenlied fürs deutsche Haus 79. Fischhof, Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität 79 Fontane, Graf Petöfi 159. Geschichte der deutschen Kunst 15. Glaubens- und Sittenlehre, bäuerliche 223. Grosse, Ein bürgerlicher Demetrius 143. Gsell-Fells, Italien in sechzig Tagen 63. Heldt, Verwehte Spuren 126. Köhler, Novellen-Mappe 79. Lange, Der letzte Wickinger 255. Litzmann, Briefe von A. M. von Hagedorn 159. Lohmeyer, Deutsche Jugend 351. Lotheißen, Zur Sittengeschichte Frankreichs 351. Loy, Berliner Novellen 239. Meyer's Conversations-Lexikon, 4. Aufl. 175. Meysenbug, Phädra, 175. Gesammelte Erzählungen 239. Musik, Schriften über 235. Nicolai, Meine Frau und ich 159. Rittig, Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben 222. Roberts, Kohinor, Mal'Occhio, Trovatella, Die Holzhauer 223. Schäffle, Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie 15. Schilling, Anleitung zum Verkehr mit Spanien 175. Schubin, Bravo rechts! 126. Seibel, Vorstadtgeschichten 207. Stackelberg, Carmen Sylva's Leben 159. Steub, Bilder aus Griechenland 15. Strack, Aus Süd und Ost 31. Ströll, Die staatssocialistische Bewegung in Deutschland 111. Wackernagel, Jugendjahre 126. Warschauer, Die Zahlenlotterie in Preußen 47. Westkirch, Ein Familienzwist 127. Wichert, Von der deutschen Nordostmark 223. Weihnachtsbücher 382, 397. Wissen der Gegenwart 15. Zacharias, Gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung 255. Ziel, Literarische Reliefs 351. Zilcken, Novellen 143.

Offene Briefe und Antworten.

J. Morgenstern, Zu Büchmann's „Geflügelten Worten" 31. v. D., Zur Verunstaltung der deutschen Sprache 79. G. v. Löper, Bemerkung zu Zolling's Kleist-Artikel 207. Th. Zolling, In eigener Sache 287.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 4. Juli 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Währungsfrage. Von H. Nordmann. — Studienfreiheit und Studienzwang auf den Universitäten. Von Alphons Thun. — **Literatur und Kunst:** Ausnahmen bestätigen die Regel. Von Rudolf von Jhering. — Literarische Plaudereien. Von Hieronymus Lorm. — Eduard von Hartmann über den Spiritismus. Von Carl du Prel. — Persönliches von Wilhelm Camphausen. Von Adolph Kohut. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. — Notizen. — Inserate.

Zur Währungsfrage.

Von H. Nordmann.

Nachdem die agrarischen Forderungen bezüglich der Zollfrage ihre vorläufige Befriedigung erlangt haben, tritt das Thema des Bimetallismus auf die Tagesordnung und bildet den Gegenstand lebhafter Erörterungen.

Der üblichste Vorwurf gegen die Goldwährung ist der der Entwerthung des Silbers, obgleich diese von dem geringsten Bedeutung wäre. Sie könnte direct nur dem Silberbergbau nachtheilig sein und würde auf die übrigen Gewerbe sehr wenig Einfluß üben. Die Klage hat aber auch, soweit die Entwerthung unserer Münzconversion zur Last gelegt wird, sehr geringen Grund, denn mit der letzteren hatte sich nur das Werthsverhältniß zwischen Gold und Silber geändert, kaum aber dasjenige des letzteren zu anderen Waaren, deren Preise fast sämmtlich in demselben Maße gegenüber der neuen Goldrechnung fielen. Auch auf dem großen, den Silberwerth bestimmenden asiatischen Markte hatte die Kaufkraft des Silbers durch seine Demonetisirung bei uns keinen merklichen Schaden erlitten, und in der That könnte die gegenüber dem Silbervorrath der Welt, welcher vielleicht den Werth von 40—50 Tausend Millionen Mark übersteigt, verschwindend kleine Menge von 640 Millionen Mark außer Cours gesetzten deutschen Silbers, das nur zum Theil und sehr allmälig auf den Markt gebracht wurde, keinen durchgreifenden Einfluß auf den allgemeinen Werth dieses Metalls ausgeübt haben. Dagegen wurden 1725 Millionen Mark neuer deutscher Goldmünzen ausgeprägt und das Gold ziemlich plötzlich zu einer Zeit dem Markte entzogen, als auch die scandinavischen Staaten die Goldwährung einführten, in Nordamerika die Wiederaufnahme der Baarzahlungen in das Werk gesetzt wurde, während daneben die Goldproduction nachließ. Daraus erklärt sich das damalige Auseinanderschnellen des Gold- und Silberwerthes als eine Erhöhung des ersteren, wenn auch später das zunehmende Mißverhältniß in der Production beider Metalle einen weiteren Druck auf den Silberwerth ausgeübt haben mag. In Folge dieser Vertheuerung wurde mit der Goldwährung der bisherige Werthmaßstab ein größerer, während er dem Namen nach derselbe blieb. Es war ähnlich, als ob unter der Hand die Elle länger geworden wäre: wer seine Waare auf den Markt brachte, maß weniger Ellen aus, wer aber eine bestimmte Ellenzahl zu liefern hatte, mußte ein größeres Stück geben. Die producirten Werthe wurden kleiner und die übernommenen Verpflichtungen größer, denn das Gold war schon bei dem Inkrafttreten der Goldwährung schon viel theurer, als der Gesetzgeber bei der Währungsänderung angenommen hatte. Man hätte das voraussehen können, wenn man in jener Zeit überhaupt zur Vorsicht geneigt gewesen wäre, und es lag sehr nahe, den Schaden für den Schuldner dadurch zu mildern, daß man ihm eine längere Frist gewährt hätte, die in Silber verschriebenen Schulden auch in Silber abtragen zu können, was sich durch amtliche Coursfeststellungen oder Ausgabe von Silbercertificaten leicht bewerkstelligen ließ. Es war die höchste Unbilligkeit, zu verlangen, daß er für 15½ Pfund Silber 1 Pfund Gold zahlen sollte, während dieses schon 18 Pfund Silber und mehr werth war. Wenn man die deutschen Hypothekenschulden nur auf 15 000 Millionen anschlägt, so waren sie durch die Münzconversion um mehr als 2000 Millionen gewachsen.

Der Schaden ist geschehen und es sind zehn Jahre darüber hingegangen: ein hinreichender Zeitraum, um sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Für den laufenden Verkehr ist der Münzfuß gleichgültig, falls er nur stabil ist, und wenn man behauptet, daß den Goldwährungsländern der Handel mit Ländern der Silberwährung durch diese Verschiedenheit erschwert werde, so beweist dies eine vollkommene Unkenntniß. Aller Handel ist Tauschhandel und auch das Gold ein Tauschmittel, welches im internationalen Verkehr nach seinem Werthe als Waare gilt. Das afrikanische Elfenbein bezahlt man mit Kattun oder Glasperlen, und sehr gern nimmt der indische Verkäufer für seine Baumwolle oder seinen Weizen Geld, obgleich bei ihm Silberwährung herrscht. Er kann jeden Tag jede beliebige Summe Sterling in Copien umsetzen, und in der That rechnet man in Calcutta bei Verkäufen nach England nach dem Course auf London und umgekehrt. Der allergrößte Theil des Welthandels befindet sich in Händen Englands, welches zugleich der Weltbankier ist, und dieses hat nicht allein bei sich die reine Goldwährung festgehalten, sondern auch in Indien, dessen Verkehr es fast ausschließlich beherrscht, vor fünfzig Jahren die Doppelwährung durch reine Silberwährung ersetzt, was den englisch-indischen Umsatz nicht abgehalten hat, von Jahr zu Jahr außerordentlich zuzunehmen.

Ein anderer Einwand gegen die Goldwährung hat mehr Bedeutung. Er beruht auf der Befürchtung, daß die Goldproduction dauernd hinter dem Bedarf zurückbleiben und deshalb der Goldwerth fortwährend steigen werde. Die Erfahrung der letzten 6—8 Jahre rechtfertigt diese Befürchtung noch nicht, denn während dieser Zeit ist trotz der starken Silberproduction der Goldpreis gegen Silber, abgesehen von kleinen Fluctuationen, nicht mehr in gleichem Maße gesunken, und wie sich dies in der Zukunft gestalten wird, ist schwer vorauszusehen. Es sind noch zu große Theile der Erde unbekannt, um mit

Digitized by Google

Sicherheit ein Urtheil über die mögliche Goldproduction zuzulassen. Jeden Tag können in Australien, Afrika oder Asien neue Goldfelder entdeckt werden. Auf der anderen Seite beschränkt die Entwickelung der Communicationen fortwährend den Bedarf an Münzen, welche durch Wechsel, Checks und Werthpapiere ersetzt werden, so daß es fast müßig ist, sich über den zukünftigen Goldwerth den Kopf zu zerbrechen. Die agrarischen Bimetallisten wollen auch im Wesentlichen nicht sowohl einer zukünftigen Steigerung vorbeugen, als die bereits eingetretene aufheben, indem sie dem Silber für das alte Werthsverhältniß zu Gold einen Zwangscours verleihen. Sie glauben damit der Production den früheren Schaden zu ersetzen und übersehen, daß sie ihr einen viel schlimmeren zufügen würden.

Wenn in Deutschland gesetzlich angeordnet wird, daß man für 1 Pfund Gold nur 15½ Pfund Silber erhalte, so wird naturgemäß das Gold dorthin gehen, wo man 18 oder 19 Pfund Silber dafür kaufen kann. Es wird aber in England einen solchen Goldmarkt finden, und wenn wir auch zugeben, daß sich dort durch den neuen Zufluß der Goldwerth etwas ermäßigen und der Werth des Silbers durch die neue Verwendung sich etwas bessern könne: immer wird das Gold auf dem freien Markt einen höheren Werth als 1 zu 15½ haben, wenn die Befürchtung einer bevorstehenden Goldknappheit gerechtfertigt wäre. Bessere Communicationen und mit ihnen die Einführung der modernen Zahlungserleichterungen in den Verkehr werden außerdem allmählich einen Theil des großen asiatischen Silberbestandes freimachen. Die beabsichtigte Doppelwährung wird also in Wirklichkeit eine Silberwährung werden, so lange es nicht gelingt, sie in der ganzen Welt gleichmäßig einzuführen und so lange ein so großer weltbeherrschender Geldmarkt, wie der englische, offen bleibt. Das Problem der Doppelwährung ist nicht zu lösen. Sie müßte unter den obwaltenden Verhältnissen bestenfalls zu einer wechselnden Währung werden, so daß immer das werthloseste Metall die Münze bildet. Man hätte dann zweierlei Ellen, welche in ihrem Verhältniß zu einander fortwährend schwanken. In dem lateinischen Münzverbande besteht sie nur in der Theorie, und man hat die Ausgezeugung von Silbermünzen beschränken müssen, um thatsächlich die Goldwährung aufrecht zu erhalten. An dem Tage, wo die Bank von Frankreich sich weigert, ihre Noten in Gold einzulösen, würde der Frank nicht mehr 80 Markpfennige, sondern vielleicht nur 65 werth sein, und deshalb sorgt sie ängstlich für Erhaltung ihres Goldvorrathes, welcher dem Verkehr dient, während die silbernen Fünffrankenstücke in den Koffern liegen bleiben. In Amerika hat man versucht, mittelst der Blandbill die Doppelwährung allmählich einzuschmuggeln, allein die neuen Silberdollars finden nur zum kleinsten Theil in der Form von Silbercarteferalen Verwendung und bilden in dem Schatzkamte einen Bestand von Ladenhütern, welcher anfängt, eine ernstliche Verlegenheit zu werden, weil er binnen Kurzem das Schatzamt außer Stand setzen muß, die Zinsen der Nationalschuld in Gold zu bezahlen. Die Amerikaner betreiben daher in Europa eifrige Propaganda für die Doppelwährung, um Absatz für das überflüssige Silber zu finden, weil sie zur Einstellung der Silberausprägungen gezwungen sein werden, welche bis jetzt einen Theil des überflüssigen Silbers festgehalten haben. Wird dieses frei, so ist eine stärkere Entwerthung zu befürchten. Deshalb würde bei uns aus der Doppelwährung um so sicherer eine Silberwährung werden, wenn das Silber zu den bei Einführung der Goldwährung angenommenen zu hohen Werthe ausgeprägt würde. Legte man aber dem richtigen Handelswerth den Silbermünzen unter, so wäre für die agrarischen Bestrebungen nichts gewonnen. Wohin diese zielen, das ist eine Verschlechterung der Valuta. Wie der Schuldner durch die Goldwährung gezwungen wurde, für 15½ Pfund Silber 1 Pfund Gold zu zahlen, so soll jetzt der Gläubiger gezwungen werden, für 1 Pfund Gold im Werthe von 18 oder 19 Pfund Silber nur 15½ Pfund des letzteren zu nehmen. Man übersieht aber dabei, daß der Schuldner das Unglück über sich ergehen lassen mußte, weil er die Schuld nicht zurückzuzahlen vermochte, während der Gläubiger sein Geld einfordern kann. Sowie die Aussicht auf eine Verschlechterung unserer Valuta näher rückt, wird sich jeder Gläubiger beeilen, seine Forderung einzutreiben, so lange sie noch in der besseren Münze bezahlt werden muß. Unsere Inhaberpapiere, namentlich die im Ausland befindlichen, würden sämmtlich auf den Markt geworfen werden, bevor die schlechte Silbermark als Zahlmittel für die bessere Goldmark dienen kann, und der Cours endlich bis auf den Silberwerth sinken, während des Ueberganges aber durch die Entziehung des Capitals in allen Productions- und Verkehrszweigen Störungen und Nothstände entstehen, welche sich zu wirklichen Katastrophen steigern könnten. Die Verschlechterung der Valuta würde dem Capitalbedürftigen vielleicht größeren Schaden verursachen, als die frühere Verbesserung, weil sie plötzlicher wirkt.

Man hat nun auch vorgeschagen, die Silbermünzen nur für den inländischen Verkehr anzunehmen und für den auswärtigen Handel die Goldmünze beizubehalten. Das würde dann keine freie Doppelwährung mehr sein, sondern eine zwiefache Valuta, deren Zweck nicht recht abzusehen ist. Die Ausgleichungen des großen internationalen Handels erfolgen nur zum kleinsten Theile in Münze, hauptsächlich durch Waaren und Werthpapiere, für welche letzteren der Cours maßgebend ist, der sich für jede Valuta berechnet, ob diese Gold oder Silber heißt. Will man hierfür die Goldvaluta bestehen lassen und nur in der Furcht vor zukünftiger Geldnoth daneben eine andere Münze für den inländischen Verkehr einführen, welche einen Theil ihrer Geltung nicht dem inneren Werth, sondern der Prägung verdankt, dann braucht man doch nicht ein so theures Material wie Silber dazu zu nehmen und den Werth des Stempels zu beschränken.

Der inländische Verkehr kann eine gewisse Menge von Münzen tragen, die keinen anderen Werth haben, als den der gesetzlichen Gültigkeit bei den öffentlichen Cassen und der Bequemlichkeit im Handel. Uebersteigt die Menge nicht die niedrigste Grenze dieses Bedürfnisses, so ist die Substanz der Münze ganz gleichgültig und man macht sie am besten aus Papier. Die Vereinigten Staaten haben trotz ihres Reichthums am Metall und neben den Noten der Banken 346 Millionen Dollar (ca. 1470 Millionen Mark) Staatspapiergeld, welche nicht den geringsten Einfluß auf die Valuta ausüben. Es wird vielmehr ebenso laut über die Unzulänglichkeit dieses Papiers, als über die überflüssigen Silberdollars geklagt. Wir haben ungefähr den zehnten Theil dieses Betrages an Reichskassenscheinen im Umlauf und daher noch viel Raum zum Ersatz etwa fehlenden Goldes. Auch in dem lateinischen Münzverbande würde bei dem Uebergange zur ausschließlichen Goldwährung der Ersatz eines großen Theiles der Silbermünzen durch auf Gold lautendes Staatspapiergeld der neue Goldbedarf sehr beschränken, so daß die von dieser Seite drohende Gefahr einer weiteren Goldvertheuerung nicht so groß ist, als es scheinen möchte.

Ob es nicht zweckmäßig für uns gewesen wäre, bei der bestehenden reinen Silberwährung zu bleiben, ist eine Frage, deren Erörterung müßig erscheint. Was aber eine Verschlechterung unserer jetzigen Valuta bedeutet, das ist nichts Anderes, als ein öffentlicher Bankerott, und er würde im vorliegenden Falle noch dazu ein muthwilliger sein.

Digitized by Google

Studienfreiheit und Studienzwang auf den Universitäten.

Von Alphons Thun.

Die Reform unseres Universitätswesens ist, obschon nicht in gleichem Maße als die unserer Mittelschulen, immerhin zu einer Frage geworden, welche ernsthaft discutirt zu werden verdient. An Schriften darüber fehlt es ja nicht, und in öffentlichen Versammlungen, insbesondere im preußischen Abgeordnetenhause, sind die verschiedenartigsten Mißstände zur Sprache gebracht worden. Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, das gesammte weite Gebiet des Universitätswesens im Rahmen dieses Aufsatzes abzuhandeln, — wir fühlen uns dazu auch nicht competent genug, — wir wollen vielmehr nur die Frage erörtern: ob Freiheit oder Zwang in dem Studium herrschen sollen. Hier, wie in allen socialen Fragen stehen sich die Anhänger des Laissez-faire und die des äußersten Zwanges gegenüber; die Meinungen sind total entgegengesetzte, und eine Einigung außer Sichtweite. Erst eine länger andauernde Discussion wird die Gegensätze mildern und praktisch durchführbare Vorschläge zu Tage fördern.

Die Vertreter der absoluten Studienfreiheit, welche übrigens nicht nur auf der Linken, sondern ebensowohl auf der Rechten zu suchen sind, erklären sich gegen jede Reglementirung des Universitätsstudiums; einmal aus wissenschaftlichen Gründen, damit die künftigen Forscher sich ganz frei entwickeln könnten, — dann auch aus pädagogischen Gründen, damit die Jünglinge sich unbehindert ihrer Individualität gemäß zu gebildeten Männern auszuwachsen vermöchten. Die Gegner widersprechen Dem. Die Jünglinge, so sagen sie, die als Gymnasiasten einer strengen Zucht unterlagen, werden auf der Universität völlig jeder Aufsicht enthoben, — und was ist da natürlicher, als daß die faulen und energielosen Persönlichkeiten, deren Anzahl ja stets eine erhebliche ist, wie man sich auszudrücken pflegt, „verbummeln". Die Bilder, die man so oft von solchen Studenten gezeichnet hat, sind leider ganz richtige. Auf dem einen Blatte der alte, herabgekommene Student, der die Collegia versäumt, keinerlei Studien macht und die Examina mit Consequenz vermeidet, — auf dem andern Blatte die treuen Eltern und liebevollen Geschwister, die daheim die größte Mühe aufwenden und die bittersten Entbehrungen ertragen, um den Sohn oder Bruder auf der Universität zu unterhalten, der es schließlich doch zu nichts bringt. Die schwachen Charaktere unterliegen eben den Verlockungen des Studentenlebens, ihre natürliche Faulheit triumphirt, und die freie Entwickelung der Persönlichkeit führt nicht zum Guten, sondern zum Bösen. Desgleichen kann von einer freien Entwickelung des wissenschaftlichen Forschens bei den meisten Studenten gar nicht die Rede sein. Die überwiegende Mehrzahl derselben will ja gar nicht „Forscher" werden, sondern ein gewisses Maß von Kenntnissen erwerben, um dem Staate und dem praktischen Leben ihre oftmals sehr bescheidenen Dienste darzubieten. Unter solchen Umständen vermögen auch wir nur den Bruch mit dem Princip der absoluten Studienfreiheit und die Regelung der Universitätsstudien für empfehlenswerth zu erklären.

Welche Wege stehen dazu offen? Den Clericalen schwebt zweifellos als Ideal eine Art Convict vor, worin die Studenten leben, zu ihren Studien angeleitet und beaufsichtigt werden. Die vom Staate organisirten Seminare würden nun zwar ein ganz anderes Gesicht zeigen als die clericalen, allein die Gefahren würden die gleichen bleiben: eine übermäßige Beeinträchtigung der wissenschaftlichen und individuellen Entwickelung. Auch würden unsere Studenten sich gar nicht in solche Anstalten einsperren lassen; nur Theologen und allenfalls auch Philologen, die aus sehr ärmlichen Verhältnissen stammen, unterwerfen sich dem unleidlichen Zwange, um ihre Studien überhaupt durchführen zu können. Ebenso wie die Convicte wird das System der Jahresprüfungen, deren Bestehen die Voraussetzung der Versetzung aus dem einen Cursus in den höheren bildet, niemals in Deutschland einzuführen sein. Durch solche Examina sind die Studenten völlig an das Studium einzelner Fächer gebunden; ihr individueller Forschungstrieb genießt keinerlei Freiheit.

Es gilt eben, einen Compromiß herbeizuführen zwischen der jetzt bestehenden Studienfreiheit und der Nothwendigkeit einer Regelung des Universitätsstudiums. Ein Compromißvorschlag wird hüben wie drüben mißfallen; doch wagen wir einen solchen der Oeffentlichkeit zu übergeben, weil er in wiederholten Gesprächen mit Collegen und Commilitonen oftmals Anklang gefunden; an schroffem Widerspruch hat es ihm freilich auch nicht gefehlt. Vielleicht daß er den Ausgangspunkt einer fruchtbaren Discussion zu bilden vermag. Der Vorschlag geht nun dahin: daß jeder Student gezwungen werde, am Ende des Semesters in einer vom Professor zu veranstaltenden Prüfung den Nachweis zu führen, daß er eines der an der Universität gelesenen, von ihm frei zu wählenden Hauptfächer gehört und bearbeitet habe; auch muß er ein Seminar (Repetitorium, Uebung, Curs) mit Erfolg besucht haben; Prüfungen in sehr großen Fächern, z. B. Pandecten, entbinden von der Verpflichtung, ein Seminar zu besuchen. Das Prüfungsfach ist also zunächst völlig frei zu wählen; dadurch wird die Freiheit des Studiums nicht beeinträchtigt; der Jurist kann sich mit Liebe den bevorzugten historischen Wissenschaften hingeben und sich in ihnen einer Semestralprüfung unterwerfen. Durch die freie Wahl wird auch der Einwand hinfällig, daß der Student gezwungen wird, bei einem langweiligen Professor, dem vom Staate das Monopol für sein Fach ertheilt ist, ein trockenes Fach zu hören; an jeder deutschen Universität gibt es denn doch schließlich einige Lehrer, welche auch den anspruchsvollsten Studenten genügen.

Die fleißigen und energischen Studenten werden durch den vorgeschlagenen Zwang in keinerlei Weise in ihrem Studium beeinträchtigt; ein jeder von ihnen hört und bearbeitet ja gewiß ein Fach im Semester und wird daher mit Leichtigkeit die verlangte Prüfung bestehen. Den trägen und energielosen Studenten erwachsen aus dem Zwange mehrere erhebliche Vortheile. Sie werden gezwungen, doch wenigstens ein Minimum im Semester zu hören und zu bearbeiten und ihre schöne Jugendzeit nicht ganz ohne wissenschaftliches Studium verstreichen zu lassen. Ferner werden die nicht gerade faulen, aber der Concentration unfähigen Persönlichkeiten, die überall herumlesen, ohne gründlich zu studiren, zu einem gewissen Abschlusse veranlaßt. Endlich lernen die Studenten überhaupt Examen machen, was ihnen bei den Staatsprüfungen nur zu Gute kommen kann. Wer öfters Gelegenheit hat, Studenten zu examiniren, wird erstaunen, wie ungeschickt eine große Anzahl derselben in dem Beantworten der Fragen ist. Findet ein stetiger Zwang zum Studium, wie etwa der vorgeschlagene, nicht statt, so ist die Folge, — die wir ja so oft erleben, — daß mehrere Semester ohne zu studiren verbracht und dann im letzten Augenblicke die zur Staatsprüfung erforderlichen Kenntnisse von Repetitoren „eingepaukt", um eben so rasch wieder vergessen zu werden. Namentlich gilt das von den Juristen, bei denen das wissenschaftliche Streben leider gering entwickelt zu sein scheint; denn sonst wäre es unerklärlich, warum bei notorischer Ueberfüllung der richterlichen Carrière die für Juristen bekanntlich so günstige akademische Laufbahn so augenfällig vernachlässigt wird. Wie günstig ein Zwang zum Studium wirkt, zeigt uns das Analogon aus der medicinischen Facultät. Hier beruht der Unterricht so sehr auf Anschauung und praktischen Uebungen in Präparirsälen und Kliniken, daß ein thatsächlicher, wenn auch kein gesetzlicher Zwang zu ihrem Besuch stattfindet; der Student, welcher den Vorlesungen nicht folgt und die Curse vernachlässigt, verliert das Semester; das wirkt auf einen größeren Fleiß bei den Medicinern hin.

Damit die verlangte Prüfung keine Form bleibe, muß sie ernsthaft genommen werden, selbst Studenten im ersten und zweiten Semester gegenüber; natürlich muß bei ihnen die geringere Fähigkeit und Uebung, gründlich zu studiren, berücksichtigt, jedoch gefordert werden, daß sie das Collegienheft fleißig zu Hause nachgearbeitet haben. Nun werden manche Professoren einwenden, es sei ihnen unmöglich, alle ihre zahlreichen Zuhörer eingehend zu examiniren. Das gilt offenbar

Digitized by Google

blos für einzelne Fächer an einigen Universitäten. Dem ist dann zu erwidern, daß ja nicht alle Zuhörer gerade ihr Fach als Prüfungsgegenstand wählen werden. Ferner dürften solche Professoren, welche viel Zuhörer und demzufolge große Collegiengeldeinnahmen haben, am allerwenigsten sich über die neue Last beschweren; denn ihre Anstrengungen beim Vortrage wachsen ja nicht proportional der Zuhörerzahl und den Einnahmen. Wenn sich aber einige Professoren außer Stande erklären, die zahlreichen Zuhörer zu prüfen, — nun so gibt es gerade in solchen Fächern Privatdocenten neben ihnen, welche gegen geringe Vergütung gern die Examina übernehmen werden in der Hoffnung, dadurch bekannter zu werden, mehr Zuhörer zu erlangen und Repetitoria veranstalten zu können.

In welcher Weise soll nun der Zwang zur Semestralprüfung ausgeübt werden? Ein directes Zwangsmittel wird kaum anwendbar sein, wohl aber ein indirectes. Für die meisten Fächer sind nämlich eine Anzahl Studiensemester auf der Universität vorgeschrieben, ohne welche der Candidat nicht zur Staatsprüfung zugelassen wird. Nun wohl, man gehe auf dieser Bahn weiter und erkläre, daß nur solche Semester bei Staatsprüfungen und Doctorpromotionen angerechnet werden, in welchen der Candidat nachweislich die Semestralprüfungen bestanden hat; wo er es unterlassen, da wird ihm das Semester nicht angerechnet. Das hätte dann gewiß einen größeren Fleiß der Studenten zur Folge; sie würden sich weit mehr als gegenwärtig hüten, ein oder ein paar Semester zu verlieren. Zur Erleichterung für die Ungeschickten könnten am Anfange des folgenden Semesters Nachprüfungen zugestanden werden.

So weit unser Vorschlag. Hoffentlich findet er hier und da Sympathieen. In neuester Zeit sind wenigstens Stimmen in ähnlichem Sinne laut geworden. So hat z. B. der vierzehnte Deutsche Juristentag für die Juristen die Einführung einer Vorprüfung empfohlen, wie eine solche in Oesterreich bereits besteht. Es sollen demnach die Studenten in der Mitte ihrer akademischen Studien ein Examen bestehen, nach welchem sie mindestens noch zwei Semester lang ihre Studien auf der Universität fortzusetzen haben, bevor sie zur ersten juristischen Prüfung zugelassen werden können. Der Appellationsgerichts-Präsident Dr. Kühne rechtfertigte diese Sätze in folgender Weise: obgleich er sich auch früher gegen ein solches Mittelexamen erklärt, so habe er sich doch später davon überzeugt, daß es keinen andern Weg gibt, den bisherigen Uebelständen abzuhelfen, als den, daß man die jungen Leute durch ein Mittelexamen zwingt, auf der Universität nicht lange unthätig zu sein, sondern von vornherein etwas zu thun. Ganz in ähnlichem Sinne spricht sich der Oberlandesgerichts-Rath Dr. von Kräwel in dem neuesten Heft von Schmoller's Jahrbuch aus. Diese juristische „Vorprüfung" ist offenbar das Minimum, das zu fordern ist; weit durchgreifender wäre unser Vorschlag eines obligatorischen Semestralexamens in einem frei zu wählenden Fache.

Literatur und Kunst.

Ausnahmen bestätigen die Regel.

Von Rudolf von Ihering.

Der Jurist braucht aus den akademischen Vorlesungen nicht viel mitgebracht zu haben, um sich der Rechtsregel zu erinnern: exceptio firmat regulam. Hat er mit halbem Ohre zugehört, was bekanntlich bei nicht wenigen der Fall ist, so erinnert er sich der Worte, hat er mit ganzem Ohre zugehört, so weiß er, was die Regel bedeutet. Der Sinn derselben ist ein so außerordentlich einfacher, daß man nicht Jurist zu sein und sie niemals gehört zu haben braucht, um sie gleichwohl unbewußt vollkommen sicher anzuwenden. Wenn Jemand in der Zeitung liest: es habe in der und der Gegend „ausnahmsweise" gehagelt, so weiß er, daß es dort regelmäßig nicht hagelt, wie er umgekehrt aus dem Bericht: in diesem Jahre sei in jener Gegend „ausnahmsweise" kein Hagelschlag eingetreten, die Thatsache entnimmt, daß der Hagelschlag dort die Regel bildet; es ist der ohne Absicht und Bewußtsein beim Denken sich vollziehende Schluß von dem als Ausnahme bezeichneten Fall oder der als Ausnahme bezeichneten Bestimmung auf die dadurch logisch implicirte gegenüberstehende Regel.

Die obige Rechtsregel pflegt in den Vorlesungen über das römische Recht bei Gelegenheit der Lehre von der Interpretation der Rechtsquellen vorgetragen zu werden. Den römischen Juristen ist sie in dieser Fassung nicht bekannt, obschon sie dieselbe selbstverständlich, wo Gelegenheit dazu geboten ist, thatsächlich zur Anwendung bringen.*) Dieselbe enthält nur einen einzelnen Anwendungsfall des sogenannten argumentum a contrario, die Schlußfolgerung von Demjenigen, was ausgesagt wird, auf das Gegentheil, das damit ausgeschlossen ist. Werden gewissen Kategorien von Personen, z. B. den Minderjährigen gewisse Privilegien zugestanden, so ist damit gesagt, daß alle anderen Personen dieselben nicht in Anspruch nehmen können, oder, um mich des Beispiels eines römischen Juristen**) zu bedienen: bestimmt das Gesetz, daß gewisse Acte, die bereits der Vergangenheit angehören, unbeanstandet bleiben sollen, so implicirt dies für alle zukünftigen das Verbot derselben. In derselben Weise implicirt die gesetzliche Bezeichnung einer Bestimmung als einer „ausnahmsweisen" das Gegentheil als Regel.

Es ist nun kaum zu glauben, was der Unverstand aus dieser ebenso einfachen wie selbstverständlichen Regel gemacht hat. Exceptio firmat regulam bedeutet dem obigen nach: die sprachliche Bezeichnung eines Falles, Verhältnisses als Ausnahme implicirt logisch das Gegentheil als Regel. Dem sprachlichen Ausdruck hat man nun die sachliche Vorstellung substituirt, den Singular exceptio in exceptiones verwandelt, — was vom Singular gilt, muß natürlich auch vom Plural gelten! — und aus dem firmat = implicirt, involvirt hat man gemacht: bestätigt, befestigt, bekräftigt, und so hat man die erbauliche Regel gewonnen: Ausnahmen bestätigen die Regel. Die Jurisprudenz hat in unklaren Köpfen schon viel Unheil angerichtet„ aber ich bezweifle, ob je bei irgend einem der Sätze, die sie aufstellt, das Wort des Dichters: Vernunft wird Unsinn eine so glänzende Bestätigung erhalten hat, wie hier. Denn ich frage: kann es einen widersinnigeren Satz geben als diesen, daß die Ausnahmen die Regel befestigen? Die nothwendige Consequenz davon würde darin bestehen, daß die Regel um so fester würde, je mehr Ausnahmen vorkommen. Würden die Ausnahmefälle sich gar in einer Weise häufen, daß kein einziger Fall der Anwendung der Regel mehr übrig bliebe, so würde letztere damit den Culminationspunkt ihrer Geltung beschritten haben! Denn wenn einmal die Ausnahmen die wunderbare Macht besitzen, die Herrschaft der Regel zu „bekräftigen, befestigen, bestätigen", so müssen sie dies natürlich in eben dem Maße mehr, als sie zahlreicher werden; es würde sich damit ebenso verhalten, als mit der Steigerung der Zahl der Zeugen oder Autoritäten für die Wahrheit einer Thatsache oder Behauptung — je mehr, desto besser! Nach Auffassung des schlichten Menschenverstandes besteht das Verhältniß der Ausnahme zur Regel darin, daß sie dieselbe durchbricht, sie schädigt — jener Regel zufolge darin, daß sie dieselbe stützt, bekräftigt, befestigt. Eine saubere Befestigung! Man könnte eben so gut von Jemandem, der Steine aus einem Gebäude herausbricht, behaupten, daß er damit das Gebäude befestige; die Ausnahme verhält sich zur Regel nicht anders als der herausgenommene Stein zum Gebäude. Lassen wir die Regel einmal in einem einzelnen Fall die Probe bestehn. Es ist Streit darüber, ob Jemand das Prädicat eines nüchternen Menschen verdiene. Der Eine legt ihm zur Last, daß er sich mitunter betrinke,

*) So z. B. in l. 18 de test. (22. 5), wo daraus, daß Frauen, die wegen Ehebruch verurtheilt sind, die Zeugnißfähigkeit gesetzlich abgesprochen wird, gefolgert wird, daß sie dieselbe abgesehen davon besitzen.

**) l. 22 de leg. (1. 3).

Digitized by Google

der Andere gibt dies zu, fügt aber zu seiner Entschuldigung hinzu, das seien eben nur Ausnahmen, Ausnahmen aber befestigten die Regel. Eine saubere Art der Bethätigung der Nüchternheit! Der Mann könnte nichts Besseres thun, als sich unausgesetzt zu betrinken: Mit jedem Fall „bestätigt, bekräftigt" er seine Nüchternheit — eine Art der Beweisführung, die sich Mancher schon gefallen lassen würde, dem vollendeten Trunkenbolde würde die Prämie zufallen. Mittelst derselben könnte man auch beweisen, daß ein Trunkenbold, der sich bessert, immer mehr dem Trunke verfällt. Bisher lautete das Urtheil über ihn: der Mann ist regelmäßig betrunken, nur ausnahmsweise nüchtern. Jetzt bessert er sich, die Tage, an denen er nüchtern ist, werden immer häufiger, es werden Wochen und Monate daraus. Was erreicht er damit, wenn wir jene Regel auf ihn zur Anwendung bringen? Daß er durch die Ausnahmen die ihm zur Last gelegte regelmäßige Betrunkenheit bestätigt — denn Ausnahmen bestätigen die Regel!

Und ein so gänzlich sinnloser Satz hätte von irgend einem denkenden Menschen zur Anwendung gebracht werden können? Allerdings nicht in Fällen so eclatanter Art, wie die obigen, welche mir nur dazu dienen sollten, seine Absurdität handgreiflich zu machen. Der Gebrauch, den man von dem Satz macht, ist ein bescheidenerer, man pflegt ihn nur da anzurufen, wo es sich darum handelt, eine aufgestellte Regel gegen den Einwand, daß sie sich in einzelnen Fällen nicht bewähre, in Schutz zu nehmen. Die richtige Abwehr desselben würde darin bestehen, daß man sagte: Ausnahmen *vertragen* sich mit der *Aufstellung* einer Regel, denn die Regel in dem Sinne, der hier allein in Rede steht: dem *statistischen* (im Gegensatz der *Rechtsregel*, welche begrifflich die *ausnahmslose* Anwendung in sich schließt), beabsichtigt nichts als das *Gewöhnliche* anzugeben, läßt also damit selber dem Ungewöhnlichen, der Ausnahme Raum. Jede Regel in diesem Sinn enthält eine auf Beobachtung gestützte Abstraction über das numerische Verhältniß derjenigen Fälle, in denen sie sich bewährt, zu denjenigen, in denen sie sich verleugnet, sie prädicirt das Uebergewicht der ersteren über die letzteren. Aber wenn auch Ausnahmen sich logisch mit der Regel d. h. der Durchschnittsabstraction *vertragen*, so ist es doch der vollendete Widersinn, zu behaupten, daß sie dieselbe *bestätigen*, *befestigen*. Jede Ausnahme enthält einen Fall, in dem die Regel sich *verleugnet*, mehren sich die Fälle in der Weise, daß sie denen der Regel gleichkommen, so ist es um die Regel gänzlich geschehen, überwiegen sie, so schlägt die Regel sogar in ihr Gegentheil um. Es verhält sich damit ebenso, wie mit zwei mit dem Plus- und Minuszeichen versehenen Zahlenreihen, jede Zahl der Minusreihe schwächt das Plus der anderen ab, kommen beide sich gleich, so ist das Resultat = 0, überwiegen die letzteren, so ist das Resultat Minus.

Es ergibt sich daraus, daß es keinen Unterschied macht, ob man der obigen Regel die Fassung auf den Singular „die Ausnahme" oder auf den Plural: „die Ausnahmen bestätigen die Regel" gibt, in beiderlei Fassung ist sie gleich verkehrt. Der Fehler, den man bei Aufstellung derselben begangen hat, besteht darin, daß man „firmat" mit „bestätigt, befestigt, bekräftigt" wiedergegeben hat, während der Sinn, den das Wort hier hat: „involvirt, implicirt" ist. Einem Schüler, der einen Passus bloß wörtlich übersetzt, ohne sich den Sinn, den die Worte haben, klar zu machen, kann man einen solchen Fehler zu Gute halten, aber daß eine solche schülerhafte, völlig sinnlose Uebersetzung sich in einer Weise hat einbürgern können, daß man ihr in Preßerzeugnissen aller Art, nicht bloß in leichtgeschürzten Zeitungs- und Feuilletonsartikeln, sondern selbst in wissenschaftlichen Werken begegnet, ist eine Erscheinung, die ich nicht für möglich halten würde, wenn ich sie nicht auf's vielfältigste constatirt hätte. Seit vielen Jahren beobachte ich sie und habe mir eine Menge von Fällen gesammelt, ein vollständiges Sündenregister angefertigt.

Schon in meinen Studentenjahren wurde meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt: es geschah durch die Doctordissertation eines Bekannten, der bei einer Gelegenheit, wo es sich darum handelte, aus verschiedenen Entscheidungen und Aussprüchen der römischen Juristen ein Princip zu gewinnen, ein solches aufgestellt hatte, welches dieselben nicht deckte. Er half sich dadurch, daß er in denjenigen, die mit demselben übereinstimmten, die Regel erblickte, die übrigen aber als Ausnahmen bezeichnete, welche, weit entfernt, die Regel zu widerlegen, dieselbe bestätigten, denn „exceptio firmat regulam" — damit waren alle Schwierigkeiten überwunden! Ich hatte von dem Manne nie eine sonderliche Vorstellung gehabt, aber nach diesem Probestück seines Denkvermögens sank dieselbe auf den Nullpunkt.

Ich hätte damals nicht geglaubt, daß ich ihm noch einmal glänzende Abbitte würde thun müssen; wenn ich mein obiges Sündenregister verwerthen wollte, ich könnte ihn in die achtbarste Gesellschaft versetzen. Aus nahe liegenden Gründen unterlasse ich dies, ich hebe nur einen Fall hervor, weil er mir die Gelegenheit bietet, einen literarischen Dienst, der mir vor Jahren erwiesen worden ist, zu erwidern. Im Jahre 1876 veröffentlichte ein preußischer Kreisgerichtsrath Felix Boas eine Gegenschrift gegen meinen Kampf um's Recht*). Hat der Mann mir die Wahrheit gesagt! Seit meinen Schuljahren bin ich nicht so abgekanzelt worden, es war mir zu Muthe, als ob ich noch auf der Schulbank säße. Der Verfasser erhöhte die Illusion dadurch, daß er mich persönlich apostrophirte. So lange ihm die Sache noch nicht gar zu arg wird, redet er allerdings von mir in der dritten Person, aber nicht, wie es sonst in der Schriftstellerwelt üblich ist: „der Verfasser", sondern: „der Herr Professor" — offenbar in seinem, des Praktikers, Munde etwas höchst Herabwürdigendes. Aber wenn ihm die Geduld reißt, geräth er in Affect und vertauscht die unpersönliche Bezeichnung mit der für diesen Seelenzustand ebenso geeigneten wie höchst eindrucksvollen Form der persönlichen Anrede. Da heißt es: Sie, Herr Professor, behaupten, wissen Sie denn nicht, Herr Professor u. s. w.? Im Geist hat er mich vor sich und sagt mir, wie ein erbosster Schulmeister einem ungerathenen Schüler, die bittersten Dinge.

Alles das habe ich über mich ergehen lassen müssen, und ich habe wohlweislich nie ein Wörtchen erwidert und thue es auch jetzt nicht. Aber ein Dienst ist des andern werth! Den Dienst der Belehrung, die er mir seiner Zeit zugedacht hat, will ich ihm jetzt erwidern; vielleicht überzeugt er sich, daß er selbst von einem „Professor" noch etwas lernen kann. Ich glaube in seinem Sinne zu handeln, wenn ich den Ton der persönlichen Apostrophirung, den er gegen mich angeschlagen hat, beibehalte; da ich seinen gegenwärtigen Titel nicht kenne, bin ich genöthigt, ihn mit seinem früheren anzureden.

Also: Herr Kreisgerichtsrath! Auf S. 44 Ihrer Schrift sagen Sie: „Da, wo die Rechtsverletzung eine nicht gewollte ist, entstehen meistens die schlimmsten und erbittertsten Processe. Die Ausnahmen davon bestätigen nur die Regel". Ich will Ihnen gestehen, daß ich beim Lesen des letzten Satzes eine gewisse Satisfaction empfand, daß hier zuerst mein ganz in die Brüche gegangenes Selbstvertrauen sich wiederum etwas aufrichtete. Bis dahin hatte ich das Gefühl gehabt: wärest Du doch der k. preußische Kreisgerichtsrath Felix Boas und er Du, hätte er doch den Kampf ums Recht geschrieben und Du sein: „Der Kampf ums Recht ein Pflichtgebot?" mit dem anmuthenden Motto, das an die Stelle des widerwärtigen Dramas, das nach meiner Auffassung sich auf dem Gebiete des Rechts abspielt, das liebliche Bild eines idyllischen Friedens setzt: „Nicht der Kampf gebiehrt das Recht, das Recht ist der Friede" was ungefähr ebenso gut ist, als: nicht der Vater gebiehrt das Kind, sondern die Kinder sind entweder Knaben oder Mädchen. Aber bei jenem Satz ward ich stutzig. Den Satz, sagte ich mir, hättest Du um keinen Preis aus Deiner Feder kommen lassen mögen, und sollte ein Tausch der beiden Schriften vorgenommen werden, so müßte er jedenfalls wegbleiben; ich möchte dem Verfasser den Rath ertheilen, ihn bei allen neuen Auflagen seiner Schrift wegzulassen. Was haben Sie sich dabei gedacht, Herr Kreisgerichtsrath? Es möchte Ihnen schwer fallen, eine Ant-

*) Der Kampf um's Recht ein Pflichtgebot? Antwort und Entgegnung an Herrn Professor Rudolf von Ihering. Von Felix Boas, Königl. Preuß. Kreisgerichtsrath. Berlin 1876. Carl Heymann's Verlag.

Digitized by Google

wort zu ertheilen, wenn Sie nicht etwa erwidern wollten: Sie erkennten die Verpflichtung, sich bei allen Worten etwas zu denken, überhaupt nicht an. Versuchen Sie es, meine obige Deduction zu widerlegen, es wäre ein dankbarer Stoff für eine neue Schrift von Ihnen mit dem Titel: „Ausnahmen bestätigen die Regel", — das Motto könnte lauten: „Die Regel gebiehrt nicht die Ausnahme, aber sie wird durch sie bestätigt" — und ich habe nichts dagegen, daß Sie sich dabei ganz so wie einst der Form der persönlichen Anrede an mich bedienen. So lange Sie diesen Beweis nicht erbracht haben, müssen Sie mir schon verstatten, mein obiges Urtheil aufrecht zu halten, daß der Satz: Ausnahmen bestätigen die Regel ein völlig unsinniger ist, den ein denkender Mensch nicht über die Lippen bringen sollte.

Aber trösten Sie sich, Herr Kreisgerichtsrath, ich rechne Ihnen den Lapsus nicht zu hoch an, Sie sind nicht der Einzige, Sie haben viele und angesehene Mitschuldige, die ich nur keinen Beruf empfinde Ihnen namhaft zu machen; ich überlasse es Ihnen, dieselben zu suchen. Sollten Sie sich entschließen, das obige Thema zu bearbeiten, so können Ihnen dieselben als Zeugen der Wahrheit die werthvollsten Dienste leisten. Wenn ich Sie allein aus der Zahl derselben herausgegriffen habe, so geschah es nur, um den „Professor" dem k. preußischen Kreisgerichtsrath gegenüber wieder etwas zu Ehren zu bringen.

Der Leser möge es entschuldigen, wenn ich der letzteren Versuchung nicht widerstehen konnte, die neuen Auflagen meines Kampfes um's Recht schienen mir nicht der geeignete Ort zu sein, um derselben nachzugeben, während ich es bei einem Feuilleton-Artikel nicht so streng nehme. Ich habe mir zur Regel gemacht, meine Schriften möglichst von persönlichen Erwiderungen frei zu halten, und obschon ich auch schon hie und da eine Ausnahme davon gemacht habe, bin ich doch, wie der Leser weiß, nicht der Ansicht des genannten Schriftstellers, daß die Ausnahmen die Regel bekräftigen.

Ich nehme den Ton der rein sachlichen Darstellung wiederum auf. Viel bleibt mir allerdings nicht mehr übrig, die Widersinnigkeit der obigen Regel glaube ich schon in einer Weise dargethan zu haben, daß ich kein Wort mehr hinzuzufügen brauche, und damit ist der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes erreicht. Ob derselbe die Wirkung haben wird, jene Regel allmählich im Gebrauch zu verdrängen, ist eine andere Frage; hinsichtlich der Leser des gegenwärtigen Aufsatzes glaube ich dessen sicher zu sein. Aber zwei Bemerkungen möchte ich mir noch verstatten. Die eine hat die Thatsache zum Gegenstande, daß eine so durch und durch sinnlose Regel sich in einer Weise einnisten konnte, daß selbst namhafte Schriftsteller sich ihrer zu bedienen vermochten. Versagt das menschliche Gehirn mitunter seine Dienste? Wenn es durch die Macht der Gewohnheit und die Autorität eingelullt wird, allerdings! Wie gefälschte Werthzeichen, wenn sie täuschend nachgemacht sind, von einer Hand in die andere gehen, ohne daß Jemand sich die Mühe nimmt, sie auf ihre Echtheit zu prüfen, ebenso die Münzen des geistigen Verkehrs. Haben sie es einmal durch die Gedankenlosigkeit der Ersten, die sie einführten, und derer, die sie weiter gaben, dahin gebracht, in Cours zu kommen, so unterdrückt die Autorität, deren sie theilhaftig geworden sind, selbst bei Denjenigen, die klar zu denken gewohnt sind, die eigene Kritik; unbesehen werden sie als echte Münzen auch von ihnen angenommen und verausgabt, der Unsinn erlangt die Geltung der Wahrheit, weil Einer dem Andern nachspricht, und Jeder sich auf den Andern verläßt. Bei der vorliegenden Regel ist der Erfolg, dessen sie sich rühmen kann, durch ihre hohe Brauchbarkeit allerdings nicht wenig unterstützt worden. Welch' bequemeres Mittel kann es für einen Schriftsteller geben, sich mit leidigen Ausnahmen, die er einmal nicht bestreiten kann, abzufinden, als den ihm durch andere Autoritäten zur Verfügung gestellten Satz: Ausnahmen bestätigen die Regel? Damit wird er allen Schwierigkeiten überhoben, die Ausnahme, weit entfernt, der Regel in den Weg zu treten, ist so liebenswürdig, ihr den Weg zu ebnen — es ist der Feind, der selber die Bollwerke der Festung einreißt und dem Angreifer die freundlichen Worte zuruft: spazieren Sie nur gefälligst hinein, der Weg ist gebahnt, ich habe selber alle Hindernisse beseitigt. In der That! die Regel ist so eminent brauchbar, daß sie verdiente wahr zu sein, und ich möchte fast bedauern, daß ich ihre Unrichtigkeit dargethan habe — es ist ein unbequemer Dienst, den ich damit allen denjenigen, welchen diese Zeilen zu Gesicht kommen, und welche bisher an ihre Wahrheit geglaubt haben, geleistet habe.

Ich würde meinen, denselben nur halb erwiesen zu haben, wenn ich nicht noch eine Bemerkung hinzufügte. Sie ist berechnet auf den wissenschaftlichen Forscher. Meine eigenen Erfahrungen haben mich belehrt, daß der Gegensatz von Regel und Ausnahme nicht selten ein scheinbarer ist, der dem tieferen Eindringen weicht. Der oberflächlichen, an der Aeußerlichkeit haftenden Auffassung erscheint Manches als Ausnahme, was sich dem nachhaltigen, dem Innern der Dinge sich zuwendenden Denken als Bethätigung eines und desselben Grundgedankens offenbart. Bei einer Reihe von Rechtsbestimmungen, die historisch bei ihrem ersten Auftreten die Form von Ausnahmen gegen das bisher geltende Recht an sich trugen, habe ich den Nachweis zu liefern vermocht, daß sie nicht sowohl Ausnahmen waren, als vielmehr die Form, in der das bisherige Recht selber sich verjüngte, d. h. einen Gedanken zum Ausdruck brachte, der in der bisherigen Regel nur unvollkommen erfaßt war, und der erst durch die Erweiterung, welche die Ausnahme ihm verlieh, seinen vollkommen zutreffenden, adäquaten Ausdruck erhielt — die Ausnahme ist nicht selten die Form, in der die Regel selber ihre unvollkommene Fassung corrigirt, und diese Thatsache, die ich meinerseits auf dem Gebiet des Rechts constatirt habe, scheint mir wichtig genug, um sie allen Forschern auf andern Gebieten zur Beachtung zu empfehlen. In diesem Sinn will ich mich zu dem Satz bekennen: Ausnahmen bestätigen die Regel, d. h. wer die Ausnahmen richtig erkannt hat, wird nicht selten inne werden, daß sie sich der Regel unterordnen, aber nicht derjenigen, die er bisher fälschlich für dieselbe gehalten hat, sondern der erweiterten, die beide, Regel wie Ausnahmen, gleichmäßig in sich begreift — platt ausgedrückt: Hüte Dich, bevor Du etwas als Ausnahme gelten läßt, die Ausnahme steckt häufig nicht in der Sache selber, sondern in Deinem unvollkommenen Denken!

Literarische Plauderei.

Von Hieronymus Lorm.

Worin besteht die Sommerfreude eines deutschen Schriftstellers? Die Hitze verbietet das Lesen und das Schreiben. Voilà tout!

Ich wiege mich im amerikanischen Schaukelstuhl auf der Veranda meines hoch im Gebirge gelegenen Lustschlosses, welches ich vor einigen Tagen mit glänzender Suite bezogen habe. Zum Lügen ist es aber zu heiß, denn es braucht Erfindung, und die Wahrheit zwingt mich, zu der gemeinen Niederung der Wirklichkeit herabzusteigen. Der Schaukelstuhl ist ein gefällter Baumstamm, welcher, um abgeholt zu werden, indessen quer vor dem Lustschloß liegt. Das Lustschloß seinerseits ist ein elendes Bauernhaus, in welchem nur meine glänzende Suite wegen Ahnung willkommener Jagd sich wohl fühlt. Die Suite ist wieder nur mein alter Hund mit glänlendem Fell und seine Ahnungen waidmännischer Art gehen auf Katzen oder Ratten.

So bleibt denn von der ganzen erlogenen Herrlichkeit in Wahrheit nichts übrig als das Herrlichste: die Gebirgshöhe. Dazu kommt, daß mein elendes Bauernhaus der fürstlichen Paläste spotten kann, weil es von einer Luft umweht, die diesen nicht zugänglich ist. Die Berghöhe ist die wahre, während im Gegentheil die weltliche Ranghöhe in verdorbener Luft schwebt und die einzige Höhe ist, von der aus man keinen Ueberblick hat.

Freilich gewährt das Dach meines Bauernhauses einen sonderbar leichtsinnigen Eindruck. Ein lustiger Windstoß kann das Dach bequem und doch geschwind unter dem Arme

Digitized by Google

mit forttragen. Auch sitzt kein Blitzableiter drauf, und in diesem gewitterschwülen Sommer kann ein einziger Wetterstrahl mein Luftschloß einäschern. Ich dachte heute Nacht daran, als ich eine Stunde schlaflos lag, aber ich beruhigte mich bald. Im äußersten Falle stecke ich meine Manuscripte in zwei Koffer, mein Vermögen in die Westentasche und vermag sodann den Gang der Ereignisse ruhig abzuwarten.

Der Leser raisonnirt in diesem Augenblicke über die aufgewärmte alte Geschichte. Denn offenbar gehen meine Betrachtungen darauf aus, von der Armuth des deutschen Schriftstellers zu sprechen. Das ist ja ein überwundener Standpunkt und Lorenz Kindlein ist todt. „Mause?" fragte mich ein skeptischer College, dem ich diese Todesgewißheit des „armen Poeten" äußerte. Ich zuckte die Achseln, ich konnte nicht geradezu verneinen. Denn es ist ja jetzt an der Tagesordnung, von den großen Honoraren der deutschen Schriftsteller wie von den Schätzen zu sprechen, mit welchen Engländer und Franzosen ihre Autoren überhäufen.

Wer gräbt ihnen diese Schätze aus? Etwa die Großmuth der Verleger? Nein! Es versteht sich vielmehr von selbst, daß es der wahre literarische Sinn und Geschmack der betreffenden Nationen ist, welcher den poetischen Himmel, der über den Boden des Landes gespannt ist, so rentabel macht, wie es der Landbesitz selbst ist. Das große Einkommen der fremdnationalen Schriftsteller beruht einzig und allein auf der großen Anzahl der von ihren Werken wirklich verkauften Exemplare.

In Deutschland, wenn man von der Menge lebender Roman-Schriftsteller zwei, höchstens drei ausnimmt, lassen sich solche Verkaufszahlen nicht nachweisen. Mit dieser ganz einfachen Thatsache sind zwei Umstände bewiesen: 1) daß die gefabelten Autoren-Honorare in Deutschland nicht existiren, woraus sich ergiebt 2) daß wir kein wirklich literarisches Publikum haben, oder daß die Bezeichnung einer „Nation von Denkern und Dichtern", zuerst vom Romanschreiber Bulwer auf uns angewendet, selbst ein Roman ist.

Man könnte auf die große Zahl der Exemplare hinweisen, welche von Familienblättern und Romanzeitungen ausgegeben werden und daraus fälschlich schließen, daß, wenn nicht als Buch, doch als Journal, deutsche Romane dieselben großen Auflagen hätten wie französische und englische Romane und folglich gleich große Honorare erzielen müßten. Dieser Conclusion steht nur die traurige Prämisse entgegen, daß die Zeitungseigenthümer das Honorar, welches sie ihren Roman-Autoren bewilligen, keineswegs, ja nicht im Entferntesten, nach der Zahl der Exemplare bemessen, welche sie von ihren Unternehmungen ausgeben.

Wirklich große Honorare beziehen in Folge der Tantième nur die dramatischen Schriftsteller, welche das Glück bei der Wahl ihrer Stoffe begünstigt, auch wenn sie an sich nur geringfügige dichterische Talente sind. Denn das deutsche Publikum trägt sein Geld tausendmal lieber zur Theater-Casse als zum Buchladen. Deshalb würde auch die in fremden Ländern eingeführte Tantième für den Buchverkauf in Deutschland nichts nützen. Denn in Ermangelung eines Publikums bleibt sie gleich unwirksam, ob sie mit leeren Buchhandlungen oder mit leeren Schauspielhäusern zu rechnen hat.

So lange statistisch durch die Zahl der verkauften Romane nachzuweisen ist, daß wir kein Publikum haben, welches, wie in fremden Ländern, mit dem Besitz von Büchern denselben Ehrgeiz oder mindestens dieselbe Eitelkeit verbindet, wie mit dem Besitz von Silber, Porzellan, Equipagen und Schmuckgegenständen — so lange klingeln die Phrasen von der Verbesserung des Schicksals deutscher Poeten ganz vergeblich. Fragt man aber, wozu überhaupt im hehren Gebiet der „Poesei" von dem so schrecklich gemeinen Gelde gesprochen werde, so ist diese Frage so urdeutsch, daß ihre Beantwortung, wenn auch keinen unmittelbar praktischen, mindestens einen culturgeschichtlichen Zweck hat und zur Kenntniß unseres nationalen Charakters sehr viel beiträgt.

Ich habe mir es einst in einer unseligen Stunde beifallen lassen, die folgenden Worte dem Drucker zu übergeben: „Honorar ist auch Poesie und je mehr Honorar, um so mehr Poesie!" Die Folge war eine gewisse sittliche Entrüstung, womit diese Worte in einzelnen Blättern citirt wurden, natürlich nach dem Brauch unseres so tugendhaften literarischen Deutschthums in oberflächlichster Weise. Ein Blatt schrieb die angeführten Worte mit kopfschüttelnden Glossen dem andern nach, ohne sich um das Buch zu kümmern, in welchem die Worte ursprünglich standen und folglich auch ohne die Begründung derselben im geringsten zu berücksichtigen.

Ich will diese Begründung hier nicht wiederholen, nur das seltsame culturgeschichtlich merkwürdige Verhältniß berühren, in welchem die Deutschen noch immer zu ihren Schriftstellern stehen. Wir sind später als andere Nationen dahinter gekommen, daß die Kunst nicht als ein im Grunde überflüssiger Luxus der Befriedigung der Lebensbedürfnisse nachsteht, sondern daß die Befriedigung durch die Kunst selbst das erste Lebensbedürfniß für eine Nation ist und daher so hoch als möglich gelohnt werden muß.

Ja, sagt man mit weise scheinender Bedachtsamkeit, der höchste Lohn gebührt den Genies der Kunst, und wie wenige derselben hat selbst ein ganzes Jahrhundert aufzuweisen! So ist es aber keineswegs. Die Aloë blüht nur einmal alle hundert Jahre, wären aber dazwischen nicht tausend und tausend unbedeutendere Pflanzen aufgeblüht und verblüht, so wäre die Zahl der Frühlinge nicht möglich gewesen, die dem Erblühen der Aloë vorhergehen mußten. Die Vergänglichen erhalten den Sinn und Geschmack rege für das selten kommende Unvergängliche. Die Nachempfinder und Nachahmer, die Insectenheere der Mittelmäßigkeit verstreuen unausgesetzt die Samenkörner des Schönen, und dieses könnte niemals in voller Herrlichkeit aufgehen, wenn nicht auch den verschiedenen kleinen und unbedeutenden Samenkörnern die volle Empfänglichkeit der Nation entgegengekommen wäre, eine Empfänglichkeit, die oft unbewußt den Keim schon für die Frucht halten muß. An dieser fördernden Empfänglichkeit fehlt es uns noch heute, nachdem wir eigentlich unter den Culturvölkern am spätesten zu einer wahren nationalen Literatur gekommen sind. Welche Art deutscher Poesie liegt hinter und neben Lessing! Die Poesie war noch im vorigen Jahrhundert entweder Verherrlichung der griechischen Mythologie, aus der jene ihre Tropen und ihre Ideale nahm oder — deutsches Vagabundenthum. Daraus stammt auch unser doppeltes Verhältniß zu den Schriftstellern: entweder wir heben sie in die Wolken, wir machen sie zu Göttern, die neben der olympischen Speise kein Brod brauchen; oder wir werfen sie zu den Lumpen und Spaßmachern, die kein Brod verdienen und auch keines verdienen können.

Noch heute giebt es Deutsche, die eine heilige Scheu davor empfinden, von Dichterhonoraren zu sprechen und darin eine ernsthafte Angelegenheit zu sehen. Bekannt ist, daß Voltaire, als ein schlechter Schriftsteller sich rühmte, nur für die Ehre zu schreiben und dem Verfasser des „Candide" vorwarf, nur für's Geld zu schreiben, die Antwort ertheilte: „Jeder schreibt für Das, was er nicht hat." Unbeschadet dieses Witzes blieb den Deutschen die Voraussetzung fest eingepflanzt, die Kunst arbeite nicht für's Geld, der wahre Künstler denke gar nicht daran und würde seine Werke schaffen, auch wenn man ihn nicht dafür bezahlte.

Die Wahrheit ist, daß Niemand für's Geld allein arbeitet, schon aus dem Grunde nicht, weil solche Arbeit nicht bezahlt wird. Das Unwillkürliche, Spontane des Talentes muß als Hauptmotiv durchblicken, um einer Schrift äußern wie innern Werth zu geben. Aus einem Briefe Wieland's an Böttticher ist zu ersehen, daß Goethe „Wilhelm Meister's Lehrjahre" auf einen sehr geringen Umfang beschränkt hätte, wenn die Zahl der „Carolin's", die ihm für den Bogen in Aussicht gestellt waren, ihn nicht zu stets größerer Ausdehnung verlockt hätten. Aus dem Schiller-Goethe-Briefwechsel läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, was Schiller nicht geschrieben hätte, wenn er nicht blos des Geldes wegen die „Horen" übernommen und geschichtliche Vorträge gehalten hätte. Ist das Herrliche darum weniger Erzeugniß des freien Genies? Und ebenso ist es mit berühmten Malern, die Bilder nur auf

Digitized by Google

Bestellung fertigen. Und ebenso ist es mit großen Schauspielern, die den Abend viel lieber im Weinhaus versäßen, als daß sie auf die Bühne steigen — sind sie aber oben, dann haben sie nichts mehr als ihre Aufgabe vor Augen. Was mich betrifft, — in dieser Angelegenheit kann ein Schriftsteller als Competenz auch seine geringfügigste Wenigkeit anrufen, denn sie ist die nächste Quelle seiner literarischen Erfahrungen — so schreibe ich nicht die unbedeutendste Notiz ohne ein inneres Interesse daran. Es ist wohl war, daß ich manchen Tag, manchen Abend lieber mit meinen Lieblings-Studien oder mit Weib und Kind oder mit dem Schach verbrächte und es kostet dann schwere Seufzer, mich an den Schreibtisch zu setzen. Bin ich aber bei der Arbeit, dann lebt nichts mehr in mir und vor mir als der Gegenstand, den ich behandle.

Das Talent ist immer willig, aber die Stimmung ist es nicht immer. Es braucht Opfer, schwere Selbstbeherrschung, andere Interessen, Neigungen, Träumereien aus dem Gemüth zu reißen, um eine übernommene Pflicht zu erfüllen.

Diese sittliche Weihe der schriftstellerischen Arbeit entfällt ganz, wenn sie nicht zugleich ein pflichtgemäßes Erwerben ist, und dieses kann sie wieder nur sein, wenn der Ertrag hinreicht, eine Lebenspflicht zur Erfüllung zu bringen. Gleichwohl unterscheidet sich der künstlerische Gelderwerb himmelweit von jeder andern Gewerbsthätigkeit und der Unterschied liegt im — Rohstoff. Dieser ist bei der gewöhnlichen bürgerlichen Thätigkeit ein todtes Material oder bedingt eine blos mechanische Beschäftigung. Beim Schriftsteller ist — alle Doppeldeutigkeiten werden verbeten — er selbst sein Rohstoff, sein Gehirn, sein Gemüth. An diesen Besitzthümern könnte er einen freien Genuß haben, wenn er sie nicht in sklavischer Arbeit verwerthen müßte. Von solcher Qual der Selbstüberwindung haben Diejenigen keinen Begriff, deren Gehirn und Gemüth eben im Erwerben schon ganz aufgeht, die gar nichts Anderes mit diesen edlen Gütern anzufangen wissen, denen das Geld Selbstzweck und einziger Zweck ist.

Worin liegt für einen denkenden und gebildeten Menschen der Werth des Geldes? Einfach nur darin, daß er bei genügendem Besitz des Geldes desselben nicht mehr zu gedenken braucht. Nur wer von dieser Ueberzeugung erfüllt ist, besitzt die Kunst, reich zu sein, eine Kunst, die noch seltener ist, als die, reich zu werden. Wie viele reiche Leute, selbst Millionäre, sind nicht reich, weil sie die Kunst, es zu sein, nicht besitzen, weil sie das Geld zum Selbstzweck machen, also fortwährend desselben gedenken und sich folglich niemals in genügendem Besitze fühlen. Dieser vielverbreitete Charakterzug, diese Erhebung des Geldes zum Selbstzweck, gehört zu den niedrigsten, abscheulichsten Seiten des Menschenthums. Aus der dumpfen Empfindung solcher Erbärmlichkeit heraus sagt zuweilen ein Reicher: „Das Geld macht nicht glücklich.“ Der Schriftsteller erwidert seufzend: „Dieses Unglück möchte ich mit Ihnen theilen.“

Die Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Erdengüter liegt nicht in der äußerlichen Ungleichheit der Besitzverhältnisse, sondern in der Rücksichtslosigkeit des Schicksals gegenüber den Persönlichkeiten der Besitzenden. Die meisten Menschen sind geborene Ackergäule. Sie wären unglücklich, wenn sie nicht arbeiten müßten, weil sie dadurch am Ende gar zu sich selbst kämen. Was sollten sie aber mit einem so armseligen Ziel, mit sich selber anfangen? Der Schriftsteller, der ungenügend honorirt wird und folglich weiter arbeiten muß, repräsentirt die wahre Armuth auf dieser Erde. Er hat satt zu essen, trägt auch ganze Stiefel, seine nächsten Lebensbedürfnisse sind durch seine Arbeit hinlänglich gedeckt, die Dürftigen beneiden ihn und dennoch ist gerade er der Aermste unter ihnen, denn er wird Dessen beraubt, was sie niemals besaßen, der Gratisgenüsse des Lebens, nicht etwa der Luxusgenüsse des Reichen. Er wird der Möglichkeit beraubt — nicht müßig müßig zu gehen, dem Wandel des Sonnenscheins zu folgen, stundenlang auf den Straßen die monumentalen Kunstwerke zu studiren; den Wandel der Jahreszeiten an einem schönen Baume zu beobachten, zum Fenster hinauszusehen, den Wandel der Menschen zu beschauen, kurz, er wird der Möglichkeit beraubt, zu sich selbst zu kommen.

Das haben die Reichen niemals bedacht, deren Großmuth so groß ist, „als wie das Loch der Armenbüchs'“ und es spricht für die Abnahme des literarischen Charakters der Deutschen, daß es keine Mäcene mehr giebt, welche den Dichter beschenkten, ohne etwas Anderes dafür von ihm zu verlangen, als daß er nach seinem Traum und seinem Sinn lebe und welche vor Allem dem Dichter so viele Verehrung und Liebe einflößten, daß er nehmen würde, was sie geben wollten.

Ich aber, eines solchen Mäcens mich nicht erfreuend, gebe im Drang nach der vermißten poetischen Freiheit meinen Baumstamm für einen Schaukelstuhl, mein Strohdach für ein Lustschloß aus; ich sitze im Gebirge und jodle — Artikel.

Zu diesem Zwecke habe ich mir einige der neuesten Erscheinungen der Bücherwelt mit heraufgenommen, während ich, im Besitz jener poetischen Freiheit, an dem alten Buche der Natur vollauf genug hätte. Im Entzücken über die Gebirgshöhe ist es schwer, den Producten der Niederung gerecht zu werden, sie müßten denn selbst einige Höhe haben und zwar nicht ausschließlich den Vorzug, auf der Höhe des modernen Geschmackes zu stehen. Dieser ist bekanntlich der Realismus; ich werde aber in der herrlichen Landschaft unwillkürlich gewahr, daß nichts entfernter ist von der Natur — als der Naturalismus.

Alle wirklichen Ereignisse und Geschehnisse dieser Welt sind die auseinander gestreuten Buchstaben eines unbekannten Wortes. Unser Verstand reicht nicht hin, die Buchstaben richtig zusammenzusetzen und den Sinn des Wortes zu lesen. Dennoch ist all' unser Lesen nur ein heißes Bemühen um jenen verborgenen Sinn. Die Gedankenlosen glauben ihn eher zu haben, wenn ihnen die Buchstaben, die alltäglichen Ereignisse der Wirklichkeit, nur recht anschaulich vor Augen sind. Dies ist das Geheimniß des Wohlgefallens am Realismus.

Daß der Sinn der Welt nicht erreicht wird, kümmert die Gedankenlosen nicht weiter, und eben so wenig haben sie Acht darauf, daß der ganze Spuk des Naturalismus auf einer Täuschung beruht. Er ist nur ein umgekehrter Idealismus; er malt mit schwärmerisch erlogenen Farben das Häßliche und Gemeine aus und meint, weil es mehr verbreitet ist in der Welt als das Schöne und Edle, so hätte es auch mehr Wahrheit, wenn es dargestellt wird. Indessen kann jegliche Darstellung nur aus einem idealen Moment hervorgehen und der nächstbeste Bauer, wenn er heute in der Stadt deutlich erzählen soll, was er gestern in seinem Dorfe geschaut und erlebt hat, bedarf dazu eines Grans von Phantasie und Kunst, eines Körnchens idealer Begabung. Beim sogenannten Naturalismus bethätigt sich diese Begabung in der Schwärmerei für das Abscheuliche, ohne dadurch im Geringsten real zu werden.

Die nächste Veranlassung zu diesen Bemerkungen gibt mir ein in seiner Art ganz vortreffliches Buch: „Die Bilanz der Ehe“ von Gustav Schwarzkopf.*) Bisher liegt nur der erste Band vor mit dem Nebentitel: „Passiva“, und zwischen diesen beiden Titeln schwebt noch ein dritter: „Novellistische Studien“. Diese Bezeichnung ist es allein, an die sich ein Tadel knüpfen kann. Das Buch ist in keinem Sinne novellistisch, und wenn es der Verfasser selbst dafür halten sollte, so hat er sich entweder einer zu großen Bescheidenheit beflissen oder einer Selbstüberhebung schuldig gemacht, jedenfalls aber der Specialität seiner Leistung, seiner merkwürdigen Eigenart unrecht gethan.

Gustav Schwarzkopf ist ein neuer Schriftsteller, und man kann dies mit mehr Recht und in einem ganz anderen Sinne behaupten, als dies eine unfähige Kritik mit kläglichem Erfolge von der armselig medisirenden Ossip Schubin gethan hat. Die „Bilanz der Ehe“ ist der mit künstlerischer Meisterschaft innerhalb der ihm zukommenden Grenzen zur Geltung gebrachte Realismus. Man findet darin mit einer einzigen Ausnahme alle jene Eigenschaften, die den hervorragenden Romanschriftsteller ausmachen: gediegen mit voller Lebenswahrheit ausgeprägte Charaktere, tief eindringende Beobachtung der socialen Verhältnisse, schlichte, überzeugende und durchaus objective Darstellung. Die erwähnte Ausnahme liegt im

*) Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1885.

Digitized by Google

Mangel an dichterischer Erfindung, in der völligen Abwesenheit des Fabulirens. Bloß durch die Bezeichnung „novellistisch" hat der Verfasser diesen Mangel bemerkbar gemacht, der ein Vorzug ist, sobald man das Buch nur als einen getreuen, aber deshalb nicht minder mit großer Kunst geschaffenen Spiegel des modernen Ehelebens auffaßt.

Von den sechs Stücken der Sammlung steht keines hinter dem anderen zurück. Ich hebe jedoch nur drei hervor, weil sich an ihnen am kürzesten die Eigenthümlichkeit und der Werth des Buches verdeutlichen lassen.

„Vermittelte Liebe" schildert eine durch eine professionelle Heirathsstifterin herbeigeführte Liebeswerbung und Ehe. In den brennendsten Farben der Wirklichkeit erblicken wir die oberflächliche, geschminkte Scheinbildung des modernen Mädchens in Clotilde Diamant, die sozusagen nur in ihren freien Stunden gebildet ist, sowie den zu einer momentanen Poesie der Liebe gebrachten, aber durch und durch dem gemeinen Gelderwerb verfallenen Geschäftsmann Dagobert Preßburger. Mit einer nicht genug anzuerkennenden Selbstbeherrschung, nämlich ohne jede subjective Zuthat, läßt der Verfasser einzig und allein den Humor der Situation selbst auf uns wirken. Scheinbar mit der Trockenheit und Gelassenheit eines Protokollführers, gänzlich hinter seinem Gegenstande verschwindend, verzeichnet der Verfasser bloß, was sich während der Braut- und was sich während der Ehezeit begibt, und da keine Handlung dabei im Spiele ist, keine Fabel sich entwickelt, so könnte das Protokoll zu unserem Ergötzen ins Unendliche fortgesetzt werden.

Dieselbe eiserne Ruhe objectiver Darstellung wie bei der humoristischen legt der Verfasser auch bei der tragischen Situation an den Tag. „Aus Dankbarkeit" schildert die letzterwähnte Situation. Mit einer Consequenz, die sich bis zur unerbittlichsten Grausamkeit steigert, immer aber als für die Aufgabe durchaus nothwendig sich herausstellt, sind die Thatsachen auseinander gelegt, wie sie sich bei den gegebenen Charakteren aus dem ursprünglichen Motiv der Ehe entwickeln müssen. Es konnte nicht anders kommen, sagt sich der Leser und blickt rathlos auf das complicirte Elend des menschlichen Daseins.

Mit der unbefangenen Objectivität des Chronikenschreibers enthüllt uns auch „Eine glänzende Partie" das wahre Wesen einer der so häufig vorgekommenen Verbindungen zwischen hochbetitelten Cavalieren und beliebten Schauspielerinnen. Hier ist die Resignation des Verfassers auf die Beimischung von Betrachtungen, welche den epischen Gang stören könnten, um so mehr anzuerkennen, als sich auch Demjenigen, der sonst nicht viel nachzusinnen pflegt, wenn er solchen Verhältnissen im wirklichen Leben näher kommt, allerlei Reflexionen von selbst aufdrängen. Die menschliche Vernunft ist nur zu bereit, sich unterdrücken zu lassen; vom Glaubensfanatismus und Rassenhaß bis zu den Kleidermoden herab gibt es keinen Unsinn, dem sie nicht willig sich opferte. Erstaunlicher aber kann dieses Opfer nicht berühren, als in Gestalt der flachköpfigen Aristokraten, die Bühnenkünstlerinnen heirathen, wobei natürlich von seltenen Ausnahmen abzusehen ist. Im Allgemeinen hat eine derartige Person keinen anderen Reiz als den der Oeffentlichkeit. Was die Dame an äußerer Schönheit besitzt, wird von tausend jungen Mädchen übertroffen, die völlig unbeachtet bleiben, wenn man sie auch oft genug sehen kann, bloß weil sie in anständiger Obscurität dahinleben. Die Innerlichkeit der bezüglichen Damen ist völlig in ihrer Kunst aufgegangen und werden sie dieser durch die Heirath entzogen, so haben sie an seelischem Inhalt nichts mehr zu bieten. Derselbe Mann, der sie aus Eitelkeit zur Frau nahm, weil sie viel umworben, viel gesehen worden, fühlt jetzt dieselbe Eitelkeit bitter gekränkt, weil seine Frau zu totaler Unbedeutendheit herabgesunken ist. Ein alter, wenig bekannter Schriftsteller aus der französischen Schweiz bezeichnete einmal die Eitelkeit als die merkwürdigste Erscheinung des menschlichen Lebens, weil sie am leichtesten zu verwunden und doch niemals zu tödten sei.

Zu solchen Betrachtungen regt das Buch Schwarzkopf's vielfach an, während er selbst nur die Thatsachen sprechen läßt. Geschmackswidrigkeiten und stilistische Unebenheiten wird eine spätere Arbeit wohl abgestreift haben. Ich habe mich nicht nach der Landsmannschaft des Verfassers erkundigt, aber er legitimirt sich schon im ersten Stück der Sammlung als Oesterreicher, weil er *auf* etwas und *daran* vergißt. Abgeschmackt ist es, mit dem Pseudonym eines lebenden Schriftstellers eigenmächtig umzuspringen und einer imaginären Person den entwendeten Namen beizulegen.

Der rohe unkünstlerische Naturalismus ist langweilig, und wer z. B. „Nana" ohne Gähnen zu Ende bringt, der hat niemals etwas Unterhaltendes gelesen. Der künstlerische Realismus Schwarzkopf's ist anziehend und amüsant, und wenn es für Dichter idealer Richtung, wie oben bemerkt, keinen Mäcen gibt — für die „Bilanz der Ehe" wird das große Publicum selbst der Mäcen werden.

Eduard von Hartmann über den Spiritismus.

Von Carl du Prel.

Wichtige Tagesfragen sollten immer baldmöglichst vor das Forum der Philosophie gezogen werden, um dieselben über den Meinungszwiespalt der Parteien hinwegzuheben, die es von selber nicht zur Erkenntniß bringen, daß sie immer nur halb im Rechte, die Gegner nur halb im Unrechte sind. In dieser Weise hat Hartmann unlängst die Judenfrage einer objectiven Untersuchung unterzogen, und in seiner jüngsten Schrift erörtert er den Spiritismus*). Die historischen Zeugnisse und Berichte der Zeitgenossen lassen für Hartmann keinen Zweifel, daß im Menschen Kräfte liegen, welche die Wissenschaft noch nicht erforscht hat; er selbst hat keine Erfahrungen über spiritistische Phänomene, will auch nur ein bedingungsweise geltendes Urtheil über die aus diesen Erscheinungen, im Fall ihrer Realität, zu ziehenden Schlußfolgerungen abgeben. Die Naturwissenschaft hat eben leider bisher ihre Pflicht versäumt, durch Feststellung des spiritistischen Thatsachenmaterials der Philosophie vorzuarbeiten. Hartmann hat vollkommen Recht, daß er an die officielle Wissenschaft dringend die Aufforderung richtet, diese Untersuchung endlich vorzunehmen; aber er, der Pessimist, ist in einem mir ganz unbegreiflichen Optimismus befangen, wenn er glaubt, daß diese Aufforderung etwas nützen wird. Neue Wahrheiten müssen erst hundert Jahre alt und Gemeinplätze werden, bevor Akademien sich damit beschäftigen. Es läßt sich historisch beweisen, daß es immer so war, und psychologisch begründen, warum es immer so sein wird. So sind es z. B. etwa 100 Jahre her, daß Mesmer den thierischen Magnetismus wieder entdeckte; erst jetzt aber, nachdem Hansen durch öffentliche Vorstellungen in zahlreichen Städten Deutschlands tausendfach den Beweis geliefert hat, daß es einen thierischen Magnetismus gibt, haben einzelne Physiologen und Aerzte die Untersuchung in die Hand genommen; nach kurzer Zeit aber sind diese guten Vorsätze wieder eingeschlafen. Nun ist aber ohne gründliche Kenntniß des Magnetismus und Somnambulismus der Spiritismus unverständlich; es läßt sich also ungefähr berechnen, wie lange unsere Akademien brauchen werden, um sich zu der ihnen von Hartmann zugemutheten Arbeit aufzuraffen. Eher noch werden vielleicht die Regierungen eingreifen, welche Hartmann auffordert, wissenschaftliche Untersuchungs-Commissionen einzusetzen.

Hartmann ist überzeugt, daß die Geistertheorie der Spiritisten unhaltbar ist und alle Phänomene aus dem Medium sich erklären lassen. Er nimmt eine besondere Art von Nervenkraft an, die sich im autosomnambulen Zustand des Mediums äußert. Diese kann sich in Licht- und Wärmeschwingungen umwandeln, im Organismus sich bis zu einem Betrage ansammeln, der Entladungen zur Folge hat, und kann durch den Willen gelenkt werden. So erklären sich verschiedene physikalische Phänomene bei Medien: Klopflaute, Anziehung oder Abstoßung materieller Gegenstände, Lichterscheinungen

*) Eduard v. Hartmann: Der Spiritismus. Leipzig und Berlin, W. Friedrich. 1885.

Digitized by Google

und Wirkungen in die Ferne. Als intelligente Kraft bringt Hartmann diese Nervenkraft in Verbindung mit den mittleren Hirnschichten, die als Träger des somnambulen Bewußtseins anzusehen sind. Auch durch Gedankenlesen kommt das Medium theilweise zu seinen Vorstellungen. Hartmann leugnet aber nicht, daß andere Vorstellungen des Mediums nur aus einer metaphysischen Quelle ihm zufließen können. Es findet oft ein eigentliches Hellsehen, ein Fernsehen in Zeit und Raum statt. Hartmann ist nun aber Pantheist und kennt als solcher nur die phänomenale irdische Erscheinungsform des Menschen und die Weltsubstanz, in der wir unmittelbar wurzeln, aber nicht das Zwischenglied, nämlich das transcendentale Subject des Menschen mit seinem übersinnlichen Bewußtsein und Fähigkeiten. Hartmann ist daher genöthigt, alles Hellsehen als Inspiration zu erklären: Da die Individuen im Absoluten wurzeln, so haben sie an diesem eine Verbindung untereinander; es kann Fernsehen in Zeit und Raum eintreten, weil im absoluten Wissen des absoluten Geistes die Fäden aller Causalreihen zu einer einzigen Gesammtanschauung verschlungen sind. Es ist nun allerdings sehr begreiflich, daß Hartmann diese Phänomene zunächst mit der Philosophie des Unbewußten in Einklang bringen will; ich glaube jedoch, daß Kant in seinen „Träumen eines Geistersehers" richtiger geschlossen hat: daß wenn ein Hellsehen sich constatiren ließe, wir genöthigt wären, zwischen Subject und Person im Menschen zu unterscheiden. Mit einem solchen metaphysischen Individualismus kommt in der That große Klarheit in die Erscheinungen des Somnambulismus und Spiritismus, und diese bewähren sich so als sehr gute Prüfsteine philosophischer Systeme.

Die somnambule Phantasie des Mediums überträgt die aus seinem Unbewußten auftauchenden Vorstellungen durch eine Art von dramatischer Selbstspaltung auf eine fremde Quelle, und die von ihm geschaffenen Gebilde stehen als Hallucinationen vor ihm. Es sind das die Geister, wovon das Medium spricht, und zwar in vollkommen gutem Glauben spricht. Das Medium wirkt aber, wie Hartmann sagt, auf die Theilnehmer der Sitzung wie ein starker Magnetiseur, der — wie das Hansen vielfach gezeigt hat — seinen Subjecten beliebige Vorstellungen einpflanzen kann; es überträgt seine Hallucinationen auf die Theilnehmer, und so kommt es, daß auch diese Geister sehen.

Kommt es beim Medium zu einer bloßen Illusion, so hält es sich selber für den Geist, und seine somnambule Phantasie nimmt nur einige Metamorphosen der Gestalt und Toilette an sich vor; wenn dagegen vollständige Hallucination eintritt, sieht das Medium das Phantom außer sich. Diesen verschiedenen Zuständen auf Seite des Mediums entsprechen, vermöge der Hallucinationsübertragung, auf Seite der Zuschauer ebenfalls zwei Fälle: der Illusion des Mediums entspricht die Transfiguration, wobei dasselbe als somnambuler Kleiderstock aus dem Cabinet tritt, um welchen die Geistertoilette gelegt ist. Packt nun ein aufgeklärter Zweifler das Phantom, so steckt natürlich das Medium darin; er glaubt dann, das Medium entlarvt zu haben, hat aber nur seine eigene Unwissenheit in spiritistischen Dingen entlarvt, und riskirt zudem, dem Medium sehr zu schaden, weil es gefährlich ist, einen Nachtwandler gewaltsam zu erwecken. Da nun aber die Toilette des somnambulen Kleiderstockes nach Hartmann nur auf einer vom Medium auf die Zuschauer übertragenen Hallucination beruht, so wird man bei solchen Entlarvungen immer ganz vergeblich nach der vermutheten Maskengarderobe suchen. Kommt es dagegen beim Medium zur eigentlichen Hallucination, so tritt für die Zuschauer eine Materialisation ein, d. h. sie sehen ein von dem in Trance liegenden Medium abgelöstes Phantom.

Diese Theorie Hartmann's ist im höchsten Grade complicirt; auch bin ich überzeugt, daß er sie von selbst aufgeben wird, sobald er die in Sachen des Spiritismus nicht zu entbehrenden eigenen Erfahrungen nachgeholt haben wird. Ein Magnetiseur kann allerdings seine Phantasievorstellungen auf Andere als Hallucinationen übertragen — worüber Richet „l'homme et l'intelligence" und Du Potet „la magie dévoileé" nachgesehen werden wollen —; aber photographische Platten halluciniren bekanntlich nicht, und Phantome sind schon häufig photographirt worden. Den Fall, daß Crookes Medium und Phantom auf Einer Platte darstellte, kennt Hartmann selbst; er beseitigt ihn aber durch die Behauptung, die eine der beiden Gestalten scheine nur aus den mit Kissen ausgestopften Kleidern des Mediums zu bestehen. Mit solchen Behauptungen wird Hartmann wohl den Beifall der Ungebildeten einheimsen; aber kein ernsthafter Leser wird es ihm glauben, daß einer der ersten Gelehrten und Experimentatoren Englands, der 4 Jahre hindurch seine spiritistischen Experimente in seinem eigenen Atelier mit einem Kinde anstellte, von diesem in so plumper Weise am hellen Tage getäuscht worden sei.

Die photographische Platte beweist also, daß die Phantome objectiv sind. Von bloßen Hallucinationen kann also keine Rede sein. Der Pantheist freilich wird objective Phantome von menschlicher Form so lange als möglich zu leugnen geneigt sein, weil sie den Beweis liefern, daß wir nicht unmittelbar im Ding an sich wurzeln, sondern unsere irdische Erscheinungsform individuell überdauern.

Hartmann beschuldigt diejenigen Philosophen, welche die Geisterhypothese adoptirt haben, ohne vorher zu untersuchen, wie weit die Erklärung durch die Nervenkraft des Mediums reicht, des Mangels an kritischer Vorsicht. Dieser Vorwurf, der sich besonders gegen Ulrici, Perty, Hoffmann, den jüngeren Fichte und Hellenbach richtet, ist aber gewiß nicht gerechtfertigt. Jeder, der in diesem Gebiete untersucht, fängt ganz naturgemäß damit an, diese Erscheinungen aus dem Medium selbst zu erklären. Perty hat fast sein ganzes Leben hindurch an der Erklärung aus den magischen Kräften des Mediums festgehalten; schließlich aber, durch die Thatsachen der Natur und seiner Erfahrung selbst weitergetrieben, mußte er diese Theorie aufgeben. Dasselbe würde Hartmann an sich erleben, wenn er sich entschließen könnte, eigene Erfahrungen zu sammeln.

Um meine Ansichten denen Hartmann's präcise gegenüber zu stellen, müßte ich also sagen: Hartmann hält das Medium für die Ursache — causa — der Erscheinungen; das Medium wirkt psychisch, indem es Hallucinationen bildet und den Zuschauern einpflanzt. Dagegen ist nach meiner Ansicht das Medium nur die Bedingung — conditio sine qua non — der Erscheinungen; es wirkt nicht psychisch, sondern nur organisch durch Stoffabgabe zur Bildung der Phantome. Hartmann's Ansicht wird durch die photographische Platte widerlegt; meine Ansicht wird durch den Umstand erhärtet, daß das Medium entbehrlich ist; es kann ersetzt werden oder seine Leistung kann wenigstens gesteigert werden durch organische Substanzen. Das wußten schon die Nekromanten bei Homer und im Mittelalter und wandten daher entsprechende Räucherungen an. Als Hellenbach bei einem seiner Versuche organische Substanzen in verschiedene Schalen vertheilte, zeigte sich der Inhalt derselben nach der Sitzung theilweise aufgezehrt.

Somit glaube ich, daß Hartmann den Strich zwischen dem Subjectiven und Objectiven innerhalb der spiritistischen Phänomene jedenfalls an einer falschen Stelle gezogen hat. Das könnte aber vielleicht sogar zum Nutzen der Sache ausfallen; denn Diejenigen, die eigentlich zur Untersuchung berufen wären, könnten vielleicht aus ihrer Indolenz durch die Aussicht gerissen werden, auf dem Wege, den Hartmann anzeigt, dem Aberglauben einen tödtlichen Streich beibringen zu können. Andrerseits aber ist es bei dem unkritischen Feuereifer der Spiritisten sehr zuträglich, sie daran zu erinnern, daß der Spiritismus allerdings ein aus Subjectivem und Objectivem gemischtes Gebiet ist, und daß sie durch Ziehen ihres Trennungsstriches am unrechten Orte das subjective Gebiet eben so sehr verkürzen, wie Hartmann das objective.

Unter allen Umständen ist es ein bleibendes Verdienst Hartmann's, daß er den Muth gehabt hat, den Spiritismus wenigstens für höchst untersuchungsbedürftig zu erklären.

Digitized by Google

Persönliches von Wilhelm Camphausen.

Von Adolph Kohut.

Wenn man die größten und berühmtesten Schlachtenmaler in Deutschland nennt, wir auch der Name des am 18. Juni in seinem 67. Lebensjahre in Düsseldorf verstorbenen Schlachtenmalers Professor Wilhelm Camphausen genannt werden. Als begeisterter Herold der Kriegsthaten der deutschen Armee steht er einzig da; denn wenn auch sein Schüler und begabtester Nachahmer Emil Hünten gleichfalls patriotische Schlachtenbilder von unvergänglichem Werthe geschaffen, so war doch Camphausen entschieden der fruchtbarste und glänzendste Verkünder deutscher Waffenehre, und neben den von ihm im Bilde verewigten Feldmarschällen Prinz Friedrich Carl und Freiherr von Manteuffel wird auch er in der Geschichte fortleben. Wenig bekannt ist aber, daß dieser große Künstler auch auf anderen Gebieten geistiger Thätigkeit einen namhaften Platz einnahm, und daß er überhaupt zu den vielseitigsten und reichbegabtesten Geistern gehörte, die je mit Pinsel und Palette hantirt haben.

Von Michel Angelo wissen wir, daß er Maler, Bildhauer und Dichter in einer Person war; Meister Camphausen war neben seiner Malerei ein bedeutender Lithograph, Radirer, Gelegenheitsdichter, Humorist und dramatischer Künstler. In seiner Vaterstadt Düsseldorf, welcher er mit Leib und Seele angehörte und zu deren Ruhm und Verschönerung er nicht wenig beigetragen hat, war der geistvolle Arrangeur lebender Bilder, der zündende Redner, der witzige Humorist und der unnachahmliche Prolog-Verfasser, Fest-, Jubiläums- und Gelegenheitsdichter — in gutem Goethe'schen Sinne — vielleicht noch volksthümlicher wie der gewaltige Schlachtenmaler. Jedoch außerhalb der Grenzpfähle von Rhein-Athen ist seine Thätigkeit nach dieser Richtung hin wenig gewürdigt worden. Und doch verdient dieselbe allgemeine Beachtung, denn sie legt Zeugniß ab von einem arbeitsamen und rastlosen Künstlerleben, welches sich nicht damit begnügte, im stillen Atelier über immer neue Schöpfungen zu grübeln und vom hohen Olymp aus auf die Staubgeborenen hienieden herab zu blicken, sondern das seine universelle, eigenartige Begabung in den Dienst seiner Mitbürger, der Schönheit und der Menschlichkeit gestellt hat.

Es war im Juli 1873, als ich Wilhelm Camphausen, der schon damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, in Düsseldorf, wo ich die „Düsseldorfer Zeitung" redigirte, kennen lernte. Die hohe, stattliche Figur, die großen, blauen, scharf dreinblickenden Augen, der lange weiße Bart, die ganz stramme Erscheinung, welche etwas Soldatisches hatte, die jugendliche Elasticität, die sich in jeder Bewegung kund gab — all' dies mußte mir auffallen. Ich hielt den im Hofgarten spazierenden und in der Jägerhof-Allee — wo der wohnte — täglich verschwindenden Herrn für einen „schneidigen" Reitergeneral in Civil und war nicht wenig erstaunt, als ich gelegentlich einer Feier im „Malkasten" in dem militärisch aussehenden Herrn einen friedlichen Jünger des Apelles entdeckte. Es ist immerhin möglich, daß sein steter Umgang mit Prinzen, Generalen und Feldmarschällen auf seine äußere Haltung einwirkte; Thatsache ist, daß auch sein mächtiges, durchdringendes Organ wie zum Commandiren geschaffen war, und daß selbst sein Piano noch immer so wuchtig klang wie das Fortissimo solcher lyrisch angelegten Maler wie z. B. Gustav Süß u. A. Es war wieder einmal eine Festivität im „Malkasten". Alle Welt lief herein von der Kegelbahn, die Alten und die Jungen verstummten, urplötzlich wurde es stille, als Wilhelm Camphausen dem stürmisch ihm gewordenen Rufe: „Op der Bühn" — auf die Bühne — folgend, das Podium betreten hatte. Welch' gewaltiger Redner kam da zu Tage! Wohl eine Stunde sprach er frei voll Begeisterung und zumeist in gebundener Rede! Und mitten im Pathos unterbrach er sich, als wäre er des trockenen Tones satt, und ließ humoristische Feuerwerke voll entzückender Pracht emporsteigen. Wie das jubelte, jauchzte und lärmte! Die Versammlung — Künstler von europäischer Berühmtheit, hohe Würdenträger des Staates, der Kirche und Gesellschaft — erhob sich wie ein Mann, als er seine Rede beendet hatte, und donnernder, nicht enden wollender Applaus belohnte den Meister der Beredtsamkeit, der durch seine flammende Suada Alles in Entzücken versetzt hatte.

Wilhelm Camphausen hieß daher auch der „Sprecher des Hauses der Gemeinen". Er war das Mundstück des „Malkasten". Wenn Kaiser, Könige und Fürsten den „Malkasten" besuchten, wenn das 25jährige Jubiläum dieses Künstlerheims zu feiern war, wenn Ludwig Knaus nach Berlin oder Carl Hoff nach Karlsruhe übersiedelte und im „Malkasten" ein Abschiedsfest ihnen zu Ehren veranstaltet wurde, — kurz, bei jeder Veranlassung mußte Camphausen „Op der Bühn". Hand in Hand mit seiner Suada ging sein seltenes poetisches Talent. Im Scherz wie im Ernst zeigte er sich als Gelegenheitsdichter von ursprünglichster Begabung, der bald durch seine tief empfundenen Verse, bald durch seine humoristisch-satirischen Spitzen die tiefgehendsten Wirkungen erzielte. Nimmer vergesse ich der tiefen Rührung, welche sich des früheren preußischen Cultusministers Dr. Falk bemächtigte, als er gelegentlich seiner Anwesenheit im „Malkasten" im Juli 1875 von Professor Camphausen mit einem sinnigen Toast begrüßt wurde, von dem ich die nachstehenden Verse an dieser Stelle mittheilen will:

Vom schweren Herrscherwalten
Ruht dort am Heilquell klar
Die Glieder aus, die alten,
Der starke Kaiseraar!

Von seinen Paladinen
Hat er derweil ins Land
Mit Späherblick, dem kühnen,
Den Falken uns gesandt!

Der zieht nun seine Kreise,
Hoch über Rheinlands Gau'n,
Auf seiner Ehrenreise
Auch uns sich anzuschau'n.

Da senkt er heut die Schwingen
In unser fröhlich Reich —
Nun kennst Du das Flammen und Klingen
Um Deinen stillen Teich . . .

Herr Falk trat auf Camphausen zu, drückte ihm warm die Hand und sah ihm mit feuchten Blicken lange ins Antlitz.

Noch imponirender wirkte die Rede des „Sprechers", wenn er im Costüme war und nicht nur als Rhetor, sondern auch als Schauspieler sich Geltung verschaffen konnte. Bei dem Besuche des deutschen Kaisers im „Malkasten" im September 1877 veranstaltete die Künstlergenossenschaft zu Ehren ihres erhabenen Gastes ein Fest, welches durch die künstlerische Pracht, die dabei entfaltet wurde, noch in frischer Erinnerung fortlebt. Auf der kleinen Bühne des „Malkastens" wurde das Festspiel abgehalten. Dort erblickte man das von Grün und Blumen umgebene Wappen von Preußen. Zu beiden Seiten desselben standen „wilde Männer" in festliche Toga gekleidet. Ein solcher „wilder Mann" — mit herabwallendem langem Bart, glänzenden Augen und der Weihe des Genies auf der hohen, wie Marmor geformten Stirne, — trat an das Kaiserpaar heran und hielt eine ergreifende poetische Ansprache, — er war Wilhelm Camphausen. In dieser originellen Ansprache hieß es u. A.:

O Majestäten, Preußens, Deutschlands Zier,
Ich soll das Wappen, keine Rede halten!
Doch heute vergönnt ein Wort in Gnaden mir,
Verzeiht die Kühnheit Eurem wilden Alten.

Denn, Majestäten, da Ihr nun besucht
Den Hain des Völkchens, das mit mir verwandt ist —
Da ist es gut, wenn Ordnung oder Zucht
Von Jemand ausgeht, der damit bekannt ist.

Digitized by Google

Drum, Herrscherpaar, gestatte Deinem Knecht,
Daß er Dir diene heut' als Cicerone,
Die Keule brauch' ich nicht, die macht sich schlecht
In diesem Führeramt, es geht auch ohne.

Desgleichen sei mir die Erlaubniß heut',
Daß ich im Festkleid meine Dienste übe,
Denn ging wie sonst, die Züchtigkeit,
Befürcht' ich — daß ich etwas untergrübe.

Der Kaiser war von der originellen Redeweise des wilden Mannes sehr angenehm berührt und sprach demselben seinen Dank aus. Von Schloß Benrath geschah dies auch schriftlich; in seinem an den Vorstand des „Malkasten" vom 8. September 1877 gerichteten Schreiben sagte nämlich der Kaiser u. A.: „. . . . Ich fand nach des Tages ernsten Geschäften an der von Düsseldorfs Künstlern der Erholung geweihten Stätte eine so traulich berührende Aufnahme; Ich wurde aus den Mühen der Gegenwart so freundlich in die poetisch verklärte Vergangenheit Deutschlands, insbesondere der Rheinlande, geführt, Ich sah Mich nach der rauhen Arbeit der dem Schutze des Vaterlandes gewidmeten Waffenübungen mit Meiner Gemahlin in eine so sinnig und überraschend geschaffene Märchenpracht versetzt, daß Ich Mich nur schwer von diesem Reiche zauberischer Gestaltung zu trennen vermochte. Es bleibt Mir indeß der Genuß schöner Erinnerung, und der Achtung, welche Ich der jetzt vorzugsweise in Düsseldorf vertretenen rheinischen Kunst gern zolle, wird sich, durch das Fest des Künstlervereins vermittelt, nunmehr in Mir das Band neuer, herzlicher Erkenntlichkeit zugesellen." Daß der Kaiser Camphausen auf alle mögliche Weise auszeichnete, ist bekannt. Die Gnadenbeweise, die der Künstler von Sr. Majestät erhielt, hütete er mit großer Wachsamkeit, und der bescheidene Mann wurde stolz, wenn er mit mir über diesen Punkt zu sprechen kam. „Das kommt davon", sagte er in seiner scherzhaften Weise, auf mein jungfräuliches Knopfloch zeigend, „wenn man immmer räsonnirt." Die liberalen Zeitungsschreiber, die Tenoristen, welche Gurgeltöne hatten, und Clavierspieler und Malerelevon mit langen Haaren — gegen diese drei Menschen-Gattungen hatte er eine spöttische Bemerkung auf der Zunge.

Die ganze Genialität Camphausen's zeigte sich beim Stellen lebender Bilder, die ihre Einführung im Malkasten lediglich ihm zu verdanken hatten. Im Jahre 1871 schuf er dieselben zuerst zum Besten der verwundeten Krieger, und sie haben seitdem eine solche Beliebtheit erlangt, daß die Billets zu denselben recht kostspielig sind, und Alt und Jung, Männlein und Weiblein, aus der ganzen Rheinprovinz herbeiströmt, um diesen Hochgenuß durchzukosten. Der begleitende Text, den der Meister zu diesen lebenden Bildern — welche die schönsten Damen Düsseldorfs repräsentirten — dichtete, schloß sich den poetischen Figuren durchaus würdig an. Ich wohnte einst, vor 10 Jahren, einer Einladung Camphausen's folgend, einem dortigen, drei Tage — vom 14. bis zum 16. Febr. 1875 — dauernden Feste bei und werde die dort verlebten schönen Stunden nie vergessen. Um die Noth der Hinterbliebenen armer Künstler durch ein kleines Scherflein zu mildern, veranstaltete der wohlthätige und hochgesinnte Mann ein reizendes Bilderfest. Alles war erschienen, was zur guten Gesellschaft gehörte: Oswald und Andreas Achenbach, Carl Hoff, Christian Böttcher, Eduard Bendemann, Theodor Hildebrandt, Julius Hübner, Caspar Scheuren, die schönen Rheinländerinnen in den elegantesten Toiletten, sie nahten und kamen, die Himmlischen alle, und Jedermann war von den historischen und allegorischen Bildern ungemein befriedigt. Bei dieser Gelegenheit sprach Camphausen einen Prolog, von dem ich nur eine Stelle mittheilen will, weil dieselbe für seine edle Gesinnung bezeichnend ist. Er sagte:

Nicht jedem Sterblichen spinnt ja die Parze
Den goldnen Faden freundlichen Geschickes,
Und auch die Kunst kehrt nur dem Auserwählten
Ihr Strahlenantlitz voll und lächelnd zu,
Und lohnt so reich nicht jeden ihrer Jünger,
Daß aus dem Kampf des Lebens er gewinne,
Was ihm die Zukunft seiner Lieben sichert,
Wenn seine Hand einst nicht mehr für sie schafft.
Dann tritt der Ueberlebende das Erbe,
Das edle, an getreuer Vormundschaft
Und scheucht der Sorge Geister von den Seinen.
Das ist's, was dieser Tage Anlaß schuf
Und was auf ihnen weihend ruhen möge! . .

Das Talent für Scenerie, Costümirung, Arrangement von Gruppenbildern, sowie die leidenschaftliche Vorliebe für die dramatische Kunst überhaupt, hatte er von seinem Lehrer und späteren Schwager, Carl Immermann, bekanntlich einst Director des Düsseldorfer Stadt-Theaters, geerbt. Er schwärmte für Immermann nicht allein in dessen Eigenschaft als Dichter, sondern auch als Bühnenleiter. Seit Jahrzehnten war Camphausen Mitglied des Düsseldorfer Theatercomités und hat als solcher großen Einfluß auf die Entwickelung des Düsseldorfer Bühnenlebens geübt. Die Theaterdirectoren allerdings achteten ihn mehr, als sie ihn liebten. Seine strengen künstlerischen Grundsätze, seine idealen Anschauungen, seine stets stilgerechte Ausstattungen erheischenden Mahnungen waren ihnen, die sie vor Allem für billige Leistungen viel Geld einheimsen wollten — Ausnahmen sind natürlich ausgeschlossen — ein Dorn im Auge. Er las unermüdlich alle Novitäten, die ihm die Regisseure oder Autoren einreichten, zeichnete Skizzen zu Costümen und Decorationen und vernachlässigte darüber zuweilen seine eigne Kunst. Seine Augen erstrahlten in eigenthümlichem Glanz, wenn er von Carl Immermann mir erzählte, wie er zu den Füßen desselben gesessen, seinen Vorlesungen beigewohnt und unter dessen Leitung sogar als Schauspieler mitgewirkt habe. Er schenkte mir Carl Immermann's „Memorabilien", 2 Theile (Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1840) und schrieb darin die folgende Stelle als Widmung: „Leben soll ein Jeder lernen und am Leben sich orientiren. Wie nun nichts schwerer ist, als durch die platte, gegenstandslose Ebene den Weg zu finden, dagegen im Gebirg, Feld, Kuppe und Waldwasser dem geübten Auge bald Richtung und Richtsteg zeigen, so geht es auch im Geistigen und Sittlichen zu. Der Mensch lernt nur von Gegensatz und Schranke, die ihm entgegentreten. Je schroffer und kantiger diese sind, desto früher bildet er sich, nachgebend oder sich widersetzend, ein festes Knochengerüst des Lebens, aus, welches denn doch kein dürres Skelett bleibt, sondern die Umkleidung mit weichem Fleische, die Verhüllung unter schönen Formen wohl verträgt."

Ich habe schon erwähnt, daß Wilhelm Camphausen ein Gelegenheitsdichter comme il faut war. In seinem Nachlasse, der hoffentlich bald das Licht der Welt erblicken wird, befindet sich eine außerordentliche Fülle der reizendsten und witzreichsten Gelegenheits- und Stimmungsgedichte, die davon Zeugniß ablegen, daß die poetische Begabung des Künstlers eine eminente war. Ich hatte vor mehreren Jahren Gelegenheit, diese ziemlich voluminösen Manuscripte zu studiren und habe Einiges davon auch in meinem Buche: „Aus meiner rheinischen Studien-Mappe" (Düsseldorf, Breidenbach u. Baumann, 1877) mitgetheilt. Mag hier eine Probe des Camphausenschen Humors veröffentlicht werden. Das Verslein lautet: „Des Chronisten Traum" und wurde im Jahre 1866 gedichtet:

„O lieber Herre, für solchen Tort,
O jag' doch den bösen Ohm Bismarck fort,
Der hat uns, was wir so mühsam erworben,
Wahrhafftig das ganze Gedultspil verdorben!
Das ewige teutsche Länderspalten
Ist ja selbst im Himmel nit auszuhalten,
Drum füg', o Herre, in Deinem Namen
Sie doch endlich zu Einem Reich zusammen."

Da sprach der Herr: „Ihr kleinen Schreyer,
Stimmt auch jetzt in die alte Leyer?
Habt ihr so lang': „Gedult gespielet"
Und doch so wenig Gedult erzielet?
Geht, lernt von einem Teutschen warten,
Uebt noch 'ne Weil' die neuen Karten;
Die werden drunten sich schon selber helfen.
Und wie der Bismarck d.n Hessen und Welfen,

Digitized by Google

So wird, ist's heut nit, ist es morgen,
Das End' schon — der Franzos besorgen!
Doch vor dem Bismarck habt mir Acht,
Der hat sein Sach' ganz gut gemacht.

Ein herzerquickender Humor tritt auch in seiner Malkasten-Chronik „(Chronica de rebus malcastaniensibus", „als Manuscript gedruckt in diesem Jahr") zu Tage. Diese köstliche Chronik in altdeutschen Stil hat Camphausen zugleich reich illustrirt mit „Bildnissen und Contrafacturen sonderlich meritirter Gesellen und allerhand Kupferstücken".

Nun ist der nie ruhende Mann, der schaffende Künstler, der süße Liedermund verstummt, — aber sein Andenken wird alle Zeit, nicht nur in der Kunstgeschichte, sondern im Herzen des ganzen deutschen Volkes in ungetrübtem Glanze fortleben!

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.*)

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

Als es Nacht wurde, stießen wir vom Ufer; sobald wir weit genug waren, ließen wir das Floß treiben, wie es die Strömung wollte. Dann steckten wir unsere Pfeifen an, ließen unsere Füße ins Wasser hängen und schwatzten über Allerlei. Manchmal hatten wir für längere Zeit den Strom ganz für uns. Drüben waren Ufer und Inseln sichtbar, zuweilen auch, wie ein Fünkchen, ein Licht, das durchs Fenster einer Blockhütte schien — dann und wann auch ein ähnlicher Lichtpunkt auf dem Wasser, von irgend einem Floß oder ähnlichem Fahrzeug herrührend, von dem auch mitunter der Ton einer Geige und ein Liedchen herüberschallte. Es ist lieblich, so auf einem Floß zu leben. Ueber uns hatten wir den Himmel voller Sterne, und wir lagen oft auf dem Rücken, zu ihnen emporschauend. Dann sprachen wir darüber, ob sie gemacht worden wären oder nur durch Zufall da seien. Jim meinte das Erstere, wogegen ich einwendete, daß es zu lange gedauert hätte, so viele zu machen. Er meinte dann, der Mond könnte sie gelegt haben. Das schien mir ziemlich vernünftig, denn ich hatte einmal einen Frosch fast ebenso viele legen sehen. So konnte es denn ganz natürlich geschehen sein, und ich hatte Nichts dagegen.

Nach Mitternacht gingen die Uferbewohner zu Bette und für zwei bis drei Stunden waren die Ufer schwarz — kein Fünkchen mehr in den Blockhausfenstern. Diese Lichtpunkte bildeten unsere Uhr. Die ersten, die sich wieder zeigten, bedeuteten die Ankunft des Morgens, dann suchten wir einen Schlupfwinkel am Ufer und legten an, wo's am besten ging.

Eines Morgens bei Tagesanbruch fand ich ein Canoe und fuhr damit von der Insel zum Ufer, dann etwa eine Meile unter Cypressen einen Bach hinauf, um zu sehen, ob ich nicht einige Beeren pflücken konnte. Als ich an einem Ort vorüberkam, wo ein Kuhpfad den Bach berührte, rannten zwei Männer herbei. Ich dachte schon, daß mir's nun an den Kragen gehen würde, denn ich fürchtete, sie wären hinter mir und Jim her. Ich wollte schon umkehren, sie waren aber ganz nah und baten mich, ihnen das Leben zu retten, sagten, sie hätten Nichts gethan, würden dafür verfolgt und Männer mit Hunden wären hinter ihnen her. Sie wollten gleich zu mir hereinspringen, aber ich sagte:

„Thut es nicht. Ich höre weder Pferde noch Hunde. Ihr habt Zeit, durchs Gebüsch etwas stromauf zu gehen, dann watet durchs Wasser zu mir — das bringt die Hunde von der Fährte."

Sie thaten's, und als ich sie im Canoe hatte, ging's rasch nach unserem Floß. In fünf bis zehn Minuten hörten wir Hunde und Männer in der Ferne lärmen. Sie schienen an den Bach zu kommen — sehen konnten wir sie nicht — und dort eine Zeit lang herumzulungern. Wir machten uns aus dem Wege, bis wir sie zuletzt nicht mehr hörten. Als wir aus dem Bach in den Strom liefen, war Alles still. Wir erreichten das Floß und versteckten uns für den Tag.

Einer der Kerle war siebzig Jahre alt oder mehr, hatte einen kahlen Kopf und grauen Vollbart. Er trug einen zerknitterten alten Filz, ein schmutziges baumwollenes Hemd, zerfetzte blaue Hosen, in seine Stiefel gestopft, und gestrickte Hosenträger — oder vielmehr nur einen. Er trug über dem Arm einen alten blauen Rock mit Messingknöpfen, und beide Kerle hatten große vollgepfropfte Reisesäcke.

Der andere war etwa dreißig Jahre alt und war menschlich gekleidet. Nach dem Frühstück machten wir's uns bequem und schwatzten frisch drauf los. Da kam's heraus, daß die Beiden einander fremd waren.

„Was hat Dich in die Enge getrieben?" fragte der Kahlkopf den anderen Patron.

„Nun, ich verkaufte einen Stoff, der den Weinstein von den Zähnen nimmt, und die Zahn-Glasur wohl auch. Ich blieb eine Nacht länger, als mir zuträglich und war gerade am Entschlüpfen, als ich Dir über den Weg lief diesseits des Städtchens und Du mir sagtest, daß man hinter Dir her sei und mich batest, Dir zu helfen. Da sagte ich Dir, daß mir's ähnlich ginge und wir zusammenhalten könnten — das ist die ganze Geschichte — was ist Deine?"

„Nun ja, ich hielt dort Versammlungen zur Förderung der Mäßigkeit — etwa eine Woche, und war der Liebling des schönen Geschlechts, groß und klein, und verdiente nebenbei fünf bis sechs Dollars den Abend zu zehn Cent die Person — Kinder und Neger frei. Das Geschäft ging täglich besser. Da verbreitete sich gestern Abend irgendwie das Gerücht, daß ich eine Privatflasche bei mir trüge, der ich insgeheim fleißig zuspräche. Ein Neger weckte mich heute früh und sagte mir, daß die Leute in aller Stille sich sammelten und vorhätten, mir eine halbe Stunde Vorsprung gebend, mich mit Hunden und Pferden zu hetzen und, wenn meiner habhaft, mich mit Theer und Federn zu überziehen und auf einem Zaunpfahl reiten zu lassen. Ich wartete nicht aufs Frühstück. — Ich war nicht hungrig."

„Alter", sagte der Jüngere, „wir gäben ein gutes Doppelgespann ab; was meinst Du dazu?"

„Das ginge vielleicht. Was kannst Du — was besonders?"

„Von Fach Buchdrucker; mache etwas in Patentmedicinen; bin Schauspieler — besonders Trauerspiel; thue auch gelegentlich Etwas in Mesmerismus und Phrenologie; zur Abwechslung halte ich Schule — besonders Singen und Geographie; lasse wohl auch einmal einen Vortrag vom Stapel. O, ich kann vielerlei — fast Alles, was bequem ist, so lang' es keine wirkliche Arbeit ist. Wie steht's mit Dir?"

„Am meisten hab' ich in meinem Leben wohl „gedoctort". Das Händeauflegen gelingt mir am besten — bei Krebs, Lähmung und dergleichen; auch versteh' ich mich auf's Wahrsagen, wenn ich Jemand habe, der das Wirkliche erst ausfindig macht. Predigen schlägt auch in mein Fach, besonders bei diesen Bekehrungs-Versammlungen im Freien. Ich kann überhaupt gut herum„missionäriren".

Für eine Weile sprach Keiner, dann seufzte der Jüngere tief auf und schloß mit einem:

„Ach!"

„Na, worüber achst Du?" rief der Kahlkopf.

*) Diese Erzählung enthält einige unabhängig arrangirte Capitel aus Mark Twain's neuestem Werk, betitelt „Huckleberry Finn". Dieser, schlechtweg „Huck" genannt, ist seinem, der Trunkenheit ergebenen Vater entlaufen, findet einen der Sklaverei entlaufenen Neger Namens „Jim", mit dem er von Süd-Missouri aus auf's Gerathewohl auf einem Floß den Mississippi hinabtreibt. Nicht zu vergessen ist des Autors kurzes Vorwort zu dem Buche; es lautet: „Wer versucht, in dieser Erzählung ein Motiv zu finden, wird gerichtlich belangt; wer sich bemüht, eine Moral darin zu suchen, wird verbannt; wer es wagt, einen Plan darin zu argwöhnen, wird erschossen — auf Befehl des Autors erlassen von G. G., Generalfeldzeugmeister."

Digitized by Google

„O daß ich solches Leben führen muß und zu solcher Gesellschaft heruntergekommen bin!“ Und er wischte sich einen seiner Augenwinkel mit einem Fetzen.

„Ist Dir etwa die Gesellschaft nicht gut genug?“ fuhr der Kahlkopf etwas scharf und ärgerlich heraus.

„Ja, sie ist gut genug für mich, so gut wie ich's verdiene. Wer hat mich so heruntergebracht, nachdem ich so hoch stand? Ich selbst. Ich werfe Ihnen nichts vor, meine Herren — weit entfernt — Niemandem werfe ich etwas vor. Ich verdiene Alles. Mag die kalte Welt ihr Schlimmstes thun — Eins weiß ich: irgendwo ist ein Grab für mich. Die Welt mag's mir nur immer weiter anthun; mir Alles entreißen — Geliebte, Eigenthum, Alles — aber nicht Das. Eines Tages werde ich mich darin niederlegen und Alles vergessen, und mein armes gebrochenes Herz wird Ruhe haben.“ Und er wischte sich wieder an den Augen herum.

„Potz armes gebrochenes Herz! Warum läßt Du es vor uns hier überlaufen? Was können wir dafür!“

„Nein, Ihr allerdings nicht. Euch beschuldige ich auch nicht, meine Herren. Ich habe mich selbst heruntergebracht — ja ich selbst. Mir geschieht recht, wenn ich leide, ganz recht — ich grolle niemand.“

„Heruntergebracht von wo? Woher bist Du heruntergebracht worden?“

„Ach, Ihr würdet mir's nicht glauben; die Welt glaubt nie — laßt mich — es macht Euch ja keinen Unterschied. Das Geheimniß meiner Geburt —“

„Das Geheimniß Deiner Geburt? Willst Du behaupten —“

„Meine Herren“, sagte der junge Mann feierlich, „ich will es Euch enthüllen, denn ich fühle, daß ich Euch vertrauen darf. Von rechtswegen bin ich ein Herzog!“

Jim's Augen starrten vor Erstaunen und, ich glaube, meine auch. Der Kahlkopf sagte: „Nein! ist das Ernst?“

„Ja. Mein Urgroßvater, der älteste Sohn des Herzogs von Brückwasser, flüchtete in dieses Land gegen Ende des letzten Jahrhunderts, um die reine Luft der Freiheit zu athmen. Er heirathete hier und starb, einen Sohn hinterlassend; sein eigener Vater starb fast zur selben Zeit. Dessen zweiter Sohn bemächtigte sich des Titels und der Güter — Herzog-Infant wurde ignorirt, und sein Nachkomme in erster Linie bin ich — ich bin der rechtmäßige Herzog von Brückwasser; und hier bin ich, verstoßen, meiner hohen Stellung beraubt, von Menschen gehetzt, von der kalten Welt verachtet, zerfetzt, abgenutzt, gebrochenen Herzens und herabgewürdigt zur Gesellschaft Entlaufener auf einem Floß!“

Jim bedauerte ihn sehr, ich auch. Wir versuchten ihn zu trösten, aber er sagte, das wäre nutzlos, denn er sei untröstlich; doch wenn wir ihn anerkennen wollten, so wäre ihm das in gewissem Grade ein Ersatz. Wir waren's Willens, wenn er uns sagte wie. Er meinte, wir sollten uns verbeugen, wenn wir ihn anredeten und zwar mit den Worten „Ihro Gnaden“ oder „Hoheit“ oder auch „Mylord“ und er hätte auch Nichts dagegen, wenn wir ihn einfach „Brückwasser“ nannten, denn das wäre eigentlich ein Titel und nicht ein Name; und einer von uns solle ihn bei Tische bedienen und ihm überhaupt kleine Handleistungen verrichten.

Nun, das hatte ja nichts auf sich, und wir waren Willens. Während der Mahlzeit bediente Jim ihn mit: „Ihro Gnaden wünschen dies oder das?“ und so weiter, und man konnte sehen, daß es ihm gefiel.

Aber der Alte wurde allmählich schweigsam, hatte wenig zu sagen und sah aus, als ob ihm dieser Herzog-Cultus nicht recht gefiele. Ihn schien innerlich Etwas zu plagen. Am Nachmittag fing er folgendermaßen an:

„Hör' mal, Leckwasser“, sagte er, „Du thust mir verdammt leid, aber Du bist nicht der Einzige, der so etwas durchgemacht hat.“

„Nicht?“

„Nein, Du bist nicht die einzige Person, die ungerechter Weise aus ihrer Höhe herabgerissen worden ist.“

„Ach!“

„Nein, Du bist nicht die einzige Person, die ein Geburtsgeheimniß hat.“

Und der Alte fing zu weinen an.

„Halt, was meinst Du damit?“

„Leckwasser, darf ich Dir trauen?“ sagte der Alte noch schluchzend.

„Bis zum bitteren Tode!“ Er ergriff des Alten Hand, drückte sie und sprach:

„Das Geheimniß Deines Daseins: rede!“

„Leckwasser, ich bin der Dauphin!“

Jim und ich starrten vor Erstaunen. Dann rief der Herzog:

„Du bist was?“

„Ja, mein Freund, es ist nur zu wahr — Deine Augen schauen in diesem Moment auf den armen verschollenen Dauphin, Louis XVII., Sohn Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens.“

„Du! in Deinem Alter! Nein! Du meinst, Du bist Charlemagne; Du mußt doch mindestens sechs- bis siebenhundert Jahre alt sein.“

„Kummer hat's gethan, Leckwasser, Kummer hat's gethan. Sorgen haben mir das Haupthaar vor der Zeit geraubt und den Bart gebleicht. Ja, meine Herren, Sie sehen vor sich, in abgetragenem Zeug und versunken im Elend den wandernden, verbannten, niedergebeugten und leidenden rechtmäßigen König von Frankreich!“ — —

Er weinte und geberdete sich so, daß Jim und ich kaum zu helfen wußten, so leid that er uns — und so froh und stolz waren wir, ihn bei uns zu haben. So thaten wir für ihn, wie auch erst für den Herzog, Alles, was wir konnten. Aber er sagte, es wäre nutzlos, nichts als der Tod könnte ihn glücklich machen. Und doch, meinte er, wäre das Leben etwas erträglicher, wenn Menschen ihn nach seinem Rechte behandelten, ein Knie beugten, wenn sie zu ihm sprächen, ihn mit „Majestät“ anredeten, ihm bei der Mahlzeit aufwarteten und sich nicht setzten, bis er es ihnen erlaubte. So schickten Jim und ich uns denn an, ihn zu „bemajestäten“, dies und das und jenes für ihn zu thun und zu stehen, bis er uns zum Sitzen aufforderte. Dies that ihm wohl und er wurde munter und machte sich's bequem. Aber dem Herzog schien das nicht zu gefallen, er schien mit der Sachlage sehr unzufrieden. Doch der König behandelte ihn recht freundlich und sagte, des Herzogs Urgroßvater und alle anderen Herzoge von Leckwasser wären von seinem Vater stets hochgeschätzt und in seinem Palast recht willkommen gewesen; doch der Herzog blieb lange brummig, bis der König sagte:

„Wir werden wahrscheinlich eine verdammt lange Zeit auf diesem Floß zusammen sein müssen, Leckwasser, und was nützt es, so traurig zu sein? Man macht sich's dadurch nur unbequem. Es ist nicht mein Fehler, daß ich nicht als Herzog, und nicht Deiner, daß Du nicht als König geboren bist — also warum darüber grübeln? Machen wir das Beste aus der Lage, in der wir uns befinden, sag' ich — das ist mein Motto. Und genau betrachtet, ist dies hier so schlimm nicht — genug zu essen und ein leichtes Leben. Komm, gib mir Deine Hand, Herzog, und laß uns Freunde sein.“

Der Herzog that's, und Jim und ich waren darüber froh.

Es dauerte nicht lange, und ich war überzeugt, daß diese Lügner weder König noch Herzog, sondern ganz erbärmliche Schufte und Betrüger waren. Aber ich ließ mir Nichts merken; behielt's für mich; das ist am besten; dann hat man keine Zänkereien und Mißhelligkeiten. Wenn sie wünschten, König und Herzog genannt zu werden, warum nicht, solange es Frieden in der Familie gab? und es nützte Nichts, Jim darüber aufzuklären. So sagte ich ihm denn auch Nichts davon.

Sie fragten uns nach vielerlei, und wollten wissen warum wir am Tage das Floß versteckten, anstatt weiter zu fahren.

„Die Meinen“, erklärte ich, „lebten in „Pike County“ in Missouri. Dort bin ich geboren, und sie alle starben außer meinem Papa und meinem Bruder Ike. Papa gab den Haushalt auf, um zu Onkel Ben zu ziehen, der ein kleines Besitzthum am Fluß, vierundzwanzig Meilen unterhalb Orleans, hat. Papa war arm und hatte Schulden. Als er Alles verkauft und sie bezahlt hatte, war Nichts übrig als sechszehn Dollars und unser Neger Jim. Das war nicht genug, uns vierzehnhundert Meilen reisen zu lassen, selbst nicht Zwischendeck. Als der

Digitized by Google

Fluß stieg, hatte Papa eines Tages das gute Glück, ein Stück von einem Floß aufzufischen; so beschlossen wir, darauf nach Orleans zu fahren. Papas Glück hielt nicht vor; eines Nachts stieß ein Dampfboot auf die vordere Ecke des Floßes und wir alle stürzten ins Wasser und tauchten unter das Rad. Jim und ich kamen wieder zum Vorschein; aber Papa war betrunken und Ike nur vier Jahre alt — beide blieben für immer unten. Für einige Tage hatten wir viel Ungemach, denn Leute kamen oft in Kähnen und wollten Jim mir wegnehmen. Sie meinten, er sei ein entlaufener Sklave. So fahren wir jetzt nicht mehr am Tage. Nachts lassen sie uns in Ruhe."

Da sagte der Herzog:

„Ueberlasse es mir, einen Plan auszudenken, so daß wir auch bei Tageslicht fahren können. Ich will mir die Sache überlegen. Ich will schon einen Plan erfinden, der das bewerkstelligt. Heute zwar noch nicht, denn wir wollen das Städtchen dort drüben nicht bei Tage passiren — es dürfte uns nicht gut bekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Geschichte der deutschen Kunst. Unter diesem Titel führt sich soeben ein in Lieferungen erscheinendes Sammelwerk ein, welches „als ein Hausbuch edler Art sich an die Gebildeten des deutschen Volkes" wenden will. Die uns vorliegende erste Lieferung, sowie der Prospect lassen erwarten, daß das Werk diesen seinen Zweck vollständig erreichen wird, denn die bedeutendsten kunsthistorischen Autoren vereinigen sich zu seiner Ausarbeitung. Der Text ist in die folgenden sich von selbst ergebenden Hauptabschnitte geordnet: 1) die Baukunst (von Robert Dohme), 2) die Plastik (von Wilhelm Bode), 3) die Malerei (von Hubert Janitschek), 4) der Kupferstich und Holzschnitt (von Friedrich Lippmann), 5) das Kunstgewerbe (von Julius Lessing). Die Ausstattung dieses Textes mit einer Reihe prächtiger Abbildungen der schönsten und merkwürdigsten Werke aus den vorgenannten Gebieten hat die Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin, welche die Herausgabe des Werkes unternommen hat, in der großartigsten Weise begonnen. Der Prospect zeigt u. A. ausgezeichnet gelungene Facsimile-Reproductionen von Miniaturen, farbige Abbildungen und gute photographische Wiedergaben von plastischen Bildwerken und treffliche Stiche nach berühmten Gemälden. Der Text der ersten Lieferung, welche die 4 ersten Bogen der von W. Bode bearbeiteten „Plastik" umfaßt, weist außerdem eine große Anzahl charakteristischer Abbildungen auf, welche dem Leser die Uebersicht über die Anfänge der deutschen Plastik nicht nur rasch und leicht ermöglichen, sondern auch, was hierbei wohl die Hauptsache ist, fest in's Gedächtniß einprägen. — Wir wünschen dem Werke gedeihlichen Fortgang und die weite Verbreitung in deutschen Häusern, welche es nach seinen Anfangsleistungen, die von einer bisher bei uns selten gesehenen Pracht und Gediegenheit sind, zu verdienen scheint.

Von der „Deutschen Universal-Bibliothek für Gebildete: Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, G. Freytag; Prag, F. Tempsky) sind soeben zwei neue Bändchen erschienen, welche die Geschichte des Kunstgewerbes behandeln. Das eine derselben bildet die zweite Abtheilung des von Prof. H. Blümner behandelten Kunstgewerbes im Alterthum und beschäftigt sich mit den Erzeugnissen der alten Griechen und Italiener, während das andere, verfaßt von Otto von Schorn, die Textilkunst in ihrem Entwickelungsgange vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart zum Gegenstande hat. In dem erstgenannten Buche ist ein überreicher antiquarischer Stoff in zweckmäßig zusammengefaßter Weise verarbeitet und die Resultate der neuesten Funde und Forschungen auf diesem Gebiete sind so weit berücksichtigt, daß man im Ganzen ein übersichtliches Bild über den Zustand des antiken Kunstgewerbes erhält. Die zahlreichen beigegebenen Illustrationen sowie die zweckmäßigen Register erleichtern das rasche Orientiren bedeutend. Das zweite Bändchen, „die Textilkunst", ist besonders den Laien zu empfehlen, welche auf diesem Gebiete nicht ganz unvorbereitet an die zahlreichen Sammlungen von textilen Kostbarkeiten, die heutzutage veranstaltet werden, herantreten wollen. Ihnen wird diese Darstellung, welche durchaus übersichtlich abgefaßt ist, genug Fingerzeige geben können, um sich mit Zuhülfenahme der beigegebenen Abbildungen und Muster ein gewisses Urtheil zu bilden, welches man bisher fast nur in Fachkreisen voraussetzen durfte. Gerade diese Abtheilung der Bibliothek des Wissens der Gegenwart wird deshalb einen besonderen Werth beanspruchen dürfen.

Bilder aus Griechenland. Altes und Neues von Ludwig Steub (Leipzig, S. Hirzel). Ein altes Buch erscheint in neuem Gewande vor uns. Es wurde einst geschrieben, als ein bayrischer Prinz von hellenischer Königsherrschaft einen schönen, aber kurzen Traum geträumt hatte. Damals war auch der Verfasser mit ihm hinab zum Piräus gezogen und hatte nach seiner Rückkehr seine Fahrten und Erlebnisse in den Skizzen niedergelegt, die „jedoch nicht viel Glück erlebten und bald vergessen wurden". Seitdem ist der Verfasser durch andere Schriften uns bekannt und werth geworden, und wir freuen uns immer, wenn wieder etwas Neues von ihm erscheint. Warum sollten wir auch nicht auf das Alte von ihm gerne zurückgreifen? Zumal da er es neu gemacht hat? Was ihn hierzu veranlaßte, erzählt er selbst im Vorwort: Der österreichische Consul zu Corfu, Freiherr v. Warberg, hatte seine alten Schilderungen ganz zufällig bei einem Wiener Antiquar in die Hände bekommen, hatte sie mit Vergnügen gelesen und sich so an ihnen und ihrer Wahrheit erfreut, daß er den Autor einlud, ihn auf der Insel Scheria zu besuchen. Dieser sträubte sich nicht lange, die alte Wanderlust ist in ihm noch nicht gedämpft, und er zog von Neuem nach dem Süden. Von dorther schrieb er Briefe an die Allgemeine Zeitung, welche so gefielen, daß ihm der glückliche Gedanke kam, sie mit den alten Wanderbildern in einem Buche zu vereinen. So entstand das vorliegende Werk. Wir meinen, diese Art der Entstehung und der Name des Autors bilden eine solche Empfehlung für dasselbe, daß jede weitere überflüssig erscheint.

Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Von A. E. Schäffle. Tübingen, Laupp. Von Niccolo Macchiavelli wird berichtet, daß er seine Thätigkeit in dem Satze resumirt habe: Ich habe die Fürsten gelehrt, die Völker zu bedrücken, aber auch die Völker, sich von den Fürsten zu befreien. Aehnlich mag Schäffle von sich sagen, daß er den Herrschenden gezeigt habe, wie sie den Socialismus bekämpfen sollen, aber auch den Socialisten geholfen habe, ihre Lehren zu propagiren. Letzteres ist ihm in seiner vielverbreiteten „Quintessenz des Socialismus" entschieden besser gelungen, als die in der vorliegenden Schrift versuchte Bekriegung der socialdemokratischen Ideen. Schäffle findet hierbei keinen werthvollen neuen Gesichtspunkt, und er beschränkt sich auf die wissenschaftliche Ausschmückung agitatorisch schon oft verwendeter Argumente. O. W—r.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

herausgegeben von Jos. Kürschner 144. Bd. 2. Abth.: **Tieck's** Werke 2. Tl. Novellen (Die Gemälde. Die Verlobung. Die Reisenden. Musikal. Leiden und Freuden. Der Aufruhr in den Cevennen) hrsg. von J. Minor. 8° 476 S.

und

150. Bd. 1. Abth. Heinrich von **Kleist's** sämmtl. Werke. 3 Tl. (Käthchen von Heilbronn. Die Hermannsschlacht. Prinz Friedrich von Homburg) hrsg. von Th. Zolling. 8° XVI. u. 384 S.

Preis brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Literarische Reliefs

von

Dr. Ernst Ziel.

8. 1885. 3 M. 60 Pfg. Geb. 5 M.

Inhalt: Hermann Fürst von Pückler-Muskau. — Willibald Alexis. — Adolf Böttcher. — Moritz Hartmann. — Fritz Reuter. — Hermann Lingg. — Gottfried Kinkel. — Robert Hamerling. — Gottfried Keller. — Emanuel Geibel — Johann Ludwig Runeberg.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Der Ursprung der

Gewitter-Elektricität

und der gewöhnlichen

Elektricität der Atmosphäre.

Eine meteorologisch-physikalische Untersuchung

von

Dr. Leonhard Sohncke

ord. Professor der Physik a. d. Univers. Jena.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Illustrierte Reiselektüre

von **F. W. Hackländer:**

Trouville. Eine Seebadgeschichte. Illustriert von **H. Schlittgen.** 1 M.
Ein erster und ein letzter Ball. Illustriert von **H. Schlittgen.** 1 M.
Familienkonzert. Illustriert von **H. Albrecht.** 1 M.
Die Montecchi und Capuletti. Illustriert von **E. Horstig.** 1 M.
Der alte Lehnstuhl. Illustriert von **F. Bergen.** 1 M.
Ein Schloß in den Ardennen. Illustriert von **R. Haug.** 1 M.
Ein Tag in dem Manöver. Illustriert von **E. Rumpf.** 1 M.
Eine Viertelstunde Vater. Illustriert von **F. Bergen.** 50 Pf.
Aus der Säbeltasche. Illustriert von **R. Haug.** 50 Pf.
Der abgerissene Knopf. Illustriert von **E. Rumpf.** 50 Pf.
Das Haus der Gespenster. Illustriert von **L. Marold.** 50 Pf.
Im Damencoupé. Illustriert von **F. Bergen.** 50 Pf.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Erzählungen und Märchen

von R. Baumbach.

Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder auf's Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von Heinr. Seidel.

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. broschirt.

Gedichte eines Optimisten

von Julius Lohmeyer.

M. 3.— broschirt.

Plodersam.

Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält

von Hans Grasberger.

M. 2.— broschirt.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore

von Emil Peschkau.

M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Vollständige Jahrgänge von Zeitschriften

wie **Romanzeitung, Romanbibliothek, Gegenwart, Globus, Ueber Land und Meer, Westermann, Gartenlaube, Daheim** ꝛc. ꝛc. verkauft zu billigsten Preisen und versendet franco Preis-Verzeichniß

W. Latte, Buchhandlung, Berlin C., Münzstraße 23a.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von P. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 11. Juli 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Erweiterung der Socialreform während der letzten Reichstagssession. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Ein Sonnensystem im andern. Von M. Wilhelm Meyer. — **Literatur und Kunst:** Thomas Carlyle ein Nachahmer Jean Pauls? Von H. Breitinger. — Oblomow. Von Eugen Zabel. — Bäder und Zeiten. Von Robert Falck. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten — Inserate.

Die Erweiterung der Socialreform während der letzten Reichstagssession.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Kaum war die Session des Reichstags geschlossen, da ertönten in zahlreichen Blättern die Klagen über den Stillstand der Socialreform, man warf der Regierung und dem Parlament vor, das Interesse für die Socialreform sei völlig erloschen und durch die Colonial- und Zolldebatten geradezu absorbirt worden; daß in der beendeten Session ein wichtiger Schritt auf der durch die Reichsregierung eingeschlagenen Bahn vorwärts gethan, daß die Unfall- und Krankenversicherung erheblich erweitert wurde, erwähnte man nur flüchtig, als ob dies ohne besondere Bedeutung sei. Und dennoch ist durch das Gesetz vom 28. Mai 1885 eine sehr beträchtliche Erweiterung der socialreformatorischen Einrichtungen bewirkt worden. Sowohl das Krankenkassen- wie das Unfallversicherungsgesetz zählten die eigentlichen Transportgewerbe nicht zu den Betrieben, für welche die obligatorische Versicherung eingeführt ist; das erstere hatte wenigstens die bei den Eisenbahnen und bei dem Betriebe der Dampfschifffahrt auf Binnengewässern beschäftigten Personen dem Cassenzwang unterworfen, während letzteres auch diese nicht in die Kategorie der mit der Wohlthat der obligatorischen Versicherung ausgestatteten Arbeiter aufgenommen hatte. Versuche, welche während der Berathung des Reichstags gemacht wurden, um den Ausschluß der gesammten Transportgewerbe zu beseitigen, fanden nicht die Genehmigung des Parlaments. Durch das in der hinter uns liegenden Session vereinbarte Gesetz wird den damals zu Tage getretenen Wünschen und Bestrebungen in vollem Umfange Rechnung getragen. Dasselbe dehnt die Kranken- wie auch die Unfallversicherung auf die gesammten Transportgewerbe aus und zählt hierzu auch diejenigen Gewerbe, welche, wie der Speditions-, Speicher- und Kellereibetrieb, das Gewerbe der Güterlader, Güterpacker, Messer, Wäger u. s. w. nur Hülfsgewerbe des Transportbetriebes sind. Außerdem wird nicht nur der Menschen- und Gütertransport, sondern auch der Nachrichten- und Gedankentransport hierher gerechnet und darum der gesammte Umfang der Geschäftsverwaltung der Post ebenso den Wirkungen des Gesetzes unterstellt wie die Telegraphie; sobald die Telephonie sich intensiver und extensiver ausdehnt, wird auch dieser jüngste Zweig der menschlichen Ideencommunication mit den Wohlthaten der socialreformatorischen Gesetze bedacht werden. Aber nicht auf das Transportgewerbe allein erstreckt sich die durch das Gesetz vom 28. Mai sanctionirte Erweiterung der Kranken- und Unfallversicherung, sondern auch auf die sämmtlichen Betriebe der Marine- und Heeresverwaltung, insbesondere auch auf die Bauten, welche von diesen Behörden für eigne Rechnung ausgeführt werden. Einzelne Theile des Geschäftszweiges derselben unterstanden bereits der Versicherung, wie beispielsweise die Werften der Kaiserlichen Admiralität, die Ausdehnung der Socialreform aber auf den uneingeschränkten Umfang ihres gesammten Geschäftsbetriebs ist ein bedeutungsvolles Zeichen dafür, daß stufenweise sämmtliche Arbeiter den beiden großen Gesetzen unterstellt werden sollen, bei welchen ein Bedürfniß dafür vorhanden ist. Die Eigenartigkeit der in der Reichs- oder Staatsverwaltung stehenden Betriebe bedingt eine Modification der Vorschriften des Unfallversicherungsgesetzes. Bei diesen Betrieben wird nicht eine Berufsgenossenschaft als Träger der Versicherung in activer wie passiver Beziehung constituirt, sondern das Reich beziehungsweise der Staat funktionirt als solcher und die obersten Verwaltungsbehörden des betreffenden Ressorts, mag der Betrieb in der unmittelbaren Verwaltung des Reichs oder eines Bundesstaates stehen, üben die Rechte und Pflichten aus, welche den Vorständen der Berufsgenossenschaften zukommen. Der rasche Ortswechsel der im Transportgewerbe beschäftigten Personen mußte eine Modification der gesetzlichen Vorschriften über die Anzeige des Unfalls und die Leistung der Unterstützung bedingen. Das Gesetz hat diesem Bedürfniß in ausreichendster Weise Rechnung getragen. Es ist eine große Unwissenheit oder Ungerechtigkeit, wenn man der Bedeutung der durch das neue Gesetz dargestellten Erweiterung der Socialreform nicht die gebührende Anerkennung zollt; schon allein die Thatsache, daß die Tausende von Haftpflichtprocessen, welche von den beim Eisenbahnbetriebe verletzten Arbeitern gegen die Eisenbahnen erhoben wurden, künftig wegfallen und mit ihnen eine Quelle von Haß und Feindschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer beseitigt wird, müßte zu einer etwas gerechteren Werthschätzung des neuen Gesetzes Veranlassung geben, als sie bisher in zahlreichen Fällen beliebt wurde. Vivat sequens kann man von demselben sagen.

Digitized by Google

Ein Sonnensystem im andern.

Von M. Wilhelm Meyer.

Saturn ist der zweite in der Reihe der äußeren Planeten, welche sich in vielen wesentlichen Punkten von den inneren unterscheiden, deren größesten wir selbst bewohnen. Es sind zwei Spielarten von Weltkörpern, welche wir hier unterscheiden und die mit je vier Exemplaren in unserm Sonnensystem vertreten sind. Für die Spielart der inneren Planeten sind die charakteristischen, unterscheidenden Merkmale ihre geringe Größe, ihre geringere Rotationsgeschwindigkeit oder die größere Länge des Tages auf ihren Oberflächen, ihre bedeutendere Dichtigkeit, alles Anzeichen relativ großen Alters, endlich ihre Armuth an Monden. Die äußeren Planeten sind dagegen größer, rotiren viel schneller, ihre Massen haben sich noch wenig condensirt, da ihre Dichtigkeit beinahe der des Wassers gleichkommt, während sie von vielen Monden umkreist werden.

Ganz besonders sind die beiden größten Repräsentanten der größeren Spielart, Jupiter und Saturn, einander sehr ähnlich. Würde man sich den Ring des Saturn, der dem Planeten eine durchaus eigenartige Erscheinung verleiht, hinwegdenken, so müßte die Aehnlichkeit mit Jupiter sofort in die Augen springen, welche namentlich durch die streng abgegrenzten Zonen hervortritt. Saturn zeigt diese gelegentlich noch schärfer und jedenfalls regelmäßiger begrenzt als Jupiter, besonders auch, weil wolkenartige Details in denselben nur selten und schwer zu beobachten sind, die, wegen der beinahe doppelt so großen Entfernung des bleichen Planeten und seiner viel schwächeren Beleuchtung durch die Sonne, natürlich erst bei viel bedeutenderen Dimensionen wahrgenommen werden können als bei Jupiter. Dadurch erscheinen die Zonen des Saturn als breite concentrische Gürtel von abwechselnd dunklerer und hellerer Nüance und scharf ausgezogenen Conturen, so daß der riesige Planet im Fernrohr zuweilen an einen Kinderspielball erinnert, der auf der schnurrenden Drehbank erzeugt und bemalt wurde. Gleichzeitig aber stellt sich dadurch der Planet auch dem naivsten Auge, beispielsweise dem Auge eines Kindes, welches nichts von der Existenz anderer Welten außerhalb der Erde und deren Form weiß, ganz unzweideutig als eine Kugel, nicht etwa eine flache Scheibe, dar, wie möglicherweise die anderen Planeten bei oberflächlicher Betrachtung. Der Ring mag zu diesem plastisch klaren Eindrucke auch noch Wesentliches beitragen, da er mit jenen Zonen genau parallel läuft. Die Lage und Lichtnüance der Zonen sind fortwährenden Veränderungen unterworfen, und namentlich scheinen jene wolkenartigen Gebilde, welche in seltenen Fällen die Begrenzung der Zonen ausfransen, so unbeständig, daß es sehr schwer gelingt, ein solches Gebilde zur Bestimmung der Rotationsdauer des Planeten zu benutzen. Erfolgreich waren in dieser Beziehung eigentlich nur zwei Astronomen, Herschel und Hall, Beide mit den besten Instrumenten ihrer Zeit bewaffnet. Aus den Beobachtungen des Letzteren im Winter 1876 ergibt sich in naher Uebereinstimmung mit Herschel's Resultaten die Umlaufszeit des Planeten gleich 10 Stunden 14.4 Minuten; er bewegt sich also nur etwa zwanzig Minuten langsamer um seine Achse als der nah verwandte Jupiter. Was die Ausdehnung der Zonen selbst anbetrifft, so entspricht dieselbe keineswegs jener der klimatischen Zonen, und sie können deshalb ganz so wie die ähnlichen Erscheinungen des Jupiter keineswegs ihre Erklärung allein in der Sonnenbestrahlung finden. Da der Aequator des Saturn gegen die Ebene seiner Bahn etwa $26\frac{3}{4}$ Grad geneigt ist, so müßte die Grenze der heißen Zone um ebenso viel vom Aequator gegen Norden und Süden abstehen, wie auch die beiden kalten Zonen die gleiche Winkelausdehnung um die Pole herum besitzen müßten. Dem entgegen zeigt es sich, daß der äquatoreale Gürtel viel schmaler, die polare Calotte viel breiter ist, als sie sein sollte. Im Jahre 1881 habe ich die Ausdehnung dieser Zonen, welche damals besonders scharf hervortraten, in Genf mikrometrisch bestimmt. Ich sah beispielsweise am 7. November jenes Jahres, daß der helle äquatoreale Gürtel sich zu jener Zeit bis zu 16 Grad südlicher Breite ausdehnte, während die dunklere Zone, etwa die südliche gemäßigte zu nennen, sich bis 47 Grad erstreckte. Jenseits derselben breitete sich das polare Gebiet in ziemlich gleichtöniger grauweißlicher Nüance, heller als die gemäßigte, aber dunkler als die heiße Zone, aus, welches also rings um den Südpol 43 Breitengrade ausfüllte. Auf der nördlichen Halbkugel des Planeten konnte man damals diese Verhältnisse nicht verfolgen, weil dieselbe durch die uns nähere Hälfte des Ringes verdeckt war. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auf die Lage dieser Zonen, welche, wie oben erwähnt, nicht allein durch den Einfluß der Sonne erklärlich ist, der Ring und die Satelliten einwirken. Ebenso wie die Satelliten in dem Ringe gewisse Abtheilungen bilden konnten, die in helleren und dunkleren Nüancen sich deutlich von einander unterscheiden, ebenso müssen sie mit dem Ringe selbst ohne allen Zweifel in die dichten Dünste der Saturn-Atmosphäre störend eingreifen, die Richtung ihrer Bewegung bestimmen, ihre Geschwindigkeit nach unwandelbaren Gesetzen beeinflussen und dadurch jene Abgrenzungen bedingen. Andererseits scheint ein Einfluß der Sonne auf die Atmosphäre des Saturn selbst aus dieser großen Entfernung, welche uns von dem wunderbaren Planeten trennt und bedingt, daß die Wirkung der Wärme und des Lichtes der strahlenden Herrscherin des Systems dort nur noch gleich dem 91. Theile derjenigen ist, die sie verschwenderisch auf uns herabgießt, doch noch bemerklich zu sein. Wenigstens glaubte Herschel aus seinen zwischen 1793 und 1806 gemachten Wahrnehmungen an diesem Planeten als wahrscheinlich annehmen zu dürfen, daß die polaren Gebiete desselben besonders weiß erscheinen, wenn sie nach einem langen Winter zuerst wieder von der Sonne kräftiger beschienen werden, während sie dann nach und nach bei andauernder Bestrahlung wieder ihren gewöhnlichen grauen Farbenton annehmen. Als sicher constatirt kann zwar diese Wahrnehmung, wie auch Herschel selbst zugestand, nicht gelten, weil dieselbe, um als Regel zu erscheinen, doch nothwendig durch mehrere Saturnjahre verfolgt werden müßte, von denen ein jedes $29\frac{1}{2}$ unserer Jahre lang ist. Da nun jene Veränderungen im Farbenton jedenfalls nur sehr gering sind und folglich wohl nur durch denselben Beobachter mit demselben Instrument successive im Laufe mehrerer Jahrzehnte constatirt werden können, um subjective Täuschungen fern zu halten, so begreift man die Schwierigkeiten, mit welchen man hier zu kämpfen hat. Immerhin ist es wohl denkbar, daß solche Einflüsse der Sonnenbestrahlung in der That stattfinden. Dabei dürfen wir aber nicht etwa an eine Schnee und Eis bildende Wirkung der Kälte zur Winterszeit der betreffenden Saturnhalbkugel denken; denn diese weißen Gebiete nehmen nicht an Ausdehnung mit der fortschreitenden Höhe der Sonne ab, wie wir es an den Polarflecken des Mars beobachten, nur die allgemeine Farbe ändert sich. Wir könnten daraus, wenn wir zwischen Saturn und der Erde überhaupt noch Analogien entwickeln dürfen, wohl noch am ehesten schließen, daß die dichte Wolkendecke, welche ohne Zweifel die ganze Saturnkugel überzieht und dessen weißgraues Licht erzeugt, sich unter der jahrelang ununterbrochen fortdauernden Einwirkung der Sonnenstrahlen ein wenig aufheitert. Die geringere Dichtigkeit der Dunstmassen, ihr geringerer Reichthum an Wolken, macht auch das Lichtreflexionsvermögen dieser Regionen nothwendig geringer.

Mag sich indeß diese Sache so verhalten oder anders: Unzweifelhaft ist jedenfalls, daß Saturn von einer sehr dichten Atmosphäre umgeben ist, die noch bis zu einer bedeutenden Tiefe unter die für uns sichtbare Oberfläche hinabreicht. In Bezug auf sie passen genau alle die Betrachtungen, welche Jupiter-Atmosphäre auch für die gelten, was nämlich die Formation der zuweilen beobachteten Streifen durch verschiedene Rotationsgeschwindigkeit unter verschiedenen Breiten, den großen Druck auf die unterliegenden Schichten, die dadurch erzeugte Wärme und das vermuthlich auch vorhandene eigene Licht betrifft. Saturn erscheint uns ganz besonders lichtstark, wenn wir seine große Entfernung dabei berücksichtigen. Danach findet man, daß eine bestimmte Fläche

Digitized by Google

der Saturnkugel an und für sich im Stande ist, dreimal so viel Sonnenlicht zu uns zurückzuwerfen als ein gleich großes Stück der Mondoberfläche, woraus man wenigstens muthmaßen darf, daß Saturn ebenso wie Jupiter noch etwas eigenes Licht aus sich selbst entwickelt.

Ich müßte ernstlich befürchten, in recht langweilige Wiederholungen zu verfallen, wenn ich Angesichts dieser außerordentlichen Aehnlichkeit der Saturnskugel mit dem Jupiter noch weiter bei der Beschreibung der ersteren verweilen wollte, um so mehr, als wir es uns hier nicht zur Aufgabe gemacht hatten, eine Detailbeschreibung der Planeten zu geben, sondern sie nur der Reihe nach auf ihre Bewohnbarkeit hin prüfen wollten. Aus dem Gesagten geht aber zur Genüge hervor, daß Saturn ebensowenig wie Jupiter geeignet ist, im gegenwärtigen Zustande der lebendigen Entwicklung des Organischen eine solide Grundlage zu bieten.

Aber auch dieselben Argumente, welche uns bei Gelegenheit der Jupitertrabanten zu der Ueberzeugung zwangen, daß dagegen auf ihnen ein üppiges Leben sich sehr wohl entfalten konnte, sind auf die ausgedehnte Welt der Saturnmonde übertragbar, und hier tritt uns ein reiches und überaus wundervolles System entgegen, daß uns seltsam anmuthet als eine getreue Copie des Sonnensystems selbst, nur in verjüngtem Maßstabe nachgebildet. Saturn hat acht Monde, so wie die Sonne von acht großen Planeten umkreist wird. Die kleineren Monde des Saturn sind die dem Planeten nächsten, den Verhältnissen im Sonnensystem entsprechend, und auch die Abstände vom Centrum nehmen ähnlich progressiv zu. Es verdient schließlich wenigstens obenhin erwähnt zu werden, daß sogar die Sonne etwas Aehnliches wie einen Ring zu besitzen scheint, dessen Schein wir bei günstiger Lage als Zodiakallicht wahrnehmen. Viele Forscher neigen sich dieser Deutung des räthselhaften Lichtkegels zu, dessen Beobachtung durch die dauernde Nähe zur blendenden Sonne und seine Stellung zur Bahn der Erde sehr erschwert wird.

Um aus diesem Gesichtspunkte die Vergleichung der reichen Saturnswelt mit dem Sonnensystem für den Leser zu erleichtern und andererseits die eigentümlichen Verhältnisse der Größe und Entfernung der Ringe von der Kugel und von den nächsten Monden besser vor Augen führen zu können, will ich, abweichend von dem bis jetzt innegehaltenen Princip, nur angenäherte numerische Werthe anzuführen, soweit sie zum Verständniß der allgemeinen Ideen beitragen konnten, diesmal möglichst genaue Zahlen geben, einmal um dem Leser von der Sicherheit oder Unsicherheit astronomischer Messungen aus diesen Entfernungen einen Begriff zu geben, andererseits aber auch, weil ungenaue Angaben die Größenverhältnisse in den Ringen merklich verzerrt erscheinen lassen können. Dabei habe ich als Grundlage meine Ausmessung des Saturnsystems vom Jahre 1881 genommen, nicht weil es eigene Messungen, sondern weil sie die zahlreichsten bisher angestellten sind. Von dieser Zahl aber hängt es, — wenigstens bei gewissenhafter Anwendung guter Meßwerkzeuge — allein ab, in wie weit man jene zufälligen, unvermeidlichen Beobachtungsfehler als ausgeschieden und auf das Endresultat für wirkungslos erklären kann, die das unauslöschliche Brandmal unserer menschlichen Unvollkommenheit ewig bleiben werden. Die gleich anzuführenden Beobachtungen beruhen auf circa 4000 einzelnen Messungen. Die Uebertragung der direct vom Himmel erhaltenen Zahlenwerthe, die natürlich zunächst in Theilen des ganzen Kreisumfanges des Himmels, in Bogensecunden gegeben sind, in menschliche Längenmaße, in Meilen, geschah unter der Voraussetzung, daß die Entfernung von einem Punkte des Erdäquators zum Mittelpunkte, wenn man ihn von der Sonne aus beobachten könnte, so groß wie ein Winkel von 8.85 Bogensecunden erscheinen würde. Dieser Werth für die sogenannte Sonnenparallaxe ist der gegenwärtig gebräuchlichste und ich habe seine Unsicherheit in den folgenden Angaben mit 0″.03 in Rechnung gebracht.

Wir erhalten dann für den Durchmesser des Saturn in seinem Aequator 16460 geogr. Meilen, einen Werth, der etwa um 80 Meilen auf oder ab unsicher sein wird. Der Durchmesser des Planeten von einem zum andern Pole ist dagegen um nicht weniger als 1530 Meilen geringer, also beinahe um einen ganzen Durchmesser unserer Erde. Die Abplattung der Saturnkugel ist folglich noch viel beträchtlicher als die des Jupiter und beträgt etwa ein Elftel. Zwischen dem Centrum der Kugel und der innersten Kante des dunklen Ringes, welcher sich verhältnißmäßig sehr scharf nach innen abgrenzt, liegen 9780 Meilen. Daraus folgt, daß der Weg von der Oberfläche des Saturn bis zu diesem nächsten Punkte des Ringes nicht einmal so groß ist wie der bis zu unseren Antipoden quer durch die Erde hindurch; jene Distanz beträgt nämlich nur 1550 Meilen. Von dieser innersten Kante des Ringes bis zu dem Punkte, wo er deutlich beginnt hell zu erscheinen, beträgt die Distanz 2280 Meilen, dagegen die ganze Breite des hellen Ringes 6620, während zwischen der äußersten Kante des Ringes und der Mitte jener am deutlichsten sichtbaren breitesten Trennungslinie 2710 Meilen liegen. Diese Trennung selbst wird immerhin mindestens 380 Meilen breit sein, während die Enke'sche Trennung durchschnittlich als eine Kluft von kaum mehr als 100 Meilen Breite zu betrachten ist. Der Durchmesser des ganzen Ringes beträgt 37360 Meilen, eine Distanz, die nach der mangelnden Uebereinstimmung meiner einzelnen Messungsresultate und der erwähnten Unsicherheit der Sonnenparallaxe auf 200 Meilen der unbekannten absoluten Wahrheit nahe kommen mag.

Einige Beobachter glauben eine excentrische Lage der Kugel in dem Ringe wahrgenommen zu haben, die selbst schon durch Schätzung mit dem Augenmaße im Fernrohr erkennbar sein sollte. Otto Struve in Pulkowa hat die Sache zuerst durch exacte Messungen untersucht und fand, daß die Kugel um etwa 180 Meilen dem Westrande des Ringes näher stand als dem Ostrande. Diese Quantität wäre auf jeden Fall viel zu klein um auch selbst in den besten Fernrohren durch das bloße Augenmaß erkannt zu werden und liegt beinahe noch innerhalb jener Grenzen, mit welchen die Unvollkommenheit unserer Meßkunst unser Erkenntnißvermögen eng umzieht. Meine Messungen von 1880 ergaben gleichfalls eine excentrische Lage der Kugel im Ringe von ziemlich genau der gleichen Größe wie das Struvesche Resultat, nur in umgekehrter Richtung: die Kugel schien dem Ringe im Osten näher zu stehen als im Westen. Die viel zahlreicheren und mit noch größerer Vorsicht angestellten Beobachtungen vom Jahre 1881 ließen indeß durchaus keine asymmetrische Stellung mehr erkennen: das Ringsystem schien im vollkommenen Gleichgewichte. Ich meine nun, daß sich alle diese scheinbaren Widersprüche der Beobachtungen mit einander vereinigen lassen. Da nämlich die Ringe aus selbstständigen kleinen Weltkörpern bestehen, so können diese unmöglich in genauer Kreisform um den Saturn laufen, weil diese vollkommenste aller Curven überhaupt unter einer unendlichen Anzahl von Fällen nur einmal vorkommen kann. Die kleinen Satelliten beschreiben Ellipsen wie die übrigen Monde und die Planeten. Eine vorwiegende Anzahl dieser Ellipsen wird nun zusammen ungefähr an derselben Stelle ihre größeste Nähe zum Saturn besitzen. Der Ring, welcher aus dieser Unzahl sich durchkreuzender Ellipsen geformt wird, muß also selbst eine elliptische Form erhalten und an einer Stelle dem Saturn näher stehen als an allen anderen. Diese Stelle würde man sein Perisaturnium nennen. Dieses letztere ist aber nach den Gesetzen der Gravitation einer Bewegung um den Hauptkörper unterworfen. Deshalb wird uns je nach der Stellung desselben zu unserem Standorte die Excentricität des Ringes sichtbar werden und verschwinden.

Die Dicke der Saturnsringe, das heißt ihr Durchmesser in der Richtung senkrecht zu ihrer Längsfläche, ist merkwürdigerweise äußerst gering, so daß man das wunderbare Gebilde mit einem ausgeschnittenen Papierblatte vergleichen könnte. Wenn der Ring sich gelegentlich so zur Erde stellt, daß wir nur seine scharfe Kante erblicken, so verschwindet er für mittlere Fernröhre gewöhnlich ganz und der Saturn wandelt dann, seines seltsamen Schmuckes scheinbar gänzlich beraubt, wie die übrigen Planeten als freie Kugel unter den Sternen seines Weges langsam weiter. Nur in den besten Fernrohren bleibt links und rechts vom Aequator eine äußerst feine und matt leuchtende Linie sichtbar, die an vereinzelten Stellen gelegentlich etwas stärkere Verdichtungen zeigt und dann mit einer Schnur aus

Digitized by Google

glänzenden Perlen verglichen werden mag, welche dem Planeten als letzter Rest seines ehemaligen Reichthums blieb. Er erscheint um diese Zeit in der That wesentlich dunkler, selbst für das freie Auge, denn der Ring leuchtet, wenn er uns seine große Fläche zuwendet, entschieden stärker als der Planet selbst; sein Licht ist glänzend weiß, im Gegensatze zu dem des Planeten, der eine grau-blaue, beinahe bleierne Färbung besitzt, woher auch die alchymistische Bezeichnung des Bleies herrührt. Eben angesichts dieser Leuchtkraft des Ringes ist sein fast gänzliches Verschwinden, wenn er uns seine schmale Seite zuwendet, ein Beweis dafür, daß seine Dicke wirklich äußerst gering sein muß. Meßbar ist sie durchaus nicht mehr. Wir haben nun bei einer anderen Gelegenheit gefunden, daß die kleinste für unser Auge überhaupt noch erkennbare Größe, die einer Stecknadel entspricht, aus fünf Metern Entfernung gesehen, auf dem Saturn 22 Meilen Ausdehnung haben muß. In Ermangelung besserer Erkenntniß können wir also annehmen, daß die mittlere Dicke des Saturnringes etwa gleich dieser Größe sein mag. Unter dieser geringsten Voraussetzung finden wir nun aber immer noch den Cubikinhalt des hellen Ringes allein um mehr als fünfmal größer wie denjenigen der Erde. Aber in diesem großen Raume ist der Stoff nur sehr spärlich vertheilt. Da dieser sich durch die anziehende Kraft, welche er auf die Satelliten ausübt, verrathen muß, so würde sich die Schwere des Ringes, gleichbedeutend mit seiner Masse, aus der Bewegung dieser letzteren finden lassen, wenn diese Bewegungen nur genügend bekannt wären. Bessel hatte diesbezüglich den ersten Versuch gemacht und gefunden, daß die Masse des Ringes etwa gleich $^1/_{118}$ der Saturnsmasse sei. Da nun letztere wieder 92mal größer ist als die der Erde, so wäre zu schließen, daß der Ring des Saturn nicht wesentlich leichter sei als unser irdischer Planet. Dieses Resultat ist in die meisten populären Bücher übergegangen, beruht indeß, wie zuerst Tisserand, ein scharfsinniger französischer Astronom unserer Zeit, nachgewiesen hat, auf gewissen irrthümlichen Voraussetzungen, so daß die Schwere des Ringes jedenfalls bedeutend geringer sein müsse. Ich fand aus der Untersuchung von sechs Saturnsmonden, daß die Masse des Ringes aus den Bewegungen derselben wegen ihrer Kleinheit beim gegenwärtigen Stande der Dinge kaum nachweisbar und höchstwahrscheinlich mindestens 1960 mal kleiner ist als die des Saturn. Daraus würde dann folgen, daß der Saturnring mindestens 20mal leichter ist als die Erde und daß der Stoff in demselben über 100mal lockerer vertheilt ist als in ihr. Würden wir nun annehmen, daß die einzelnen Körper, welche im Ringe als nahezu selbstständige Monde kreisen, etwa so fest seien, wie ein Stück Erde, so folgt, daß die Entfernung eines solchen Mondes vom nächsten etwa 100 mal größer sein wird als sein eigener Durchmesser. Wir sehen also, daß die nothwendige Bedingung der freien Beweglichkeit dieser Schaar von kleinen Monden unter sich genügend erfüllt sein kann.

Uebrigens ist die Dicke des Ringes nicht an allen Punkten gleich. Jene perlenartigen Verdichtungen, welche oft sichtbar bleiben, wenn alle anderen Theile des Ringes verschwunden sind, beweisen dies zunächst, dann aber auch die Form des Schattens, welche die Saturnkugel auf den Ring wirft, wenn dieser im Ekgentheile sehr weit offen erscheint. Man erkennt daraus, daß jeder Ring von einer zur nächsten Trennungslinie gewölbt ist und zwar so, daß die Wölbung jedesmal jenseits der Trennung steil ansteigt und sich dann viel langsamer wieder nach außen hin abflacht. Der Querschnitt des Ringes erhält dadurch etwa Birnenform und die meiste Materie befindet sich unmittelbar jenseits der Trennungslinien, vom Saturncentrum aus gesehen. Diese Wahrnehmung wird uns bei späterer Gelegenheit von besonderem Interesse werden.

Wir verlassen nun den Ring und gelangen auf einem Wege von kaum 7000 Meilen zum ersten Monde des Saturn, Mimas genannt, der, ebenso wie der unterste Planet des Sonnensystems, der kleinste unter seinen Monden ist, einen anderen ausgenommen, der etwa die kleinen Planeten im kleineren Weltgebäude des Saturn repräsentiren könnte. Mimas ist auch für unsere heutigen optischen Hülfsmittel immer noch ein äußerst schwieriges Object. In Genf ist es mir nur an acht Abenden im Herbst 1881 gelungen, ihn unzweideutig zu sehen, und die angestellten Messungen stimmen gut mit ungefähr gleichzeitig in Washington ausgeführten. Mit dem Riesenrefractor in Wien aber hatte ich fast ebensoviel Schwierigkeit, des winzigen Lichtpünktchens auf-Momente habhaft zu werden, wie in Genf. Vielleicht ist daran hauptsächlich die große Nähe des kleinen Mondes zum glänzenden Ringe schuld, der das Auge blendet und das Gesichtsfeld des Fernrohrs, also den Hintergrund, von welchem sich das feine Lichtpünktchen abheben soll, zu sehr aufhellt. Der Glanz des Ringes, also sein störender Einfluß auf die Sichtbarkeit, vergrößert sich aber mit der Lichtstärke des Fernrohrs, und so mag es kommen, daß Mimas selbst für Riesenrefractoren immerhin ein sehr schwieriges Object geblieben ist, während er gelegentlich, zum Beispiel unter dem reinen Himmel Indiens, in Madras, selbst mit einem Fernrohr von nur sechs Zoll Oeffnung gesehen werden konnte. Vielleicht auch ist das Licht des Mondes Schwankungen unterworfen, wie es bei anderen Monden des Saturnsystems unzweideutig erwiesen ist. Nach dem Gesagten wird man begreifen, daß eine directe Messung der wahren Größe dieses Mondes unmöglich ist. Derselbe erscheint eben als absoluter Punkt. Dennoch kann man unter der Voraussetzung, dieser Mond reflectire das Licht der Sonne in nahezu derselben Weise wie sein Hauptplanet, aus diesem minimalen zurückgeworfenen Lichte wieder rückschließen auf die Größe der Fläche, von welcher es reflectirt wurde. Auf diese Art hat vor einigen Jahren der amerikanische Astronom Pickering die Durchmesser der Saturnsmonde zu bestimmen versucht, welche eben alle, höchstens mit Ausnahme eines einzigen, uns vollkommen durchmesserlos erscheinen. Danach hat Mimas einen Durchmesser von 63 Meilen. Er stellt sich also immerhin noch größer heraus als der größte der kleinen Planeten.

Der Anblick des Himmels von diesem Monde aus muß ein unbeschreiblich wunderbarer sein. Der ungeheure Ring breitet sich vom Horizonte bis über das Zenith hinaus als ein leuchtender Streifen, der die Saturnkugel mitten durchzieht. Diese nimmt im Durchmesser volle 36 Grad am Himmel ein. In dem Streifen mag man die einzelnen Körper, welche den Ring zusammensetzen, wohl getrennt erblicken. Denn, angenommen, jeder derselben sei vom nächsten im Durchschnitt fünf Meilen weit entfernt und besitze folglich nach früher entwickelten Voraussetzungen nur eine Ausdehnung von 370 Meter im Durchmesser, so würde er in seiner geringsten Entfernung von Mimas 1.5 Secunden groß erscheinen und vom nächsten 2.5 Bogenminuten entfernt bleiben. Unter solchen Umständen würde der Ring am nächtlichen Himmel des Trabanten ähnlich wie der matte Schimmer der Milchstraße, aber viel schmäler als diese, wie eine magische Brücke, wie ein mysteriös einfarbiger Regenbogen sich über den Horizont erheben, wenn gelegentlich seine beiden Enden noch unter demselben verborgen sind oder sich wie eine endlose Straße bis hoch über unsern Häuptern in den Tiefen des Himmels verlieren, wenn nur noch das eine Ende unter dem Horizont ruht. Sind aber die Verhältnisse jener Schaar von Monden größer, als wir vorhin willkürlich annahmen, so erscheint der Ring wie eine Wolke aus glänzenden Perlen, die von magischer Kraft in schnellem Fluge durch die Himmelsräume getrieben wird. Neben diesem Wunder aber leuchten noch sieben Monde, alle verschieden groß und in andern Phasen an diesem reichsten aller Himmel und streben in schnellem Wechsel von Horizont zu Horizont. Es ist eine unbeschreibliche Märchenwelt, in ewiges Halbdunkel gehüllt, die vor unsern Blicken steht. Die Sonne selbst erkennen wir nicht wieder. Sie hat kaum noch $3^1/_2$ Minuten im Durchmesser und leuchtet dort nur noch mit 91 mal schwächerem Lichte als bei uns, was übrigens doch noch 6800 mal mehr ausmacht als die gesammte Leuchtkraft unseres Vollmondes. Wir sind hier schon gar zu weit im Geiste von unserer Erdscholle entfernt, an die unser plumper Körper gefesselt ist, als daß wir weitere Angelpunkte finden könnten, die uns ein Recht zusprechen würden, in unserer Ueberzeugung auch diese Märchenwelt mit fühlenden Geschöpfen zu bevölkern. —

Der nächste Saturnsmond heißt Enceladus. Er ist nicht viel heller als Mimas und hat nach Pikering 69 Meilen im

Digitized by Google

Durchmesser. Seine Entfernung vom Centrum des Systems beträgt 31 830 Meilen mit einer Ungewißheit von auf und ab 250 Meilen. Dann folgt in 39 600 Meilen Entfernung Thetys, schon beinahe noch einmal so groß, 123 Meilen, und deshalb in Fernrohren mittlerer Größe bereits erkennbar. Dione, die nun folgt, ist beinahe ebenso groß, 117 Meilen, und ihre Entfernung vom Saturnmittelpunkt ist nur etwas größer als die unseres Mondes von uns, 50 730 Meilen. Dione und Thetys, in ihrer beinahe gleichen Größe, bilden eine merkwürdige Analogie mit Venus und Erde; Merkur wäre mit Enceladus, Mimas mit jenem intramerkuriellen Planeten zu vergleichen, welchen man längst als existirend vermuthet, der sich aber ganz so wie Mimas im Lichte des Saturnringes, in den Strahlen der Sonne zu verbergen weiß. Aber das Analogon für Mars fehlt. Der nun folgende Saturnsmond ist wieder größer als die vorhergehenden; er heißt Rhea, mißt 161 Meilen und läuft um den Saturn in einer Entfernung von 70 870 Meilen. Nun folgt eine breite Lücke, derjenigen der kleinen Planeten vergleichbar, und gleich hinter ihr, in 163 870 Meilen Entfernung, um 800 Meilen unsicher, bewegt sich der größeste Mond des Systems, Titan, der Jupiter dieser kleineren Sonnenwelt, um sein secundäres Kraftcentrum. Titan ist auch in kleineren Instrumenten leicht sichtbar und mißt nach Pickering 304 Meilen. In guten Fernrohren erscheint er als kleine Scheibe, deren Durchmesser man noch oben hin zu schätzen, nicht mehr zu messen vermag. Mädler fand aus solchen Schätzungen die Ausdehnung desselben ungefähr gleich 350—400 Meilen, in guter Uebereinstimmung mit dem oben angegebenen auf ganz anderem Wege erhaltenen Resultat. Titan wird also ungefähr mit unserem Monde zu vergleichen sein. Nun folgt der kleinste Mond des ganzen Systems, Hyperion, nur 42 Meilen groß, in 206 200 Meilen Entfernung, und hinter ihm befindet sich eine ungeheure Lücke, größer als seine Entfernung vom Centrum. In dieser Lücke giebt es jedenfalls noch andere Saturnsatelliten; sie ist ein Feld für künftige Entdeckungen. Aber ebenso zweifellos ist, daß die hier aufzufindenden Monde höchstens ebenso groß wie Hyperion sein, also immerhin zu den schwierigsten astronomischen Objecten gehören werden. Dies ist eine zweite Region von kleinen Planeten des Saturn, an deren Stelle sich im Sonnensystem Saturn und Uranus befinden. Der letzte Satellit heißt Japetus und bewegt sich in einer Entfernung von 476 900 Meilen, um 1900 Meilen unsicher, um das Centrum. Sein Durchmesser hält 105 Meilen. Während alle übrigen Monde nahezu in ein und derselben Ebene um Saturn kreisen, die wieder mit der seiner Ringe und seines Aequators übereinstimmt, ganz so wie es im Sonnensystem mit den Planeten der Fall ist, so weicht hingegen die Bahn des Japetus ziemlich bedeutend von der Hauptebene der übrigen Bewegungen ab. Diese auffällige Anomalie zeugt von kräftig störenden Einwirkungen, welche in der ersten Zeit der Entstehung dieses besonderen Systems auf seinen äußersten erstgeborenen Weltkörper eindrangen. Ebenso sehen wir, wie im großen Sonnensystem die allgemeine Ordnung in den Urzeiten der ersten Planetenbildung gelegentlich an ihren äußersten Gliedern gestört werden konnte, weil eben damals noch nicht alle feindseligen Elemente, welche der symmetrischen Entwicklung des Ganzen trotzig entgegen zu treten wagten, siegreich überwunden waren, wie heute. Jenes zurückgebliebene Anzeichen, jene Narbe, welche noch heute von dem heißen Kampfe zeugt, den das große Sonnensystem einst gegen die Finsterniß und das gesetzlose Chaos geführt hat, sind die Uranusmonde, deren Bahnen nahezu senkrecht auf der Ebene der übrigen Bewegungen stehen.

Der äußerste Saturnsmond zeigt von allen Satelliten des Sonnensystems am deutlichsten jenes charakteristische Merkmal der Monde, daß ihre Umdrehungsperiode um die eigene Achse, ihr Tag, mit ihrer Umlaufszeit um das specielle Centrum übereinstimmt. Im Westen vom Planeten ist Japetus ziemlich hell und kann in mittleren Fernrohren dann ohne Anstrengung gesehen werden; dagegen verschwindet er im östlichen Theile seiner Bahn beinahe vollständig, und dieser sehr bedeutende Lichtwechsel wiederholt sich ganz regelmäßig mit seinem Umlauf. Japetus besitzt also auf seiner Oberfläche hellere und dunklere Flecke und keine dunsterfüllte Atmosphäre, welche uns diese Flecke gelegentlich theilweise verhüllen könnte. Dieser Umstand berechtigt uns zu dem Schlusse, daß das entfernteste Glied des Saturnsystems bereits ausgelebt hat und etwa unserm Monde zu vergleichen ist. Auf seiner Oberfläche herrscht während 39½ unserer Tage die Sonnenbeleuchtung und ebenso lange die Nacht.

Anders mag es sich jedoch in Bezug auf unsere Frage nach der Bewohnbarkeit der Geschwister unserer Erde mit den anderen Monden des Saturn verhalten. Auch sie zeigen Schwankungen ihrer Helligkeit, die aber viel geringer sind und deshalb nicht mit Sicherheit verfolgt werden konnten. Da nun aber die Anziehung des Saturn selbst bis zu dem fernstehenden Japetus hin bestimmend auf die Rotationszeit dieses Mondes einzuwirken vermochte, so ist es ganz zweifellos, daß die gleiche Wirkung in noch viel stärkerem Maße die näheren Monde beeinflussen mußte. Sie rotiren sicher ebenfalls so schnell, wie sie umlaufen. Wenn wir trotzdem keinen wesentlichen periodischen Lichtwechsel an ihnen bemerken, so müssen wir den Grund davon in dichten Atmosphären suchen, welche über die Oberflächen der Monde weiße Schleier gleichmäßig ausbreiten. Besonders wahrscheinlich ist jedenfalls die Existenz einer Atmosphäre um Titan, den größten jener Monde, welcher also dem Leben dort die breiteste Basis zu bieten vermag. Die relativ große Helligkeit desselben spricht für eine dichte Wolkendecke, welche von ihm das Licht zu uns kräftig zurückwirft. Seine Umlaufszeit beträgt 16 Tage; die Verhältnisse von Tag und Nacht auf ihm gleichen also etwa denen des letzten Jupitermondes. Die näheren Monde haben natürlich noch kürzere Umlaufszeiten, der erste, Mimas, durchläuft sogar seine Bahn schneller, als die Erde um sich selbst schwingt, in 22½ Stunden.

Hier haben wir also ein weites Gebiet von Monden, welches unsere Einbildungskraft mit dem schönsten Leben schmücken mag. Die Wissenschaft aber kann ihr in diesen fernen Räumen keine kräftige Stütze verleihen. Sie begnügt sich zu sagen, daß wahrscheinlich keine wesentlichen Hindernisse der organischen Entwicklung auf jenen Himmelskörpern entgegen stehen. Sie geht bis dahin — nicht weiter.

Literatur und Kunst.

Thomas Carlyle ein Nachahmer Jean-Pauls?

Von H. Breitinger.

Die Frage, welche nachstehenden Bemerkungen als Titel dient, ist von Engländern und Nicht-Engländern so oft bejaht worden, daß die energische Verneinung derselben durch den abschließenden Biographen Carlyle's, den vielgenannten englischen Geschichtsschreiber James Anthony Froude, uns alle stutzig macht; denn wenn irgend etwas in Carlyle's Schriftstellerleben festzustehen schien, so waren es seine Jean-Paulismen, wenigstens die auffallende Aehnlichkeit seiner Stilexperimente mit denjenigen des deutschen Humoristen. Nun lesen wir bei Froude, daß sei alles Irrthum, Carlyle habe geschrieben, wie er gesprochen, seine Diction stamme aus dem schottischen Bauernhofe, woselbst er seine Jugend verlebt, mit andern Worten, bei Carlyle sei der Stil eins mit dem Menschen, ein ureigenes Product seines Wesens, ein integrirendes Stück seiner Individualität.

In einem Artikel ihres Januarheftes hat die „Quarterly Review" diese Anschauung zwar theilweise widerlegt, aber auch sie gibt nicht zu, daß Carlyle in bewußter Weise Jean-Paul's Manier sich angeeignet; er habe, meint sie, nicht „wilfully and deliberately" Richter's Stil adoptirt, „sondern ohne es anfangs selbst zu merken, gerade wie des Färbers Hand mit dem Farbestoff sich überzieht, in dem sie arbeitet".

Eine Erörterung von Carlyle's Verhältniß zu Jean-Paul und eine genetische Erklärung ihrer stilistischen Eigenthümlichkeiten dürfte auch diese Ansicht als unhaltbar erscheinen lassen.

Digitized by Google

Vor allem drängt sich die Frage auf: Wie gelangte Jean-Paul Richter selbst zu seinem absonderlichen Stile! Hat er ihn durch Intuition gefunden oder gemacht oder entlehnt? War derselbe Ergebniß spontaner Originalität oder die Frucht einer reflectirenden Arbeit?

In seiner ersten Studie über Jean-Paul (Edinburger Revue 1827, Nr. 91) tritt Carlyle selbst für die ungekünstelte, reine Ursprünglichkeit seines Autors in Stil und Sprache ein. Man nenne, sagt er, Richter einen Rhapsoden, einen Mystiker, einen deutschen Träumer, weil seine Schreibart eine verdrießliche und dunkle sei. Aber ob denn nicht das Klare und Einfache fast durchweg auch das Landläufige und Ordinäre sei? Ein tiefer Schriftsteller müsse sich suchen lassen, dürfe es dem Leser nicht zu leicht machen. Jeder Autor, um mit Lessing zu reden, habe seinen eigenen Stil so gut wie seine eigene Nase. Jean-Paul bewege sich in Parenthesen und Einschiebseln, erfinde ganze Rudel neuer Wörter, verwende alte Wörter in neuem Sinne, verkopple wunderliche Wortpaare, schwelge in Bildern, Gleichnissen und Anspielungen, suche das Dunkle, Verworrene, Unharmonische im Wort-, im Satz- und im Buchbau, mache die Abschweifung zur Hauptsache; alles das seien seltsame Eigenthümlichkeiten, aber von Unklarheit oder von Affectation, von Gemachtheit und Effecthascherei könne deshalb noch keine Rede sein. Bei Jean-Paul sei der Stil ein Charakterzug, der Charakter selbst aber empfindsamer Humor.

Dem widerstreitet nun das Zeugniß der Thatsachen, welche Gervinus und die Jean-Paul-Monographen beibringen. Nach diesen beschäftigte die Stilfrage den jungen Mann schon, bevor er daran dachte, sich als Satiriker aufzuthun. Die Macht der literarischen Tradition war und ist eben in allen Bücherzeitaltern so groß, daß sie den Leser beherrscht, bevor er zum Schreiber wird, die Originalität zu erdrücken strebt, bevor sie ihrer selbst bewußt ist. Jean-Paul stürmte von einem Autor zum andern, von Rabelais, Montaigne, Boileau und Volkaire zu Swift, Pope, Lessing, Hippel. Lessing's Stil wollte ihn packen, als er zu Swift und andern Satirikern übersprang und schließlich am liebsten „dem scharfsinnigen Unsinn" nachging.

„Die Bücher mit scharfsinnigem Unsinn gefielen ihm besser als schlichter Menschenverstand, weil er blos las, um seine Seele zu üben, nicht zu nähren", schreibt Jean-Paul von sich selbst. So kam er denn auf den Gedanken, als Lehrling in „der satirischen Essigfabrik" zu arbeiten. Von dem Wahne ausgehend, man könne diesen Beruf erlernen wie irgend einen andern, richtete er sein ganzes Studium auf dieses Tirocinium ein, sammelte vierzig Quartbände Witz, legte sich den famosen Zettelkasten an und schrieb nun, erst seine Satiren, dann seine humoristischen Romane. Als „einem Wildling" der Sturm- und Drangzeit war ihm Regellosigkeit und Formlosigkeit erste Bedingung der Genialität; die Alten kannte er schlecht und haßte ihre Disciplin, — war er doch einer der Ersten, welche das Studium der neueren Sprachen als Ersatz der alten für die Gymnasien vorschlugen —; auf diese Weise gelangte er allmälig zu seiner formlosen Manier, die er sogar in seine Briefe übertrug und die nach und nach ihn so beherrschte, daß ihm, wie er selbst gesteht, die Wahrheit weniger gefiel als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild, und eine falsche Antithese besser als ein richtiger Ausdruck.

Wo ist nun hier jene ungekünstelte, urwüchsige Originalität, welche Carlyle bei seinem Muster voraussetzt? Gewiß, der Humorist besaß eine ausgeprägte Individualität, es wäre thöricht, dies verneinen zu wollen, aber die Tastungen des Stilsuchers sind so bewußt und berechnet, daß an eine natürliche, jeder Effecthascherei fremde Stilentwicklung nicht zu denken ist.

Prüft man nun die Entstehungsgeschichte der eng verwandten Manier des englischen Schriftstellers, so gelangt man zu der Entdeckung, daß Carlyle auf einem Umwege ganz demselben Ziele entgegenschreitet. Ich sage auf einem Umwege, weil Jean-Paul so zu sagen von Anfang an uns fertig gegenübersteht, während Carlyle's Manier drei ziemlich scharf geschiedene Entwicklungsphasen durchläuft. Die erste reicht etwa bis zum Sartor resartus, die zweite bis gegen Mitte des Jahrhunderts, die dritte umfaßt die Declamationen seiner Prophetenrolle.

Carlyle begann wie Jean-Paul mit receptiver Lesewuth im robusten Titanenstile; daß er, gerade wie Jean-Paul, sich anfangs an classischen Mustern zu bilden suchte, läßt sich aus gewissen Stellen seiner Schiller-Biographie entnehmen, welche 1823 im „London Magazine" herauskam und zu seinen frühesten Versuchen zählt. Hier erinnert der gemessene Rhythmus und der symmetrische Bau gewisser Perioden auffallend und in unverkennbarer Weise an die Prosa von Samuel Johnson, während die Parallele zwischen Alfieri und Schiller als offenbare Nachahmung der bekannten Vergleichung Homer's und Virgil's bei Pope erkannt worden ist. Ein Jahr später kam die Uebersetzung Wilhelm Meister's heraus, und die englische Kritik warf ihr „eine starke Einführung deutscher Phraseologie", d. h. eine Reihe Germanismen, vor. Carlyle's Artikel in der „Edinburger Revue", welche mit seinem ersten Aufsatze über Jean-Paul Richter (1827) beginnen, entfernen sich im Ganzen wenig von der allgemeinen Ausdrucksweise; allein das offenbare Behagen, das Carlyle für Jean-Paul's Manier bezeigt, die Wärme, womit er behauptet, daß jene Manier keine angenommene (assumed), sondern eine ursprüngliche, keine gesuchte, sondern eine natürliche sei; die sophistische Behauptung, daß Klarheit auf seichten Inhalt, Dunkelheit auf tiefen Gehalt schließen lasse, endlich auch seine späteren Bemerkungen über Jean-Paul's barocke Wortbildungen, bei Gelegenheit einer Uebersetzung von dessen Aufsatz über die Allemagne der Frau von Stael, dies und Carlyle's eigene Anfänge auf diesem Gebiete lassen eine bevorstehende Wandlung vermuthen. Edmond Scherer, welcher Carlyle nur wenige Seiten widmet, hat diesen letzteren Umstand hervorheben zu müssen geglaubt (Etudes VII, 66). Jene Wandlung vollzieht sich denn auch wirklich in den folgenden Jahren. Sie beginnt nach 1830 mit der satirischen Schrift Sartor resartus und schließt einige Jahre später mit der Geschichte der französischen Revolution. Von nun an ist Carlyle's Manier ausgebildet und fertig. Der Sartor resartus ist nichts weniger als ein „unbewußter" Versuch in der humoristischen Manier Jean-Paul Richter's. Fichte's Idee, daß hinter der sinnlichen Welt und ihrer äußeren Erscheinung der göttliche Weltgedanke sich berge, wird hier in Form einer schnörkelhaften Abhandlung über die Kleider, verfaßt von einem deutschen Professor Namens Diogenes Teufelsdroeckh (die Engländer sprechen Tiflesdrok), ausgeführt. Carlyle legt sich nur die bescheidene Rolle eines Herausgebers bei. Aber der Gedanke, daß die Oberfläche täusche und nichts als Lug und Trug und Schwindel sei, bleibt für Carlyle das unzähligemal variirte Lieblingsthema seines Lebens. Da kein Verleger den Artikel übernehmen wollte, erschien das Buch 1833 in Frazer's Magazine, einer belletristischen Zeitschrift. Ueber den Stil seines Helden bemerkt die Vorrede des simulirten Herausgebers:

„Von seinen Sätzen steht kaum der zehnte Theil grad auf den Beinen, die andern haben alle eine ganz schiefwinklige Haltung, Strebepfeiler und Stützen (von Parenthesen nämlich und allerlei Einschiebseln) und immer irgend einen Schweif, der drum und dran hängt; und hie und da zappelt so'n Satz einmal ganz hülflos auf gebrochenem Rückgrat liegend und jämmerlich verstümmelt".

Es ist bezeichnend und bisher übersehen worden, daß Carlyle in seinem ersten Aufsatz über Jean-Paul dessen Manier zum Theil mit denselben Worten geschildert hat.

Im Buche selbst äußert sich Professor Teufelsdroeckh gelegentlich über seinen Stil. Er sagt einmal, das plane und directe Wort sei nur der Knochen, die Metapher dagegen Fleisch, Zellgewebe und lebendige Haut, ein andermal: sein eigener Stil sei vollblütig und apoplektisch angelegt; das Meer seiner bildlichen Ausdrücke sei aus allen Naturreichen und aus allen Himmelsgegenden zusammengeflossen. Er gesteht auch, er strebe unwillkürlich nach übertriebenen Ausdrücken.

Selbst die Uebersetzung vermag das Jean-Paul'sche Gepräge gewisser Stellen nicht zu verwischen. Man vergleiche einmal die nachfolgende Betrachung Carlyle's über die Sitte des Zweikampfs:

Digitized by Google

„Wenige Dinge in dieser absonderlichen Welt kommen mir so närrisch vor. Da stehen zwei winzige Visualspectra von Menschen, welche vermöge einer unsicheren Cohäsion im unermeßlichen Weltraume schweben, um unfehlbar nach kurzer Frist in diesem aufzugehen. Zwölf Schritte von einander machen sie Halt, drehen sich auf dem Absatz, und dank einem sinnreichen Mechanismus jagen sie sich gleichzeitig in die Auflösung (they explode one another into Dissolution); im Handumdrehen wird aus ihnen Luft und Nichts. Der Teufel hole sie (im englischen Texte wird noch das deutsche Wort: „Verdammt!" in Klammer beigefügt). Oh diese kleinen Feuerteufel! Ja, ja. Ich denke wie der alte Hugo von Trimberg: der liebe Gott wird hell auflachen, wenn er sich diese wundervollen Menschlein hier auf Erden einmal nachher ansieht!"

Seltener sind die sentimentalen Tiraden und Anläufe von Selbstironie; ein gutes Beispiel für letztere ist das Capitel über „Herausgeberplagen" (editorial difficulties). Carlyle war zu steif und stolz, um an dieser Figur großen Gefallen zu finden. Eigene Schwächen bekennen ist nicht englisch, sagt ja Thomas de Quincey in seinen Bekenntnissen eines englischen Opiumessers, und es hat lange gedauert, bis der „englische Haschischesser" mit seinen Geständnissen gefolgt ist. Wie wenig selbst die literarisch-ästhetische Werthung in diesem Punkte eine feste Norm zu bieten vermag, wird bis zur komischen Wirkung klar, wenn man Vischer's Abhandlung über das Erhabene und das Komische (1836) mit einem Urtheile Gervinus betreffend die Selbstironie Jean-Paul's vergleicht. Dort sagt nämlich der große Aesthetiker, der Humor feiere seinen höchsten Triumph in der Selbstironie, welche in der That das Kriterium einer freien und große Seele sei, während Gervinus acht Jahre später (V. 231) die Worte schreibt: „Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unberufenheit zum Satiriker, wenn er (Jean-Paul nämlich) über die Thorheiten scherzt, denen er selbst verfallen ist, wenn er sich (ein unangenehmer jüdischer Zug!) so oft zum Stichblatte des eigenen Witzes machen muß."

Die capriciösen Wortbildungen des Sartor resartus erinnerten die Kritiker Carlyle's an die von diesem selbst gemachte Mittheilung, Jean-Paul's Sprache sei so absonderlich, daß man in Deutschland ein Specialwörterbuch dazu geschrieben habe. „Carlyle strebt selbst nach der Ehre eines Specialwörterbuches!" witzelte nun die englische Kritik. Indessen scheint mir, daß weder Carlyle selbst noch seine Beurtheiler Carl Reinholds 1809 erschienenes Wörterbuch zu Jean-Pauls Levana gesehen und dessen Vorrede gelesen haben. Reinhold sammelt und erklärt ja nur die gelehrten Kunstausdrücke, welche heute theils das Fremdwörterbuch, theils das Conversationslexikon erläutert. Von Jean-Paul's eigenen Wortbildungen ist dort also gar nicht die Rede. — Wohl aber ist die von jenen Kritikern gemachte Ausstellung begreiflich, daß ein des Lateinischen und Griechischen unkundiger Engländer Carlyle's Wortschöpfungen nur zum kleinen Theile verstehen könne.

Den Sartor resartus wird jeder unbefangene Leser mit dem Urtheile entlassen, daß wir es hier mit einem sehr bewußten und mühsam ausgeführten Versuche in der satirisch-humoristischen Manier Jean-Paul's zu thun haben. Der Edinburger Artikel von 1827 hatte diese Manier beschrieben, gelobt und so warm vertheidigt, daß er stellenweise den Anstrich einer zum Voraus geschriebenen Oratio pro domo bietet. Im Sartor unternimmt es der Schüler und Vertheidiger auf dem Jagdpfade des Meisters nun selbst sein Glück zu machen.

In seiner Geschichte der französischen Revolution suchte Carlyle die Manier seines Vorbildes auf die Geschichtschreibung zu übertragen. Hätte Jean Paul Richter sich auf diesem Gebiete versucht, er würde zweifelsohne sich ungefähr in denselben Formen bewegt, dieselben Experimente angestellt haben. Seine satirische und seine sentimentale Ader wäre reich und überreich geflossen, Bilder und Gleichnisse hätten sich ebenso gejagt und überstürzt; wie ein aufgeregter Zuschauer hätte auch er die eigene Erzählung fort und fort mit Jammertönen oder Wuthgeschrei, mit Interjectionen des Entsetzens, des Jubels, des Hohnes unterbrochen: Vorwärts Bürger! — Wohin eilt ihr jetzt? — Halt da! — Wie grausam! — So recht! Drauf und dran! Oh Tod und Teufel, Höllenpfuhl, pfui ihr Bestien! Courage! quick then! — Oh Schicksal! Ihr himmlischen Mächte u. s. w. — Wie Carlyle, so hätte auch Jean-Paul vor allem Charaktere beschrieben und Portraits gemalt, bei den Situationen sich aufgehalten, den pragmatischen Theil, den Causalnexus als langweilige „Motivschleiferei" (motive-grinding; oder denkt Carlyle an die Mühle?) dem Herrn „Dryasdust" (mit „Trocken wie Staub" meint er die nüchternen Archivforscher) überlassen, den Fortschritt der Erzählung möglichst gehemmt und den logischen Faden sorgfältig im Dunkeln verborgen; jeder Hauptfigur hätte er seinen redenden Spitznamen gegeben und diese Erfindung durch ewige Wiederholung todt gehetzt. Aber wohl schwerlich hätte Richter's Kraft ausgereicht für die plastischen Schöpfungen von Carlyle's Künstlerhand und für die gewaltige Leistung jener tief poetischen Phantasie, welche die todte Vergangenheit uns so lebendig vorführt. Trotz großer Fehler und barocker Launen ist Carlyle hier in der That ein großer Künstler, mag er sich auch noch so oft sein eigenes Spiel verderben. Alles weiß er ins Anschauliche, ins Greifbare umzusetzen. Nur ein Beispiel statt vieler:

„Denjenigen Patriotismus, der bedrohlich zu knurren sich erlaubt und seine fletschenden Zähne weist, wird der Patrouillotismus knebeln; oder noch besser, er wird seine Wuth mit Streicheln, und was immer das Wirksamste bleibt, mit reichlicher Kost beschwichtigen."

Carlyle's Phantasie ist das Streben ins Ungeheure eigen. Auch diesen Zug hat Carlyle mit Victor Hugo gemein. Carl Hillebrand hat mehrmals betont, daß jene im Ungeheuren schwelgende Einbildung weder germanisch, noch romanisch, sondern gallisch und keltisch sei. Daher einerseits die Excesse der Revolution, anderseits die erstaunliche Erfindungsgabe der Franzosen in Romanen und Dramen. Hat Carlyle einige Tropfen Keltenbluts in den Adern? Nach den grotesken Ungeheuerlichkeiten seiner Phantasie sollte man das wohl glauben. Georgs I. beleibter Maitresse, der Gräfin von Darlington, schenkt er den ständigen Spitznamen „Unschlitt-Kataraft", er stattet sie aus „mit Augenbrauen wie Wagenräder und mattglänzenden aber kohlschwarzen Augenscheiben."

Seit 1850 läßt sich in Carlyle's Stil eine letzte Phase ausscheiden, welche man die Manier seiner Manier oder die Nachäffung seiner eigenen Ausschweifungen zu nennen versucht ist. Es ist dies die natürliche Strafe für Geschmacksverirrungen, welche solchen Herrn selten erspart bleibt. Ein Commentar zu diesem Paragraphen des ästhetischen Strafrechtes ist die letzte Manier des Declamators Victor Hugo. On est puni par où l'on a péché. Man wird unvermerkt zum Sklaven seiner Neigung. Und dazu tritt noch ein äußerer Antrieb und ein äußerer Vortheil. Man hat Effect gemacht, und um diese Ueberraschung auf's Neue hervorzubringen, muß man sich schließlich selbst überbieten und den Herodes noch überheroden. Und der Vortheil besteht darin, daß man die Sache immer leichter und bequemer findet; denn neue Gedanken spenden ist ungleich schwerer als alte Gedanken in neuen Bildern wiederholen.

Auch Jean-Paul hat diesen leidigen Sachverhalt erkannt und ehrlich eingestanden, „die Wahrheit gefalle ihm weniger als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild, wegen einer falschen Antithese sei er im Stande, sich falsche Ausdrücke zu gestatten, er habe seine Sprache an Wendungen gewöhnt, deren Gezwungenheit mit der Wärme seines Herzens streite; wie der Weinsäufer, kenne er das Gift, aber er könne es nicht mehr lassen" u. s. w. (Zusammenziehung zerstreuter Citate bei Gervinus.)

Carlyle hat ganz denselben Weg verfolgt. In seinen politisch-socialen Flugschriften wird auch er zum Deklamator, und seine an Shakespeare erinnernde Beherrschung eines erstaunlichen Wortschatzes wird ihm Klippe und Sandbank. Scherer drückt dies hübsch aus, wenn er sagt: „Malheureusement le propre du maniérisme est d'aller toujours se fixant et se figeant, et l'on peut dire que la diction de Carlyle a fini par devenir du galimatias."

Digitized by Google

Carlyle's Titanenmanie sucht von nun an das Ungeheure, Unbestimmte, Unbegrenzte, das Riesenhafte, Farbenstrotzende, je mehr der Inhalt seines Denkens zusammenschrumpft. Jetzt fanden ihn auch seine Getreuen „rather bewildering", d. h. sie verstanden ihn nicht mehr, man mußte, wie bei Jean-Paul, oft ganze Seiten überschlagen, und es ließ sich auch auf Carlyle anwenden, was Gervinus von diesem gesagt:

„Wer ein gewisses Alter überschritten hat, den wird diese Schreibart in kürzester Zeit anwidern." — Auch die relative Klarheit seiner früheren Compositionsweise ging in die Brüche. Carlyle hatte einst die sogenannte „Paragraphenmethode" (die Engländer verstehen unter diesem Ausdrucke das logische Abhandeln in wohlgegliederten Absätzen) wenigstens in soweit festgehalten, daß jeder Anfang seiner Alineen den Leser über das Kommende einigermaßen orientirte. Aber in den Aufsätzen der letzten Periode hält kein Absatzanfang mehr sein Wort. Der Leser muß sich jedesmal auf alles gefaßt machen. Alles wird zur Parenthese und der Text verschwindet.

In diesen Traktaten that sich Carlyle als Prophet auf, jedoch trug er Sorge, unter dem Prophetenmantel das Narrenkleid des cynischen Humoristen fortzutragen. Bald mit alttestamentlichem Pompe, bald wieder in Ausfällen, die an Rabelais erinnern, legte er hier das oft verrathene Geheimniß seiner Weltanschauung dem ermüdeten Leser vor. Es ist immer die alte Theorie seines „Heroenbuches". Man kann sie in zwei Worte fassen. An seinen hohen Idealen mißt er die schale Wirklichkeit. Statt der Wahrheit, der thatkräftigen Tüchtigkeit, der sittlichen und intellektuellen Größe findet er nur Lüge, Laster, Selbstsucht, Impotenz, Heuchelei und Schwindel. Eines steht ihm unverbrüchlich fest. Die Gesellschaft ist außer Stande, sich selbst zu helfen, sich selbst zu retten. Sie braucht geniale Männer, überlegene Wesen, große Naturen, die sie regieren und kuriren, sie braucht Heroen wie einen Cromwell, einen Friedrich, einen Napoleon. Bis aber ein neuer Held, uns zu retten kommt — verfluchen, verlästern und verhöhnen, wir, was vorliegt. Nieder mit dem Respect vor allen bestehenden Einrichtungen, vor allen eingesetzten Gewalten der Gesellschaft. Hätte Carlyle diese Ansicht in einfachster Form etwa hundertmal wiederholt, er würde sich gewiß auch den letzten Leser vertrieben haben. Aber durch alle erdenklichen Spielarten der Ironie und des Bombastes ließ sich das Thema Jahre lang hinschleppen; denn sein pessimistisches Fluchlexikon war ja unerschöpflich. Den chaotischen Zustand der von ihm angeschauten Welt hat er mit tausend Bildern umschrieben. Schon der Sartor nennt die Welt ein elendes Hundeloch (a paltry dog's hole), dann ward sie „zum brüllenden Chaos, zur wide weltering confusion, zum general tumble down, zur confusion worse confounded, zum unutterable welter of tumbling ruins", noch nie hat unsere Sonne „such a jumble of human nonsenses" beschienen, die „days of disruption, dislocation, confusion worse confounded (schon 1827 im Artikel über Jean-Paul und seither zu dutzendmalen verwendet), sind angebrochen; die Bureaukratie ist ihm „a world-wide jungle of red tape", das Parlament redet „Eulenmist" (owl droppings), die Wissenschaft nennt er „dismal science", die Philosophie „Pig-philosophy"; alles ist Schwindel „sham, cant, puffary" ꝛc. Man athmet ordentlich auf nach diesen Fluchorgien und man ruft mit Byron im Don Juan aus:

„So, now that all is damned, one fuls at ease!"

Wir wissen heute, daß Carlyle, der für „die Helden" schwärmt, in seinem eigenen Leben nichts weniger als ein Held war, und schon längst wußte man, daß dieser Denunciant alles Schwindels mit seiner eigenen Schreibweise keinen geringen Schwindel trieb. In diesem Punkte hat er Jean-Paul allerdings weit überholt und sich meines Wissens auch nie zur Ehrlichkeit Jean-Paul'scher Selbstgeständnisse verstiegen: man müßte denn als ein solches die Kritik seiner Manier betrachten wollen, welche er seinem Freunde Sterling in den Mund legt: „Ein schöner Theil dieser Sprache ist geradezu barbarisch", bis zu den Worten: „der Eindruck, den diese Dinge machen, erreicht nicht einmal die Würde des Alpdrückens" (Life of Sterling 276). — Ueberhaupt beschäftigen sich Carlyle's kritische Artikel selten mit literarischen Fragen. Was ihn fast ausschließlich interessirt, das ist der Werth und die Kraft seines Autors. Wie groß ist seine Tugend; wo liegt seine Eigenthümlichkeit als Mensch? Welches sind seine Ansichten, seine Ideen? So lauten seine ständigen Fragen. Goethe ist ihm ein „man of power" und Dr. Johnson nicht weniger. — Aesthetische Vorschriften ertheilt er nur selten. Einmal warnt er die Schriftsteller vor Affectation (!) und empfiehlt ihnen einen Stil, der nur mit Mühe und Arbeit des Lesers verständlich werde. Das Gute komme nur langsam und allmälig zum Vorschein und liege niemals obenauf. Drum sei unser Novalis so hoch zu stellen.

Es gibt in allen Literaturen Schriftsteller, die einen Tag des Ruhms genossen, um nachher erst verhöhnt und dann vergessen zu werden. Der französische Dichter Ronsard ist ein warnendes Exempel und Jean-Paul nicht weniger. Die Urenkelinnen jener Damen, welche eine Locke von Jean-Paul's Pudel auf der Brust trugen, kennen den Besitzer jenes Pudels nur noch vom Hörensagen. Und wo ist heute jene Stimmung, welche Mathew Arnold beschreibt, wenn er uns von der Begeisterung redet, womit englische Studenten anno 1840 Carlyle als den Vermittler deutscher Literatur begrüßten? Nach heute, bemerkt Arnold, lese er den Wilhelm Meister lieber in Carlyle's Uebersetzung als in Goethe's Urtext! — Carlyle fiel eine befreiende Mission zu, oder um Scherer's schlagendes Wort zu gebrauchen, „c'était un accoucheur des esprits", aber eben so gewiß ist, das Carlyle in trauriger Weise sich selbst überlebt hat. Und schwerlich werden Carlyle's Werke den Tod ihres Urhebers lange überdauern. Sie besitzen zu wenig ästhetischen Formwerth für eine relative Unsterblichkeit.

Der Schluß dieser Betrachtungen muß zum Anfangspunkte zurückkehren. Nur Froude behauptet, Carlyle habe geschrieben, wie er sprach, sein Stil sei ein Stück seiner Originalität, bei ihm sei Stil und Mensch identisch, von einem Einflusse Jean-Paul's auf Carlyle sei keine Rede. Wenn dem so wäre, weshalb hat Carlyle denn in seinen Aufsätzen, seiner Edinburger Rektoratsrede, in seinem Tagebuch aus den Niederlanden, in vielen seiner Briefe gesprochen und geschrieben, wie alle Welt redet und schreibt? Weshalb sagt er selbst einmal in einem Briefe, er nehme sich hier vor, die einfache Melodie ohne ihre Variationensalve zu spielen? Meine Behauptung lautet: Carlyle hat seine Manier gemacht und zwar auf dem Wege bewußter Nachahmung derjenigen Jean-Paul's. Was Jean-Paul's Zeitgenossen, d. h. die deutschen Kritiker von 1790, diesem vorwarfen, das paßt Wort für Wort auch auf Carlyle:

„Er zeigt die Sucht, immer etwas Unerwartetes an den Tag zu bringen. Seine Sprache überschreitet oft die Grenzen der Prosa und wird zur Poesie. Bilder, mit den glühendsten Farben ausgemalt, häufen sich, ein üppiges Gemälde verdrängt das andere. An manchen Stellen wird der Ausdruck, der kräftig sein soll, plump, platt und unedel, dann wieder ist in dunkle Worte und Pathos ein dünner, kleiner, armseliger Gedanke eingehüllt, Manier ist für Originalität untergeschoben. Alle diese Fehler machen das Lesen des Buches zu einer peinlichen Arbeit".

Digitized by Google

„Oblomow".

Von Eugen Zabel.

Wenn man die rastlose Entwicklung in unseren Verkehrsmitteln bedenkt, durch welche der Raum für uns immer mehr abgekürzt wird, so kann man sich nicht genug darüber wundern, wie langsam in der Literatur die Reise von einem Land in's andere geht. Personen werden gegenwärtig auf Blitzzügen befördert, während für gewisse Ideen die alte Postschnecke noch immer im Gebrauch zu sein scheint. Auch im Vaterlande Goethe's, der doch die Idee einer Weltliteratur zuerst gefaßt hat, läßt man sich unglaublich lange Zeit, wenn es sich darum handelt, das poetische Schaffen des Auslandes, das seinen Gervinus noch nicht gefunden hat, kennen zu lernen. Frankreich hat von jeher ein Vorrecht in der Berücksichtigung durch deutsche Leser gehabt. Englands Schriftsteller haben den Umstand für sich, daß sich ihre Sprache einer großen Verbreitung erfreut und daß der Buchhandel in geschickter Weise für ihre Werke eintritt. Von den anderen Nationen ist der skandinavische Norden seit zehn oder zwölf Jahren in Aufnahme gekommen, aber es scheint, als ob das Interesse daran seinen Höhepunkt bereits überschritten habe. Jetzt ist Rußland an die Reihe gekommen und die Autoren, welche bisher in den Kreis unserer Beobachtung getreten sind, lassen so scharf ausgeprägte Physiognomieen erkennen, daß wir zu ihnen nothwendigerweise Stellung nehmen müssen.

Wie weit es indessen mit unserer Kenntniß des literarischen Rußlands her ist, wollen wir an einem Beispiel zeigen. Es gibt bei unserem östlichen Nachbarvolke einen Dichter, dessen Schriften von jedem Gebildeten gekannt werden und der in seinem Hauptroman einen so populären Typus geschaffen hat, daß der ursprüngliche Eigenname des Helden zu einem Gattungsnamen geworden ist, den man in jedem Lexikon finden kann. Wer Oblomow ist, weiß in Rußland Jedermann, denn was Oblomowerei bedeutet, kann Niemandem entgehen, der auf der Grenzstation das erste Glas Thee zu sich nimmt. Die Eigenschaft, die damit ausgedrückt wird, gehört ebenso zum russischen Wesen wie das Glas Branntwein zum Frühstück oder der Samowar zum Abendbrot. Von dem Dichter des Oblomow ist aber bisher in Deutschland so gut wie nichts bekannt geworden. Das Wort, das unserem Herzen fremd ist, fühlt sich natürlich in unserem Ohre ebenso wenig heimisch. Zu seiner richtigen Aussprache sei erwähnt, daß der Ton auf der zweiten Silbe liegt, daß in Folge dessen das o im Anlaut zum stumpfen a verdunkelt und das l nach slavischer Art, nämlich so ausgesprochen wird, daß die Zunge dabei nicht an den oberen Gaumen, sondern an den Mundhimmel schnellt.

Oblomow ist der Titel des Romans, von dem hier die Rede sein soll, und J. A. Gontscharow der Name seines Verfassers, der, obwohl 1813 geboren, seinen Ruhm bei Weitem noch nicht überlebt hat. Das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung dieses Romans (von Gustav Keuchel. Zwei Theile. Berlin. Verlag von A. Deubner. 1885) wird sicherlich dazu beitragen, den Dichter und sein Hauptwerk dem großen Publikum, dem sie bisher fremd waren, vertraut zu machen und auf diese Weise die Kenntniß eines wichtigen fremden Literaturzweiges sowie der damit zusammenhängenden Cultur zu erweitern. Wir Deutschen haben ein ganz besonderes Interesse daran, uns den Inhalt dieses Werkes nahe gehen zu lassen, denn es macht unseren Charaktereigenschaften ein so ehrerbietiges Compliment, wie wir es in der russischen Literatur sonst nirgends mehr antreffen. Während der Titelheld an seiner Trägheit und Unentschlossenheit untergeht, bringt es sein deutscher Freund, Stolz, zu Rang und Ansehen und wird durch die Hand desselben jungen Mädchens beglückt, das bereits entschlossen war, an der Seite Oblomow's dessen Schicksal zu theilen. Wer die deutschfeindliche Tendenz in den Schriften Dostojewski's und Pisemski's kennt, wer es weiß, wie selbst Turgenjew mit sichtlichem Behagen an einzelnen unserer Lebensgewohnheiten herummäkelt, wird in dem Chorus dieser Feinde Deutschlands die Stimme eines so beredten Freundes unserer Sitten wie Gontscharow mit um so größerer Freude vernehmen.

Die Figur des Oblomow gehört zunächst in die Gattung der „überflüssigen Menschen", die sich in keiner Literatur der Welt so stark vertreten finden wie in der russischen. Fast alle ihre Dichter haben Individualitäten geschildert, für welche in der Gesellschaft kein Platz ist, die von den Wogen des Lebens ein Paar hin- und herwerfen lassen, um dann ermüdet am Strande liegen zu bleiben. Puschkin's Eugen Onägin und Lermontow's Petschorin in dem „Helden unserer Zeit" sind solche Leute, und wenn Turgenjew in seiner Novelle „Der Hamlet aus dem Schtschigrow'schen Kreise" einen Mann schildert, der sich aus lauter Mißerfolgen zusammensetzt und es trotz aller Studien und Anläufe zu nichts bringt, so steht dieses unglückliche Menschenexemplar für tausend Andere, denen es nicht besser geht und die auf ähnliche Weise verkümmern.

An dieser Gattung von Leuten hat die Gesellschaft mit ihren unvollkommenen Einrichtungen ebenso viel gesündigt, wie sie selbst sündigten. Ihre Schuld liegt im Wesentlichen darin, daß sie keine Energie zu entfalten und dieselbe auf ein festes Ziel zu lenken wissen. Ihr Geist ist nicht disciplinirt worden und ihr Instinct läßt sie an Allem herumtasten, ohne Etwas zu erfassen. Das hängt mit der sogenannten „breiten Natur" des Russen zusammen, mit dem Sichgehenlassen, das, ohne viel zu überlegen, nach augenblicklichen Regungen der Lust und Laune handelt. Der Russe findet den Deutschen mit seinem peinlichen Pflichtgefühl komisch, er nennt seinen Fleiß kleinlich, er begreift nicht, wie man sich eine Flasche Champagner versagen kann, wenn man darauf Appetit hat. Er will leben und leben lassen, sein Naturell zur Geltung bringen, wenn er eins besitzt, und wenn es ihm fehlt, ruhig und ohne Anstrengung genießen und träumen. Das Letztere ist Oblomow's Fall. Er fühlt sich nur wohl, wenn er sinnen und Pläne machen kann, ohne jemals die Verpflichtung zu einer That in sich zu spüren. Für ihn sind Phantasie und Wirklichkeit zwei von einander vollständig getrennte Gebiete, und da er die letztere nicht zu erfassen vermag, wirft er sich der ersteren bis zur Verleugnung jeder freien Willensthätigkeit in die Arme. Er phantasirt sich auf diese Weise um Besitz und Stellung, Glück, Liebe und Leben, ohne daß man ihm weiter etwas Böses nachsagen kann, denn er besitzt das reinste Herz von der Welt und ist ein nicht gewöhnlich beanlagter und unterrichteter Kopf.

Als der Roman 1859 erschien, wurde ihm in Rußland begeistertes Lob und scharfer Tadel entgegengebracht. Einer der namhaftesten Kritiker, Dobroljubow, schrieb über ihn eine meisterhafte Abhandlung, analysirte den Charakter des Helden als eigenthümliches Product der heimathlichen Zustände und sah in ihm das getreue Bild der Erziehungsmethode jener Zeit. Ein anderer Kritiker dagegen, Pisarew, nannte den Roman eine Verleumdung des russischen Lebens und bäumte sich mit dem Stolz des verletzten Patrioten gegen den Versuch des Dichters auf, Oblomow's deutschen Freund als Ideal männlicher Tüchtigkeit hinzustellen, vor der die Phantasterei des Russen zu schanden wird. Gontscharow kann indessen diesen Vorwurf nicht besser entkräften als durch den Hinweis auf die Objectivität seiner Muse, die Nichts von Liebe und Haß weiß, sondern das Gesehene einfach darstellt. Er ist im Gegensatz zu den andern russischen Schriftstellern der letzten Jahrzehnte tendenzlos und in seinen Schilderungen rein künstlerisch. Nirgends schreckt das Pathos des Parteimannes die Erzählung aus ihrer Behaglichkeit und Ruhe auf. Wesentlich hat allerdings zu dieser vornehmen Ueberlegenheit des Dichters die Wahl seiner Stoffe beigetragen. Wenn die meisten Schriftsteller des neueren Rußlands das erwachende Freiheitsbewußtsein des Volkes in Figuren darstellen, die sich der moderne Zeitgeist als seine Werkzeuge auserkoren hat, damit sie seinen endlichen Sieg vorbereiten, wenn sie uns gleichsam die Zukunft des Landes zeigen, besteht die Eigenthümlichkeit Gontscharow's gerade darin, daß er die hinter ihrer Zeit zurückgebliebenen Conservativen schildert, Männer, die das Leben nur vom Hörensagen kennen und in dasselbe wie in eine fremde Welt zurückblicken. Unser Dichter hat in seinen drei Romanen „Eine gewöhnliche Ge-

Digitized by Google

schichte", „Oblomow" und „Der Abhang" innerlich verwandte Typen geschildert. Der erste Roman ist eine vergleichende Charakterstudie zwischen einem Onkel und seinem Neffen. Jener ist ein klarer nüchterner Kopf, der genau weiß, was er vom Leben zu erwarten hat und wie er es genießen soll, dieser ist auf dem Lande in völliger Unkenntniß des Lebens erzogen worden und wird, als er nach Petersburg kommt, überall das Opfer seiner verkehrten Weltanschauung. Oblomow ist zwar auf dem besten Wege, sich zu verheirathen und durch die Begründung einer Familie, durch die Ausfüllung eines bestimmten Berufes ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, aber er sinkt schließlich doch wieder in Unthätigkeit zurück und kommt darin jämmerlich um. Raiski endlich, der Held des dritten Romans von Gontscharow, versucht es nach einander als Schriftsteller, Musiker und Maler, trägt sich mit allerlei Erziehungs- und Bildungsgedanken, um gleichfalls Alles, was er beginnt, unvollendet zu lassen. Innerhalb dieser drei Figuren ist allerdings ein gewisser Fortschritt nach der activen Seite nicht zu erkennen, in ihrer Gesammtheit stellen sie aber den ausgesprochenen Gegensatz zu Energie und Thatkraft dar.

Wenn Oblomow in dem gleichbenannten Roman die Trägheit personificirt, so scheint diese Eigenschaft bei oberflächlicher Betrachtung jedes tiefere Interesse an dem damit Behafteten auszuschließen. Das bloße Faulsein ist kaum werth, zum Gegenstand dichterischer Analyse gemacht zu werden, wenn sich damit nicht zugleich Eigenschaften verbinden, die uns den Charakter des Betreffenden sympathisch erscheinen lassen. Das ist aber bei Oblomow im höchsten Maße der Fall. Er ist kein gewöhnlicher Mensch und hat Eigenschaften des Kopfes und Herzens, die ihn über die Masse hoch emporheben. Er hat ein Gemüth wie ein Kind, eine Seele wie Krystall, er ist hochgebildet, wohlwollend und rücksichtsvoll, er ist ein scharfer Beobachter und hat das beste Auge für die Schäden der russischen Gesellschaft, aber Erziehung und Naturanlagen haben seinen Charakter so weich und empfindlich gemacht, daß er dem Leben und seinen Anforderungen nicht zu trotzen vermag und, ihm schließlich vollständig abgewendet, ein frühzeitiges Ende nimmt.

Oblomow ist kein Nichtsthuer aus irgend welcher zufälligen Ursache, sondern aus innerster natürlicher Anlage. In einem weiten, echt orientalischen Chalat liegt er des Morgens sinnend und träumend auf dem Bett, bis Freunde zu ihm kommen und ihn an das Leben erinnern: „Das Liegen" sagt der Dichter von seinen Helden, „war für Ilja Ilitsch keineswegs eine Nothwendigkeit, wie allenfalls für Kranke oder für einen Menschen, der schlafen will, auch keine Zufälligkeit wie unwillkürlich bei dem Ermüdeten, noch auch ein Vergnügen, wie für den Faulen; es war sein normaler Zustand. Wenn er zu Hause war — und Oblomow war stets zu Hause — lag er beständig und unveränderlich in demselben Cabinete, in dem wir ihn heute trafen, und das ihm zu gleicher Zeit als Schlafzimmer, Canzlei und Empfangssalon dient."

Zu Anfang wirkt die Charakteristik Oblomow's, der sich seinen Haushalt von einem alten brummigen, köstlich gezeichneten Diener Zacharias besorgen läßt, einfach komisch. Man möchte hell auflachen, wenn Jener sich vor der Kälte fürchtet, die ihm seine lebenslustigen Freunde beim Aufgehen der Thür ins Zimmer hineintragen, wenn er den Brief, den ihm sein Gutsverwalter geschrieben hat, nicht finden kann, wenn er darüber jammert, daß er ausziehen soll. Der Dialog zwischen ihm und Zacharias ist von einer Natürlichkeit und Wahrheit, daß man die beiden Menschen leibhaftig vor sich zu sehen glaubt. Zacharias ist der Diener seines Herrn gewesen, seitdem dieser noch ein Kind war, er liebt ihn mit der treuesten Anhänglichkeit, was ihn aber nicht hindert, fortwährend über sein Loos zu klagen und zu stöhnen. Natürlich gibt er seinem Herrn auch in der Trägheit Nichts nach, er belügt ihn mit der größten Unbefangenheit, trägt kein Bedenken, kleinere Diebstähle zu begehen und schimpft sogar, wenn er nicht dabei ist, über ihn freilich nur, um ihn, wenn auch Andere ein Wort des Tadels über sein Leben fallen lassen, in den wärmsten Ausdrücken zu vertheidigen.

In einem, „Oblomow's Traum" überschriebenen Capitel wird uns in ausführlicher Weise geschildert, wie sich die Charaktereigenschaften der wunderlichen Hauptperson des Romans so und nicht anders mischen mußten. Wir werden in den behaglichen Schlummer eingeführt, den er als Knabe auf dem Gute seiner Eltern statt des wirklichen Lebens durchmachte, wir betrachten dieses altrussische Familienbild mit seinem ewigen Essen, Trinken, Reden und Schlafen, mit seinen herzlichen Zügen und kleinen Umständlichkeiten, mit seiner Schwerfälligkeit und Langsamkeit und glauben es schließlich zu verstehen, wie es Menschen geben kann, die das Eintreffen eines Briefes oder den Anblick eines fremden Gesichts für Aufsehen erregende Ereignisse halten. In dieser weichen, schwammigen Existenz mußte sich Alles, was Energie und Initiative hätte werden können, auflösen und der Phantasie, dem Gemüth die ausschließliche Herrschaft über den ganzen Menschen einräumen.

Aber nur eine Weile wirkt Oblomow auf uns komisch. Durch den Gegensatz zu seinem deutschen Freunde Stolz wird er zu einer tief humoristischen Figur und durch sein Schicksal nach der Trennung von seiner Braut verwandelt sich dieser Humor in ein fast tragisches Mitgefühl, als ob wir selbst einen lieben Freund verloren hätten. Wenn Oblomow niemals zum Handeln kommt, so kennt sein Freund Stolz, der Sohn eines Deutschen, überhaupt nichts Anderes als Thätigkeit. Besonnen und fleißig, durch Reisen und Umgang mit vielen Menschen geschult, erscheint er als Muster eines pflichttreuen und unternehmenden Menschen, „nur aus Knochen, Muskeln und Nerven wie ein englisches Rennpferd bestehend." Der Arzt hat Oblomow erklärt, daß ihn nach zwei bis drei Jahren, wenn er so fortfahre, in diesem Klima zu leben, beständig zu liegen, Gebackenes und Gebratenes zu essen, nothwendig der Schlag treffen müsse; er hat ihm deshalb empfohlen, ins Ausland zu reisen. Stolz zwingt ihm das Versprechen ab, daß er diesen Rath auch wirklich befolgen wolle, und die Freunde hoffen, sich in Paris zu treffen. Die Reise wird indessen nicht ausgeführt. Besser scheint ein anderes Mittel, die Liebe, anzuschlagen. Oblomow lernt eine liebenswürdige junge Dame, Olga, kennen, die ihn mit allen Reizen holder Weiblichkeit gefangen nimmt und sich zu dem edlen reinen Charakter dieses Mannes gleichfalls hingezogen fühlt. Nun soll ein neues Leben der Arbeitsamkeit beginnen, man schmiedet die schönsten Pläne für die Zukunft, und es scheint, daß der treffliche Mensch ein für alle Mal gerettet sei, daß auch er, wie alle seine Freunde, dahin kommen wird, einen Platz in einem bestimmten Berufe auszufüllen, sich an dem Glück seiner Familie zu erfreuen und endlich sich von seiner Frau oder seinen Kindern die Augen zudrücken zu lassen.

Aber die Umwandlung, die mit Oblomow erfolgen soll, ist nur eine scheinbare. Solange er seine Liebe als süßes Geheimniß in seinem Herzen hegen darf, ist er glücklich, und dies Gefühl scheint ein neues Leben für ihn zu bedeuten. Erst die Nothwendigkeit, die praktischen Consequenzen des Brautstandes zu ziehen, Freunde und Verwandte zu besuchen, Besorgungen aller Art zu machen und die ersten Glieder zu einer unendlichen Kette von Verpflichtungen zu schmieden, zeigt, daß seine Kraft dieser Aufgabe nicht gewachsen ist. Ein Kind, das im Lärm der Straße plötzlich die leitende Hand der Mutter vermißt, kann nicht hilfloser dastehen als Oblomow. Alles bringt ihn in Verlegenheit und setzt ihn in Verzweiflung. Olga dringt auf ihn mit den rührendsten Bitten ein und macht ihn auf die Gefahren aufmerksam, die ihrer Liebe dadurch erwachsen. Es entsteht hieraus ein langes Hin und Her von Erwägungen und Versprechungen. Olga ist eine von den Frauen, die sich nur dann zufrieden geben, wenn sie ein geistiges Ziel vor Augen haben, die nicht nur lieben, sondern schaffen und ringen wollen im harten Kampf des Lebens. Das führt sie denn von selbst, nachdem der Bruch mit Oblomow endlich erfolgt ist, auf einer Reise nach Paris mit Stolz zusammen, dem Manne, der im Stande ist, neben seinem Schicksal auch das einer Frau auf starken Schultern zu tragen und der Liebe durch ernste Pflichterfüllung die rechte Weihe und eine tiefere Bedeutung zu geben. Oblomow wird in Folge dieser Trennung von einem Typhusfieber erfaßt, das ihn dem Tode nahe bringt. Nachdem er die Krankheit glücklich überstanden hat, sinkt er immer tiefer in seine Trägheit hinab, lebt mit einer alten Wirthschafterin zusammen, die ihn auf die

Digitized by Google

lächerlichste Weise verwöhnt und schließt eines Tages auf immer die Augen, ohne die in ihn schlummernden Keime und Anlagen zur Entwicklung gebracht zu haben.

Der Roman zeigt uns das russische Leben mit seinem ganzen Erdgeruch. Die Beschreibungen von Petersburg und dem Leben auf dem Lande sind so plastisch greifbar, daß man aus vollster Ueberzeugung diese Partieen unvergleichlich nennen muß. Figuren wie Zacharias und die alte Wirthschafterin sind in ihrer naiven Eigenart und strotzenden Natürlichkeit eben nur in Rußland möglich, sie haben in ihrem Wesen etwas Elementares, das auch dem ganzen Roman seine Grundfarbe gibt. Künstlerisch betrachtet, hat er große Mängel, als Ausdruck eines originellen und tiefen Talentes kann man ihn nicht hoch genug stellen. Auch wenn man über die unendlichen Breiten der Schilderung seufzt, an denen das Buch leidet, trotzdem es bereits stark zusammengezogen ist, muß man doch zugestehen, daß in diesen merkwürdigen Menschen und Dingen, in diesem Gemisch von Leben und Vegetiren, Wachen und Träumen der Genius einer gewaltigen, von uns vielfach unterschätzten Nation seine Augen geheimnißvoll aufschlägt. Die Natürlichkeit, die wir in „Oblomow" kennen lernen, berührt uns wie der Mosesstab, der an den Felsen schlägt. Auch wir glauben das Rieseln frischer Quellen zu hören, wenn wir wieder ein Mal Menschen kennen lernen, die sich die volle Einheit ihres Charakters bewahrt haben und statt Schiller und Goethe zu citiren, nur so denken, empfinden und sprechen, wie es die erhabene Meisterin Natur sie gelehrt hat.

Bäder und Zeiten.

Von Robert Falck.

Unsere Voreltern hatten mehr Badstuben, wir haben mehr Badeorte. Vor Zeiten badete das Volk gern warm, jetzt wendet es sich zum Flußbade. Wer es vermag, der geht aber in ein Heilbad. Die Aerzte weisen ihre chronischen Kranken gern dahin, weil sie wissen, daß sich die meisten zum Theil mit angeborenen Schwächen, durch eine aufgenöthigte oder verkünstelte Lebensweise in hartnäckige Uebel förmlich hineingelebt haben, aus welcher sie sich durch Luftveränderung, Diät, Muße, Erheiterung und leibliche Reinigung wieder, womöglich, herausleben sollen. So schaffen sie sich die ewig Klagenden vom Leibe, hie und da freilich auch einen bei mißlungener Badekur in die andere Welt. — Bei jeder Kur hängt das Meiste von der Selbsterkenntniß des Patienten ab, und ob er mit klarem Auge in seinen ganzen physischen und psychischen Zustand hineinschaut. Die Badelisten füllen sich jährlich mehr, aber wer es nicht vermag, sein Heil in einem Bade zu suchen, der bleibt wohl davon und gönnt Körper und Gemüth eine Auffrischung durch weniger kostspielige Ausflüge; wie man denn jedes Abbrechen des Gewohnten und Durchgelebten, jedes Lostrennen von dem uns umschlingenden Schlangengewinde der täglichen Anliegen, jede Veränderung des Horizontes schon ein Bad der Seele nennen kann, da nichts die Kräfte in dem Maße lähmt, als ein einseitiges Fortwühlen in denselben Interessen, Philistereien, Sorgen und Jämmerlichkeiten. Die meisten Menschen werden durch ihre Gefühle und Stimmungen krank und sterben endlich an ihren Lebensansichten. Aber freilich, so ein rechter Stockphilister läßt sich ungern aus seinem Gange bringen und fühlt sich unbehaglich, wenn er Abends einmal Schlafrock und Pantoffeln nicht an der gewohnten Stelle findet.

Ganz dieselben Grundsätze und Ansichten finden wir merkwürdigerweise schon in einer Beschreibung des Kurortes Carlsbad, die ein dortiger Arzt im dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1638 veröffentlichte. Der alte salernitanische Satz „Qui curat, non curatur" (Sorgen vereiteln die Kur) bildet auch bei ihm den Cardinalpunkt seiner badediätetischen Vorschriften. Aber er räth: „Vor Antritt der Badekur versöhne Dich vor Allem mit Gott, bereite den Leib wohl, bediene Dich des Rathes des Badearztes und laß Dich von keinem Aufschneider und leeren Schwätzer irre machen, sondern fahre in Gottes Namen fort. Nach vollbrachter Kur erzeige Dich gegen das Gotteshaus und gegen die leidende Armuth, sowie gegen Alle, die Dir dienstlich und behilflich gewesen, dankbarlich. Dann ist kein Zweifel, wenn es anderweit zu Deinem Seelenheile nützlich, daß Du gewiß von Deiner ausgestandenen Krankheit wirst befreiet werden und längstgewünschte Gesundheit durch Gottes Segen erhalten, was ich denn Allen und Jeden von Herzen wünschen thue."

Zur Charakteristik der Badegäste wollen wir aus dem genannten Büchlein noch Einiges anführen.

„Man macht Aufwand aller Art, hält Bankette, kauft Sprudelsteine, und wenn es zur Bezahlung des Arztes kommen soll, ist ganz unverhofft das Geld ausgegangen. Auch kommt es vor, daß man gar keinen Arzt nimmt, um das Honorarium zu sparen, man bittet ihn aber einmal zum Mittagessen, um im Gespräche ohne Kosten seinen Rath zu erholen. Die großmüthige Freigebigkeit früherer Zeiten lebt nur noch in der Erinnerung. Damals haben dankbare Genesene das liebe Gotteshaus und die leidende Armuth und Alle, die ihnen zu ihrer Badekur gedient, gern und reichlich bedacht, jetzt sind die Hände verschlossen und nur der Mund offen zu Klagen über die Theuerung. Kommt der Apotheker mit seinem Zettel, so erhebt sich ein großes Lamentiren; da sie vielmehr Gott danken sollten, daß man jetzt Arzneien aller Art haben kann, was früher zu großem Nachtheil des Kranken nicht der Fall war. Was aber die Genesung der Meisten fürnehmlich hindert, das ist ihre Gottlosigkeit und böses Leben, da sie weder beichten noch beten und die Gesundheit Gott abzwingen und abpochen wollen."

Diese letzte Bemerkung findet sich in fast allen Badebeschreibungen in jener Zeit und auch noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bei aller Verwilderung der Sitten im dreißigjährigen Kriege verstand sich die Forderung kirchlicher Religiosität so von selbst, daß auch der Badearzt sie in der Aufzählung der Erfordernisse zu einer gedeihlichen Badekur nicht umgehen wollte noch durfte.

Der alte ehrliche Michel Montaigne läßt in seinen Essays (II. 37) den Gesundbrunnen schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in seiner anspruchslosen Weise vorurtheilsfreier Beachtung Gerechtigkeit widerfahren.

„Das Trinken des Gesundbrunnen ist nicht gefährlich, wenn es auch nichts helfen sollte. Hierfür dient mir zum Beweise der unendlich große Hause Leute von allerhand Lebensbeschaffenheit, welche sich an Brunnenörtern versammeln, und obgleich ich davon keine außerordentliche und wunderthätige Wirkung wahrgenommen habe, sondern vielmehr nach etwas genauerer als gewöhnlicher Erkundigung alle die Sagen und Gerüchte für ungegründet und falsch befunden, die an solchen Orten ausgesprengt und geglaubt werden, (denn die Welt täuscht sich gern über die Dinge, welche sie wünscht) so habe ich doch auch grade Niemand gefunden, der nach dem Brunnennehmen viel schlechter geworden wäre, und das kann man den mineralischen Wassern ohne Bosheit nicht abläugnen, daß sie den Appetit reizen, die Verdauung befördern und uns zu einer leichten Munterkeit verhelfen, wenn man nicht gar zu entkräftet hinreiset, welches ich Jedermann abrathen möchte. Sie werden keine ganz hinfällige Gesundheit wiederherstellen, aber wohl eine leichte Senkung unterstützen oder einem drohenden Risse vorbeugen. Wer nicht Heiterkeit genug mit hinbringt, um an dem Vergnügen der Gesellschaft Theil zu nehmen, welche sich daselbst versammelt, und an den Leibesübungen und Spaziergängen, wozu uns die Schönheit der Orte, wo gemeiniglich die Gesundbrunnen gelegen sind, einladet, der verliert freilich den besten und sichersten Theil der Wirkung des Wassers. Aus dieser Ursache habe ich bis jetzt am liebsten solche Badeorte besucht, wo die Gegend angenehm, die Wohnung bequem, wo ein guter Tisch und gute Gesellschaft zu haben ist, wie in Frankreich der Badeort Bagnères und auf der Grenze von Deutschland und Lothringen Plombières, in der Schweiz Baden und in Toskana Lucca sind; besonders aber della Villa, welchen Brunnen ich am öftersten und zu verschiedenen Jahreszeiten gebraucht habe. Jede Nation hat ihre besonderen Meinungen in Beziehung ihres Gebrauchs und ganz verschiedene Gesetze und Formen, sich der Gesundbrunnen zu bedienen, und nach meiner Meinung sind die Wirkungen dennoch allenthalben gleich. Das Trinken ist zu meiner Zeit in Deutschland noch nicht gewöhnlich; gegen alle Arten von Krankheiten baden sie und sitzen und fröscheln im Wasser fast von einer Sonne bis zur andern. Wenn man in Italien neun Tage trinkt, so badet man dagegen dreißig und gewöhnlich mischt man dem Wasser noch andere Mittel bei, um seine Wirkung zu befördern. Hier schreibt man uns vor, fleißig spazieren zu gehen um das Wasser zu verdünnen, dort soll man zu Bette liegen und darin so

Digitized by Google

lange bleiben, bis es wieder abgeführt worden, wobei man immer den Magen und die Füße warm halten muß. Wie die Deutschen das Besondere für sich haben, daß sie sich durchgehends im Bette schröpfen lassen, so haben auch die Italiener ihre Douche (Doccie), welches gewisse Röhren voll dieses warmen Wassers sind, die man einige Stunden des Morgens, und eben so viele des Nachmittags, einen Monat lang auf den Kopf oder die Brust, oder andere Gliedmaßen des Kranken leitet, wo er Hilfe nöthig hat. Es giebt noch eine unendliche Menge von verschiedenen Verfahrungsarten in jedwedem Lande, oder um besser zu sagen, sie haben fast alle keine Aehnlichkeit mit einander. So steht es mit diesem Theile der Heilungskunde, auf welche allein ich mich eingelassen habe, welcher, obgleich er der kunstloseste ist, dennoch aber auch seine großen Unbestimmtheiten und Ungewißheiten hat, die man bei allen übrigen Theilen dieser Kunst wahrnimmt."

Fast alle alten Berichte über Heilquellen und Gesundbrunnen stimmen schließlich darin überein: „Wasser thuts freilich nicht", sondern mit ihm die Veränderung der Luft, die Loslösung von Geschäften und täglichen Miseren und die Erheiterung in fröhlicher Gesellschaft. Auf letztere besonders wird überall ein großes Gewicht gelegt, und schon Geiler von Kaisersberg, der geistvolle und witzige Kanzelredner und Satyriker, schickte einer ihm befreundeten Familie einen Freiburger Doctor Billinger als Lustigmacher nach. Dieser Spaßvogel ergötzte die Gesellschaft mit seinen Schnurren und Schwänken so sehr, daß — wie es in einem lateinischen Briefe heißt — Alle vor Lachen vergehen wollten, besonders auch die Dienstmägde, bei denen das erschütternde Gelächter einen leider unübersetzbaren Ausgang nahm.

Ein jedes Jahrhundert hat für die Benutzung der Heilquellen eine andere Weisheit gehabt, von denen eine immer der anderen widersprochen hat und die Kranken sind gesund geworden bei jener und werden gesund bei dieser. Beispielsweise sei nur erwähnt, daß man bis zum Jahre 1520 in Carlsbad (daher der Name) nur gebadet hat und dabei gesund geworden ist. Man betrieb derzeit das Baden auf eine Weise, vor der wir uns heute entsetzen: man blieb bis zu zehn Stunden im Bade, bis die Haut ganz aufgebeizt war von dem Mineralwasser. Diese hartnäckige Kur nannte man den „Hautfresser". Erst 1520 hat Wenzel Payer, der erste Schriftsteller über Carlsbad, das Trinken des Wassers empfohlen. Man trank dann nicht im Freien und herumwandelnd, sondern im Bett, ließ das Zimmer dazu heizen und steuerte mit allen Mitteln auf Schweißthätigkeit. Nur in langsamen Zwischenräumen badete man noch. Allmälig aber gerieth das Baden in Carlsbad ganz in Vergessenheit und Ungunst, dagegen steigerte sich das Trinken, und Anfangs des vorigen Jahrhunderts tranken Kranke täglich fünfzig bis sechszig Becher Mühlbrunnen, welcher 1705 zuerst entdeckt wurde. Heute würde man solche Quantitäten für tödtlich halten, damals aber fand man sie probat und die Leute wurden gesund.

Schon von Alters her hat das Badeleben ein Bild von Stimmung und Stellung des ganzen vaterländischen Lebens gegeben, es wird daher nicht ohne Interesse sein, aus der guten alten Zeit historische Mittheilungen über das Leben und Treiben in einigen Luxusbädern Deutschlands überliefert zu erhalten.

Zu den Kurorten, welche die vornehme Gesellschaft seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zahlreich besuchte, gehört in erster Linie Schwalbach, von dem Winkelmann in seiner „Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld" (Bremen 1711) sagt: „es ist ein von Gott hochbegabter Flecken, welcher durch ganz Deutschland berühmt ist wegen seiner vielfältigen heilsamen Brunnen und Bäder, gesunden Luft und lustigen und vortrefflichen Gegenden." Schon im Jahre 1584 finden wir Kurfürst August von Sachsen dort zur Wiederherstellung seiner Gesundheit. Es hielt sehr schwer für den hohen Patienten, welcher mit bewaffneter Bedeckung und 225 Pferden kommen wollte, im Orte eine passende Unterkunft zu finden. Sein Hoffourier Neumann, welcher von Dresden nach Schwalbach hatte zu Pferde reiten müssen, um eine passende Wohnung für Serenissimus zu ermitteln, berichtet: „es hat hier nur geringe Häuser und arme Leut', sind eitel Tuchweber. Das Rathhaus hat nur eine Stube, ist auch sonst übel verwahrt und allenthalben offen, es soll sich auch allerhand loses Gesindel dorten aufhalten. Wollte der Kurfürst daselbst liegen, so könnte man die Stube mit Brettern abschlagen, so erhielte man eine Stube und eine Kammer, beides 14 Ellen lang und 8 breit. Außerdem ist noch ein klein Stüblein und Küchlein vorhanden und oben darüber ein großer Boden, den man auch in Kammern abschlagen könnte. Die 200 Pferde des Kurfürsten könnte man unterbringen." Der Kurfürst nahm aber weder in Schwalbach noch in dem ihm empfohlenen Schlosse Adolfseck, wo „neulich Personen an der Bestia (Pest) gestorben waren", sein Quartier, sondern in dem kurmainzischen Schlosse Elfeld, wohin das Schwalbacher Wasser täglich geholt wurde, indem man in den dazwischen liegenden Dörfern die Träger wechselte. Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, dem Schwalbach gehörte, befahl, daß während der Anwesenheit des Kurfürsten Tag und Nacht eine Wache am Brunnen aufgestellt sei, damit letzterer nicht verunreinigt würde. Gegen Ende des folgenden Jahrhunderts erhob sich Schwalbach von dem bescheidenen Rufe eines Heilbades zu einem Luxusbade ersten Ranges. Aus Deutschland, Holland, Frankreich, Schweiz gab sich die vornehme Gesellschaft in den Sommermonaten hier Stelldichein. „Man trifft hier unterweilen 600 Cavaliers und Dames von gutem Stande an, ingleichen viel tausend Personen von dem zweiten Range. Der größte Theil findet sich zum Vergnügen ein. Viele auch gehen dahin, um auf Unkosten großer Herren, die offene Tafel halten, zu essen und fremde Weine zu trinken. So gastfrei sind die Fürsten von Nassau-Weilburg und von Thurn und Taxis, welche jährlich mit ihrem ganzen Hofstaat hierherkommen und täglich dann für 60—80 Personen Tafel halten." Ersterer bestritt auch die Kosten der Concerte und Bälle, Letzterer die der Oper, welche dreimal wöchentlich spielte und jedem Kurgast unentgeltlich zugänglich war. Die Hofcapelle zählte 60 Mitglieder. Auf den Bällen zu tanzen, war nur „denen vom Adel" gestattet. Für den Besuch des deuschen Schauspieles und für die Kurmusik, welche am Brunnen und bei der Tafel musicirte, mußte von den Gästen gezahlt werden. Ein Hauptanziehungspunkt für die Letzteren war die Spielbank, wo an 30 Tischen gleichzeitig mit sehr hohen Einsätzen gespielt wurde.

Die „Amusemens des eaux de Schwalbach" (Liège 1738) wissen nicht genug von dem fabelhaften Kleiderluxus zu berichten, der von Herren und Damen der vornehmen Welt in Schwalbach getrieben wurde. Die Ueppigkeit und der Glanz des Badelebens zog aus allen Weltgegenden Verkäufer von Kostbarkeiten und Raritäten herbei, welche ihre Waarenbuden neben dem Brunnen feilboten. Aber auch Gesindel aller möglichen Art, Industrieritter, falsche Spieler, Taschendiebe und deren leichtfertiger weiblicher Anhang fand sich in großer Zahl ein. Die Ankunft eines angesehenen Fremden im Badeorte wurde durch eine Kanonensalve begrüßt, welche ein alter Invalide aus einem kleinen Geschütze abgab.

Früh um 6 Uhr begann der Brunnenbesuch. Man erschien in großer Toilette, die Damen im Reifrocke, die Herren mit der Perrücke, aber ohne Degen. Den Juden war ein besonderer Platz am Brunnen reservirt, sie mußten nach einer Verordnung des Landgrafen Ernst († 1693) vierzehn Schritt vom Brunnen entfernt bleiben und durften das Wasser nicht selbst schöpfen. Bis um 9 Uhr wurde gebadet. Um 11 Uhr fand allgemein das Diner statt. Nach Tische machte man einen Spaziergang in die Allee oder stattete den Spieltischen einen Besuch ab. Der Nachmittag wurde zu Ausflügen in die Umgegend verwendet. Von einigen wurde auch noch um 5 Uhr Brunnen getrunken. Um 7 Uhr Abends vereinigte man sich zum Souper, auf welches der Besuch des Theaters, der Concerte und Bälle folgte. Um 10 Uhr ging man zu Bette.

Die Brunnenkur selbst mußte durch einen kräftigen Aderlaß vorbereitet werden; das Wasser selbst wurde stets mit Kräutersäften, mit eröffnenden und blutverdünnenden Mitteln versetzt und dann täglich in Quantitäten bis zu 70 Unzen genossen. In den Bädern selbst, die von schmutzigen Weibern als „Stahlbäder" hergerichtet wurden, hielt man sich sechs bis acht Stunden auf.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend wurde es früh dunkel und sah nach Regen aus; das Wetterleuchten zuckte ringsum, die Blätter begannen zu zittern — man konnte sehen, daß es eine schlimme Nacht geben würde. Der König und der Herzog durchstöberten unser kleines Zelt, um das Bettzeug zu untersuchen. Meins war ein Strohsack — besser als Jim's, das nur ein mit Maishülsen gefüllter Sack war — und in solchen sind oft Kolben, die Einem in die Rippen drücken; und wenn man sich umdreht, rauscht das Zeug wie dürre Blätter und weckt Einen auf. Nun, der Herzog meinte, er wolle mein Bett nehmen, doch der König meinte anders und sagte:

„Ich sollte denken, daß der Unterschied in unserem Rang genügend wäre, anzudeuten, daß der Maishülsensack nicht geeignet ist, mir als Bett zu dienen. Ihro Gnaden werden ihn für sich selbst nehmen."

Jim und ich fürchteten jetzt Streit zwischen den Beiden, und waren recht froh. als der Herzog sagte:

„Es ist immer mein Schicksal gewesen, von dem eisernen Absatz der Bedrückung in den Grund getreten zu werden. Unglück hat meinen einst stolzen Sinn gebrochen; ich gebe nach, ich gehorche, es ist mein Schicksal. Ich stehe allein in der Welt — laßt mich leiden; ich kann's ertragen."

Wir stießen ab, sobald es dunkel genug war. Der König gebot uns, die Mitte des Stromes zu gewinnen und kein Licht zu zeigen, bis wir das Städtchen weit hinter uns hätten. Bald sahen wir ein kleines Bündel Lichter — das war das Städtchen — und glitten, eine halbe Meile davon, ganz gut vorbei. Als wir etwa eine Meile unterhalb waren, hißten wir unsere Signal-Laterne auf; und um etwa zehn Uhr gings los: Regen, Wind, Donner, Blitz — hastdumirnichtgesehn. Der König gebot uns Beiden, Wacht zu halten, bis das Wetter sich aufgeklärt hätte; er und der Herzog krochen in's Zelt und lagerten sich für die Nacht. Es war meine Wacht bis zwölf, doch ich hätte mich auch sonst nicht zur Ruhe gelegt, selbst wenn ich ein Bett gehabt hätte, denn solch ein Gewitter sieht man nicht jeden Wochentag, wahrhaftig nicht. Meiner Seel! wie der Wind dahinkreischte! Und alle Augenblicke kam solcher Lichtstrahl, daß er den weißen Wellenschaum auf eine halbe Meile ringsum erglänzen ließ. Dann sahen die Inseln wie staubig durch den Regen aus, und die Bäume hieben mit ihren Aesten wild um sich in den Wind; dann kams Sch — Krach! — Bum — bum — bumblerumbumbum — und der Donner grollte und rollte und schwieg — dann dieselbe Geschichte wieder von vorn an und so weiter. Zuweilen spülten mich die Wellen fast vom Floß, aber ich hatte ja fast Nichts an und gab Nichts her.

Endlich ließ der Sturm nach, und sobald ich das erste Licht am Lande erblickte, weckte ich Jim, und wir steuerten nach einem guten Versteckplatz für den Tag.

Nach dem Frühstück holte der König ein altes dreckiges Spiel Karten hervor, und er und der Herzog spielten „Sieben auf" zu fünf Cent das Spiel. Als sie dessen müde waren, steckte der Herzog seinen Arm in seinen Reisesack, holte daraus eine Anzahl kleiner gedruckter Anschlag-Zettel und las laut vor. Auf einem stand: „Der berühmte Dr. Armand de Montalban aus Paris wird einen Vortrag über Phrenologie halten in . . . . . an . . . ." (Ort und Datum freigelassen) „zu zehn Cent Eintritt und Charakter-Karten zu fünfundzwanzig Cent das Stück ausstellen." Der Herzog sagte: „Das bin ich selbst." In einem anderen Zettel war er „der weltberühmte Shakespeare-Tragöde Garrick der Jüngere vom Drury-Lane-Theater, London." In andern Zetteln hatte er eine Menge andrer Namen und that andere Wunderdinge, wie z. B. Wasser und Gold mit der Wünschelruthe finden, Beherungen besprechen und dergleichen mehr. Nach einer Weile sagte er:

„Aber die histrionische Muse ist mein Schatz. Habt Ihr je die Bretter betreten, Majestät?"

„Nein", sprach der König.

„Dann, o gefallene Größe, sollst Du es thun, eh' Du drei Tage älter bist", rief der Herzog. „In dem ersten besten Städtchen, wo wir hinkommen, miethen wir eine Halle und produciren das Schwertgefecht aus „Richard III." und die Balconscene aus „Romeo und Julie". Was sagst Du dazu?"

„Ich bin dabei, bis an den Hals hinein, bei irgend etwas, das sich zahlt, Leckwasser; aber viel verstehe ich nicht vom schauspielern, hab' auch nicht viel davon gesehen. Ich war zu klein als mein Papa dergleichen in seinem Palaste hatte. Meinst Du, daß Du mir's beibringen kannst?"

„Leicht genug!"

„Wohl denn. Ich hungere schon nach was Frischem. Fangen wir nur gleich an!"

So erzählte ihm nun der Herzog ausführlich, wer Romeo war und wer Julie war, und da er selbst immer Romeo gespielt hätte, könnte der König Julie darstellen.

„Aber wenn Julie ein so junges Mädchen war, Herzog, so würde mein abgeschälter Kopf und mein weißer Bart bei ihr doch wohl etwas alterthümlich erscheinen."

„Nein, sorge darum nicht; diesen Landkaffern wird das nicht auffallen. Und dann wirst Du ja auch verkleidet, das macht einen großen Unterschied. Julie auf dem Balcon freut sich vor dem Schlafengehen des Mondscheins, sie hat ihr Nachtgewand und eine faltenreiche Nachthaube auf. Hier sind die Costüme."

Er holte zwei oder drei Calicodinger hervor und sagte, das seien die mittelalterlichen Rüstungen für Richard III. und den anderen Burschen — dann auch ein langes, weißes Nachthemd und eine faltige Nachthaube. Der König war's zufrieden; dann nahm der Herzog sein Buch und las die Rollen in großartigem Styl vor, dabei herumspringend und große Geberden machend, um zu zeigen, wie gespielt werden müsse; ann gab er das Buch dem König zum Auswendiglernen.

Etwa drei Meilen flußab war ein kleines Städtchen, und nach Mittag sagte der Herzog, es sei ihm eine Idee gekommen, wie man auch bei Tage, ohne Gefahr für Jim, fahren könne. Er wollte sich erlauben, nach dem Städtchen zu gehen und Alles besorgen. Der König ertheilte sich selbst dieselbe Erlaubniß, um zu sehen, ob er dort nicht etwas Profitables anrichten könnte. Wir hatten keinen Caffee mehr, und Jim schlug vor, daß ich im Canoe mitginge und welchen besorgte.

Als wir hinkamen, schien Alles ausgestorben, als ob es Sonntag wäre — die Straßen leer. Wir fanden einen kranken Neger, der sich in einem Hofe sonnte. Er sagte uns, daß alle, die nicht zu jung, zu krank oder zu alt seien, bei einer Bekehrungs-Versammlung wären, etwa zwei Meilen entfernt im Walde. Der König ließ sich die Richtung angeben, ging hin, um aus dem Ding zu machen, was sich machen ließ, und erlaubte mir mitzugehen.

Der Herzog suchte die Druckerei auf; das war ein kleiner Raum über einer Schreinerwerkstatt — Schreiner und Drucker waren alle fort, bei der Versammlung, doch war Nichts verschlossen. Der Herzog zog den Rock aus und sagte, er sei jetzt in seinem Element; so schoben denn ich und der König ab und zur Versammlung.

In etwa einer halben Stunde kamen wir schweißtriefend dort an, es war ein schrecklich heißer Tag. Es mochten etwa tausend Menschen aus einem Umkreise von zwanzig Meilen dort sein. Der Wald war voller Wagen und Gespanne; die Pferde überall angebunden, aus den Wagentrögen fressend und stampfend, um die Fliegen abzuwehren. Da waren Verschläge gemacht, aus Stangen mit Zweigen bedeckt, unter denen Limonade und Pfefferkuchen zum Verkauf waren, und Haufen von Wassermelonen, junger Mais und dergleichen.

Unter ähnlichen Verschlägen fand auch das Predigen statt, nur waren sie größer und hielten viele Menschen. Die Bänke waren aus Schwartenbrettern gemacht: Löcher in die runde Seite gebohrt, darin Pflöcke als Füße hineingekeilt

Digitized by Google

waren. Rücklehnen hatten sie nicht. Die Prediger standen auf hohen Brettergerüsten an einem Ende des Verschlags. Die Frauen hatten Sonnenhauben auf; sie waren in selbstgesponnene Zeuge gekleidet, einige in Gingham, die Jugend in Calico. Mehrere der Jünglinge waren barfuß und von den Kindern trugen viele Nichts als ein gewöhnliches Hemde. Einige alte Frauen strickten, und das junge Volk machte einander insgeheim den Hof.

Im ersten Verschlag, den wir besuchten, las der Prediger zeilenweise einen Choral vor, den ihm die Versammlung ebenso nachsang. Er las immer zwei Zeilen in einem Abschluß, und dann stimmte die Versammlung an und sang sie. Jeder sang mit, und es tönte ordentlich ergreifend. Das Volk wurde immer wärmer und wärmer, und sang lauter und lauter — gegen Ende des Liedes stöhnten Einige, Andere heulten. Dann begann der Prediger seine Predigt, und was für eine; erst an einem Ende des Gerüst's, dann am anderen, dann beugte er sich auch vorn weit über — Körper und Arme waren in steter Bewegung — und er brüllte die Worte mit aller Gewalt heraus. Was er sprach, war nicht zu verstehen, schon wegen des Gestöhnes und Geheuls der Zuhörer. Manche von ihnen erhoben und drängten sich mit aller Gewalt durch zu den Bänken, welche für die reuigen bekehrten Sünder bereit standen, gerade vor dem Prediger. Diese Schaar vergoß Thränen, sang, heulte, stöhnte und viele warfen sich auf's Stroh, auf den Boden und geberdeten sich wild und wahnsinnig.

Auf einmal packte es auch den König; seine Stimme übertönte alle anderen; er sprang auf das Gerüst; der Prediger bat ihn, zum Volke zu reden, und er that es. Er sagte ihnen, er sei ein Pirat, wäre seit dreißig Jahren einer gewesen, fern im indischen Ocean. Seine Mannschaft sei im Frühling bei einem Kampfe sehr zusammengeschmolzen und er sei heimgekommen, um Recruten zu sammeln; doch — dem Himmel sei Dank! — letzte Nacht sei er beraubt und ohne einen Cent vom Dampfboot ans Land gesetzt worden; er freue sich darüber, es wäre das Beste, was ihm je hätte zustoßen können; denn es hätte einen anderen Menschen aus ihm gemacht, er sei zum ersten Mal in seinem Leben glücklich. Arm wie er sei, wolle er jetzt seinen Weg zurückarbeiten zum indischen Ocean und den Rest seines Lebens dazu verwenden, die Piraten auf den wahren Weg zu führen; er könne es besser als irgend ein Anderer, da er mit allen Piraten-Mannschaften jenes Oceans bekannt sei. Wohl würde es ihm lange Zeit dauern, ohne Geld dorthin zu kommen, aber hin komme er doch, und jedesmal, wenn er einen Piraten bekehrt hätte, würde er ihm sagen: „Mir danke nicht, mir gebührt die Ehre nicht; nein, wohl aber den guten Menschen der Pokeville Bekehrungs-Versammlung, den wahren Brüdern und Wohlthätern der Menschheit — und dem theuren Prediger dort, dem treuesten Freunde, den ein Pirat je hatte!"

Hier brach der König in Thränen aus, und ebenso alle Anderen. Dann rief Einer: „Sammelt für ihn!" Ein halbes Dutzend sprangen auf, es zu thun, aber Jemand rief: „Laßt ihn selbst den Hut herumreichen!" Alle riefen es nach, der Prediger auch.

So schritt der König durch die Massen, den Hut herumreichend und sich die Augen wischend, das Volk segnend und preisend und ihm dankend, weil es mit den Piraten in der Ferne es so gut meinte; und sie luden ihn ein, eine Woche zu bleiben; und Jeder wollte ihn in seinem Hause beherbergen und sich's zur Ehre anrechnen. Doch er sagte, da dies der letzte Tag der Versammlung sei, könne er hier Nichts mehr thun und habe Eile, zum indischen Ocean zurückzukehren, um schnell an seine Arbeit bei den Piraten zu gehen.

Als er wieder auf dem Floß ankam und das Geld zählte, fand er, daß er siebenundachtzig Dollars und fünfundsiebzig Cents gesammelt hatte. Außerdem hatte er einen Dreigallonenkrug Branntwein erwischt, den er unter einem Wagen sah, als wir durch den Wald zurückgingen. Da sagte der König, daß, Alles in Allem, dieser Tag übertroffen, was er je als Missionär in einem Tage geleistet habe. „Heiden", rief er, „sind doch Nichts im Vergleich mit Piraten, wenn's gilt, aus einer Bekehrungs-Versammlung was zu machen."

Der Herzog meinte, er habe sein Schäfchen ins Trockene gebracht, aber als der König kam, gab er klein bei. In der Druckerei hatte er zwei kleine Druckarbeiten für Landleute besorgt — Pferde-Anzeigen — und dafür vier Dollars erhalten. Dann hatte er um zehn Dollars Zeitungs-Anzeigen angenommen, was er gegen augenblickliche Vorausbezahlung für vier Dollars that. Der Preis der Zeitung war zwei Dollars pro Jahr, doch hatte er drei Subscriptionen zum halben Doller jede genommen, unter der Bedingung augenblicklicher Vorausbezahlung. Sie wollten in Brennholz und Zwiebeln bezahlen, doch er sagte ihnen, er hätte das Geschäft eben erstanden und die Preise so niedrig als möglich herabgesetzt, um auf einer Baargeldbasis zu stehen. Außerdem hatte er ein Gedichtchen in Typen gesetzt; das hatte er aus seinem eigenen Kopfe gemacht — drei Verse — zart und melancholisch — es hieß: „Ja, kalte Welt, erdrück' dies brechend' Herz" — das hatte er fix und fertig dagelassen zum Druck in der nächsten Nummer der Zeitung und Nichts dafür gerechnet. So hatte er denn im Ganzen neun und einen halben Dollar eingenommen und meinte, er hätte eine gute Tages-Arbeit dafür geleistet.

Dann zeigte er uns noch eine kleine Arbeit, die er besorgt, doch nicht berechnet habe, denn sie sei für uns. Es war das Bild eines entlaufenden Negers, der einen Bündel auf einem Stock über der Schulter trug, und darunter stand geschrieben: „Lstr. 200 Belohnung." Das übrige auf dem Zettel beschrieb Jim ganz genau, sagte, er sei von der St. Jacobs-Plantage vierzig Meilen unterhalb New-Orleans letzten Winter wahrscheinlich nordwärts entlaufen, und wer ihn finge und wiederbringe, würde die Belohnung und die Unkosten bezahlt erhalten.

„Nun", sagte der Herzog, „jetzt können wir nach dieser Nacht auch am Tage drauf los fahren. Wenn wir Jemand kommen sehen, binden wir Jim's Hände und Füße, legen ihn in's Zelt, zeigen den Leuten die Anzeige, sagen, wir haben ihn gefangen, seien zu arm, mit Dampfboot zu fahren, haben von Freunden dies Floß auf Credit gekauft und wollen uns jetzt unsere Belohnung holen. Handschellen und Ketten wären zwar besser für Jim, das stimme aber nicht zu unserer Armuthsgeschichte, würde zu sehr an Geschmeide erinnern. Stricke sind das Rechte. Wir müssen die Einheiten einhalten, wie wir auf den Brettern sagen."

Wir stimmten Alle darin überein, daß der Herzog ein kluger Mensch sei und das Reisen bei Tage uns jetzt kein Ungemach mehr bringen würde. Wir hofften diese Nacht noch weit genug zu kommen, um aus dem Bereich des Skandals zu sein, den des Herzogs Arbeit in der Druckerei in dem Städtchen verursachen würde — dann nachher konnten wir unbehelligt reisen.

Wir blieben versteckt und hielten uns still und wagten uns nicht hinaus bis etwa zehn Uhr; dann glitten wir ziemlich entfernt vom Stadtufer dahin und hißten erst unsere Laterne auf, als das Städtchen schon längst außer Sicht war.

Als Jim mich weckte, um die Wacht um vier Uhr Morgens zu übernehmen, sagte er:

„Huck, denkst Du, daß wir noch mehr Könige auf dieser Reise treffen werden?"

„Nein, ich glaube kaum!" entgegnete ich.

„Nun, dann ist's gut", sprach er, „ein oder zwei lassen sich schon ertragen, aber damit ist's auch genug. Dieser hier ist mächtig betrunken — und der Herzog nicht viel besser."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Notizen.

Plaudereien und Mehr. Aus der Studienmappe von Julius Duboc. (Hamburg, L. Günther.) Unter obigem Titel veröffentlicht der rühmlichst bekannte Essayist eine Reihe vermischter Aufsätze, die zugleich als dritte Sammlung seiner kleineren Schriften gelten kann, wie solche mit den Bezeichnungen „Gegen den Strom“ und „Reben und Ranken“ vor einigen Jahren in Buchform gebracht worden. Denn auch die nun veröffentlichten Studienblätter sind vorher in periodischen Publicationen, z. B. in der „Gegenwart“, erschienen, wurden aber für den Wiederdruck revidirt und theilweise überarbeitet und dürften in ihrer handlichen und wohlzugänglichen Form all' den Lesern überaus willommen sein, die den Autor aus seinen früheren Büchern oder doch aus gelegentlicher Kenntnißnahme seiner Beiträge an verschiedene Blätter in gutem Angedenken haben. Die vorliegende Sammlung wendet sich an „Leser, die Unterhaltung suchen, aber keine gedankenlose, und Gedankenberührung, aber keine zu mühevolle“, und einem guten Theil von ihnen wird unter den vierzehn Aufsätzen, die darin enthalten, mehr als einer zusagen durch die reichhaltige Belehrung und Anregung, welche auf jeder Seite zu finden. Nicht zum mindesten interessant sind die Mittheilungen eigener Erlebnisse und Erinnerungen des Verfassers, die er aus seiner Vaterstadt Hamburg und aus seinem Journalistenleben bringt, welches ihn auch mit einer so bedeutsamen Persönlichkeit wie den seiner Zeit in Dresden und Berlin vielbekannten Deutschamerikaner J. J. Sturz in Berührung gebracht. Eine andere hochinteressante Persönlichkeit führt der Verfasser in dem ehemaligen Schauspieldirector G. J. W. Großmann (geb. 1746, gest. 1786) vor, dem er einen der längsten Aufsätze des Buches gewidmet, um demselben „ein Stückchen Unsterblichkeit zu retten, die er allein schon seines jahrelangen, eifervollen Bemühens wegen, Lessing ein Denkmal zu gründen, wohl verdient hat“. Ein weiteres Bild aus längst entschwundenen Tagen bringt der Aufsatz „Jean Paul's letzte Gedichte“, der zugleich als Ergänzung zu des Autors größerem Essay „Jean Paul's Charakter in seinem Liebesleben“ (Reben und Ranken) gelten kann. Ferneres zur Literaturgeschichte findet man in „Moderne Idyllen“, vorwiegend eine Würdigung François Coppée's enthaltend, und in dem eben so liebenswürdig wie verständnißvoll geschriebenen Aufsatz über Paul Heyse's neuere Lyrik. Außer werthvollen Betrachtungen über Todesstrafe, Selbstmord und den Culturkampf, Aufschlüssen über „geistige Stömungen in England“ und über die sogen. Heilsarmee, bringt das Büchlein in dem „adoptirten Großpapa“ eine Probe von der Erzählungskunst des Autors, den man von dieser Seite bisher nicht gekannt, in ihr jedoch eine Beanlagung wahrnimmt, der man wohl eine häufigere Verwendung wünschen möchte. Alles in Allem sind die „Plaudereien“ ein hübsches Buch, dem wir das wohlwollendste Entgegenkommen bei den Freunden gediegener Lectüre wünschen. W. B.

Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen von Max Strack. Herausgegeben von Prof. Herm. L. Strack. Karlsruhe, H. Reuter. Diese, meist schon früher als Feuilletons in Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze und Schilderungen werden den zahlreichen ehemaligen Schülern und überlebenden Freunden des verstorbenen Max Strack eine liebe und lebensvolle Erinnerung an einen vollen und ganzen Mann und liebenswürdigen Charakter sein. Obgleich zu einem Theile schon oft Geschildertes berührend, heben sie doch in durchweg originaler Weise besondere, bisher im großen Publikum weniger beachtete Seiten in treffend beurtheilender Fassung, hervor, bringen uns aber auch eine Anzahl noch wenig beschriebener Stätten in lebensfrischer Darstellung vor Augen.

v. S.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Büchmann's „Geflügelten Worten“.

Hochverehrter Herr Redacteur!

Auch in der heiligen Schrift kommen Sprüche vor, welche den heidnischen Schriftstellern entlehnt zu sein scheinen. Die Worte des Apostel Paulus (Ephes. V. V. 4), daß Alles, was unehrbar zu thun ist, auch unehrbar zu sagen sei, finden sich wörtlich bei Isocrates (ad Demonicum) und lauten: „Ἀποιεῖν αἰσχρόν, ταῦτα νόμιζε μήδε λέγειν εἶναι καλόν“. „Alles, was unerlaubt zu thun ist, ist auch unerlaubt zu sagen.“

So ist der Horazische Vers (Ars Poet. v. 139):

„Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus,“

ein wörtlicher Spruch, den Tachus, König von Egypten, auf Agesilaus, König von Lakedämon, angewendet hat. Athenäus (Lib. XIV) erzählt, daß Tachus, als er des berühmten und stark gefürchteten Agesilaus, der jedoch sehr klein und sogar lahm gewesen, ansichtig geworden, zu ihm spöttelnd gesagt habe: „Ὠδινεν ὄρος, Ζεὺς δ' ἐφοβεῖτο, τὸ δ' ἔτεκεν μῦν“ „Es lag ein Berg in Kindesnöthen, Jupiter fürchtete sich davor, und der Berg gebar eine Maus.“ Agesilaus, ganz entrüstet über die sarkastischen Worte, soll ihm erwidert haben: „Du wirst schon einmal erfahren, daß diese Maus ein Löwe ist,“ das er ihm auch bewiesen, indem er anfänglich zwar sein Bundesgenosse war, später aber als Feind gegen ihn auftrat und ihn aus Egypten verjagte. So weit Athenäus.

Nach einer älteren historischen Quelle jedoch, nach der bei Plutarch (in vita Agesilai), soll es nicht Tachus, sondern vielmehr die Egypter gewesen sein, die an das Gestade liefen, um den berühmten Feldherrn, der ihnen zu Hülfe gegen die Perser herbeigeeilt war, zu sehen, bei dem Anblicke aber die Aesopische Fabel von dem kreißenden Berg, der ein Mäuslein geboren, auf ihn spottweise anwendeten.

Die Erzählung bei Plutarch hat weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die bei Athenäus; denn abgesehen davon, daß Plutarch ein viel älterer Geschichtsschreiber als Athenäus ist, so ist es auch nicht gut anzunehmen, daß Tachus gegen einen König und Bundesgenossen, der ihm freundschaftlich zu Hülfe herbeieilt, solche spöttelnde Worte gebraucht haben sollte, während die Erzählung, daß das Volk, das sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, derartige Glossen über den kleinen, hinkenden Agesilaus gemacht habe, schon etwas wahrscheinlicher klingt.

Einen Beweis für diese Auffassung finde ich bei Rabelais in seinem „Pantagruel“ (Liv. III chap. XXIV), wo er über den Spott folgendes Bild gebraucht und sagt: „La mocquerie est telle que la montaigne, laquelle crioit et lamentoit enormement comme femme en travail d'enfant. A son cry et lamentation accourut tout le voisinage, en expectation de voir quelcque admirable et monstrueux enfantement; mais enfin ne nasquit d'elle qu'une petite souris.“ Das ganze Bild scheint der Erzählung des Plutarch, nach welchem das Volk, ganz enttäuscht, dies gesagt habe, entlehnt zu sein. Wie dem aber auch immer sei, so hat Horaz den ihm sicherlich wohlbekannten Spruch entlehnt und mit einer unwesentlichen Veränderung versehen in seine Ars Poetica aufgenommen.

Wohl gibt Büchmann in der verbesserten neuesten Ausgabe seiner „Geflügelten Worte“ die Quelle bei Athenäus an; allein die weit wichtigere bei Plutarch und beziehungsweise bei Rabelais scheint ihm gänzlich entgangen zu sein. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß die Sache bei einer verbesserten Auflage eine Ergänzung fände.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Berlin. Dr. J. Morgenstern.

Digitized by Google

Inserate.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gespräche

Friedrich's des Großen

mit

H. de Catt und dem Marchese Lucchesini.

Kritisch festgestellte Auswahl, in deutscher Uebersetzung

herausgegeben von

Dr. Fritz Bischoff.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3.—

Elegant in Halbleder gebunden: ℳ 5.25.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 300 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38.

In unserem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Am Afrika

von

Wilhelm Joest.

Mit 14 Lichtdrucken u. zahlr. Illustrationen nach Original-Aufnahmen des Verfassers nebst einer Karte in Farbendruck.

Broschirt **Preis 8 Mark.**

In elegantem Leinenband mit künstlerisch ausgeführter Decke.

Preis 10 Mark.

M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.

Soeben erschien:

Nachtrag zu **Othmer's Vademecum** für Literaturfreunde. Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur" aus den Jahren 1878-1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und Leopold Ost.

8° VI. 368 Seiten. Preis 8 Mark.

Hannover. Fr. Cruse's Buchhandlung.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

ALLGEMEINES STAATSRECHT.

Von

J. C. BLUNTSCHLI.

Sechste Auflage, durchgesehen von E. Loening.

gr. 8°. VIII u. 690 S. M. 10. —

Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland

von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Von

Franz Anton Specht.

(Eine von der historischen Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift.)

gr. 8°. XII und 411 Seiten. M. 8. —

Die Politik der Republik Venedig

während des dreissigjährigen Krieges

von

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

II. Band: Die Befreiung des Veltlin und der Mantuaner Erbfolgekrieg.

gr. 8°. VIII und 359 Seiten. M. 6. —

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

In der **Stollbergschen Verlagsbuchhandlung** zu **Gotha** erschien und ist durch jede Buchhandlung, sowie gegen Einsendung des Betrags direct zu beziehen:

Die innere Kolonisation.

Eine Programm-Forderung des „Allgem. Deutschen Bauern-Vereins".

Von **Friedrich Wisser.**

(Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Bauern-Zeitung".)

Preis:

1 Exemplar 40 Pf., 10 Exemplare 3 M., 100 Exemplare 20 M.

bei portofreier Zusendung.

Die fortschreitende Polonisirung unserer östlichen Provinzen hat auf's Neue die Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der inneren Kolonisation gelenkt, so daß obige Schrift allen Gebildeten willkommen sein dürfte.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2.200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur** bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 18. Juli 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Gladstone's Sturz und die neue Regierung. Von Karl Blind. — Moderne Bildungsfragen. Von Reinhold Biese. — **Literatur und Kunst:** Deutsche Kampfeslieder aus Oesterreich. Von H. Goverts. — Deutscher Humor im Bilde. Von Theophil Zolling. — Neue Gedichte von Hermann Lingg. Besprochen von Oskar Bulle. — Bäder und Zeiten. Von Robert Falck. (Schluß.) — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Sommeroper im Krolltheater. Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Gladstone's Sturz und die neue Regierung.

Von Karl Blind.

„Nochmals sei es gesagt: nur ein Waffenstillstand ist eingetreten. Eine entscheidende Aenderung aber mag sich in Englands Regierung in nicht allzu ferner Frist vollziehen."

So hieß es in unserer, am 23. Mai von hier abgegangenen, am 6. Juni in der „Gegenwart" erschienenen Abhandlung über „Englands Stellung zu den Mächten des Festlandes". Man soll, wie Lord Granville so eben meinte, in der Politik nicht prophezeien wollen. Vielleicht hat er darin einige schlimme Erfahrungen gemacht, wahrscheinlich auch seinen eigenen Sturz nicht vorausgesehen. Indessen hat sich der zweite Theil der obigen Vorhersagung sehr rasch bewahrheitet. Drei Tage nach dem Erscheinen jenes Aufsatzes war Gladstone im Unterhause geschlagen und trat zurück.

Ich fürchte, auch der erste Theil der obigen Bemerkungen wird durch die Thatsachen bald genug erhärtet werden, gleichviel wie sich die Dinge augenblicklich gestaltet haben. Die großen treibenden Kräfte in der Weltgeschichte lassen sich nicht unter das Siegellack eines kleinen diplomatischen Abkommens zusammenpressen.

Was waren die Ursachen von Gladstone's Sturz?

Sein Cabinet war im Innern zerrissen, und zwar nicht blos, wenn auch wesentlich, durch die irische Frage. In Folge dieser Uneinigkeit gestaltete sich eine schon lange im Stillen keimende Unzufriedenheit unter der eigenen Partei zu einer halben Meuterei. Obwohl das Leben des Ministeriums auf dem Spiele stand, und durch den „Einpeitscher" allen Parteimitgliedern eine vierläufige (d. h. viermal unterstrichene) Mahnung auf die Brust gesetzt worden war, blieben etwa 70 Mann aus. Nahezu Alle mit merkwürdigen nachträglichen Entschuldigungen. Daran fehlt es bei solchen Anlässen nie. Es waren die Entschuldigungen der durchsichtigen Posse. Das Trauerspiel des Sturzes hatte sich mittlerweile durch ein Bündniß der Tories mit den Home-Rulern und den Hinzutritt einiger Liberalen vollzogen.

Gladstone gilt als Englands größter Finanzmann. Und über das Budget kam er zu Falle!

Da schien es, als sei ihm sozusagen durch die conservativ-homerulerische Mehrheit und die fahnenflüchtige liberale Gruppe eine doppelte Nase gedreht. In Wahrheit hat er sich die ganze verzweifelte Lage selbst geschaffen.

Mit einer gewaltigen Mehrheit, wie sie noch kaum je dagewesen, war er an die Regierung gelangt. Einer seiner ersten Schritte in auswärtigen Dingen mußte sein: die feierliche Zusage seines Wahlfeldzuges von 1879—80 in Bezug auf den Transwaal-Freistaat zu erfüllen. Er that es nicht. Allen Warnungen zum Trotz ließ er die Sachen fast ein Jahr lang gehen, führte dann unglücklichen Krieg gegen die Erhebung der Bürger der Südafrikanischen Republik, und mußte schließlich zum Rückzug blasen.

Um den übeln Eindruck zu verwischen, stürzte er sich in das ägyptische Abenteuer. Insgeheim, hinter dem Rücken des Parlamentes und selbst einer Anzahl Cabinetsmitglieder, wurde der Ueberfall geplant. John Bright, der zu den Getäuschten gehört hatte, brandmarkte das Verfahren, indem er aus dem Ministerium trat, als einen „Bruch des Völkerrechtes und des Sittengesetzes". John Bright aber ist — neben Gladstone — der bedeutendste liberale Führer des Landes, und zwar von weit älterer Zeit her. Dem Ministerium versetzte dieser Austritt einen schweren moralischen Schlag.

Die In-Brand-Schießung Alexandriens, die Metzelei bei Tel-el-Kebir, war nach Gladstone's halb spöttischer Bemerkung „kein Krieg" gewesen. Aus diesem Nicht-Krieg entspann sich jene Reihe blutiger Verwickelungen im Sudan, in welchen der bald nervös hastig zufahrende, bald von des Gedankens Blässe angekränkelte Staatsmann Fehler auf Fehler häufte. Endlich saßen die Engländer in der afrikanischen Wüstenei hilflos fest.

Konnte ein politisch Denkender unter solchen Umständen etwas Anderes erwarten, als daß Rußland nun die Gelegenheit benutzen würde?

Nach Erduldung von allerlei Russen-Schmach, die dem englischen Volke an's Herz fraß, kam endlich die kriegerische Rede Gladstone's, kam das, zum Zwecke der Abwehr, auf 100,000,000 Pfd. St. heraufgeschraubte Budget. Allgemeine Begeisterung! Selbst daß die Regierung, um der Eiferer-Secte der Nichts-als-Wasser-Trinker gefällig zu sein, nicht blos auf den Whiskey der Iren und Schotten höhere Steuern legte — was sich aus Rücksichten der Volksgesundheit erklären ließ —, sondern auch den Engländern das Bier vertheuerte, ließ man ruhig hingehen. Stumm beugte sich die Opposition, als der Premier zu Ehren des Reiches an den Schild schlug.

Da kam, zu Jedermanns Betroffenheit, Gladstone's zweite Montagsrede. Welch unglaublicher Rückzug! Das Schwert war wieder eingesteckt; jede Demüthigung, die das Zarenthum England geboten, ruhig hingenommen. Das Budget von 100,000,000 Pfd. St. sollte aber als goldenes Denkmal der „großen Retirade" bestehen bleiben.

Da wurden die gebundenen Geister der Zwietracht plötzlich los — und Gladstone fiel.

Er hatte eine der mächtigsten Parteistellungen verspielt.

Digitized by Google

Er sah das Cabinet durch Uneinigkeit zerrüttet, die Massen — die ihm doch um der Stimmrechts-Bill willen Dank wußten und noch die Reform der Londoner Gemeinde-Verfassung von ihm erhofften — über das nutzlose, drückende Budget tief aufgeregt, sich selbst von einer großen Gruppe bisheriger Anhänger verlassen. Nach seiner Gewohnheit warf er nun plötzlich die Flinte ins Korn.

Wie anders wäre Alles geworden, hätte Gladstone nicht durch den Transwaal- und den ägyptischen Krieg die freisinnigen Grundsätze, die er selbst einst gegen Beaconsfield gepredigt, gefälscht, und hätte er nicht überdies den Ehrgeiz Rußlands förmlich groß gezogen!

Rief nicht einst er dem „edelherzigen, menschenfreundlichen Kaiser Alexander II." zum Voraus „Ruhm und Preis!" dafür zu, wenn er mit gewaffneter Hand die Türkei anfalle? Schrieb er nicht als Oppositionsführer: „Wenn etwa Indien durch irgend eine Erdumwälzung ins Meer versänke, so würde sich die angelsächsische Thatkraft schon auf einem anderen bewohnbaren Theil der Erde neue Bahnen brechen?" War nicht seine Freundschaft für Rußland noch als Premier so thurmhoch, daß er sich der Begegnung mit Alexander III. plötzlich, „ohne Hut", bis nach Kopenhagen entgegenstürzte?

Rußlands Einspringen nach Afghanistan war der schöne Dank dafür. Und nach einem kurzen Anlauf der Entrüstung beugte Gladstone dann wieder vor dem Zarenthum das Knie. Das englische Volk aber sollte die theure Zeche zahlen, die er ihm mit seiner ersten Rede angerichtet.

Man hat berechnet, daß die Zahl derer, welche in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni gegen ihn stimmten, nur etwa 850,000, Diejenigen, welche für ihn stimmten, über 1,100,000 Wähler vertraten. Solche Berechnungen helfen nichts. Auch auf dem Schlachtfelde wird oft die Ueberzahl von der Minderzahl geschlagen. Darum ist aber doch die Schlacht von den Einen verloren, von den Andern gewonnen worden.

Wiederum nach seiner Gewohnheit wollte Gladstone — als er den Grafen Salisbury glaubte zweifeln zu sehen, ob er die Regierung ohne bindende Zusage seitens der liberalen Partei übernehmen solle — mit einem Male die Frage seiner eigenen Rückkehr ins Amt von Neuem erwägen. Eben erst die Regierungslast voll Ekel von sich geworfen. Gleich darauf wieder Lust zum Regieren! Er scheint wahrlich nicht bemerkt zu haben, daß der Tory-Führer mit ihm nur das bekannte Maus- und Katzenspiel spielte, und daß die Königin fest entschlossen war, das Entlassungsgesuch um jeden Preis anzunehmen.

Letzteres ist Thatsache. In den leitenden Kreisen des Auslandes wird man bei der Frage, wie man sich jetzt zu England stellen will, gewiß diesem Vorgang besondere Aufmerksamkeit schenken.

Im Uebrigen wäre wegen der Zerrüttung innerhalb des Cabinetes, der Fahnenflucht einer liberalen Unterhaus-Gruppe und der Unzufriedenheit der Massen über das Budget, jeder Versuch, das Gladstone'sche Ministerium von Neuem einzuführen, binnen Kurzem wiederum gescheitert. Die Zustände waren unhaltbar geworden.

So steht denn nun eine Tory-Regierung, zum Theil von Parnell's Gnaden, vor einer in sich gespaltenen, aber doch nominell vorhandenen liberalen Unterhaus-Mehrheit, die, zur Stützung einer liberalen Regierung nicht fest genug, doch einem conservativen Ministerium den Boden entziehen könnte.

Ein unerfreulicher Zustand! Man hat es eine „provisorische Regierung" genannt. Immer noch besser, als ein sog. parteifreies Beamten-Ministerium, das lediglich den Geboten eines Hofes folgt. Denn sind auch die Parlamente oft von Parteien zerrissen, so herrscht an den Höfen bekanntlich das Sippschaftswesen, der Hintertreppen-Einfluß und oft noch weit Schlimmeres.

Hat die Regierung Gladstone's sich selbst das Grab gegraben, so begann die zur Macht gelangende Minderheits-Partei mit einem Schauspiele der inneren Uneinigkeit, über welches viele ihrer Gegner wohl zu früh frohlockten.

„Churchill oder Northcote?" war die Frage. Churchill siegte: er warf das alte Tory-Haupt die Treppe zu den Peers hinauf, gestattete Sir M. Hicks-Beach die vorläufige Uebernahme der Führerschaft im Unterhause, und ließ sich von dem Grafen Salisbury die Verwaltung des indischen Reiches übertragen. So wurde die „alte Bande" — mit Churchill zu reden — in den Hintergrund gedrängt und Platz gemacht für den Vertreter dessen, was man seit einiger Zeit die „Tory-Demokratie" nennt.

Ganz neu ist das Verfahren nicht. Benjamin Disraeli, der ehemalige Radicale, hat es schon eingeleitet, als er die Krautjunker zu allerhand politischen Pfiffen heranerzog, wobei er sie manchmal an den Ohren nahm, um sie zum Lernen der unangenehmen, theilweise ihnen unverständlichen Aufgabe zu zwingen. Sogar ein „Sociales Bündniß" zwischen aristokratischen Tories und Arbeiterführern hatte er schon geplant. Die Sache wurde freilich mehr geheimnißvoll betrieben; und die Goldstücke sollten dabei eine Rolle spielen. Mit einer Guinee in der Woche wollte Disraeli eine Anzahl Gewerkvereins-Führer an die conservative Partei fesseln. Doch das Plänchen wurde ruchbar und mißlang.

Sir Stafford Northcote, seit vielen Jahren der Führer der Tory-Partei im Unterhause, gegen welchen der Bruder des Herzogs von Marlborough so heftig anging, ist keineswegs etwa ein Alt-Conservativer vom Krautjunker-Schlage. Er steht vielmehr den Liberalen von der Whig-Gruppe viel näher, als den Erz-Tories, ist auch entschieden für den Freihandel. Was ihn von Lord Randolph Churchill unterscheidet, ist: daß er in anständigen Formen innerhalb der parlamentarischen Grenzlinien zu wirken sucht, während der jüngere Mann, der sich mit Disraeli's einstigem Mantel schmückt, catilinarische Handgriffe anwendet, demagogisch zu wirken sucht.

Mancher glaubt wohl: es treffe da die alte und die neue Zeit feindlich aufeinander. Die Geschichte lehrt jedoch seit den Tagen der griechischen Republiken und des Römerstaates, daß das Alles schon dagewesen. Auch die alt-französischen Könige haben sich darauf verstanden. Seit Lassalle dem „auf den Knauf des Schwertes gestützten Königthum" rieth, „das Volk auf die Bühne zu rufen", um das liberale Bürgenthum zu schlagen, ist es wieder Modesache geworden, mit solchen Kunstmitteln zu hantiren.

Der Tory-Demokrat Churchill hat übrigens selbst mancherlei Wandelungen durchgemacht. Er hat die Volksmassen als „Abschaum", „Hefe" u. s. w. beschimpft, ihnen die Erweiterung des Stimmrechts vorenthalten wollen, und sich dann wieder auf Schmeicheleien verlegt. Er ist gegen die reichsfeindliche Iren-Partei scharf losgegangen, dann mit ihren Führern in den vertrautesten Verkehr eingetreten, und hat schließlich das Fallenlassen der Zwangsbill für sie erwirkt. In der egyptischen Frage hat er noch die vernünftigste Stellung eingenommen. Er wollte Arabi geschützt, Egypten parlamentarisch reformirt, mit der Pforte aber, als der oberherrlichen Macht, ein gutes Verhältniß hergestellt wissen. Arabi hat ihm, wie mir bekannt, deshalb aus seinem Verbannungsorte in Ceylon einen warmen Gruß zugehen lassen.

Von Indien vor Kurzem nach London zurückgekehrt, sprach sich Churchill, der den baldigen Sturz Gladstone's nicht ahnen mochte, in abfälligster Weise über die Reichstreue der großen Masse der Inder aus. Nun regiert er, der noch nie irgendwelche Verwaltungserfahrung gehabt, ein Reich von 250,000,000 Menschen.

Andere Ernennungen im Tory-Cabinet haben ebenfalls Erstaunen erregt. Seit langer Zeit zum ersten Male wieder wurde der oberste Posten im Schatzamte einem Peer, dem zum Earl of Iddesleigh umgeschaffenen Sir Stafford Northcote, übertragen. Der Premier-Minister Salisbury ist zugleich Minister des Auswärtigen. Da Herr W. H. Smith ehemals See-Minister war, so mußte er natürlich jetzt zum Kriegs-Minister werden, wo er Alles zu lernen hat. Nach demselben Grundsatze der ewigen Unangemessenheit aller Dinge ernannte man den früheren tüchtigen Kriegsminister, den Obersten Stanley, zum Minister für die Ansiedelungen. Letztere Ernennung enthält eigentlich eine Ironie. Stanley ist der conservative Bruder des zu den Liberalen übergegangenen bisherigen Ministers für die Ansiedelungen, Lord Derby. „Etsch!" ist die Bedeutung dieser Ernennung. In der Politik sollte man sich keine solche Scherze erlauben.

Digitized by Google

Graf Salisbury ist nicht volksbeliebt. Seine Härte als Londoner Grundeigenthümer hat ihm Gegnerschaften zugezogen. Fähigkeit besitzt er unzweifelhaft ebensowohl wie Churchill. Die Beiden sind gewiß die bedeutendsten Männer des neuen Cabinetes. In der orientalischen und in der mittel-asiatischen Frage hat Salisbury freilich nach einander die entgegengesetztesten Standpunkte eingenommen. Früher sah er keine Gefahr für England. Nachträglich warf er sich auf die Seite der entschlossensten Widersacher Rußlands, dessen Regierung er mit „Schwindlern und Bankerotteuren" verglich.

Es scheint eben in neuester Zeit auch wieder, wie vor Jahrhunderten, Mode werden zu sollen, daß man in der Haltung gegenüber anderen Mächten so plötzlich den Standpunkt wechselt. Ob man dadurch geeignet wird, dauernde Bündnisse zu schließen oder geschlossene zu erhalten, mag sich Jeder, den es betrifft, selbst fragen. „Allzu gerieben" taugt, wie im Privatverkehr, so auch in der Staatskunst nicht, denn da spielen immer Einige mit, die sich den Anderen besehen.

Reaction im festländischen Sinne kann eine Tory-Regierung nicht machen, weil sie eben kein höfisches Beamten-Ministerium ist. Ein solcher gewaltsamer Umschlag von einem Tag auf den anderen ist im parlamentarisch regierten England nicht möglich. Der Fortschritt im Innern kann nur aufgehalten, nicht rückgängig gemacht werden. Das begreifen hier selbst die äußersten Conservativen. Es ist schlimm genug, daß der Fortschritt aufgehalten wird. Zu danken hat man es der nicht-freisinnigen auswärtigen Politik Gladstone's, die einem Abfalle von seiner eigenen Losung im Wahlfeldzuge von 1879—80 gleichkam, und deren endliche Folgen seine Regierung über den Haufen warfen.

Da zu den drei Millionen Wählern jetzt zwei weitere Millionen hinzugekommen sind, so thut England, bei den kommenden Neuwahlen, abermals einen „Sprung ins Dunkle". Nicht bloß wird die Wählerschaft jedoch bedeutend vermehrt. Auch die Wahlkreise werden in den Städten vielfach geändert; das heißt, nach dem Grundsatze der Bezirksabstimmung zugeschnitten. Auf dem Lande kommt somit ein neues, politisch noch unerfahrenes Element plötzlich stimmberechtigt an die Oberfläche. In den Städten wird mehr Raum geschaffen für unbekannte Ortsgrößen, gewissermaßen für Bezirksvereins-Männer. Bereits kommt in der That in vielen Städten ein kaum geahnter Ehrgeiz von Leuten bisher nur örtlich bekannten Namens zu Tage.

Während Frankreich, nachdem es den Albdruck des Gambetta'schen Cäsarenthums von sich geworfen, zur Listen-Abstimmung zurückgekehrt ist, wendet sich England somit theilweise zu der entgegengesetzten Einrichtung der Bezirksabstimmung. In einer Hinsicht werden die drüben wie hüben bald stattfindenden Wahlen jedoch wahrscheinlich eine ähnliche Folge haben. Es werden mehr Abgeordnete von scharfer demokratischer oder radicaler und von ebenso scharfer gegnerischer Ausprägung gewählt werden, als bisher. Das ist wohl Alles, was man für England zur Stunde sagen kann.

Seinen Freunden Muth zu machen, ist selbstverständlich Lord Salisbury's Bestreben. Auch Lord Beaconsfield that es hochgemuth im Jahre 1879 beim Bankett des Lord-Mayors, indem er eine weitere Rede von sich, an derselben Stelle, auf das folgende Jahr ankündigte. Allein „1880" sah ihn nicht mehr auf dem Stuhle an der Seite des Bürgermeisters der Londoner Altstadt.

Viel mag von der Haltung abhängen, welche das neue Ministerium in auswärtigen Dingen einnehmen wird. Das Land begehrt darin nach einer festeren, verständigeren Führung. Wird die Regierung Salisbury's mit der Türkei und mit Persien ein Bündniß schließen; in Egypten, unter Anerkennung des ottomanischen Reiches, geordnete Zustände schaffen; mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn gute Freundschaft halten; und sich dadurch freie Hand gegenüber Rußland sichern?

Graf Salisbury ist jetzt zugleich Premier und Minister des Auswärtigen. Der Verkehr mit England ist somit beschleunigt. Ein Premier kann sich nicht mehr hinter die Ausflucht verstecken: er habe mit dem Leiter des Auswärtigen Amtes nicht über jeden Punkt berathen können, während der Minister des Auswärtigen die diplomatischen Schriftstücke unerledigt auf beliebige Zeit hinaus in den Schubfächern liegen läßt. An der Stellung zu Deutschland und Oesterreich-Ungarn einer- und gegenüber Rußland andererseits wird man erkennen, ob die neue Regierung die in der Opposition verfochtene Politik jetzt durchführen will.

Davon wird unendlich viel abhängen. Darauf aber haben wir zu warten.

Moderne Bildungsfragen.

Von Reinhold Biese.

Die Lebensmächte unserer Zeit machen es unabweislich, daß der Abschluß der wissenschaftlichen Vorbildung mehr und mehr auf dem Boden der unserer modernen Cultur eigenthümlichen geistigen Errungenschaften gesucht werde. Die sogenannte formale Bildung ist für die Anforderungen der Gegenwart völlig unzureichend geworden. Unsere Zeit erfordert nicht scholastisch in leerer Gelehrsamkeit geschulte Köpfe; es gilt nicht mehr wie einstmals die Welt der Erscheinungen nach vorgefaßten Ideen zu construiren; die dialektischen Kunststücke synthetischer Formelphilosophie verfangen nicht mehr. Die Erfahrungswissenschaften stellen neue Anforderungen an die geistige Vorbildung. Neue Problemstellungen verlangen neue Geisteswaffen. Heute herrscht und entscheidet aber das Bedürfniß nach praktischer Wissenschaft. Diesem Wandel der Zeiten kann sich auch die Schule nicht entziehen. Mag sie wollen oder nicht, sie muß den Grundanschauungen des modernen Lebens, vor Allem den eminent praktischen Bedürfnissen desselben Rechnung tragen. Dies soll jedoch nicht heißen, daß sie das Nützlichkeitsprincip zu ihrer Devise machen müsse. Im Gegentheil, wir sind der Ansicht, daß sie dem Geiste materieller Gesinnung schon viel zu sehr entgegengekommen ist, indem sie sich in eine Reihe propädeutischer Fachschulen gespalten hat. Mehr als bisher, meinen wir, müssen vor Allem die höheren Schulen sich dessen bewußt werden, daß sie in erster Linie für das Leben, dann erst für die speciellen Berufsarten vorzubereiten haben. Ueber die mehr und mehr um sich greifende Arbeitstheilung darf der Ausblick auf das Ganze der Lebensziele und Culturaufgaben nicht verloren gehen, dürfen die Grundlagen einer der Zeit gemäßen allgemein humanen und staatsbürgerlichen Ausbildung nicht vernachlässigt werden. Darüber gerade hat die Schule zu wachen. Unsere Zeit verlangt Männer, die „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde" stehen und die Welt der Thatsachen empirisch zu würdigen wissen, ohne den Sinn für die durch Kunst und Schönheit verklärten idealen Güter des Lebens verloren zu haben. Den praktischen Grundanschauungen der Zeit gemäß muß die Schule die concreten Verhältnisse des Natur- und Menschenlebens dem Schüler zu klarem und lebendigem Verständniß bringen. Weil aber die allgemein menschlichen Zustände und Anschauungen in den socialen Lebensverhältnissen des Alterthums, und diese wiederum in den Literaturwerken der alten Griechen und Römer am einfachsten sich darstellen und in durchsichtiger, wahrhaft classischer Form sich abspiegeln, deswegen, und nur aus diesem Grunde, wird das Studium der alten Sprachen auch ferner als allgemeine Basis wissenschaftlicher Bildung festzuhalten sein. Unsere Zeit erfordert indeß, daß diese Sprachen fortan in der Schule eine Behandlung finden, die in erster Linie der Bedeutung der altclassischen Literaturwerke als historischer Quellen resp. als Kunstwerken gerecht wird. Das Einfach-Concrete der realen Verhältnisse, die stille Einfalt und Großheit der idealen Welt macht die Cultur des Alterthums zu einem Erziehungsmittel ersten Ranges. Dem gegenüber haben für die heutigen Bildungsbedürfnisse die formalen Bildungszwecke, um deren willen man vor Allem die alten Sprachen meinte bevorzugen zu müssen, in den Hintergrund zu treten. Heute muß ein historisches Verständniß derselben genügen. Gilt es ja doch vor Allem, dem jungen Geiste einen rechten und lebendigen Inhalt zu geben. Die Denkformen

Digitized by Google

haben, wie wir jetzt wissen, ihr Regulativ nur in der Sache. Das Denkobject ist das Vehikel des Geistes, die Form ist gleichsam nur das zurückbleibende Geleise. Rem tene, verba sequentur! Die Sache stets vor der Form und die Form nie ohne die Sache! das muß für die heutige Schule Grundsatz werden. Dieser Grundsatz muß besonders die Methode das Sprachunterrichts leiten und umgestalten. Denn wenn auch nächst der Mathematik und Logik ganz besonders der Sprachunterricht formal bildende Kraft hat, insofern er zur Klärung der Begriffe und Entwicklung folgerichtigen Denkens beiträgt, wodurch er in Wahrheit angewandte, praktische Logik ist, so findet die centrale Stellung, welche in unserem Lehrsystem der Unterricht in mehreren fremden Sprachen einnimmt, ihre wahre Berechtigung nicht in deren formalen Bildungselementen, die in allen Culturſprachen wesentlich die gleichen sind, sondern in ihren materialen Bildungsfermenten, d. h. darin, daß sie uns die culturellen Lebensverhältnisse der bedeutendsten Culturvölker wiederspiegeln und als die Schlüssel zu den Geistesschätzen derselben das wirksamste Mittel zur inhaltlichen Bereicherung und Veredlung des Denkens sind. Diese Seite des Sprachunterrichts tritt aber thatsächlich und geradezu mit voller Absicht allzu sehr in den Hintergrund zu Liebe der vorwaltenden grammatisch-formalen Methode, welche die Grammatik nicht als Hülfswissenschaft für das Verständniß der Schriftwerke, sondern formaler Bildungszwecke wegen als selbstständige Wissenschaft betreibt. Der Begriff „formale Bildung" hat sich zu einer fixen Idee verdichtet, von der man nicht wieder loskommen kann und mag, denn seine Werthüberschätzung hat anderseits dahin geführt, daß er zum Deckmantel eines geistlosen, aber bequemen Mechanismus geworden ist, in welchem in der That Grammatik und Mathematik oft allein über das Schicksal des Schülers entscheiden. Die grammatisch-formale Methode hat ja an sich zweifellos ihre Vorzüge, sie gestattet, den Schüler in wahrhaft intensiver, Geist und Willen bildender Weise zu beschäftigen, und unseren Schülern angemessene Beschäftigung und Uebung des Geistes zu geben, ist gewiß nicht die kleinste Aufgabe des erziehenden Unterrichts. Wir haben auch nichts dagegen, daß der Schüler in einer Sprache nach dieser Methode in Zucht und Schule genommen werde. Auf alle in der Schule zu erlernenden Sprachen in gleicher Weise angewandt, erscheint uns aber heute jene Methode entschieden vom Uebel. Dazu fehlt es uns jetzt einerseits an Zeit; den Luxus unfruchtbarer Gelehrsamkeit können wir uns nicht mehr leisten, und dieser Luxus erscheint geradezu unverantwortlich, wo sich jetzt fruchtbarere Aufgaben der Schule stellen lassen, die eben den gebieterischen Forderniſſen der Zeit angepaßt sind. Anderseits stellt jene auf alle Sprachen gleichmäßig angewandte Methode bei der wachsenden Zahl der sonst zu bewältigenden Aufgaben zu große Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler und führt daher vielfach überhaupt nicht mehr oder doch eben nicht auf die naturgemäßeste, d. h. leichteste, Weise zum Ziel.

Neuerdings mehren sich nun in überaus erfreulicher Weise die Stimmen Derer, welche die Methode des Sprachunterrichts nach den Normen wissenschaftlicher Psychologie in naturgemäßer Weise gestalten wollen. Hoffentlich werden diese Bestrebungen endlich auch von Oben mehr Begünstigung erfahren als bisher. Wohin die Unnatur der receptartig verfahrenden grammatistischen Methode uns geführt hat, wie sie die sprachschöpferische Geisteskraft und das Gedächtniß im Schüler systematisch lähmt und im Wuste starrer Regeln ertödtet, das können uns Schulbücher zeigen, wie die Stilistiken von Haacke und Menge. Da hat man „die Theile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Ja, der methodisch-wissenschaftliche Geist unserer Zeit hat es vielfach sogar fertig gebracht, die sonst jedem eingeborene Freude am eigenen Gesange im Schüler möglichst früh zu ersticken, indem man systematischer Behandlung zu Liebe Knaben und Mädchen mit Harmonielehre quält und darüber die Zeit verliert zur Einübung der einfachsten Volkslieder. Sollte von diesem Verfahren nicht ein Schlaglicht auf die Methode des Sprachunterrichts fallen? Ist Sprechen und Singen so gar verschieden? Sollten nicht vielleicht Grammatik und Stilistik Schuld daran sein, daß der Unterricht in den fremden Sprachen es so wenig zum Sprechen bringt und daß thatsächlich dem Schüler die Freude an den Classikern auf der Schule vergällt wird und unwiederbringich verloren geht? Die übliche grammatische Lehrmethode stellt schon das Kind anstatt auf die natürlichen Stützen seiner gesunden Sinne und frischen Gedächtnißkräfte auf überaus hölzerne Krücken und nimmt ihm damit den Muth und den Willen zu freier Geistesbewegung. Wie die Muttersprache, so werde auch die fremde Sprache zunächst durch das Ohr zum Verständniß und zur Aneignung gebracht. Ob die sogenannten todten oder lebenden Sprachen erlernt werden, darf für die Methode keinen Unterschied machen. Im Processe des Erlernens wird auch die todte Sprache zur lebenden, denn Sprache ist stets seelenvoll belebter Klang, Bewegungsform und Lebensäußerung der Psyche.

Schriftliche Uebersetzungen in die fremde Sprache mögen daher fortan nur in einer Sprache geübt werden, am Gymnasium im Lateinischen, an der Realschule im Französischen. In den übrigen Sprachen begnüge man sich mit Memorir- und mündlichen Retrovertier- und Variationsübungen. Fragen über den Inhalt des Gelesenen, deren Beantwortung in der fremden Sprache in ganzen Sätzen zu erfolgen hat, führen, wenn so von der Unterstufe an immer nur lebendiges Sprachmaterial aufgenommen wird, zu immer freierer Ausdrucksfähigkeit in der fremden Sprache und demnach zu immer reicher entwickeltem Verständniß derselben. Will man einwenden, daß so keine Sicherheit in den Formen zu gewinnen sei, so erwidern wir, daß die eigentliche Einübung derselben auch nach der jetzt üblichen Methode nur mündlich erfolgt (man nennt es einpauken) und daß die Extemporalien in dieser Hinsicht auch nur Beweismittel für die Aneignung sind. Diese Beweise lassen sich auch mündlich fordern. Will man aber in einer schriftlichen Arbeit mit einem Schlage ein Bild von dem Wissensstande der Classe haben, so lasse man in entsprechenden Zeiträumen ein noch nicht durchgenommenes fremdsprachliches Lesestück schriftlich ins Deutsche übertragen. In dieser Uebung hat man dann wiederum den jetzt durch den geforderten Anschluß der Extemporalien an die Lectüre schwankend gewordenen Maßstab für extemporirte Leistungen, und zudem entscheidet dann wirklich die eigentliche Frage nach Erreichung des Zieles, während ja das Extemporale nur als ein Mittel zum Zweck einer Vertiefung der Lectüre gelten soll. Wenn sich der Sprachunterricht so auf bloßes Verständniß beschränkte, so würde er nach den oben bezeichneten Richtungen hin weit reichere Frucht bringen als bisher und überdies würde die hier gewonnene Arbeitsersparniß den Ansprüchen auf anderen Wissensgebieten zu Gute kommen. Auch für die Geistesentwicklung ist jede mögliche Arbeitsersparniß ein positiver Gewinn und so sind die vitalen Fragen des Unterrichts vor Allem Fragen nach der besten Lehrmethode.

Schon in dem Vorwort zu unserer Wissenschaftlichen Propädeutik (1882) haben wir darauf hingewiesen, wie die Ueberschätzung des gedächtnißmäßigen Wissens eine bedenkliche Höhe erreicht habe, da sie auf den Unterricht corrumpirend zurückwirke. Als Gegenmittel empfahlen wir die genetische Lehr-Methode, welcher der Lehrstoff nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel ist zur geistigen Schulung, zur Ordnung der Begriffe und Schärfung der Urtheilskraft, zur Erweiterung der ursächlichen Erkenntniß, somit ein Mittel zur Entlastung des Gehirns von der Masse des todten Stoffes. Gebildet sein heißt nicht ein Wissen von Diesem oder Jenem oder Allem; gebildet sein heißt Personen und Dingen gewachsen sein durch eine an reichen Wissensstoffen entwickelte Fähigkeit richtigen Urtheils; gebildet sein heißt erfüllt sein von den Ideen, welche je und je die Welt durchleuchtet und verklärt und die vor Allem noch für die Gegenwart Bedeutung, weil appercipirende Kraft haben; gebildet sein ist die Versöhnung mit der Wirklichkeit, welche die vernünftige Einsicht Denen gewährt, an die einmal die innere Anforderung ergangen ist, zu begreifen, kurz, Bildung ist die Harmonie von wahrem Erkennen, edlem Wollen und freiem Können. Alles Wissen in ein Wollen und Können, alles Lernen in ein Erkennen umzu-

Digitized by Google

wandeln, muß als die Aufgabe der Schule gelten. Will sie der ihr anvertrauten Jugend wahre Bildung geben, so muß sie dieselbe wirklich auf die Höhe der Zeit führen, mit dem Geiste der Gegenwart erfüllen und für Arbeiten reif machen, deren Ziele vor uns liegen. Die in der Vergangenheit wurzelnden Triebkräfte unserer Bildung und Cultur können aber in ihren wesentlichen Elementen zum Verständniß und zur Aneignung gebracht werden, auch ohne daß man die Jugend den mühevollen Weg, den die Menschheit in langsamer Culturentwicklung zurückgelegt hat, ängstlich nachspringen läßt. Abkürzung des Weges muß mit größerem Zielbewußtsein als bisher die Losung werden. Schon bei anderer Gelegenheit haben wir hervorgehoben, daß Resultate, die bereits gewonnen sind, nicht in jedem Kopfe neu gefunden, sondern nur begriffen, festgehalten und als Stufen benutzt werden sollen zur Erreichung höherer Ziele. „Selbst erfinden ist schön; doch glücklich von andern Gefund'nes fröhlich erkannt und geschätzt, nennst Du Das weniger Dein?" Wie im organischen Leben, so können auch im geistigen Entwicklungsproceß des Einzelnen, sowie der Menschheit die Mittelglieder verloren gehen, ohne daß die Continuität des Verständnisses und der Bildung darunter leidet. Allgemeine und gelehrte Bildung unterscheiden sich eben dadurch, daß diese möglichst alle Mittelglieder des geschichtlichen Processes zu erforschen und festzuhalten sucht, während sich jene mit der allgemeinen Erkenntniß des constanten Entwicklungsfortschrittes und des für die Gegenwart dauernd Bedeutsamen begnügt. Hier sind es vor Allem die Höhen, welche reizen, dort die Stufen, auf denen sich die Specialforschung festbaut.

Literatur und Kunst.

Deutsche Kampfeslieder aus Oesterreich.

Von H. Goverts.

Die jetzigen Zustände und herrschenden Richtungen in Oesterreich erscheinen, wie bekannt, in mehr als einer Beziehung verhängnißvoll. Die Begünstigung des Slaventhums und das Zurückdrängen des Deutschthums bilden die Achsen, um welche diese ganze politische Bewegung treibt. Eine Regierung, welche vor Alters rein auf deutschem Grunde sich auferbaut hatte, die seit Jahrhunderten ganz auf deutschem Wesen — wenigstens äußerlich betrachtet — ruhte, wechselt plötzlich mit einem Ministerwechsel die Haltung und tritt dem deutschen Volksthum fast durchweg unfreundlich, ja feindlich entgegen. Ich will nicht fragen, inwiefern diese neueste Haltung doch geschichtlich seit langer Zeit schon vorbereitet war, ich will nicht fragen, wo der innerste Quell ihres Ursprungs und ihrer Entwickelung zu suchen ist und will auch nicht fragen, welches ihre letzten Zwecke und noch unausgesprochenen Ziele sind. Denn hierüber könnte man sehr lange Gedankenreihen spinnen und dicke Bücher schreiben, — ohne daß man dadurch vielleicht unmittelbar wesentlich klüger würde. Ich hebe nur die eine große und traurige Thatsache hervor: das Deutschthum in Oesterreich ist in Bedrängniß, im ganzen weiten Reiche diesseits und jenseits der Leitha mit kaum irgend welchen geringen Ausnahmen. Und wo eine solche stattfindet, wie z. B. in Südtyrol, beruht sie nicht auf Liebe zum deutschen Wesen, sondern auf berechnender Politik, hier also auf der Politik der Abwehr gegen die Einwirkung des einheitlichen Italiens. Sollte man da nicht auf den Gedanken kommen, daß, wie dort das Deutschthum gegen die natürliche Anziehungskraft Italiens, so hier das Slaventhum gegen die natürliche Anziehungskraft des deutschen Reiches ausgespielt wird? Möglich; aber das hieße einen gewaltigen Gluthbrand entzünden, um ein wohlthätiges Feuer zu vertilgen. Mit den blinden Leidenschaften des Slavenwahnes sollte man nicht spielen! Das Spiel könnte leicht Haus und Staat und Reich und Thron verschlingen. Doch ich wollte davon ja nicht reden. Ich bleibe bei jener schmerzlichen Thatsache, die aber auch schon manche gute Folge gehabt hat, stehen. Sie hat begonnen, die Deutschen in Oesterreich aufzurütteln und zum Bewußtsein ihrer Nationalität zu bringen. Ganze weite Kreise sind ergriffen und kräftige, begeisterungsvolle Worte sind zu uns herübergedrungen. Versicherungen der treuesten Brüderlichkeit von hüben und drüben sind gewechselt, der Schulverein hat ein unmittelbareres Band angeknüpft und manches Andere, manches recht Erfreuliche ist noch geschehen. Indessen, man möchte kaum glauben, daß von dieser deutschnationalen Strömung wirklich die breiten Volksmassen ergriffen werden könnten, denn diese sind fast ganz ausschließlich in den Händen der clericalen Führer. So ist das deutsche Volk in Oesterreich leider gespalten in die große clericale Hauptmasse und den kleineren nationalen Theil. Letzterer hat natürlich im Wesentlichen eine freiheitliche Richtung. Was aber diese Spaltung bedeutet, sehen wir an unseren eigenen Verhältnissen im Reiche, und aus dieser Erfahrung wird man keine großen Hoffnungen auf die Bewältigung des Clericalismus in Oesterreich schöpfen dürfen. Die römische Geistlichkeit ist überall, „soweit die deutsche Zunge klingt", grundsätzlich römisch, nicht deutsch gesinnt und daher antinational und demgemäß auch freiheitsfeindlich. Sie wird daher Alles daran setzen, um den Aufschwung des deutschen Bewußtseins in den österreichischen Landen zu verhindern und einzuschränken. Der Kampf, in dem hier also das Deutschthum sich befindet, ist ein zweifacher: gegen slavischen Hochmuth und tschechische Herrschsucht und gegen die ganze clericale Macht. Ein gewaltiger, großer und schwerer Kampf!

Diese Lage bringt ein soeben in Leipzig (Otto Wigand) erschienener kleiner Band Gedichte zum vollen Ausdruck, dessen Titel sogleich auch den kriegerischen Zustand ausdrückt: „Wehr und Waffen. Deutsche Dichtungen des jungen Oesterreich von Adolf Hagen und Erich Fels." Beide Dichter treten hier nicht zum ersten Male auf. Gemeinsam haben sie schon die „Rufe aus dem deutschen Osten" (Leipzig, Otto Wigand) herausgegeben und Adolf Hagen für sich allein schon zwei besondere Bändchen „Sagen und Singen nach Volkes Weise" (Ebenda) und „Aus der deutschen Ostmark" (Zürich, C. Schmidt). Dem Bunde beider Männer ganz nahe steht Armin Stark, der vor Kurzem ein Heft „Zu Schutz und Trutz" (Ebenda) erscheinen ließ. In allen diesen Dichtungen weht derselbe frische, kühn und mannhaft sich erhebende Geist, der, wenn irgend Etwas Muth und Hoffnung geben kann, Muth und Hoffnung geben muß. Dem nationalen Bewußtsein, das unter dem Ansturm feindlicher Verhältnisse in so arge Bedrängniß gerathen, ist hier mit wahrhaft dichterischem Feuer in glühender Vaterlandsliebe und begeisterungsvollem Schwunge ein volltönender, herrlicher Ausdruck gegeben.

„Wehr und Waffen gilt's zu schmieden,
Wehr und Waffen uns zu Schutz;
Und dem deutschen Volk zu Nutz
Wollen wir die Schwerter führen:
Lied der Liebe sei gemieden,
Bis dem Volk wird Sieg und Frieden!"

So lautet die Schlußstrophe des einleitenden Gedichtes. Die Sammlung selbst zerfällt dann in drei Haupttheile: „Der Ostmark Schutz — den Feinden Trutz — dem Volk zu Nutz", denen sich noch eine ergänzende Abtheilung „Zeitlieder" anschließt. Der erste Abschnitt „Der Ostmark Schutz" enthält die „wehrhaften Lieder und Sonette", welche das hauptsächlichste Interesse in Anspruch nehmen.

„Das deutsche Lied sei unser Schwert
Und unser Schild zugleich,
Längst hat es seine Macht bewährt
Im alten Oesterreich.
Und drängt der Feind auch noch so wild,
Wir wehren ihm mit diesem Schild
Im deutschen Oesterreich."

Digitized by Google

Dieser drängende Feind sind die nichtdeutschen Stämme und die Clericalen. Zum Kampfe gegen diese wird das deutsche Volk in dem schönen alten Oesterreich aufgerufen:

„Es will sich nimmer knechten lassen
Von Denen, die es ewig hassen.
Trotz Slaven und trotz Finsterlingen
Wird es nach Licht und Freiheit ringen."

Aber der Kampf ist gewaltig, denn

„Oesterreich rollt unaufhaltsam
Auf des Deutschenhasses Bahnen."

Je gewaltiger aber der Ansturm der grimmen Feinde, je ärger und schlimmer Druck und Bedrängniß werden, um so mehr müssen auch die Kräfte wachsen:

„Sie mögen kühn und kühner sich nur brüsten,
Sie mögen recht den deutschen Stamm bedrücken,
Sie mögen ihn mit List und Trug berücken,
Um so gewaltiger wird er zum Kampfe rüsten."

Nach allen Seiten wenden sich die „wehrhaften Lieder". Ueberall suchen sie wachzurufen und zurückzuweisen, anzuregen und zu beleben. Die Stadt Wien gemahnen strafend die Dichter, daß sie den Fremden zu Dienst und Gefallen sei, und rufen sie auf, sich zu ermannen:

„Deutsch waren Deine Ahnen, deutsch auch bleib',
Und laß im Reiche Deine Stimme schallen,
Daß deutsche Sprache, deutsches Recht nicht fallen:
Aus Deinem Haus die frechen Freier treib'.

Hab' doch den Muth, zu sagen kräftig: Nein!
Zum Fremden, der, wenn Du ihn weisest nicht,
In Deinem Hause bald der Herr wird sein."

Dann wieder verwahren sie sich mit Ernst dagegen, daß die tschechische Sprache, wie das leider so oft selbst von Deutschen geschieht, die böhmische genannt wird, als ob in Böhmen, dem alten deutschen Kurfürstenlande, keine Deutschen wohnten:

„Der Böhmerslaven Sprache böhmisch nennen,
Heißt deutsches Volk in Böhmen Dich verhöhnen,
Als wollte man des deutschen Volkes Söhnen
Das eigne Land zu eigen nicht erkennen."

Und so streiten die Dichter mannhaft und tapfer für deutsches Wesen und deutsche Sprache. Aber auch an reinen Ausklängen ihrer treuen nationalen Gesinnung fehlt es nicht. In einem schönen Sonette „an die Steiermark" drückt sich volles Vertrauen und sichere Ruhe aus, die zwischen all' dem Kampfesgebraus besonders wohl thun.

„Ein Sturmwall bist Du in dem deutschen Süden,
Mein deutsches Steier, allezeit gewesen,
Die Feinde abzuwehren auserlesen
Hast Du bewähret Dich in Krieg und Frieden.

„Und auch vom Streit, der jetzt noch unentschieden,
Vom Kampf um deutsche Sitte, deutsches Wesen
Wirst kräftiger und deutscher Du genesen,
Abweisend Fremdes, das Du stets gemieden.

„Auf Deinen Alpen schallen deutsche Lieder,
In Deinen Thälern deutsche Sitte waltet
Bei einem Volke deutsch und treu und bieder.

„Und dieses Volks Begeist'rung nicht erkaltet,
Zu streiten für das deutsche Vaterland,
Dem alle Herzen bleiben zugewandt."

Wie die Dichter dies „deutsche Vaterland" auffassen und verstehen, sprechen sie in einem frisch muthigen „Frühlingsliede" aus:

„Es strahlt die hohe Alpenflur
Und ferne Gletscher glühen,
Ihr sehet ringsum die Natur
In heller Pracht erblühen:
Und Frühlingsfreude, Maienluft
Zieht ein in jede deutsche Brust.

„Hinaus, hinaus in's weite Feld,
Die Freiheit zu genießen,
Sie winkt, wenn unterm Himmelszelt
Den Bruderbund wir schließen,
Sie naht, wenn alles deutsche Land
Umschlingt der deutschen Einheit Band."

Diese Ziele, diese Hoffnungen werden als ein dichterischer Erguß angesehen werden müssen, denn irgend ein Gedanke, der thatsächlich und wirklich den Anschluß der deutschösterreichischen Länder an das deutsche Reich und damit das Ende der österreichischen Monarchie in's Auge faßte, findet sich in den Dichtungen durchaus nicht. Kein Mensch wüßte wohl auch zu sagen, was aus den übrigen verschiedenen Ländern werden sollte, wenn sie alle nicht mehr die Krone der Habsburger zusammen hält. Jener Gedanke ist also lediglich der dichterische Ausdruck der lebendig empfundenen eigenen Nationalität der Dichter. Indessen sind die Letzteren doch keineswegs in Zweifel, daß schon der bloße dichterische Gedanke der herrschenden Richtung höchst anstößig ist; sie sehen also schon eine Unterdrückung ihrer Lieder voraus. Aber auch Das macht sie nicht irre oder bang:

„Ihr meine kleinen muth'gen Lieder,
Bald hallen auch die Berge wieder,
Ihr schwingt euch über's Land hinaus
Durch alles Sturm- und Kampfgebraus.

Es werden euch des Volkssang's Flügel
Hin über Thäler, über Hügel
Forttragen, und — trotz Kampf und Noth —
Euch hemmet keines Feind's Verbot!"

Das wird jeder redliche Deutsche diesen vortrefflichen Dichtungen die ein mächtiges Nationalgefühl in gedankenreicher und formvollendeter Gestalt zum Ausdruck bringen, von ganzem Herzen wünschen. Wie aber sollen und können wir uns im Reiche nicht bloß zu den Dichtungen gleichsam literarisch, sondern zur ganzen großen Frage politisch stellen? Die Dichter wenden sich in einem besonderen Liede „an die Deutschen im Reiche" und rufen aus der Tiefe ihrer Bedrängniß nach Hülfe. Wir sollen ihnen die Bruderhand reichen und sie schützen vor der Uebermacht der Slaven, die sie ohne unsern Beistand zu Boden drücken, sie aus den alten echten „Herren" in Oesterreich zu „Slavenknechten" machen müßte. „Sagt", reden sie uns an:

„Sagt, wollt Ihr wirklich schweigend dulden
Der deutschen Ostmark jähen Tod,
Und daß ein Volk von deutschem Stamme
Gehorcht des Slaven Machtgebot?

„Ihr seid das größte Volk geworden,
Der Erdkreis bebt vor Eurem Wort:
So ruft ein donnernd Halt den Slaven
Und seid der Ostmark Schirm und Hort!

„Ihr müßt sie stark und deutsch erhalten
Und kräftig wehren ihren Fall,
Auf daß sie sei für alle Zeiten
Des deutschen Reiches Wehr und Wall."

Ja, das meinen wir auch. Wir haben die unabweisbare Pflicht, das Deutschthum in Oesterreich zu schützen, nicht bloß in allgemeiner nationaler Hinsicht, sondern auch aus der politischen Nothwendigkeit der Selbsterhaltung heraus. Aber diese Pflicht ist bedingt durch die unerläßliche Nothwendigkeit des Bestandes der österreichischen Gesammtmonarchie. Unser Wunsch und Ziel geht nur und kann nur gehen auf eine

Digitized by Google

Stärkung, Hebung und wahrhaft nationale Entfaltung des Deutschthums in Oesterreich und einen innerlich treuen, brüderlichen und engen Aneinanderschluß der Stämme diesseits und jenseits der politischen Grenzen zu allem Tüchtigen und Edlen, was deutsch heißt. O, welch ein großes Feld ist da geöffnet! Wie sehnen wir uns nach diesem Bunde mit den wackeren Stammesgenossen im Süden und Osten, die so lange durch Absperrung und geistige Bevormundung von uns ferngehalten wurden und die nun von übermüthigen Slavenstämmen, die ihr Bestes doch einzig und allein der deutschen Nation verdanken, arg bedrängt und schwer bedrückt werden. So verstehen wir die Dichter — und die Dichter werden uns auch verstehen.

Wir aber wünschen als das Nächste, daß das kleine inhaltsvolle Liederbuch überall in deutschen Landen eine willkommene herzliche Aufnahme finde und die deutsche Gesinnung in Oesterreich belebe und entflammen helfe.

Deutscher Humor im Bilde.

Der Aesthetiker Vischer hat einmal eine Geschichte der deutschen Caricatur in Vorschlag gebracht und dabei das Ziel recht hoch gesteckt. Von dem Verfasser einer solchen forderte er vor Allem gründliche Vertrautheit mit der Kunstgeschichte und schon nach dieser Seite noch etwas anderes, als bloßes Wissen: Kunstsinn, kunstgebildetes Auge, Formengefühl. Da ferner die Caricatur in specifisch engem Verhältniß zur Culturgeschichte im weitesten Sinn, politische und sociale Geschichte, Geschichte der Sitte, der Wissenschaft, Dichtung, Religion miteinbegriffen, steht, so müßte der Starke, der diese Arbeit wagen wollte, Kunst und Leben so tief verstehen, daß er ebenso fähig wäre, eine Geschichte des Ideals — des ästhetischen wie des sittlich religiösen — zu schreiben, denn das Komische ist das umgekehrte Ideal, und um die Verkehrung zu verstehen, muß man verstehen, was in ihr verkehrt ist. Da endlich einer Geschichte der Caricatur Illustrationen nicht fehlen dürften, so verlangte die Auswahl derselben ebenfalls einen seltenen Grad von unterscheidendem Werthgefühl.

Und nun kommt ein durch seine Rousseau-Studien bereits wohl empfohlener Genfer, Herr J. Grand-Carteret, und läßt in dem Pariser Verlage von Louis Westhausser einen stattlichen Band unter dem Titel: „Les moeurs et la caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse“ erscheinen. Messen wir diesen Autor und sein Werk an Vischer's Vorschriften, so will es uns allerdings scheinen, als ob jener seine Aufgabe ziemlich leicht genommen hätte. Wohl zeigt er Vertrautheit mit der deutschen Kunstgeschichte und echt französisches Formengefühl, allein er streift doch das Verhältniß der Caricatur zur Geschichte und Culturgeschichte nur obenhin, so sehr dies auch der Titel verspricht. Gerade diese Zusammenstellung der deutschen Sitten und Caricaturen, die sehr wohl begründet ist, hat in Berliner Blättern die Meinung erregt, als handelte es sich um eine neue Hetzschrift à la Tissot. Nichts ist unrichtiger. Der junge Genfer, der in Deutschland studirte, sympathisirt im Gegentheil mit deutschem Wesen, und wenn er auch da und dort den Parisern schmeichelt und z. B. die Berliner Caricaturenzeichner mehr als nöthig herabsetzt, bloß weil Wilhelm Scholz kein anmuthiges Dämchen zu zeichnen versteht, so ist es ihm doch völlig Ernst mit der Ansicht, daß die paar hundert Illustrationen seines Werkes wichtige Documente für das deutsche Volksleben seien; er protestirt sogar in seiner Vorrede gegen die oberflächliche Art, womit französische Feuilletonisten nach flüchtigen Eindrücken ihren Landsleuten deutsches Wesen geschildert haben. Noch mehr liest Champfleury, der realistische Romanschreiber und Verfasser einer vierbändigen Geschichte der Caricatur, in der Vorrede zu Grand-Carteret's Buche seinen Landsleuten den Text: er spricht geradezu vom Niedergange der französischen Caricatur, welche Dank der naturalistischen Literatur cynisch und roh, eine Gelegenheitsmacherin zwischen beiden Geschlechtern geworden sei und empfiehlt als Muster den deutschen Zeichnerhumor, wie er hier in seiner Entwickelung dargestellt ist.

Grand-Carteret führt die deutsche Caricatur auf ihre Anfänge zurück: die von echt protestantischer Kampflust erfüllten Satiren der Bildhauer und Holzschnitzer an den Schauseiten und Chorstühlen der Kirchen von Lausanne, Freiburg, Bern, Magdeburg, Zerbst, Salzburg, Heiligenstadt, Basel, Freising. Dann kommt die Caricatur nach Erfindung der Buchdruckerkunst: das Narrenschiff, Holbein's Lob der Narrheit, die Illustrationen zum Till Eulenspiegel und Hans Sachs. Die politisch-religiösen Kämpfe des dreißigjährigen Krieges finden ihren Ausdruck in den fliegenden Blättern jener Zeit. Bei den Rococo-Bildern vermissen wir die culturgeschichtlich werthvollen Bilder zu J. C. Trömel's Jean Chrétien Toucement des Deutsch Françoys Schriften „mit viel schön Kupfer Stick viel lustigk zu les“ (Nürnberg 1736, 1754). In diesen Büchern hätte der Verfasser Bilder gefunden, die charakteristischer sind als das häßliche Porträt der Rococodame vor dem Putztische, und die uns beweisen, daß nicht nur die garstige Tournüre, sondern auch die wieder drohende Crinoline schon dazumal auf der Tagesordnung war. Trefflich wird der oftgeleugnete Einfluß von Hogarth's moralisirendem Stift auf Chodowiecki, den großen Kleinmeister, dargelegt. Dann bringen die Satiren auf die Thorheiten der Zeit, die Mimik, die Silhouettenmanie, Gall, Mesmer, die Physiognomik, einige Blätter von künstlerischem Werthe hervor. Auch die von Friedrich Schiller im Jahre 1788 gelieferten Zeichnungen für eine seither von Wilhelm Künzel herausgegebene Schnurre: „Die Reiseabenteuer des neuen Telemachus“ (Theodor Körner's Vater), sowie die zum Theil sehr hübschen Vignetten zu den Schriften des Xenienkampfes werden berücksichtigt. Die ersten militärischen Caricaturen treten bei Beginn der französischen Revolution auf: die franzosenfeindlichen Illustrationen der Revolutionsalmanachs, die Kupfer von Riepenhausen, Schubert, David Heß, sowie die sansculottenfreundlichen von Mainzer und Schweizer Herkunft. Napoleon wagt man erst nach seinem Sturze zu carikiren. Von Schadow's herrlichen Skizzen aus der Zeit der Franzosenherrschaft zu Berlin gibt das Buch einige charakteristische Proben. Auch E. T. A. Hoffmann und Ramberg finden Würdigung.

Die politische Caricatur, diese mächtige Waffe gegen die Unnatürlichkeiten im Staatsleben, ist in Deutschland lange zurückgeblieben, woran der Mangel an öffentlichen Charakteren und wesenlose Politik die Hauptschuld trugen. Die ersten Caricaturen waren Nachdrücke fremder Blätter. Erst zur Zeit des Wiener Congresses regte es sich auf diesem Gebiete. In den Dreißigerjahren brachten, was Grand-Carteret übersieht, der „Volksfreund“ und der „Hausfreund“ scharfe satirische Bilder, welche die Censur, die Ordenswirthschaft, Deutschlands Politik u. s. w. behandelten und auch die Gegenpartei veranlaßten, die Preßfreiheit ꝛc. mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Die Reihe der Caricaturenzeitungen eröffnete die Mainzer Narhalla von Kalisch; dann folgten die Münchener Fliegenden Blätter (1845), der Leipziger Kasperle im Frack, der Stuttgarter Eulenspiegel, der Grimmaer Sir John Falstaff, die stets künstlerisch gehaltenen Düsseldorfer Monatshefte mit Illustrationen von Camphausen, Hasenclever, Hildebrandt, Hosemann, Hübner, Lessing, Scheuren, Schrödter. Warum die politische Satire anfangs noch selten erscheint, zeigt eines der ersten Bilder der Fliegenden Blätter: „Der deutsche Satirenzeichner und der freie Brite Mr. Punch“, wo Letzterer auf ebenem Boden sich frei und ungenirt bewegt, während auf deutscher Erde der arme Michel von schweren Gewichten niedergezogen wird, vor ihm ein Schlagbaum mit dem Ungethüm Postdebitentziehung, vorn und hinten Censur und Nachcensur drohen. Ein anderes Bild der „Leuchtkugeln“ stellt einen Schriftsteller dar, der unter einem Galgen schreibt, mit dem Strick um den Hals, hinter ihm ein Henker in Uniform. Eine stehende Figur unserer ersten Witzblätter war der Deutsche Michel. Die „Fliegenden Blätter“ zeigen ihn, wie er im Lotoskelche sitzt, denkt und träumt; die Blume öffnet sich, und er erscheint mit Fibel und großer Tabakspfeife, Eisenmanschetten und Klammern. In den „Leuchtkugeln“ muß Michel bei Russen, Franzosen und Engländern Geographie studiren,

Digitized by Google

ermannt sich aber und prügelt seine Lehrer durch. Auf einem anderen Bilde weint er um seine Mutter Germania, die durch allerlei Medicinen, Hoffmannstropfen, Dombaupulver ꝛc. ganz heruntergekommen ist; auf einem zweiten Bilde verschreiben dann die Aerzte stärkere Mittel, Eichelfraß und Blutablaß. Das Beste bietet jedenfalls Disteli's und Fröbel's Büchelchen von den Schicksalen der Germania und des deutschen Michels. Es beginnt mit dem schlafenden Barbarossa, stellt den Befreiungskrieg, die Reactionszeit, die Juliepoche dar. Auf dem letzten Bilde erscheint der riesengroße Michel und brüllt, von seinem Papagenoschlosse befreit: „Sie sollen ihn nicht haben!" Die deutschen Fürsten ermuntern ihn in seinen patriotischen Bestrebungen. Die Franzosen, die bereits den Fuß über den deutschen Strom gesetzt haben, ziehen sich auch wirklich, von dem Gebrüll erschreckt, über den Rhein zurück. Später, während der Nationalversammlung, erscheint der deutsche Michel als Buridans Esel, der zwischen den beiden Heubündeln Republik und Monarchie verhungert, und die deutsche Einheit als ein Pferd, auf welchem Fürsten und Geistliche, Generale und Diplomaten reiten, das aber ein bärtiger Russe führt. Die beiden Figuren Eisele und Beisele zerlegen den Michel in seine zwei Bestandtheile: die unbehülfliche und tausend Unannehmlichkeiten herbeiführende Gelehrsamkeit und den praktischen Verstand, der unter Vormundschaft jener anderen Hälfte seines Selbst steht. Das deutsche Beamten- und Bureaukratie-Unwesen wird durch den unvergleichlichen Staatshämorrhoidarius des Grafen Pocci persiflirt. Die Perle der deutschen Caricatur jener stürmischen Zeiten ist das Büchlein: „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur Constituirenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M.", Text von Detmold, Zeichnungen von Schrödter. Auch Grand-Carteret erwähnt dieses lustige Erzeugniß und vergißt darob auch nicht die Caricaturen der künstlerischen Revolution. Mit Recht nimmt er die monumentalen Caricaturen Kaulbach's an den Mauern der Münchener Neuen Pinakothek gegen Th. Gautier, der sie einen carnaval au soleil nannte, in Schutz. Er stellt auch Kaulbach's Narrenhaus, Todtentanz, Reinecke Fuchs, Rethel's Todtentanz, Schwind's Caricaturen und Ludwig Richter's Märchenbilder sehr hoch. In der That können sich diese echt künstlerischen Hervorbringungen gar wohl mit den verwandten Caricaturen eines Hogarth, eines Gavarny oder des Spaniers Goya messen.

Die moderne deutsche Caricatur theilt der Verfasser in drei Schulen ein, in die Berliner, die Münchener und die Wiener Schule. Die politisch-religiöse Satire wiegt in Norddeutschland vor. Auch hier walten noch stehende Figuren wie Müller und Schulze, Strudelwitz und Prudelwitz im „Kladderadatsch", Hampelmann in der Frankfurter Latern', Max und Sepperl im Münchener Punsch, der anfangs stark particularistisch war. Zu dem unermüdlichen Kladderadatsch treten noch der vielversprechend beginnende „Schalk", der lustige „Ulk"; doch ist es dem Verfasser entgangen, daß das Publikum in jüngster Zeit der rein politischen Satire abgeneigt scheint und unsere Witzblätter zwingt, auch den unpolitischen Humor zu pflegen. In Folge dessen hat der „Ulk" wie der „Schalk" eine Wendung vorgenommen, und sogar der Kladderadatsch gibt neuerdings, wenigstens im Beiblatt, dem naiven Bilderhumor Raum.

Dieser regiert in der Caricatur der Münchener Schule. Auch hier stehen noch immer die unverwüstlichen Fliegenden Blätter obenan. Ihnen schreibt Grand-Carteret erstaunlicher Weise eine philosophische Tragweite zu, woran die heiteren Münchener Illustratoren selbst gewiß am allerwenigsten gedacht haben. Das ihnen gewidmete Capitel führt sogar die Ueberschrift: La caricature humaine. Es ist die Welt der närrischen Vorstellung, der ungemischten Komik, die nur selten polemisch tendenziös wird, des heiteren Blödsinns. Die lustigen Knabenstreiche von Max und Moritz, die Kniffe des bösen Raben, die Geschichte der frommen Helene, wie Busch sie zeichnet, sind in Bild und Text naiv, unmöglich, urkomisch. Grand-Carteret lobt ebenfalls den harmlosen histoires-charge-Zeichner Lothar Meggendorfer und den von bayerischem Bierwitz erfüllten Oberländer. Er scheint freilich des Letzteren beste Bilder nicht zu kennen: den köstlichen Viehmarkt in Timbuctu und den wirklich monumentalen Schnellbildhauer, der aus dem ungeschlachten Marmorblock einen Zeus von Otricoli so wüthend haut, daß die Zuschauer sich vor den herumfliegenden Steinsplittern unter die Bänke verkriechen, wobei sie sich doch nicht abhalten können, aus ihrem Versteck heraus ebenso wüthend zu applaudiren. Dank dieser von echt deutschem, naivem Humor eingegebenen Bilderscherze erfreuen sich die Fliegenden Blätter heute einer beispiellosen Beliebtheit, wenn man auch beklagen muß, daß sie die stehenden Figuren ganz aufgegeben haben und in ihrer Angst, nicht anzustoßen, viel zu weit gehen.

Die österreichische Caricatur ist sehr stiefmütterlich behandelt. Mit Behagen mögen die französischen Leser, für welche das Buch in erster Linie geschrieben ist, die preußenfeindlichen Caricaturen des Kikeriki und Figaro, die groben Chargen auf König Wilhelm und Bismarck betrachten; diese Zerrbilder haben höchstens historischen, nimmermehr künstlerischen Werth. Auch wären weit bessere Proben zu finden gewesen, als die dem Verfasser selbst unverständlich gebliebenen Bilder einiger Localgrößen. Mit Recht sind die sauberen Umrißzeichnungen von Schließmann angezogen. Ein Wort hätten die Zeichnungen von Klič verdient, die politischen aus den Humoristischen Blättern und „Neuen Fliegenden" (!), sowie die an Pariser Muster gemahnenden des „Bilderbuchs für Hagestolze". Hier in der Wiener Caricatur zeigen sich französische Einflüsse, die man bei uns nur etwa bei Löffler oder in den langbeinigen Modedamen Bechstein's oder in Schlittgen's eleganten Illustrationen nachweisen kann; Letzterer bringt ein neues Element, indem er die witzelnden Sprecher mit ihrer ganzen Umgebung zeichnet und so das Bild zur allgemeinen Straßen- oder Salonstudie erweitert.

Viel umständlicher und im Verhältniß zu ihrer Bedeutung allzu eingehend hat Grand-Carteret die Caricatur seiner Heimat, der Schweiz, behandelt. Er reproducirt originelle Vignetten aus alten Züricher Sechseläutenblättern, charakterisirt die Chargen von Usteri und David Heß, führt den „Postheiri" und „Nebelspalter" an und behandelt mit Recht ausführlicher den prächtigen Disteli, in dessen großen Umrißzeichnungen das schwungvolle Pathos von Cornelius sich merkwürdig beimischt. Freilich hätten sich auch hier viel mehr charakteristische Blätter aus den Disteli-Kalendern und dem „Münchhausen" wählen lassen; seltsamerweise benennt Grand das wundervolle Blatt von der Hasen Rache: „Le chasseur fou" . . .

Alle Illustrationen des Buches, zum Theil nach den originalen Clichés, sind vorzüglich ausgeführt. Am wenigsten ist das Mittelalter bedacht, das ganz anders hätte behandelt werden können. Jedenfalls vergißt der Leser Vischer's Besorgung, daß eine so lange Reihe von Zerrbildern ermüdend und entstimmend wirke, denn in diesem Buche, wie überhaupt in jeder Geschichte der Caricatur, herrscht ja der Text vor, und er sorgt mit seinem frischen, anschaulichen, eleganten Stil reichlich für ein Ausruhen und ein Sammeln für die Auffassung der Bilder, welche den deutschen Humor in seiner glücklichsten Entwicklung zeigen.

Theophil Zolling.

Neue Gedichte von Hermann Lingg.

Besprochen von Oskar Bulle.

Wie Einer, der soeben für immer von uns Abschied genommen, wohl auf der Schwelle sich wendet, um uns noch einmal ins Auge zu schauen, noch einmal die Hand zu drücken, so kehrt auch Hermann Lingg, der uns vor Jahren schon als Lyriker seine „Schlußsteine" darbot, heute als solcher mit einer nachträglichen Gabe*) bei uns ein. Wie könnte auch ein Dichter von der Rüstigkeit und zugleich der Tiefe des Geistes, wie Lingg sie besitzt, seine Leier ruhen lassen, bevor nicht der Tod für immer ihre Saiten zerriß? Mußte nicht die gestaltende, nach plastischen Formen hindrängende Kraft seiner Reflexion, sobald sie weiter bei den Gegenständen verweilte, die ihr von

*) Lyrisches. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Wien und Teschen, Prochaska'sche Salonbibliothek.

Digitized by Google

Jugend auf vertraut waren, unwillkürlich ihren Ausdruck in Liedern finden? Und durfte er diese dem weiten Kreise vorenthalten, der seit Decennien verhaltenen Athems seinem kräftigen Singen lauscht? Mit großer Freude müssen wir deshalb dieses neue Lebenszeichen des Dichters begrüßen.

Die „Neuen Gedichte" Lingg's tragen ihren Namen mit gutem Rechte, denn diese Sammlung stellt sich nicht etwa als eine Nachlese aus der Fülle dar, die frühere Jahre zeitigten, und deren kostbarste Perlen schon vor unseren Augen gefunkelt haben, sondern erscheint als durchaus neu erstanden und, um das gleich vorauszuschicken, durchaus gleichwerthig mit den ersten lyrischen Veröffentlichungen des Dichters. Ihr Inhalt ist aus derselben reichsprudelnden Quelle entsprungen, die den früheren Gesängen ihre Frische und Unmittelbarkeit verlieh, und erweist sich nicht als das sickernde Nebenwässerlein, das so viele Schriftsteller, die einst berühmt waren, aber nun abgewirthschaftet haben, ihren Verehrern als „Neuestes" oder, wenn sie bescheiden sind, als „Nachtrag" darbieten.

Die Eigenthümlichkeit Hermann Lingg's als Lyriker ist schon öfter von zeitgenössischen Aesthetikern scharf genug aufgefaßt und ausgedrückt worden, ohne jedoch von der Gesammtheit unseres literarischen Publicums in ihrem ganzen Werthe empfunden und geschätzt zu werden. Der Münchener Dichter steht einsamer innerhalb des Kreises seiner jüngeren Genossen in Apoll da, als es die Art seiner Lyrik eigentlich vermuthen ließe; ist doch Keiner mit demselben Rechte wie er als ein moderner Lyriker, als ein Sänger unserer Zeit, zu bezeichnen. In Lingg's Gedichten drückt sich zum ersten Male der Umschwung, vielleicht kann man auch sagen, der Aufschwung prägnant und in der reinsten, vollendetsten Form aus, der sich in der lyrischen Dichtung schon vor und noch mehr nach dem Sturmjahr 1848 vollziehen mußte und auch in den Schöpfungen einiger kräftiger Talente in der That vollzogen hat. Wir haben heute keine vollkräftige Lyrik mehr in dem Sinne Goethe's, Heine's oder Uhland's, eine Liederkunst, welche in der Welt des Gefühls allein heimisch ist und nach stimmungsvollem, man möchte sagen, lediglich musikalischen Ausdrucke ringt. Wir sind nicht mehr ruhig genug, um in behaglicher Empfänglichkeit nur unseren Stimmungen zu lauschen; der feste Kern der unsere Zeit bewegenden und sie durchdringenden Gedanken zieht uns mächtiger an, als das unfaßbare und deshalb nur durch des Liedes ahnungsschweren Zauber ausdrückbare Wogen und Weben in unserer Brust. Man soll nicht sagen, daß dies einen Mangel in unserem geistigen Leben bedeutet, so sehr es von seufzenden jungen Dichterseelen, die sich noch nicht zu der allgewaltigen Objectivität der modernen Weltauffassung durchgerungen haben, als ein solcher beklagt wird. Es geht doch durch unsere Zeit und ihr Denken ein großer Zug, welcher auch den Dichter mit starker Umschlingung packt und festhält. Nicht das Streben nach dem Greifbaren und nach der Auffassung lediglich der äußeren Erscheinungsformen des Geschehens ist der Grundton unseres modernen Denkens, so charakteristisch es für dasselbe sein mag, sondern das Bemühen um die Auffindung eines Standpunktes, der weit außerhalb unseres Ich fällt und in einer schöneren Allgemeinheit und höheren Einheitlichkeit uns einen Ueberblick über das Ganze des Weltgetriebes gewähren soll. Die Betrachtung der Welt um uns und in uns sub specie aeternitatis ist ein modernes Ideal, so oft es auch gerade in unseren Tagen verleugnet zu werden scheint, und der Geist Goethe's, den das Streben nach diesem Ideale mit sieghafter Gewalt durchdrang, so wenig es der Dichter auch in seiner Lyrik zum Ausdruck brachte, wirkt in dieser Hinsicht mächtig in seinen Epigonen nach. Daß sich die Dichtung, nachdem sie den Inhalt einer politischen Tendenz eingebüßt, in den letzten Decennien vielfach dieses Ideales bemächtigte, ist nicht zu verkennen und nicht genug zu würdigen, so wenig es auch mit den bisher gültigen Regeln einer strengen Poetik in Einklang zu bringen ist. Die Reflexion ist in die Poesie eingedrungen. Sie ist zunächst freilich aller Orten mit Wehruf begrüßt worden. Das Sinnen und Philosophiren hat das Fühlen und unmittelbare Empfinden verdrängt! so lautete der Klageton über den Verfall der Poesie, speciell der Lyrik, und „Gedankendichtung" wurde ein berüchtigtes Schlagwort der Kritik.

Es ist voreilig, diesem Zuge der Zeit, der sich auch in der Lyrik und gerade in der gehaltvollsten unserer Tage geltend macht, jedes Eindringen in die Poesie verwehren zu wollen. Wir sind nicht mehr Stimmungsmenschen, wie unsere Väter es in ihrer Jugend waren. Wir bedürfen eines Sanges, dem das Mark unseres Seins und Denkens innewohnt, wenn wir uns poetisch erheben wollen. Von einer hohen Warte aus blickt der Dichter in die Welt. Er trägt Das, was er mit weitem Blicke geschaut, in den Läuterofen seines Innern, um es, durchglüht von dem Feuer seiner Empfindungen, wieder hervorzuziehen als ein strahlendes Juwel. Sollen wir, weil heute der Blick von jener Warte nicht mehr allein in den Busen unseres Empfindens gelenkt wird, sondern weithin schweift über die Pfade der Völker und über die Bahnen, in denen sich eine Welt entwickelt, sollen wir darum dem Dichter verwehren, auch von dort aus sein Lied erschallen zu lassen? Wird nicht der Gesang um so erhabener werden, je mehr sich der Sänger in Das, was um ihn ist, vertieft hat?

Hermann Lingg gehört zu Denen, welche jenen hohen Standpunkt einer objectiven Betrachtung auch in der Lyrik bewahren. Er nimmt seine Stoffe mit Vorliebe aus dem Leben der Völker, in das ihn sein epischer Weitblick geführt hat, und wird deshalb von manchen zeitgenössischen Literarhistorikern auch nur als der hervorragendste Repräsentant der historischen Lyrik in Deutschland genannt. Aber es erschöpft diese Rubricirung seine lyrische Bedeutung noch bei Weitem nicht. Denn sie bezeichnet nur eine Seite seiner dichterischen Thätigkeit, die, allerdings stofflich stärker ausgebildet als die übrigen, im Grunde sich nur als eine Aeußerung der Eigenthümlichkeit seiner Poesie darstellt, welche wir am besten mit „Prophetismus" benennen können. Wie er aus den Erscheinungen im Völkerleben die verschleierten Grundzüge herausfühlt und plastisch heraushebt, so ahnt er auch in dem Naturweben um ihn herum das Geheimnißvolle mit empfänglicher Seele und drückt es in Liedern aus, die oft psalmenähnlich dahinrauschen. Ihm wallen die vergangenen Geschlechter in farbenprächtigem und doch gespenstischen Zuge vorbei, wenn er in der Campagna Roms einen Abend verträumt, aber auch die dunklen Gewalten fassen ihn, die zwischen Waldesrauschen und Sternengefunkel hin- und herweben, wenn er in einsamem Kahne am nächtlichen Ufer des Sees sich schaukelt. Durch Berg und Thal streift er gerne, ebenso wie durch die weiten Gefilde der Geschichte, und die wallenden Nebelschleier im Gebirge erfüllen seine Seele ebenso mit übermenschlichen Gebilden an, wie das dunkle Wogen wandernder Völker.

Auch in den „Neuen Gedichten" tritt uns an einzelnen Stellen dieser vielseitige Prophetismus Lingg's mit Urgewalt entgegen. Der Dichter hat als ersten Theil der Sammlung ein „Jahrbuch" gegeben, mit den vier Abschnitten: „Frühlingswehen", „Sommerlieder", „Herbstschauer" und „Winterleuchten" und in ihm manche prächtige Perle einer, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, „naturphilosophischen Lyrik" ausgestreut. Wenn er das Frühlingsgestirn des „Himmels golde Zähre" nennt, „die über uns und unsre Sphäre ein Engel der Erbarmung weint", so hat er damit gleich im ersten Liede den Ton angeschlagen, der diese Abtheilung seiner Gedichte, zuweilen mit wehmüthiger Symbolik, durchklingt. Das Ahnen von einem individuellen Leben in der Natur, die Personification der dunklen Grundmächte, und daneben die eigenartigste Kunst, in kühnen Gleichnissen die Einzelerscheinungen zu unserer Empfindungswelt in Beziehung zu setzen, zeichnen diese Gesänge im „Jahrbuche" aus. Der Dichter schildert eigentlich nie; er läßt die Gegenstände reden oder redet zu ihnen, und doch gewinnen wir dabei die lebendigste Anschauung von ihnen. Wie schön ist nach dieser Seite hin ausgeführt das Lied vom „Maimorgen", das mit den folgenden Strophen anhebt:

Kühne Knospen treibt die Rebe
Trotz dem späten Wintergroll;
Ahnt sie, daß in ihr schon lebe,
Was zur Flamme werden soll?

Digitized by Google

Fror die Thräne junger Triebe
Dir am Aug', o Rebe, Muth!
Dich erwartet Sonnenliebe
Du wirst Traube, Du wirst Blut!

um in einem Hymnus auf den „künftigen Befreier", auf „den Feuersohn" zu schließt. Oder wie knapp und bezeichnend ist die Darstellung, wenn er mit wenigen Worten in den „Sommerliedern" das beredte Schweigen einer lauen Sommernacht schildert:

Hyacinthen in Staub gesunken,
Veilchen, Maiglöckchen dahin, verblüht!
Selbst die Narcisse, so frühlingstrunken,
Ist mit ihren Sternen verglüht.

Klagend durchweht es die wolkenlose
Stille Nacht und schon enthüllt
Hoch ihr Haupt die purpurne Rose
Von unendlichem Schmerz erfüllt.

Der „unendliche Schmerz" hält auch unseres Dichters Herz in fester Umklammerung. Aber er hat sich in ihm abgeklärt zu der leisen Wehmuth, welche ihren Grund in der Vergänglichkeit und Unvollkommenheit alles Irdischen findet. Welches Dichters, welches Menschen Herz wäre frei davon?

Das düst're Weh'n, die tiefen Schatten
Sind Deinem Herzen längst vertraut.

singt Lingg in seinem „Herbstschauer". Birgt es nicht in sich die Sehnsucht nach Befreiung und die Gewißheit endlicher Erlösung? Darum, so sagt der Dichter:

Betraure, wen es rührt, dies Sterben,
Dies Klagelied in Feld und Flur —
Für mich bringt's nach so manchem Herben
Erweckung und Erhebung nur.

Mit einem grandiosen Phantasiestück hebt der Abschnitt „Winterleuchten" an. Die „Nebelgeister" betitelt sich das Gedicht. Die Geister einer untergegangenen Welt sind von ihren Thronen, von „der Felsen seltsam aufgethürmten Lagen" in des Alpsees einsam dunkelgrüne Fluth gestürzt worden.

Oft steigen sie herauf, die sturmgeschürzten
Gewande flattern hell
Wie Nebel wogend auf dem Seegewell,
Sie ringen nach den Felsenthronen
In Thränen sich hinan,
Sie neigen, wenn sie die verlornen sah'n,
Die schönen Locken mit den Perlenkronen
Und sinken todtenbleich
Hinunter wieder ins Wellenreich.

In „Nachklänge", „Epische Lyrik", „Zwischengeschichten" und „Freie Rhythmen" gruppirt Lingg die auf diese Naturklänge folgenden Gedichte seiner umfangreichen neuen Sammlung. Als Anhang gibt er dann einige seiner inhaltlich wie formell meist in dem volltönigsten Pathos gehaltenen Festgedichte und Prologe. Wir betreten erst, wenn wir das „Jahrbuch" ausempfunden haben, die Gebiete der Lingg'schen Lyrik, auf denen sie sich früher besonders heimisch fühlte. Jedoch begegnen wir in der „Epischen Lyrik", in dem die balladenartigen und historischen Stoffe enthaltenden Theile, leider nur wenigen von der Art der grandiosen Gebilde wieder, wie wir sie z. B. in der ersten Sammlung lyrischer Gedichte Lingg's unter der Rubrik „Geschichte" bewundern dürften. Zu der plastischen Kraft, die Lingg in seinem „Salamis" oder in dem Gedichte: „Der schwarze Tod" damals entfaltete, hat er sich in keinem der neuen epischen Lieder emporgeschwungen. Zwar lebt in allen derselbe heroische Zug, der neben der classischen Einfachheit der Linienführung jener die Würde und Erhabenheit verlieh, zwar tritt auch in ihnen das Schicksal mit wuchtigem, stahlklirrendem Schritte in die Schranken und entfesselt vor unserem Blick dämonenhafte Kräfte, unter die sich das Menschenherz mit Wehruf beugt, aber die Stoffe sind nicht mit dem urkräftigen Realismus angepackt, der jene ersten Lieder zu Mustern der „epischen Lyrik" machte. Oft scheint es sogar, als mischte sich in die kühnen Antithesen, die Lingg hier wie dort anwendet, ein leiser Hauch von Sentimentalität, die ja leider allzu nah verwandt dem elegischen Grundton ist, der Lingg's Epik durchklingt.

Wenn in dem Gedichte „Am Nilufer" der Greis aus Juda's Volke, der mit Fluch und „dumpfem Wuthgestöhne" schaut, wie die Leichen seiner Söhne vorübertreiben, in Gegensatz gestellt wird zu der jugendfrohen Tochter des Pharao, die auf buntbewimpelter Barke unter Cymbelschall eine Lustfahrt macht, oder wenn in dem unmittelbar darauf folgenden Gedichte: „Die Rede des Demosthenes" dem ahnungsschwer in die freiheitberaubte Zukunft schauenden Redner bei dem Jubelsturm, den seine Rede im Volke entfacht, die Verzweiflung schwer ihr „Nachtgefieder" um das verhüllte Haupt schlägt und er von Schmerz bewältigt niedersinkt, so fühlen wir uns wohl im ersten Augenblicke gepackt von dem grellen Gegensatze, können uns dann aber des Gefühles, daß derselbe zu künstlich und absichtlich, also in sentimentaler Weise erzeugt sei, nicht erwehren. Gleichwohl enthält auch dieser Theil einige Prachtstücke der wuchtigen Lyrik, um die Lingg unsere Literatur bereicherte. Wieder sind es einige balladenhafte Lieder aus dem germanischen Alterthume, die uns hier am meisten fesseln, so u. A. das Gedicht von „Gunnar", dem mächtigen Sänger, der seine Feinde, die ihn im Thurm gefesselt halten, durch sein Rachelied niederschlägt, oder der Sang von „Theodorich" oder der Sagencyklus, der sich um Karl den Großen webte und den Lingg in volksthümlicher Weise behandelt. Auch der starren Heldengröße, die er früher schon mehremale so treffend besang, widmet Lingg in der neuen Sammlung ein schönes Gedicht. „Manlius", der Senator, Feldherr, Consular, starb an Ehren reich. Hinter seiner Bahre schreitet „im Kleide des Verstorbenen der erste seiner Sklaven, der zum Täuschen in seiner Todtenmaske nun ihm nachahmt, ihm ähnelnd ganz an Haltung und Geberde". Der Todte erwacht auf dem Wege aus seinem Scheinschlummer:

Er blickt um sich, in tiefen Athemzügen
Erhebt sich seine Brust, er ringt nach Sprache,
Da sieht er hinter sich den Sklaven gehen
Der ihn so herrlich darstellt, und entsetzt
Vor solchem Anblick wendet er sich ab.
Und zu den Freunden, die sich nah'n, beginnt er:
„Laßt mich, mir ekelt vor dem Leben, seit ich
Den Schalk geseh'n, der mich so trefflich nachäfft."
— — Und reglos sinkt er hin, nun wirklich todt.

Zu der gedankenschweren Erhabenheit seiner Lyrik erhebt sich Lingg am meisten in den „Freien Rythmen". Unter ihnen finden sich einige der Lieder, welche vielleicht nach der althergebrachten Eintheilung der „Poetik" nicht mehr unter „Lyrisches" zu rubriciren wären, welche aber gleichwohl, und zwar nicht nur der Form nach, ächte Gesänge voll Tiefsinn und zugleich berauschender Anmuth sind. Das erhebende Wort des Propheten tönt zu uns aus diesen in grandiosem rythmischen Schwunge gedichteten Liedern herüber, die Lebensweisheit des Psalmisten klingt heraus, welcher nach des Lebens Stürmen und Drängen das Gleichgewicht der Seele in ruhiger Weltbetrachung sub specie aeternitatis gefunden. Auch in ihnen regt sich das Weh, das den denkenden Menschen gegenüber dem unerbittlichen Schicksal, vor den verschlossenen Thoren der Erkenntniß, von der nur einzelne Strahlen auf uns Staubgeborne fallen, vor dem unergründlichen Geheimnisse des Weltgeschehens und des Geisteswebens in unserer Brust, unwillkürlich ergreift.

Was Bestimmung ist
Und warum wir erfüllen müssen,
Was ein ewig Schicksal voraus ermißt,
Was feststeht über menschlichen Entschlüssen,
Wohin wir geh'n durch „Lebensfluth
Und Thatensturm", das Letzte, Tiefste ruht
Für immer verhüllt —

Digitized by Google

so singt der Dichter in seinem herrlichen Hymnus „Heimathpfade". Wie Goethe's Faust findet er auch in dem „immer strebend sich bemühen" das alleinige Erlösungswort aus dem Widerstreit unserer Leidenschaften. In einem hübschen symbolischen Gedichte spricht er es aus:

Zur Tiefe stürzt in wildem Brausen
Der Waldbach, über ihm erhebt
Die Tanne sich, die Wipfel sausen,
Sie strebt empor, sie kämpft und strebt.

Auch wir, und gegen Himmel thürmen
Wir ungestüm manch frevelnd Wort —
Die Tanne beugt ihr Haupt den Stürmen,
Die Welle stürzt zur Tiefe fort.

An diese Lieder, aus denen der ernste Klang schwermüthiger Weltbetrachtung tönt, reihen sich herrliche Dithyramben von wahrhaft erhebender poetischer Schönheit an. Man lese die „Nachtfahrt im Gebirge", in denen ähnlich wie in Goethe's „Harzreise" die gewaltigen Eindrücke der Natur in die verwandten Regungen des leidenschaftlichen Herzens umgesetzt werden. Die Nebel ballen sich um den Wanderer zu einem wilden Meere, das auf und niederwogt:

Ach, schon erschauert mir tief
Das eigne Herz und ich fühle mich zagen
Wie? wenn zum Kampfe das Unglück mich rief',
Würd' ich's ertragen?

Aber bald heben sich reingezackte Gipfel im Lichte des Mondes hervor

Vom herrlichsten Blau der Nacht umwoben
Und darüber flog im Schleierflor
Sein silbern Antlitz.
— — — —
Aber was wäre, frug ich, das Dasein hienieden,
Wäre dem Herzen nicht Kampf beschieden,
Der Kampf mit Herz und Qual?
Dieser blutrothe Höllenstrahl
Erleuchtet die Tiefen der Menschenbrust
Und Seelengröße wäre nicht
Und nicht des Sieges stolze Lust,
Wär' nicht der Schmerz, der weicht, wenn er zerbricht.

Oder man lese das Siegeslied des Frühlings, welches „Ostern" überschrieben ist und das in dithyrambischen Schwunge folgendermaßen anhebt:

Eiszeitstürme rissen sich los
Von Gletschergraten, schwarz die Nacht,
Schwarz die Erde, Stromgetos
Hagelschauer und Wolkenschlacht
— Das ist der Frühling, wenn er erwacht.
Finster noch ist sein Antlitz, seine Brauen
Sehn drohend umschattet, Kampf ist sein Loos,
Es trotzten ihm Frost und Nebelgrauen,
Es trotzt verschlossen der Erde Schooß.
Grabhügel wirft er und mordet Blüthen,
Wie ein Erobrer nur im Zerstören groß.
Aber bald regt es sich milder, es thauen
Frühere Morgen, Herzen erglühten,
Herzen erglühten, und Veilchen schauen
Lächelnd empor, der Schnee zerrann —
Jetzt führt er, ein Sieger, sein dampfend Gespann
Jauchzend über Bergesspitzen —
Unter Blumen dann, weil er die Schlacht gewann,
Schlummert er ein, gekrönt von Blitzen.

Wir wollen hier das Buch aus der Hand legen gerade bei den Stellen, welche in uns den erhabensten Eindruck hinterließen. Kein Zweifel waltet in uns mehr ob, daß Lingg in dieser neuen Sammlung uns wieder kostbare Perlen seiner Lyrik geboten hat, die diese „Neuen Gedichte" zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem heutigen literarischen Markte machen. Vielleicht überschlägt Mancher, der diese Gedichte zur Hand nimmt, das eine oder das andere mit rascher Hand — was thut es? Mit dem innigsten Behagen wird er bei dem anderen verweilen, die durch ihre großartige Schönheit uns über viele Mittelmäßigkeit trösten können, der wir sonst heute begegnen. Man lege getrost auch diese „Neuen Gedichte" Lingg's in das literarische Schatzkästlein unserer Häuser und nehme sie zu guter Stunde vor. Sie verdienen immer und immer wieder gelesen zu werden und werden ihren Zauber bewähren. Dem Dichter aber unseren freudigsten und dankbarsten Gruß für seine neue Gabe.

Bäder und Zeiten.

Von Robert Falck.

(Schluß.)

Mit Schwalbach stritt im vorigen Jahrhundert Spaa um den Rang des ersten Luxusbades und gründete seine Ansprüche auf die Besuche berühmter und vornehmer Badegäste seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Margarethe von Valois, die erste Gemahlin von Henri IV. war im Jahre 1577, König Heinrich III. von Frankreich 1585, Alexander Farnese 1592, Karl II. von England, Peter der Große 1717, Kaiser Joseph II. 1781 in Spaa zur Kur gewesen.

Schon im Jahre 1720 war Spaa zur Beherbergung von elf- bis zwölftausend Kurgästen eingerichtet. Die Trinkkur begann damals um 4 Uhr Morgens. Die Damen trugen an ihrem Gürtel, die Herren im Knopfloch ein kleines in 16 Theile getheiltes Zifferblatt, dessen Zeiger sie nach dem jedesmaligen Genusse eines Bechers Brunnen um eine Stelle vorrückten. Sechszehn Becher (etwa 2 große Flaschen) war das gewöhnliche tägliche Quantum eines Kurgastes. Den schlechten Geschmack des Wassers suchte man mit überzuckerten Aniskörnern oder Orangeschalen zu beseitigen. Bei der Quelle Pouhon befand sich ein großer Saal für die Gäste, über dessen Thür eine Marmortafel mit dem russischen Wappen verkündete, daß Peter der Große hier Heilung fand. Der einzige Spazierweg für die Kurgäste war die schlecht gepflasterte Straße der Stadt, deren Häuser mit den Wappenschildern vornehmer Herrschaften, die dort einmal gewohnt hatten, verziert waren. Das Recht, in dem schönen Klostergarten der Kapuziner lustwandeln zu dürfen, mußte mit einem „Geschenk" von 1 — 2 Ducaten erkauft werden. Die große Zahl der Prälaten und geistlichen Würdenträger, welche Spaa jährlich besuchten, wirkte energisch auf die Güte und Dauer der Tafel und die Vortrefflichkeit des reichlich genossenen Weines. Gespielt wurde mit „unglaublicher Leidenschaft", besonders Pharao.

Den Morgentrunk um 4 Uhr am Brunnen nahm man im Hauskleide ein, erst um 9 Uhr kleidete man sich an, besuchte um 10 Uhr die Messe, machte dann eine Promenade und ging um 11½ Uhr zum Diner. Um 2 Uhr war die Visitenzeit, um 4 Uhr ging man in das Theater oder in den Kapuzinergarten und nahm um 6 Uhr das frugale Nachtmahl ein. Um 7 Uhr wurde ein Spaziergang auf der „Sieben Uhr-Wiese" unternommen und um 10 Uhr war Jedermann im Bette, wenn er nicht einen Ball besuchte, der aber auch nie bis über Mitternacht hinaus dauerte. Die felsige Umgebung von Spaa bot wenig Gelegenheit zu Ausflügen. Die Géronstèrequelle, die Souvenièrequelle, die Groesbeckquelle, Tonnelet, Schloß Franchimont, Chaudfontaines, der Wasserfall von Coo: das waren die einzigen Punkte der Umgegend, welche in 1—3 Stunden erreicht werden konnten und einige landschaftliche Reize darboten.

Noch wie heute waren schon damals gemalte und lackirte Holzwaaren und Arbeiten aus Glasperlen Industriezweige, welche in Spaa cultivirt wurden, und nur in der Form haben sich die souvenirs de Spaa geändert. Die glänzenden Verkaufsbuden von Schwalbach fehlten in Spaa, wo auch dem Kleiderluxus weniger gefröhnt wurde als in dem rheinischen

Digitized by Google

Bade, aber Industrieritter, Gauner und aller Art lüderliches Gesindel gehörte auch hier mit zur Staffage des vornehmen Bades.

Ein drittes Luxusbad der Vorzeit war Pyrmont, dessen Heilquellen schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts benutzt wurden und schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts einen europäischen Ruf hatten. Aus allen Ländern Europas kamen die Genesung suchenden Kranken, so daß im Jahre 1557 der kleine Ort in vier Wochen über zehntausend Kurgäste zählte, welche, da sie in der Stadt und auf den umliegenden Dörfern nicht Raum genug fanden, gezwungen waren, ein improvisirtes Lager zu beziehen, welches ein Vierteljahr hindurch bestand. Das über dem Brunnen errichtete Gebäude war mit deutschen und lateinischen Versen und Inschriften der dankbaren Genesenen dicht bedeckt.

Im Jahre 1668 ließ Graf Georg von Waldeck die großen Bauten und Anlagen in Pyrmont herrichten, welche noch zur Zeit seinen Charakter bestimmen. Von da ab datirt die Blüthe des von vornehmen Personen viel besuchten Bades. Nach dem Mercure galant vom August 1681 waren in diesem Jahre unter den vierzig königlichen und fürstlichen Personen allein „28 Altesses" in Pyrmont zur Kur, darunter der Große Kurfürst von Brandenburg mit Gattin, der Kurfürst von Hannover, der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen-Kassel, König Georg I. von England mit seiner Schwester, die Königin von Dänemark mit Tochter, die Kurfürstin von der Pfalz u. s. w. Peter der Große besuchte das Bad mit dem Großfürsten im Jahre 1716, Georg I. von England war sechsmal dort, König Friedrich von Schweden im Jahre 1732 und Friedrich der Große zweimal, in den Jahren 1744 und 1747. Zur Vermeidung von Rangstreitigkeiten an der „Fürstentafel" wurden die Plätze durch das Loos bestimmt.

In keinem Badeorte waren die Spieltische so umlagert von früher Morgenstunde an, wie in Pyrmont. Marcard in seiner „Beschreibung von Pyrmont 1785" sagt: „Gleichnach dem Frühstück fallen sie (die Kurgäste) an den Spieltisch und bleiben wie angeleimt daran sitzen. Man hat die Wahl unter zwei großen privilegirten Pharaobänken, denen Jedermann den Ruhm der größten Regelmäßigkeit giebt, der übrigen nicht zu gedenken. Die Zeit dazu ist Vormittags nach dem Frühstück, gegen Abend und zuweilen auch nach dem Nachtessen." Der Luxus der Damentoiletten dort spottete einer jeden Beschreibung. „Ihr steifer Anzug machte sie zu einer jeden Bewegung, mit Ausnahme eines Spaziergangs in der Allee, unfähig". Wie steif und streng nach Ständen gesondert der gesellige Verkehr in dem „Adelsbade" war, geht aus einer Stelle in einem Briefe von Peter Helfferich Sturz hervor, welcher schreibt: „Selbst in Pyrmont habe ich mit dem Adel gefrühstückt, und jedermann weiß doch, daß meine Großmutter nur eine Predigerstochter war." Die vornehme Gesellschaft am Brunnen wurde durch zahlreiche Landbewohner der Umgegend gemischt, welche schon sehr früh am Morgen in ihrer malerischen Tracht sich einfanden, um reichliche Portionen der Stahl- und der Salzquelle zu sich zu nehmen. Von diesen Landbewohnern erzählt Marcard in seinem genannten Buche, daß aus Mangel an Schlafstellen die Hälfte der Bevölkerung eines Hauses nur bis Mitternacht schlafe, während die andere, welche bis dahin spazieren ging, dann zur Ablösung erschien.

Was Schwalbach für Frankfurt a. M., das war Baden an der Limmat (Kanton Aargau) für Zürich, Basel und Bern. Wie jenes war es ein Frauenluxusbad, dessen Besuch gleich in den Heirathsverträgen vorbedungen war. Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts ist die Schilderung des Florentiners Poggio von dem überaus freien und mehr als naiven dortigen Badetreiben der beiden Geschlechter bekannt. „Unzählbar ist die Menge der Vornehmen und Geringen, die nicht sowohl der Kur als des Vergnügens wegen hier zusammenkommen. So sieht man eine große Anzahl sehr schöner Frauen ohne Männer, ohne Verwandte, nur in Begleitung zweier Mägde und eines Dieners oder einer alten Muhme. Alle, soviel es ihre Mittel erlauben, tragen Kleider mit Gold, Silber oder Edelsteinen besetzt, als ob sie nicht in das Bad, sondern zu einem kostbaren Feste gekommen wären. Auch Nonnen, Aebte, Mönche, Ordensbrüder und Priester leben hier in Freiheit und Fröhlichkeit; letztere baden sich wohl gar zugleich mit den Weibern, tragen Kränze und vergessen jeden Zwang ihrer Gelübde." Das Frauenbad war von dem der Männer zwar durch eine Scheidewand getrennt, diese hatte jedoch so viele Fenster, „daß man sich sehen, sprechen und berühren konnte". „Einige Bäder brauchen Männer und Weiber gemeinsam und zugleich, die untereinander durch Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden sind. Man hielt sich stundenlang in den Bädern auf und speist darin auf schwimmenden Tischen." Um die Bäder lief oben eine Galerie, von der aus die Männer mit den Frauen sich unterhielten, sie neckten und ihnen Kränze und Blumen zuwarfen. In den gesonderten Badezellen wurden die Männer von Frauen, die Frauen von „Badergesellen" bedient. David Heß erzählt in seiner „Badenfahrt" (Zürich 1818), daß die Aebtissin des Stiftes zum Frauenmünster in Zürich, Anastasia von Hohenklingen im Jahre 1415 einen großen dem Stifte gehörigen Meierhof verkaufte, um aus dem Erlöse die Kosten einer Badenfahrt bestreiten zu können, und daß die Klosterfrauen zu Töß im Anfange des 16. Jahrhunderts sich mit schwerem Gelde päpstliche Indulgenzen erkauften, um nach Baden zu fahren und daselbst weltliche Kleider tragen zu dürfen.

Es war ein üppiges und übermüthiges Treiben voller Lust und Freude, welches noch bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts in den mannigfachsten Vergnügungen in dem reizend gelegenen Schweizerbade sich abspielte. Zu Salomon Hottinger's Zeit (Anfang des 18. Jahrhunderts) scheint das ausgelassene Leben nachgelassen zu haben und die Ungeniertheit im Verkehr der beiden Geschlechter durch Einrichtung „sonderbarer" Bäder eingeengt worden zu sein. Die Kur bestand damals in 135 Badestunden, welche in 15 Tagen absolvirt sein konnten. Das „Deutsche Museum" von 1779 enthält einen Aufsatz über Baden, in welchem berichtet wird: „Der Pöbel badet sich noch immer auf offener Gasse unter freiem Himmel in zwey Bädern. Die Einrichtung der Privatbäder ist jetzt eine etwas verschiedene, wie zu Poggio's Zeiten. In einzelnen sind alle Scheidungen aufgehoben, aber die Bäder überhaupt hängen nicht mehr zusammen. Auch die Gallerien sieht man nicht mehr, weil es nun Sitte ist, näher zu treten. Jedes Bad ist nun eine sehr luftige gewölbte Halle und für 10—12 Personen eingerichtet. Cavaliere und Damen sitzen in denselben gemeinschaftlich unbedeckt in bunter Reihe. Solche Besuche, wie sie Poggio schildert, sind auch noch durchgehends üblich, nur sieht man die Damen nicht mehr nackt, sondern mit aller möglichen Sittlichkeit in Hemden. Die schwimmenden Tafeln findet man jetzt in allen Bädern, wo man 5—6 Stunden bleibt. Man trinkt auf ihnen Vormittags Chokolade, Nachmittags Wein." Die mittelalterliche Naivität des gemeinsamen Badens der verschiedenen Geschlechter, welches sich zuletzt nur auf die Armenbäder, auf das Verena- und Freibad beschränkte, wurde erst gegen Mitte dieses Jahrhunderts beseitigt.

Als Gegenstück dieser Luxusbäder mag hier die Schilderung eines jetzt verschollenen Bades folgen, das von wirklich Kranken, denen ihre Mittel weite Reisen und kostspieligen Aufenthalt nicht gestatteten, im Anfange des vorigen Jahrhunderts viel besucht war. Das nahe bei Halle gelegene Delitzsch besaß eine Heilquelle von vielgepriesener Wirksamkeit, welche jetzt eingegangen ist. Die im Jahre 1701 erschienene „Wahrhaftige Beschreibung des Gesundbrunnens, so unweit Delitzsch entsprungen" gibt eine ergötzliche Beschreibung der dortigen Verhältnisse. Es heißt in derselben wörtlich:

„Am allerbesten haben es hier die Bettler, denn sie halten am längsten aus, wenn ihnen auch gleich gar nichts fehlt als vivres: denn da setzt es accidentia vor sie. Sonsten ist nicht zu läugnen, daß zwei unanständige Dinge da sein, warum absonderlich Vornehm nicht lange da bleiben und die gebührende Kur abwarten kann: 1. Incommodität oder Unbequemlichkeit; maaßen es wenig gute Bauernstuben gibt, darinnen Dames oder Cavalliers können ad interim zufrieden sein, wiewohl auch hier der Trost sein muß, daß es eben so lange nicht währen kann, man auch in der Zeit mit Spatziergängen ins grüne Feld, mit angenehmer Compagnie oder seiner eigenen Speculationen sich divertiren kann. 2. Theuer Leben, maaßen die Bauern so gut als

Digitized by Google

die Wirthe zu Leipzig, vor einer Stube allein des Tages 8 bis 12 Gr. gefordert und auch bekommen müssen. Hat einer nur ein grob Bette zur Zudecke und ein Haupt-Küssen, muß er ordinär jegliche Nacht 1 Gr. geben, so gut als in dem besten Wirthshause. Was ist aber ein Comparaison den Leipzigischen Logies und den Bauernstuben, da einen die Fliegen dreimal wieder anstechen, wenn man sie zweimal wegjaget, welche so geizig sind als ihre Wirthe. Von den essenden Waaren mag nicht viel erwähnen, als mit welchen es vollends ransteigt und doch kahl aussieht. Darum gebe einem Jeden die Lehre, daß er bei sich zu Hause Anstalt mache, auf 12 bis 14 oder auch mehr Tage verproviantirt zu seyn, wann er anders nicht mit größeren Kosten die vivres aus Halle will holen lassen. Und bringt er nicht seine eigenen Betten mit, so wird er den Flöhen, absonderlich im Julio oder Augusto zu einer Marterbank. Am besten kömmt das gemeine Volk aus, welches sich auf eine frische Schütte Stroh (wenn es allzeit wahr ist) hinlegt und mit einem Stücke Brot und Butter vorlieb nimmt, sich eine halbe Mandel Eyer macht, welche es doch auch so theuer bezahlen muß, als wenn sie die Bauersfrau in die Stadt träget; will es Fleisch essen, so läuft es das Eckgen nach Landsberg und kauft sich ein Paar Pfund, denn in Dörffern kriegt man leichtlich keines, es müßten denn zum Frühling die Kälber kommen. Dieser Ort ist sonderlich zu Kuren wohl auserkoren, als an welchem der Patient nicht leicht in Diät pecciren kann; denn keinen Wald erblickt man hierinne, daß etwa Wildprät zu bekommen wäre, und ohnedem von dergleichen Waare keine Zufuhr in die Dörffer ist, oder doch zum wenigsten da keine gesehen wird; kein Wasser sieht man groß, daß ihm also die Fische auch nicht den Magen verschleimen können; Wein und andere delikate Bißgen werden ihm auch nicht schaden, denn das ist so ferne von dem Orte, bis ihn die Hälischen Weinhändler, Tracteurs, Confituriers was zeigen. Will er den Bauern die Hühner theuer genug bezahlen und schlecht zugericht, so steht es ihme frey. Wenn die Landsberger Becker nicht Brot rausschafften, müssen die Patienten bei der Wasser-Cur zugleich auch eine Hunger-Cur anstellen; denn die Bauern backen Brot für sich, und würde auch nicht zureichen."

Als Illustration zu diesen Schilderungen des Badelebens in alter Zeit gedenken wir schließlich des Kupferstiches eines unbekannten Meisters vom Jahre 1464. Derselbe stellt einen Brunnen dar, auf dessen Einfriedigung die Worte stehen: Hic est Fons Juventutis (Dieses ist der Jungbrunnen). Oben steht ein Mann, welcher durch das aus seinem Munde hängende Spruchband als Inspector fontis (Bademeister) bezeichnet ist. Von allen Seiten strömen alte Leute verschiedenen Geschlechts herbei, um in der verjüngenden Quelle neue Lebenskraft zu suchen. Im Brunnen selbst erblickt man einige bereits verjüngte Paare, welche die wiedergewonnene jugendliche Rüstigkeit und Frische in recht ungenirter und wenig decenter Weise bethätigen.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Es war schon nach Sonnenaufgang, aber wir fuhren immer zu. Der König und der Herzog krochen auch bald hervor und sahen recht verschlafen aus; aber nachdem sie über Bord gesprungen waren und etwas geschwommen hatten, waren sie bedeutend frischer. Nach dem Frühstück setzte sich der König auf eine Ecke des Floßes, zog die Stiefel aus, rollte die Hosen auf, ließ die Beine bequem ins Wasser hängen, zündete die Pfeife an und begann seinen Theil in Romeo und Julie auswendig zu lernen. Als er es ziemlich gut inne hatte, übten er und der Herzog es zusammen. Der Herzog ließ ihn seufzen und die Hand aufs Herz legen; nach einiger Zeit sagte er, es ginge ziemlich gut; „nur", meinte er, „mußt Du ‚Romeo' nicht so herausbrüllen wie ein Bull — Du mußt's sanft, liebeskrank und vergehend so sagen: —R—o—o—meo! das ist die Idee; denn Julie ist ein liebes süßes Mädchen, fast ein Kind, weißt Du, und hat nicht wie ein Esel."

Nun holten sie ein paar lange Schwerter hervor, die der Herzog aus Eichenstöcken gemacht hatte, und übten ihr Schwertgefecht — der Herzog nannte sich Richard III., und es war wirklich großartig anzusehen, wie sie drauf los hieben und umhersprangen. Nach einiger Zeit glitt der König aus und fiel über Bord, danach rasteten sie.

Bei nächster Gelegenheit ließ der Herzog einige Anschlag-Zettel drucken; und darauf, für einige Tage, während wir stromab trieben, war das Floß ein sehr lebhafter Platz, es gab Nichts als Schwertgefechte und Generalproben — wie der Herzog es nannte. Eines Morgens, als wir schon ziemlich weit hinab im Staate Arkansas waren, sahen wir ein kleines Städtchen in einer großen Bucht. Wir legten etwa dreiviertel Meile oberhalb an, in der Mündung eines Baches, der, von Cypressen überragt, wie ein Tunnel aussah; und wir alle außer Jim nahmen das Canoe und fuhren hinunter, um zu sehen, was für Gelegenheit in dem Städtchen für unsere Vorstellung wäre.

Wir trafen es glücklich; am Nachmittag sollte dort ein Kunstreiter-Circus stattfinden, und das Landvolk fing schon an, in allerlei alten Rappelkasten von Wagen und auch zu Pferde, herbeizuströmen. Die Kunstreiter wollten vor Abend weiterreisen, so war für unsere Vorstellung gute Gelegenheit. Der Herzog miethete die Rathhaushalle und wir gingen umher und klebten unsere Zettel an. Die lauteten so:

S h a k e s p e a r e ' s W i e d e r a u f l e b e n ! ! !

Wunderbare Attraction!!

N u r f ü r e i n e n A b e n d !

Die weltberühmten Tragöden
David Garrick der Jüngere vom Drury-Gasse-Theater London
und
Edmund Kean der Aeltere vom königlichen Heumarkt-Theater,
Weiß-Kapelle, Puddinggasse, Piccadilly-London
wie auch der königlichen Continental-Theater — in ihrem erhabenen Shakespeare'schen Schau-Stück:

D i e B a l c o n - S c e n e
aus
Romeo und Julie!!!

Romeo . . . . . Herr Garrick.
Julie . . . . . Herr Kean.

Unterstützt von allen Kräften der Gesellschaft!
Neue Costüme, neue Decorationen, alles neu!

Gleichfalls:

Der erschütternde, meisterhafte, blut-erstarrende Schwertkampf
aus Richard III.!!!

Richard III. . . . . Herr Garrick.
Richmond . . . . . Herr Kean.

Gleichfalls
(auf besonderen Wunsch):

H a m l e t ' s u n s t e r b l i c h e r M o n o l o g ! !

Gegeben von dem berühmten Kean!
der ihn an 300 auf einander folgenden Abenden in Paris gespielt hat!

nur einen Abend,
wegen unversäumbarer europäischer Engagements!

Eintritt 25 Cents; Kinder und Dienende 10 Cents.

Dann trieben wir uns etwas im Städtchen umher. Die Läden und andere Häuser waren meistens alte hölzerne Rumpelkasten, die nie einen Anstrich gehabt hatten; sie standen drei bis vier Fuß über der Erde wie auf Stelzen, um nicht überschwemmt zu werden, wenn der Strom austrat.

Die Kaufläden waren alle an einer Straße. Sie hatten weiße Segeltuch-Dächer über die Seitenwege gespannt und an die Pfosten, welche diese Dächer stützten, band das Landvolk

Digitized by Google

die Pferde. Unter diesen Zeltdächern standen leere Kisten, auf denen sich den Tag über Faullenzer räkelten und mit ihren großen Messern daran herumschnitzten. Es war ein tabakkauendes, gähnendes, faullenzendes und Maulaffen feilhaltendes Gesindel.

Dicht am Fluß reichten manche Häuser über das Ufer hinaus, zuweilen schon hinübergebeugt und baufällig und fast bereit, hineinzupurzeln. Die Leute waren schon hinausgezogen. Unter dieser oder der anderen Häuserecke hatte der Fluß bereits die Erde weggespült und die Ecken hingen über dem Wasser. Doch wohnten noch Menschen darin, aber es war gefährlich, denn zuweilen stürzt ein Stück Land, so breit wie ein Haus, hinunter. Solch ein Städtchen muß immer rückwärts und weiter zurückziehen, denn der Strom nagt beständig daran.

Je näher Mittag an jenem Tage, desto dichter und dichter drängten sich Wagen und Pferde in den Straßen und immer kamen noch mehr. Familien brachten ihr Mittagsessen mit vom Lande und verzehrten es in ihren Wagen. Es wurde viel Branntwein getrunken und ich sah drei Prügeleien.

Also am Abend hatten wir unsere Vorstellung; es waren aber kaum ein Dutzend Leute dabei — eben genug, um die Unkosten zu decken. Und sie lachten fortwährend, das machte den Herzog ärgerlich; und ehe die Sache zu Ende war, gingen alle fort mit Ausnahme eines Jungen, der eingeschlafen war. Da sagte der Herzog: „Diese Arkansas-Kassern stehen zu tief für Shakespeare; was sie wollen, ist niedrige Komödie — und vielleicht gar noch Schlimmeres als das. Ich sehe ungefähr, was Die wollen". Am nächsten Morgen nahm er große Bogen Packpapier nebst schwarzer Farbe, malte Anzeigen darauf und klebte sie überall an. Sie lauteten:

„Im Rathhause!
Nur drei Abende!
David Garrick der Jüngere!
und
Edmund Kean der Aeltere!
vom London- und den Continental-Theatern
in dem ergreifenden Trauerspiel:
Des Königs Kamelopard
oder
Das königliche Non plus ultra!!!
Eintritt 50 Cents."

Den ganzen Tag waren König und Herzog damit beschäftigt, die Bühne, den Vorhang und eine Reihe Talglichte für die Rampe zurecht zu machen. Am Abend war in kurzer Zeit die Halle voll Männer, so daß keiner mehr hineinpaßte; dann schlich der Herzog von der Vorderthür hinten herum und durch die Hinterthür vor den Vorhang. Dort hielt er eine kleine Rede, pries dies Trauerspiel an, sagte, es wäre das ergreifendste, das existire, und so fuhr er fort zu prahlen mit dem Trauerspiel und mit Edmund Kean dem Aelteren, der die Hauptrolle spielen würde. Endlich, als Jedermanns Erwartungen aufs höchste gespannt waren, zog er den Vorhang auf und im nächsten Augenblick kam der König auf allen Vieren hereingesprungen und sich wild geberdend. Er war ganz bemalt in Ringen und Streifen aller Farben, prächtig wie ein Regenbogen. Das Volk fiel fast um vor Lachen, und als der König sich müde gesprungen hatte und hinter die Scene kroch, da klatschte, trampelte, wieherte und stürmte die Menge, bis er wiederkam und Alles wiederholte, und er mußte es dann noch einmal machen, denn sie riefen ihn wieder heraus. Es war übrigens genug, eine Kuh zum Lachen zu bringen, was dieser alte Kerl für Unsinn machte.

Dann ließ der Herzog den Vorhang hinunter, verbeugte sich und sagte, das Trauerspiel würde nur noch zwei Abende gegeben werden wegen dringender London-Engagements, wo die Plätze dafür im Drury-Gassen-Theater bereits alle verkauft seien. Dann machte er noch eine Verbeugung und sagte: „Wenn es uns gelungen ist, Sie zu amüsiren und zu belehren, werden wir Ihnen dankbar sein, wenn Sie es Ihren Freunden sagen, damit die auch kommen, uns zu sehen."

Etwa zwanzig Stimmen riefen:

„Was? schon vorüber? ist das Alles?"

Der Herzog sagte „ja". Dann wurde es lebhaft. Alles schrie: „Oho!" sprang wild auf und nach der Bühne zu. Aber ein großer, gut aussehender Mann sprang auf eine Bank und rief:

„Ruhe! ein Wort, meine Herren."

Sie schwiegen wirklich und horchten. „Wir sind zum Besten gehalten worden — ziemlich arg zum Besten. Aber wir wollen uns doch nicht von der ganzen Stadt auslachen lassen. Nein. Wir wollen hübsch stille fortgehen und über die Vorstellung prahlen, damit der Rest der Stadt ebenso genarrt werde; dann wissen wir Alle, wie es ist, und Keiner kann den Anderen auslachen. Ist das nicht vernünftig? („Darauf könnt Ihr wetten! — Der Richter hat recht!" riefen Alle.) Wohl denn, also nicht ein übles Wort. — Geht heim und rathet Jedem, das Trauerspiel zu besuchen."

Am nächsten Tag war von Nichts die Rede, als von dem herrlichen Trauerspiel. Am Abend war das Haus wieder überfüllt und auch diese Versammlung war genarrt. Als ich und der König und der Herzog wieder auf das Floß zurückkamen, nahmen wir erst unser Abendbrod. Nachher, etwa um Mitternacht, ließen sie Jim und mich das Floß in die Mitte des Stromes steuern und etwa zwei Meilen unterhalb der Stadt anlegen.

Am dritten Abend war das Haus wieder gepackt voll — es waren diesmal keine neuen Gesichter, sondern Leute, die schon an den vorigen Abenden dagewesen waren. Ich stand beim Herzog und sah, daß Jeder, der hineinging, etwas in seinen Taschen oder unter seinem Rocke versteckt trug — und ich konnte sehen, daß es keine Parfümflaschen waren — nein, gewiß nicht! Es hatte einen eklichen Geruch, der an schlechte Eier und verfaulte Kohlköpfe erinnerte und dergleichen. Als Niemand mehr hinein konnte, gab der Herzog einem in der Nähe Stehenden einen viertel Dollar und bat ihn, für eine Minute Thürwächter zu sein. Dann ging er hinten herum nach der Bühnenthüre, ich hinter ihm her; doch kaum um die Ecke gebogen und im Dunkeln, sprach er:

„Jetzt geh' rasch, bis Du von den Häusern weg bist, und dann mach', daß Du so schnell zum Floß kommst, als sei der Böse hinter Dir!"

Ich that's, und er gleichfalls. Wir kamen zu gleicher Zeit dort an und im Nu glitten wir stromab — Niemand sprach ein Wort. Ich dachte an den armen König, und wie es ihm mit seiner Audienz gehen würde; aber nichts dergleichen; bald kroch er aus dem Zelt hervor und sagte:

„Nun, Herzog, wie hat sich das alte Ding diesmal gelohnt?"

Er war nämlich gar nicht in die Stadt gegangen.

Wir zeigten kein Licht bis wir zehn Meilen stromab waren. Dann machten wir Licht, und nahmen unser Abendessen. König und Herzog lachten sich fast die Knochen auseinander über die Art, wie sie das Volk überlistet hatten. Da sagte der Herzog:

„Grünschnäbel, Dummköpfe! Ich wußte, das erste Haus voll würde's Maul halten, damit die Uebrigen auch in die Falle gingen; ich wußte, daß sie den dritten Abend denken würden, die Reihe käme nun an sie. Ja, jetzt haben sie ihre Revanche. Ich gäbe was drum zu wissen, was sie für ein Gesicht dabei machen."

Diese Teufelskerls hatten wirklich vierhundertfünfundsechszig Dollars an diesen drei Abenden eingenommen. Ich habe nie früher so viel Geld beisammen gesehen.

Bald schliefen und schnarchten die Beiden; da sagte Jim zu mir:

„Erstaunt Dich's nicht, wie sich diese Könige geben, Huck?"

„Nein", sagte ich, „durchaus nicht!"

„Aber Huck, unsere hier sind ja wahre Teufelskerls, nichts Anderes, rechte echte Teufelskerls."

„Nun, Könige sind nicht anders, so weit ich urtheilen kann."

„So, meinst Du?"

„Lies doch etwas darüber nach, dann wirst Du's sehen.

Digitized by Google

Da ist Henry VIII.; im Vergleich mit dem ist dieser ein Sonntagsschulen-Superintendent. Und dann Charles II. und Louis XIV. und Louis XV. und James II. und Edward II. und Richard III. und vierzig mehr; fast all' die angelsächsischen Heptarchen in den alten Zeiten waren ja rechte Kains-Kinder. O, du solltest Henry VIII. in seiner Blüthe gesehen haben. Er war eine Blüthe. Der heirathete ein neues Weib jeden Tag und am nächsten Morgen hieß es immer: „Kopf ab!" Und er that dabei so gleichgültig, als ob er sich ein paar Eier bestellte. „Nell Groynn her", rief er. Sie brachten sie. — Nächsten Morgen: „Kopf ab!" und ab war er. „Jane Shore her", rief er. Sie kommt. — Nächsten Morgen: „Kopf ab!" ab war er. „Leute, die schöne Rosamund' herbei"; „schön Rosamund'" folgt dem Glockenruf. — Nächsten Morgen: „Kopf ab!"

Was hätte es genützt, Jim zu sagen, daß die Beiden nicht König und Herzog seien?

Am nächsten Tage, gegen Abend, legten wir an einer kleinen Weideninsel mitten im Strome an, wo auf jedem der beiden Ufer ein Städtchen war. König und Herzog planten schon wieder, wie sie wohl die beiden Orte ausbeuten könnten. Da sagte Jim zum Herzog: „Ich hoffe, daß es nur wenige Stunden hier dauern wird, denn es ist sehr unbequem und ermüdend, den ganzen Tag gebunden im Zelt zu liegen." Wir mußten das ja thun, sonst hätte Jemand kommen können, und es hätte ausgesehen, als sei er ein Entlaufender. Der Herzog meinte, es sei allerdings beschwerlich für Jim, und versprach, etwas auszudenken, wodurch es Jim bequemer gemacht würde.

Er war ganz gescheidt, dieser Herzog, und kam bald auf einen Gedanken. Er verkleidete Jim als König Lear. Es war ein langes Gardinen-Calicogewand, weiße Roßhaar-Perrücke und Bart. Dann nahm er seine Schminke und färbte Jim's Gesicht, Hals, Ohren und Hände in fahles Blau, wie eine vor neun Tagen ertrunkene Leiche. Er sah ganz schauderhaft aus. Dann machte der Herzog aus einer großen Dachschindel ein Schild und schrieb darauf:

„Kranker Araber — harmlos wenn bei Bewußtsein."

Dann nagelte er dies Schild an eine Stange und steckte sie vier bis fünf Fuß vor dem Zelte auf. Jim war befriedigt. Er meinte, es wäre viel besser, als ein paar Jahre jeden Tag gebunden da zu liegen und bei jedem Geräusch vor Angst zu zittern. Der Herzog sagte ihm, er dürfte sich's jetzt bequem machen, und wenn irgend Jemand sich unnöthig um ihn bekümmere, sollte er nur aus dem Zelt springen, sich etwas unsinnig geberden und ein- oder zweimal aufheulen wie eine wilde Bestie, dann würden die Leute schnell ausreißen und ihn in Ruhe lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Sommeroper im Krolltheater. Fräulein Horson, Frau Grossi, Frau Klafsky, Frau Rosa Papier. Herr Bötel, Herr Robinson. Marschner's „Vampyr".

Zur alljährlichen Sommeroper hat der sehr thätige und geschickte Director Engel auch für diese „Saison" eine sehr gute Künstlergesellschaft angeworben und vorzügliche Kräfte für Gastspiele gewonnen. Zuerst erschien die Großherzoglich Weimarische Kammersängerin Frl. Horson, die hier noch unbekannt, sehr rasch die Gunst des Publikums und der Kritik gewann durch ihre brillanten Leistungen, die umfangreiche Stimme, treffliche Schule, lebhaftestes Spiel und einen vornehmen Vortrag vereinigen. Dann kamen Frau Rosa Papier, über die wir schon im verflossenen Sommer berichtet haben, Frau Carlotta Grossi, die ausgezeichnete Coloratursängerin, endlich Frau Klafsky, die noch vor wenigen Jahren im Wagner-Wandertheater des Director Neumann als Stellvertreterin wirkte, seither jedoch sich zu einer bedeutenden Künstlerin entwickelt hat und besonders als „Fidelio" große wohlverdiente Erfolge gewann. Mit ihrer Auffassung der „Jüdin" können wir uns nicht ganz einverstanden erklären; sie war vielleicht ganz eigenthümlich, aber zu sehr fortwährend erregt. Unter den männlichen Gästen fanden Herr Bötel und nach ihm Herr Robinson die günstigste Aufnahme. Die selten schöne Stimme des Herrn Bötel verfehlt niemals ihre Wirkung auf das große Publikum, und diese ward bei dem letzten Gastspiele noch erhöht durch die Fortschritte im Vortrage, die der Sänger in letzterer Zeit erzielt hat. Herr Robinson ist ein ungemein gewandter Bühnensänger und Darsteller, der ganz gut versteht, den Beifall des großen Publikums zu erlangen, ohne die feinfühligere Kritik sehr zu verletzen. Das hat er ganz besonders im Marschner'schen „Vampyr" bewiesen, in einer Rolle, die, aus der romantischen Spukzeit stammend, den Darsteller gar leicht zu Uebertreibungen, höllischem Gelächter, Zahnfletschen und dergleichen schönen Dingen verleitet. Der „Vampyr", 1828 componirt, war die erste der drei Opern, die Marschner's Ruhm begründeten. Er steht weit hinter dem „Templer und die Jüdin" und „Hans Heiling" zurück, aber er enthält doch viele interessante Einzelheiten. Die Oper ist in Berlin niemals aufgeführt worden; wir haben sie in den sechziger Jahren in Frankfurt am Main gehört. Der Stoff ist heute unannehmbar. Wenn dieser blutsaugende Geist, der schon in der ersten Scene eine Braut todtbeißt, dann im zweiten Acte wieder eine abschlachtet, aber bei der dritten in der Schlußscene nicht reüssirt und zur Hölle fährt, nicht ausgelacht wird, so ist das ein Beweis, daß der Darsteller Treffliches geleistet und die sehr gefährlichen Grenzen mit großem Geschick eingehalten hat. Und Herr Robinson fand allgemeine Anerkennung.

Heinr. Ehrlich.

Notizen.

Die Zahlenlotterie in Preußen. Von Otto Warschauer. Berlin 1885. — Diese Schrift schildert ein finanzpolitisches Experiment Friedrichs des Großen. Alljährlich neuern sich bei den Etatsberathungen unserer Kammer die Angriffe gegen die noch bestehende Staatslotterie; und doch ist diese, die Classenlotterie, nur die wesentlich harmlosere Schwester der Zahlenlotterie, welche einst der große König in seinen Staaten einführte und mit seiner Autorität schützte. Die Zahlenlotterie entbehrt aller der Cautelen, welche die Classenlotterie durch die eine gefährliche Betheiligung der niedersten Volksschichten ausschließende Höhe der Einsätze, durch die bestimmte Zahl der Loose und der Gewinne ꝛc. bietet. Der Minimaleinsatz bei der Zahlenlotterie betrug 1 Groschen; daher erregte sie gerade die niederen Classen zu leidenschaftlichster Theilnahme, und der Groschen des „armen Mannes" war ihre Haupteinnahmequelle. Im Einführungspatent vom 8. Februar 1763 wurde eine Menge schöner Dinge angeführt, denen die Zahlenlotterie dienen sollte; aber competente Beurtheiler, wie Mirabeau, verwarfen dies Institut schon bei Lebzeiten Friedrichs II. aufs entschiedenste. Auch der Verfasser erklärt mit Recht die Einführung dieses Lottos für einen der finanzpolitischen Mißgriffe, an denen der letzte Theil der Regierung Friedrichs II. so reich war. Wie bei all jenen Experimenten, so bediente sich auch hier der König der Beihülfe eines Ausländers, des Italieners Giantonio Calzabigi, der das aus seinem Vaterlande kommende Lotto in Preußen einführte. Aber weder als königlicher Beamter noch als selbstständiger Pächter des Spiels bewährte sich Calzabigi. Erst seit 1766, da der geschäftskundige Graf Reuß die Lotterie pachtete, hoben sich die Einnahmen, um im Laufe der folgenden Jahrzehnte glänzende zu werden. Im Jahre 1794, nachdem das Institut durch Privatfleiß in Blüthe gebracht war, wurde es von Friedrich Wilhelm II. verstaatlicht; und erst die Reorganisation des preußischen Staates brachte im Jahre 1810 auch dieser verwerflichen Einrichtung ihr längstverdientes Ende. Der interessante Stoff wird vom Verfasser in klarer, von langweiliger Trockenheit freien Sprache dargestellt, die sich zeitweise sogar zu stilistischem Schwunge erhebt, wie man ihn in einer Biographie der Zahlenlotterie kaum erwartet.

H. P.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

herausgegeben von Jos. Kürschner. Bd. 149. Abth. 2. **Heinrich von Kleists** sämmtl. Werke 2 Tl. (Der zerbrochene Krug. Robert Guiskard. Amphitryon. Penthesilea.) Herausgeg. von Theophil Zolling. 8°. XIV. und 436 S.

und

Bd. 124. **Schillers** Werke 7. Tl. (Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Lustspiele: Turandot, Der Parasit, Der Neffe als Onkel und Bühnenbearbeitungen fremder Stücke.) Herausgeg. von R. Boxberger. 8°. 515 S. brosch. à M. 2.50, geb. à M. 3.50.

Zur Philosophie der Weltgeschichte; — Socialistische Phantasiestaaten; — Die Idee des ewigen Friedens mit Bezug auf Politik und Völkerrecht; — Zur Philosophie des Schönen — sind Arbeiten von **Dr. Moritz Brasch**, eines durch seine Feuilletons, Essays und Kritiken, neuerdings durch seine „Klassiker der Philosophie" vortheilhaftest bekannten und beliebten Autors, aus seinem Werke:

Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Literatur. 2 Bde. (Verlag von **Theodor Huth** in **Leipzig**).

Der I. Band ist bereits erschienen und in jeder Buchhandlung vorräthig, sowie durch die Verlagshandlung zu beziehen. Der Preis dieses empfehlenswerthen Bandes beträgt nur 4,50 Mark.

Ein junger **Lehrer**, der sich gern **nur** der **Schriftstellerei** widmen möchte und dem bez. seiner belletristischen, historischen und literaturgeschichtlichen Leistungen vorzügliche Zeugnisse zur Seite stehen, sucht eine Stelle als Redakteur, Feuilletonist ꝛc. an einem guten belletristischen Blatte. Offerten unter **A. T. 545** an **Haasenstein & Vogler, Leipzig**, erbeten.

Ein junger **Schriftsteller**, im Bureau- und Handelsfache firm, wünscht die Redaction eines belletristischen oder Provinzial-Blattes zu übernehmen. Passende dauernde, wenn auch nicht angegebene Stellung wird ebenfalls acceptirt. Gefl. Off. möglichst mit Angabe des Gehaltes sub Redaction **526** durch **Haasenstein & Vogler, Leipzig**, erbeten.

Gegen Ed. von Hartmann!!

Das jüd. Verbrecherthum

von Dr. Ludw. Fuld. 1 Mark.

Verlag von **Theodor Huth** in **Leipzig.**

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. **J. G. Bach's Verlag.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Finanz-Archiv Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. **G. Schanz**, Universitätsprofessor in Würzburg. Erster Jahrgang. Zweites Heft. gr. 8°. 517 Seiten. M. 12.—

Riehl, W. H., Freie Vorträge. Zweite Sammlung. gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7.50.

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. gr. 8°. M. 1.—

Bayer*, Th. von, Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten. X und 616 Seiten. gr. 8°. M. 8.—

Leuing, Fritz, Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkischer Mundart. III und 448 Seiten. 8°. M. 5.— Elegant gebunden M. 6.—

Schack, A. F. Graf von, Meine Gemäldesammlung. Dritte vermehrte Auflage. Nebst einem Anhang, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß der Gemäldesammlung nach Nummern. V und 371 Seiten. 8°. M. 3.— Elegant gebunden M. 4.—

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Erzählungen und Märchen

von R. Baumbach.

Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder auf's Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von Heinr. Seidel.

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. broschirt.

Gedichte eines Optimisten

von Julius Lohmeyer.

M. 3.— broschirt.

Plodersam.

Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält

von Hans Grasberger.

M. 2.— broschirt.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore

von Emil Peschkau.

M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder,** alle fremden **Mineralwässer. 1400' Seehöhe; gegen Norden und Osten** durch Höhenzüge geschützt. **Klimatischer Kurort.** Herrliche, **ausgedehnte Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Reunions wöchentlich. **Kurzeit: 1. Mai bis October.** **Die Badeverwaltung. Birke, Bürgermeister.**

Soeben erschien:

Friedrich Schiller.

Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke.

Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.

Von

Richard Weltrich.

Erste Lieferung. (24 Bogen im Großoktav mit Vorrede.)

Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.

M. 4.—

Vollständig in 2 Bänden zu je 2 Lieferungen: Die zweite Lieferung erscheint noch 1885, der Schluß bis spätestens 1887.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 25. Juli 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen. Von Jürgen Bona Meyer. — Lord Lytton und Lord Salisbury. Von Max Lortzing. — **Literatur und Kunst:** Deutsche Bücher in Frankreich. Von Arthur Mennell. — Ein biographischer Roman. Von Theophil Zolling. — Kunstgewerbliche Veröffentlichungen. Von Wilhelm Lübke. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Von der japanischen Ausstellung. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen.

Von Jürgen Bona Meyer.

Dem an die Pfarrer der Diöcese Paderborn gerichteten, vom 27. Februar d. J. datirten Studien-Erlaß des Paderborner General-Vicariats, welcher nun einige Wochen hindurch die Geister der ultramontanen Presse lebhaft erregt und veranlaßt hat, eifrig darüber zu streiten, in wie weit durch denselben die Anerkennung eines Principes der Maigesetze schon gegeben oder doch wenigstens vorbereitet sei, in wie weit somit durch denselben ein Sieg der Regierung im Culturkampf oder doch ein Fortschritt in der Versumpfung desselben bezeichnet worden, ist rasch genug eine „Declaration des General-Vicariats vom 1. Juli" gefolgt, welche den Versuch macht, jene üble Mißdeutung abzuweisen und die Gemüther darüber zu beruhigen, „daß es den Intentionen des General-Vicariats durchaus widerspreche, mit dem Erlasse staatlicherseits erlassene Vorschriften über die Vorbildung des Clerus im Gegensatze zu den kirchlichen Verordnungen anzuerkennen."

Der Unterzeichnete hat von vornherein nichts Anderes erwartet und müßte daher sowohl die durch den Erlaß hervorgerufenen Klagen wie Hoffnungen für übertrieben und hinfällig halten. Wir stehen also wieder auf dem alten Fleck wie vor dem Erlaß. Trotzdem ist der Fall lehrreich und daher ein historischer Rückblick, aus dem wir eine Lehre für die Zukunft ziehen, wohl am Platze.

I.

Der Sachverhalt zunächst ist folgender: Das „Düsseldorfer Volksblatt" brachte in Nr. 156 die Nachricht, daß die Pfarrer der Diöcese Paderborn angewiesen seien, den Theologie Studirenden ihrer Gemeinde folgende inhaltsschwere Mittheilung zu machen: „Es solle in Zukunft Niemand geweiht werden, der nicht volle drei Jahre auf einer vom preußischen Staate anerkannten Universität oder am Lyceum zu Eichstätt, das den Universitäten gleichstehe, seine Studien absolvirt und das in dem Ultimo Gesetz vorgeschriebene Zeugniß über die mit Fleiß gehörten Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und Literaturgeschichte beigebracht habe." Die „Deutsche Reichszeitung" ward durch diese Mittheilung zu einem Leitartikel: „Anerkennung der Maigesetze?" in ihrer Nr. 170 gereizt, in welchem sie unter der Voraussetzung, daß jene Anweisung, falls sie wirklich gegeben sei, nur vom Bischof von Paderborn selbst ausgegangen sein könne, bemerkte, damit hätte der Paderborner Bischof die Zulassung zur Weihe an die Bedingung geknüpft, daß die Candidaten dieselben Erfordernisse vorher erfüllt hätten, welche auch die Maigesetze als Bedingung für die Anstellung der Geistlichen vorschrieben. Wir hätten hier demnach von hoher Stelle, wenn auch nicht gerade eine förmliche Anerkennung der Maigesetze, so doch (nach parlamentarischem Sprachgebrauche) einen Wechsel auf demnächstige Anerkennung eines wesentlichen Punktes derselben, ein thatsächliches Anerkennungsversprechen, womit die preußische Staatsregierung mit Rücksicht auf den Promittenten wahrlich sehr zufrieden sein könne. Der Bischof sei aber nach dem bestehenden Rechte überhaupt nicht und de lege ferenda heute noch nicht berechtigt, Diejenigen von der Weihe zurückzuweisen, welche jene Erfordernisse der Maigesetze nicht erfüllen. Sein Befehl sei ein unberechtigter Eingriff in die Unterthanenrechte der Diöcesangehörigen: Rom würde gewiß für den Candidaten eintreten, welcher, wenn er sonst alle Bedingungen für die Zulassung zur Weihe erfüllt hätte, seine theologischen Studien nicht an einer deutschen Universität, sondern in Innsbruck oder Rom gemacht hätte. Paderborn aber, nachdem es ein den Staatsgesetzen entsprechendes Knabenseminar eingerichtet habe, erfülle nun auch noch den anderen Theil des Justinus Friedemann'schen Programms, indem es die deutschen Universitäten als ausschließliche Bildungsanstalten für seine Theologen erkläre. Irenaeus Themistor sei einmal wieder um eine seiner Hoffnungen ärmer geworden.

Die „Kölnische Volkszeitung" glaubte zunächst diesen Thatbestand durch Mittheilung des Erlasses in ein etwas günstigeres Licht stellen zu dürfen, sah sich aber dann durch eine neue Entdeckung hinsichtlich der Ausführung des Ultimo-Gesetzes von 1882 bewogen, in einem Leitartikel ihrer Nr. 172 ein „Videant consules!" auszurufen.

Der fragliche Paderborner Erlaß hat nach dieser Mittheilung folgenden Wortlaut:

> Paderborn, 27. Februar 1885. Die Herren Pfarrer und Hülfsseelsorger veranlassen wir hierdurch, diejenigen aus ihren resp. Pfarren gebürtigen Jünglinge, welche beabsichtigen, sich dem Priesterstande zu widmen, und in den theologischen Studien schon begriffen sind oder dieselben nach Ablegung des Abiturienten-Examens mit nächstem Semester beginnen werden, daran zu erinnern, daß sie, bis die hiesige bischöfliche philosophisch-theologische Lehranstalt wieder eröffnet werden kann — was, wie wir hoffen, in nicht allzu ferner Zeit der Fall sein möchte — vor ihrem Eintritt in das Priesterseminar während sechs Semestern auf deutschen Universitäten, denen die Akademie zu Münster und das Lyceum zu Eichstätt darin gleichstehen, die erforderlichen philosophi-

Digitized by Google

schen und theologischen Vorlesungen mit Fleiß gehört haben müssen; daß dieselben während der beiden ersten Semester, welche vorzugsweise den philosophischen Studien zu widmen sind, auch die eine oder die andere theologische Vorlesung, sowie Vorlesungen aus dem Gebiete der Geschichte und deutschen Literatur zu hören haben.

Damit der Fleiß im Besuch der Vorlesungen später constatirt werden kann, haben sich die Studiosen am Schlusse jeden Semesters von den betreffenden Docenten außer dem gewöhnlichen Testate noch ein besonderes Zeugniß über den Fleiß im Besuch der Vorlesungen zu erbitten. . . .

Die Herren Pfarrer und Hülfsseelsorger wollen Vorstehendes den Betreffenden nicht bloß für dieses Mal, sondern auch künftig jedes Jahr und sonst, so oft sich Gelegenheit darbietet, bekannt machen, auch sich der jungen Aspiranten des Priesterthums nach Kräften mit Rath und That liebevoll annehmen und möglichst dazu beitragen, daß, zumal in dieser schweren Zeit, durchaus würdige und tüchtige Arbeiter für den Weinberg des Herrn gewonnen werden. . . .

Das General-Vicariat.

Die Redaction der „Kölnischen Volkszeitung" bemerkte dazu in einer Note, sie constatire, daß in dem ganzen Erlasse von der Versagung der Weihe mit keinem Worte die Rede sei.

Zu besonderen Bedenken aber gab dem Leitartikel noch eine Note Anlaß, welche der Verfasser des Artikels in Professor Hinschius' „Preußischem Kirchenrecht im Gebiete des allgemeinen Landrechts" S. 506 zum Gesetz vom 31. Mai 1882 entdeckt hatte, nach welcher dem Docenten nicht verwehrt sein soll, vor Ausstellung des Zeugnisses über den fleißigen Besuch der Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und deutsche Literatur durch ein mit dem Studenten anzustellendes Examen, das sich aber nur auf den Gegenstand der betreffenden Vorlesung zu beschränken habe, die Ueberzeugung von einem fleißigen Hören des Collegs von Seiten des Letzteren sich zu verschaffen.

Jene erste theilweise Beruhigung der „Kölnischen Volkszeitung" erreichte ihren Zweck nicht.

Unter der Ueberschrift: „Also doch!" stellte das „Düsseldorfer Volksblatt" recht düstere Betrachtungen an über ein ministerielles Verbot des Deharbe'schen katholischen Katechismus und den Paderborner Studien-Erlaß. Aus Beidem folge: 1. Der Minister sei in Preußen die oberste Instanz für die Frage: welcher Katechismus von katholischen Kindern solle gelernt werden; 2. das preußische Staatsgesetz gebe die Norm für die Studien des katholischen Clerus. Wenn diese Nachrichten wahr seien, lohne es nicht mehr der Mühe, noch von einem Kampfe der preußischen Katholiken für die Rechte und Freiheiten ihrer Kirche zu reden. „An dem Tage" — so schließt das Blatt —, „der uns die letzte Spur der Hoffnung, sie könnten sich nicht bestätigen, rauben wird, müssen wir fragen: Also doch geschlagen, unterlegen, besiegt! Moriamus!"

Die „Kölnische Volkszeitung" trat in einem Leitartikel ihrer Nr. 173 mit der Ueberschrift: „Sind wir besiegt?" zunächst auch gegen diese ihrer Meinung nach allzu pessimistischen Anschauungen beschwichtigend auf, indem sie darauf hinwies, daß doch im Grunde mit diesen Verfügungen und Erlassen gar nichts Neues geboten werde, also in demselben auch ebenso wenig eine Anerkennung der Maigesetze enthalten sei, wie in früheren ähnlichen Berücksichtigungen nun einmal vorhandener Gesetzes-Bestimmungen. In der Blüthezeit des Culturkampfes sei häufig jungen Theologen von hochgestellten Geistlichen der Rath ertheilt worden, z. B. ihre Studien nicht in Innsbruck zu machen, weil dadurch ein Hinderniß für ihre spätere Anstellung geschaffen werde. Darin liege aber doch nicht eine Anerkennung der Berechtigung einseitiger staatlicher Vorschriften. Sie wiederhole, in dem Erlasse sei von der Versagung der Weihe mit keinem Worte die Rede. Damit sei aber keineswegs ausgeschlossen, daß die Bischöfe doch allen Grund hätten, das Verhalten der Regierung bezüglich der Vorbildung zum geistlichen Amte mit dem schärfsten Mißtrauen zu beobachten. Es sei von ihr auf den abgeleugneten, aber deshalb doch bestehenden Versuch des Professors Hinschius hingewiesen, „auf Umwegen die Staatsprüfung des Gesetzes vom 11. Mai 1873 wieder einzuführen". Es handle sich da um die Vorbereitung eines neuen Uebergriffes. Da liege allerdings ein sehr ernster Anlaß für die Bischöfe vor, aufzupassen. Die preußischen Katholiken würden eben stets auf Wachsamkeit und Mißtrauen angewiesen sein.

Von dieser Beschwichtigung zeigte sich die „Deutsche Reichszeitung" Nr. 176 in einem Leitartikel: „Nil novi!" durchaus nicht befriedigt. Das General-Vicariat habe an die Priesteramtsaspiranten einen eigentlichen Befehl gerichtet, nicht aber denselben bloß einen unverbindlichen Rath ertheilt. Denn durch die Worte: „Vorlesungen mit Fleiß gehört haben müssen", „Vorlesungen zu hören haben", „haben sich ein Zeugniß zu erbitten", werde nicht ein Wunsch oder Rath, sondern ein strikter Befehl ausgedrückt. Auch brauche man keine sehr scharfe Brille, um zu sehen, daß der Paderborner Erlaß den dieser Verfügung ungehorsamen Priesteramtsaspiranten wirklich mit der Versagung der Weihe bedrohe. „Denn es heißt darin: Die Priesteramtsaspiranten haben vor ihrem Eintritte ins Priesterseminar Das und Das zu thun. Was heißt das aber anders als: der Priesteramtsaspirant, welcher Das und Das nicht thut, wird nicht ins Priesterseminar aufgenommen? Das Priesterseminar ist nun aber nicht Selbstzweck, sondern eine nothwendige Anstalt zur Vorbereitung für den Empfang der Priesterweihe. — Wer nicht ins Priesterseminar aufgenommen wird, wird auch nicht geweiht. Die ursprüngliche Meldung des „Düsseldorfer Volksblattes" entfernt sich also keineswegs von der Wahrheit." — Durch diesen Paderborner Erlaß werde die preußische Staatsregierung somit allerdings ermuthigt, auf ihrem ablehnenden Standpunkte im kirchenpolitischen Streite zu verharren.

Mittlerweile war der „Kölnischen Volkszeitung", wie sie in Nr. 174 vom 26. Juni mittheilte, geschrieben, daß thatsächlich allerdings die Erfüllung jener staatlich gestellten Forderungen als Bedingung zur Aufnahme in das Paderborner Priesterseminar angesehen werde. Theologie Studirenden, welche den geforderten Nachweis nicht erbringen konnten, sei die Erlaubniß, sich auch nur die Subdiaconatsweihe ertheilen zu lassen, verweigert worden. Es hätten aus diesem Grunde Theologen der Paderborner Diöcese ihre Entlassung aus dem Diöcesan-Verbande nachgesucht und erhalten. Der Paderborner Studien-Erlaß acceptire schlechtweg die staatlichen Vorschriften und mache jede Verhandlung mit dem apostolischen Stuhle über die (wissenschaftliche) Erziehung des Clerus überflüssig. — Auch jetzt noch schien der „Kölnischen Volkszeitung" damit zu viel behauptet zu sein, wenn darunter die Anerkennung eines Rechtes der staatlichen Gesetzgebung, die Erziehung des Clerus zu regeln, verstanden sein sollte. Gegen solchen Anspruch hätten sämmtliche preußischen Bischöfe seiner Zeit Verwahrung eingelegt, und wenn nun das Paderborner General-Vicariat in einem besonderen Erlasse an die Pfarrer diese Verwahrung nicht ausdrücklich erneuere, so sei daraus doch nicht zu folgern, daß es damit von der einheitlichen Auffassung der Bischöfe Preußens zurücktreten wolle. Die Bischöfe befänden sich gegenwärtig in der Nothlage, daß sie keine Priester verwenden könnten, welche nicht von den staatlichen Anforderungen dispensirt seien, oder denselben in der Form des Gesetzes vom 31. Mai 1882 Genüge geleistet hätten, ohne sofort den maigesetzlichen Strafen zu verfallen. „Hätte" — schreibt die „Kölnische Volkszeitung" — „das Paderborner General-Vicariat ausdrücklich diese Nothlage betont, gegen den Anspruch des Staates bezüglich der Erziehung der Geistlichen sich verwahrt und die Studirenden einfach ermahnen lassen, sich nicht in die Unmöglichkeit einer Verwendung in ihrer Diöcese zu versetzen, so würden wohl die gegen den Erlaß erhobenen Bedenken sich nicht geltend gemacht haben. Wir bedauern, daß dies nicht geschehen, besonders da die Verhandlungen des apostolischen Stuhles bezüglich Aenderung der maigesetzlichen Bestimmungen über die Erziehung des Clerus leider noch zu keinem Resultat

Digitized by Google

geführt haben und die Befürchtung nicht ausgeschlossen ist, daß in diesen Verhandlungen jener Erlaß in seiner jetzigen Form zu Folgerungen Anlaß bieten könnte, welche gewiß der Intention des Paderborner General-Vicariates in keiner Weise entsprechen."

Auch die „Germania" besprach eingehend den Paderborner Studien-Erlaß und meinte, davon, daß seit dem Gesetz von 1882 auch kein Geistlicher mehr geweiht werden solle, der nicht entweder das Cultur-Examen gemacht oder jene Vorlesungen gehört oder vom Cultusminister dispensirt sei, könne doch gar keine Rede sein; zunächst schon nicht, weil die Kirche auch für die Anstellungen in Preußen jene drei Forderungen in keiner Weise anerkannt habe, sodann aber auch nicht, weil diese Bestimmungen doch auf alle Fälle nur für die in öffentlicher Seelsorge anzustellenden Geistlichen gelten sollten. Ein Bischof komme aber gar häufig in die Lage, Priester zu weihen, welche in die Heidenmission oder zur Seelsorge in andere Länder gehen wollten, oder als Privatgelehrte weiter studiren, Hauslehrerstellen annehmen, oder als Privatgeistliche fungiren wollten. In allen solchen Fällen brauchten sie sich doch um die betreffenden preußischen Gesetze gar nicht zu kümmern, könnten jedoch die Priesterweihe nicht entbehren. Abgesehen aber davon hätte schon die unmittelbare Abhängigkeit verletzen müssen, in welche der Paderborner Erlaß die Spendung der heiligen Priesterweihe gesetzt habe gegenüber einer einseitig vom Staate und dazu noch von vorherrschend protestantischen Gesetzgebungs-Factoren erlassenen und von der Kirche durchaus nicht anerkannten Bestimmungen. — Doch räth auch sie in einem späteren Artikel, bei der Besprechung des Erlasses Alles zu vermeiden, was mißverständlich, verwirrend und deshalb auf die Dauer entmuthigend wirken könnte, demgemäß lieber das letzte Wort noch zu suspendiren und vor Allem die Tragweite der Sache nicht zu überschätzen.

Auch die lithographirte Correspondenz Falkenberg (Majunke) versicherte, der Erlaß mache in den leitenden kirchlichen Kreisen Preußens einen höchst peinlichen Eindruck, das isolirte Vorgehen des Paderborner General-Vicariates sei jedenfalls ein schwerer taktischer Fehler, dessen schlimme Folgen zunächst die Bischöfe Preußens und dann vor Allem der heilige Stuhl empfinden würde. Die Katholiken seien nur stark, so lange der Episkopat geschlossen und einig sei. Sollte es aber der preußischen Regierung gelingen, die feste Phalanx zu durchbrechen, die Einigkeit zu sprengen und die Bischöfe zu isoliren, dann wäre freilich der hie und da hervorgetretene Pessimismus berechtigt.

In Rom — so ließ sich die „Deutsche Reichszeitung" Nr. 178 vom 28. Juni schreiben — könne man nicht daran glauben, daß diese Anweisung von kirchlicher Seite ausgegangen sei, da es im Augenblicke, wo Verhandlungen über die Erziehungsfrage schwebten, nicht zur Competenz eines einzelnen Ordinarius gehören könne, einen derartigen Entscheid zu treffen und da ein solcher in Rom niemals gebilligt werden würde. Den verlegenen Wendungen in der Ausdrucksweise des „Moniteur de Rome" merke man an, daß er hoffe, falls die Sache sich wirklich verhalte, wie einige Zeitungen sie darstellen, würden die Bestimmungen des Circulars wieder rückgängig gemacht.

Dieser Hoffnung soll nun das Paderborner General-Vicariat durch seine Erklärung vom 1. Juli entsprochen haben. Dieselbe lautet:

> Der Erlaß vom 27. Februar d. J. ist nach seinem Inhalte wie nach der Form, in welcher derselbe — mit Umgehung der Publication im Amtlichen Kirchenblatte — zur Kenntniß der betreffenden Herren Geistlichen gebracht ist, ein vertrauliches Schreiben. Dasselbe enthält eine lediglich für die Geistlichen bestimmte Anweisung, wie die Theologie-Studirenden über den Gang und die Ausdehnung ihrer Studien mit Rücksicht auf die spätere Verwendung in der Diöcese zu belehren sind. Eine allgemein bindende gesetzliche Diöcesanvorschrift soll in dem Erlasse nicht gegeben sein. Außerdem bezeichnet sich die Verfügung ausdrücklich als eine provisorische, die mit Wiedereröffnung der hiesigen philosophisch-theologischen Lehranstalt von selbst außer Geltung tritt. Einer solchen provisorischen Maßregel glaubten wir nicht entbehren zu können. Mit dem Eintritte in das Priesterseminar erhalten die Theologie-Studirenden der Diöcese Paderborn den stiftungsmäßigen Anspruch, auf Kosten des hiesigen Clericalseminars unterhalten und später unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht zu werden. Die Stellung des Seminartischtitels schließt aber die weitere Verpflichtung ein, dem so geweihten Geistlichen eventuell bis zu seiner Anstellung standesmäßigen Unterhalt zu gewähren. Nach Lage der jetzt geltenden Gesetzgebung können in Preußen Geistliche, welche die in unserm Erlasse aufgestellten Forderungen nicht erfüllt haben, eine Anstellung in einem öffentlichen Amte nicht erhalten. Dieselben fielen also, wenn sie unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht wären, rücksichtlich ihres Unterhaltes eventuell dem Seminarfonds zur Last. Wir glauben demnach nur pflichtmäßig zu handeln, wenn wir die Theologie-Studirenden darauf hinweisen lassen, daß sie in den Genuß der von dem hiesigen Clericalseminar zu gewährenden Wohlthaten nur eintreten können, sofern sie die Aussicht bieten, in der Diöcese in der Seelsorge verwendet zu werden. Darüber hinaus hat unser Erlaß nichts bestimmen wollen. Am allerwenigsten haben wir das Studium der künftigen Priester in den Rahmen der maigesetzlich umschriebenen Forderungen einengen wollen. Soweit der Wortlaut unseres Erlasses zu der Deutung Veranlassung geben könnte, als hätten wir staatlicherseits erlassene Vorschriften über die Vorbildung des Clerus im Gegensatze zu den kirchlichen Verordnungen anerkannt, müssen wir diese Deutung als eine unsern Intentionen durchaus widersprechende bezeichnen. Wir wissen uns in der vollen Unterwerfung unter die kirchlichen Bestimmungen und in der treuen Hingabe an den Apostolischen Stuhl eins mit dem gesammten Episkopate.
>
> Paderborn, den 1. Juli 1885.
>
> Das Bischöfliche General-Vicariat.

Die „Kölnische Volkszeitung" Nr. 181 bemerkte zum Abdruck dieses Erlasses, der Schwerpunkt desselben liege in der bestimmten Erklärung, daß die vielfach angefochtene Verfügung vom 27. Februar eine allgemein verbindliche Diöcesan-Vorschrift nicht darstellen solle, sowie in der Betonung des provisorischen Charakters dieser Verfügung. Außerdem verwahre sich das General-Vicariat nunmehr auch ausdrücklich dagegen, als habe mit seinem früheren Erlasse irgendwie die Verbindlichkeit der maigesetzlichen Vorschriften bezüglich der Vorbildung der Geistlichen anerkannt werden sollen. Die in dem neuen Erlaß gegebene authentische Interpretation des früheren sei sonach geeignet, die der Fassung des letzteren entgegenstehenden Bedenken auszuräumen. Ohne allen Zweifel werde auch die Praxis der obigen Declaration entsprechen. Damit dürfte diese Episode ihren Abschluß gefunden haben.

Der „Trierschen Landeszeitung" ist ferner mitgetheilt, daß die Pfarrer der Diöcese Paderborn einen besonderen Erlaß empfangen hätten, in welchem die bekannte und viel besprochene Verfügung des bischöflichen General-Vicariates vom 27. Februar d. J. pure zurückgezogen werde. Dasselbe ist dem „Moniteur de Rome" von Berlin aus mitgetheilt worden. Die „Deutsche Reichszeitung" Nr. 184 hat dies gewiß mit Befriedigung zur Kunde ihrer Leser gebracht. Dieselbe ließ sich auch in Nr. 185 vom 5. Juli aus Rom schreiben: „Es wird hier mit allgemeiner Freude die vorgestern telegraphisch eingetroffene Meldung begrüßt, daß der Paderborner Erlaß officiell und definitiv zurückgezogen sei. Die freimüthige Initiative eines katholischen Blattes, das zuerst das vielbesprochene, wie nunmehr versichert wird, schon drei Monate alte Document ans Tageslicht zog, hat Segen gestiftet. Man hat in kirchlichen Kreisen die Angelegenheit sehr ernst aufgefaßt, zumal das hl. Collegium, wie auch Leo XIII. selbst, in der Erziehungsfrage durchaus auf dem Standpunkte der immer größere Bedeutung gewinnenden Schrift von Irenaeus Themistor stehen. Herr von Schlözer, der

Digitized by Google

dieser Tage Rom verläßt, kann in Berlin melden, daß der Papst mit aller Entschiedenheit auf der Erziehung des Clerus nach den kirchlichen Grundsätzen bestehen wird, und daß Se. Heiligkeit in der Erziehung gemäß den maigesetzlichen Bestimmungen nach wie vor die vitalsten Interessen der Kirche und das Heil der Seele bedroht sieht."

Wir standen also nun thatsächlich ganz am Abschluß dieser neuesten Culturkampfs-Episode und müssen uns fragen, was aus ihr für die Zukunft zu lernen ist.

(Schluß folgt.)

Lord Lytton und Lord Salisbury.

Von Max Lortzing.

Lord Salisbury ist an Stelle Gladstone's an die Spitze des britischen Cabinets getreten und somit hat sich Lord Lytton's, seines Freundes, Prophezeiung erfüllt, welche dieser in einem kürzlich veröffentlichten epischen Gedicht aussprach, dessen erstes Buch erschienen ist, während fünf andere ihm noch folgen werden.

Der edle Lord ist unter dem Schriftstellernamen Owen Meredith bekannt und hat sich bereits die Dichtersporen verdient, obwohl man ihm gerade keine besondere Originalität nachrühmen kann. Dies zeigt sich auch in seinem neuen Werk, „Glenaveril, or the Metamorphoses" betitelt: zwei neugeborene Knaben, von denen der eine der Lady Eleanor Glenaveril, der andere ihrer Hauswirthin in Baden-Baden, der verwittweten Frau Pastor Müller angehört, werden mit einander verwechselt, und der deutche Sprößling wird in Folge dessen als Chef eines Clans und als erblicher britischer Peer erzogen, während der rechtmäßige Erbe in die Fußtapfen seines vermeintlichen Vaters tritt und sich zum lutherischen Geistlichen ausbildet. Ueber dem Clan schwebt ein alter Fluch kraft dessen alle männlichen Mitglieder desselben in verhältnißmäßig frühen Lebensjahren eines gewaltsamen Todes sterben. So weit die ihrer Anlage nach weder neue noch originelle Exposition.

Beim Eintritt des jungen Peer in das Parlament nimmt der Dichter Gelegenheit, die Mitglieder des letzten Cabinets und andere politische Größen unter anderen Namen in etwas altväterischer, satirischer Weise auf's Schärfste, Gladstone sogar auf's Unerhörteste anzugreifen und zu geißeln. Die Stanzen sind stark bombastisch gefärbt und ihre Diction leidet mitunter an Härten und Unklarheiten. Lord Lytton ist Hochtory, und als sein Ideal verehrt er den Marquis von Salisbury, den er unter dem Namen Caecilius (er heißt auch wirklich Cecil) als Retter des verrathenen und dem Abgrunde des Verderbens nahen Vaterlandes feiert. Die Uebertragung bitte ich zu entschuldigen, den Fehler des etwas Ungelenken verschuldet zum Theil wenigstens das schwülstige Original.

Zuerst kommt Joseph Chamberlain an die Reihe, den der Verfasser als den zweiten Casca stempelt:

Den Demagogen schau, den Casca, dort,
Den hämischen, doch dürrer noch als der.
Er schimpft in jedem Ueberredungswort
Und Keiner lügt beweisend so wie er.
Den Zwang der Höflichkeit, den wirft er fort,
Gespeichert Gift ist seiner Zunge Wehr,
Und ist die Redekunst Aufreizung bloß,
Spricht schöner Casca's Mund als Cicero's.

Er haßt Jedweden, den die Menschheit ehrt,
Der über ihm steht, und wieviel sind das!
Der Erde Größen, die des Neides werth,
Und die im Himmel auch verfolgt sein Haß.
Dies einzige Talent hat ihn gelehrt
Durch Drohen ohne Maß und Unterlaß
Despot in einem Cabinet zu sein,
Das sich verkriecht vor seinem mind'sten Dräu'n.
Und wie im Unterhaus sie zu ihm schrei'n!
Wie dort sich um ihn drängt der Treuen Schaar!
Groß ist ihr Eifer, ihre Zahl nur klein.
Haß treibt und Hoffnung jene Jahr für Jahr,
Sie hoffen Eitles, hassen im Verein,
Was übrig noch von Kirch' und Staat fürwahr.
Und Jeder spielt den Revolutionär,
Ein Aff' von Marat und von Robespierre.

Auf Chamberlain folgt Charles Dilke als Sophronion, doch ergeht es ihm besser:

O, daß Sophronions Philosophie
Wie Glas an so hirnlosem Kopf zerschellt!
Des Platon Geist versteht ein Kleon nie!
Du stolzer Eifrer, träumst Du gar die Welt
Zu bessern ohne Blut und Eisen, sie
Zu ändern ideal, wie Dir's gefällt?
Baut Staatskunst, wie die Schule jetzt sie schafft,
Wohl Republiken nur durch Wissens Kraft?

Sir William Harcourt ist der Historicus, dessen Redestil oft den Geschmack beleidigt, er ist gewandt, aber roh, dann heißt es weiter von ihm:

Was ist's, was diesem Redner fehlt? Nicht Witz,
Sein Witz ist treffend, beißend ist sein Hohn.
Auch Kraft ist's nicht, schlagfertig wie der Blitz
Ist jeder Satz. Er gleicht Thaliens Sohn,
Der, dem Juchheh zu Lieb' auf höchstem Sitz,
Nach Beifall geizt als seines Spieles Lohn,
Der, ungenirt um seiner Rolle Geist,
Sich zum Hanswurst macht und Coulissen reißt.

Der arme Gladstone, der als schwärzester Landesverräther am Lytton'schen Pranger steht, wird erst wegen seines salbungsvollen Predigertones verspottet:

Doch keine Predigt, such' auch noch so sehr,
Bringt, was dem Denker werth zu wissen wär'.

Nach neuer Wahrheit und nach Denken nicht,
Originell nicht oder treffend klingt
Noch witzig oder weise, was er spricht.
Da ist kein Geist, der kräftig schaffend ringt,
Da leuchtet kein Genie mit klarem Licht,
Und wann zum Schluß die lange Rede bringt,
Ist dunkel Alles, öde, wüst und leer,
Und nichts, was werth nach Haus zu tragen wär'.

Doch wie begabt! Die Masse folgt ihm blind,
Sie jubelt, wann er öffnet nur den Mund.
Sie tanzt nach seiner Pfeife Klang geschwind
Und klatscht vor Beifall sich die Hände wund.
Wie schade, daß mit solcher Macht nicht sind
Weisheit und Wahrheit, Recht und Ehr' im Bund!
Doch sieh, wohin er seine Schafe führt,
Da wird Ruin und Schande nur verspürt.

Verwirrung, Elend, Wuth und Schmach und Noth
Sind in der Schale, die er dar uns reicht,
Und Schmerz und Zweifel und der bitt're Tod.
Den Ruhmesglanz des Volks hat er gebleicht,
Des edlen, das sich seiner Leitung bot,
Deß Name andren jetzt zum Spott gereicht.
Und weil sie ihm Behagen hat gebracht,
Mißbraucht er länger schmachvoll seine Macht.

Auf seinen Wink zog fesellos durch's Land
Verrath in schmählich blutgetränktem Lauf,
Und edle Opfer fällte seine Hand
Sinnlosen Götzen frevelhaft zu Hauf,
Indeß sich selbst bewundernd frech er stand
Und Selbstvergöttrung blies den Eitlen auf.
In's Blut des Vaterlands getaucht, doch nimmer
Erröthend schreit und schwatzt er jetzt noch immer.

Digitized by Google

Lord Granville ist der geschmeidige Glaucus, der mit blankem Schild in die Schranken tritt, um Pfeile aufzufangen, die geradliniger abgeschossen sind als die seinigen. Er lächelt immer und seine Fechtkunst besteht im Ausweichen, im „Kneifen", er citirt gern aus der alten Whiggeschichte und sucht Argumente durch Anecdoten zu widerlegen:

Typus der schönen Schöpfung vor der Fluth,
Als geist'ges Sublimat der feinen Welt
Galt als des Staatsmanns höchstes Attribut,
Das leicht und stets elastisch sich erhält
Und jeden Athemzug saugt in das Blut, —
Staatsmänner, die es sich als Ziel gestellt
Mit Tact und mit Geschmack das Spiel zu lenken,
Wie Lebemänner sich das Volkswohl denken.

Argylius, natürlich der Herzog von Argyl, baut Perioden, die so majestätisch dahingleiten, wie ein griechischer Chor, er ist der „Sir Oracle":

Wie vornehm feierlich hört es sich an,
Wann der beredte Mund Anklagen spricht!
Wie stattlich sind die Gesten, dem Gespann,
Dem königlichen gleich, das eilig nicht,
Nur langsam, Schritt vor Schritt nur fährt voran —
Stolz ist die Kutsche, schwer ist das Gewicht
Der Rosse, die für Alltag nicht gemacht,
Die nur geschaffen für Paradepracht.

Doch nun erscheint der Retter, der Marquis von Salisbury:

Welch' stattliche Gestalt ist's, die dort steigt
Empor, begrüßt von Freunden sonder Zahl?
Wer ist's, der sich vom Rostrum her verneigt,
Gespannt erwartet im histor'schen Saal?
Er, dem an Ernst und Weisheit Niemand gleicht,
Wird siegend zücken seiner Rede Stahl,
Der Meerfluth gleich braust seiner Worte Macht,
Schau den Cäcilius dort und hab' wohl Acht!

Die Zeit laßt reifen, bis die Stunde schlägt,
Wann jäher Sturz den glatten Lug und Trug,
Die gleißnerische Macht in Trümmer legt,
Das Volk, das sicher sich noch däucht genug,
Den leeren Schein nicht länger mehr erträgt,
Zu spät erkennend, wer die Wunden schlug,
Zu Dir, um Rettung flehend, hebt die Hand,
Dann wird erst voll Dein Werth, Cäcil, erkannt.

Er ist feurig wie Fox und national wie Pitt, und man mißtraute ihm deshalb zu einer Zeit, in der national zu sein als ein Verbrechen galt. Philosoph und Paladin zugleich, vereint er den Muth des Soldaten mit der Erfahrung des Weisen, kurzum, „wir werden niemals Seinesgleichen sehn".

Es gab eine Zeit, in der es sehr unwahrscheinlich war, daß Robert Arthur Talbot Gascoigne Cecil jemals der dritte Marquis von Salisbury werden würde. Als jüngerer Sohn einer großen Familie, dem ein verhältnißmäßig nur geringes Vermögen zufiel, widmete er sich zunächst der Journalistik und schrieb namentlich für die „Quarterly Review", der er auch jetzt noch hin und wieder seine Feder leiht. Bedeutende Staatsmänner haben oft so nebenbei ein eigenes Steckenpferd: Disraeli verfaßte Romane, Gladstone fällt Bäume und Salisbury ist Chemiker — er hat ein großes Laboratorium — und Photograph; sein Schloß ist nach seinen eigenen Plänen elektrisch erleuchtet. Er imponirt durch seine Gestalt und macht den Eindruck eines gebieterischen englischen Barons des fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderts.

Hatfield House, der Sitz des jetzigen Premiers, ist eins der berühmtesten und schönsten Herrenhäuser Englands. Als im Jahre 1611 der Bau vollendet war und Sir Robert Cecil, der jüngere Sohn des Lord Burleigh, auf der Schwelle stand und die breite Allee hinabschaute, lag vor ihm „der Weg nach London". Seit der Gründung ihres Schlosses haben die Cecils stets ihr Auge fest auf die Themsestadt gerichtet, als den Brennpunkt des politischen und socialen Lebens. Sie wohnten, wie die hohen Herrschaften Großbritanniens überhaupt, auf dem Lande, allein sie liebten es, „den Weg nach London" dicht vor den Augen und bequem vor den Füßen zu sehen. Wer von dorther kommt, steigt aus dem Eisenbahnwaggon fast unmittelbar in den Park hinein.

Zu einer Wohnstätte wurde Hatfield zuerst durch die Bischöfe von Ely gemacht, die sich dort im zwölften Jahrhundert einen Palast bauten. 1534 tauschte ihn Heinrich VIII. gegen einige Ländereien in Cambridge, Essex und Norfolk ein und erhob ihn zu einem seiner Landhäuser. Auch sein Sohn Edward wohnte häufig daselbst, und als er den Thron bestieg, schenkte er Hatfield House seiner Lieblingsschwester Elisabeth, an welche sich noch viele Erinnerungen des Schlosses knüpfen. Heutzutage ist nur noch ein Flügel des ursprünglichen Palastes vorhanden, in welchem die Wiege der „jungfräulichen Königin" stand. Der große Saal, wo sie ihren ersten Staatsrath hielt, ist jetzt zum Stall geworden, und edle Rosse fressen und wiehern da, wo einst Burleigh sprach und Elisabeth herrschen lernte. Ihr Bild blickt den Beschauer von der Wand mehr als eines Gemaches an, und im Park rauscht noch die Eiche, unter der sie saß, als der athemlose Bote ihr den Tod Maria's meldete und sie knieend als Königin von England begrüßte. In einem Cabinet der Bibliothek hängt der breitrandige Hut, welchen sie bei dieser Gelegenheit trug, und auch ihre Wiege existirt noch.

Man zeigt im Schloß auch einen „Cromwell Room", obgleich es sich nicht nachweisen läßt, daß der Lord Protector jemals dort logirt hat. Im „Wellington Room" hat der Herzog oft gewohnt, der mit dem verstorbenen Marquis von Salisbury eng befreundet war und ihm vier in der Schlacht bei Waterloo eroberte Fahnen schenkte, die noch heut zu den Trophäen des Hauses zählen. Andere Curiositäten sind einige Waffenröcke, die aus den Wracks der stolzen Armada herstammen, ein Geschenk der Königin Elisabeth an Lord Burleigh, und noch ein merkwürdiges Stück aus der nämlichen Zeit. Es mögen wohl viele ehrgeizige und siegestrunkene Gedanken die Phantasie jener spanischen Ritter erfüllt haben, als sie die Anker lichteten, um Albion zu unterwerfen, aber das hat sich wohl Keiner von ihnen träumen lassen, daß sein aufrecht stehender Panzer im neunzehnten Jahrhundert im Landhause des Führers der conservativen Partei mit der rechten Hand eine Gaslampe aus rothem Glase emporhalten würde!

Zu erwähnen sind noch der blaue und goldene, indessen etwas unbequeme Krönungssessel der Königin Anna, von dem Niemand weiß, wie er dorthin hingekommen ist, der aber zweifellos in der Capelle steht, und ein Bild mit einer Figur in Lebensgröße, über deren Schulter noch ein zweiter Kopf sichtbar ist. Dies Bild hat seine Geschichte. Als der junge Herzog von Monmouth bei Hofe in Gunst stand, war der damalige Marquis von Salisbury sehr befreundet mit ihm und ließ sich sein Portrait malen. Nun aber kam der Herzog bei Sedgemoor zu Falle, und da wäre es für Jeden, der in der Gnadensonne des Königs leben wollte, sehr unpolitisch gewesen, das Portrait eines Rebellen in seinem Schlosse zu besitzen. So wurde denn der Unglückliche weggewischt und die Leinwand vorläufig bei Seite gelegt. Eine Generation später ließ sich der derzeitige Marquis malen, und da er sehr geizig war, so gebot er, die alte Leinwand dazu zu benutzen. Das geschah denn auch, und als ein Jahrhundert später das Bild einmal gereinigt ward, da kam plötzlich das Gesicht des längst vergessenen Herzogs von Monmouth zum Vorschein.

Die Bibliothek von Hatfield House ist nicht gerade besonders reichhaltig und bedeutend, in einer Beziehung jedoch einzig in ihrer Art. Die Pfeiler, welche die Regale in verschiedene Abtheilungen scheiden, sind hohl, und was sie enthalten, befindet sich sorgsam gehütet unter Schloß und Riegel. Es sind dies die berühmten „Cecil Papers", mehr als dreizehntausend Briefe, von mehr oder weniger berühmten Persönlichkeiten an die ersten Cecils gerichtet. Geordnet, classificirt und in starkes Kalbsleder gebunden, bilden sie eine Sammlung von unschätzbarem Werth. Darunter sind Briefe von Maria, Königin von Schottland, in großer, ungleicher, aber nicht ungraciöser Handschrift und die Correspondenz der Königin Elisabeth. Nicht lange vor ihrem Tode goß sie ihr

Digitized by Google

Herz in Verse, die nicht weniger als neuen Folianten füllen. Vermuthlich wird die „Historical Manuscript Commission", welche gegenwärtig damit beschäftigt ist, jene Papiere zu ordnen, das Räthsel ihres Verständnisses lösen, was bisher noch Niemandem geglückt ist, und der Welt die unvergleichlichen Gedichte der gealterten, aber noch immer „jungfräulichen Königin" nicht länger vorenthalten.

So ist Hatfield House mit der Geschichte der englischen Herrscher und Herrscherinnen sowie mit der des Volkes und des Landes auf's Engste verknüpft. Jakob I. hat es in seiner jetzigen Gestalt erbaut und die meisten britischen Souveräne haben in ihm logirt, manche es sogar bewohnt. Es hat auch ein Gemach, welches „The Queen's Room" heißt, in dessen schwellendem Bett auch schon Königin Victoria der Ruhe genoß. Nun hat sie den Marquis von Salisbury an die Spitze ihres Cabinets berufen, und es bewährt sich wiederum das alte Wort, daß die Cecils stets „the way to London" vor sich haben.

Literatur und Kunst.

Deutsche Bücher in Frankreich.*)

Von Arthur Mennell.

Wir können keine größere Dummheit begehen, als wenn wir meinen, die Franzosen zögen achtlos an unserer schönen Literatur, an unserer Wissenschaft vorüber, um sich mit nichts Anderem zu beschäftigen, als mit ihrer eigenen selbstherrlichen Persönlichkeit. Und dennoch ist diese Meinung in unserem „gelehrten" Deutschland nicht eben selten. Zumal im Punkte der schönen Literatur hört unsere Gemüthlichkeit auf. Wenn wir nur könnten, wie wir wollten: wir ließen kein französisches Theaterstück, keinen französischen Roman über die Grenze, weil wir die Werke unserer modernen Schriftsteller in Frankreich absichtlich verleugnet oder gar unterdrückt glauben. Und was nun gar die deutsche Wissenschaft und ihre Würdigung seitens der Franzosen anbetrifft, so weiß man zwar in unseren Gelehrtenkreisen darüber ganz genau Bescheid. Im großen Publikum aber, das die leichtsinnigen Boulevardblätter liest, ist man nur allzuleicht geneigt, die in ihnen sich brüstende Unwissenheit für eine französische Erbsünde zu halten. Ja, nicht bloß in Deutschland, auch in England und Amerika kann man, wie ich in ersten wissenschaftlichen Blättern dieser Länder beobachtete, sich nicht enthalten, dann und wann der französischen Wissenschaft eine Gardinenpredigt zu halten und unverblümt zu sagen, daß ihr „Verfall" eine Folge ihrer absichtlichen Verneinung deutschen Wissens und Schaffens sei. Und daß die Heiterkeit sich einstelle, kommt gar der Franzose und sagt: „Wir bilden uns ein, die großen Bahnbrecher der Humanität zu sein und verachten dabei in unserer Eitelkeit Alles, was außer uns geschieht. Unsere Unwissenheit ist einfach großartig, ja schändlich."

Aber all solche Urtheile über deutsche Wissenschaft und französische Leugnung derselben wären ja sehr schön oder sehr häßlich, wenn sie nur den Thatsachen entsprächen. Glücklicherweise sind sie haltlos.

Ich sage also: die französische Wissenschaft beschäftigt sich nicht nur sehr eingehend mit unserem deutschen Geistesleben, sondern sie kennt auch jede bedeutendere, einzelne Erscheinung desselben. Den Beweis dafür bringt jede Nummer der französischen fachwissenschaftlichen Zeitschriften. Man schlage die „Revue Historique" auf, und wenn man mir dann eine deutsche Zeitschrift nennt, die sich in umständlicherer Weise mit französischen Dingen beschäftigt, wie diese mit deutschen, so werde ich für diese Belehrung sehr dankbar sein. Da hab' ich eine Nummer. Wir wollen hineinsehen: Also im Ganzen 17 Buchanalysen. Und wie viele Bücher sind denn deutsche Bücher? Nicht weniger als 10! Darunter die Suphan'sche Herder-Ausgabe, die von Charles Joret sachkundig besprochen wird. Aber was eigentlich noch wesentlicher ist: auf ungefähr 50 Seiten wird ein Ueberblick über die gesammten halbwegs in das Gebiet der deutschen Geschichte und ihre Hilfswissenschaften streifenden Vorgänge der letzten Monate gegeben. Da fehlt es nicht an Gesammtübersichten des Inhaltes von Blättern, wie: „Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg", oder „Zeitschrift für Geschichte und Landeskunde der Provinz Posen". Ja, neben den „Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen" werden gar der „Schau in's Land", die Stimmen aus Maria Laach" und die „Steiermärkischen Geschichtsblätter" erwähnt. Und damit ist es noch keineswegs genug. Das Blatt gibt auch eine Chronik und eine Bibliographie deutscher Erscheinungen, die auch dem in Paris weilenden Deutschen ein hochwillkommener Vermittler deutscher Vorgänge geworden ist. Wie eingehend und sorgfältig dabei verfahren wird, mögen die folgenden Notizen, die ich einer anderen Nummer entnehme, zeigen: „Am 13. Juni starb in Bautzen, Sachsen, J. E. Schmaler, bekannt durch seine zahlreichen Schriften über die slavischen Sprachen und zumal über das Serbische und Wendische. Er wurde 69 Jahre alt." Die andere heißt: „Herr Naumann, Privatdocent in Halle, wurde zum außerordentlichen Professor in Straßburg ernannt." Na, mehr kann man doch nicht verlangen.

Aber ich denke, gerade auch das ist beweisend. Diese vortrefflich geleitete, von Monod herausgegebene Revue hat zudem fünf deutsche Correspondenten, nämlich: Haupt in Würzburg, Schum in Halle, Stern in Bern, Bauer in Graz, Reuß in Straßburg.

Ich nenne ferner die „Revue Critique", an welcher der geistvolle Gaston Paris einen leitenden Antheil nimmt. Jede Nummer dieses Blattes enthält die gesammte Inhaltsangabe der hervorragendsten sprachwissenschaftlichen deutschen Blätter, theilweise mit, theilweise ohne summarisches, öfter dem Kritiker entlehntes Urtheil. Jede Nummer enthält Besprechungen deutscher Bücher. Und wenn wir auch gerade auf sprachlichem Gebiet Zeitschriften haben — ich nenne beispielsweise „Herrig's Archiv" und die „Zeitschrift für neufranzösische Sprache" — die sich unendlich mehr mit dem Französischen beschäftigen als ähnliche französische Publicationen mit dem Deutschen — so beweisen alle anderen hier erscheinenden fachwissenschaftlichen Zeitschriften: militärische wie medicinische, naturwissenschaftliche wie philosophische, namentlich auch pädagogische, daß man den Ergebnissen unserer Forschung, wenn auch nicht immer mit vorurtheilsfreiem Auge, so doch mit steter Aufmerksamkeit folgt.

Kein Blatt aber haben wir in Deutschland — leider Gottes! —, das sich wie die Revue des deux mondes in ähnlicher Weise mit französischen Zuständen beschäftigte, wie dieses mit deutschen. Noch immer die in unerreichtem Aether thronende Königin französischer Zeitschriften, schlägt sie mit jedem ihrer Jahrgänge ihre deutschen Schwestern. Wo denn bringen wir ausführliche Studien beispielsweise über das Verhältniß von Staat und Kirche, Universitätszustände, Justiz und Verwaltung, über die Parlamentsherrschaft, über das allgemeine Stimmrecht, über die relative Bevölkerungsabnahme in Frankreich? Ich weiß es recht wohl, wir haben vortreffliche Bücher über die französischen Finanzen, über französische Volksschulen und andere Grundpfeiler des modernen Staatslebens. Wie aber steht es mit solcher Kenntniß im großen Publikum? O ja, wir lesen jeden Schmutz auf, der sich auf dem pariser Macadam herumtreibt, wir können zehn, zwanzig, hundert französische Namen nennen, wo wir erst einen, zwei, drei deutsche nennen können. Aber gerade weil wir von unseren Tagesblättern täglich mit Pariser Schund gefüttert werden, weil man uns, das große Publikum, mit Theater- und Romankritiken abspeist und uns jeden möglichen Pariser Gerichtsbericht, jede mögliche Pariser Unzucht harmlos auftischt, statt uns Darstellungen wirklicher französischer Culturarbeit zu geben, drängt man uns in dem Verständniß französischer Art und Strebens

*) Aus dem in einigen Wochen erscheinenden Buche: „Pariser Luft", welches Deutsche und Deutschthum in Paris, den französischen Militarismus (Einjährige, Officiere, Frankreichs Volk in Waffen) und politische, journalistische, theatralische, financielle und sittliche Zustände des modernsten Paris schildern wird.

Digitized by Google

auf einen Standpunkt, der zwischen übertriebenem Lobe und noch übertriebenerem Tadel selbstgefällig einherpendelt.

Wie aber die Zeitschriften, so zeigen auch die Bücher der französischen Gelehrten ihre beständige Beschäftigung mit dem Deutschen. Charles Richet, ein Gelehrter von bestem Ruf, schrieb mit Recht vor einiger Zeit: „Niemals haben die französischen Gelehrten die Werke der Deutschen so eifrig studirt als gerade jetzt. Man analysirt, consultirt und citirt ihre Zeitungen, ihre Bücher, die Berichte ihrer gelehrten Gesellschaften. Man nehme ein beliebiges französisches Werk und man wird finden, daß die große Mehrzahl der citirten Autoren Deutsche sind."

Und so ist es in der That. Aber damit nicht genug: mit einem wahren Hölleneifer übersetzt man seit sechs, acht Jahren alle nur möglichen deutschen Bücher. Freilich, nicht immer nach sorgfältiger Wahl. Zumal hinsichtlich naturwissenschaftlicher Werke hätte gar Manches fortbleiben können. Helmholtz und Häckel sind natürlich schon längst übersetzt, Poggendorf fehlt ebensowenig wie Wundt, Büchner und Bernstein. Bolley, Kopp, Fresenius, Wagner, Postel und eine Menge anderer Chemiker haben für ihre deutschen Bücher das französische Gewand gefunden.

Hegel, Feuerbach, Strauß, Schopenhauer — sie alle sind übersetzt und „Schoppanoär" heißt der philosophische Held, vor dem der französische Lehrer den französischen Jüngling warnt. Ja, auch im Roman und in der Zeitung gefällt man sich, mit Schopenhauer'scher Weltbetrachtung zu cokettiren, ohne dabei von Cabanis und Bichat eine Ahnung zu haben, oder, wie Emile Zola, von der poésie noire de Schopenhauer zu sprechen.

Ein besonderes Interesse wendet man auch unsern großen Pädagogen zu; so wurde kürzlich erst eine neue Uebersetzung Diesterweg'scher Schriften veranstaltet. Kinderschriftsteller: Fröbel, Gumpert, Grimm, Musäus: sie alle sind übersetzt, ebenso wie die Historiker Mommsen, Sybel, Teuffel. Ranke freilich schätzt man noch längst nicht nach Gebühr. Kürzlich ist gar die Curtius'sche griechische Schulgrammatik von einem Gymnasialprofessor mit dem Wunsche, sie in französische Schulen eingeführt zu sehen, übersetzt worden. Von militärischen Schriften spreche ich gar nicht: genug, Goltz findet in Frankreich mehr Auflagen als in Deutschland.

Freilich, je größer die Zahl der übersetzten wissenschaftlichen Bücher ist, desto kläglicher nimmt sich aus, was man von unserer schönen Literatur zu vermitteln unternahm. Es ist ja immerhin mehr, als man anzunehmen pflegt. Zunächst einmal das Fräulein Marlitt und das Fräulein Werner! Sie sind flott übersetzt und mindestens auch von Herrn Georges Ohnet gelesen worden. Kommt Ebers! Das ist ja selbstverständlich; denn in Frankreich hat man vergessen, daß man Anfang der dreißiger Jahre einen ganz stattlichen Vorrath von egyptischen und andern vorzeitlichen Romantöchtern hatte. Gustav zu Putlitz, Paul Heyse, Auerbach, ja Freytag und namentlich Sacher-Masoch sind vielfach übersetzt worden oder werden noch übersetzt. Freilich, im Hinblick auf unsern belletristischen Büchermarkt bedeutet all das nicht viel. Aber hier ist einfach zu berücksichtigen, daß Paris durchaus kein Bedürfniß nach fremder — und am allerwenigsten nach der bei uns üblichen dickleibigen — Waare hat, weil ein eigener Ueberfluß ist. Im Hinblick auf die neueste Literatur der Russen und unserer prächtiger Norweger, die man fast gar nicht übersetzt, können wir sogar besonders zufrieden sein mit Dem, was wir erreichten. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist freilich das französische Publikum gerade jetzt, nach der naturalistischen Cur, geneigter als je, in die Fremde zu wandern und da seine Lectüre zu holen. Es will nicht mehr den crassen, nackten Naturalismus und es wird Dem zujauchzen, der ihm die gelungenste Verbindung des Phantastischen mit dem Realen bringt. Und weshalb sollte das nicht ein Deutscher sein? Hoffmann ist noch heute in Frankreich populär! Man meine nur nicht, daß es an dem „raffinirten" Geschmack, an den „entnervten" Nerven französischer Leser läge, wenn unser Deutsches bei ihnen kein Glück macht: Caroline Pichler und August Lafontaine wurden in den Uebersetzungen der Baronin von Montolieu von dem französischen Publikum ebenso begierig verschlungen wie von dem schweizerischen, und das zu einer Zeit, wo man doch auch ganz aparte Nervenemotionen hinter sich hatte. Aber damals fehlte es eben an genügender heimischer Waare, an der man, wie ich schon sagte, jetzt Ueberfluß hat.

Aehnlich ist es mit dem Theater. Georges Ohnet beweist ja zur Genüge, daß ein deutscher Georges Marlitt auch bei den Franzosen seine Erfolge finden würde. Aber davon abgesehen; wir könnten die herrlichsten Komödien von der Welt schreiben, wir würden sie doch nicht auf die französische Bühne bringen. Einmal freilich würde die französische Eitelkeit sich gegen ein solchen Erfolg der deutschen Feder verwahren. Entscheidend aber sind die herrschenden Bühnenzustände. Eine Première, gespielt in der Provinz, ist werthlos. Der Autor muß ein Pariser Theater finden. Die Zahl dieser Theater ist aber verhältnißmäßig sehr klein und die Zahl der dramatischen Schriftsteller sehr groß, so groß, daß das junge französische Talent vergeblich um Eingang verlangt. Um wie viel weniger also kann der Fremde, zumal der Deutsche, daran denken, hier an's Ziel zu kommen. Daß auch hier das bekannte Raffinement der Mache durchaus nicht entscheidend ist, beweist die französische Bühne im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, wo Kotzebue'sche Lustspiele auf ihr möglich waren — noch heute spielt man „Die Kleinstädter" — wo man Iffland, Raupach und andere „verarbeitete" und aus deutschen Novellenstoffen eine Unzahl in Deutschland spielender Komödien schrieb, eben weil man ärmer war als heute an eigenen Stoffen. Daß das französische Publikum durch die großen Baumeister Augier und Sardou verwöhnt ist und daher gerade groben technischen Fehlern die Gefolgschaft versagt, das ist ja selbstverständlich; im Empfindungsleben aber und in der rein menschlichen Anschauung der Dinge sind denn doch nicht so große Verschiedenheiten zwischen dem Franzosen und dem Deutschen vorhanden, daß unsere Komödie jenem ohne Weiteres ungenießbar wäre. Nicht einmal der nationale Gedanke gibt hierbei den Ausschlag. Brandes, dessen „Romantische Schule" merkwürdigerweise noch keinen Uebersetzer fand, obschon die Franzosen kein ähnlich treffliches Buch haben, sagt zwar, der Mißerfolg des Faust in Frankreich beruhe in dem Umstande, daß in ihm nichts Französisches sei und gibt damit dem nationalen Gedanken den entscheidenden Nachdruck. Aber ich meine, daß einmal der „Faust" eine unendlich größere Wirkung in Frankreich ausgeübt hat, als sie der berühmte dänische Forscher mit Sainte-Beuve zu geben will, daß ferner, ebenso wie der nationale deutsche Gedanke, auch der französische fähig ist, das außer ihm Liegende, das ihm Fremde zu ertragen, ja zu bejubeln. Und der neue Beweis davon ist der, daß Wagner's „Parsifal" hier in Paris ein großes, begeistertes Publikum gefunden hat, dem er als Gott der Wunder und der Träume erscheint. Und um noch ein Wort über Faust zu sagen: man spreche mit dem Franzosen über Faust. Vielleicht, sehr vielleicht wird er sagen, daß er ihn ganz und gar nicht verstehe, aber dafür wird er den Namen Gretchen sagen mit einer gebetgewordenen Andacht und allen Liebreiz, alle Schwärmerei, alle keusche Sünde, die er zu ahnen fähig ist, wird er in dieser Andacht widerspiegeln. Und wenn „la blonde Germanie", wenn das deutsche Mädchen ihm noch heute erscheint als Duft und Seele, Reiz und Anmuth, so ist es Margarethe, die ihm diese Meinung gab, wobei es dann ganz gleichgültig ist, ob Gounod den Vermittler spielte.

Wenn aber unser Theater ganz und gar keine Aussicht hat, auf der französischen Bühne sich zeigen zu können, so fehlt es doch nicht an französischen Schriftstellern, die sich gelegentlich theoretisch mit ihm beschäftigen, so beispielsweise Edouard Rod und Jules Claretie.

Freilich, wenn Bismarck und Moltke — sie sind natürlich auch übersetzt — sich entschließen wollten, auf ihre alten Tage noch unter die Theaterdichter zu gehen, so wäre die Eroberung der französischen Bühne fertig. Unsere erlauchten Helden könnten „dichten", was sie wollten, aufführen würde man sie auf alle Fälle, sei es auch nur um wieder einmal nach Herzenslust Scandal machen zu können.

In letzter Zeit ist übrigens Kleist's „Zerbrochener Krug" wieder übersetzt und mit den Menzel'schen Bildern (bei Firmin

Digitized by Google

Didot) herausgegeben worden. Mehr aber als unser Roman findet unsere ältere Lyrik bei den Franzosen Uebersetzer. So hat Schuré, beiläufig ein sehr lebhafter Deutschenhasser, eine ganz vortreffliche Uebersetzung unserer beliebtesten Lieder veranstaltet. Da fehlen nicht die Freiheitssänger, und Schuré übersetzt beispielsweise unser:

Der Gott der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte

mit:

Le dieu qui fit pousser le fer
N'a pas voulu d'esclaves.

Hier freilich, wie bei den meisten Kraftgesängen, bleibt die französische Sprache noch unfähiger, das Original zu erreichen, wie bei den Gedichten rein lyrischer Empfindung. Zum Beispiel unser: „Ein' feste Burg ist unser Gott" übersetzt Schuré:

Le Dieu juste est ma forteresse,
Mon bouclier d'airain,
Je sens son bras dans ma détresse,
Je tiens sa forte main.

Dann, eine Ballade, Goethe's „Sänger":

Qu'entends-je aux portes du castel?
Un luth vibrant qui sonne.
Quel est ce joyeux ménestrel
Dont le doux chant résonne?
Le roi le dit, le page y va,
L'enfant accourt, le roi cria:
Qu'on fasse entrer le barde.

Vor nicht langer Zeit sind auch Heine'sche Gedichte in einer, und zwar meist gelungenen Uebersetzung erschienen. Freilich, auch Heine's Muse sehnt sich in der französischen Umarmung nach deutschem Wald und deutscher Au, wo ihr des Knaben Wunderhorn erklinge:

Au splendide mois de Mai,
Quand tout bourgeon rompt l'écore,
L'amour déployant sa force,
Surgit dans mon coeur enflammé.
Au splendide mois de Mai,
Alors que tout oiseau chante,
Elle écoutait complaisante,
Vieux, désirs, jai tout exprimé . . .

Das soll unser „Im wunderschönen Monat Mai" sein. Exprimé! C'est entendu! Aber nicht gesungen!

Von Schiller's „Glocke" kenne ich mindestens zwölf zum Theil ganz treffliche Uebersetzungen; erst kürzlich wieder ist eine neue erschienen. Auch einige Dramen Schiller's haben vor Jahren schon in Theod. Braun einen trefflichen Uebersetzer gefunden, nach dem Herr Sarcey sich umsehen könnte, wenn er François Coppée, der beiläufig kein Wort deutsch versteht, die Uebersetzung Maria Stuart's empfiehlt.

Brocken aus Bürger's „Lenore" — die man früher als Theaterstück in Paris gab — laufen noch heute pathetisch von Mund zu Mund. Ich könnte sagen reiten: hurrah, les morts vont vite; mon amour crains-tu les morts? Aehnlich vertraut ist man mit Werther; man sagt sehr oft: il y a du Werther dans ce pauvre garçon. „Charlotte, Drame en III Actes" ist übrigens eine viel gespielte Dramatisirung des Werther.

Nun, ich denke, das sind immerhin einige Beispiele, die auch beweisen. Ganz anders noch würde die Waagschale zu Gunsten der Franzosen in die Höhe schnellen, wenn Einer einen Ueberblick über deutsche Literatur, deutsche Wissenschaft, mit einem Wort über deutsches Geistesleben in Frankreich etwa vom Jahre 1763 an geben wollte. Anfang der 80er Jahre schrieb Grimm an Friedrich, er glaube wohl, daß die Musen alle Neigung hätten, Frankreich zu verlassen und nach Deutschland zu gehen; sie kamen in der That zu uns, sie waren schon gekommen. Aber von den Blüthen und Früchten, die sie uns streuten, empfing auch Frankreich seinen gehäuften Theil, wie wir ihn empfangen hatten, da sie thronten unter dem Jubelstrahl der Pariser Sonne. — —

Wenn ich aber hier eine regere Beschäftigung der Franzosen mit deutschen Geisteswerken angedeutet habe, als man sie bei uns daheim für wahrscheinlich hält, so muß ich auch das noch sagen, daß diese Beschäftigung selten eine parteilose, wissenschaftlicher Würde durchaus entsprechende ist. Man kommt zu uns, weil man uns braucht. Rückhaltlos, begeistert anerkennen — nein, das vermag auch der französische Gelehrte selten. Immer wird man den Pferdefuß seines Neides oder seines Hasses finden. Und daher mag es denn kommen, wenn amerikanische und englische Blätter von der Bedeutung der „Science" und der „Nature" aus solchem Neide zu Schlüssen kommen, die über die Wirklichkeit hinausgreifen. Aber gerade weil dieser Neid sich schlecht verbirgt, weil die Kritik an deutscher That gern hochmüthig hofmeistert, schadet nur der Neid den Neider, weist er wider seinen Willen die Gelehrten der anderen Völker auf das beneidete Deutschland. Bekannt ist, wie die Franzosen jede ihrer Erfindungen zu einem Weltwunder auftrommeln, wie die französischen Gelehrten auf den Congressen in Kopenhagen und im Haag sich aufspielten. Gelegentlich des letzteren fehlte gar die gemeine Tactlosigkeit nicht. Das Jubiläum in Dublin beutete man ebenso aus, wie die egyptische Mission Pasteur's. Von dem Choleragezeter des letzten Jahres will ich absehen; es ist Jedermann erinnerlich. In einem anderen Capitel habe ich einen Professor als leuchtendes Beispiel angeführt. Man will eben nicht fühlen, daß die Kraft, die man aus Deutschland und England holt, dem französischen Blute das Eisen bedeutet und kümmert sich deshalb den Teufel um einen freundlichen Dank oder auch nur freundlichen Blick für die germanische Arznei. Kurzum: Wissenschaft um der Wissenschaft willen, neidlose, freudige Anerkennung der fremden That, das ist allerdings ein Ziel, das man sich wünschen möchte für den edlen Wettstreit, ein Ziel, dem gerade Der nacheifern sollte, der uns herunterreißen möchte von dem Throne, auf den uns unsere Arbeit und die Bewunderung der Völker gestellt hat. Sonst wird sich selbst in Frankreich das Wort Victor Hugo's, das er schon 1841 sprach, wie bisher, so auch in alle Zukunft, Lügen strafen, das Wort: La pensée Allemande est morte! Die deutsche Geistesströmung ist vorüber!

Ein biographischer Roman.

Mitten auf meiner Sommerfahrt trifft mich die Sendung eines befreundeten Verlegers, der den Wunsch äußert, ich möge sein neues Verlagswerk meinem Gepäck beifügen, da es, wie er glaube, das Lesen lohne. Ich werfe einen mißtrauischen Blick auf den Titel: „Im Bruch, eine Biographie" . . .*) Ich schüttle bedenklich das Haupt ob des unaussprechlichen Verfassernamens: Heinrich Krzyzanowski. Gewiß kein Pseudonym oder doch der außergewöhnlich barocke eines Autors, der dem Publicum nie geläufig zu sein wünscht. Und nun blättere ich in dem Buch, lese da und dort eine Stelle . . . Die Namen sind kerndeutsch, der Stil vortrefflich, hier und da an den Dialekt anklingend. „Das Haar war unscheinbar und schüttern geworden . . . „der Nachmittag war alle" . . . „ein einschichtiges Wesen" . . . Ab und zu stoße ich auf ein unkünstlerisches: „Was sich daraus ergeben sollte, wird diese Geschichte noch zu bringen haben" oder: „Es ist bereits erzählt worden, daß" . . . oder: „das ist ebenfalls berichtet worden". Aber oftmals frappirt mich eine feine Beobachtung von Welt und Menschen, ein humoristischer Zug, eine hübsche Bemerkung, wie z. B. die folgende:

Das Leben gleicht einem nächtlichen Gartenfeste, bei welchem die Menschen, bunte Papierlaternen tragend, sich ergehen. Der Garten ist groß und weit, er steigt vom Thale die Bergeslehne hinan. Tief unten

*) Stuttgart, W. Spemann.

Digitized by Google

braust und jubelt es, Licht entzündet sich an Licht, aber weiter oben wandeln diejenigen, deren Kerzen bereits ein Stück herabgebrannt sind, und steigen höher und höher dem Tag entgegen, welcher auf der Kuppe des Berges lagert. Sie wandeln stiller, und die Zwischenräume, welche sie von einander trennen, werden immer größer, der Schein der Kerzen immer bläßer, schon erlischt diese und jene, und je höher hinauf, desto mehr. Die dünnen Papierballons, früher von innerlichem Lichte durchschienen, schwanken glanzlos im äußeren, und ihre vor kurzem noch elastischen Falten hangen schlaff von der Feuchte des Morgens.

Und schließlich bin ich so gefesselt, daß ich das nur durchblätterte Buch entschlossen zuschlage — um es gründlich und in bedächtigem Tempo von der ersten Seite bis zur letzten zu lesen, anfangs heiter gestimmt, dann kopfschüttelnd über die wunderlichen Leutchen, von denen es erzählt, und mit umflortem Auge und zusammengeschnürter Kehle, dieweil es zu Ende geht.

Gabriel Engel, der Held dieser Biographie, ist ein Sonntagskind. Sein etwas älterer Bruder heißt als echter Engel Michael. Die Brüder sind also himmlische Gevattersleute, doch ihre höchst irdische Rivalität fängt frühzeitig an. Der Verfasser erzählt mit Humor ihre Knabenstreiche. Sie wachsen heran und bilden sich zu ehrsamen Glockengießern und Schlossern aus, gleich ihrem Vater. Aber das Sonntagskind wird früh zum Pechvogel. Ein Funke sprüht aus seiner Esse und blendet ihm ein Auge. Er ist ein Krüppel in jungen Jahren, und dieses Unglück verdüstert auch sein Gemüth. Auf einem Turnfeste lernt er ein hübsches Mädchen, die Crescenz, kennen und lieben, allein sein Bruder führt sie heim und macht sie ihm zur Schwägerin. Schon vor der Hochzeit munkelt der Stadtklatsch, daß der zukünftige Schwager die Braut liebe und daß diese selbst eine Zeitlang unentschieden war u. s. w. Die junge Ehe läßt sich nicht eben erfreulich an. Der Mann liebt Wirthshaus und Kartenspiel, die Frau ist meist allein und besucht endlich die Leseabende der Schwiegermutter, denen auch Gabriel beiwohnt. Unterdessen geht der Klatsch lustig weiter, und Michael beruhigt sich erst, als er sich selbst von der Harmlosigkeit der beiden Beargwohnten überzeugt hat. Auf einer Ausfahrt, die der Verfasser mit plastischer Umständlichkeit schildert, bricht das Unvermeidliche herein. Ein boshafter Metzger sieht, wie sich Crescenz trotzig ins Gras wirft, wie der Schwager ihr zuredet und nach dem verlassenen Gefährt eilt. Wie würde aber die Verleumdung erst lauten, wenn der Klatschsüchtige wüßte, was sich sonst noch in aller Unschuld zwischen den Liebenden zugetragen: daß Michael der Crescenz Blumen pflückt, daß ein Gewitter die Heimreise verzögert, daß Crescenz ihren Schwager Nachts in ihrem Zimmer empfängt, wobei es allerdings nur beim Klagen und bei einem Handkuß bleibt. Allein der täppische Ehemann, dem das Geschwätz hinterbracht worden, stellt den Bruder zur Rede und nennt ihn Ehrenschänder. Der weiche Gabriel bricht darob zusammen, denn er fühlt die Sünde in seinem Herzen. Er beschließt, die Stadt zu verlassen, ohne zu bedenken, daß er die Geliebte auf solche Weise ihrem rachsüchtigen Gatten ausliefert. Der kalte Abschied vom Elternhaus wird mit derbrealistischen Farben geschildert.

Als er die Straße hinab fuhr und sich der Ecke näherte, bei der er aus dem Weichbilde des väterlichen Hauses entschwinden mußte, sagte der alte Engel, welcher am Fenster stehend ihm nachschaute: „Der verlorene Sohn!“ Dabei wischte er mit der linken Hand über seine Nase herab und drückte dann diese in der Flügelgegend mit zwei Fingern zusammen. Sie war heute röther als gewöhnlich. Hierauf wandte er sich in die Stube zurück, um mit der Mutter zu reden. Die war jedoch in die Küche gegangen, um eine Arbeit zu suchen. Eine halbe Stunde später und schon ein gutes Stück von der Stadt entfernt, trocknete sich Gabriel die bestaubte Stirn ab. „Wie schmutzig ich schon wieder bin!“ sagte er, indem er sein Taschentuch ansah. Dann steckte er es langsam ein und dachte nach, wie wenig in dieser Welt das Waschen nütze.

In der Fremde geht es dem unbeholfenen, schüchternen Sonntagskinde herzlich schlecht. Vergeblich kämpft er gegen die Concurrenz an. Darüber sterben seine Eltern. Die kleine Erbschaft ist bald verzehrt. Ebenso der Erlös aus einer Erfindung, einem Kunstschloß. Seine einzigen Freunde sind ein armes Greisenpaar: der Strumpfwirker Schreihahn und dessen Frau, und sein alter Schimmel, den er sich nicht zu verkaufen entschließen kann. Ein Wiedersehen mit seinem Bruder vereinsamt ihn nur noch mehr. Es ist ihm nicht gelungen, seine Schwägerin zu vergessen, trotzdem hat er sich nie nach ihr erkundigt. Zufällig erfährt er, daß Michael sich längst von ihr hat scheiden lassen und eine zweite Frau geheirathet hat, und daß Crescenz nunmehr als Lehrerin in einem benachbarten Städtchen wohnt. Er möchte sie gerne besuchen. Da wird er für eine unvorsichtige Aeußerung auf Majestätsbeleidigung verklagt und zu mehrwöchentlicher Haft verurtheilt. Der originelle Gefängnißdirector meint es gut mit dem wunderlichen Menschen und gibt ihm als Zellengenossen lustige, gesprächige Gesellen, aber seine Kur bleibt ohne Erfolg: Gabriel wird nur schweigsamer. In der Haft macht er die Bekanntschaft der frohsinnigen Gouvernante Rosine, plaudert durch die Eisenstäbe mit ihr und verliebt sich auf seine närrische Weise in sie. Dann erlebt er den Schmerz, daß sie mit seinem neuen Zellengenossen, einem Schwerter- und Feuerfresser, mindestens ebenso freundlich ist. Nach seiner Entlassung sieht er sie nicht wieder und liebt sie noch immerfort. Mittlerweile ist sein treuer Schimmel crepirt, der alte Freund Schreihahn hat ebenfalls sterben müssen und dessen Frau ist im Armenhaus untergebracht worden. Gabriel weist das Anerbieten seines Bruders, in dessen Fabrik Werkführer zu werden, zurück und will lieber in einer fremden Schlosserei Arbeit suchen. Dahin begibt er sich auf die Reise, nachdem er seine Siebensachen zu Gelde gemacht, und besucht auf dem Wege die noch immer nicht vergessene Crescenz. Diesem Wiedersehen ist der überaus rührende letzte Theil der Biographie gewidmet.

Was sucht eigentlich der Kauz bei seiner geschiedenen Schwägerin? „Er wollte sich von einer schweren Schuld lösen, von einer Doppelschuld: daß er die Liebenswerthe, Reine mißachtet, verworfen, vergessen habe, um sich ganz und gar ihrer argen Widersacherin zu übergeben. Crescenz war das Gnadenbild, von welchem er Heilung erhoffte, und schon jetzt glaubte er zu fühlen, wie sich das Wunder in seiner Brust vollziehe, und reine, weiße, stille Flammen hoch über die qualmigen, gelben, wildgierigen Feuerzungen der Liebe zu Rosinen emporstiegen.“ Aber seine Pilgerschaft gestaltet sich immer peinlicher, je näher er seinem Ziele kommt. Seine Schritte werden stets langsamer, denn er fühlt, daß er jene Andere liebt. Bald hängt er indessen an dem Halse seiner ersten Geliebten. „Du hast lange auf Dich warten lassen“, schilt sie mit einem Blicke voller Liebe. „Auch Du“, entgegnet er und neigt das Haupt. — „Aber das soll nun vergessen sein“, meint sie und zieht ihn ins Haus, nimmt ihm sein Bündel ab und schiebt ihn in ihr reinliches Zimmerchen. „Du siehst“, sagt sie lächelnd, indem sie auf den mit zwei Gedecken bestellten Tisch hinweist, „Alles ist bereit.“ — „Wußtest Du denn vorher, daß ich heute kommen würde?“ — Sie erröthet wie ein Kind und sagt mit niedergeschlagenen Augen: „Ich setzte täglich zwei Gedecke auf . . . Kann ich dafür, wenn ich es nicht über mich bringe, so ganz allein meine Mahlzeit zu halten?“ Sie essen zusammen. Gabriel bemüht sich im Stillen, seine Schwermuth zu bemeistern, und Crescenz sitzt da „wie ein kleines Mädchen gegenüber einem großen, verehrten Herrn, von welchem es soeben die prächtigsten Geschenke erhalten hat, die Augen glänzend, die Wangen wie Scharlach und den Mund voll stummer Worte“. Bald fliegen auch über ihr Gesicht die ersten Schatten, die Augen trüben sich, und als sie sich nach einem kurzen Gang in die Küche wiederum an ihrem Platze niederläßt, hält sie die Lippen zusammengepreßt und das Kinn in die Höhe gezogen, was beinahe so aussieht wie verhaltenes Weinen. Dann plaudern sie, still und bewegt. Sie sagt ihm, sie habe die Mutter, die von ihrer Unschuld gewußt, selbst gebeten, ihm niemals etwas über sie zu schreiben, es wäre denn, daß er selber nach ihr sich erkundigte. Und er erzählt ihr in Kürze von dem Niedergange seines Geschäfts, vom Wiedersehen mit Michael, von seinem Processe und seiner Haft — nur von Rosinen schweigt er — und daß er jetzt fort wolle, um in einer Fabrik Arbeit zu suchen. Dann kommt der traurige Abschied denn der sonderbare Mensch besteht darauf, sich von ihr zu trennen.

Digitized by Google

„Gabriel!“ sagte sie mit weicher Stimme. „Wir sind lange genug um Andrer willen einsam und traurig gewesen. Warum willst Du nun wieder fort ins Elend und in die Einsamkeit?“ Sie schaute ihm grade und voll ins Gesicht. Er mußte zu Boden blicken. „Es giebt Menschen“, antwortete er, „welche dazu verdammt sind, jederzeit allein zu sein, und ich bin vielleicht einer von diesen.“ — „Ich weiß eine Zeit, da Du nicht so dachtest.“ — „Es ist jetzt meine ganze Weisheit.“ Sie schüttelte den Kopf, ließ seine Hand los und ging dem Fenster zu. — So verstrich etwa eine Viertelstunde, da näherte sich Gabriel zitternd und mit unsicheren Schritten ebenfalls dem Fenster und berührte Crescenz an der Schulter. „Laß uns Abschied nehmen!“ sagte er. Sie wandte sich langsam um, eine kerzengerade, hoheitsvolle Gestalt, aber ihr Antlitz war bleich und starr, und ihre Augen blickten beinahe gespenstig. „Du gehst?“ sprach sie tonlos. — „Ich gehe!“ — „Auf immer?“ — „Möge es sich fügen, daß ich wiederkommen kann!“ — „Begehrst Du das?“ — „Von ganzem Herzen!“ — „Ich will Dich erwarten“, sagte sie und ging zu der Kommode, welcher sie einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand entnahm. „Gabriel!“ sprach sie, „Du gehst ins Elend. Sei mir nicht böse, wenn ich Dir diesen Zehrpfennig mitgebe. Es ist alles, was ich für den Augenblick vorräthig habe. Und versprich mir, daß Du Dich an mich wenden willst, wenn Du in Noth geräthst!“ — „Ich verspreche es Dir,“ antwortete Gabriel feierlich. Er nahm den gefüllten Beutel in Empfang, ohne zu erröthen, ohne zu danken. Ihm war, als ob er die Gabe durch ein Dankeswort entweihen würde. Dann hängte er sein Bündel über und ging, von Crescenz begleitet, aus der Stube. Unter der Hausthüre bot sie ihm die Hand und sagte noch einmal: „Vergiß nicht, mich zu benachrichtigen, wenn Dir etwas zustoßen sollte!“ — „Keine Sorge!“ antwortete Gabriel. „Ich bin ja ein Sonntagskind!“ Sie schieden ohne Kuß. Er schritt, so rasch er konnte, die Straße hinauf, Crescenz aber schaute ihm nach, so lange er sichtbar blieb.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Nach einem halben Jahre ungefähr schickte man ihr auf telegraphisches Verlangen den vielgeliebten Gabriel in einem luftdicht verlötheten Metallsarge. Hohe und niedere, äußere und innere Leiden hatten ihn aufgerieben. Crescenz aber legte die Trauerkleider nicht mehr ab, und da sie einmal von einem Bekannten gefragt wurde, warum sie noch immer schwarz gehe, so antwortete sie: weil sie ganz allein sei und ihren Sonntag verloren habe. —

Was der Verfasser wohl mit dieser Geschichte eines einsamen Menschen will? Ist es eine Autobiographie, mit dem Herzblut geschrieben? Ist es ein Stück Alltäglichkeit, ohne Absicht, ohne Moral? Eine Photographie, die nur das Leben wiedergeben und keinen Anspruch auf Kunstwerth erheben will? Jedenfalls ist dieses schlichte, wahrhaftige Abbild werthvoller, als manches Geschöpf phantastischer Erfindung, dem die Unwahrheit aus allen Poren dringt. Otto Ludwig hat es verstanden, derlei Sonderlinge mit all ihren Grillen lebenswahr zu zeichnen, aber hier sind noch unverkennbarer neufranzösische Eindrücke, so kerndeutsch empfunden sich auch die ganze Ausführung gibt. Daudet, Zola, Goncourt, Flaubert haben derlei schlichte Helden porträtirt, deren Leben monoton verläuft, deren Geschichte einfach, ohne Arrangement, ohne Absicht erzählt wird.

Schon die Aufschrift erinnert etwas an die symbolischen Titel Zola's: Der Bauch von Paris, Der Kochtopf, Germinal. Was will Zanowski — er verzeihe die bequeme Mundgerechtmachung seines Namens, an den sich der Leser vielleicht doch noch gewöhnen wird — mit diesem seltsamen „Im Bruch“ sagen? Nur einmal und wie zufällig kommt das Wort in dem Buche vor. Gabriel kutschirt sich nämlich eines Tages in einen Sumpf hinein und gewinnt nur mit Mühe den festen Boden wieder, wobei seine Gedanken auf der vermoorten Wiese zurückbleiben. „Zu verwundern war das allerdings nicht. Die wirthschaftlichen Grundlagen seines Lebens ähnelten dem Sumpfe nur allzusehr, denn er hatte sich ganz wörtlich in das haltungslose (haltlose?) Bruchland hineingefuhrwerkt.“ Später ist nie mehr die Rede davon, aber die Versumpfung einer einsamen Sonderlings-Existenz ist deutlich genug exemplifizirt.

Es erscheint mir fraglich, ob unser Publikum, das an die spannenden Phantasiestücke unserer erfindungsreichen Erzähler gewöhnt ist, sich mit dieser nüchternen realistischen Art befreunden wird. Zola und seine Nachahmer sind dem französischen Publikum gegenüber auf das häßliche Mittel verfallen, die herbe Frucht durch eine allzu pikante Sauce annehmbarer zu machen. Zanowski — die Feder sträubt sich entschieden gegen die slavische Ansammlung von Consonanten — verzichtet auf dieses prickelnde Beiwerk. Er streift den Ehebruch nur von fern, er ist grundanständig. Nur der feinere Leser wird seine phrasenlose, knappe Art, seine unerschütterliche Wahrhaftigkeit, die ein milder Humor, eine leise Ironie zu verklären suchen, ganz verstehen und ihm dafür danken.

Theophil Zolling.

Kunstgewerbliche Veröffentlichungen.

Von Wilhelm Lübke.

Wenn wir von Zeit zu Zeit eine Uebersicht über die kunstgewerbliche Literatur veranstalten, so glauben wir damit nicht bloß der Production selbst, sondern auch den Interessen der gebildeten Kreise zu dienen. Denn kein Gebiet künstlerischer Thätigkeit hängt so innig mit unserem gesammten Leben zusammen, wie eben dieses; keines läßt uns den gewaltigen Umschwung der Zeiten und ihrer ästhetischen Anschauungen so deutlich erkennen. Erinnern wir uns noch der Epoche, in der wir Aelteren aufgewachsen sind, mit ihren hochfliegenden idealistischen Stimmungen und ihren armseligen Anschauungen alles Dessen, was auf Behagen und künstlerischen Schmuck des Einzellebens zielte, so darf man die heutige Zeit, die im schärfsten Gegensatze zu jener Richtung die Privatexistenz zum Ausgangspunkt für eine verfeinerte ästhetische Cultur und deren Bethätigung nimmt, wohl eine grundsätzlich verschiedene nennen. Und in der That, in allen Epochen, deren Signatur der Realismus ist, sehen wir eine ähnliche Wandlung sich vollziehen: so sind die Römer der realistische Rückschlag gegen den Idealismus der Griechen, ebenso wie die Epoche der Renaissance einen ähnlichen Gegensatz gegen das spiritualistische Mittelalter bildet.

Daß wir Neuesten wieder im stärksten realistischen Strome treiben, wer möchte das nach den Erscheinungen des ganzen Lebens, nach den tonangebenden Schöpfungen der Literatur, der Musik, der bildenden Künste in Abrede stellen? Nicht minder aber auch nach der Breite und Fülle, mit welcher die kunstgewerbliche Production sich Bahn gebrochen hat. Wie armselig war es noch vor zwanzig Jahren um die Ausstattung der Wohnung mit allem Zubehör bestellt; wie reich, wie malerisch, wie stimmungsvoll und harmonisch hat sich dies ganze Gebiet seitdem gestaltet! Ja, wir stehen nicht an, dies als eine der wohlthuendsten Erscheinungen unserer Zeit zu preisen; denn von hier aus hat die Gegenwart zuerst wieder gelernt, was Stil sei, und von hier aus haben wir am ersten Aussicht, wieder zu einer monumentalen Gesammtkunst empor zu steigen. Es ist daher ohne Zweifel auch für die weiten Kreise kunstsinniger Laien von Interesse, einen Ueberblick über das in der literarischen Production auf diesem Felde Dargebotene zu gewinnen.

Wir beginnen mit derjenigen Unternehmung, die an künstlerischem Vollgehalt wie an vornehmer Pracht der Ausführung unbedingt den ersten Rang einnimmt; es ist der Schatz des Freiherrn Karl v. Rothschild, Meisterwerk alter Goldschmiedekunst aus dem 14. bis 18. Jahrhundert, herausgegeben von F. Luthmer (Frankfurt a. M., H. Keller). Der vorliegende Band bildet die zweite Serie der vor einigen Jahren mit einer ersten Abtheilung begonnenen Publication, in photographischen Aufnahmen von Wehe-Wehl, die durch Römmler und Jonas in mustergültigem Lichtdruck vervielfältigt sind. Diese zweite Sammlung übertrifft an Pracht und Reichthum des Inhalts fast noch die erste; namentlich bringt sie an Meisterstücken allerersten Rangs eine Reihe von Werken, wie sie keine Sammlung der Welt erlesener aufweisen mag. Denn die Reihenfolge beginnt mit dem berühmten Jamitzer'schen

Digitized by Google

Tafelaufsatz (in drei Aufnahmen), welcher erst seit wenigen Jahren der Rothschild'schen Sammlung angehört; daran schließt sich sofort eine prachtvolle große Hubertusschale (in zwei Aufnahmen) vom Ende des 15. Jahrhunderts, eines jener seltenen großartigen Werke, in welchen die ganze Kunstvollendung der Zeit eines Israel von Mekenen uns entgegentritt. Aus derselben spätmittelalterlichen Epoche stammt unter Anderem das prachtvolle Trinkhorn von Elfenbein (Taf. 7), der gothische Buckelbecher mit Perlen (Taf. 11), ein Willkommbecher (Taf. 17), zwei Becher mit Email und Niello (Taf. 10), zwei Pluvialschließen (Taf. 38) u. dergl. mehr.

Die Sammlung ist so reich und mannigfach, daß es bei beschränktem Raum nicht möglich ist, auch nur das Wichtigste hervorzuheben; genügt ja schon diese Abtheilung wieder, um den Entwickelungsgang der Goldschmiedekunst vom 15. bis ins 18. Jahrhundert darzulegen. Gegenüber der Kraft und Strenge mittelalterlicher Formen gewinnen die zahlreichen Prachtwerke aus der besten Zeit unserer Renaissance durch die geschmeidige Feinheit des Umrisses, den edlen Rhythmus des Aufbaues, das anmuthige Spiel einer eleganten Ornamentik den Ausdruck hoher künstlerischer Freiheit. Meisterwerke ersten Ranges sind namentlich der silbervergoldete Pokal mit Deckel (Tafel 28), der große herrliche Becher mit einem Amor auf dem Deckel, von seltener Lebendigkeit und Meisterschaft (Taf. 23), ebenso die prächtigen Pokale Taf. 13 (Rathsbecher der Stadt Hanau), Taf. 21, 22 (Doppelbecher von feinster Art), Taf. 27 u. s. w. Es ist immer wieder beachtenswerth, wie die Zeit, „da das große Saufen aufgekommen" (um mit dem Zimmerischen Chronisten zu reden), diesem Erbfehler der Deutschen durch unzählige herrliche Pokale eine künstlerische Verklärung gegeben hat.

Aber auch Anderes ist hier in Beispielen von seltenster Schönheit vertreten. So die merkwürdige italienische Monstranz (Taf. 17), die ich nach dem Charakter der knieenden Engel als Mailänder Arbeit in Anspruch nehme: in Aufbau, künstlerischem Schmuck und Technik (gegossen anstatt getrieben) den deutschen Werken total entgegengesetzt. Dann aber, um bei den kirchlichen Werken zu bleiben, jener schnell berühmt gewordene Karlsruher Kelch von gediegenem Gold, mit Perlen, Edelsteinen und Schmelzwerk aufs Reichste geschmückt, eines der prachtvollsten Werke der deutschen Goldschmiedekunst aus der Zeit der Spätrenaissance, ganz in jenem üppigen Charakter der von den Jesuiten beeinflußten Kunst, wie er uns in der Mehrzahl der Arbeiten aus der Reichen Capelle zu München entgegentritt. Dieses herrliche Werk wurde durch die Kalsruher Aufstellung von 1881 ans Licht gezogen, um sofort in Rothschild'schen Besitz überzugehen. Wenn man bedenkt, daß selbst (wie in diesem Falle) Gemeinden oft nicht im Stande sind, so werthvolle Kostbarkeiten festzuhalten, so muß man froh sein, sie in Sammlungen wie diese glücklich geborgen und hoffentlich für lange Zeit gesichert zu wissen.

Endlich möge noch erwähnt werden, daß auch die Kleinwerke der Goldschmiedekunst, namentlich die Geschmeide, in dieser kostbaren Collection in kaum wiederzufindendem Reichthum vertreten sind. Dahin gehören die Ketten, Knöpfe und Anhenker (wir ziehen diesen guten süddeutschen Ausdruck dem mehrdeutigen „Anhänger" vor), in welchen die alte Goldschmiedekunst ihren feinsten Reiz und die größte Phantasiefülle ausgegossen hat. Diese durch Perlen, Edelsteine und Schmelzwerk oft aufs Köstlichste geschmückten Werke lassen sich nur in farbiger Darstellung annähernd zur Erscheinung bringen; es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß eine Anzahl der diesen Dingen gewidmeten Tafeln in Farbendruck ausgeführt ist. So möge denn diese auf 50 Tafeln einen ganzen Schatz des Erlesensten vereinende zweite Serie, die wiederum von eingehenden historisch-technischen Notizen des umsichtigen Herausgebers erläutert wurde, zum Genuß und zum Studium überall anregend und befruchtend wirken.

Ganz anderer Art ist eine uns kürzlich zugegangene Publication, welche kunstgewerbliche Objecte der Ausstellung kirchlicher Kleinkunst im Mährischen Gewerbemuseum auf 99 von Römmler und Jonas ausgeführten Lichtdrucktafeln enthält. Der Director des dortigen Museums A. Prokop hat die Auswahl und Anordnung geleitet und die stattliche Publication mit einer eingehenden Beschreibung versehen; um die Ausstellung selbst hat sich Custos Schirek in hervorragender Weise verdient gemacht. Hier haben wir es nun allerdings nicht mit den erlesenen Schätzen eines reichen Sammlers zu thun, sondern mit dem bunten Inhalt einer jener modernen Ausstellungen, die in erster Linie eine locale Bedeutung haben. Beginnt man sogleich mit den anderthalb Dutzend Monstranzen, von denen indeß einige modern sind, so sieht man sofort, daß man es hier nicht mit großartigen Meisterwerken alter Goldschmiedekunst zu thun hat, wie sie jetzt noch als mustergültig hingestellt werden können; wohl aber ist es für den Forscher von Werth, auch hier in localer Begrenzung die große Mannigfaltigkeit der Formenwelt, die Phantasiefülle und das technische Geschick der alten Meister sich in oft anerkennenswerther Weise entfalten zu sehen. Die einzelnen Beispiele umfassen die Zeit vom Anfang des 15. bis in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts. Anziehend ist dann auch hier zu beobachten, wie die Renaissanceformen sich allmählich einbürgern. Endlich fehlt es auch nicht an dem barocken Beispiel einer hölzernen Monstranz, wie sie auf dem Lande bisweilen gefunden werden.

Unter den Kelchen ist einer der reichsten und schönsten der Filigrankelch von Austerlitz, einer der prächtigsten aus der Barockzeit, der sogenannte Augsburger Kelch, ferner der zierliche Filigrankelch aus derselben Epoche im Stift Baigern. Wir heben sodann noch das Standkreuz von Bergkrystall aus Hradisch mit seiner originellen und reichen Decoration hervor, sodann aus dem Stift Baigern den durch eine frühere Wiener Ausstellung schon bekannten Abtstab, ein edles gothisches Werk aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts, mit Sculpturen des feinsten gothischen Stils. Beachtenswerth sind ferner mehrere Meßkännchen und Schüsseln im eleganten Stil des 18. Jahrhunderts.

Nicht minder hat die Paramentik mehrere treffliche Arbeiten, namentlich gestickte Caseln aus dem 15. Jahrhundert, Einiges auch aus späterer Zeit, aufzuweisen, so daß auch diese Seite der kirchlichen Kleinkunst, namentlich in den Prachtarbeiten des 17. Jahrhunderts, reich vertreten ist. Ebenso gibt es mannigfaltige Beispiele alter Spitzen, namentlich Venezianer und Brüsseler. Weiterhin fehlt es auch nicht an Elfenbeinschnitzereien, die zum Theil noch den Charakter der Frühgothik tragen, ebenso an Holzfiguren, sowie mehreren prächtig durchgeführten Einbänden, theils in mittelalterlicher Fassung, theils im Charakter der Renaissance, sowie manchen anderen Werken kirchlicher Kleinkunst, Proben von Miniaturen u. s. w. So ist aus dieser reichen Sammlung nicht bloß mancherlei Anregung zu schöpfen, sondern sie vertritt auch in bemerkenswerther Weise den Charakter einer bestimmten localen Kunstübung. Man kann sich keine bessere Art von Inventarisation denken, und in dieser Hinsicht schließt sich diese Publication der vor Kurzem erschienenen aus Graz an, welche eine ähnliche Aufgabe für Steiermark gelöst hatte.

Aus Oesterreich ist uns dann wieder manches Neue von dem unermüdlich thätigen H. Herdtle zugekommen, der nun schon eine Reihe von Jahren unter Eitelberger am österreichischen Museum gewirkt hat und mit uns Andern, d. h. mit Allen, welchen die höhere Ausbildung des Kunsthandwerks am Herzen liegt, den frühzeitigen Tod jenes ausgezeichneten Mannes, der diese ganze wichtige Angelegenheit wie kein Anderer zum Gegenstand seiner Lebensarbeit gemacht hat, beklagen wird. Zunächst haben wir von Herdtle die vierte und fünfte Lieferung seiner im größten Maßstab herausgegebenen Vorlageblätter zum Studium des Flachornaments der italienischen Renaissance zu verzeichnen. Es sind Intarsien aus S. Petronio in Bologna und der Capelle des Palazzo Riccardi zu Florenz, welche hier nach Aufnahmen des Verfassers in Originalgröße durch mustergültige Lichtdrucke von J. Schober in Karlsruhe vorgeführt werden. (Verlag von P. Neff in Stuttgart.) Man kann nichts Schöneres für das Studium des Flachornaments finden, und man darf diese durch Schärfe und Genauigkeit ausgezeichneten Arbeiten sowohl als Zeichenvorlagen für Kunstgewerbeschulen wie als Muster für die Kunsttischlerei empfehlen.

Noch anziehender und reizvoller ist eine zweite Publi-

Digitized by Google

cation desselben Verfassers, in welcher er wieder aus der unerschöpflichen Fundgrube italienischer Kunst Vorlagen für das polychrome Flachornament mittheilt. Es ist eine Sammlung italienischer Majolikafliesen, wie sie so schön, reichhaltig und interessant kaum irgendwo bis jetzt geboten worden ist. Diese köstlichen Werke befinden sich an den Wänden der Treppenhäuser in zwei Palästen von Genua, und zwar in Vico S. Matteo und in Via Luccoli. Auf 26 Tafeln sind diese bezaubernden Werke in Farbendrucken, welche den Ton dieser Arbeiten in unübertrefflicher Feinheit wiedergeben, dargestellt. Die Hölzel'sche Kunstanstalt in Wien hat hier etwas Mustergültiges geliefert. Auf 22 Tafeln sind zunächst die einzelnen Fliesen und zwar Friesstücke, Füllungsplatten und Mittelstücke, in Originalgröße mitgetheilt. Alles ist im echten Flächenstil behandelt, theils in jenen geometrischen Mustern, wie sie der maurische Stil anwendet, theils in freieren vegetabilischen Bildungen im Geiste der italienischen Renaissance, die sich dann wieder mit jenen mathematischen Formen vermischen. Auf den letzten vier Tafeln sind sodann die ganzen Compositionen in Uebersichtsblättern vorgeführt, die an Pracht und Herrlichkeit, an milder und doch glänzender Wirkung den ruhigen, tief gesättigten Eindruck orientalischer Teppiche hervorrufen. Die wundervolle Wirkung dieser wahrhaft bezaubernden Werke ist um so erstaunlicher, da sie mit den bescheidenen Mitteln der für die Majolika einmal vorgeschriebenen Töne hervorgebracht ist: Denn bekanntlich sind die dominirenden Farben Blau und Gelb, die secundirenden ein mildes Grün und Violett, so daß die ganze Scala des Roth ausgeschlossen ist. Wir haben also hier nicht bloß mustergültige Vorlagen für die Zeichenschulen, sondern namentlich classische Vorbilder für die moderne Kunsttöpferei, die nichts Vollendeteres an Beispielen finden kann. Die Schönheit der Ausstattung macht der Verlagshandlung (Carl Gräser in Wien) alle Ehre.

Unsere weitere Umschau führt uns sodann einen guten alten Bekannten vor, einen jener Männer, welche zuerst bei uns auf die „Werke unserer Väter" hingewiesen und sie „unserem Volk zu Nutz und Vorbild" in treuen Nachbildungen allgemein verbreitet haben. Es ist v. Hefner-Alteneck, der Veteran dieses Studiengebietes und langjährige Director des Nationalmuseums in München. Seinen zahlreichen trefflichen Publicationen läßt er neuerdings eine zweite Reihe der anerkannt ausgezeichneten Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance folgen (Frankfurt a. M., H. Keller), von welcher die ersten vier Lieferungen bis jetzt erschienen sind. Als der hochverdiente Verfasser die erste Reihenfolge erscheinen ließ, war das Verständniß für diese charaktervollen Arbeiten der charakterlosen Gegenwart völlig abhanden gekommen. Er vor Allem hat dafür gesorgt, daß es damit anders wurde, und daß Sinn und Liebe für jene ausgezeichneten Schöpfungen wieder erwachten. Und so ist ihm und uns denn die Freude beschieden, in einer zweiten Sammlung jene erste Arbeit fortgesetzt und dabei die Grenzen um ein gutes Jahrhundert (bis 1760) weitergerückt zu sehen. Denn nach den strengeren Rundstab-Compositionen, die im 16. und 17. Jahrhundert die Technik der Eisenarbeit beherrschen, entfaltet sich gegen das 18. Jahrhundert hin eine neue, beweglichere Technik, malerisch freier in der Nachahmung der bunten Schnörkel, Ranken und Blattwerke des Rococo. Diese Werke hat der Verfasser jetzt in die neue Sammlung mit aufgenommen und dieselbe dadurch den Bedürfnissen der Gegenwart um so näher gebracht, als die Vorliebe für jene üppige Stilrichtung neuerdings sich immer mehr ausbreitet. „Man muß nur seine Zeit erwarten", sagte das früher lange Zeit so streng von der Aesthetik verpönte und aus dem Tempel herausgeworfene Rococo; und siehe da, nachdem es so lange die Rolle des kaum geduldeten Thürhüters gespielt hat, ist es jetzt mit allem Pomp wieder in die Kunsthallen eingezogen.

Neben solchen Werken, neben größeren Compositionen, wie Portalen, Gittern u. dergl. (Taf. 23 und 24), finden sich auch die herben, scharfen Formen spätgothischer Zeit (Taf. 1, 15, 19, 20), aber auch die elegant durchgebildeten Werke der Renaissance (Taf. 9, 10, 13, 18), daneben aber auch die entzückenden kleinen Arbeiten der besten Renaissance-Epoche, die mit ihren geätzten Ornamenten (Taf. 5, 6, 12) zum Edelsten und Stilvollsten jener Periode gehören: Cassetten, Beschläge, Thürschließer u. dergl. von hohem Reiz der Composition und der Behandlung. Dies Alles ist hier nach des Herausgebers Aufnahmen in sorgfältigem Stich von J. Klipphan so vorzüglich klar wiedergegeben, daß die Publication einen ebenso vornehmen als gediegenen Eindruck macht.

Neben allen diesen aus der Vergangenheit geschöpften Anschauungen thut es wohl, nun auch der modernen Production in ihrem rüstigen Fortschreiten zu begegnen und aus den heutigen Arbeiten den Ertrag kennen zu lernen, welchen das Studium der classischen Epochen in den heutigen Künstlern bewirkt hat. Zu den besten Leistungen dieser Art rechnen wir die Zeichnungen und kunstgewerblichen Entwürfe von Hermann Götz, dem rührigen Director der Kunstgewerbeschule zu Karlsruhe. Von diesen, im größten Folioformat in trefflichen Lichtdrucken von Schober ausgeführten Arbeiten sind jetzt zwei Drittel der ganzen Reihenfolge in zehn Lieferungen zu je zwei Blatt in der thätigen Verlagshandlung von Paul Neff in Stuttgart erschienen. Nach zwei Seiten bietet diese Publication Ausgezeichnetes und läßt die Geschicklichkeit des Künstlers in hellem Lichte erscheinen; zunächst in den eigentlich kunstgewerblichen Entwürfen, als welche uns namentlich eine Anzahl von Pocalen, Tafelaufsätzen, Schalen u. dergl. entgegentreten. Schwungvolle Schönheit des Umrisses, Adel des Aufbaus, hoher Reiz des Ornamentalen und des Figürlichen, welches Götz mit besonderer Freiheit und Anmuth behandelt, bilden die Vorzüge dieser schönen Arbeiten. Daran reihen sich Entwürfe zu Albumeinbänden, denen man ähnliche Vorzüge nachrühmen kann, und endlich eine Anzahl von Diplomen und künstlerisch ausgestatteten Adressen, in denen sich der größte Reichthum vegetativer Ornamentik mit köstlichen Kindergruppen und anmuthigen weiblichen Gestalten zu schönster Wirkung verbindet. Was allen diesen Werken einen besonderen Werth verleiht, ist, daß sie sich von einer heut zu Tage nur zu oft hervortretenden sklavischen Abhängigkeit von der Formwelt früherer Epochen fernhalten und in der freien Verwerthung des Alten dem heutigen Schönheitssinn und Bedürfniß aufs Glücklichste Rechnung tragen. Man darf mit Interesse dem weiteren Fortgang dieser schönen Publication entgegensehen.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Die beiden Teufelskerle wollten das „non plus ultra" noch einmal versuchen, weil so viel Geld dabei herauszuschlagen sei, nur fürchteten sie, es sei nicht ganz rathsam, weil vielleicht die Nachricht davon bereits sich bis hierher verbreitet haben könnte. Sie konnten über kein Project ganz einig werden; da sagte endlich der Herzog, man solle ihn für ein bis zwei Stunden ganz in Ruhe lassen, er wolle sein Gehirn anstrengen und zusehen, ob sich mit dem Arkansas-Städtchen nicht doch etwas aufstellen ließe; dagegen wollte der König ohne besonderen Plan das andere Städtchen besuchen, und der Vorsehung vertrauen, ihn auf einen profitablen Weg zu führen — damit meinte er den Teufel, glaub' ich. Wo wir vorher angehalten, hatten wir Alle uns neue fertige Anzüge gekauft. Der König zog seinen an und hieß mich, auch den meinigen anziehen, was ich auch that. Der Königs Anzug war ganz schwarz und er sah darin steif und fein aus. Nie hatte ich geahnt, wie Kleider einen Menschen verändern können. Vorher hatte er wie ein ganz gewöhnlicher Kerl ausgesehen; aber nun, wenn er seinen neuen weißen Filzhut lüftete und

Digitized by Google

sich mit einem Lächeln verbeugte, sah er so erhaben und gut und fromm aus, daß man hätte glauben können, er sei eben aus der Arche gestiegen und könnte der alte Leviticus selbst sein. Jim reinigte das Canoe und ich machte mein Ruder zurecht. Etwa drei Meilen oberhalb des Städtchens lag ein großes Dampfboot, das schon zwei Stunden dalag und Fracht einlud. Da sagte der König:

„So wie ich gekleidet bin, ist's, glaub' ich, besser, wenn ich von St. Louis, Cincinnati oder einer anderen großen Stadt hier ankomme. Also zum Dampfboot hin, Huckleberry; wir wollen auf ihm zum Städtchen kommen."

Eine Dampfschifffahrt zu machen, das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich gewann das Ufer eine halbe Meile oberhalb des Städtchens und dann ging's leicht hinauf, dicht am Ufer im strömungslosen Wasser. Bald kamen wir zu einem netten, harmlos und sehr ländlich aussehenden jungen Burschen, der auf einem Sägeblock saß und sich den Schweiß vom Gesichte wischte, denn es war arg warmes Wetter und er hatte ein paar große Reisesäcke bei sich.

„Fahr' an's Land", sagte der König. Ich that's. „Wohin, mein junger Freund?"

„Zu dem Dampfboot; nach Orleans."

„Steig' ein", sagte der König. „Wart' einen Augenblick, mein Diener wird Dir bei den Säcken helfen. Spring 'raus, und hilf dem Herrn, Adolphus" — ich merkte, daß er mich meinte.

Nun, ich thats, und wir drei fuhren weiter. Der junge Bursche war sehr dankbar und meinte es sei harte Arbeit, bei solchem Wetter sein Gepäck zu tragen. Er fragte den König, wohin er ginge; dieser sagte, er sei den Fluß herabgekommen und früh morgens im anderen Städtchen gelandet, und nun ginge er einige Meilen hinauf, um einen Freund auf seiner „Farm" zu besuchen. Der Junge sagte dann:

„Als ich Sie zuerst sah, sagte ich zu mir selbst: „Das ist sicherlich Herr Wilks, und er kommt nicht mehr zur rechten Zeit." Dann dachte ich aber: Nein, er kann's nicht sein, er würde nicht hier den Fluß heraufrudern. Sie sind's doch nicht, was?"

„Nein, mein Name ist Blodgett — Alexander Blodgett — Pastor Alexander Blodgett, ich darf wohl sagen, ich bin einer der armen Diener des „Herrn." Dennoch bin ich ebenso fähig, Herrn Wilks zu bemitleiden, daß er nicht zur rechten Zeit eingetroffen ist, wenn er dadurch etwas versäumt hat, was ich nicht hoffen will."

„Nun, die Erbschaft geht ihm nicht verloren, die bekommt er sicher; aber seinen Bruder Peter wird er nicht sterben sehen — ihm mag auch Nichts daran liegen — wer kann das wissen? Aber sein Bruder hätte sehr viel darum gegeben, bevor er starb ihn zu sehen; sprach von nichts Anderem die letzten drei Wochen; hat ihn nicht gesehn seit sie Knaben waren — und hat seinen Bruder William nie gesehen — das ist der Taubstumme — William ist nicht über dreißig bis fünfunddreißig. Peter und George waren die einzigen, die herkamen; George war der verheirathete Bruder; er und seine Frau starben beide letztes Jahr. Harvey und William sind die einzigen, die noch übrig sind; und, wie ich schon sagte, sie sind nicht zur rechten Zeit hier eingetroffen."

„Hatte Ihnen denn Jemand geschrieben?"

„O ja — vor ein bis zwei Monaten, als Peter erkrankte; denn er sagte schon damals, daß er ein Gefühl hätte, als ob es diesmal mit ihm zu Ende gehen würde. Seh'n Sie, er war ziemlich alt und George's Töchter waren zu jung, um ihm viel Gesellschaft zu leisten, außer der Mary Jane, der rothhaarigen. So fühlte er sich recht einsam, nachdem George und seine Frau gestorben waren, und es lag ihm Nichts mehr am Leben. Er sehnte sich schrecklich danach, Harvey zu sehen — und auch den William, was das anbetrifft — denn er war einer von Denen, die sich scheuen, ein Testament zu machen. So hinterließ er nur einen Brief für Harvey und sagte, daß er darin verzeichnet hätte, wo er sein Geld versteckt hielt, und wie er den Rest seiner Habe so zu vertheilen wünschte, daß George's Mädchen ein Auskommen hätten — denn George hatte Nichts hinterlassen. Und der Brief sei Alles, was er beredet werden konnte, mit der Feder zu berühren."

„Was meinst Du, ist der Grund, daß Harvey nicht kommt? Wo wohnt er?"

„O, er wohnt in England — Steffield — predigt dort — ist nie in diesem Lande gewesen. Er hat keine Zeit übrig — und vielleicht hat er gar nicht einmal den Brief erhalten."

„Traurig, recht traurig, daß er nicht lange genug leben konnte, seinen Bruder zu sehen, arme Seele! — Du sagst, Du gehst nach Orleans?"

„Ja, aber das ist nur ein Theil der Reise, von dort gehe ich in einem Segelschiff nach Rio Janeiro, wo mein Onkel wohnt."

„Das ist eine lange Reise, muß aber recht schön sein; ich wünschte, ich könnte sie auch machen. Ist Mary Jane die älteste? Wie alt sind die Anderen?"

„Mary Jane ist neunzehn, Susan fünfzehn und Joanna etwa vierzehn — das ist die Wohlthätige und hat eine Hasenlippe."

„Die armen Dinger! so allein in der kalten Welt zu bleiben"

„Nun, sie könnten schlimmer daran sein. Der alte Peter hatte Freunde und die werden schon über sie wachen, daß Ihnen nichts Böses geschieht. Da ist Hobsen, der Baptisten-Prediger; und Vorsteher Lot Hovey, und Ben Rucker, und Abner Shackleford, und Levi Bell, der Advokat, und Dr. Robinson und deren Frauen und die Wittwe Bartley, und — nun ja, eine ganze Menge; aber mit den Genannten war Peter am intimsten, und schrieb auch zuweilen von ihnen, wenn er heim schrieb; so, wenn Harvey kommt, wird er wissen, wo er sich nach Freunden umzusehen hat."

Nun, der Alte fragte und fragte, bis er den Jungen förmlich ausgepumpt hatte. Verdammt, wenn er sich nicht über Jeden und Alles in dem ganzen Städtchen erkundigte und über alle Wilkse; und über Peter's Beruf — der ein Gerber gewesen; und über Georges — der ein Schreiner gewesen; und über Harvey's — der ein Prediger (nicht der Staatskirche angehörend) war; und all dergleichen. Dann sagte er:

„Warum wolltest Du den Weg zum Dampfboot marschiren?"

„Weil das ein großes Orleans-Boot ist und hier vielleicht nicht anhält. Wenn schwergeladen, halten sie selbst auf ein Signal hier nicht immer an. Ein Cincinnati-Boot thut es, aber dies ist ein St. Louis-Boot."

„War Peter Wilks wohlhabend?"

„O ja, ziemlich wohlhabend. Er hatte Häuser und Land, und man glaubt, daß er drei- bis viertausend Dollars in Baargeld irgendwo versteckt hielt."

„Wann starb er, sagtest Du?"

„Ich sagte es nicht, aber es war letzte Nacht."

„Begräbniß wohl morgen?"

„Ja, gegen Mittag."

„Ach, das ist recht, recht traurig; aber einmal müssen wir Alle sterben — dieser früher, jener später. Drum sollten wir uns bemühen, stets bereit zu sein. Dann ist Alles gut."

„Ja, Herr, das ist am besten. — Mutter hat's auch immer gesagt."

Als wir das Dampfboot erreichten, war es mit Frachteinladen fertig und stieß bald ab. Der König gebot mir aber, noch eine Meile weiter zu rudern an einen einsamen Ort. Dann stieg er an's Land und sagte:

„Jetzt rasch zurück und hol' mir den Herzog her und die neuen Reisetaschen. Sollte er an's andere Ufer gegangen sein, geh' hin und hol' ihn. Sag' ihm, er soll sich so fein als möglich machen.

Ich merkte, was er im Schilde führte; aber sagte natürlich kein Wort. Als ich mit dem Herzog zurückkehrte, versteckten wir das Canoe, und sie setzten sich auf einen Holzblock. Der König erzählte ihm Alles gerade wie's der Bursche erzählt hatte, Nichts ließ er aus. Und die ganze Zeit bemühte er sich, wie ein Engländer zu sprechen; und that's auch ganz gut „für solch' einen Kerl. Dann sagte er:

„Kannst Du die Taubstummenrollen gut spielen, Leckwasser?"

„Das überlasse getrost mir", rief der Herzog, „hab's auf

Digitized by Google

den histrionischen Brettern gethan." So und nun warteten sie auf ein Dampfschiff.

Während des Nachmittags kamen zwei kleine Dampfer, aber sie kamen nicht von fernher; endlich kam ein großes Dampfboot, und wir riefen es an. Ein Kahn wurde uns zugeschickt, und wir gingen an Bord. Das Dampfboot kam von Cincinnati. Als der Capitän hörte, daß wir nur vier bis fünf Meilen mitreisen wollten, wurde er sehr ärgerlich, fluchte und sagte, er würde uns dort nicht an's Land setzen. Der König blieb ruhig und sagte:

„Wenn Herren im Stande sind, einen Dollar per Meile à Person zu bezahlen, um in einem Kahn geholt und abgesetzt zu werden, so ist ein Dampfboot im Stande, sie zu tragen, nicht wahr?"

Das besänftigte den Capitän — er war's zufrieden und wir wurden im Städtchen zu Kahne ans Land gesetzt. Etwa zwei Dutzend Männer kamen herbei, als sie den Kahn kommen sahen; und als der König sagte: „Kann irgend einer der Herren mir sagen, wo Herr Peter Wilks wohnt?" da sahen sie einander an und nickten sich zu, als wollten sie sagen: „Siehst Du, was sagte ich Dir?" Dann sprach Einer weich und zart:

„Es thut mir leid, Herr, aber wir können nicht mehr thun, als Ihnen zu zeigen, wo er gestern Abend noch lebte."

Da, plötzlich, schien unsern Alten alle Kraft zu verlassen, er fiel gegen den Mann mit seinem Kinn auf dessen Schulter und weinte ihm seine Thränen den Rücken hinunter:

„Ach, ach", stöhnte er, „unser armer Bruder — dahin und konnten wir ihn nicht wiedersehn; o, das ist zu, zu hart!"

Dann wandte er sich um — schluchzend — und machte allerlei unsinnige Zeichen und da ließ auch der Herzog die Reisetasche fallen und brach in Thränen aus. Sie waren das geschlagenste Paar, diese zwei Betrüger, das ich je gesehen habe.

Nun, die Männer umgaben und bemitleideten sie und sagten allerlei freundliche Worte, und trugen ihre Reisetaschen für sie den Hügel hinauf und ließen sie sich auf sie lehnen und weinen. Sie erzählten dem König alles über seines Bruders letzte Minuten, und der König wiederholte es alles mit seinen Händen dem Herzog.

In zwei Minuten wußte es die ganze Stadt, und das Volk kam herbeigerannt von allen Ecken und Enden. Bald waren wir mitten in einer großen Menge und das Geräusch des Gehens klang wie ein Soldatenmarsch. Fenster und Thüren standen voll Menschen und alle Augenblicke hörte man Jemand über den Zaun rufen:

„Sind sie's?"

Und Jemand aus der mitlaufenden Menge antwortete:

„Darauf könnt ihr wetten."

Als wir zum Hause kamen, war die Straße gedrängt voll Menschen, und die drei Mädchen standen in der Thüre. Mary Jane war rothhaarig, das machte aber nichts aus, denn sie war schrecklich hübsch, und ihr Gesicht und ihre Augen waren wie verklärt — sie freute sich so, daß ihre Onkel gekommen waren. Der König breitete die Arme aus und Mary Jane sprang hinein, und die Hasenlippe sprang zum Herzog — und so hatten sie sich. Fast alle, wenigstens die Frauen, weinten vor Freude über dies Wiedersehn und die Freude der Betheiligten.

Dann gab der König dem Herzog einen geheimen Wink — ich sah es — und sah sich um und erblickte den Sarg in einer Ecke auf zwei Stühlen; dann legten die Beiden je einen Arm einander auf die Schultern, bedeckten mit der anderen Hand die Augen, gingen langsam und feierlich hinüber — Alle machten ihnen Raum, Gespräch und Geräusch hörten auf, einige sagten „Sch!" — Alle Männer nahmen die Hüte ab und senkten ihre Köpfe — man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Am Sarge angelangt, beugten sich die Beiden darüber, warfen einen Blick hinein und fingen dann an so laut zu jammern, daß man sie fast in Orleans hätte hören können. Dann umarmten sie einander und hingen ihr Kinn einer über des andern Schulter und für drei, vielleicht auch vier Minuten ließen ihre Augen Wasser fließen, wie ich's nie von zwei Männern gesehen habe. Und die Anderen machten es ihnen nach, bis schließlich das Zimmer so naß war, wie man es selten sieht. Dann knieten sie auf entgegengesetzten Seiten des Sarges nieder, legten ihre Köpfe darauf und thaten, als ob sie im Stillen beteten. Dies Alles machte einen mächtigen Eindruck auf die Versammlung, und Alles brach zusammen und schluchzte laut — die drei armen Mädchen auch, und fast jede Frau ging zu ihnen, ohne ein Wort zu sagen, küßte sie feierlich auf die Stirn, legte ihnen die Hand auf den Kopf, sah gen Himmel mit thränenvollen Augen, brach in lautes Schluchzen aus und trat, sich die Augen wischend, bei Seite, um der Nächsten dieselbe Gelegenheit zu geben.

Dann trat der König etwas vorwärts und fing an, eine Rede hervorzuschluchzen, voller Thränen und Betheuerungen, was für eine schwere Prüfung für ihn und seinen armen Bruder der Verlust des Dahingeschiedenen sei, besonders da sie ihn nach der langen Reise von viertausend Meilen nicht mehr lebend finden konnten. Aber es sei eine Prüfung, versüßt und geheiligt durch dies schöne Mitgefühl, diese heiligen Thränen; und so danke er allen Anwesenden aus seinem und seines Bruders Herzen, denn mit ihrem Munde könnten sie es nicht, da Worte zu schwach und kalt wären. Und so jammervoll ging's weiter, bis es einen anekeln konnte. Dann grölte er ein Amen heraus, und das Heulen ging wieder los.

Kaum hatte er ausgeredet, so intonirte einer der Anwesenden das: „Ehre sei Gott in der Höhe" und Alle fielen kräftig mit ein, und das erwärmte einem ordentlich das Herz. Musik ist doch ein herrliches Ding; und nach all dieser weichen Seelen-Butter, habe ich sie nie alles so auffrischen sehen und so ehrlich und kernig klingen hören, wie gerade diesmal.

Dann setzte der König wieder seine Kinnlade in Bewegung und sagte, wie sehr er und seine Nichten sich freuen würden, wenn einige der besonders näheren Freunde der Familie zum Abendessen bleiben, und nachher mit bei der Asche des Verstorbenen wachen würden. „Ja", sagte er, „wenn unser armer Bruder, der jetzt dort liegt, reden könnte, so weiß ich, wen er nennen würde; die Namen, die ihm so lieb waren und die er oft in seinen Briefen nannte, waren folgende: Pastor Hobson und Vorsteher Lot Hovey und Herr Ben Rucker und Abner Shackleford und Levi Bell und Dr. Robinson und deren Frauen und Wittwe Bartley".

Pfarrer Hobson und Dr. Robinson waren am anderen Ende der Stadt zusammen auf der Jagd; das heißt, ich meine, der Doctor expedirte einen Kranken ins Jenseits und der Pfarrer wies ihm den rechten Weg. Advokat Bell war in Geschäften nach Louisville gereist. Aber der Rest war bei der Hand und so kamen sie denn alle und schüttelten dem König die Hände und dankten ihm und sprachen mit ihm. Dann reichten sie auch dem Herzog die Hände und sagten nichts aber lächelten ihn freundlich kopfnickend an, während er mit den Händen allerlei Zeichen machte und die ganze Zeit: „Gu—gu—gu—gu—gu" schluchzte wie ein Säugling, der noch kein Wort sprechen kann.

So plapperte der König fort und fragte fast nach Jedermann im ganzen Städtchen, nannte viele bei Namen, berührte allerlei Kleinigkeiten, die sich im Städtchen und besonders in George's Familie und bei Peter selbst, ereignet hatten, und dabei that, als ob ihm Peter alles geschrieben hätte; aber das war eine Lüge. Er hatte all das Zeug aus dem jungen Burschen herausgepumpt, den wir im Canoe aufs Dampfboot expedirt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Von der japanischen Ausstellung.

Der wilde Jahrmarkts-Indianer, der lebende Tauben mit den Zähnen zerriß und unter gräßlichem Kriegsgeheul auf dem Podium herumstampfte, fängt an, in immer salonfähigeren Formen aufzutreten. Von dem schaudernden Anstaunen roher Feuerländer und Neger schwingt sich der Großstädter zu der feineren Bewunderung eines singhalesischen Stammes oder gar einer japanischen Colonie empor und hat dabei den Vortheil, seine nackte Neugierde durch das schöne Mäntelchen „Wissenstrieb" angenehm umhüllen zu können. Als ob das Zerstreuungsbedürfniß, welches unsere Väter staunend vor der Jahrmarktsbude mit den „wilden Menschen" stehen ließ, sich wirklich zu einem ernsteren Streben nach Aufklärung über fremde Länder und ihre Bewohner veredelt hätte, wenn wir jetzt schaarenweise zum Zoologischen Garten oder dem Ausstellungsparke pilgern! Neugierde ist Alles; die circenses der Römer wiederholen sich auch in unserer schon überfeinerten Cultur.

Auch in dem japanischen Dorfe, welches in dem Palaste der früheren Hygiene-Ausstellung jetzt wie aus einer Spielwaarenschachtel aufgebaut ist, und das man mit etwa einem Hundert von emsig wirkenden Menschlein bevölkert hat, finden die großen und kleinen Kinder der Reichshauptstadt, welche täglich zu Tausenden hinströmen, mehr Nahrung für ihre Zerstreuung, als für ihre Belehrung. Es wird selbst dem phantasievollsten Zuschauer unmöglich sein, sich aus dem überdies sehr häuslichen und einförmigen Treiben dieser Dörfler ein Bild von dem lebhaften und rastlosen Culturleben in Japan auch nur annähernd richtig herzustellen, und das Ganze macht einen so mechanischen, geistlosen Eindruck, wie etwa eines jener künstlichen Bergwerke, welche man noch in der Hasenhaide an belebten Nachmittagen bewundern kann: da steigen auch die Figürchen auf und nieder und hacken und schaufeln, wenn der alte Invalide nur an der Kurbel dreht.

Die Kurbel, welche das ganze japanische Dorf in seine geräuschlose Thätigkeit versetzt, ist natürlich der Gelderwerb. Man hat einige der Handwerker und Künstler, welche die jetzt auch in Europa so beliebten Sächelchen aus Ostasien herstellen, engagirt, hat sie in ihrem heimischen Costüm in Diminutiv-Häuser mit Papierwänden und Bambusrohrdächern gesetzt und läßt sie nun dort coram publico ihre Erzeugnisse mit ebenso viel Kunstfertigkeit als kleinlicher Grübelei fabriciren; die letzteren werden dann an besonderen Kaufstellen — aber durch Berliner Verkäuferinnen — vertrieben. Das ist Alles; es ähnelt einer chinesischen Theehandlung im Großen — doch halt! Ganz ohne Lärm und die übliche „Vorführung nationaler Sitten und Gebräuche" durfte es doch nicht abgehen. Deshalb hat man daneben noch ein japanisches Theater und in der Mitte des Ganzen einen Tempel aufgebaut. Ueber den letzteren ist nicht viel zu sagen: einige der bizarren buddhistischen Götzenbilder sind in einer leichten Hütte aufgestellt, und einer der Japaner, der übrigens zugleich Priester und Komödiant ist, sitzt dabei, liest in einem Buche und nickt mit dem Kopfe. „Interessant, aber langweilig!" sagte neben mir ein Zuschauer, als er diesem stummen Gottesdienste, wie ich, eine halbe Stunde zugeschaut hatte.

Der größte Theil der Aufführungen im japanischen Theater unterscheidet sich von denen im Reichshallentheater nur dadurch, daß die „Künstler" und „Specialisten" in langen Gewändern und mit der dazugehörigen Würde auftreten, und daß sie schwarze — übrigens sorgfältig frisirt — Haare, geschlitzte Aeuglein haben und einen Fächer in der Hand tragen. Ein Drahtseilläufer, ein Jongleur und der bekannte Klötzchen-Künstler erregen in diesem Theile der Vorstellung unser Interesse, das aber ebenso wie vor dem Tempel gleichbedeutend mit Langeweile ist. Erst ein zweiter, diesmal für uns Europäer wirklich neuer Theil vermag uns etwas mit den theueren besonderen Eintrittspreisen zu dieser Vorstellung auszusöhnen: er besteht in einer Pantomime, welche für uns zwar größtentheils unverständlich, deshalb aber gerade besonders spannungsreich ist. Der Stoff für dieselbe scheint der japanischen Heldensage entnommen zu sein. Es treten zunächst zwei Lautenspielerinnen auf, welche im Hintergrunde sich auf bequeme Polster niederlassen und dort ihre resonanzlosen Instrumente mit eisernen Hacken emsig zupfen; hübsch klingt die Musik gerade nicht, aber sie paßt in ihrem, ich möchte sagen tonlosen, Charakter zu dem Ballet, welches nun anhebt und, selbst für unseren unverwöhnten Berliner Geschmack, abscheulich ist. Vier junge Mädchen, Geschöpfchen so klein wie große Puppen, treten herein, neigen sich und beugen sich, drehen die Augen und werfen hinreißende Kußhände, um schließlich graziös zu Boden zu sinken; drei ältere Huldinnen lösen sie in diesem harmlosen Liebeständeln ab; sie sind etwas feuriger, aber ebenso ungefällig und ungeschickt in dem monotonen Hin- und Herwiegen der Oberkörper dem Verdrehen des Kopfes und der Augen und den Ausrufen, welche kläglich zuweilen ihre Bewegungen bekleiden. Wenn sie verschwunden, erhebt sich hinter den Coulissen ein schrecklicher Lärm; die Musik der beiden Virtuosinnen auf der Bühne wird feuriger, d. h. noch abscheulicher, und herein stürzen endlich zwei kriegerisch gekleidete Männer, der eine, wie es scheint auf der Flucht, der andere, düster gekleidet, sein Verfolger. Sie rennen auf der Bühne hin und her, nachdem sie in Gurgeltönen ein kurzes Zwiegespräch gehalten, nehmen Fechterstellungen ein und schlagen mit ihren Schwertern wild gegeneinander. Der Kampf tobt in den gräßlichsten Verrenkungen beider Kämpfer eine Weile hin und her, schließlich unterliegt der erste, der düstere stößt ihm das Schwert in die Seite, raubt seinen Beutel und rennt hinaus. Es war also ein Räuber. Der Beraubte „stirbt erschrecklich schön" und ist schon ganz todt, als auf einmal ihn der Lärm hinter den Coulissen, der von Neuem anhebt, zum Leben erweckt. Er horcht auf, springt empor und geht nach der Thüre; aus derselben schwebt eine japanische Schönheit in reichen Gewändern, wie es scheint eine Fee. Sie tändelt mit ihm, ein anderer junger Mann kommt aus der Coulisse und tändelt mit, und schließlich, nachdem eine Zeit so fortgetändelt worden ist, gehen alle drei nach derselben Seite ab. Dies der Verlauf der Pantomime. Dieselbe ist entschieden das Interessanteste in der ganzen Theateraufführung und auch, ich scheue mich nicht, es auszusprechen, in der ganzen Ausstellung. Wir sehen hier doch wenigstens ein für uns neues Leben, während wir vor den Buden der Maler, Seidensticker, Emailleure, Schirmmacher, Töpfer u. dergl., die gebückt über ihrer Arbeit hocken, und aus den Ausstellungen der Gewänder und Stickereien, welche sich in den Gängen befinden, kaum den Eindruck erhalten, als bewegten wir uns inmitten einer fremden Cultur. Hat man dann am Abend, beim Schluß der Ausstellung, noch beobachtet, wie die englisch redenden Damen und Herren der kleinen Colonie in europäische Kleider schlüpfen und von ihren hier ansässigen Landsleuten zu Kroll oder unter die Zelte begleitet werden, so wird man davongehen mit dem Gefühle: Hier ist ein Stück Asien in Europa recht künstlich und unnatürlich — gemacht. O. B.

Notizen.

Italien in sechzig Tagen von Th. Gsell-Fels. 3. Auflage. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. Diesem praktischen Auszug aus dem fünfbändigen großen Italienführer von Gsell-Fels ist bekanntlich ein Rundreisebillet zu Grunde gelegt; es nimmt aber auch auf Nebenrouten Rücksicht. Man muß es bewundern, wie hier der reiche geschichtliche, culturhistorische und geographische Stoff knapp und doch klar und übersichtlich bearbeitet ist und in zuverlässigster Weise auf alles Sehenswerthe und Eigenthümliche Rücksicht genommen wird. Es ist ein wahrhaft idealer Wegweiser, welcher der deutschen Reiseliteratur zur Zierde gereicht. Die Führer des wackeren Gsell-Fells stehen in jeder Beziehung hoch über Bädecker's Reisebüchern.

Digitized by Google

Inserate.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gespräche

Friedrich's des Großen

mit

H. de Catt und dem Marchese Lucchesini.

Kritisch festgestellte Auswahl, in deutscher Uebersetzung

herausgegeben von

Dr. Fritz Bischoff.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 3.—

Elegant in Halbleder gebunden: ℳ 5.25.

Soeben erschien:

Nachtrag zu **Othmer's Vademecum** für Literaturfreunde. Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der „Schönen Literatur" aus den Jahren 1878-1884.

Bearbeitet von

Carl, Georg und **Leopold Ost.**

8° VI. 368 Seiten. Preis 8 Mark.

Hannover. Fr. Cruse's Buchhandlung.

A. Baron von Roberts.

Von dem neuerdings zum **zweiten** Male **preisgekrönten** Verfasser erschienen im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig:**

„Es" und anderes,	III. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3.—, fein geb. M. 4.—.
Lou. Roman.	II. Aufl., Preis eleg. geh. M. 3½, fein geb. M. 4½.
Die Pensionärin.	Novelle, Preis eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 3.—

Wer nach **Frankreich** oder **England** gehen, dabei Lehrgeld sparen, Aerger, Missverständnisse, Verstösse gegen Landesgebräuche etc. vermeiden u. v. Aufenthalte dort den richtigen Nutzen ziehen will, der kaufe sich vor der Abreise die in d. **Langenscheidt**schen Verl.-B. in Berlin SW. 11 neu erschienenen: **Langenscheidtschen Notwörterbücher.**

Hervorragende deutsche Schriftsteller,

die vorzugsweise den wirklich guten Sensationsroman pflegen und denen an **ständiger, vortheilhaftester** Verbindung mit einer bestrenommirten Redaction und Verlagsbuchhandlung gelegen ist, wollen ihre Adressen niederlegen bei der Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.,** unter Chiffre R. G. 341.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstllg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Neuer Verlag v. **Hermann Costenoble, Jena.**

In allen Buchhandlungen u. Leihbibliotheken zu haben.

Die Sünden der Väter.

Roman aus der russischen Gesellschaft

von

Leon Kloët.

2 Bände. gr. 8°. 9 Mark.

Die **Allgemeine Zeitung** in München (ehemals Augsburger Allgem.) bezeichnet bei Gelegenheit des Erscheinens eines früheren Werkes den Autor als ein **„grosses vielverheissendes Talent,** das mit wenig feinen Strichen Alles in **meisterhafter Weise** zu schildern versteht, ein köstliches Talent, wie es in Deutschland so selten zu finden ist."

Hierzu eine Beilage von Th. Grieben's Verlag in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 1. August 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Gordon's Vermächtniß. Von H. Zimmern. — Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen. Von Jürgen Bona Meyer. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Akademische Festreden zur Feier Dahlmann's. Von Georg Kaufmann. — Zur egyptischen Mythologie. Von Th. Achelis. — Zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels. Von Paul Schütze. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Gordon's Vermächtniß.

Von H. Zimmern.

Die seit langer Zeit im englischen Publicum mit Spannung erwartete Veröffentlichung der letzten Worte General Gordon's — der letzten wenigstens, welche die Welt aus seiner Verlassenheit in Khartum erreicht haben —, hat jetzt stattgefunden; und vor uns liegt ein ebenso origineller, wie in hohem Grade interessanter Band, dessen Inhalt jene sechs werthvollen handschriftlichen Bücher umfaßt, welche Sir Charles Wilson aus den Händen des Officiers, der General Gordon's Dampfer befehligte, zu Metemmeh am 22. Januar empfangen hat. Die Bücher sind zur Information der Regierung geschrieben worden, und mit ihrer Erlaubniß, wie unter Zustimmung der Verwandten Gordon's, wurden diese Mittheilungen in unbeeinträchtigter Vollständigkeit dem Publicum übergeben. Eine bittere Lectüre müssen sie stellenweise Denen sein, welche Gordon für die verhängnißschwere Mißleitung der egyptischen Angelegenheit verantwortlich machte. Hat er doch den Richterspruch der Geschichte vorher verkündet, wenn er schreibt:

„Niemand kann die Vergeudung von Geld und Menschenleben, welche dieser Feldzug kostet, auch nur ermessen, es ist eine völlige Vergeudung von Beidem; aber die Schuld liegt einfach an der Unentschlossenheit unserer Regierung."

Das ist die Grabschrift der liberalen Regierung, wie von einem unsichtbaren Finger auf ihren Grabstein geschrieben: „Unentschlossenheit!" Dies ist das letzte Wort, und es sagt genug. „Die Politik einer stromabwärts treibenden Planke" — so lautet Gordon's bündiges Urtheil über die sudanesische Politik der letzten Verwaltung.

Die Tagebücher beginnen mit dem 10. September, an welchem Tage Gordon's letzte europäische Kameraden ihn verlassen hatten. Wie er die Zeit, da er vergeblich Tag und Nacht der englischen Hülfe harrte, verlebt hat, wie er über die Aussichten des Gelingens urtheilte, wie er zu handeln gedachte, im Falle die Hülfe endlich kommen würde — das ist die Geschichte, welche in diesen Tagebuchblättern erzählt wird. Dieselben sind so charakteristisch, daß Alle, welche sie mit Aufmerksamkeit lesen, den Verfasser genau daraus kennen lernen müssen.

So viel auch schon über Charles Gordon geschrieben worden ist — völlig bekannt waren wir bisher nicht mit dem Wesen dieses Mannes. Wie war er standhaft, wie loyal und pflichtgetreu, welcher tiefe, aufrichtige Glaube erfüllte seine Seele, mit welch' ruhigem Humor wappnete er sich gegen die Drangsale seiner Lage, gegen die elende Verblendung Derer, die ihn seinem Schicksal überlassen haben. Niemand kann das Buch schließen, ohne ein Gefühl des Stolzes zu empfinden, daß unser Jahrhundert einen solchen Mann hervorgebracht hat. Und der englische Leser bedarf eines Trostes dieser Art, denn hat einerseits Gordon Alles für die Ehre seines Heimathlandes gethan, so hat andererseits dieses Land gar wenig für die eigene Ehre gethan. Das Leben Gordon's und Aller, die zu retten er sich vorgenommen hatte, ging verloren durch Fehler so ungeheuerlich, durch Erwägungen so aller Pflicht vergessen, wie sie nur je einem civilisirten, selbstregierten Volk zur Schmach gedient haben. Die Geschichte der Belagerung von Khartum ist wahrlich eine „untilgbare Schmach" für England.

„Welche Farce wäre Alles", so schreibt Gordon einmal in der Bitterkeit, welche zuweilen selbst in seinem edlen Herzen aufwallt, „welche Farce, wenn es sich nicht um Menschenleben handelte."

Wie wir Alle wissen, harrte Gordon aus freier Wahl in Khartum aus. Er hätte sich auf dem vollen Nil einschiffen und in Nubien in Sicherheit bringen können. Doch erachtete er sich durch Ehre und Pflicht gebunden, bei den Leuten zu bleiben, welche ihm treu zur Seite geblieben waren. „Ich sage", schreibt er, „und sicherlich wird mir jeder Gentleman in Ihrer Majestät Heer beistimmen, daß es gemein sein würde, Menschen zu verlassen, die — mögen sie auch nicht ganz unseren Begriffen von Helden entsprechen — bei mir, der in ihren Augen nur ein Christenhund ist, treu ausgehalten haben trotz großer Beschwerden, und diese Leute zu zwingen, sich Denen zu ergeben, die keinen Sieg über sie erfochten haben; dies auf Befehl einer fremden Macht zu thun, um die eigene Haut zu retten — fürwahr, die schwarzen Burschen würden mich steinigen, wenn sie dächten, daß ich so Etwas im Sinne hätte." So bewahrte er sich bis zuletzt das erhabene Ideal, welches ihn stets erfüllt hat; und weit besser, daß Dem so war und er auf seinem Posten den Tod erlitten hat, als wenn er heimlich das Weite gesucht und die Welt eines großen Beispiels beraubt hätte. Und eben weil er so standhaft und überzeugungstreu war, konnte er jene beredten Aufzeichnungen seines täglichen Handelns und Denkens niederschreiben, aus denen selbst noch der Humor ab und zu hervorblitzt, für welchen er stets so viel Sinn besessen hat. Auf einem der Blätter lesen wir:

„Es ist politisch und moralisch besser, mit den abtrünnigen Europäern im arabischen Lager Nichts gemein zu haben. Verrath bringt nie Erfolg, und wie immer die Dinge ablaufen mögen, so halte ich es für besser, mit reinen Händen zu fallen, als sich mit zweifelhaften Handlungen und zweifelhaften Menschen abzugeben."

Digitized by Google

Gordon mag ein Enthusiast gewesen sein; doch war er ein Enthusiast, der die Gabe besaß, die Thatsachen klar zu erkennen und richtig zu deuten. Welch ein Gegensatz zwischen seinem schnellen, entschiedenen Erfassen der Lage im Sudan und dem Zweifeln, dem Zaudern seiner besonnenen Vorgesetzten! Gordon bediente sich nicht oft starker Ausdrücke. Mochte seine Seele auch von heißem Ingrimm erfüllt sein, wozu alle Ursache vorhanden war, stets blieb seine Sprache die der maßvoll gehaltenen Satire. Er bezeigt weniger Verdruß, als vielmehr ein gewisses verächtliches Ergötzen über die armen verwirrten Behörden. An einer Stelle sagt er:

„Wir sind eine ehrliche Nation, aber unsere Diplomaten sind nicht officiell ehrlich.“ „Wohl Dem, der nicht sitzet, da die Spötter sitzen.“ Ich weiß, daß es nicht recht ist, über seine Vorgesetzten zu spotten, aber ich thue es nicht aus Bosheit und hoffe, daß Diejenigen, welchen meine Bemerkungen gelten, sich nicht gekränkt fühlen werden. Das Leben ist so schwer wie Blei, und je mehr wir es uns erleichtern können, desto besser. Wenn ich B. und E. und das Auswärtige Amt kritisire, so denke ich deshalb keineswegs, daß ich ihnen überlegen bin. Ich möchte nur, daß sie sähen, wie andere, außenstehende Leute die Dinge ansehen. Trotzdem ich anderer Meinung bin als sie, mag die ihre richtig und ihr Thun rechtschaffen sein, während ich völlig im Irrthum bin.“

Es sind nicht viele persönliche Angriffe auf die Regierung in dem Buche enthalten. Gordon sagt allerdings:

„Ich könnte Bände voll tiefem Grimm über diesen Gegenstand schreiben, dächte ich nicht, daß alle Dinge vorher bestimmt sind und uns zum Besten dienen .... Ich müßte ein Engel sein (daß ich keiner bin, brauche ich nicht zu sagen), wenn ich nicht über die Regierung Ihro Majestät in Zorn geriethe; doch hoffe ich, noch über diese Sudan- und Kairo-Angelegenheit, diese Unentschlossenheit ruhig denken zu können; aber alle meine schönen schwarzen Soldaten zu verlieren, ist genug, um Denen zu grollen, die unsere Zukunft in Händen haben.“

An einer Stelle finden wir eine komische Zeichnung (Gordon verstand trefflich, den Stift zu führen), welche die englischen Diplomaten zu Kairo in ihrer eulenhaften Bestürzung bei der Unglücksnachricht aus Khartum darstellt. Bei dieser Gelegenheit sagt er:

„Ich bin überzeugt, daß mir dieser Bursche E. gefallen würde. Es liegt eine leichtherzige Spaßhaftigkeit in seinen Mittheilungen, und es scheint mir, als ob ihn die Sorgen des Lebens nicht sehr drücken ... Er wünscht genau „„den Tag, die Stunde und die Minute zu wissen, da er (Gordon) erwarte, wegen Proviant und Munition in Verlegenheit zu gerathen.““ Nun, ich denke, falls Egerton in den Archiven seines Bureaus nachsehen wollte, so würde er finden, daß wir seit einigen Monaten um Proviant in Verlegenheit sind. Es ist dies, als ob Jemand vom Ufer aus einem Freunde, den er schon zwei- bis dreimal untertauchen sah, zuruft: „„Höre, alter Bursche, Du mußt uns mittheilen, wann wir die Rettungsboje nach Dir auswerfen sollen; ich weiß, daß Du zwei- bis dreimal untergetaucht bist, aber es wäre schade, Dir die Rettungsboje zuzuwerfen, bevor Du wirklich in äußerster Gefahr bist; und genau muß ich es wissen, denn ich bin ein Mann, der in der Schule der Pünktlichkeit erzogen wurde.““

Die Tagebücher sind klug und witzig geschrieben, sie zeugen von scharfer Beobachtungsgabe und klarem Verstande. Ich finde, daß ich am besten thue, wenn ich möglichst viel daraus citire, um Gordon selbst das Wort zu lassen. Höchst charakteristisch ist folgende Stelle:

„Ich meine, es wäre besser, wenn wir unsere jungen Officiere anstatt Taktik und kriegswissenschaftlicher Werke „Plutarch's Lebensbeschreibungen“ studiren ließen. Darin sehen wir Männer (ohne den Halt des wahren Glaubens, reine Heiden) ihr Leben zum Opfer bringen, als müsse es so sein; aber in unserer Zeit besteht das höchste Verdienst darin, nicht davon zu laufen. Ich kann sagen, daß ich schon in arger Besorgniß gewesen bin, nicht meiner eigenen Haut wegen, sondern weil ich es hasse, geschlagen zu werden, meine Pläne vereitelt zu sehen; doch absurd und nicht hiermit zu vergleichen ist es, daß ich durchmachen muß, was irgend eine Wärterin, die an das Lager eines ungeduldigen Kranken gefesselt ist, zu erleiden hat. Wenn ich herauskomme, so höre ich von allen Seiten schmeichelhafte Reden; stirbt der Patient, so heißt es, „wieviel bekommt die Wärterin für ihre Dienste?“ Wir wollen Schüler des Herrn sein, dem von Seiner Geburt an, bis Er verfolgt ward und starb, kaum Theilnahme oder Freundlichkeit bezeigt ward, und wir (besonders muß ich dies von mir sagen) schreien auf, wenn wir uns in einer kummervollen Lage befinden, obwohl es, wenn wir Christen sind, unser Handwerk ist, solche Leiden zu ertragen. Ich habe die Officiere und Beamten, während ich hier bin, ein Hundeleben führen lassen; es ist, als ob ich ihnen tagtäglich die Sporen zu fühlen gebe. Nichts ist im Stande, diese schlechte Behandlung von meinem Gedächtniß zu tilgen. Ich kann sagen, daß ich ihnen keinen Augenblick Ruhe gelassen habe ... Es ist mir peinlich, die Leute, wenn sie zu mir kommen, so zittern zu sehen, daß sie nicht das Feuer an ihre Cigaretten legen können. Dennoch habe ich Keinen enthaupten lassen. Ich tödtete nur zwei Paschas, und ich erkläre, wäre es nicht um äußerer Einflüsse willen geschehen, so lebten beide Paschas noch. Es ist ein Justizmord an ihnen begangen worden. Glücklich — so weit wir es einsehen können — sind die Menschen, welche sich im kleinen Kreise drehen; unglücklich diejenigen, welche das Feld des Abenteuers suchen und zwischen den Extremen von Gut und Böse schweben.“

Nicht einmal, sondern immer wieder finden wir die Ansicht ausgesprochen, welche Gordon dem Ministerium dargelegt hat, daß der Entsatz Khartums ohne allzu große Schwierigkeiten durch eine Truppenabtheilung im Herbst 1884 bewerkstelligt werden könne; daß aber eine Armee, welche nicht vor Anfang des Jahres 1885 einträfe, zu spät kommen würde. „Khartum“, schrieb er prophetischen Geistes im October „wird den abgesandten Truppen vor der Nase genommen werden.“ Und so geschah es.

Dann kommt ein Satz, in welchem Gordon in seiner charakteristischen Manier alle Schwierigkeiten seiner Lage für den Augenblick außer Acht läßt und nur fürchtet, falls die englischen Truppen Khartum erreichen würden, eine Einladung zum Diner bei dem General zu erhalten:

„Ich überlasse mich der freudigen Hoffnung, Großbrittannien mit seinen entsetzlichen, unerträglichen Diners und seinem Jammer nie wiederzusehen. Wie wir uns mit diesen Dingen zufrieden geben können, übersteigt meine Begriffe! Es ist eine vollständige Knechtschaft. Bei diesen Diners tragen wir Alle Masken, sagen, was wir nicht glauben, essen und trinken, was wir nicht bedürfen und verlästern hernach Einer den Andern. Ich möchte lieber als ein Derwisch bei dem Mahdi leben, als täglich in London Diners mitmachen. Ich hoffe, wenn ein englischer General nach Khartum kommt, daß er mich nicht einladen wird, mit ihm zu speisen. Daß die Menschen nicht Freunde sein können, ohne den elenden Magen hineinzuziehen, ist wunderbar.“

So wie die Wolken um ihn her sich verdüstern, gewinnt sein Entschluß, falls er jemals aus Khartum befreit werden sollte, nicht nach England zurückzukehren, immer festere Gestalt. Die dortige Politik versetzt ihn zu sehr in Entrüstung. Statt dessen nahm er sich vor, nach Brüssel zu gehen und sein Leben der Congo-Expedition des Königs der Belgier zu widmen. So meinte er wenigstens im Stande zu sein, Etwas für die armen Schwarzen thun zu können, die er so sehr liebte.

Während er allen seinen militärischen und bürgerlichen Pflichten oblag, fand er immer noch Zeit, sich um das Wohl der Jugend zu bekümmern:

„Die Schule hier ist sehr interessant, und da die Schüler eine gewisse Nation erhalten, ist sie stets vollzählich besucht, nämlich von zweihundert Kindern. Jeder Knabe hat eine Holztafel, auf der seine Lection steht, und wenn er in die Schule kommt, erwartet er, aufgerufen zu werden, um diese Lection abzulesen, was unter Hin- und Herwiegen des Körpers und in einem singenden Ton geschieht, wie es die Juden an den Klageorten in Jerusalem oder in den Synagogen zu machen pflegen, woraus man schließen kann, daß dies die alte Weise der Gottesverehrung war, denn die Lectionen sind alle dem Koran entnommen. Kleine schwarze Täubchen, die kaum Anspruch auf den Besitz einer Nase machen können und nicht über zwei Fuß messen, drängen sich vor, um die ersten zehn Buchstaben des Alphabets herzusagen, das ist Alles, was sie wissen.“

Seine wohlwollende Gesinnung gegen das Volk verläßt ihn nie. „Man fühlt sich hingezogen zu den Kindern des Landes, zu den Braunen, wie zu den Schwarzen. Erstere sind von vollendeter Broncefarbe“; er bemerkt, daß die „Braunen

Digitized by Google

und Schwarzen die Schmerzen ihrer Wunden ohne Murren ertragen". Die Sauberkeit der Negersoldaten entzückt ihn; „sie haben einen Glanz, wie blankgewichste, gutgeputzte Stiefel". Aehnliche kleine Züge sind in Fülle vorhanden, und man hat Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß er dies Angesichts des nach seinem Blute lechzenden Feindes niedergeschrieben hat! Einmal sagt er:

„Die schwarzen Soldaten, welche hereinkommen, sind zumeist alte Bekannte von mir, d. h., sie kennen mich, während ihre schwarzen Mopsgesichter mir alle gleich erscheinen. Ich habe die Chinesen am liebsten, dann die Schwarzen mit den Mopsgesichtern, dann die chokoladefarbenen Sudanesen. Mir mißfallen die bleichgesichtigen Fellahs, obwohl sie mir leid thun."

Das beunruhigende Ausbleiben jedweder Kunde von der Welt draußen wird uns durch die eifrigen Bemühungen, Schlüsse aus dem Verhalten des Feindes zu ziehen, recht lebhaft vorgeführt.

„Wir können es uns kaum anders denken", sagt der Verfasser des Tagebuches, „als daß sich etwas ganz besonders Aufregendes in Europa ereignet hat, wovon die Araber unterrichtet sein müssen, denn offenbar betrachten sie das Spiel als gewonnen".

Zwischen Aufzeichnungen kleiner Quälereien aller Art finden wir wieder ernste Betrachtungen, wie die folgenden:

Während unserer Blokade haben wir oft über das Gefühl der Furcht gesprochen, welches ja nach der Meinung der Welt kein Mann je empfinden sollte. Was mich betrifft, so bin ich immer voller Furcht, ich fürchte für die Zukunft aller Unternehmungen. Es ist keine Furcht vor dem Tode, die ist, Gott sei Dank, vorüber, aber ich fürchte die Niederlage und deren Folgen. Ich glaube nun und nimmermehr an den unerschütterlich ruhigen Mann. Ich bin der Ansicht, daß er sich nur äußerlich so zeigt. Hieran knüpfe ich die Meinung, daß kein Befehlshaber in enger Gemeinschaft mit seinen Untergebenen leben sollte, welche ihn mit Luchsaugen beobachten; denn nichts wirkt so ansteckend, wie die Furcht. Es hat mich wüthend gemacht, als ich vor Besorgniß nicht essen konnte, die Leute, welche mit mir am Tische saßen, in dem gleichen Zustand zu sehen."

„Ich gehe mit mir zu Rathe, ob ich, wenn die Stadt eingenommen wird, den Palast mit Allem, was darin ist, in die Luft sprenge, oder ob ich mich gefangen nehmen lassen soll, um unter Gottes Beistand im Glauben zu beharren und nöthigenfalls für denselben zu leiden (was höchst wahrscheinlich ist). Das Sprengen des Palastes wäre das Einfachste, während der andere Weg lange schwere Leiden und Demüthigungen aller Art bedeutet. Ich denke dies Letztere zu wählen, nicht aus Todesfurcht, sondern weil ersterem mehr oder weniger der Makel des Selbstmordes anhaftet."

Daß Gordon mit echt soldatischer Geringschätzung über die Diplomaten dachte, ist eine Thatsache, die er wahrlich nicht zu verbergen suchte. „Ich kann mir ihr Nasenrümpfen vorstellen", sagt er, „daß ich wage, eine Meinung über sie zu haben". Von Gordons stetem Bemühen, den Leuten Zerstreuung und Vergnügen zu bereiten, zeugt Folgendes:

„Wenn die entkommenen Soldaten anlangen, machen sie mir einen Besuch, erhalten einen Dollar und müssen ihre schwarzen Gesichter in den Spiegeln des Palastes betrachten; dann werden sie gefragt, was sie von dem Abbild halten. Einige reißen die Augen weit auf, weil sie sich noch niemals selbst gesehen haben. Den meisten gefällt ihr Spiegelbild, besonders den weiblichen Schwarzhäuten, deren jede sich eine „Venus" dünkt; sie stecken die Hände in den Mund, was bei ihnen als ein Zeichen großer Bescheidenheit gilt, wie bei uns das Senken der Augenlider."

Ein anderes Mal erzählt er:

„Es kommt ein entflohener Soldat von den Arabern zu mir, erblickt sich im Spiegel und fragt, wer das sei, erklärt, es nicht zu wissen, weiß es offenbar wirklich nicht. Hieraus folgt, daß in Ländern, wo es keine Spiegel gibt, ein Jeder völlig unbekannt mit seiner eigenen Person sein würde und sich selber erst vorgestellt werden müßte."

Gordon wurde erzählt, daß der Mahdi Pfeffer unter seinen langen Fingernägeln verberge, um bei Bedarf einen starken Thränenstrom erzeugen zu können:

„Die Griechen haben dem griechischen Consul gesagt, der Mahdi frage verwundert, was in aller Welt ich eigentlich hier oben thue, da ich doch nichts mit dem Sudan zu schaffen habe. Diese Frage scheint mir für Andere (mich selbst nicht ausgeschlossen) schwerer zu beantworten, als für den Mahdi. Ich gestehe, daß mir diese Pfeffergeschichte die Sache verleidet hat. Bisher hoffte ich, es mit einem echten Fanatiker zu thun zu haben, der an seine Mission glaubt. Erfährt man aber, daß Pfeffer unter den Nägeln dahinter steckt, so ist es recht demüthigend, sich zu unterwerfen, und eigentlich glaube ich auch nicht, daß ich es nöthig haben werde. Man kann übrigens nicht umhin, sich über die Pfeffergeschichte zu amüsiren. Die um Gnade Bittenden rutschen auf den Knieen heran und tragen einen Strick um den Hals. Der Mahdi, welcher sich die Augen gerieben und eine Fluth von Thränen erzeugt hat, steht auf und nimmt den Knieenden den Strick vom Halse. Da Thränen gewöhnlich als Beweis der Aufrichtigkeit gelten, so möchte ich das Recept des Mahdi für Minister zur Rechtfertigung mancher Handlungen empfehlen."

Dann, als ob er sich seiner Härte schäme, setzt er hinzu:

„Die Barmherzigkeit denkt nichts Böses. Ach, aber sie war nicht im Sudan, denn ich erkläre, in Anbetracht der Streiche, welche hier von Beamten verübt sind, müßte es der Barmherzigkeit übel ergangen sein."

Er gibt zu, daß das Volk keiner großen Opfer würdig sei und die Engländer nur durch ihr zweifelhaftes Verhalten in Egypten Verpflichtungen gegen dasselbe hätten. In ergötzlicher Weise zählt er die Schwierigkeiten des Verkehrs mit den Arabern auf:

„Wenn sie nicht essen, sagen sie ihre Gebete her, und wenn sie nicht beten, so schlafen sie, und wenn sie nicht schlafen, sind sie krank. Die Zwischenpausen muß man bei ihnen wahrnehmen. Nun stelle man sich die Lage vor. Man kann Nichts von ihnen verlangen, während sie sich hinter dem Essen, Beten, Schlafen oder Krankseln verschanzt halten, und sie wissen dies; thäte man es, würde man ein Unmensch sein (und ich fürchte, daß ich dies oft bin)."

Der Schatten, welcher über diesen Aufzeichnungen liegt, wird merklich düsterer, nachdem die kummerschwere Kunde an Gordon gelangt ist, daß seine europäischen Kameraden gemordet sind. Mehrfache Entdeckungen von Verräthereien, Unterschleif und Proviantraub — Vergehen, welche zu bestrafen beinahe so gefährlich ist, als sie unbestraft zu lassen; Brandstiftungen, Abnehmen der Vorräthe und andere Folgen einer langwierigen Belagerung, dies Alles trägt dazu bei, die Stimmung zu verdüstern.

Jetzt rücken die Truppen des Mahdi vor und die Ondurman-Blokade beginnt. Man hört fast beim Lesen das beständige Tosen des Kampfes mit den Truppen am jenseitigen Ufer. Vom 13. December ist Folgendes eingetragen:

„Die Dampfer sind stromauf gegangen und haben die Araber bei Bourré angegriffen (die Zögerung von einem Tage zum anderen übte sicher auf Jedermann eine entmuthigende Wirkung aus. Heute währt unsere Noth schon 276 Tage.). Uebermorgen wollen wir den Bordeen aussenden, und mit demselben werde ich dieses Tagebuch abschicken Wird nicht vor Ablauf von zehn Tagen irgend eine Anstrengung gemacht, so fällt die Stadt. Diese Zögerung ist unbegreiflich. Sollten die Expeditionstruppen den Fluß erreicht haben und mit meinen Dampfern zusammentreffen, so bedürfen wir nicht mehr als hundert Mann, nur damit sie sich zeigen. Ich sende das Tagebuch fort, denn ich habe wenig Hoffnung, es zu retten, wenn die Stadt fällt."

Die letzten Worte, datirt vom 14. December, lauten: „Dies sage ich noch: wenn die Expeditionstruppen — und ich bitte nur um zweihundert Mann — nicht binnen zehn Tagen kommen, so wird die Stadt fallen müssen, und ich habe mein Bestes für die Ehre meines Landes gethan. Adieu. Ihr sendet mir keine Nachricht, obleich Ihr Geld in Menge habt." Das ist Gordon's letzter Scheidegruß für das Land, dem er so hochherzig gedient hat.

Was sich während der folgenden dreiundvierzig Leidenstage zutrug, wird die Welt nie erfahren, es müßte denn irgend ein Araber zufällig den Bericht aufbewahrt haben, welchen Gordon sicherlich bis zu Ende geführt hat. Ein Wort

Digitized by Google

von ihm ist höchst bemerkenswerth: „Es war niemals die Regierung, welche eine große Nation aus uns gemacht hat; unsere Regierung war stets der Hemmschuh an unserem Wagen. England ist das, was es ist, durch Abenteurer geworden, nicht durch seine Regierung, und ich glaube, es wird seine Stellung nur durch Abenteurer behaupten." Das ist ein wahres Wort, würdig im Gedächtniß behalten zu werden. Alle Regierungen sind im besten Fall nur nothwendige Uebel. Durch das Wollen, den Unternehmungsgeist und den Heldenmuth der Individuen allein ist England groß geworden. Und nicht der geringste solcher Abenteurer war Charles George Gordon, dessen verstümmelte Leiche irgendwo unter den blutbefleckten Trümmern von Khartum liegt. Wahrlich, er hat „sein Bestes" gethan, und sein tiefergreifendes Tagebuch (aus dem ich, falls mir der Raum es gestattete, noch viele bewundernswürdige Stellen anführen könnte) wird das bleibende Denkmal eines jener Märtyrer der Pflicht bleiben, eines jener Abenteurer, welche England groß gemacht haben und groß machen werden trotz aller schwachen oder schwankenden Regierungen.

Der Paderborner Studien-Erlaß und die Vorbildung der Geistlichen.

Von Jürgen Bona Meyer.

(Schluß.)

II.

Die dargelegte Episode des Paderborner Studien-Erlasses hat jedenfalls gezeigt, was sich die katholische Kirche in Betreff der an die Geistlichen zu stellenden staatlichen Bildungsforderung allenfalls gefallen lassen kann und sicher auch, wenngleich unter Protest um der Nothlage willen gefallen lassen wird, sobald die Staatsregierung sich ernstlich gewillt zeigt, die Forderung dauernd aufrecht zu halten, aber ebenso gewiß auch nicht um der Nothlage willen allgemein verbindlich werden lassen wird, so lange sie noch hoffen kann, durch Verhandlungen mit der Regierung zu einem besseren Ziele zu gelangen.

Der Paderborner Studien-Erlaß war somit, vom kirchlichen Parteistandpunkt aus betrachtet, selbst in der Form eines vertraulichen Schreibens ein taktischer Fehler, und dies um so mehr, als derselbe in Betreff der Befriedigung der Seelsorgernoth ja doch auf halbem Wege stehen bleiben mußte, wenn der Bischof von Paderborn nicht zugleich gewillt war, in seiner Nachgiebigkeit gegen die staatlichen Forderungen noch weiter zu gehen.

Die Erfüllung der Vorbildungsforderung allein konnte gar nicht genügen, den geistlichen Nothstand dauernd zu beseitigen. Dieselbe machte den Geistlichen ja nur anstellungsfähig, zur Anstellung als Pfarrer selbst mußte dann noch die Erfüllung der staatlichen Anmeldungs-Bedingung hinzukommen. Ohne den Willen, auch diese zu erfüllen, mußte dem Bischof und seiner Diöcese auch die Erfüllung der Vorbildungs-Forderung für die dauernde Ordnung der Seelsorge werthlos bleiben. Da nicht anzunehmen ist, daß der Paderborner Bischof für sich allein gewillt war, auch diesen Schritt zur Beseitigung des oft an die Spitze gestellten Streitobjectes zwischen Staat und Kirche zu thun, so mußte der Erlaß halbwegs zwecklos bleiben, indem er nur die Verwendung von Hülfsgeistlichen ohne Dispensgesuche erleichterte.

Der Erlaß ging aber zu diesem Zweck in der Beschränkung der geistlichen Bildungsfreiheit noch über Das hinaus, was das Staatsgesetz forderte, indem thatsächlich die Verleihung der Priesterweihe von der Erfüllung der staatlichen Bildungsforderungen abhängig gemacht wurde. Da die Priesterweihe nur durch den Besuch des Priesterseminars zu erlangen war, so wurde die Möglichkeit, dieselbe in Paderborn zu erwerben, einem jeden Theologie Studirenden entzogen, der auf Grund jener Nicht-Erfüllung von der Aufnahme in das Seminar oder vielmehr von der Zulassung zu der zur Zeit noch dienenden Ersatzleistung im Lyceum zu Eichstätt zurückgewiesen wurde, was ja thatsächlich vorgekommen sein soll. Wir begreifen daher die fast revolutionär drohende Auflehnung der ultramontanen Kreise gegen den bischöflichen Studienerlaß vollständig und müssen auch der „Germania" darin Recht geben, daß diese Aufnahme-Weigerung von rein kirchlichem Standpunkte aus gewiß nicht zu rechtfertigen war. Es konnte ja mancher Studirende die Priesterweihe zu erlangen wünschen, der gar keinen Anspruch auf Anstellungsfähigkeit und auf Anstellung in Preußen erheben wollte, der nur an Verwendung im Missionsdienste oder im Auslande dachte.

Die vom General-Vicariat trotzdem gezogene Schranke hatte nun, wie wir jetzt aus dem Erlaß vom 1. Juli ersehen, einen rein äußerlichen, unkirchlichen Grund, es war eine Geldfrage mit im Spiele. Mit dem Eintritte in das Priesterseminar erhalten nämlich die Theologie Studirenden der Diöcese Paderborn den stiftungsmäßigen Anspruch, auf Kosten des dortigen Clericalseminars unterhalten und später unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht zu werden. Die Stellung des Seminartischtitels schließt aber die weitere Verpflichtung ein, dem so geweihten Geistlichen eventuell bis zu seiner Anstellung standesmäßigen Unterhalt zu gewähren. Da nun nach Lage der geltenden Gesetzgebung in Preußen Geistliche, welche die Bildungsforderungen nicht erfüllt haben, eine Anstellung in einem öffentlichen Amte nicht oder doch nur nach erbetenem Dispens des Ministers als Hülfsgeistliche erhalten können, so fielen also Geistliche, wenn sie unter Uebernahme auf den Seminartitel geweiht waren, rücksichtlich ihres Unterhaltes eventuell dem Seminarfonds zur Last. — Der Druck dieser lästigen Verpflichtung nun hat dem General-Vicariate im Februar d. J. den ersten Studien-Erlaß abgepreßt, der verwunderlich bleibt, weil eben mit der bloßen Anstellungsfähigkeit ja dieser Nothstand doch nur für die Hülfsgeistlichen beseitigt würde. Um so mehr hat es, wie die „Kölnische Zeitung" mit Recht bemerkte, „etwas Erheiterndes, wie hier das nüchterne materielle Interesse dem non possumus der frommen Donquixoterie ein Schnippchen schlägt und den ultramontanen Fanatismus an seine irdische Bedürftigkeit erinnert. Die feierlichste Betheuerung, man wolle das theologische Studium nicht in den maigesetzlichen Rahmen einengen, man wolle die Jünglinge nur belehren, nicht eine allgemein bindende gesetzliche Diöcesanvorschrift erlassen, helfen über diese unerbittliche Thatsache nicht hinweg." Oder kurzweg mit der „Post" gesagt: „Dem General-Vicariate wird die Fortführung des Culturkampfes auf die Dauer zu kostspielig", womit aber natürlich noch gar nicht gesagt sein kann, daß die bewährte Opferwilligkeit der Katholiken nicht durch das Bekanntwerden dieser Nothlage noch eine Weile hätte angespornt werden können, diesem Uebel abzuhelfen.

Ein jeder Kenner der katholischen Kirche und ihrer Partei im Lande konnte wissen, daß diese taktische Unvorsichtigkeit und diese doch unzulängliche Berücksichtigung des geistlichen Nothstandes von der Kirche höheren Ortes gewiß zur Zeit nicht gutgeheißen und deshalb gewiß der Erlaß demnächst wieder so eingeschränkt und berichtigt werden würde, daß dies thatsächlich einer Aufhebung gleich sein möchte. Der Unterzeichnete hatte dies in einem Artikel des „Monatsblattes des liberalen Schulvereins Rheinlands und Westfalens" als zu erwarten gerade hingestellt, als die Paderborner Erklärung vom 1. Juli dies bestätigte.

Aus diesem ganzen Verlaufe der Angelegenheit könnte unsere Regierung nun wiederum einmal lernen, daß durch Verhandlungen mit Rom in diesen Grundfragen gar nichts zu erreichen ist. Die katholische Kirche wird stets an dem Grundsatze der unbedingten Unabhängigkeit der Priestererziehung von jeder staatlichen Bildungsforderung und von jeder Staatsaufsicht festhalten, wie dies noch neuerdings die stets angerufene Schrift des Irenaeus Themistor (Bischof Korum) dargelegt hat. Dementsprechend erwidert auch die „Deutsche Reichszeitung" Nr. 186 auf einen Artikel der „Kreuzzeitung", der die Meinung aussprach, in Paderborn stehe man, nach dem Erlaß zu urtheilen, im Begriff, das dortige Priesterseminar

Digitized by Google

wie auch die dortige philosophisch-theologische Lehranstalt demnächst wieder zu eröffnen, das sei offenbar ein Irrthum. Gerade die Schließung der letzteren Lehranstalt habe die Februarverfügung hervorgerufen, und letztere wäre überhaupt garnicht ergangen, wenn das General-Vicariat begründete Hoffnung auf eine baldige Wiedereröffnung gehabt hätte. Und wenn der Minister v. Goßler geäußert habe, der Wiedereröffnung eines Priesterseminars in Preußen stehe kein Hinderniß entgegen, es sei daher zu verwundern, daß kein einziger Bischof in Preußen zur Wiedereröffnung seines Seminars schreite, so erscheine eben den Bischöfen doch noch das Gesetz vom 11. Mai 1873 als ein Hinderniß. „Unsere Bischöfe" — fährt die „Reichszeitung" fort — „wollen ihre Priester frei nach den Vorschriften der Kirche erziehen und nicht an Anstalten, denen erst eine „Anerkennung" seitens des protestantischen Cultusministers zu Theil werden muß, nachdem er ihren Lehrplan genehmigt hat; so lange noch die Oberpräsidenten mit der Hausordnung und dem Disciplinarreglement der kirchlichen Anstalten sich befassen sollen und jeden Augenblick ihre Commissarien zur Revision schicken können, wird schon die „Kreuzzeitung" vergebens auf die Bewahrheitung ihrer Meldung warten müssen." — Die späteren Ausführungen der „Kreuzzeitung", wie das entgegenkommend zu handhaben sei, haben die gegnerischen Blätter zu nur noch schärferer Bekämpfung dieser heimtückischen Versumpfungspolitik veranlaßt. Das ist der Standpunkt der katholischen Kirche, der grundsätzlich nicht verlassen werden wird.

Ebenso bestimmt aber kann die preußische Staatsregierung diesen Grundsatz einer völligen priesterlichen Unterrichtsfreiheit niemals anerkennen. Es gehört bereits zur feststehenden Tradition der preußischen Unterrichtsverwaltung, daß alle Unterrichtsanstalten ohne Unterschied staatlicher Aufsicht unterstehen; ein Abgehen von dieser Tradition ist undenkbar. Wir hoffen auch, daß die Staatsregierung stets gewisse Bildungsforderungen an die Geistlichen als Bedingung ihres Anspruches auf Staatsunterstützung und auf Verwendbarkeit im Schuldienste aufrecht halten, die bestehende Gesetzesforderung also nur dahin revidiren wird, daß nicht mehr von der Erfüllung derselben zugleich die Ausübung priesterlicher Functionen abhängig gemacht wird. Ein so revidirtes Gesetz würde die Regierung unbedingt jederzeit zur Ausführung bringen können. — Die katholische Kirche würde zwar auch ein solches Gesetz grundsätzlich nicht als zu Recht bestehend anerkennen, aber sie würde sich demselben um der Nothlage willen, soweit ihr Vortheile daraus erwüchsen, thatsächlich fügen. Dies aber wird allgemein in Preußen erst dann geschehen, wenn die katholische Kirche in Preußen ein Ministerium vor sich sieht, von dem sie annehmen muß, daß es gewillt und geneigt ist, ein solches Gesetz mit vollem Nachdruck durchzuführen und also im Widersetzungsfalle die Staatsleistung für die Kirche dauernd zurückzuhalten und im Schulwesen ohne die Geistlichen fertig zu werden. So lange aber dieser feste Wille nicht ersichtlich ist, wird es vereinzelten Anwandelungen von Entgegenkommen oder Rücksichtnahme stets ergehen, wie jetzt dem Paderborner Studienerlaß.

Wenn aber die Regierung den bezeichneten festen und stets durchführbaren Standpunkt annehmen will, so würden auch die Bildungsforderungen ernster genommen werden müssen, als dies nach den jetzigen Gesetzesbestimmungen thatsächlich der Fall sein kann. Diese Forderungen haben doch nur dann einen Sinn, wenn sie bei den Geistlichen, soweit dieselben im Schuldienste des Staates Verwendung finden wollen, neben der priesterlichen Bildung eine von dem besonderen kirchlichen Standpunkte absehende allgemein wissenschaftliche Bildung verbürgt sehen wollen. Sie verlieren diesen Sinn, sobald der Staat statt dessen peinlichst Sorge dafür trägt, daß die zukünftigen Geistlichen an den Staatsanstalten selbst die betreffenden Vorlesungen in kirchlicher Beleuchtung von Staatslehrern im staatlichen Auftrage vorgetragen erhalten, somit auf Staatskosten selbst eingeführt werden in die Vorurtheile der katholischen Philosophie, katholischen Geschichte und katholischen deutschen Literatur, und in gleicher Weise in die Vorurtheile des streng evangelischen Confessionalismus in Behandlung dieser Lehrgebiete. Auf jenem richtig gedachten Standpunkte stand das Maigesetz über die Vorbildung der Geistlichen von 1873, das eine öffentliche Staatsprüfung der Theologen über Philosophie, Geschichte und deutsche Literatur vor den vom Staate bestimmten Lehrern dieser Disciplinen vorschrieb. Damit war bei richtiger Handhabung eine wirkliche Garantie der wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen gegeben.

Auf dem bezeichneten verkehrten Standpunkte stehen wir aber nach der Aenderung dieser Vorbildungsforderung im Jahre 1882 thatsächlich zur Zeit, so weit dies nach Besetzung der Lehrstühle geht, besonders auf dem Gebiete die Philosophie, die gerade am wenigsten solche confessionelle Sonderung und Zustutzung verträgt.

Nach diesem Gesetz haben die Theologie Studirenden nur den Nachweis zu liefern, daß sie Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und deutsche Literatur mit Fleiß besucht haben. Die Studirenden haben freie Wahl, bei welchen Docenten sie diese Vorlesungen hören wollen. Sie können auch Vorlesungen über Philosophie schon jetzt bei theologischen Docenten hören, warum nicht demnächst auch Vorlesungen über Geschichte und deutsche Literatur? Zu Examinatoren in diesen Disziplinen erscheinen ja schon jetzt Theologen geeignet. Die theologischen Docenten könnten denn auch die erforderlichen Fleißzeugnisse ausstellen, nur müßten die Decane der philosophischen Facultäten die Richtigkeit der Unterschrift beglaubigen, was dieselben doch kaum verweigern könnten und gar nicht verweigern dürften, falls die Theologen auch von der philosophischen Facultät die Erlaubniß erhalten hätten, ihre Vorlesungen über Philosophie, Geschichte und Literatur unter der Rubrik der philosophischen Facultät anzuzeigen, was schon jetzt in Betreff der Vorlesungen über Religionsphilosophie mitunter geschieht. Ueberdies haben die Studirenden volle Freiheit, sich mit dem geringsten Maß der geforderten Vorlesungen zu begnügen, einstündige oder zweistündige beliebige Publica können für den geforderten Bildungsnachweis ganz dieselben Dienste thun, wie eine ordentliche mehrstündige Hauptvorlesung. Der Oberpräsident, dem der Nachweis zu liefern ist, daß jener Bildungsforderung genügt ist, wird schwerlich in der Lage sein, ein Urtheil über das Genügen oder Nicht-Genügen der betreffenden Vorlesungen abzugeben. — Sodann ist es auch für einen Docenten, der in seinen Collegien eine große Zuhörerzahl vor sich sieht, zumal bei Kurzsichtigkeit, oft ganz unmöglich, mit sicherem Wissen und demgemäß gutem Gewissen den Zuhörern ein zuverlässiges Zeugniß über den fleißigen Besuch der Vorlesung auszustellen. Gerade wegen dieser Unmöglichkeit wurden nach Umfrage bei allen akademischen Senaten durch Verfügung vom 18. April 1865 die seit 1825 üblichen Fleißatteste der Docenten für abgeschafft erklärt und nur für die sogenannten Stipendienzeugnisse festgehalten, daß, „wenn Studirende ein Zeugniß über den fleißigen Besuch einer einzelnen Vorlesung zu erhalten wünschen, sie sich deshalb an den betreffenden Docenten zu wenden und demselben nöthigenfalls die Ueberzeugung von dem bewiesenen Fleiße zu verschaffen haben, worauf ihnen das Zeugniß ertheilt werden würde." — Gewiß spricht es nun nicht gerade für den guten Zusammenhang unserer Schulverwaltung, daß nun trotz jener durch Jahre lange Erfahrung kaum gewonnenen Erkenntniß der Verkehrtheit der Fleißzeugnisse dieselben durch das Gesetz von 1882 doch einseitig für die Theologen wieder eingeführt wurden. Da nun aber die zur früheren Abschaffung den Anlaß bietenden Schwierigkeiten natürlich noch immer vorhanden sind, so steht doch eigentlich zu erwarten, daß auch die Ausführungsbestimmungen Dem einigermaßen Rechnung getragen und demnach im Zweifelfall dem Docenten verstattet haben werden, sich vor Ausstellung des Zeugnisses durch eine Prüfung von dem fleißigen Vorlesungsbesuch des Studirenden zu überzeugen. Wir wollen einmal annehmen, daß es sich thatsächlich bereits so verhält, daß also die von der „Kölnischen Volkszeitung" mit Sorge angesehene Note des Professers Hinschius mehr ist als ein hingeworfener Fühler für die Zukunft, mehr als ein Versuch, das verpönte Culturexamen durch die Hinterthür wieder einzuführen: so müssen wir doch sagen, Besorgniß erregend für die armen geplagten Theologen könnte das doch in keiner Weise sein. Wir geben zu, daß eine Prüfung unter vier Augen dem parteiischen Mißbrauch leichter ausgesetzt sein würde, als

Digitized by Google

es das öffentliche Culturexamen war, über das ein Protokoll geführt wurde, aber die Studirenden haben ja volle Freiheit, sich den ihnen passenden Docenten zum Testiren auszusuchen. Ein Docent aber, der sich einfallen lassen wollte, das Recht der Privatprüfung parteiisch zu mißbrauchen, würde gewiß bald nicht mehr um ein Fleißzeugniß gebeten werden; die Studenten werden auch schon findig genug sein, diejenigen Docenten um ein solches Zeugniß zu bitten, von dem sie überzeugt sein können, dasselbe ohne Prüfung zu erhalten. Die „Kölnische Volkszeitung" konnte also ihr Videant consules! sparen.

Die Gegner hätten viel eher Grund zu diesem Rufe, denn die gegenwärtigen vom Staate geltend gemachten Bildungsforderungen sind bei dem unbestimmten Ausführungsmodus für den Grundzweck, eine unbefangene wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen zu sichern, allerdings thatsächlich ganz unzulänglich. Die Clericalen beider Confessionen könnten diese Forderungen ruhig erfüllen, ohne Schaden für die Seelen ihrer zukünftigen Kirchendiener zu besorgen, sie würden damit nur ihre eigenen Bildungszwecke auf Staatskosten befördern. Es ist daher in unserm Sinne zur Zeit noch ein Glück, daß die Rücksicht, damit zugleich die Oberhoheit des Staates im Unterrichtsgebiete anzuerkennen, die katholische Kirche von dieser Fügsamkeit bisher zurückhält. Inzwischen wird sich unsere Staatsregierung wohl auch wieder auf den ursprünglichen Zweck der betreffenden neueren Gesetzgebung besinnen und dann in diesem Sinne die oben bezeichnete, allerdings nothwendige Revision vornehmen, nach welcher die Bildungsforderung gymnasialer und akademischer Studien nur als Bedingung zum Anspruch an Staatsunterstützung und an Verwendbarkeit im Schuldienste dauernd festzuhalten ist.

Literatur und Kunst.

Akademische Festreden zur Feier Dahlmann's.

Von Georg Kaufmann.

„Bei allen Völkern, die es zu etwas Großem in der Welt gebracht, hat man nicht die Gelehrten zuerst genannt, sondern Diejenigen, welche ein reiches Wissen in vaterländischen Tugenden ausprägten." Dies Wort Dahlmann's hat sich an ihm selbst erfüllt. Gewiß, er war ein großer Gelehrter, er gehört zu den bahnbrechenden Forschern, zu den Begründern der Wissenschaft der Geschichte — aber der größte Theil seiner Werke, vor allen diejenigen, welche am meisten gelesen worden sind, die Politik und die Geschichte der englischen und französischen Revolution, sind doch wissenschaftlich überholt, und der dänischen Geschichte wird zwar noch heute volles Lob gespendet, aber die entsprechende Wirksamkeit hat sie auf die Wissenschaft nicht gehabt. Und doch — da der hundertjährige Geburtstag den Anlaß bietet, da kommen nicht nur die officiellen Festreden, sondern trotzdem in den 25 Jahren, die seit seinem Tode verflossen sind, in der vortrefflichen Biographie Springer's, in dem glänzenden Essay Treitschke's, in der geistvollen Rede Sybel's u. a. O. das Leben und Wirken des Mannes so eingehend und so vielseitig behandelt worden war, daß man sich fürchten mußte, diese Aufgabe von neuem anzugreifen, trotzdem zeigen diese Festreden, daß unsere Zeit ein förmliches Bedürfniß hat, sich mit diesem Manne zu beschäftigen, sich an ihm zu erheben, sich durch ihn zu stärken. Es ist ein wahrer Gesundbrunnen in dieser einfältigen Wahrheit seines Wesens, in diesem unerschütterlichen Mannesmuth, in dieser bei aller sorgsamen Wahl des Ausdrucks, die nicht selten etwas Künstliches und Gesuchtes hat, doch aufrichtigen Ursprünglichkeit der Rede. Diesen Eindruck erwecken alle die vier akademischen Festreden, welche in Marburg von Varrentrapp*), in Bonn von Nasse*), in Göttingen von Weiland**), in Kiel von Waitz***) gehalten worden sind. Sie sind so verschieden von einander wie möglich, aber sie sind darin gleich, daß sie Zeugniß ablegen von dem tiefen Eindruck, den der große Mensch von neuem auf Jeden macht, der sich ihm naht, und dann darin, daß sie bei aller Unbefangenheit der Untersuchung doch wieder von Bewunderung und Liebe erfüllt wurden. Diese Unbefangenheit der Untersuchung zeigt sich in der ruhigen Prüfung der Meinungen wie der Arbeiten Dahlmann's. Die Irrthümer in der Auffassung des englischen und des preußischen Staatswesens und was sonst wissenschaftlich überholt worden ist, wird nicht zu verhüllen gesucht, auch der Antheil Dahlmann's an der Politik wird nicht überschätzt, die einzelnen Handlungen werden nicht mit verherrlichenden Phrasen umhüllt — sie werden der Wahrheit gemäß geschildert. Man fühlt bei jeder dieser Reden, daß sie wirlich den Eindruck wiedergeben, den der Redner aus seiner persönlichen Kenntniß oder seiner gewissenhaften Forschung empfing. Und da sie nun ferner mit gründlicher Kenntniß und mit großem Geschick geschrieben sind: so tritt das Wesen Dahlmann's aus ihnen lebendig entgegen. Die Wirkung ist zunächst wie ein Mahnruf an unsere in gewisser Weise recht müde Zeit, die sich in die Einzelheiten wissenschaftlicher Untersuchungen vergraben möchte, um die großen Fragen nicht zu beantworten, vor allem an Die, welche Wissenschaft und Kunst mißbrauchen, um sich über die Pflichten des Mannes im öffentlichen Leben hinwegzutrügen, und an Die, welche es für Weisheit und Loyalität ausgeben, über die Maßregeln einer Regierung erst dann zu urtheilen, wenn sie gefallen ist und ihre Gegner am Ruder sind. Das Persönliche des Mannes tritt am lebendigsten in der Rede von Waitz hervor:

„Ein Schüler oder Zuhörer Dahlmann's bin ich freilich nie gewesen. Aber, daß ich es kurz sage, zweimal, hier und in Göttingen, sein, wenn auch nicht unmittelbarer Nachfolger auf dem Katheder, seit 1837 ihm persönlich bekannt, in Frankfurt sein College auch als Schleswig-Holsteinischer Abgeordneter, bis zu seinem Tode in ungestörten freundschaftlichen Beziehungen zu ihm und seinem Hause, nicht immer in völliger Uebereinstimmung, aber voll Achtung und Verehrung vor den seltenen Eigenschaften des Charakters und Herzens, in wahrer Bewunderung des hohen Geistes, des sittlichen Adels, des strengen Pflichtgefühls, des festen Willens, verbunden mit Zartheit der Empfindung, vertrauenerweckender Offenheit, gewinnender Heiterkeit, in dankbarster Hochschätzung dessen, was der Mann unseren Universitäten, unserer Wissenschaft, dem deutschen Volke gewesen ist."

Wie sein ihm in lebendiger Vaterlandsliebe verwandter Zeitgenosse E. M. Arndt, so ward auch Friedrich Christoph Dahlmann in einer unter schwedischer Herrschaft stehenden deutschen Stadt (Wismar) geboren. Unter dieser schwedischen Hoheit wurde er auch groß und verbrachte einen andern Theil seiner Jugend in Dänemark. Besonders starke Anregungen erfuhr er dann jedoch während eines kurzen Aufenthalts in Halle durch Fr. A. Wolf's historische Auffassung der Alterthumswissenschaft und durch Schleiermacher's „Freimüthige Weisheit". Sein Bildungsgang ist ein Protest gegen die heutzutage übliche Zurichtung für ein Specialgebiet. Die Anfänge des griechischen Dramas behandelte seine erste Schrift, und als er 1812 den Auftrag erhielt, in Kiel historische Vorlesungen zu halten, hatte er noch nie ein Wort über Geschichte geschrieben, ja, er hatte sogar niemals auch nur ein historisches Colleg gehört. Und doch bemerkt Waitz mit vollem Recht, daß er trotzdem gewiß in mancher Beziehung für seine Aufgabe besser vorbereitet war „als viele, welche aus unseren historischen Seminaren hervorgehen, in denen wohl Methode, aber nicht Geist und Kunst der Geschichte und Geschicht-

*) Preußische Jahrbücher LV., 486 ff.

*) F. C. Dahlmann von Erwin Nasse. Bonn, Max Cohen & Sohn.

**) L. Weiland. Friedrich Christoph Dahlmann, Rede zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages am 13. Mai 1885 im Namen der Georg Augusts-Universität gehalten. Göttingen 1885.

***) Georg Waitz. Friedrich Christoph Dahlmann, Gedächtnißrede, gehalten in der Aula der Universität Kiel am 13. Mai 1885. Kiel, Univ.-Buchhandl.

Digitized by Google

schreibung gelernt werden können". Auch Niebuhr und Ranke sind nicht diesen Weg gegangen. Eingehende Beschäftigung mit alter und neuer Literatur hatten seine Sprache, philologische Arbeiten seine Kritik, das Studium des Thucydides und Tacitus seine geschichtliche Auffassung, die Ereignisse, unter denen er lebte, seinen politischen Sinn entwickelt.

Dahlmann war Professor und war es mit ganzer Seele. Er wollte allerdings durch seine Vorlesungen nicht nur wissenschaftliche Bildung vermitteln, sondern auch politisches Verständniß und politische Thatkraft wecken*), aber er drängte sich nicht nach politischen Stellungen, selbst nicht, wo sich ihm die glänzendste bot. Weiland sagt:

„Der Mann, der den Staat für die heiligste Sache erklärte hat nicht von sich aus gestrebt, an der politischen Arbeit Theil zu nehmen. Die Aufforderung dazu kam stets von außen her an ihn heran, aber er hat sich der Pflicht, ihr Folge zu leisten, niemals entzogen und durch die That bewiesen, daß es ihm ernst war mit seinen Lehren. Dahlmann's Auftreten als Politiker hängt mit den drei Fragen auf das engste zusammen, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für Deutschland die bewegenden waren und welche auch, als er die Augen schloß, ihrer Lösung noch immer entgegen sahen: die nationale Frage, ob die deutsche Nordmark, Schleswig-Holstein, uns erhalten bleiben oder an Dänemark verloren gehen solle; die constitutionelle Frage, ob in den deutschen Einzelstaaten lebensfähige Verfassungen bestehen sollten oder nicht; endlich die deutsche Frage, ob das deutsche Volk einen Staat erhalten oder im staatlosen Zustande der sogenannten Bundesverfassung verbleiben sollte ... Er hat das eigenthümliche Geschick gehabt, daß sein Eingreifen jede dieser Fragen erst recht in Fluß brachte, daß es ihm aber versagt blieb, sie zur vollständigen Lösung zu führen ... Aber nicht umsonst hat er gewirkt und gekämpft, wenn er auch die Waffen mitten im Kampfe niederlegen mußte, die Ideen, die er vertrat, haben sich wenig Jahre nach seinem Tode zum Siege durchgerungen."

Auf der Höhe des politischen Einflusses war er in der Zeit des Vorparlaments, und sein Entwurf einer deutschen Verfassung hat bis in die Kreise des königlichen Hauses hinein tiefe Wirkung geübt. Besonders merkwürdig ist das Urtheil, das unser Kaiser, damals Prinz von Preußen, aussprach. Bei scharfer, sachkundiger Kritik die bewundernde Anerkennung der großen Grundgedanken, und diese Grundgedanken haben sich Bahn gebrochen. Dachte Preußens König selbst noch an ein deutsches Reich mit einem österreichischen Kaiser — so sprach Dahlmann scharf die Nothwendigkeit aus, „daß die preußische Dynastie mit erblichem Recht an die Spitze Deutschlands trete".

Dahlmann verdankte diesen großen Einfluß, den er überall übte, wo er politisch auftrat, vor allem seinem klaren Blick für die großen Verhältnisse des Lebens und der tiefen, ich möchte sagen der religiösen Auffassung des Staats und der Pflichten gegen den Staat, die sich doch ganz frei hielt von der götzendienerischen Verehrung der Macht. Er lehrte, daß nichts auf der Erde der göttlichen Ordnung so nahe stehe als der Staat, „aber darum tritt der Staat doch nicht an die Stelle der göttlichen Ordnung. Der seiner höheren Bestimmung getreue Mensch bringt dem Staate jedes Opfer des Eigenthums und der Person, nur nicht das seiner höheren Bestimmung selbst."

Unterstützt wurde diese Wirkung durch die Kraft seiner Sprache. Die Rede floß ihm nicht leicht. Zu reiche Beziehungen weckte ihm jeder Gedanke, und dazu kamen seine ästhetischen Forderungen und Gewöhnungen. Es gilt in gewisser Weise auch von ihm selbst, was er einmal von Tacitus sagt, daß „die Gespanntheit eines ganz freiheitliebenden Gemüths, das sein Zeitalter zur Entfaltung nicht gefunden hat, ihn nicht zur ganz beruhigten Darstellung kommen lasse". Aber wie gelang ihm dann wieder das Wort, das geschriebene wie das mündliche: „Dahlmann muß ihn anhauchen", hieß es unter der Parteigenossen, wenn einer sich nicht wollte überzeugen lassen.

Oft gewann seine Rede epigrammatische Schärfe. So in dem geflügelten Wort: „Mag Einer noch so erfüllt sein von der göttlichen Einsetzung der Fürsten, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat, wenn aber er nicht, wer denn sonst." Dahlmann war überzeugter Monarchist; wie kaum ein zweiter hat er den Segen des Erbkönigthums geschildert; nichts lag ihm ferner, als das Wesen der Dinge mit Begriffen aufzulösen, der geheimnißvolle Proceß des Werdens war ihm die größte politische Macht: aber der heuchlerischen oder gedankenlosen Verquickung von Politik und Religion, die damals den Fürsten in ganz besonderer und ausschließlicher Weise als Träger eines göttlichen Auftrags behandelte, riß er die Maske ab und wo immer seitdem derartige Fragen verhandelt worden sind, wirkt jenes Wort nach.

Von ungemeiner Wirksamkeit war auch der Ausdruck in dem von Dahlmann entworfenen Protest der Göttinger Sieben, namentlich der Satz: „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem Werthe unserer Lehren als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studirenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebenso bald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin." Dieser Satz ist zu lang, als daß er ein geflügeltes Wort werden konnte — aber in lebendiger Erinnerung hat er den Besten vorgeschwebt und schreckt noch heute alle die Klügler zurück, welche der zersetzten und zersetzenden politischen Atmosphäre der Gegenwart erlegen sind und gleich als ob sie sich vor der Scham über eigene politische Schwäche retten möchten, den blanken Ehrenschild verdunkeln, der ihnen zeigt, was sie sind.

Dahlmann war ein Mann der strengsten Zucht, unerbittlich gegen sich wie gegen Andere, voll Ehrfurcht und Ehrerbietung vor der staatlichen Ordnung. Keiner trat so scharf wie er gegen die sogenannte Göttinger Revolution auf. Allein die Vorstellung, daß der Beamte wie der Soldat nur die Vorschrift zu erfüllen haben, theilte er nicht, er hielt sich zu jenem Protest einfach verpflichtet, obwohl er nicht unmittelbar zu den Obliegenheiten seines Amtes gehörte und kein officieller Anlaß ihn zu sprechen nöthigte. Diese Frage ist bei der Stellung des Beamtenstandes für unser Land von einer Wichtigkeit, wie kaum eine zweite, und alle vier Redner haben denn auch diesen Act Dahlmann's besonders hervorgehoben. Varrentrapp (S. 501) erinnert sehr schön daran, daß Dahlmann wenige Jahre zuvor in einer Schilderung Niebuhr's die sittliche Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens gewissermaßen im Voraus begründet hatte. Man werde wohl, hatte er ausgeführt, in Zukunft bei Beurtheilung eines Gelehrten „wissen wollen, ob der Mann sich mit allem Guten und Schönen in der Schreibstube abgefunden hat, damit es ihm nun auch im Leben nicht weiter lästig falle, oder ob er die Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit wie eben so viele Wechsel betrachtet, die er auf sich ausgestellt hat an das Vaterland, ob die Unterweisung, die er verheißt, nicht bloß in Diesem fertig macht und Jenem, sondern auch am Ende dem ganzen Menschen zu Gute kommt. Manchmal besorge ich sogar, man wird wieder lernen müssen, im veralteten Sinn ein ehrlicher Mann zu sein, und es wird dann wie mit den gemalten Kirchenfenstern gehen, die man erst schätzt, seit man sie nicht mehr machen kann." Und Weiland erhebt sich hier zu einer der schönsten Stellen seiner Rede, wie er sie denn auch Wilhelm Weber, dem einzig noch Ueberlebenden von jenen Sieben, gewidmet hat.

„Schwer machen wir uns jetzt eine Vorstellung von der Wirkung, welche die That der Sieben im deutschen Volke hervorbrachte. Wie ein reinigendes Gewitter flog die Kunde in die Schwüle des armseligen politischen Lebens der Deutschen. Die Erklärung von sieben Männern der Wissenschaft, daß sie an einem geschworenen Eide halten wollten, daß auch ein König sie davon nicht lösen könne, war in ihrer sittlichen

*) Waitz sagt dazu Seite 15: „Man wird nicht die Gefahren verkennen, die in solcher Behandlung akademischer Vorträge, geschichtlicher Darstellungen liegen können; reine Charaktere, ernste Selbstbeherrschung sind erforderlich, wenn falsche Tendenzmacherei oder Abirrungen aus dem Gebiet der Wissenschaft in die Tagespolitik vermieden werden sollen. Immer aber wird die Geschichte das Recht, ja die Aufgabe haben, nicht bloß die Dinge, wie sie einmal waren, zu erkennen und darzustellen, auch zu zeigen, wie die Gegenwart auf der Vergangenheit ruht."

Digitized by Google

Bedeutung auch dem einfachsten Sinne verständlich, sie mußte durchschlagen, auch bei einem Volke von der geringsten politischen Bildung. Es war, wie Dahlmann sagte, „eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest. Die Sachlage war so einfach, daß das Urtheil der Geschichte auch nicht einen Augenblick schwanken werde." Und es hat bis jetzt nicht geschwankt und wird, so hoffen wir, auch in Zukunft nicht schwanken. Es macht sich in unseren Tagen eine gewisse Beflissenheit hervor, manche der politischen Erscheinungen der Bundestagszeit anders zu beurtheilen als früher, das für weiß zu erklären, was man ehedem für schwarz hielt, und schon hört man Stimmen, welche behaupten, über diese hannoverschen Dinge des Jahres 1837 habe man jetzt andere Ansichten gewonnen als früher. Meinem Sinne aber ist es unfaßbar, daß man in deutschen Landen im Jahre 1885 andere Ansichten über die Heiligkeit geschworener Eide haben sollte als 1837."

Der gegenwärtige Umschwung der öffentlichen Meinung hat die Redner veranlaßt, auch Dahlmann's Vorliebe für England ausführlicher zu behandeln. Waitz sagt:

„In politischen Dingen war und blieb England ihm Vorbild. In der englischen Verfassung erkannte er eine Fortbildung altgermanischer Grundlagen. Hat er aus nicht voller Kenntniß aller Verhältnisse sie zu einseitig als Muster hingestellt, so dadurch auch mit den Anlaß zu eingehenderer Forschung gegeben und wie ich glaube, doch richtiger geurtheilt als andere, welche dem modernen England und seinen Institutionen nur Abneigung entgegen tragen. Auf einen Bund Deutschlands mit Großbritannien hat er noch zuletzt Hoffnungen gesetzt."

Und Varrentrapp führt auf das Glücklichste aus, wie es seine gute Berechtigung hatte, daß den weit verbreiteten französischen Anschauungen von der Freiheit gegenüber „auf das Muster der stamm- und glaubensverwandten Nation verwiesen wurde, die Freiheit mit Ordnung auszusöhnen strebte." Es bedeutete „das für unsere politische Bildung einen ähnlichen Fortschritt, wie er im vorigen Jahrhundert für unsere Dichtung ebenfalls durch Bekämpfung des französischen und Empfehlung des englischen Vorbilds erzielt war." Gerade heute ist eine solche Erinnerung an der Stelle, wo wir in Gefahr sind, uns durch politische Verstimmungen fortreißen zu lassen, englisches Wesen und Handeln ebenso mißgünstig zu tadeln, wie es einst begeistert bewundert wurde.

So haben denn diese vier Reden nicht bloß einer officiellen Pflicht genügt, sondern dem Vaterlande einen Dienst geleistet. Sie haben in Kreisen, die in ihrer bevorzugten Stellung sich leicht einem wissenschaftlichen Epicuräismus überlassen, das Bild des Mannes erneuert, dem gegenüber kein Pochen auf bloß intellectuelle Leistungen etwas hilft, der als ein getreuer Eckard in den Kreisen der Universität dasteht und daran mahnt, daß von Dem, dem viel gegeben ist, auch viel gefordert wird. Nicht weniger nöthig aber ist Dahlmann's Hülfe zum Kampf gegen den politischen Pessimismus, dem man sich leicht hingibt in einer Zeit, in welcher sich mit der Lösung der alten Aufgaben die alten Parteien aufgelöst haben und die zerstreuten Gruppen derselben nun rathlos dastehen vor den neuen Aufgaben, die in ihrer Unbestimmtheit von erdrückender Größe erscheinen; da beginnt nun statt frischer Arbeit ein endloses Klagen und Verklagen, und dem politischen Leichtsinn wie der politischen Niederträchtigkeit wird die Gelegenheit gegeben, sich aufs hohe Pferd zu setzen und auf die Männer zu schelten, die ihre Pflicht thun möchten und noch nicht recht wissen wie. Man hat nur den Blick zu Dahlmann zu erheben, um zu gesunden. Was für Anstrengungen schienen ihm fruchtlos zu bleiben, was für Hoffnungen wurden ihm getäuscht, aber wie sein Freund Arndt muthig sang:

Wir sind geschlagen, nicht besiegt,
In solcher Schlacht erliegt man nicht,

so sagte Dahlmann: „Vor Allem fahren wir fort, an die Sonne zu glauben, wie dick auch das Gewölke sein möge, das sie unserem schwachen Auge verbirgt."

Und noch eins. Recht nachdrücklich tritt aus diesen Reden entgegen, daß der politische Charakter, daß der Mannesmuth der Bürger trotz alles Ruhmes der Diplomatie und aller Erfolge des Schwertes immer das wichtigste Glied bleibt in dem Organismus des Staates. Es liegt darin eine elementare Gewalt, welche die rettenden Gedanken schafft und ihnen die Stärke leiht, mit der sie dann, kommt die Zeit, die Hindernisse beseitigen und sich in Wirklichkeit umsetzen. Mit vollem Recht durfte Waitz seine Rede mit den Worten schließen: „Wer sich des deutschen Schleswig-Holsteins, deutscher Verfassungen, des deutschen Reichs und seines glorreichen Kaisers erfreut, der muß Dahlmann's in hohen Ehren gedenken. Mit Stolz dürfen ihn die deutschen Universitäten den Ihren nennen; er aber gehört der deutschen Geschichte an."

Zur egyptischen Mythologie.

Von Th. Achelis.

Als vor einigen 20 Jahren der zu früh verstorbene Roeth in seinem umfassenden, auf sorgfältigstem Quellenstudium begründeten und scharfsinnigen Werk „Geschichte unserer speculativen Ideen" den egyptischen und zoroastrischen Glaubenskreis als letzte Wurzel unserer philosophischen und religiösen Vorstellungen nachzuweisen suchte, wurde er als phantastischer und unkritischer Kopf vielfach verspottet. Mittlerweile brach die Aera der großen sprachvergleichenden Studien und Entdeckungen herein, die autochthonen Gebilde der griechischen Philosophie und Götterlehre verloren immer mehr ihren originären Charakter und erwiesen sich dem unbefangenen Blick einer comparativen Religionsforschung als Producte vorderasiatischer und egyptischer Einflüsse; natürlich nicht in dem Sinne einer mechanischen Uebertragung, aber wohl einer Umbildung von ursprünglich nichtgriechischen Elementen. So ist die gesammte ionische Naturphilosophie und besonders die Kosmologie Platon's, wie die des Pythagoras kein einheimisches Erzeugniß, sondern wesentlich egyptischer Herkunft. Immerhin lagerte doch noch über manche specifisch theologischen Probleme ein unbequemes Dunkel, das selbst geschulten Egyptologen zu schaffen machte. Wahrhaft epochemachend ist daher ein Werk unseres berühmten Landsmannes Th. Brugsch, „Religion und Mythologie der alten Egypter" (Leipzig, 1885), dessen zweiter Theil zur Zeit leider nicht hat erscheinen können, weil unser auswärtiges Amt die vielseitigen Fähigkeiten und Kenntnisse des Verfassers nicht am persischen Hof in Teheran entbehren kann.

Bei einem so gewissenhaften, jeder willkürlichen Combination unzugänglichen Forscher, wie der genannte Autor, versteht es sich von selbst, daß wir es hier nur mit gediegenen Resultaten zu thun haben; der Leser kann es seinem Gewährsmanne unbedenklich glauben, wenn er in der Vorrede versichert: „Nur auf Grund langjähriger Studien, zu welchen mich unwillkürlich die Untersuchungen der mit der egyptischen Götterwelt und ihren localen Formen im engsten Zusammenhang stehenden geographischen Inschriften der Denkmäler und Papyri geführt haben, ist mir gleichsam unter den Händen ein Bild des egyptischen Pantheons entstanden, das sich mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit in dem vorliegenden Werke abspiegeln sollte." Die Beweisführung operirt, wie gesagt, nicht mit mehr oder minder zweifelhaften Conjecturen, sondern mit dem unantastbaren Material der Inschriften und Papyrusrollen. Nachdem der Verfasser zunächst die unzulänglichen Versuche der antiken und theilweise auch noch der modernen Mythologie widerlegt und als die einzig sichere Basis weiterer Schlüsse die sprachvergleichende Methode nachgewiesen hat, geht er dann dazu über, die bekannten verschiedenen Entwickelungsstufen der egyptischen Sprache zu schildern, in welchen uns der mythische Stoff überliefert ist. Die Sprache der Egypter ist nach einem historisch nachweisbaren Leben von

Digitized by Google

sechszig Jahrhunderten heut zu Tage ausgestorben und eine sogenannte todte Sprache geworden . . . Je nach der besonderen Schriftart, welche ihre Laute und Wörter durch sichtbare Zeichen wiedergibt, zerfällt sie in drei große Gruppen. Die sogenannte heilige Sprache ist mit Hülfe der hieroglyphischen Schriftzeichen und der daraus hervorgegangenen, zum bequemeren und schnelleren Schreiben auf Papyrus eingerichteten hieratischen Schrift überliefert worden. Sie stellt uns die älteste Form der egyptischen Sprache dar. Ihre jüngere Gestalt, die egyptische Volkssprache, welche in der demotischen Schrift (einer weiteren tachygraphischen Vereinfachung der hieratischen) niedergelegt ist, tritt seit dem achten Jahrhundert vor Christi Geburt auf und endet nach einem etwa tausendjährigen Bestehen mit der Einführung des Christenthums in Egypten. An diese Epoche schließt sich die sogenannte koptische Sprache an, die jüngste Form der egyptischen, welche dem griechischen Alphabete, einige der demotischen Schrift entlehnte Zeichen ausgeschlossen, ihre einfache Schrift entlehnte. Sie ist als die Sprache der christlich gewordenen Egypter anzusehen. Dabei gewährt diese ungetrübte organische Entwickelung im Gegensatz zu manchen indogermanischen Sprachgruppen den unschätzbaren Vortheil, daß die ursprünglichen Züge in der Wortbedeutung sich auch ungeschwächt in der jüngsten Stufe dieses langen Processes wiederfinden. Die ältesten Bezeichnungen, insbesondere des göttlichen Wesens (wie: das Sein, der Seiende, der Verborgene, der Ursächliche, der Bildner, der Baumeister u. s. f.), lassen einen tiefen Ernst und eine heilige Scheu erkennen, der nach Brugsch in einem auffallenden Gegensatz zu dem poetischen Geiste in der mythischen Sprache der indogermanischen Völker steht. „Das Bestreben der Egypter wie der Indogermanen, das unbegreifbare Wesen des namenlosen Göttlichen durch eine lange Reihe sinnreicher und glanzvoller Worte aus der schwachen Sprache wenigstens annähernd zu erschöpfen und durch Gleichnisse und Bilder der menschlichen Fassungskraft näher zu führen, beruhte im letzten Grunde bei Jenen auf der philosophischen Betrachtung des Ursächlichen alles Geschaffenen, bei Diesen auf der dichterischen Anschauung der Wirkungen, wie sie in der Welt der Erscheinungen, hauptsächlich in ihren hervorragendsten Formen und Gestalten, sich dem menschlichen Auge zeigten. Wurzelten auch in Vorstellungen der beiden großen Völkergruppen der Baum der göttlichen Erkenntniß zunächst in der staunenden Bewunderung vor dem himmlischen Lichte, welches der irdischen Welt Leben und Gedeihen schenkt, so legte sich der Egypter mit nüchternem Verstande die Frage nach dem unsichtbaren Ursprunge des Lichtes vor, während der Indogermane in dem Namen des Lichtes den höchsten Ausdruck für seinen Schöpfer und Urheber fand und in dem Werke den Meister selber verehrte, etwa wie wir von einem Bilde von Rafael oder Rubens sprechen." (p. 88.) Diese tiefinnerliche Sehnsucht nach dem Unendlichen, nach unserem Autor ein unvertilgbares und allgemeines Erbtheil der menschlichen Rasse, dringt über alle mythologischen Gebilde und polytheistischen Fixirungen nach einer untheilbaren substantiellen Einheit eines Urgrundes, dem alle diese späteren Schöpfungen erst entsprungen sind. Andererseits verrathen schon die ältesten Inschriften, daß diese Ideen sich fortsetzten in vollständig pantheistischer Form, daß mithin das höchste Wesen, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, nicht in transcendenter Isolirung gedacht, sondern unmittelbar als kosmische Kraft empfunden wurde. Die schaffende und erhaltende Kraft dieser Weltseele löste sich in eine Reihe von Emanationen höherer und niederer Grade auf, welche als die Götter bezeichnet wurden und den eigentlichen Inhalt der Mythologie in sich faßten. Aus den Wurzeln und dem Stamme einer reineren Gottesidee entsprossen, bildeten sie die Aeste und Zweige eines mythologischen Baumes, dessen Blätterwerk, eine formelreiche, mythische Sprache, sie in üppiger, fast undurchdringlicher Fülle verhüllt.

Das Gemälde von der Entstehung der Welt, ihrer anfänglichen Gestaltung und der wesentlichsten kosmischen Factoren, wie es Brugsch entwirft, erinnert selbst bis in das Detail hinein auffallend an die bekannten Züge, welche griechische Theologie und Philosophie uns aufbewahrt hat. Diese ursprüngliche Basis der späteren systematischen Mythologie ist, wie der Verfasser meint, nicht irgendwie direct nach Europa übermittelt, sondern erklärt sich aus einem ganz allgemeinen, man könnte sagen animistischen Princip, das in allen fühlenden Menschen gleichmäßig sich manifestirt. „Jeder neu anbrechende Tag erschien dem ältesten Menschen als ein neuer Morgen der entstehenden Welt. In dichte Finsterniß gehüllt liegt die Erde da, und die todte wie die lebende Natur ist in tiefen Schlummer gehüllt. Seiner selbst unbewußt ruht der Geist vom Schlafe umfangen, und nur der Traum zeigt die Bilder der wirklichen Außenwelt dem Auge wie in einem Spiegel. Da wird es helle im Osten und am äußersten Rande der großen Wasser des Meeres oder der ausgedehnten Fläche breiter Ströme und ihrer Mündungen taucht plötzlich der feurige Sonnenball empor, um die ruhende Welt zum Leben zu erwecken und die sichtbaren Dinge in ihren körperlichen Gestalten und Farben zur Erscheinung zu bringen. So feiert die Natur den Auferstehungsmorgen eines jeden Tages in gleicher Wiederholung seit undenklichen Zeiten. Auch der erste Morgen der geschaffenen Welt konnte dem einfachen natürlichen Verstande unter keinem anderen Bilde entgegen treten. Das Licht stieg aus den Wassern empor und das Leben ward mit dem Lichte der Welt gegeben." (p. 102.) Aber auch wohl nur dieser Rohstoff gleichsam der späteren Bildung läßt sich in diesem Sinne als Gemeingut der menschlichen Rasse erklären (obwohl selbst dies seine erheblichen Schwierigkeiten hat), die weitere Ausgestaltung der mythologischen Ideen, z. B. die Vorstellung des hesiodeischen und platonischen Eros, ist ohne specielle Anlehnung an ältere Vorbilder undenkbar. Auch gibt der Autor in der weiteren Zergliederung dieser kosmogonischen Processe unbedenklich zu, daß hier eine offenbare Correspondenz der beiderseitigen Anschauungen vorliege; da nun die Priorität dem egyptischen Kreise eo ipso zusteht, so haben wir es hier, wie auch sonst nicht selten, mit einer Verpflanzung eines fremden Productes auf griechischem Boden zu thun. Wie dem hellenischen Eros, dem schöpferischen Princip und der Sehnsucht nach realer Gestaltung des ideal Vorhandenen, der egyptische Heh mit seiner Gemahlin Hehet entspricht, so dem uranfänglichen Chaos der Nun, das Urwasser und der Urstoff, aus dem sich alle besonderen Dinge entwickeln, so der Athene der Neith oder Nit der Egypter, deren bedeutsame kosmische Stellung schon die Griechen erkannten, so dem eisernen Himmelsgewölbe, unter welchem Bilde sich z. B. Homer den Uranos dachte, dieselbe Vorstellung bei den Nilbewohnern. Daher faßt Brugsch seine Betrachtungen über das Verhältniß beider Weltanschauungen mit folgenden Worten zusammen: „Lange bevor Thales das Wasser, Anaximenes die Luft als Grundstoff ansahen, dem Beide eine eigene innere Bewegung und göttliche Kraft zuschrieben und aus welchem sie die anderen Elemente sich später sondern ließen, lange bevor Empedokles von Agrigent die Vierzahl der Elemente in die kosmogenische Weltanschauung eingeführt hatte, . . . haben die physiologischen Speculationen der altegyptischen Priesterweisheit in den vier ersten Göttern der großen Paut Zahl und Reihenfolge der Urstoffe in ihrer getrennten Sonderung von einander festgestellt und zu den ersten und ältesten Gottheiten einer mythologischen Kosmogonie erhoben. Was eine spätere Zeit hinzuzufügen für gut hielt, betraf nur die äußerliche Ausstattung ihrer Darstellungen."

Digitized by Google

Zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels.

Von Paul Schütze.

Die gewaltige, langsam sich ansammelnde Welle, welche die hochdeutsche Literatur vor hundert Jahren auf ihre classische Höhe hob, senkt sich in diesem Jahrhundert allmählich wieder. Und doch ist auch unserem Zeitalter eine classische Poesie beschieden gewesen: ich meine die plattdeutsche Dichtung Fritz Reuter's und Klaus Groth's. Beide haben in ihren beschränkten Grenzen Vollendetes, Classisches geleistet. Sie haben die niederdeutsche Sprache, diese im Grunde gleichberechtigte, ja ältere Schwester des Hochdeutschen, wieder zu Ehren gebracht und ihr Denkmale errichtet, die, wenn sie selbst einst untergehen sollte, doch laut von ihr reden werden.

Gewiß sind ihre Dichtungen und deren Popularität mit die Ursache davon, daß auch die wissenschaftliche Forschung der niederdeutschen Sprache und ihrer Literatur erhöhtere Theilnahme zuzuwenden beginnt. In lexikalischer Beziehung hat das große mittelniederdeutsche Wörterbuch von Schiller und Lübben Grundlegendes geschaffen. Aber eine historische Grammatik des Niederdeutschen fehlt ebensowohl wie eine genügende Darstellung des gegenwärtigen sprachlichen Thatbestandes. Eine fast noch stiefmütterlichere Behandlung hat die Geschichte der plattdeutschen Literatur erfahren. Der Grund dafür lag nicht sowohl in dem Mangel an Interesse, als in der Unzugänglichkeit des Materials. Dieses aus dem Staube der Bibliotheken ans Licht zu ziehen und zugleich aus der lebenden Sprache und den Sagen und Sitten Niederdeutschlands Beleuchtung für vergangene Culturperioden zu gewinnen, ist man jetzt eifrig bemüht. Und vielleicht liegt die Zeit nicht mehr ferne, wo eine Gesammtdarstellung der plattdeutschen Literatur unternommen werden darf.

Zur Zeit kann es sich nur erst um Klarlegung des Materials und um Einzeluntersuchungen handeln, mögen sie nun eine bestimmte Persönlichkeit, einen bestimmten Abschnitt oder ein ganzes Genre der Poesie in seiner Entwickelung zum Gegenstande haben.

Der Aufgabe, wichtige niederdeutsche Dichtungen älterer Zeit in Neudrucken mit literarhistorischen Einleitungen allgemein zugänglich zu machen, hat sich der überaus rührige Verein für niederdeutsche Sprachforschung unterzogen. Das erste Heft: „Mittelniederdeutsche Fastnachtspiele"*) bietet ein eigenartiges Stück Cultur- und Sittengeschichte, einen interessanten Einblick in die Geschichte des plattdeutschen Dramas.

Will man der Entstehung der Fastnachtspiele auf den Grund sehen, so muß man den Blick in weit zurückliegende Zeiten lenken, deren Dämmerlicht nur die Vermuthung zu durchbrechen vermag, in Zeiten, wo der Germane noch den alten heidnischen Göttern opferte und noch nichts wußte von Christus. Damals bot der Wechsel der Jahreszeiten dem Volke Anlaß zu Feierlichkeiten und Lustbarkeiten mannigfacher Art. Namentlich äußerte sich die Freude über das Wiedererwachen der Natur aus langem Winterschlafe in ungebundener, ausgelassener Lust. Und wie das Volk das Walten der Naturkräfte gern personificirt, so ließ es auch den Winter in Person auftreten, um über die Besiegung des alten eisgrauen Gesellen durch den jugendlichen Repräsentanten des Lenzes zu jubeln. Hier liegen die Keime einer dramatischen Darstellung, die das Christenthum, vor dem doch die alten Götter in Dämmerung versinken mußten, nicht zu vernichten vermochte, die vielmehr weitergebildet wurden. An die Stelle der heidnischen Feier zu Ehren der blüthenbringenden Göttin Ostara trat das christliche Auferstehungsfest. Aber der Jubel, mit dem der alte Germane die Sonne des Lenzes begrüßte, dauerte fort. Allerdings nunmehr in Beziehung zu dem neuen Feste und mit zeitlicher Verschiebung, indem der Beginn der langen, Ostern einleitenden Fasten das Zeichen einer allgemeinen sich noch einmal so recht austollenden Lust wurde. Auch die kleinen dramatischen Scenen behielt man von früher her bei. Neue Motive kamen hinzu und verdrängten die alten. Irgend welche Kunst ward auf diese Scherze nicht verwandt. Es waren ungezogene Kinder des Augenblickes, die man belachte und die damit ihre Schuldigkeit gethan hatten. Erst im 15. Jahrhundert wurde das Fastnachtspiel kunstgemäßer gestaltet und zum Range einer Literaturgattung erhoben. Besonders zeichnete sich Nürnberg in seiner Pflege aus, wo die zuchtlosen, zotigen Stücke eines Hans Rosenblut und Hans Folz den ernsteren, sittlichen Gehalt darbietenden des Hans Sachs weichen mußten.

Daß sich aber auch Niederdeutschland rege an der Fastnachtdichtung betheiligte, zeigt ein Verzeichniß von gegen hundert Fastnachtspielen, die in den Jahren 1430 bis 1537 von der aus den Patrizierfamilien sich recrutirenden „Zirkelgesellschaft" in Lübeck aufgeführt worden sind. Nur eines derselben ist erhalten; sonst kennen wir nur die Titel. Bald hat die biblische, bald die antike Geschichte und Sage den Stoff liefern müssen, bald ist das Thema der deutschen Heldensage, bald der Artus- oder Karlsage entlehnt. Daneben dramatisirte Sprichwörter und Erzählungen, sowie allegorische Darstellungen. Die moralische Nutzanwendung wird nirgends gefehlt haben. Die Inscenirung erforderte keine großen Vorbereitungen. Außer einigen Masken, Mänteln und falschen Bärten brauchte man kaum einen weiteren Apparat. So eilten die Spieler, junge Leute der Stadt, in die Häuser befreundeter Familien, um dort zur Erhöhung des Fastnachtjubels das Ihrige beizutragen und sich dann an dem geselligen Beisammensein zu betheiligen. Auch vor den zu fröhlichem Trunke versammelten Rathsherren und Meistern wurde das eingeübte Spiel agirt. Ein weiterer Werth wurde dieser Gelegenheitspoesie nicht beigelegt. Was von niederdeutscher Fastnachtdichtung erhalten ist, verdankt das dem Zufall. Ihr Charakter und Stil tritt uns aus den kleinen Stücken entgegen, die den Inhalt des ersten Heftes der Neudrucke bilden. Das heitere Element überwiegt. „Ein schöne Spil, wo men böse Fruwens fram maken kan", behandelt ein beliebtes, aus Shakespeare's „bezähmter Widerspenstigen" bekanntes Motiv nicht ohne dramatisches Geschick. Zunächst tritt der Prolocutor auf, eine stehende Figur der Fastnachtspiele: er bittet um Ruhe und weist kurz auf Inhalt und Lehre des Stückes hin. Er ist also der lebendige Theaterzettel. Dann nimmt das Spiel selbst seinen Anfang. Ein junges Ehepaar wird durch die Schwiegermutter in seinem Frieden gestört. Die Frau kehrt plötzlich die unliebenswürdigen Seiten ihres Wesens heraus und wird erst durch eine Parforcekur wieder zur Vernunft gebracht. Auf den Rath und mit Hilfe eines Arztes bläut der Mann sie tüchtig durch, reibt sie dann mit Asche ein und steckt sie in eine frische Pferdehaut, die nun den Krankheitsstoff, der ihre Widersetzlichkeit veranlaßt hat, auffaugt.

Das beliebteste Thema des plattdeutschen Lustspiels ist stets der Gegensatz zwischen Dorf und Stadt, zwischen dem rohen, tölpelhaften Bauer und dem feinen gebildeten Städter gewesen. Auch die Fastnachtdichtung ließ sich dies Motiv nicht entgehen: zwei Bauern unterhalten sich darüber, wie sie die Bürger übervortheilt haben; zwei durch eine Hecke geschiedene Gesellschaften, die eine aus Bauern, die andere aus Städtern bestehend, halten ihren Fastnachttrunk, Gesang und Lärm auf beiden Seiten, am Schluße eine Schlägerei.

Nicht immer ist die Haltung der Fastnachtspiele eine heitere. Auch der Ernst kommt zu seinem Rechte. Das zeigen die Zwiegespräche zwischen Leben und Tod. Der „grausame" Tod mit der Sense und das mit Gold- und Silberflittern ausgeputzte Leben, zwei allegorische Gestalten, treten auf. Jener mit den Worten:

„Ik bin geheten de bitter Dot,
Ik spare (schone) noch klein este grot".

Das Leben will sich seiner erwehren: der Tod beweist ihm, daß nichts vor seiner Gewalt schütze. Das Leben bietet Silber und rothes Gold: dem Tode gilt Reich und Arm gleich; nur Gottes Barmherzigkeit vermöge die Frist zu verlängern. Da geht das Leben in sich und betet zu Gott um

*) Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von W. Seelmann. Norden und Leipzig. Diedr. Soltau's Verlag. 1885.

Digitized by Google

Gnade. So ertönt mitten in der ausgelassenen Fröhlichkeit der Fastnacht ein ernstes Memento mori. Derartige Spiele weisen zurück in jene furchtbare Zeit des 14. Jahrhunderts, wo der schwarze Tod durch die Lande zog und gerade in Deutschland seine grauenvollsten Feste feierte. Sein Hauch vergiftete jede Lust; auch in die sonst so sorglos heitere Fastnachtgesellschaft drängte sich der unheimliche Gast mit Stundenglas und Hippe. Damals entstanden ja auch die Todtentänze, „dieses mit Sprung und Pfeifenklang ironisirende Nachbild all der Schrecken, welche die Menschheit jener Tage z hnteten".

Dem ernsteren Charakter des Norddeutschen gemäß wollen die niederdeutschen Fastnachtspiele nicht blos der Unterhaltung dienen, sondern zugleich belehren. Daher halten sie sich fern von der Rohheit und dem Schmutze, welche ihre hochdeutschen Brüder aus derselben Zeit entstellen, ohne jedoch einem derben Realismus zu entsagen. Die sprichwörtliche Lebensweisheit des Volkes machen sie sich zu Nutze, und zu dem alten Schatze fügen sie manch neues kerniges Wort. Mit treuherzigem, biederem Antlitz blickt uns die alte Zeit aus ihnen an und schaut hinein in die immer mehr erblassenden Fastnachtbelustigungen unserer Tage.

Ueber das Gebiet einer einzelnen dramatischen Gattung hinaus führt uns das zweibändige Werk von Karl Theodor Gaedertz: Das niederdeutsche Schauspiel in Hamburg.*) Während das plattdeutsche Drama in den Schwesterstädten Lübeck und Bremen schon im 16. Jahrhundert zu Grabe getragen wurde, blühte es in Hamburg, wenn auch durch die Ungunst der Zeitverhältnisse und durch das stete Umsichgreifen der hochdeutschen Sprache oft zurückgedrängt, doch fort und fort.

Weit zurück in die Kämpfe Kaiser Karls des Großen, der als Gründer der alten Hammaburg gelten darf, mit den Sachsen und Dänen führt ein merkwürdiges Weihnachtspiel, das in der erhaltenen Gestalt dem 16. Jahrhundert angehören mag. Karl, umgeben von fünf berühmten Helden des Alterthums, Josua, Hektor, David, Alexander und Judas Makkabäus, kämpft als Vertreter des Christenthums mit dem nordischen Helden Starkader, der noch den Wodan anbetet, und besiegt ihn. Aber die ganze Scene ist possenhaft gehalten. Schon ist der Hanswurst da, in Gestalt des durstigen und gefräßigen Klas Rugebart, der als Narr auch das letzte Wort behält.

Ganz allmählich gewann nach der Reformation das Hochdeutsche das Uebergewicht. Prediger und Richter bedienten sich der heimischen Sprache noch lange. Auch im Drama behauptete sich das plattdeutsche Element. Der holsteinische Pfarrer Johann Rist, bekannt als Dichter unzähliger weltlicher und geistlicher Lieder und als Stifter des vielverspotteten Schwanenordens, schaltete in seine vom Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges sich abhebenden hochdeutschen Schauspiele niederdeutsche Intermezzos ein, in denen das rohe Leben der Soldaten und Bauern geschildert ist.

Seine Dramen gelangten in Hamburg mehrfach zur Aufführung. Hamburg selbst ist der Schauplatz einer fünfaktigen Bauernkomödie „Teweschen Hochtit", die ein beliebtes Motiv, die Erlebnisse eines unerfahrenen Bauernburschen in der Stadt, in ergötzlicher Weise, aber in höchst rohem Tone vorführt.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begannen Oper und Singspiel aufzublühen, die, wo sie locale Sitte und Mode zur Anschauung bringen wollten, der plattdeutschen Sprache gleichfalls nicht entrathen konnten. Eine selbstständigere Stellung erlangte dieselbe in der Hamburgischen Localposse. Das Jahr 1725 darf man als ihr Geburtsjahr ansehen: damals kamen „Der Hamburger Jahrmarkt" und „Die Hamburger Schlachtzeit" von dem Holsteiner Johann Philipp Prätorius zur Aufführung. Eine lebendige, geschickt combinirte Handlung, treffend gezeichnete Charaktere, eine verständige humorvolle Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände, der Sitten und Unsitten zeichnen die beiden Stücke aus.

Schubart, der geniale, unglückliche Dichter und Landsmann Schiller's, mahnt in seiner deutschen Chronik: „Kommt und schaut den Menschen im niederen Stande! Hier, wo die Leidenschaft frey vom Damme des Zwanges ausströmt und fortbraust; hier, wo die Accente der Natur wie Lerchensang in der Heide ertönen; hier, wo man nicht selten die ersten Laute ihrer starken Sprache hört: hier, Schriftsteller, mußt du lernen, wenn du willst neu und originell seyn." Erst unser Jahrhundert hat in Novelle und Drama die von Schubart vorgezeichnete Bahn betreten. Der Mann oder das Weib aus dem Volke als Held oder Heldin eines von den wildesten Wogen der Leidenschaften durchbrausten Schauspiels, einer Tragödie, war im vorigen Jahrhundert undenkbar. Der Bauer wurde damals fast ausschließlich als komische Figur verwerthet. Das ist auch in den niederdeutschen Schauspielen der Fall, welche in Hamburg, durch Konrad Ekhof's glänzendes Spiel getragen, um die Mitte des 18. Jahrhunderts zur Aufführung gelangten, in dem aus dem Französischen übersetzten, von Lessing in der Dramaturgie besprochenen „Bauer mit der Erbschaft", im „Herzog Michel", in den von Ekhof selbst nach französischen Originalen gearbeiteten Stücken: „Das Blindekuhspiel" und „Der Wucherer ein Edelmann". Es sind hübsche Genrebilder aus dem bäuerlichen Leben, mit Liebe gezeichnet, voll Naivetät und originellen Witzes.

Bemerkenswerth als Vorläufer des bekannten komischen Romanes des Holsteiners Johann Gottwert Müller: „Siegfried von Lindenberg" ist das Lustspiel „Hans von Zanow oder der Landjunker in Berlin" von Johann Christian Brandes. Hier begegnen wir auch zum ersten Male jenem mit hochdeutschen Worten und Phrasen durchsetzten Platt, das als „Missingsch" bekannt und durch Onkel Bräsig berühmt geworden ist. Müller's Roman selbst wurde dramatisirt. Am 13. März 1813 klebte an den Straßenecken Hamburgs folgendes Plakat: Théatre du Gaensemarkt. Une première représentation de Sigefroi de Lindenberg." Das nächste Jahr brachte die Befreiung von der Franzosenherrschaft, die wir hier bis auf den Theaterzettel sich erstrecken sehen.

Ein festes Heim fand die plattdeutsche Komödie bald darauf in dem sogenannten Steinstraßentheater. Local und Bühneneinrichtungen waren nur primitiv, einfach und auf den Geschmack des Hamburger Bürgerstandes mittlerer Güte berechnet auch die Stücke, die man dem Publikum bot. Die Posse dominirt keineswegs. Das Heitere erscheint mit einer gewissen Mäßigung und das Komische wird mit dem Ernsten, Sinnigen verbunden. Bilder aus dem bewegten Leben der alten Hansestadt, oft nur lose verknüpft, Motive aus dem Bauernleben der Nachbarschaft, schlicht und ohne viel Prätentionen, Alles wahr, der unmittelbaren Wirklichkeit entnommen, Charaktere, die der Zuschauer wie alte, gute Bekannte begrüßt, ja die ihm selbst aufs Haar gleichen — das finden wir in den Stücken, die auf der kleinen Bühne des Steinstraßentheaters zur Aufführung gelangen. Bald sind sie in Versen, bald in Prosa verfaßt. In beiden Fällen aber ist es die Sprache des täglichen Lebens, das Hamburger oder Holsteinische Platt, das Missingsch des von der Cultur beleckten mittleren Bürgerstandes. Der Poet, der die strebsame Bühne längere Zeit mit plattdeutschen Lustspielen versorgte, war der mit Unrecht fast vergessene Magister und Doctor Jürgen Niklaas Bärmann. „Burenspillen" nannte er die von ihm im Dialekt verfaßten kleinen Stücke, in denen der Bauer in seiner kernigen, treuherzigen, aber auch selbstbewußten und, wenn er im Reichthum sitzt, zum Hochmuth neigenden Art abconterfeit ist.

Im Jahre 1831 war Chéri Maurice in die Direction des Steinstraßentheaters eingetreten, und unter seiner umsichtigen und hingebenden Leitung gedieh die kleine Bühne vortrefflich, besonders, seit ihr in Jakob Heinrich David ein Dichter erstanden war, dessen Schwänke, Possen und Parodien das Publikum aller Stände anlockten und bedeutende Cassenerfolge erzielten. Auch er gewährt dem Dialekte einen großen Spielraum. Die Opern Auber's „Gustav oder der Maskenball" und Halévy's „Die Jüdin" wurden von ihm witzig travestirt; Alles ist ins Hamburgische übersetzt; intime locale Verhältnisse bilden die Grundlage für eine Reihe von Gestalten, die gewissermaßen von der Straße aufgegriffen und auf die Bühne gestellt sind. Hohen poetischen Werth können diese Augenblicksschöpfungen und Momentbilder nicht für sich beanspruchen, wohl aber einen nicht unbedeutenden culturgeschichtlichen, da

*) Berlin. A. Hofmann u. Comp.

Digitized by Google

sie das Leben treu und realistisch abschildern. Dagegen sichert David einen Platz unter den bedeutendsten deutschen Possen- und Schwankdichtern, Raimund, Nestroy, Angely und Holtei, das einactige Vaudeville „Eine Nacht auf Wache“: Bürgergardisten, Figuren aus dem Hamburger Spießbürgerthum, gruppiren sich hier in ihrer Wachtstube zu einem höchst gelungenen, an drastischen Scenen reichen Bilde.

Im Jahre 1843 hörte die kleine Bühne in der Steinstraße auf zu existiren. Maurice hatte ein neues Theater am Pferdemarkt bauen lassen; dasselbe wurde als „Thaliatheater“ am 9. November eröffnet. Maurice strebte hier höhere Ziele an: die Localposse, und damit der plattdeutsche Dialekt, verschwand nach und nach ganz, um dem feineren Lustspiel und dem Sittendrama Platz zu machen. Nur in Fritz Reuter's „Die drei Langhänse“ und den dramatischen Bearbeitungen Reuter'scher Dichtungen „Inspector Bräsig“ und „Ut de Franzosentid“ machte sich die plattdeutsche Sprache noch einmal geltend.

Aber das niederdeutsche Lustspiel hatte inzwischen eine andere Pflegestätte gewonnen, in dem aus geringen Anfängen hervorgegangenen „Carl Schultze's-Theater“. Carl Schultze führte, was Maurice aufgegeben, weiter. Auch ihm lieferten einige begabte Dichter wirkungsvolle und zugkräftige Stücke.

Am Schlusse seines mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebenen Buches, dem nur eine objectivere Haltung, eine straffere Composition und ein weniger aufdringliches Hervortreten des populären Tones zu wünschen wäre, wirft Gaedertz die Frage auf: Welche Zukunft wird das Plattdeutsche auf der Bühne haben? Seine Antwort lautet günstig. Nicht bloß ein Fortleben der plattdeutschen Komödie prophezeit er, sondern behauptet auch die Möglichkeit einer plattdeutschen Tragödie höheren Stils: „Jahrzehnte mögen darüber vergehen, aber der Rechte kommt: ein niederdeutscher Shakespeare!“ Und in der That ist eine solche Entwickelung nach dem ungeahnten Aufschwung in Lyrik und Epik wohl denkbar. Für ein Drama wie Heinrich Kruse's „Wullenweber“, das auf niederdeutschem Boden und zu einer Zeit spielt, wo das Plattdeutsche im Norden noch die allein herrschende Sprache war, ist diese ohne Zweifel das naturgemäßeste Gewand. Hebbel hat sich einmal mit dem Gedanken getragen, ein Drama aus der Geschichte Ditmarschens zu dichten; und zwar sollte dasselbe den großen Kampf darstellen, der durch die Schlacht bei Hemmingstedt (am 17. Februar 1500) die Unabhängigkeit des Landes für längere Zeit sicherte. Der gewaltige Bauernführer Wolf Isebrant, König Johann, der Erzbischof von Bremen und die Jungfrau aus Oldenwöhrden, welche, das Bild des Gekreuzigten tragend an der Spitze der dreihundert Ditmarschen auf die Feinde eindrang, sollten die Hauptpersonen der von Hebbel beabsichtigten Tragödie sein*). Nur eine Scene hat er niedergeschrieben**), die Klaus Groth ausgezeichnet ins Plattdeutsche übersetzt hat***). Das Original, gegen die Uebersetzung gehalten, erscheint fast matt, und in die Augen springt, daß für diese Menschen in dieser Zeit die niederdeutsche Sprache Lebenselement ist, von dem getragen sie erst die rechten an's Herz dringenden Töne finden, und ferner, daß das Plattdeutsche für energische Charakterzeichnung, dramatische Knappheit und Lebendigkeit eminent befähigt ist.

*) Werke, Bd. 6, S. XXXV f. Man vergleiche Klaus Groth's „De Slacht bi Hemmingsted“ (Ut de ol Krönk), wo der Ton des historischen Volksliedes vorzüglich getroffen ist.

**) Werke, Bd. 6, S. 349 ff.

***) Plattdütsche Husfründ, 3. Jahrg. (1878), Nr. 15.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Nun brachte Mary Jane den Brief, den ihr Onkel zurückgelassen hatte, und der König las ihn vor und weinte darüber. Er vermachte das Wohnhaus und dreitausend Dollars Gold den Mädchen, und er schenkte die Gerberei, die ein gutes Geschäft war, nebst anderen Gebäulichkeiten und Land, alles im Werth von etwa siebentausend Dollars und dreitausend Dollars in Gold, Harvey und William; er bezeichnete auch, wo die sechstausend Dollars im Keller versteckt seien. So sagten denn die zwei Betrüger, sie wollten gehen und es herauf bringen, damit es in bester Ordnung besorgt würde, und geboten mir, mit einem Lichte mitzukommen. Wir schlossen die Kellerthür hinter uns; als sie den Sack fanden, schütteten sie ihn auf die Diele aus — es war ein herrlicher Anblick, all' die Goldstücke. O, wie leuchteten da des Königs Augen! Er klopfte dem Herzog auf die Schulter und rief:

„Gelt, diesmal hats aber eingeschlagen! wer hätte so viel erwartet! Kerl, das geht über's non plus ultra!“

Der Herzog stimmte bei. Sie wägten die Goldstücke und ließen sie durch die Finger gleiten und auf der Diele klingen; und der König sprach:

„Das steht fest: Brüder eines reichen Todten zu sein und Vertreter ausländischer Erben, die zurückgeblieben sind, ist jetzt der rechte Beruf für dich und mich, Leckwasser!“

Jeder andere wäre zufrieden gewesen mit dem Haufen Gold wie er war; aber nein, sie mußten ihn zählen. Sie thaten's und es fehlten vierhundertfünfzehn Dollars. Der König sagte:

„Verdammt! was hat er mit den vierhundertfünfzehn Dollars gethan?“

Sie grübelten eine Zeit lang und suchten überall herum. Dann sagte der Herzog:

„Er war ja ein recht kranker Mann und hat wohl einen Irrthum begangen — das wird's wohl sein. Am besten ist's, wir lassen's gehn und sagen Nichts davon. Wir können das schon ablassen.“

„Ach, davon ist ja nicht die Rede, da gäbe ich Nichts drum — ich denke nur an das Zählen. Wir müssen sehr vorsichtig und genau in dieser Sache sein. Wir müssen das Geld hier hinauf nehmen und in Gegenwart der Anwesenden zählen, damit ja kein Verdacht geschöpft werden kann. Aber wenn der todte Mann da sagt, es sind sechstausend Dollars, dürfen wir nicht —“

„Halt!“ rief der Herzog, „wir wollen das Fehlende dazuthun —“ und er langte Goldstücke aus seiner Tasche heraus.

„Das ist eine famose Idee, Herzog — Du hast einen aufgeweckten Kopf auf Deinen Schultern“, rief der König, „Da hilft uns die „non plus ultra“-Einnahme gut aus“ — und auch er langte nun Goldstücke aus seiner Tasche und stellte sie in gezählten Häufchen auf.

Es erschöpfte fast ihre ganze Baarschaft, aber sie machten die sechstausend Summe voll.

„Hör' 'mal“, rief nun der Herzog, „ich hab' noch eine andere Idee. Laß uns hinaufgehen, dies Geld zählen und dann Alles den Mädchen geben.“

„Herzog! Herzog! laß Dich umarmen, das ist der brillanteste Gedanke, den ein Mensch haben kann. Du hast das erfinderischste Gehirn, das sich denken läßt. O, das ist grandios, wahrhaftig. Jetzt soll noch Jemand mit Zweifel oder Argwohn kommen, wenn er will — dies überzeugt Alle.“

Als wir hinaufkamen, sammelten sich Alle um den Tisch. Der König zählte und stellte die Goldstücke auf, dreihundert in jedem Häufchen — zwanzig elegante kleine Thürmchen.

Digitized by Google

Jedermann sah hungrig und mundwässrig darauf hin. Dann wurde Alles wieder in den Sack gethan und ich sah, wie der König schon wieder zu einer Rede Athem schöpfte. Er sprach:

Lieben Freunde! mein armer Bruder, der dort drüben liegt, hat hochherzig an uns gehandelt, die wir hier im Jammerthal zurückgeblieben sind; hochherzig an diesen armen lieben Lämmern, die er geliebt und überwacht hat und die nun vater- und mutterlos zurückbleiben. Ja und wir, die ihn kannten, wissen, daß er noch mehr für sie gethan hätte, wenn er nicht gefürchtet, dadurch seinen theuren William und mich zu schädigen. Glaubt Ihr nicht? Ich zweifle nicht im Mindesten daran. Nun, schlechte Brüder wären es, die zu solcher Zeit an sich selbst dächten. Und schlechte Onkel, die zu solcher Zeit diese armen süßen Lämmer, die er so liebte, berauben könnten — ja — berauben, sag' ich. Wenn ich William recht kenne — und ich glaube, ich kenne ihn — würde er — nun, ich will ihn gleich fragen." Er wandte sich und begann mit dem Herzog allerlei Zeichen auszutauschen und der Herzog sah ihn erst eine Zeit lang dumm und bämlich an; dann, als ob ihm plötzlich etwas einleuchtete, sprang er auf den König zu, vor Freude laut gu—gu—end, und umarmte ihn wohl fünfzehn Mal, bevor er ihn los ließ. Dann sprach der König: „Wußt' ich's doch; dies wird wohl Alle überzeugen, wie er darüber fühlt. — Hier Mary Jane, Susan, Joanna, nehmt das Geld — nehmt das Ganze. Es ist ein Geschenk von ihm, der dort liegt, kalt aber selig."

Dann sprang Mary Jane zu ihm, Susan und die Hasenlippe zum Herzog, und solch Umarmen, an's Herz drücken und Küssen habe ich niemals gesehen. Und Alle drängten sich herbei mit Thränen in den Augen, und die Meisten schüttelten den zwei Betrügern die Hände mit Redensarten wie:

„Ihr lieben, guten Seelen! — wie lieb! — wie konntet Ihr das!"

Dann sprachen sie Alle über den Verstorbenen, wie gut er gewesen, was für ein großer Verlust und dergleichen mehr. Bald drängte sich ein großer Kerl zur Thüre herein, der hatte Kinnbacken wie aus Eisen. Er stand zuhörend und zusehend und sagte nichts, und auch Niemand sprach zu ihm, denn der König sprach und Alle hörten ihm zu. Der König sagte, in seiner Rede fortfahrend:

— „Das waren die intimsten Freunde des Verstorbenen, darum sind sie für diesen Abend eingeladen; aber morgen hoffen wir, werden alle kommen — wir erwarten jeden, denn er achtete jeden, er hatte jeden gern, und darum gehört sich's, daß seine Begräbniß-Orgien recht öffentlich stattfinden."

Und so ging's fort und fort, denn er hörte sich gern reden, und gelegentlich brachte er immer wieder die Begräbniß-Orgien mit hinein, bis es dem Herzog zuviel wurde; so schrieb er auf ein Stück Papier: „Obsequien, Du alter Esel," faltete es zusammen und reichte es gu-gu-end ihm über die Köpfe der andern hinüber. Der König las es, steckte es in die Tasche und sagte:

„Armer William, geschlagen wie er ist, sein Herz ist stets auf dem rechten Fleck. Er wünschte, daß ich jeden bitte, zum Begräbniß zu kommen — sagt, ich soll alle willkommen heißen. Aber er hätte sich darum nicht zu grämen gebraucht, denn ich war ja gerade dabei."

Dann fuhr er unbeirrt fort, in größter Fassung, und brachte wieder seine Begräbniß-Orgien vor, und wieder und wieder, wie vorher, und nachdem er es dreimal gethan hatte, rief er:

„Ich sage Orgien, nicht weil es das gewöhnliche Wort ist, das ist's nicht — das ist Obsequien — sondern weil Orgien der richtige Ausdruck ist. Obsequien wird in England nicht mehr gebraucht, das ist veraltet. In England sagen wir jetzt Orgien. Orgien ist besser, denn es bezeichnet genauer, was man dabei meint. Das Wort ist zusammengesetzt aus dem griechischen „orgo", draußen, außerhalb im Freien; und dem hebräischen „giene", pflanzen, mit Erde bedecken, also beerdigen. So könnt Ihr also sehen, daß Begräbniß-Orgien eine offene oder öffentliche Beerdigung bedeutet."

Er war der Frechste, der mir je vorgekommen ist, und der Mann mit dem eisen-ähnlichen Kiefer lachte ihm gerade in's Gesicht. Das wunderte Alle und sie riefen: „Aber Doktor!" und Abner Shackleford sagte: „Aber Robinson, hast Du die Neuigkeit nicht gehört? Dies ist Horvey Wilks."

Der König lächelte lauernd, hielt seine Tatze heraus und sprach:

„Ist es meines armen Bruders lieber guter Freund und Arzt? Ich" —

„Halt' Deine Hände von mir!" rief der Doktor. „Du sprichst wie ein Engländer, Du? Es ist die erbärmlichste Nachäffung, die ich je gehört. Du Peter Wilks Bruder! Du bist ein Betrüger, das ist, was Du bist!"

Ach, wie sie Alle entsetzt waren! Sie drängten sich um den Doctor und suchten ihn zu beruhigen, ihm auseinanderzusetzen, wie Horvey in vielfacher Weise gezeigt habe, daß er Horvey sei, wie er jeden Namen kannte und sogar die der Hunde, und baten und beschworen ihn, Horvey nicht zu nahe zu treten und das Zartgefühl der Mädchen zu schonen u. s. w. Aber es war nutzlos, er stürmte drauf los und meinte, Irgend Jemand, der sich für einen Engländer ausgebe und Englands „Lingo" nicht besser nachmachen könnte, als der da, sei ein Betrüger und Lügner. Die armen Mädchen hingen sich an den König und weinten. Plötzlich wandte sich der Doctor zu ihnen und sagte:

„Ich war Eures Vaters Freund und ich bin Euer Freund; und ich beschwöre Euch als Freund, als ein ehrlicher Freund, der Euch zu beschützen und Kummer und Unglück von Euch abzuwenden sucht, diesem Gauner den Rücken zu kehren, Nichts mit ihm zu thun zu haben, diesem unwissenden Landstreicher mit seinem idiotischen Griechisch und Hebräisch, wie er es nennt. Er ist ein fadenscheiniger Betrüger — kommt her mit einer Masse leerer Namen, die er sich irgendwo zusammengesucht hat, und Ihr nehmt sie für Beweise und Eure betrogenen Freunde hier helfen Euch, Euch selbst zu betrügen — die sollten doch gescheidter sein. Mary Jane Wilks, Du kennst mich als Deinen Freund, und als einen uneigennützigen Freund. Laß Dir rathen und diesen erbärmlichen Gauner hinauswerfen. Ich bitte Dich, thu' es. Willst Du?"

Mary Jane erhob sich stolz in ihrer ganzen Größe — o, wie war sie schön! — und sagte:

„Hier ist meine Antwort". Sie hob den Sack Geld auf und legte ihn in des Königs Hände mit den Worten:

„Nimm diese sechstausend Dollars und lege das Geld für mich und meine Schwestern an, wie Du es am Besten hältst, und gib uns keinen Empfangschein darüber".

Dann umschlang sie den König mit ihrem Arm von einer Seite, und Susan und die Hasenlippe thaten dasselbe von der andern Seite. Alles klatschte mit den Händen und trommelte mit den Füßen auf die Diele wie ein Sturm, während der König seinen Kopf hoch hielt und stolz lächelte. Der Doctor rief:

„Wohl denn, ich wasche meine Hände in Unschuld. Aber ich sage Euch Allen, daß die Zeit kommen wird, wo es Euch übel zu Muthe werden wird".

„Gut, gut, Doctor" rief der König höhnisch, „dann werden sie Dich wohl rufen lassen müssen" — das machte Alle lachen und sie sagten, das sei ein guter Witz.

Als sie nun Alle fortgegangen waren, fragte der König Mary Jane, ob sie auch Raum im Hause übrig hätte. Sie antwortete, sie habe ein Fremdenzimmer, das wohl Onkel William benutzen könnte; ihr eigenes Zimmer, das etwas größer sei, würde sie Onkel Horvey überlassen, sie selbst könne ja in der Schwester Zimmer auf einem Feldbett schlafen: und oben auf dem Boden sei ein kleiner Verschlag mit einer Pritsche darin. Der König meinte, der Verschlag sei gerade recht für seinen Bedienten — damit meinte er mich.

Mary Jane führte uns hinauf und zeigte ihnen die Zimmer, die einfach und nett waren. Sie wollte ihre Kleider und andere Sachen aus dem Zimmer nehmen, falls sie Onkel Horvey im Wege wären, aber er sagte, dies sei nicht der Fall. Die Kleider hingen längs der Wand, und davor reichte ein Calico-Vorhang bis zur Diele. Ein alter haariger Koffer stand in einer Ecke, ein Guitarrenkasten in der anderen, und allerlei Kleinigkeiten und Zierrathen, womit junge Mädchen ihre Zimmer schmücken, lagen und hingen umher. Der König sagte,

Digitized by Google

es sei so viel hübscher und heimischer, und sie solle nur nichts verändern.

Am Abend hatten sie ein großes Abendessen, und all' die Männer und Frauen waren dabei. Ich stand hinter den Stühlen des Königs und des Herzogs, den Beiden aufwartend, die Anderen wurden von den Negern bedient. Mary Jane saß oben am Tisch, mit Susan neben sich, und sagte, wie schlecht die Semmeln gerathen wären, und wie die eingemachten Früchte auch nicht ganz nach Wunsche seien, und wie zäh' die gebratenen Hühner — wie Frauen es gewöhnlich thun, um Complimente zu fischen; und die Anwesenden wußten, daß Alles ausgezeichnet gut war und wunderten sich und sagten: „Wie fangen Sie es an, daß Sie die Semmeln so schön gebräunt bekommen?" und „Wo haben Sie diese herrlichen Früchte her?" und ähnliches Gerede, wie es bei dergleichen Gelegenheiten vorkommt.

Und als Alles vorbei war, soupirten ich und die Hasenlippe in der Küche von Dem, was übrig war, während die Anderen den Negern aufräumen halfen.

Als ich allein war, fing ich an, über die Sache nachzudenken. Ich sagte zu mir: Soll ich heimlich zum Doctor gehen und diese Betrüger aufdecken? Nein — das geht nicht. Er könnte verrathen, wer's ihm gesagt, und dann würden König und Herzog mir die Hölle heiß machen. Soll ich insgeheim zu Mary Jane und es ihr sagen? Nein — das wag' ich nicht. Ihr Gesicht, ein Blick könnte es ihnen verrathen; sie haben das Geld und könnten damit entwischen. Wenn sie Hülfe herbeiholte, würde ich doch irgendwie mit hineinverwickelt werden, ehe es vorüber wäre. Nein, es gibt keinen guten Ausweg als den einzigen: Ich muß das Geld irgendwie stehlen, und zwar so, daß sie keinen Verdacht auf mich haben. Ich will es stehlen und verstecken, und nach einiger Zeit, wenn ich weit stromab bin, Mary Jane in einem Brief verrathen, wo es versteckt ist. Aber ich muß das heut Nacht thun, wenn möglich, denn der Doctor hält sich vielleicht nicht so stille, wie's jetzt scheint, und das könnte die Beiden zur schnellen Flucht veranlassen.

So, dachte ich, wär's am besten, die Zimmer gleich zu durchsuchen. Oben war's dunkel, doch fand ich des Herzogs Zimmer und fing an, mit den Händen herumzufühlen. Dann fiel mir aber ein, daß es dem König nicht ähnlich sähe, das Geld irgend Jemandem anzuvertrauen; so ging ich denn in sein Zimmer und begann herumzutasten. Doch bald fand ich, daß ohne Licht Nichts gethan werden konnte; aber eins anzuzünden wagte ich nicht. Da hörte ich ihre Schritte und wollte schnell unter's Bett kriechen. Ich berührte den Vorhang, der Mary Jane's Kleider bedeckte; dahinter sprang ich und versteckte mich zwischen den Gewändern.

Sie kamen herein und schlossen die Thüre; das Erste, was der Herzog that, war, daß er unter's Bett guckte; dann setzten sie sich und der König sprach:

„Nun, was ist's? mach's kurz, denn es ist besser, wenn wir da unten mitheulen und trauern, statt hier oben zu bleiben und Gelegenheit zu geben, daß man über uns rede."

„Wohl denn, Capet, so höre: Mir ist nicht recht; ich habe keine Ruhe. Der Doctor liegt mir im Kopf. Ich möchte Deinen Plan wissen. Ich habe eine Idee, und ich glaube, eine gute."

„Sprich sie aus, Herzog!" —

„Daß wir uns vor drei Uhr Morgens hier aus dem Staube machen und stromab gleiten mit dem, was wir haben. Ich bin dafür, uns zu begnügen und zu verschwinden."

„Was! nicht den Rest der Erbschaft hier zu verkaufen? Abzumarschiren wie ein paar Narren und acht- bis neuntausend Dollars werth Eigenthum zurückzulassen, das mit Schmerzen darauf wartet, eingesackt zu werden? — und noch dazu Alles gut verkäufliches Zeug!"

Der Herzog murrte und meinte, der Sack Geld wäre genug, er wolle nicht noch weiter gehen — wolle nicht die drei Waisen um Alles, was sie hätten, berauben.

„Was Du für Zeug redest!" rief der König. „Denen rauben wir nichts, als bloß dies Geld. Die Leute, die das Eigenthum kaufen, sind die Verlierenden; denn sobald sich's zeigt, daß es uns nicht gehörte — was nicht lange dauern wird, nachdem wir entwischt sind — ist der Verkauf ungültig, und das Eigenthum fällt an die Familie zurück. Diese Waisen hier erhalten das Haus zurück und das genügt ihnen; sie sind jung und tüchtig und können sich leicht ihr Brod verdienen. Denen wird's nicht schlecht gehen. Denk doch nur, es gibt Tausende und Tausende, die es lange nicht so gut haben. Diese haben sich doch wahrhaftig über Nichts zu beschweren."

Der König schwatzte drauf los, bis endlich der Herzog nachgab, doch hielt dieser es für eine große Thorheit, um so mehr, als der Doctor mit der Entlarvung drohe. Der König entgegnete:

„Doctor und Teufel! was kümmern wir uns um den? Haben wir nicht all' Thoren in der Stadt auf unserer Seite? Und ist das nicht genug Majorität überall?"

Sie wollten eben hinuntergehen, als der Herzog sagte:

„Ich glaube nicht, daß wir das Geld an einen guten Ort gethan haben."

Das ermunterte mich. Ich begann schon zu fürchten, daß ich keinen Wink bekommen würde. Da fragte der König:

„Warum?"

„Weil Mary Jane von nun an sich in Trauer kleiden wird, und der erste Befehl, den die Schwarze, die dies Zimmer aufräumt, erhält, wird sein: all' diese Kleider fortzupacken; und denkst Du, solch' schwarzes Gesindel kann Geld finden, ohne was davon für sich beiseite zu legen?"

„Hast wieder einmal Recht, Herzog", rief der König; und er kam und krabbelte unter dem Vorhang herum, nur zwei bis drei Fuß von der Stelle, wo ich stand. Ich drückte mich fest an die Wand und hielt still, obwohl ich zitterte; und dachte, was wohl die Kerls thun würden, wenn sie mich hier fänden, und ich versuchte zu überlegen, was ich thun könnte, wenn sie mich entdeckten. Aber der König hatte schon den Sack, und argwöhnte nicht, daß ich da war. Nun steckten sie ihn durch einen Schlitz in den Strohsack, der unter'm Federbett lag, und schoben ihn tüchtig ins Stroh hinein und sagten, es sei nun in Ordnung, denn die Schwarzen pufften ja nur das Federbett auf und wendeten den Strohsack nicht öfter als höchstens zweimal im Jahr. Bevor die Beiden die Treppe halb hinab waren, hatte ich den Geldsack herausgezogen. Ich tastete mich hinauf zu meinem Verschlag und versteckte ihn einstweilen dort. Ich hatte vor, ihn draußen irgendwo zu verbergen, denn wenn sie ihn vermißten, würden sie ja das ganze Haus durchstöbern. Das wußte ich wohl. Dann legte ich mich auf die Pritsche, in meinen Kleidern; doch ich konnte nicht schlafen, selbst wenn ich's gewollt hätte, denn es ließ mir keine Ruhe, meine Arbeit zu beenden. Bald hörte ich König und Herzog kommen, da kroch ich von meinem Lager weg und forschte auf dem oberen Ende der Leiter, um zu sehen, ob was passiren würde. Aber es ereignete sich Nichts.

So wartete ich, bis alles im Hause ruhig war und schlüpfte dann die Leiter hinab.

Ich kroch an ihre Thüren und lauschte; sie schnarchten; so schlich ich denn auf den Zehen fort und kam glücklich unten an. Nirgends war ein Laut zu hören.

Ich guckte durch eine Spalte der Speisezimmerthür und sah, daß die Männer, die den Leichnam bewachten, alle auf ihren Stühlen eingeschlafen waren. Die Thür ins Gastzimmer, wo der Todte lag, war offen, und eine Kerze brannte in jedem Zimmer. Ich ging die Vorhalle entlang und fand die andere Gastzimmerthür ebenfalls geöffnet. Im Zimmer war Niemand; ich ging vorüber, aber die Hausthür war verschlossen und der Schlüssel nicht da. In diesem Augenblick hörte ich Jemand hinter mir die Treppe herabkommen. Ich sprang ins Gastzimmer, sah mich rasch um, und der einzige Platz, wo ich den Sack verbergen konnte, war der Sarg. Ich schob ihn flink unter den Deckel und schlich dann durch's Zimmer hinter die Thür.

Es war Mary Jane, die kam. Sie ging leise zum Sarg, sah hinein und kniete nieder; dann führte sie ihr Schnupftuch an die Augen und ich sah, daß sie weinte, obwohl ich's nicht hören konnte und ihr Rücken mir zugewendet war. Ich entwischte, und am Speisezimmer vorübergehend, versicherte ich mich erst, daß diese Wächter mich nicht gesehen hatten; so guckte

Digitized by Google

ich wieder durch die Spalte, Alles war in Ordnung, sie hatten sich nicht gerührt.

Ich schlüpfte jetzt hinauf zu Bette und fühlte mich sehr niedergeschlagen, weil die Sache, nachdem ich mir so viele Mühe gegeben und so viel Gefahr gelaufen hatte, so mißlich stand. Ich sagte mir, wenn der Sack nur bliebe, wo er ist, so wär' schon Alles gut; denn nachdem wir ein- bis zweihundert Meilen stromab wären, könnte ich Mary Jane schreiben und sie könnte den Sarg wieder ausgraben lassen; so wird's aber nicht kommen, denn vor dem Zuschrauben des Deckels werden sie das Geld finden. Dann kriegt es der König wieder, und man wird es ihm nicht wieder fortschmuggeln. Gern wär' ich hinuntergegangen, um den Sack herauszunehmen — doch wagte ich's nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Novellen-Mappe. Salonnovellen von Heinrich Köhler (Dresden, F. W. Steffens). Was der Doppeltitel des Buches bezweckt und weshalb diese anspruchslosen, gefälligen Erzählungen gerade „Salonnovellen" sein sollen, wissen wir nicht zu sagen. Bis auf die ziemlich unwahrscheinliche, aber hübsch erzählte Novelle „Ein Irrthum" enden alle Erzählungen des Bandes disharmonisch; eine darunter, „Bis in den Tod", ist übrigens keine Novelle im strengeren Sinne. Bei den Novellen „Wahlverwandt" und „Ein Troubadour" (letztere ist recht hübsch angelegt und flott erzählt) erscheint uns der tragische Ausgang nicht ganz bedingt. Der Autor muß auch noch lernen, seine Subjectivität in den Erzählungen zurückzudrängen. Einschiebsel wie „ich möchte behaupten", „ich habe versucht, ein Lebensbild zu geben" oder Aehnliches, wie in der Novelle „Der neue Ekkehard" verträgt das Kunstwerk, al welches man jede Novelle betrachten soll, nicht. T—n.

Die Sprachenrechte in den Staaten gemischter Nationalität. Nach den von A. Fischhof gesammelten Daten und gemachten Andeutungen dargestellt. (Wien, Manz.) Die sonderbare Ueberschrift deckt eine, wenn auch nicht vollständige, so doch umfassende Sammlung derjenigen Vorschriften, welche in „mehrsprachigen" Staatsgebieten die Sprachenrechte im amtlichen Verkehr ordnen. Obschon in erster Linie für Oesterreich berechnet und daher von nothwendig ausgleichendem Geiste beseelt, wäre die Arbeit auch in anderen Gebieten mit Nutzen zu verwerthen. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß es im wirklichen Staatenleben Punkte gibt, an denen es auch sittlich höher gilt, Recht zu behalten als Recht zu haben. F. St.

Das Nibelungenlied für das deutsche Haus, bearbeitet von Emil Engelmann, Stuttgart, Paul Neff. — Gegen „Bearbeitungen" unserer mittelhochdeutschen Klassiker läßt sich schon principiell genug einwenden: man hat ja jetzt für einen großen Theil derselben vorzügliche Uebersetzungen, die das betreffende Werk unverstümmelt wiedergeben, soll man nicht lieber diese in die Hände des Volkes legen? Deshalb haben wir, offen gestanden, schon mit etwas Mißtrauen die vorliegende Bearbeitung des Nibelungenliedes zur Hand genommen. Und der Herausgeber verstärkte dasselbe noch durch seine Uebersetzung, in welcher er die Nibelungenstrophe aufgibt, um den Hildebrandston anzuschlagen, in der er sich manche sofort hervortretenden, eigenen Zusätze (s. im dritten und am Schluß des letzten Abenteuers) gestattete, in der schließlich auch die derben Stellen, „welche ein Hinderniß für jüngere Leser gebildet hätten", modern gemildert erschienen. Aber dieses Mißtrauen schwand, je mehr wir uns in die Lectüre vertieften, und wir gestehen jetzt offen zu, daß des Herausgebers Motive, die ihn zu den angegebenen Aenderungen veranlaßten, und diese Aenderungen selbst uns gerechtfertigt erscheinen. Nur die wissenschaftliche Begründung seiner, übrigens schon von Johannes v. Müller aufgestellten Ansicht, daß Wolfram von Eschenbach der Redacteur unseres jetzigen Nibelungenliedes sei, im Anhange, hätte er weglassen sollen; solche hypothetischen Auseinandersetzungen gehören in wissenschaftliche Journale, aber nicht in ein Buch fürs deutsche Haus. Was der vorliegenden Bearbeitung noch einen besonderen Werth verleiht, ist die vornehme und sachtige Ausstattung. Abgesehen von dem schönen Druck in altdeutschen Lettern enthält das Buch am Eingange und Schlusse jedes Abenteuers Bilder nach Zeichnungen von Schnorr v. Carolsfeld, Baur, Hübner, Bendemann, Rethel, Hoffmann, Neureuther u. A. und außerdem sechs Vollbilder in Lichtdruck nach den Schnorr'schen Fresken im Münchener Residenzschloß. Dadurch wird dem ganzen Werke ein so klassischer, dem Ton des Liedes harmonisch angepaßter Ausdruck verliehen, daß es einer raschen und weiten Verbreitung in deutschen Häusern recht würdig erscheint. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Verunstaltung der deutschen Sprache.

Geehrte Redaction!

Als ich vor langen Jahren anfing, die lateinische Sprache zu erlernen, war einer der ersten Sätze, welche ich zu übersetzen hatte: terra est rotunda et globosa. Dies wurde damals übersetzt: die Erde ist rund und kugelförmig. Nach der jetzigen Mode müßte man übersetzen: die Erde ist eine runde und kugelförmige. Die Anhänger der neumodischen Form geben aber die alte auch nicht auf, sie wenden beide Formen nebeneinander an. So las ich z. B. in einem trefflichen Zeitungs-Aufsatze: „Endlich soll der Nutzungs-Effect ein größerer — und die Anlagekosten geringer sein." Wenn man nun solche Sätze liest wie die folgenden, welche auch aus gediegenen Aufsätzen entnommen sind: „Die Wahlbewegung ist eine weit gedämpftere geworden", (Es) „scheint der geschichtliche Weg (der) vorgezeichnet(e)". Diese Verunstaltung macht immer größere Fortschritte. Früher bezog sie sich nur auf die Eigenschaftswörter, jetzt wird sie schon ausgedehnt auf die Zeitwörter und deren Participien. In den neuesten Parlamentsreden finden sich z. B. folgende Sätze (das Ueberflüssige, Verunstaltende habe ich eingeklammert): „Daß diese Aufregung (eine) künstlich(e) und mühselig in der Wählerschaft hervorgerufen(e) (gewesen) ist", „daß der Wunsch (ein) allgemein getheilt(er) war". Die Behörden sollten mit gutem Beispiel vorangehen; statt dessen liest man in Gesetzen und Verhandlungen: „die Verhandlung ist (eine) öffentlich(e); die Abstimmung ist (eine) namentlich(e)." Warum sagt man nicht wie früher: „Es wird öffentlich verhandelt; es wird namentlich abgestimmt." In einem ganz neuen amtlichen Schreiben eines preußischen Ministers lesen wir z. B.: „der moralische Eindruck würde — (ein) schnell vorübergehen(der sein) und die Nachtheile — nicht aufwiegen". Wenn es damit in der angefangenen Weise fortgeht, so wird man bald Sätze hören wie die folgenden: „Sie war eine zum Ball Eingeladene; sie ist aber eine Krankgewordene und ist deshalb eine zu Hausegebliebene" oder „Bist Du ein in der Vorlesung Gewesener?" — „Nein, ich bin ein Spazierengegangener. Das Wetter war ein so schönes, daß ich mich nicht entschließen konnte, ein in die Vorlesung Gehender zu sein." Diese Consequenzen dürften nicht ausbleiben, wenn dem Unwesen — vor Allem in den Schulen — nicht bald und kräftig entgegengewirkt wird.

v. D.

Digitized by Google

Inserate.

Für jeden Gebildeten
bzw. nach Bildung Strebenden von Interesse!

Abriss der Geschichte der antiken Litteratur.

(Mit besonderer Berücksichtigung der Langenscheidtschen Bibliothek sämmtl. griech. und röm. Klassiker in neueren deutschen Muster-Uebersetzungen) von Dr. Erwin Rex. 8°, 136 Seiten. Preis brosch. 35 Pf., gebunden 50 Pf. *Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung* (*Prof. G. Langenscheidt*) *Berlin SW. 11.*

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von Doré. 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlozer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Preil, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Sensationelle Novität.

Memoiren der Königl. Preuss. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth
Schwester Friedrichs des Grossen.
2 Bände. Illustrirt. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.
Zu beziehen vom Verleger
H. Barsdorf in Leipzig
u. d. alle Buchhandlungen.

Rigi-Unterstätten.

Eröffnung am 25. Juni.

Schöne Aussicht.

Pensionspreis 5½ Frcs.

Baptist Steiner.

Zu Dahlmann's 100jähriger Geburtstagsfeier.
Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:
Friedr. Chr. Dahlmann
von
Anton Springer.
(Mit Dahlmann's Bildniß.)
Zwei Bände.
gr. 8. Preis Mark 16.—. Eleg. geb. Mark 18.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen
Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

BAD HOMBURG.
Unterhaltungs-Programm:

Musik	täglich 3 Mal.
Réunions	Montags und Donnerstags regelmässig.
Promenaden-Concerte	Dienstags } nach vorheriger Anzeige.
Bälle, Künstler-Concerte	Mittwochs }
Militair-Concerte u. Illuminationen	Freitags, abwechselnd mit Feuerwerken und grossen Gartenfesten.
Theater	Sonnabends — Oper. —

Ausserdem **Quellen-Illuminationen, Kinder-** und **Waldfeste, Croquet, Lawn-Tennis, Toupie hollandaise, Bagatelle, Privatbälle** und sonstige Unterhaltungen.

Hervorragende deutsche Schriftsteller,
die vorzugsweise den wirklich guten Sensationsroman pflegen und denen an **ständiger, vortheilhaftester** Verbindung mit einer bestrenommirten Redaction und Verlagsbuchhandlung gelegen ist, wollen ihre Adressen niederlegen bei der Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Frankfurt a. M.,** unter Chiffre R. G. 341.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's
Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.
5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.
In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur** bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.
NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 im Vorbereitung!

Hierzu eine Beilage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 8. August 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Handelspolitische Fragen. Von Paul Dehn. — Finnland — ein constitutioneller Sonderstaat. Von Deputatus. — **Literatur und Kunst:** Richard Lepsius. Von Gustav Karpeles. — Karl Stieler und sein Nachlaß. Von A. Spier. — Zur Jugendgeschichte Friedrich's des Großen. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Handelspolitische Fragen.

Von Paul Dehn.

Zu einer bewußten Erkenntniß der weitgehenden Folgen der modernen Verkehrsmittel, welche tief in alles Leben der Einzelnen wie der Staaten eingreifen, hat man es offenbar noch nirgends gebracht, denn sonst würden die wichtigen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart, wesentlich verschärft und verwickelt durch die Wirkungen des modernen Verkehrs, aus ihren tieferliegenden Ursachen unbefangener beurtheilt und ersprießlicher erörtert werden, als dies bisher der Fall gewesen. Ohne Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen würde der Kampf zwischen Arbeit und Capital, zwischen Freihandel und Schutzzoll nicht annähernd so allgemein, so erbittert, so weltbewegend geworden sein, sondern sich, wie ehedem, in örtlich beschränkten Scharmützeln zersplittert haben. Nun, da die Welt durch die modernen Verkehrsmittel enge zusammengerückt worden, wird inmitten der modernen Solidarität der Menschheit jede Zuckung und jede Regung sogleich von Allen empfunden.

Der Gott, in welchem die Alten den Verkehr verpersönlichten, hatte etwas Mephisto-Natur in sich und kehrt sie heute mehr vor als je. Alle wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen sind im höchsten Sinne Verkehrsfragen und sollten als solche behandelt werden. Alles mag zwar schon einmal dagewesen sein, doch immer erzeugen die wechselnden Verhältnisse neue Bildungen und verändern die Sachlage. Einst, als man günstigsten Falles von Berlin nach Potsdam in einem Tage, von Berlin nach London in zwei Wochen und von Berlin nach Amerika in drei Monaten verkehrte, als das Capital noch nicht so allmächtig walten, als die internationale Concurrenz noch nicht hervortreten konnte, waren gewisse Forderungen der Gegenwart nirgend zu hören, da die örtliche Arbeit des kleinen Mannes sich eines natürlichen Schutzes erfreute, wie er ihn noch heute in verkehrsmittelarmen Ländern besitzt. Ehedem wußte man Nichts von amerikanischer Concurrenz, der Gewerbsmann in den Städten konnte sich organisiren, das Capital blieb zersplittert. Das ist nun anders geworden.

Wegen ihrer großen Schattenseiten die modernen Verkehrsmittel mit ihren unermeßlichen Vorzügen zu beseitigen oder in ihrer Entwickelung zu hemmen, daran kann ernstlich nicht gedacht werden. Es handelt sich vielmehr darum, den modernen Verkehr im öffentlichen Interesse zu leiten und zu regeln, etwa wie einen Strom, welcher ohne Aufsicht gemeinschädliche Ueberschwemmungen und Versumpfungen hervorrufen, unter aufmerksamer Regelung aber fruchtbare Bewässerungen und fahrbare Straßen gewähren kann.

Vor wichtigen und schwierigen Verkehrsfragen steht gegenwärtig besonders Deutschland als mitteleuropäischer Staat. Eine Reihe internationaler Verkehrsfragen erheischt gebieterisch ihre Lösung. Während die hohe Politik feiert, wird die Wirthschaftspolitik mit Arbeiten überhäuft. Noch in der Schwebe sind die großen Weltverkehrsfragen der Gegenwart. Noch ist die Neutralisirung des Suezcanales und Rothen Meeres nicht gewährleistet, noch hat sich Europa nicht geeinigt über eine ausreichende gesundheitspolizeiliche Ueberwachung des Verkehrs mit dem ferneren Orient, und inmitten einer schweren Krisis befindet sich der europäische Weg durch Mittelamerika, der Panama-Canal. Vergeblich waren da noch alle Bemühungen, die obersten Forderungen des Verkehrs, Freiheit, Friede und Sicherheit, auf den großen Weltstraßen in hinreichendem Maße zu verwirklichen.

Näher und unmittelbarer als durch diese Weltverkehrsfragen werden die Interessen des deutschen Reiches berührt durch eine Gruppe von mitteleuropäischen Verkehrsfragen, welche sich mit dem Ablaufe wichtiger Handelsverträge in den Vordergrund drängen. Die wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben sich in den letzten Jahren durch gegenseitige Zollerhöhungen bedenklich zugespitzt und werden im Herbst durch eine neue Zollvorlage der Regierung Oesterreich-Ungarns aufs Neue verschärft werden. Große gemeinsame Interessen drängen zu einer wirthschaftspolitischen Annäherung der beiden mitteleuropäischen Großmächte. Allein bevor an die Verwirklichung solcher Bestrebungen gedacht werden kann, muß Oesterreich-Ungarn, diese pathologisch nur allzu interessante Monarchie auf Kündigung, unter sich das Handelsbündniß erneuert haben, was im nächsten Jahre zu geschehen hat. Eine kluge wohlwollende Beeinflussung dieser Verhandlungen durch Deutschland könnte einem mitteleuropäischen Zollbündniß wirksam vorarbeiten. Dürfte Ungarn unter Umständen in Deutschland einen letzten Rückhalt erblicken, und Nichts würde man in Ungarn freudiger begrüßen, als engsten wirthschaftlichen Anschluß an Deutschland, so würden sich möglichenfalls zwischen Ungarn und Deutschland Beziehungen gestalten, wie sie einst zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt mutatis mutandis angebahnt wurden, und ein erster verheißender Anfang zur Schaffung eines großen mitteleuropäischen Wirthschaftsgebietes wäre gemacht worden. Oesterreich könnte sich nicht davon ausschließen, selbst wenn es ernstlich widerstreben sollte. Ungarn hätte für seine Landwirthschaft ein gesichertes Absatzfeld, die österreichische Industrie wäre im öffentlichen Interesse genöthigt, sich zu consolidiren, anstatt in Speculantenhänden sich und das Volk herunterzubringen, mit deutscher

Digitized by Google

Hülfe könnte Triest gehoben, die Cultivirung Bosniens beschleunigt werden. Der leistungsfähigen deutschen Production würden die Wege nach der unteren Donau und dem Orient besser geebnet werden, und indem sie sich im Südosten gegen die französische und englische Concurrenz neue Absatzgebiete schafft, würde sie zugleich dem Zwischenhandel und Verkehr Oesterreich-Ungarns bedeutende Vortheile zuwenden. Die österreichische Industrie hat sich auch im Orient nicht als concurrenzfähig gezeigt und sich von der französischen und englischen Industrie mehr und mehr verdrängen lassen. Im Gefolge der leistungsfähigen, glücklich aufstrebenden deutschen Industrie könnte sie sich noch einigermaßen halten. Nicht mit Neid sollte man von Wien aus auf Deutschlands wirthschaftliches Vordringen in Südosteuropa blicken und wenn man ihm den directen Landweg verschließt, so wird es wie England und Frankreich mit seiner Waare auf dem Seewege verkehren, über Bukarest und Belgrad hinaus, und Oesterreich-Ungarn würde dann selbst die Vortheile des Durchgangsverkehrs nicht mehr genießen.

Durch schlechte und unsolide Waare hat es die österreichische Industrie mit den Völkern, durch anmaßende und unkluge Politik die österreichische Regierung mit den Staaten der Balkanhalbinsel verdorben. Nur im Gefolge Deutschlands könnte Oesterreich sich wieder seine frühere bevorzugte Stellung zurückerwerben, sich wieder Sympathien und Absatz in Südosteuropa verschaffen. Gegenwärtig hat keine Macht auf der ganzen Balkanhalbinsel mehr Einfluß und Ansehen als Deutschland. Denn wie sie es in Bukarest gewesen, so sind auch in Belgrad die Franzosen nur vorübergehend beliebter und in Constantinopel wie in Sofia bringt man wirkliches Vertrauen nur dem deutschen Reiche entgegen. Unter solchem Prestige müssen sich natürlich auch die gegenseitigen Handelsbeziehungen entwickeln, zumal die deutsche Industrie beständig an Leistungsfähigkeit zunimmt. Sollte man in Wien ernstlich glauben, erfolgreich gegen diese Thatsachen, insbesondere gegen Deutschlands wirthschaftliches Vordringen nach Südosteuropa, hindernd einschreiten zu können? In Constantinopel sind die Verhandlungen über die türkische Zollreform und den neuen türkischen Zolltarif dem Abschlusse nahe. Alle Mächte sind einig. Nur Oesterreich glaubt Schwierigkeiten machen zu müssen und versucht, das schwierige und große Werk zu vereiteln. Im Orient sollten von Wien aus der Fehler wahrlich genug gemacht worden sein . . .

Diesen mitteleuropäischen Verkehrsfragen der Zukunft hat die Gegenwart bereits die rumänische Zollfrage vorangehen lassen. Rumänien will sich wirthschaftlich vom Auslande etwas unabhängiger machen und auch aus financiellen Gründen seine Zölle erhöhen, wie es Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Italien gethan haben. Zu diesem Behufe hat es die ablaufenden Handelsverträge gekündigt und, anstatt dieselben zu erneuern, gegen die fraglichen Staaten einen hohen autonomen Tarif in Kraft gesetzt. Seit 1. Juli cr. ist Frankreich davon betroffen worden und am 1. Juli nächsten Jahres wird Oesterreich-Ungarn dasselbe Schicksal erleiden. In Folge dessen ist französische Waare in Rumänien nicht mehr concurrenzfähig, und im nächsten Jahre verliert Oesterreich an Rumänien ein wichtiges Absatzgebiet, welches die deutsche Industrie nunmehr leicht und rasch zum größten Theile für sich auf die Dauer erobern kann, da Rumäniens Handelsvertrag mit Deutschland erst im Jahre 1891 erlischt. Rumänien geht ganz correct vor und mißt nicht, wie in französischen und selbst in den allerdings durchweg unzuverlässigen Wiener Tagesblättern zu lesen, mit zweierlei Maß. Rumänien will die abgelaufenen Verträge nicht mehr erneuern und es ist lediglich ein günstiger, unvorhergesehener Zufall, wenn Frankreich davon schon jetzt, Deutschland aber erst nach sechs Jahren davon betroffen wird. Wenn man in Wien an maßgebender Stelle nicht zur rechten Einsicht kommt, so wird man sich auch das beste Absatzgebiet der österreichischen Industrie, denn das ist Rumänien, verschließen und sich mitten in Europa vollends isoliren. Diesen Zustand könnte Oesterreich-Ungarn indessen bei seiner politischen und wirthschaftlichen Zersetzung auf die Dauer unmöglich ertragen.

In all diesen schwierigen Verkehrsfragen hat das deutsche Reich als mitteleuropäische Macht wie als anerkannter Vorsitzender Europas ein schwerwiegendes, gelegentlich entscheidendes Wort zu sprechen. Große Aufgaben stehen ihm demnach bevor und nicht minder große Ziele. Wenn sich im Innern des deutschen Reichskanzlers auch nach dieser Richtung hin schon gestaltet hat, was im Dunkel der Zukunft noch nicht erkennbar ist, dann wird er mit Hülfe der ausgezeichneten Sachkenntniß des neuen Leiters der handelspolitischen Abtheilung im Auswärtigen Amt auch aus den Wirren der bevorstehenden Interessenstreitigkeiten und Zollkriege Deutschland sicherlich als glücklichen Sieger aufs Neue hervorgehen lassen.

Constantinopel, Mitte Juli.

Finnland — ein constitutioneller Sonderstaat.

Von Deputatus.

In der letzten Zeit ist in der europäischen Presse vielfach von einem integrirenden Theil des Russischen Reiches, von dem Großfürstenthum Finnland, die Rede und ist zugleich dadurch das allgemeine Interesse für dieses „constitutionelle Glied des russischen Staatsverbandes" ziemlich rege geworden. Veranlassung hierzu gab der am 14. Januar d. J. erfolgte Zusammentritt des finnländischen Landtags, in welchem sehr wichtige Berathungen stattfanden und welche bisher die dortige Bevölkerung ebenso in Athem halten, wie in der jüngsten Zeit, — um nur ein Beispiel anzuführen, — die Verhandlungen des Deutschen Reichstags die Gemüther in Deutschland gefangen hielten. Für Finnland ist freilich die Einberufung des Landtages ein um so hervorragenderes politisches Ereigniß, als dieselbe für gewöhnlich nur alle fünf Jahre stattfindet. Nach der Staatsverfassung Finnlands, — auf die ich alsbald näher eingehen werde, — muß der Landtag mindestens alle fünf Jahre einberufen werden, es bleibt aber der russischen Regierung anheimgestellt, den Landtag auch in kürzerer Frist zusammentreten zu lassen. Von diesem Rechte hat denn auch die russische Regierung diesmal Gebrauch gemacht, indem sie den finnländischen Landtag schon jetzt einberief, obwohl seit der letzten Session (Januar 1882) kaum drei Jahre verflossen sind. Es mag dies, nebenbei bemerkt, Zeugniß ablegen, wie sehr auch die gegenwärtige Regierung Alexanders III. fest entschlossen ist, die Staatsverfassung Finnlands zu wahren.

Indessen, bevor ich diese letztere zum Gegenstand eingehender Besprechung mache, dürften vielleicht einige Worte über die Beschaffenheit und über die historische Vergangenheit dieses so wenig gekannten Landes und seiner Leute am Platze sein. Finnland ist seit Anfang dieses Jahrhunderts, und zwar seit dem Frieden von Friedrikshamn, 1809, an Rußland gefallen und trägt seitdem die Bezeichnung eines vom Russischen Reich „unzertrennlichen" Großfürstenthums. In Finnland hat das Zarenreich einen der eigenthümlichsten und wundervollsten Flecken Erde erworben. Das Land ist überaus reich an Binnenseen und sonstigen Gewässern, welche sich von steinhaltigen, wenn auch nicht besonders hohen Bergrücken ablösen. Große Granitblöcke und Felsen aller Art spiegeln sich in den tiefen und klaren Seen, und das Ganze bietet eine durchaus eigenartige Romantik. Allerdings ist die Natur an den meisten Stellen auch sehr wild, und ein großer Theil der Flüsse sind ihrer Wasserfälle und der Stromschnellen wegen nicht schiffbar. Nördlicherseits ergießen sie sich überhaupt in das Eismeer, das bis jetzt dem russischen Reich nur mäßigen Nutzen gebracht hat. Das Innere des Landes besitzt außerdem große Waldungen, welche alljährlich große Massen von Holzproducten liefern. Was die colossalen Granitmassen Finnlands anbetrifft, so kann man deren Producte nicht allein in Rußland, sondern selbst im westlichen Europa öfters zu sehen bekommen. So entstammt z. B. die im Lustgarten zu Berlin aufgestellte colossale Vase, sowie die an der nordwestlichen Ecke des Königlichen Schlosses zu Berlin sich erhebende Säule den finnländischen Granitmassen.

Das Areal des Großfürstenthums Finnland beträgt 373 603 □ Kilometer, mit einer Gesammtbevölkerung von 2 060 782

Digitized by Google

Einwohnern (Zählung 1882). Der bei weitem größere Theil der Bevölkerung, und zwar 1 758 000, sind finnischer Abstammung oder kurzweg Finnen, und bilden meist die ländliche Einwohnerschaft; hierauf kommen die Schweden mit ungefähr 300 000 Seelen; dieselben gehören zu den intelligenteren Classen und bewohnen zumeist die Städte und das Küstenland. Russen gibt es im Ganzen nur etwas über 4000, und leben dieselben insgesammt in der Hauptstadt des Landes, in Helsingfors. Die Deutschen sind in Finnland in einer Anzahl von über 1700 Köpfe vertreten, zu denen sich noch 1000 Zigeuner gesellen. Die ursprüngliche Bevölkerung des Landes, die Lappen, sind nur noch in der geringen Anzahl von 960 Köpfen vorhanden. Sie halten sich meist in den nördlichsten Gegenden auf und sind im raschen Schwinden begriffen. Die Confession ist durchweg lutherisch; nur 2% der gesammten Bevölkerung gehört den verschiedenen, außer-lutherischen Confessionen an.

Obwohl das Großfürstenthum ziemlich reich ist an großen Städten, so beträgt dennoch die gesammte Einwohnerzahl dieser letzteren nicht mehr denn 8% der Gesammtbevölkerung, von welcher mithin 98% auf das sogenannte platte Land kommt. Ein äußerst seltenes Verhältniß! Es beweist dieses Verhältniß zur Genüge, wie sehr dort die landwirthschaftlichen Betriebe über alle anderen Gewerbe die Oberhand zu gewinnen wußten. Die Forstwirthschaft und die Fischerei gehören zu den beliebtesten Gewerben; Ackerbau und Viehzucht werden fleißig betrieben; jedoch deckt der Ertrag des ersteren keineswegs den eigenen Verbrauch, und das herrliche Land würde an Brodmangel leiden, wenn nicht Zufuhren aus Rußland zu Hilfe kämen. Der Bergbau, die Baumwollenspinnerei, Papierfabrication, Brennereien 2c. bilden nicht minder wichtige Erwerbsarten. Die Handelsbilanz hat ganz stattliche Zahlen aufzuweisen. Der Export betrug im Jahre 1882 rund 107 Millionen finn. Mark, wovon fast die Hälfte, über 50 Mill. finn. Mark, nach Rußland. Der Import dagegen betrug 155 Mill. Mark, wovon ungefähr 70 Mill. Mark aus Rußland. Sehr bemerkenswerth ist dabei der Handelsverkehr zwischen Finnland und Deutschland. Der deutsche Export nach Finnland betrug über 40 Mill. Mark, der deutsche Import aus Finnland dagegen nur etwas über 5 Mill. Mark. — Der Etat für 1882 balancirt in Einnahme und Ausgabe mit ca. 36 Mill. Mark. Die Staatsschuld beträgt 62 Mill. Mark und ist zum größten Theil für Eisenbahnbauten contrahirt.

Das System, nach welchem Finnland verwaltet wird, ist ein constitutionelles, aber ziemlich complicirtes. Wiewohl der Sitz der Verwaltung in Helsingfors aufgeschlagen ist, befindet sich die eigentliche Spitze derselben in Petersburg. Die Personalverhältnisse gestalten sich demnach, wie folgt. In Petersburg ist ein besonderes Amt creirt unter dem Namen „Staats-Secretariat des Großfürstenthums Finnland" und mit den Befugnissen eines Ministeriums. An der Spitze dieses Amts steht ein „Minister für Finnland", mit ständigem Sitz in Petersburg. Von diesem „Minister für Finnland" ressortirt ein „General-Gouverneur von Finnland" mit ständigem Sitz in Helsingfors. Das ganze Land zerfällt hierauf in acht Gouvernements, mit je einem Gouverneur an der Spitze. Die administrative Eintheilung ist demnach dieselbe, wie im übrigen Rußland, mit dem Unterschiede jedoch, daß, während alle übrigen General-Gouverneure des Reiches vom Minister des Innern ressortiren, der finnländische General-Gouverneur dem Minister für Finnland unterstellt ist. Letzteren Posten bekleidet gegenwärtig Baron von Brunn, während den Posten des General-Gouverneurs der General-Adjutant Graf Heyden inne hat. Der geschäftliche Verkehr zwischen dem Kaiser und dem in Helsingfors fungirenden General-Gouverneur geschieht stets durch Vermittelung des Ministers für Finnland.

Trotz dieser engen und directen Verbindung an Rußland hat Finnland seine selbstständige Verwaltung, welche auf Grund der finnländischen Staatsverfassung vor sich geht.

Diese finnländische Staatsverfassung, zu deren Aufrechterhaltung sich Rußland bei der Einverleibung Finnlands (1809) verpflichtet hat, entstand im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts und leidet demnach gar zu sehr an Altersschwäche, welche denn auch im Jahre 1869 eine gründliche „Reparatur" nothwendig machte. Nach den „Ergänzungen vom Jahre 1869" ist die finnländische Verfassung zwar bedeutend modernisirt worden, bietet aber noch immmerhin viel sehr Eigenthümliches. Der Landtag, welchem die gesammte Gesetzgebung und das Besteuerungsrecht zukommt, und welcher, wie schon erwähnt, mindestens alle fünf Jahre vom Kaiser einberufen werden muß, besteht aus vier Häusern: demjenigen der Adeligen, der Geistlichen, der Bürger und der Bauern. Die Eröffnung des Landtags erfolgt durch den General-Gouverneur in dem kaiserlichen Schloß zu Helsingfors. Gleich nach der Eröffnung erfolgt die Ernennung der Präsidenten und der Vice-Präsidenten für alle vier Häuser. Der Präsident und der Vice-Präsident des Hauses der Adeligen heißen: Landmarschall und Vice-Landmarschall; die Präsidenten und Vice-Präsidenten der übrigen drei Häuser heißen: Thalmann und Vice-Thalmann. Alle diese Personen werden vom Kaiser ernannt, aber auf Vorschlag des General-Gouverneurs. Nachdem die Häuser in dieser Weise sich constituirt haben, oder richtiger gesagt, constituirt worden sind, wählt ein jedes Haus aus seiner Mitte eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern, welche alle zusammen eine „gemeinschaftliche Commission des Landtags" bilden. Dieser Commission oder Delegation liegt die Vorberathung aller dem Landtage zu unterbreitenden Arbeiten ob. Sie berät außerdem über die Petitionen, welche an den Kaiser eingereicht werden sollen, wie auch über die Gutachten, welche der Landtag über die kaiserlichen Gesetzentwürfe und Vorschläge abgeben soll. Es ist eine vierzehntägige Frist festgesetzt, — vom Tage der Constituirung des Landtags an gerechnet, — während welcher die Einreichung der „Petitionen" an den Kaiser stattzufinden hat; Petitionen werden sie wohl nur aus Bescheidenheitsrücksichten genannt, da sonst die Bezeichnung „Anträge" dem Sinne derselben bei weitem mehr entsprechen würde. Die Beschlüsse der gemischten Commission über die Regierungsvorlagen werden alsdann behufs Berathung an die vier Häuser überwiesen. Die Commissions-Beschlüsse müssen dann mindestens von drei Häusern angenommen werden (d. h. mindestens drei Häuser müssen für die Vorlage stimmen), was gewissermaßen dem Institut der Dreiviertel-Majorität gleichkommen soll. Bei vielen Vorlagen aber ist es nothwendig, daß sämmtliche Häuser dieselben annehmen. Hierauf werden die Beschlüsse dem Kaiser zur „Berücksichtigung" überwiesen.

Dies ist der constitutionelle geschäftsmäßige Gang der Verwaltung Finnlands, und es ist kein Zweifel daran, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Landes vom Landtage geregelt werden. Auch dem gegenwärtig einberufenen finnländischen Landtag stehen ganz bedeutende Aufgaben vor, welche mit Recht in Rußland selbst, wie auch im Ausland großes Interesse hervorrufen. Jedoch bevor ich diese Aufgaben des Nähern beleuchte, möchte ich noch der bestehenden militärischen Verhältnisse Finnlands mit einigen Worten Erwähnung thun.

Mehr als auf irgend einem anderen Gebiet sind eben in Angelegenheit des Heerwesens Finnlands in den letzten Jahren umfassende Reorganisationen vor sich gegangen. Verfassungsmäßig besitzt Finnland sein eigenes Heer, das zu stellen es verpflichtet ist. Dieses Heer besteht aus dem „Finnländischen Leibgarde-Schützenbataillon", welches zum Gardecorps gehört, ferner aus acht Bataillonen finnländischer Schützen und aus den zur baltischen Flotte gehörigen Garde-Mannschaften. Das Commando der finnländischen Truppen befindet sich in Helsingfors. Officierstellen dürfen bei diesen Truppen nur von Finnländern bekleidet werden, außerdem müssen die Truppen in Friedenszeiten in Finnland stehen. Die Gesammtstärke dieses eigenen Heeres beträgt nicht ganz 5000 Mann. Außer diesen einheimischen oder nationalen Truppen stehen auch in Finnland noch russische Truppen, und zwar: die 23. Infanterie-Division, zwei Reservecadre-Infanterie-Divisionen, welche bei der Mobilmachung in 8 Reserve-Bataillone ergänzt werden können, und die 23. Feldartillerie-Brigade. Die Hauptfestung des Landes ist Sweaborg, um deren Ausbau und Ausrüstung sich die gegenwärtige russische oberste Militärbehörde sehr verdient gemacht hat.

Was nun speciell die Arbeiten des zu Helsingfors versammelten Landtags anbetrifft, so bestehen dieselben haupt-

Digitized by Google

sächlich in der Berathung folgender, von der Regierung eingebrachten Vorlagen: Einige wichtige Verfassungs-Abänderungen im Sinne einer größeren Ausdehnung der Rechte des Landtages bei Initiativ-Anträgen in der Gesetzgebung; einige Vorlagen betreffend den Bau neuer finnländischer Eisenbahnlinien; Entwurf über Einführung von Postsparkassen; Abänderungen in den Bestimmungen über Maß- und Gewichtsangaben; eine neue Strafproceßordnung für das finnländische Heer und eine Reihe kleinerer Vorlagen betreffend die Ueberweisung außerordentlicher Geldmittel für die Unterhaltung des finnländischen Heeres und der Volksschulen, sowie zur Deckung des Landtags-Etats. Hierzu treten noch die Vorlagen über Einführung einer Einkommensteuer, sowie Erhebung einer besonderen Steuer von Spielkarten, vom Tabak, von geistigen Getränken. Außerdem einige Abänderungen der Stempelgebühren. Die Festsetzung aller dieser Abgaben findet auf die Dauer von drei Jahren statt; mit anderen Worten, wir haben es hier mit einer dreijährigen Budgetperiode zu thun.

Die Reihe der soeben aufgezählten Arbeiten, mit welchem sich der gegenwärtige finnländische Landtag zu beschäftigen hatte, beweist zur Genüge, daß Finnland die Bahnen eines modernen constitutionellen Staates wandelt, genau als hätten wir einen westeuropäischen Staat vor uns. Allein dieses Programm, welches für die gegenwärtige Session des finnländischen Landtags entworfen war, bürgt für die gedeihliche Entwickelung dieses „glücklichen Stückchens" des russischen Reiches. Die Gefühle, welche die hier geschilderten „finnländischen Verhältnisse" im übrigen Rußland hervorrufen, sind sehr getheilt. Die Einen suchen zu beweisen, daß diese Verhältnisse in Finnland nicht zu Recht bestehen, daß eine derartige Sonderstellung Finnlands nicht gut zu heißen und sogar historisch, nicht nur staatsrechtlich, keineswegs begründet seien. Dieselben Leute hören nicht auf, fortwährend auf die Nothwendigkeit einer Russificirung Finnlands zu weisen. So die eine Ansicht. Die Anderen dagegen suchen die „finnländischen Verhältnisse" in Schutz zu nehmen und weisen ihrerseits darauf hin, daß die dortigen geordneten Zustände und die gesunde Entwickelung des kleinen Landes dem großen Rußland als Muster dienen möge. Die politische Stellung des Großfürstenthums hat unter dieser, so schroff getheilten Ansicht nicht zu leiden, denn man muß es der russischen Regierung nachrühmen, daß sie hinsichtlich Finnlands unentwegt diejenigen Bahnen wandelt, welche dem Gedeihen des Landes am besten entsprechen. Es läßt sich sogar seitens der gegenwärtigen russischen Regierung ein bestimmtes Wohlwollen gegen Finnland nicht in Abrede stellen, und in der obenerwähnten Regierungsvorlage über die Erweiterung der Initiative des finnländischen Landtags in legislativen Angelegenheiten darf man sogar ein gewisses Zugeständniß erblicken, welches der Kaiser den finnländischen Ständen macht. Das einzige Recht, welches selbst nach dieser neuesten Regierungsvorlage den finnländischen Ständen nicht eingeräumt wird, ist das Recht auf Einbringung von Gesetzen über die Organisation der Vertheidigungskräfte des Landes und über die Presse. Bedenkt man aber, daß selbst in den westeuropäischen constitutionellen Staaten die Regierungen es der Volksvertretung versagen müssen, in Armeeangelegenheiten nach Gutdünken zu schalten und zu walten und die Landesvertheidigung als ein Internum der höchsten Regierungsgewalt und des Staatsoberhauptes betrachten, — so wird man diese kleine Einschränkung der Gerechtsamen des finnländischen Landtags nicht allzu unbillig finden.

Der Kampf zwischen den verschiedenen Klassen oder Ständen ist zwar in Finnland minder stark, als anders wo, treibt aber auch dort seine Blüthen. Die naturgemäße Folge hiervon sind mitunter heftige Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Häusern des Landtags. So z. B. wurde in der vorigen Session (1882) vom Professor Rein in den Landtag der Antrag eingebracht, nach welchem die finnländische Regierung dem Landtag verantwortlich gemacht werden sollte. Im Oberhaus (Adelskammer) wurde denn auch dieser Antrag angenommen, aber die unteren Kammern zeigten sich diesem, aus der Mitte des Adels kommenden Antrag durchaus abgeneigt. In dem gegenwärtigen Landtag ist derselbe Antrag wiederum vom Baron Born aufgenommen worden, ob er aber diesmal mehr Glück haben wird, ist sehr fraglich. Es mag dies ungefähr die innerhalb der finnländischen Kreise stattfindenden Kämpfe illustriren.

Ist auch bereits zur Genüge dargethan, daß die Existenz des finnländischen Sonderstaates, in seinem gegenwärtigen Zustande, innerhalb des russischen Staatsverbandes, keineswegs „unnatürlich" ist, so läßt es sich doch andererseits nicht leugnen, daß allerdings ein wunder Punkt vorhanden ist, welcher sehr geeignet ist, das Verhältniß zwischen Finnland und dem übrigen russischen Reich zu trüben. Dieser Punkt ist es denn auch, welcher viele russische Kreise veranlaßt, wie schon oben angedeutet, ein gewisses Vorurtheil gegen das Großfürstenthum zu empfinden und es mit scheelem Auge zu betrachten. Es ist dies die Existenz einer förmlichen Landesgrenze zwischen Rußland und Finnland, was wiederum durch den Umstand bedingt wird, daß Finnland seinen eigenen Zolltarif hat. Es genügt, eine kleine halbe Stunde von Petersburg (mit der Finnländischen Bahn) zu reisen, und man befindet sich an der Landesgrenze; Alles muß verzollt, der Paß vorgezeigt werden und man betritt das „Ausland". Daß ein derartiger Zustand den russischen Reisenden äußerst peinlich berühren muß, ist selbstverständlich, und man hört hierüber in Rußland sehr oft Klage führen. Es ist dieser Umstand um so mehr zu bedauern, da die Existenz eines besondern finnländischen Zolltarifs keiner von den beiden Seiten, — weder Rußland, noch Finnland, — irgend welchen Vortheil bringt; im Gegentheil, die russisch-finnländischen Handelsbeziehungen, sowie überhaupt der ganze Verkehr, leidet darunter ungemein. Man hat dies aber bereits auf beiden Seiten eingesehen, und in Petersburg tagt augenblicklich in dieser Angelegenheit eine gemischte Commission, welche aus drei finnländischen Delegirten und eben so vielen Vertretern der russischen Regierung zusammengesetzt ist. Vorläufig ist diese Commission mit den statistischen Vorarbeiten beschäftigt.

Der Intelligenz des Landes entspricht auch die Fürsorge für den Unterricht und das Bildungswesen. Finnland besitzt eine Universität (in Helsingfors), siebzehn „Lyceen", worunter neun mit schwedischer und acht mit finnischer Unterrichtssprache, mehrere Realschulen, zwei höhere landwirthschaftliche Institute und eine Reihe niederer landwirthschaftlicher Schulen, ein Polytechnicum, ein Forstinstitut, ein Cadettencorps, zahlreiche Handelsschulen, verschiedene specielle technische Schulen, Seminarien und circa 600 Volksschulen. Der technische Unterricht hat den Löwenantheil an dem ganzen Unterrichtswesen, was mit der oben geschilderten Beschaffenheit und der Erwerbsthätigkeit des Landes zusammenhängt. An der Helsingforser Universität dürfen auch Frauen studiren und genießen sie, gleich den Studenten, das Recht der Matrikel, sowie überhaupt völlige Gleichberechtigung mit den Studenten. Es bezieht sich dies aber nur auf die medicinische Facultät. Indessen nach Beendigung des Lehrcursus erhalten die Frauen weder den Doctortitel, noch dürfen sie ein staatliches Amt bekleiden, und es bleibt ihnen nur anheimgestellt, Privatpraxis zu treiben. Uebrigens scheinen die finnländischen Frauen auf das medicinische Studium gar nicht so erpicht zu sein, denn sie lassen jenes Recht, welches von den russischen Frauen mit großem Eifer vergeblich angestrebt wird, fast unbenützt. Bisher hat an der Helsingforser Universität nur eine einzige Dame das medicinische Studium beendet, und seit der Zeit war überhaupt kein weibliches Wesen mehr an der medicinischen Facultät zu sehen. Für die Bildung der Frauen im Allgemeinen sorgen sieben Mädchengymnasien und eine Anzahl anderer Unterrichtsanstalten.

Im Großen und Ganzen lebt die Bevölkerung Finnlands sehr glücklich. Das Rechtsgefühl, die unwandelbare Treue, gewissenhafte Pflichterfüllung, Arbeitslust und Fleiß, sowie viele andere bürgerliche Tugenden sind bei der finnländischen Bevölkerung in sehr bedeutendem Maße ausgeprägt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Richard Lepsius.

Von Gustav Karpeles.

„Lepsius était un des derniers survivants de notre âge héroique, et il avait été pendant longtemps notre maître à tous. Il ne demande qu'un chose pour mon compte: c'est que plus tard au moment où l'on on sera venu à dire pour moi ce que je dis pour lui, on puisse affirmer que j'ai fait pour la science la moitié de ce qu'il a fait pour elle." So lautet der Nachruf, den G. Maspero, der große französische Egyptolog, unserm Lepsius gewidmet hat. Bescheiden und pietätvoll sind die Worte, aber auch wahr und treffend. Das ganze Buch, das sein berühmtester Schüler, Georg Ebers, dem Altmeister der Egyptologie geweiht hat, ist ein sprechender Beleg dafür.*) Und ein interessanter zugleich, wie wir von vornherein bemerken wollen.

Kann aber in der That für „Jedermann aus dem Volke" das Lebensbild eines Gelehrten interessant sein, der mit dem Leben seiner Zeit fast gar nichts Gemeinsames hat, der — die wissenschaftlichen Bedingungen abgerechnet — ebenso gut im Mittelalter und in Salamanca hätte leben können, als im neunzehnten Jahrhundert zu Berlin? Nun denn, Professor Ebers hat diese Frage glänzend beantwortet. Seine Biographie ist ein mustergültiges Lebensbild; er hat es verstanden, einen Gelehrten und eine Wissenschaft, die dem Laien so fern liegen wie der Nil der Spree, anziehend und interessant zu machen. Er hat es aber auch verstanden, mit künstlerischer Meisterhand ein Lebensbild zu zeichnen, an dem alle Diejenigen, die den Helden gekannt, auch nicht einen charakteristischen Zug vermissen werden. Es ist ihm ferner gelungen, für Priester und Laien seiner Wissenschaft gleich interessant zu schreiben. Und was das Schwerste sein mag: der treue Schüler hat ein wahres Bild des innig verehrten Lehrers entworfen, von wohlthuender Objectivität und ohne die geringste Uebertreibung. Auch wem der Stoff mehr oder minder gleichgültig, muß die Form gefallen, in der Ebers aus diesem spröden Stoff ein so schönes Kunstwerk zu schaffen verstanden hat. Man kann sagen, daß Lepsius erst jetzt durch dieses Buch seines Schülers wirklich populär werden wird. Bei Lebzeiten ist er es nicht gewesen, konnte er es wohl auch nicht werden, da er nur seiner Wissenschaft und seiner Familie lebte. Daß er nun nach seinem Tode eine förmliche literarische Auferstehung feiert, ist wohl der letzte Glücksfall dieses Lebens, über das Fortuna das Füllhorn ihrer Gaben in reicher Fülle ausgegossen hat.

Richard Carl Lepsius wurde am 23. December 1810 zu Naumburg an der Saale, dem freundlichen rebenbekränzten Sachsenstädtchen, das uns durch das bekannte Hussitenlied und das fröhliche Kirschenfest vertraut ist, geboren. Unter günstigen Auspicien trat er in das Leben ein, brachte er die Jugendjahre hin. Sein Vater war ein wackerer und angesehener Mann, ein tüchtiger Gelehrter, der neben seinem praktischen Beruf als sächsischer Finanzprocurator und später als preußischer Landrath, hauptsächlich sich der Erforschung der merkwürdigen Baudenkmäler der alten Stadt widmete und auf diesem Gebiete tüchtige wissenschaftliche Leistungen hinterlassen hat. Es ist keine Frage, daß Lepsius seinen Geist erbte, wie denn überhaupt — nach einer sehr zutreffenden Bemerkung von Ebers — da, wo Kraft und Schärfe des Geistes einen Mann groß machen, die väterliche Natur den Ausschlag zu geben pflegt, während bei den Charakteren, die durch bedeutende Eigenschaften des Gemüths oder der Einbildungskraft hohe Ziele erreicht haben, gewöhnlich der mütterliche Einfluß maßgebend gewesen ist. Des Lebens ernste Führung empfing also Lepsius als ein väterliches Erbgut schon in früher Jugend. Die Erziehung, die ihm in dem nahen Schulpforta zu Theil wurde, that das Ihrige, um den sittlichen Ernst, die wissenschaftlichen Kenntnisse des Knaben zu stärken und zu fördern. Als ein Zwölfjähriger kam er in die berühmte Erziehungsanstalt, als ein Siebzehnjähriger verließ er sie mit glänzenden Zeugnissen. Mit einem „durch fröhliche Knabenspiele auf dem Turnplatze, der Schlittschuhbahn und in der Schwimmschule gekräftigten Körper, mit einem für jedes Studium wohl vorbereiteten Geiste und der sicheren Herrschaft über die alten classischen Sprachen" verließ der junge Lepsius die Pforta, die sicher den Grund gelegt hat zu der harmonischen Ausbildung seiner Geistesgaben, und bezog die Universität Leipzig.

Aus den Briefen, welche ihm der Sohn während der ganzen Universitätszeit regelmäßig geschrieben und die Vater Lepsius, als ein richtiger, ordnungsliebender Beamter, sämmtlich aufbewahrt hat, geht deutlich hervor, wie ernst dieser sein Studium von Anfang an genommen und wie eifrig er es ferner betrieben hat. Sogar die Rechnungen über alle Ausgaben lagen noch bei den Briefen; sie zeigen uns, wie wohlfeil es sich vor fünfzig Jahren in „Klein Paris" leben ließ, wo ein guter Mittagstisch mit Suppe, Braten und Salat oder Compot 3 Groschen, der Morgenkaffee 1 Groschen, ein Zimmer im Gasthof für eine Nacht 3 Groschen, ein halbes Pfund Butter 2 Groschen und 3 Pfennige kostete.

Natürlich studirte Lepsius Philologie. Aber er war sich noch nicht klar, welche Richtung er eigentlich einschlagen wolle. Auch als er nach einigen Semestern Leipzig verließ und sich nach Göttingen wandte, hatte er noch keinen festen Studienplan. Dennoch hat er an der Georgia Augusta unter Lehrern wie Otfried Müller, G. L. Dissen, Jacob Grimm den Grund für seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit gelegt. Eine Harzreise, die er von dort aus nach alter Studentensitte in den Ferien unternahm, führte ihn natürlich auch nach Braunschweig, wo er Zeuge der großen Revolution — 1830 — wurde, die die guten Braunschweiger gegen den tollen Herzog Carl unternommen hatten. Die Mittheilungen, die Lepsius in seinen Briefen an die Eltern darüber macht, sind von großem Interesse. Es heißt da unter Anderm: „Glücklicherweise (auch ein Zeichen, daß der Schloßbrand nicht von dem Pöbel ausging, was auch hier allgemein bekannt) wurde vor Allem ein Schrank mit geheimen Papieren und Büchern aus dem Feuer gerettet, unter denen sich besonders das schwarze und das blaue Buch auszeichnen. In dem einen sind sämmtliche Beamten aufgezeichnet und daneben eigenhändige Bemerkungen des Herzogs, als „Hund", „Ochs", „ist zu Tode zu ärgern", „man soll den einladen, drei Stunden im Vorzimmer stehen lassen und ihm dann sagen, daß es ein Irrthum sei", „ist so lange zum Duell zu reizen, bis er fordert und dann abzusetzen" u. s. w. Neben allen Polizeibeamten standen drei Kreuze, neben Gravenhorst (dem damaligen Polizeidirector) und seinem Schwager Langerfeld vier, auch ist schon Gravenhorst's Nachfolger bestimmt gewesen. In dem andern Buch war das Register der geheimen Polizei und ein eigenhändiger Aufsatz „über die beste Art zu tyranisiren", worin die scheußlichsten Dinge vorkommen, die man nicht glauben würde, wenn nicht die meisten Maximen schon ausgeführt worden wären an Einzelnen."

Nach derartigen Mittheilungen wird es erst begreiflich, wie sich die Milch der Braunschweiger frommen Denkungsart so plötzlich in gährend Drachenblut verwandeln konnte. Aber Lepsius berichtet auch von angenehmen Dingen. Er erzählt von dem festlichen Empfang des neuen Herzogs (des jüngst verstorbenen), von den Volksliedern, die Braunschweiger Barden auf den vertriebenen und neuangekommenen Herrscher dichteten, von seinen Reiseabenteuern u. dgl. m.

Im vierten Semester hörte er bei Heinrich Ewald zum ersten Male Sanskrit. Und das Studium dieser Sprache beschäftigte ihn fortan mehr als alle anderen philologischen Arbeiten. Er wollte „die alterthümliche Menschheit kennen lernen, und zwar nicht nur in ihrem Sein, sondern auch in ihrer Entwickelung". Es galt ihm: den Ursprung und die Verwandtschaft der alten Sprachstämme zu einander, das Wachsen und die Blüthe der Kunst und des Geisteslebens der alten Culturwelt zu erforschen. Damit aber hatte er den ersten Schritt nach jener Richtung hin gethan, der später sein ganzes wissenschaftliches Leben gewidmet sein sollte. Aber erst in Berlin und unter dem Einfluß von Bopp, Boekh und Lachmann widmete er sich ausschließlich der vergleichenden Sprach-

*) Richard Lepsius. Ein Lebensbild von Georg Ebers. Leipzig. W. Engelmann. 1885.

Digitized by Google

forschung. Franz Bopp war ja recht eigentlich der Vater dieser jungen Wissenschaft, welche vor ihm ein ziemlich „ungezähmtes Dasein" geführt hatte. Er lehrte zuerst, dem gemeinsamen Ursprung verwandter Idiome durch Beobachtung ihres grammatischen Baues auf den Grund zu gehen. Es ist sicher, daß Lepsius durch ihn auf jene linguistische Methode gekommen ist, in der er es später selbst zur Meisterschaft gebracht, von der er jedoch damals auch noch nicht eine Ahnung gehabt hat. Seine Doctordissertation war rein philologischem Gebiet entnommen. Sie behandelte die sieben eugubinischen Tafeln, das einzige und sehr bedeutende Denkmal der umbrischen Sprache, die merkwürdige Aufschlüsse über den Götterdienst und die Opfergebräuche der heidnischen Umbrier gegeben haben. Der Entzifferung dieser Inschriften widmete sich Lepsius mit Eifer und Erfolg. Seine Arbeit trug die erste Censur davon und erregte die Aufmerksamkeit aller philologischen Kreise. Als der junge Doctor 1833 von der Universität abging, war er ein tüchtiger classischer Philolog und Archäolog, ein gediegener Sanskritist, aber mit den semitischen Sprachen hatte er sich noch wenig, mit den hamitischen — also mit den altegyptischen, koptischen u.a. — noch gar nicht beschäftigt. Und doch liegen auf diesem Gebiete gerade seine großen Erfolge und wissenschaftlichen Thaten!

Auf die Lehrjahre folgen die Wanderjahre, dreizehn an der Zahl, inhalts- und arbeits- aber auch erfolgreich, in denen der junge Gelehrte seinen Lebensberuf fand und ausbildete. Sie führen ihn zunächst nach Paris, und der Aufenthalt im „Mittelpunkt des geistigen Lebens der Welt" wird von bestimmendem Einfluß auf die Richtung, die Lepsius einschlägt. Freilich, der erste Entzifferer der alten Hieroglyphen, der geniale Champollion, war schon über ein Jahr todt, als Lepsius nach Paris kam. Aber dieser erfreut sich auch an den Vorlesungen seines Nachfolgers, Letronne, und an dem Umgang mit den gelehrtesten Philologen von Paris. Nicht minder an den künstlerischen Genüssen, die das damalige Pariser Leben zu bieten hatte. Lepsius war nie ein Weltverächter. Wie sein Streben stets und vor Allem auf harmonische Ausbildung ging, so verschmähte er auch nicht die Freuden und Genüsse des geselligen Lebens, die Musik, die Poesie, das Theater, die Gesellschaft. Er componirt selbstgedichtete Lieder, erlernt das Kupferstechen und die Lithographie — was ihm später noch sehr zu Gute kommt — besucht häufig die Theater und den Cirque olympique und ist ein gerngesehener Gast in Gesellschaften und Salons. Daneben aber liegt er mit dem Eifer, der Klarheit und Besonnenheit, die ihn stets auszeichnen, den philologischen Studien ob, als deren reife Frucht seine Abhandlung: „die Paläographie als Mittel der Sprachforschung" erscheint, für welche er, der Dreiundzwanzigjährige, den großen Volney'schen Preis erhält.

Mitten in diese Arbeiten, die selbst die Julirevolution nicht aufhält, fällt die Aufforderung zweier edler Gönner, die Lepsius die Bahn gebahnt, nach Rom zu kommen, um dort verschiedene etruskische Inschriften zu entziffern und dann sich der Egyptologie zu widmen. Bunsen und Gerhardt weisen ihm diesen Pfad. Aber er entschließt sich nicht sofort, ihn zu betreten. Er will erst das Erscheinen der egyptischen Grammatik von Champollion abwarten, um sich über den wirklichen Stand und die Aussichten dieser jungen Wissenschaft zu unterrichten, von der eben derselbe Champollion einmal gesagt hatte, daß sie ein schönes Mädchen ohne Mitgift sei. Und dabei kannte Lepsius eigentlich damals die wundervollen Reize seiner Braut noch nicht. Offen gestanden: es schien ihm mehr um die Mitgift zu gehen, denn er entschließt sich erst für das Studium der Schrift und Sprache der alten Egypter, da ihm die frohe Aussicht auf ein „äußerlich gesichertes Leben" winkt. Dann aber wirbt er allerdings mit heißer Liebesmüh' um die schöne Braut. „Nicht als ob ich früher schon einmal auf den Gedanken gekommen wäre, mich an der Entzifferung der Hieroglyphen zu versuchen" — so schreibt Lepsius an Bunsen nach Rom am 12. December 1833 — „vielmehr hatte mich bisher auf dem weiteren Felde der Wissenschaft, der ich in jedem Falle mich zu widmen entschlossen hatte, hauptsächlich Archäologie und vergleichende Sprachwissenschaft im Allgemeinen angezogen. . . . Da wurde ich durch Zufall in der letzten Zeit auf einen Gegenstand geführt, der mich, je weiter ich ihn verfolgte, um so mehr anzog, und mich endlich veranlaßte, die Resultate in einer kleinen Schrift zusammenzustellen, die ich jetzt im Begriff bin, in Berlin publiciren zu lassen. Sie betrifft zunächst paläographische Untersuchungen über die Sanskritschrift; doch wurde ich bald von den Specialitäten dieser in vielen Punkten wunderbar naturgemäßen Schrift auf allgemeinere paläographische Gesetze geführt, und ich fand mich endlich durch den Gegenstand selbst aufgefordert, meine Ansichten auszusprechen über den organischen und innerlich nothwendigen Zusammenhang von Schrift und Sprache in allgemeinster Beziehung, und welchen Werth eine wissenschaftliche Paläographie für Erforschung der Sprache habe, ja ich konnte mich nicht enthalten, am Schlusse auf Egypten selbst hinzuweisen, wo sich für diese neue Wissenschaft ein so glänzendes und reiches Feld zu eröffnen schien, wie in Europa und selbst in Asien nimmermehr. . . ."

So, auf diesem Wege gelangte Lepsius nach dem Wunderlande der Pharaonen, dessen seltsame Hieroglyphenschrift anderthalb Jahrtausende verloren gegangen war, bis Napoleon Bonaparte jenen abenteuerlichen Feldzug nach Egypten unternahm, welchem die Wissenschaft so große Geistesthaten zu danken hat. Französische Ingenieure gruben die berühmte Tafel von Rosette 1799 aus; der Engländer Young und der Franzose Champollion entzifferten auf ihr die ersten Hieroglyphengruppen und gewährten so einen tiefern Einblick in das Altegyptische. Und in diesen Kreis trat nun als der erste Deutsche Richard Lepsius ein. So Vieles auch schon geleistet, das Meiste war für diese junge Wissenschaft noch zu thun übrig. Kaum wußte man ja noch, wie die Zeichen jener Hieroglyphenschrift zu deuten oder zu lesen seien, kaum kannte man ja noch die Sprache, die jenen Inschriften zu Grunde lag, die man entdeckt und zum Theil schon übersetzt hatte! Am wenigsten aber wußte man von dem Demotischen, der sog. Volksschrift und Sprache der Egypter, die das Mittelglied zwischen dem Altegyptischen und Koptischen bildete. Dieses Koptisch, welches die jüngste Sprachstufe in der Entwickelung des Egyptischen darstellt, war schon eher behandelt und untersucht worden. Aber auch hier fehlten noch genügende wissenschaftliche Nachweise. Noch hatte diese Sprache nicht ihre linguistische Stellung inne, noch kannte man ihre Provenienz und ihr Verhältniß zu den andern Sprachen nicht, als Lepsius an die alten Denkmäler des Nillandes herantrat, um seine philologischen Kenntnisse, seinen ungewöhnlichen Scharfsinn und seine glückliche Combinationsgabe an ihnen zu erproben.

Es würde natürlich zu weit führen, wollten wir nun Lepsius oder vielmehr seinem Biographen auf dem beschwerlichen Wege folgen, den sie Beide jetzt einzuschlagen haben, der Eine, um Egyptologie zu studiren, der Andere, um diese Studien seinen voraussetzungslosen Lesern zu schildern. Es gereicht Ebers zur besonderen Ehre, daß er es wie kein Anderer verstanden hat, dieser „gebildeten Welt" die Verdienste seines Helden und die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Leistungen klar zu machen. Die ersten Resultate dieser Arbeit waren zwei Schriften über Alphabet und Zahlwort im Koptischen, die Lepsius der Berliner Akademie der Wissenschaften vorlegte und in denen er „den unleugbaren Zusammenhang des semitischen mit dem egyptisch-demotischen Alphabet" nachzuweisen suchte. Darauf bewilligte ihm die Akademie ein Stipendium von 500 Thalern behufs seiner Ausbildung in der weiteren Egyptologie, das Lepsius den ersehnten Weg nach Italien bahnte.

Dort übernahm er die Arbeiten des archäologischen Instituts und widmete sich besonders eifrig dem Altegyptischen und der Hieroglyphik. Zu Bunsen, seinem edlen Gönner, trat er in immer freundschaftlichere Beziehungen — und so hoch schätzte der ältere Freund bereits damals die Kraft des jungen Gelehrten, daß er ihn zur Mitarbeit an seinem großen Werk „Egyptens Stellung in der Weltgeschichte" aufforderte. Unter Bunsen's Leitung wandte sich Lepsius nun mit wahrem Feuereifer dem Studium der Geschichte und Chronologie sowie der Götterlehre der alten Egypter zu. Auf allen drei Gebieten leistete er bald Epochemachendes, Schöpfungen von dauerndem Werth. „Aus vagen und zügellosen Phantasien über egyptische Geschichte und Mythologie hat er eine egyptische Geschichte

Digitized by Google

und Götterlehre geschaffen. Sein „Königsbuch" enthält sämmtliche Pharaonen-Namen, welche sich auf Monumenten und Papyrus erhalten haben und ist ein Hülfsbuch, dessen Niemand entrathen kann, der sich mit dem Studium der egyptischen Geschichte beschäftigt. Dem „Königsbuch" folgte das berühmte „Todtenbuch", später bahnbrechende Arbeiten über die Kunst der alten Egypter. Im Jahre 1838 verließ Lepsius Rom und folgte seinem Gönner Bunsen nach London. Von dort aus unternahm er die ersten Schritte, um eine Reise nach Egypten, die ihm das Nächste und Nothwendigste schien, zu ermöglichen.

Den Bemühungen Bunsen's und Alexander v. Humboldt's gelang es schließlich auch, die Berliner Akademie und durch diese den König Friedrich Wilhelm IV. für das Project einer egyptischen Expedition, unter Lepsius's Führung, zu gewinnen. Am 1. September 1842 zog Lepsius, reich mit Regierungsbriefen und Mitteln ausgestattet, nach Egypten — und im Januar 1846 kehrte er nach der Heimath wieder. In diesen drei Jahren hatte er wahrhaft Großartiges geleistet und seinen Namen zur „Weltberühmtheit" erhoben. Es verlohnt sich der Mühe, in den Briefen, die Lepsius nachträglich selbst über seine Reise veröffentlicht, dem kühnen Forscher auf seinen Zügen und Wanderungen von Station zu Station, durch Egypten, Aethiopien und die Halbinsel des Sinai zu folgen. Vielleicht das bedeutendste Resultat dieser ertragreichen Expedition war die Kenntniß des nubischen Idioms, die Lepsius mit nach Hause brachte und später so vervollkommnete, daß er die erste „nubische Grammatik" herausgeben konnte.

Ein geradezu begeisterter Empfang wurde der Expedition und ihrem Führer zu Theil, als sie nach Berlin zurückkehrten. Lepsius wurde zum ordentlichen Professor der Egyptologie ernannt und vom König mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Die Lehrjahre waren zu Ende und die Meisterjahre nahmen nun ihren Anfang. Lepsius gründete seinen eigenen Heerd und führte die liebenswürdige Tochter des bekannten rheinischen Componisten Bernhard Klein als Gattin in sein Haus. Dann widmete er sich mit allem Eifer den großen und vielseitigen Arbeiten, die die wissenschaftlichen Resultate der Expedition verwerthen sollten. Er unternahm mit Hülfe der Regierung die Herausgabe eines großen Denkmälerwerks, das bis zum Jahre 1856 in zwölf gewaltig großen Bänden und nahezu 900 Tafeln vorlag und von dem ein französischer Egyptolog einmal scherzweise zu Ebers sagte: „Man braucht, um Ihres Lepsius „Monuments" zu benutzen, einen Corporal und vier Soldaten." Dazwischen edirte er große und gelehrte Werke über die Chronologie der Egypter, leitete er als Mitdirector die egyptische Abtheilung des Berliner Museums und lehrte er seine Wissenschaft vor einem aufmerksamen Zuhörerkreise. In diesem Kreise befand sich auch unser Georg Ebers — und was er von Lepsius als akademischem Lehrer berichtet, ist so charakteristisch auch für den Menschen, daß wir es hier nothwendig reproduciren müssen, um dieses Bild wenigstens einigermaßen abzurunden: „Als junger, eifriger Student mußte ich krankheitshalber während eines ganzen Wintersemesters das Haus hüten und Lepsius hatte damals die große und seltene Güte, für die ich ihm über das Grab hinaus dankbar geblieben bin, mich allwöchentlich an einem bestimmten Tage zu besuchen und mit mir den Stoff des Collegs, dem mein Leiden mich fernhielt, aufs gründlichste durchzugehen. Diese Privatissima, oder besser diese Stunden der durch den Meister geleiteten Arbeit des Lehrlings, für welche es natürlich kein äußeres Aequivalent geben konnte, gehören zu meinen schönsten Erinnerungen und ein größeres Geschenk als sie hab' ich nie wieder empfangen." Die von Ebers selbst später in Leipzig herangebildeten Jünger der Egyptologie pflegte Lepsius seine Enkelschüler zu nennen.

Anfangs 1866 trat Lepsius seine zweite egyptische Reise an. Auch diesmal entdeckte er wieder bedeutende Inschriften und Alterthümer einer versunkenen Königspracht. Auch diesmal war seine Reise von großen, wissenschaftlichen Erfolgen gekrönt. Diese Erfolge blieben ihm auch sein Leben lang treu. Mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, gestalteten sich seine Meisterjahre zu einem glücklichen Lebensabend. In dem schönen, nach eigenen Angaben erbauten Hause auf der Bendlerstraße, später auf der Kleiststraße, an der Seite eines treuen, verständnißvollen Weibes, umgeben von einer liebevollen Kinderschaar, von Freunden, die zu den Zierden der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens gehörten, von seinem König geehrt und von den Mitbürgern als weltberühmter Gelehrter gefeiert, so lebte Lepsius in glücklicher Ruhe seiner Wissenschaft, der er noch große und unvergängliche Schöpfungen spendete, bis ihn vor zwei Jahren — es war am 10. Juli 1883 — plötzlich der Tod ereilte.

Was die Biographie von seiner Persönlichkeit und von seinem bis auf die letzten Jahre glücklichen Familienleben erzählt, ist nicht minder interessant und charakteristisch wie die von uns in flüchtigen Umrissen geschilderte Geschichte seines geistigen Ringens und seiner wissenschaftlichen Entwickelung. Wir müssen uns jedoch begnügen, den Leser auf diesen Theil der Biographie als den psychologisch feinsten und besten selbst hinzuweisen.

Ein streng wahrhafter, harmonisch ausgebildeter, echt deutscher Mann, der edle Typus des deutschen Gelehrten, wie er auch in der äußern, überaus charakteristischen Erscheinung hervortrat, so erscheint Lepsius nach der Lectüre des interessanten und werthvollen Buches von Ebers. Und nicht anders ist er wohl auch Allen erschienen, die mit ihm als Lehrer, als Gelehrter, als Oberbibliothekar — in einer sehr einflußreichen und schwierigen Stellung — wie als Mensch unter Menschen zu thun gehabt haben mögen. „Mit Lepsius" — so schließt Ebers sein vortreffliches Buch — „ist ein ganzer Mann, ein edler, vornehmer und — sehen wir von seinen letzten Lebensjahren ab — glücklicher Mensch, ist einer der größesten, ernstesten und an Erfolgen reichsten Gelehrten seiner Zeit, dessen Namen und Werke die Jahrhunderte überdauern werden, zu Grabe gegangen."

Karl Stieler und sein Nachlaß.*)

Von A. Spier.

Vor uns liegen zwei in diesen Tagen neu erschienene Bücher Karl Stieler's. Das eine trägt den Titel: Ein Winter-Idyll und enthält in harmonischer lyrischer Form das unfreiwillige Testament des zu früh Verstorbenen. Der ganze Inhalt des tiefpoetischen Werkes führt uns in die geheimste Schatzkammer des Dichtergemüths. Es war im vergangenen Spätherbst, kurze fünf Monate vor Stieler's jähem Tod. Wir saßen über Mitternacht hinaus in anregendem Gespräch beisammen. Es herrschte die wonnevolle Stimmung, in der ein gnädiger Geist echtes Verständniß von Herz zu Herzen trägt. Gedanken und Gefühle fanden Worte, und die ganze Eigenart Stieler's sprach sich aus. Er zog ein Päckchen schmaler Blätter aus der Brieftasche und las uns mit bewegter Stimme das Manuscript vor, was jetzt als Winter-Idyll die ganze Welt erfährt. Alle Freunde von Herzenstiefe und Herzensreichthum wird es entzücken und rühren und wehmüthigste Trauer um den Schöpfer hervorrufen, der in ewiger Stille ruhen muß, während sein Liebligswerk seinen Weg macht.

Es ist eigenthümlich, daß dieses Lieblingswerk Stieler's intimste, charakteristischste Neigungen zeigt. Es war die Vorliebe seines ganzen Lebens, aus seinem schönen München zur Sommer- und Winterzeit in sein liebes Nest Tegernsee zu flüchten. Als Eingang bringt das Winter-Idyll einen launisch gereimten Absagebrief an eine Münchner Salondame. Unter höflichstem Bedauern schreibt er:

„Ein kleiner Kreis nur, wie Sie freundlichst schrieben,
Von lauter Menschen, die sich wirklich lieben,
Wird sich versammeln. — Daß ich fehlen muß!
Denn kleine Kreise sind mein Hochgenuß.
Ich kann mir's denken, wie Ihr blauer Saal
Sich reizend macht im sanften Kerzenstrahl,

*) Adolf Bonz & Cie., Stuttgart.

Digitized by Google

Und mit den Damen all' den schönen, jungen —
Und neue Lieder werden auch gesungen!
Und beinah glaub ich — Ihr Pariser Kleid
Mit schwarzem Schmelz wird auch dort eingeweiht.
Ach, wie entzückend muß es Ihnen stehen
Mit rothen Nelken — und ich soll's nicht sehen.
Ich merk' es wohl, ich bin ein Unglückskind,
Wie es nun einmal die Poeten sind.
Wo Andern Freude winkt, winkt ihnen Qual.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl,
Und glauben Sie, ich weiß, was ich verliere!
Doch kann's nicht sein! Mit tausend Dank

Der Ihre."

Nächtliche Fahrt.

„Sein könnt' es wohl! — Mich aber kränkt die Fülle
Der bunten Welt mit ihrem Lärm und Wahn;
Da wandelt's manchmal mich verlockend an,
Daß ich mich spät noch in den Mantel hülle
Und einsam flüchte in mein bergig Land —
Eis liegt im Walde, Friede auf den Hütten
Und über's Feld hin fliegt mein offner Schlitten."

So tritt er in das Tegernseeer Haus; vom Vater vererbt, ist es ihm eine heilige Heimathsecke geblieben. Alle poetische Stimmung, seine ganze Gedankenfülle trug er dort hinaus. Die alte Hüterin des Tusculums öffnet ihm die Thür:

„Die Alte ging. Ich sah mich schweigend um,
Es war so winterselig hier und stumm.
Am Hirschgeweih hängt noch der Hut verwahrt,
Mit welken Blumen von der letzten Fahrt.
So spür ich rings die holden Lebenszeichen,
Doch Alles schläft den tiefen Schlaf, den weichen,
Und auch die eigne Seele wird mir weich.
Die Treppen steig' ich leis empor beim Schimmer
Des kleinen Lichts . . . in meine alten Zimmer.
Mir ist's, als stieg' ich in ein Himmelreich!"

Er sitzt am Schreibtisch, Stunde um Stunde:

„Und nun im Sternglanz dieser Winternacht,
In dieser Waldruh' hat es doppelt Macht,
Daß alte Bilder aus der Tiefe steigen
Und mich umdrängen wie ein Liederreigen.

Wie viel, was selig schien, war doch vergebens,
Nur eines gibt es, das bleibt ewig jung,
Und Keiner nimmt's — du bist's, Erinnerung!"

Die Kindheit steigt herauf, dann die Jugend und mit ihr die Liebe. Zuerst das Jünglingsgefühl, das nur die Zustimmung der Phantasie verlangt. Lied um Lied erweckt die Liebe zur blonden Sennerin, zur Lisei; die Schwärmerei äußert sich hochdeutsch, aber die hochdeutschen Verse packen das Naturkind nicht; der ergriffne, so innig betheiligte Vorleser wird ausgelacht. Die Kritik wirkt:

„Mit einem Juhschrei hab' ich's angetrieben
Und's erste Lied im Dialekt geschrieben.

Am Herde lehnend horcht' auf mein Gedicht
Die blonde Sennin — mir erschien es schlecht,
Sie aber jauchzte: „„Jetzt, so jetzt ist's recht!""
Das war die Mundart, die ihr Herz gewohnt,
Und in der Mundart ward ich auch belohnt.
Um meine Schulter schlang sie ihren Arm,
Das war ein Kuß, so herzig und so warm,
Wie Walderdbeeren hat der Kuß geschmeckt;
Ich spür' ihn noch. — So lernt man Dialekt."

Von dieser Erinnerung an den lachend sonnigen Unterricht in der einsamen Sennhütte fällt sein Auge auf das Bild seines Vaters. Ernste Wehmuth überkommt ihn und in packender, einzig schöner Herzenssprache feiert der gefühlvolle Sohn das Andenken des Mannes, der ein bedeutender Maler seiner Zeit, ein geistvoller, edler Mensch war, von dem Stieler auch die unendliche Freude an der Natur geerbt hatte.

„Als Kind nur kannt' ich Dich — und das ist lang', —
Da weiß ich Dich vor Deinen Bildern stehend,
Die Menschen immer mit der Seele sehend,
Dieweil ich selbst noch durch die Wiesen sprang.
Wie war's auch Dir so wohl auf dieser Flur,
Hier, wo die Bergluft Dir die Farben mischte,
Wo Deine Kunst sich an dem Born erfrischte,
Der alle Kunst umschließt, an der Natur!

Du hast wohl viel von großer Welt geseh'n,
Gewalt'ge Männer und der Schönheit Fee'n
Und nachgebildet ihre Prachtgestalten.
Dem großen Goethe trat Dein Schaffen nah;
Der Löwenkopf, der die Eroica
Kraftvoll erschuf, hat vor Dir still gehalten.
Es haben Czaar und Kaiser Dich gerufen,
Du sahst so manchen Thron mit goldnen Stufen —
Doch Deine Sehnsucht blieb dies stille Grün.

O Vater, Vater, warum bist Du fort,
Eh' Du's erlebt? Wie hätt' mein feurig Wort
Von Mann zu Mann Dich noch gegrüßt so gerne!
Nun grüß ich Dich durch grenzenlose Ferne
Aus jenem Heim in stiller Winternacht,
Das Deine Liebe mir so lieb gemacht.
Herangewachsen ist Dein jung Geschlecht;
O, dürft' ich einmal nur noch Zwiesprach pflegen
Mit Dir, ein Buch in Deine Hände legen
Und leise fragen: Vater, ist Dir's recht?

Was dank ich Dir! — Das kommt erst spät zu Tage,
Doch dünkt mir Undank jedes Wort der Klage.
Hast Du genug nicht mir von Dir gelassen?
Dies warme Herz, dies lauschende Erfassen —
Dein Erbe ist's, Du nahmst mit Dir hinüber
Nur Deiner Augen, nicht der Seele Blick.
So ging ein Keim von tausendfachem Glück
Aus Deinem Herbst in meinen Frühling über.
Was dank ich Dir! Du hast zum geist'gen Schaffen
An mich vererbt den Willen und die Waffen,
Und was an Kampf das Leben auch bescheere,
Ich will sie führen — Vater, Dir zur Ehre!"

Die nächste Huldigung gilt seiner Mutter, einer verständnißinnigen, hingebenden Frauenseele, die ihm Helferin, Freundin und in geistiger Antheilnahme Mitkämpferin war. Die Sorgen des Schuljungen, die des Jünglings und die des Mannes trug sie mit ihm:

„Den Kummer, den ein junges Herz bedrängt,
Wenn es zuerst am jungen Herzen hängt,
Wem wär's erspart, dies Alles zu erleben?
Doch so es theilen — wem ist das gegeben?"

Sie liest unter heißen Thränen als 76jährige Greisin die rührenden Liebes- und Dankesgeständnisse des geschiedenen Sohnes. —

Keinen Trost, aber eine lindernde Beruhigung legt die Erinnerung in dem Gedicht „An mein Weib" der jungen Wittwe an das Herz.

„Mein holdes Weib, mit Deinen sonn'gen Augen
Und Deiner klaren, warmen Herzensruh' —
Viel mag zu flücht'gem Glück dem Manne taugen,
Wer aber taugt zu ew'gem Glück, wie Du?
Du, der die Güte von der Stirne leuchtet,
Du, der das Mitleid still die Blicke feuchtet!
Weltfroh, und doch der Weltlust ganz entrückt;
Die nur ein Glück kennt, daß sie mich beglückt."

In entzückender Schilderung leben wir das Entstehen und das Geständniß einer großen Liebe „für's Leben" mit!

Digitized by Google

Auf seinem Schreibtisch steht, ein Gruß seiner sinnigen Frau, ein Kleestrauß. —

„Es spielen meine Hände mit dem Klee . . .
Wenn alle Blumen längst zur Ruh gegangen,
Steht er mit seinen honigweichen, langen
Feldblüthen auf den Wiesen noch am See,
Daß selbst dem Herbst sein stiller Schmuck nicht fehle.
Da fällt mir, ach, mein eignes Kleeblatt ein,
Drei goldgelockte, frohe Kinderlein,
Und wie ein Frühling zieht's durch meine Seele.
Was trägt ein Mensch an Wonne durch die Welt,
Wenn solche Augen in die seinen blicken,
Wenn solche Köpflein ihm entgegennicken,
Lichtfroh, wie Blumen auf dem grünen Feld."

Mit begeisterter Vaterfreude und mit der Liebesfülle seines ganzen Herzens betrachtet er im Geiste seine Drei, die Aelteste, die blonde Else, dann die zweite Schwester, Dorothea, von der er sagt:

„Doch hier in winterstiller Einsamkeit,
Regt aller Zauber sich von Glück und Leid,
Da spür' ich's erst, was in Dir lebt und sinnt;
Du bist mein Ebenbild, nicht nur mein Kind."

und seine Dritte, Irmingard, der holden Nonne von Frauenwörth, der Gestalt aus seinem Liedercyclus, nach benannt.

„Denn wie die Lieder stattlich vor mir liegen,
Lag auch ein Töchterlein in unsrer Wiegen,
Das offne Buch legt ich mit leiser Hand
Hinein und hab' sie Irmingard genannt.
Sie hat wohl wenig von der holden Nonne
Auf Frauenwörth — das sind auch tausend Jahr,
Nichts als die Schönheit und die gold'nen Haar,
Und — (fürcht' ich fast) die Sehnsucht nach der Sonne . . ."

Er mußte sein goldenes Kleeblatt in dessen zarter Jugend verlassen, ohne die Freude an seinem Aufblühen zu genießen. In seinem Winter-Idyll hinterläßt er ihm ein Segenslied.

„Denn ach, mir ward, wenn ich Euch so gesehen,
Ihr müßtet hell durch's ganze Leben gehen,
Als breitete dies Heim, das Euch beschieden,
Das Eure Eltern so voll Glückes sah,
Auch nun Euch selber ew'gen Schutz und Frieden.

Was träum' ich denn am alten Tische da?
Was doch nicht alles aus dem Schnee erwacht!
Mein gold'nes Kleeblatt — gute, gute Nacht!"

Das letzte Gutenacht auf immer sagte er ahnungslos. Das unsagbar jammervolle Bewußtsein eines solchen Abschieds von Leben, Liebe und Arbeit in bester Manneszeit hätte ihn vor dem Tod in die Verzweiflung getrieben.

Die Umschau in seinem Herzensreich endet mit dem Gedicht an seine Kinder. Der Epilog beschließt die verträumte Nacht, deren unvergänglich festgehaltene Traumbilder lauter Perlen sind.

„Jetzt fahren sie wohl heim aus der Soirée
Im schlanken Seidenkleid, im crêmeweißen,
Und spüren Nichts von Sternen und von Schnee.
Dann aber löst die gnäd'ge Frau ihr Haar
Und denkt: Wie reizend es heut' Abend war.

Wer hat das beff're Theil davon getragen?
Ich wüßt' es wohl, doch dürft ich es nicht sagen.
Stumm war mein Zimmer und mein Weg verschneit,
Doch einsam nicht war meine Einsamkeit,
Da ich mein Herz belauscht als stiller Späher
Und eingefügt in den Zusammenhang
Uralten Lebens diesen Lebensgang,
So schlicht er ist. Wer stand den Menschen näher?
Wer hat das beff're Theil davon getragen?
Wenn ich daheim bin, werden sie wohl fragen,
Was ich erlebte? — Doch dann schweig' ich still.
Was ich erlebte? . . . Nichts. — Nur ein Idyll."

Der zweite eben erschienene Band Stieler's bildet einen Gegensatz zu dem lyrischen Schwanengesang. Er enthält: Culturbilder aus Baiern, bevorwortet von seinem Freunde Karl Theodor Heigel.

Er umschließt sechs Vorträge, die Stieler in einer Reihe von Jahren in den verschiedensten Städten Deutschlands hielt, immer ein willkommener Gast, der Eindrücke brachte und Eindrücke mitnahm, ein siegreicher Werber um die Sympathie der Städter für seine Oberbaiern.

Die Vorträge haben insofern eine einheitliche Richtung, indem sie, einen ausgenommen, lauter Schilderungen aus dem oberbaierischen Volksleben enthalten, über den Volkscharakter im bairischen Hochland, über die oberbairische Mundart, über Sitte und Brauch im bairischen Hochland, über den Zeitgeist auf dem Lande und über den alten und neuen Verkehr in den Bergen. Als sechste Nummer folgt ein biographischer Essay über Franz Defregger und seine Bilder.

Die gesammten Arbeiten sind in lichter Prosa geschrieben und man merkt an jedem Satze den verfeinerten, tiefgehenden Sprachsinn, der auch dem Prosaisten Stieler eigen war.

Der Inhalt ist reich an charakteristischen Thatsachen und anregenden Gedanken. Stieler ist ganz Specialist auf diesem Felde, er vereinigt den „Gstudirten" und den Miterleber in sich.

Mit scharfsichtiger Kennzeichnung der jeweiligen Verhältnisse, zu der ihm sein reiches, geschichtliches Wissen bedeutenden Beistand leistete, nennt er die Schattenseiten des oberbairischen Volkscharakters und fügt das Material für die richterliche Milde hinzu, indem er das Woher erklärt. Er zeigt die kirchlichen, die adligen und die büreaukratischen Schädiger jener Culturzustände und preist die Natur als Retterin und Erhalterin der besseren Eigenschaften des Bergvolks.

„Der Fels, über den der Bergbewohner hinschritt, ließ etwas von seiner eignen Unbeugsamkeit zurück, der Bergquell, von dem er trank, etwas von seiner Frische, die Tanne, unter der er schlief, etwas von ihrem Grün. Darin besaß er das stille, geheime Gegengewicht für die lauten zerstörenden Einflüsse, die seinen Charakter bedrängten: die Natur war gleichsam die milde Mutter, die das wieder heimlich gut machte, was der Geist der Zeit, der eiserne Vater, an seiner Erziehung sündigte."

Selbst auf die Gemüthsart des Bauern gewinnt sie einen wesentlichen Einfluß. Den gesetzmäßigen Kreislauf zwischen Entstehen und Vergehen überträgt er unbewußt als Gesetz auf das Menschenleben und steht stoisch dem Muß gegenüber. Er spricht das Wort „Gefühl" nicht aus, er objectivirt nicht und der Mangel an Reflexion macht seinen Schmerz wie seine Freude vergänglicher. Stieler's Schilderungen sind lebensvoll, reich an humoristischen Belegen zu der allgemeinen Behauptung und Alles, das Kleine wie das Große, betrachtet er unter einem idealen Gesichtspunkt. Ein herzlich anhänglicher Sohn der Heimath, ist er dennoch ein großdenkender einheitsfroher Patriot, und mit fühlbarer Freude constatirt er das Erwachen der Liebe zu dem deutschen Reiche in seinem Bergvolk. Entzückt erzählt er:

„Es war in der schwarzen Tenne, wo ich vor acht Jahren einen alten Köhler traf, tief in den Siebzigen stehend und herkulisch gebaut, wie eine knorrige Tanne. Der sprach, indeß er seinen Meiler schürte: ‚Herrgott, dös is halt doch a Freud, daß jetzt dös Deutschland zu Baiern g'hört'. Und als ich ihm lachend berichtigte, daß es wohl umgekehrt richtiger wäre, da fuhr er mir ungeduldig dazwischen: ‚Ach mei, dös bleibt sich allweil gleich und dös verschlagt net viel, d'Hauptsach is doch, daß ma beinander san'. Wir Baiern, glaub ich, dürfen mit Stolz darauf blicken, welch gesundes Element, welche Fülle originaler Kraft wir dem geeinigten, dem deutschen Vaterlande zur Mitgift brachten in dem Kernvolk unsrer Berge. — Diesmal will ich gern dem Köhlerglauben folgen: ‚Mei, dös verschlagt net viel, d'Hauptsach is doch, daß ma beinander san!'"

Digitized by Google

In dem Aufsatz über die Mundart erschließt uns Stieler die Klangfärbung des oberbairischen Dialekts und den Sprachgeist des Volksstammes. Er war Kenner und Entdecker auf diesem Gebiete, und ein treffendes Wort, das ein Bild klar heraushob oder einen Gedanken prägnant zum Ausdruck brachte, war ihm ein heiliger Fund, „das kühne, treffende Element der Schnaderhüpfeln" war seine Freude.

Das Exclusive der oberbairischen Mundart dünkt ihm ausschlaggebend für ihr literarisches Anwendungsfeld. Er verlangt für die Werke aus dem Volke dieselbe vertiefte Geschlossenheit, welche das Volk selbst charakterisirt. Sie brauchen kein Drama, kein Epos, keinen Roman. Pointirte epigrammatische oder lyrische Verse, die Schnaderhüpfeln, für das Epische und Dramatische in knapper Zusammendrängung das erzählende Gedicht — Stieler selbst hat auch in der letzteren Form Großartiges geleistet — genügen als Formen. Er will den Volksgedanken à jour gefaßt sehen, und für diese Fassung war er Meister.

Ueber Sitte und Gebräuche in den Bergen gibt er hochinteressante, culturgeschichtliche Mittheilungen, die schlagend beweisen, wie fest sich jahrhundertelang in so eingefriedeter Sphäre ein Gebrauch vererbt, und in wie viel heidnische Sitten die christliche Bedeutung langsam hineingewachsen ist. Die Familienfeste und die Feste, die sich an Vorgänge in der Natur anschließen, haben ihren überlieferungsgemäßen Hergang und gewährten bis in die letzten Jahrzehnte den Kindern und den Kindeskindern die gleichen Eindrücke.

Diese Gleichmäßigkeit unterbricht der „Zeitgeist". Stieler sagt, „schon aus dem Worte spricht das zerstörende Element, das minenartig darin lagert, die aggressive Spitze des Werdenden gegen das Bestehende."

Auf dem Lande vollzieht er die Freimachung der Persönlichkeit, er beseitigt die willenlose Dienstbarkeit, emancipirt gesellschaftlich und politisch, bringt mit den Zeitungen, den Eisenbahnen, der allgemeinen Wehrpflicht, der Vervollkommnung der Schulen neue Begriffe, neue Bilder, neue Ansprüche, neue Pflichten. Er bricht die isolirende Mauer und spricht zu dem Weltfremden der Berge: Ihr gehört zum großen Ganzen; findet Euch im großen Ganzen zurecht. Einer so überraschenden, mächtigen Lebenswendung muß der Einzelne, unter Rückfällen und Auswüchsen, entgegenreifen. Die Durchgangsphase ist eine Uebergangszeit, in der die Extreme auftreten. Für einen harmonischen Ausgleich der streitenden Gegensätze verläßt sich Stieler auf das unerschöpfliche Capital der gesunden Volkskraft.

Der „alte und neue Verkehr in den Bergen" malt in lustiger, farbiger Weise das Sonst und Jetzt, die Umwandlung, die der Zeitgeist durch die neuen Verkehrsmittel in die Bergesstille bringt. Die Einflüsse der zugereisten Außenwelt sind stark, und Keiner kann sich ihnen entziehen. Denn mit den Fremden kommen die städtischen Ansprüche, das Hotel, die Table d'hôte, die Hotelrechnungen, das Theater, die „Portographie". Der Stellwag'n bekommt Concurrenz in den Phaëtons und Victorias, der Velocipedist fährt ein, die ganzen modernen Fortschritte gewinnen ihre Herrschaft und erzeugen eine allseitige Neugestaltung von außen nach innen.

Aber die zaubervolle Natur, der Berg, der See, das Tannengrün, der Vogelschlag, die Alle bleiben sich selber treu, trotz des Zeitgeistcommandos „Egalité", das der Dichter aus dem Werden dieser Wandlungen heraushört:

„Wie auch die Welt sich wandeln mag
Rastlos im Weben und Streben,
Bergvolk und grüne Bergeswelt,
Die behalten ewiges Leben."

Die letzte Arbeit des vorliegenden Bandes bringt uns das Lebensbild Franz Defregger's. Für sein geistiges Portrait hätte der geniale Mann keinen befähigteren Maler finden können. Stieler war Defregger's Freund, ehe der heutige Defregger'sche Ruhm erreicht war. Für das erste Bild, das Defregger im Kunstverein ausstellte, bat er Stieler um einen Titel. Als derselbe gefunden war, meinte der bescheidene Anfänger: „Jetzt hätt ich noch eine Bitt, wenn S' mir ihn halt auch aufschreiben thäten!"

Stieler blieb lebenslang sein Vertrauter, und als bester Mitwisser schildert er ausführlich den langsamen, kampfvollen Aufstieg des Bauernsohnes Defregger, das merkwürdige Auswachsen des Künstlerthums in der im guten Sinne bäuerlichen Individualität, „über der noch ganz der Zauber der Einsamkeit und die Schwüle innerer Entwicklung ruhte".

Stieler hat viel Adäquates mit Defregger. Was er von den Defregger'schen Werken sagt: „neben der Leidenschaft blüht unverkümmert die zarteste Innigkeit und der sonnigste Humor; wie weit ist die Seele, die sich hier vor uns erschließt" bezeichnet auch Stieler'sche Vorzüge.

Durch die Gemeinsamkeit der Empfindungsart und der Empfindungstiefe gelang Stieler die poetische Commentirung der Defregger'schen Bilder vorzüglich. Diese Poesie ist kein Anhängsel; Bild und Gedicht sind gleichhaltig und gleichwerthig, eines erhöht den Reiz des andern. Von Defregger wie von Stieler gilt der von Stieler gern citirte Wahlspruch Wilhelms IV.: „Ich hab's im Herzen."

Die hier besprochene Nachlassenschaft Stieler's beweist nachdrucksvoll und überzeugend: er hats im Herzen! Ob er als Lyriker auftritt und nur das Herz reden läßt, oder ob er als Schilderer gewesener und gegenwärtiger Culturen in Prosa spricht, überall schließt er durch die Kraft seines Herzenstons das Herz auf. Gerade dieser Vorzug der Herzenswärme war die Goldader seiner Geistestiefe. Sie war die Macht, die ihn dem Oberbaiern als Seinesgleichen, als den „Stielerkarl", so herzlich nah rückte, die ihn die leisesten Töne in dem verdeckten Seelenleben des Volkes erlauschen und verstehen ließ. Sie war die Zauberin, unter deren Bann aus den verstaubten Urkunden des Münchner Archivs der Herr Wernher von Tegernsee (Herr Wernher, Euer Herz ist wach und Euer Herz muß schlafen!), unter dem die holde Nonne von Frauenwörth zum lieblichsten Leben im hochdeutschen Liede auferstand!

Dieselbe Herzenswärme bestimmte ihn zum interpretirenden Volkspoeten; dieselbe Herzenswärme erhöht sogar den Inhaltswerth seiner Reisebeschreibungen durch tiefe Gedanken über das Wohl und Wehe der Bewohner; dieselbe Herzenswärme gab ihm, dem wahren begeisterten Menschenfreund, ein unendliches Mitgefühl mit den Kämpfen und den Schmerzen unserer Zeit. Ueberall packte ihn das Leben.

„Und auf der fernsten Felsenhöhe
Im Bergwald war ich nie allein;
Ich trug der Menschen Glück und Wehe,
Als wären tausend Leben mein!"

Jetzt liegt er in seinem geliebten Bergasyl am See begraben, in der Ruhe, ehe er müde war, ein stummer Mann — seine Werke sprechen für ihn.

Zur Jugendgeschichte Friedrich's des Großen.

Von Georg Winter.

Wiederholt ist von den Forschern, welche sich speciell mit der Geschichte des preußischen Staatswesens beschäftigt haben, darauf hingewiesen worden, eine wie außerordentlich günstige Fügung es für dessen historische Entwickelung gewesen ist, daß die verschiedenen Mitglieder der Dynastie, auf der die Größe dieses Staates in erster Linie beruht, in eigenthümlichem Wechsel auf einander folgten: die Einen immer reale Organisationen schaffend, welche die Andern dann mit idealen Principien durchdringen und zur Durchführung derselben verwerthen. Wie auf den großen Kurfürsten, der beide Richtungen in sich vereinigte, Friedrich I., welcher der von Jenem gewonnenen Macht nun den königlichen Namen hinzufügte, so folgte auf Diesen wieder Friedrich Wilhelm I., dessen Streben ausschließlich auf die Schöpfung einer festgeordneten Verwaltung in nüchterner, aber um so fruchtbarerer Arbeit gerichtet war. Diese aber war recht eigentlich die Vorbedingung für die großen Erfolge seines Nachfolgers, der dann diese Schöpfungen

Digitized by Google

rein praktischer Staatskunst mit dem Schwunge seines Genius durchdrang, ohne darum doch an den Grundlagen selbst, die der gewissenhafte und haushälterische Vater geschaffen, zu rütteln. Von ganz verschiedenen Gesichtspunkten und Anschauungen ausgehend, mit sehr verschiedenen, oft sogar schroff entgegengesetzten Anlagen ausgestattet, haben sie doch alle, bewußt wie unbewußt, an der Einen großen Aufgabe mitgearbeitet, die ihnen gesteckt war, und deren Lösung ihnen eben dadurch möglich wurde, daß sie sich nicht in einander ausschließenden, sondern in sich gegenseitig ergänzenden Gegensätzen bewegten: der Eine durch sorgliche Sparsamkeit die Mittel und die Organisation schaffend, mit denen der Andere seine genialen und kühnen Pläne zur Durchführung zu bringen vermochte.

So sehr wir aber heute von einem die Jahrhunderte überschauenden Standpunkte aus den Segen dieser eigenthümlichen Aufeinanderfolge entgegengesetzter Begabungen zu erkennen und zu würdigen verstehen, so dürfte man doch nicht annehmen, daß er im Bewußtsein der Träger dieser entgegengesetzten Ideen selbst vorhanden gewesen wäre: im Gegentheil, es würde das der menschlichen Natur widerstrebt haben, die stets darauf gerichtet sein wird, Das, was man selbst erreicht und erstrebt, in gleichem Sinne und in gleicher Weise von dem Nachfolger fortgesetzt zu sehen: denn eben darauf beruht der Zusammenhang der Leistungen des Individuums mit dem universalen Fortgange der Menschheitsgeschichte.

Und selten ist dieses Streben, das eigene Werk in gleichem Sinne von dem Nachkommen fortgesetzt zu sehen, bei einem Menschen energischer und lebendiger vorhanden gewesen, als bei Friedrich Wilhelm I. Eben darauf war sein ganzes Wünschen und Sehnen gerichtet, daß sein Nachfolger in derselben Weise weiter wirke als er selber: mit despotischer Strenge und eiserner Consequenz, welche bis zu vollkommener Verkennung der Individualität seines begabten Sohnes führte, hat er denselben durch seine ganze Erziehung in dieselbe Bahn eines streng gottesfürchtigen, nüchtern-praktischen, haushälterischen, neben dem Realen das Ideale hintansetzenden Lebens zu drängen gesucht, die er selbst verfolgt hatte. Aber eben weil sein Sohn in ganz anderem Sinne als er selbst eine ausgesprochene und energische Individualität war, konnte dieses Streben nicht von Erfolg begleitet sein, mußte vielmehr zu einem Conflicte führen, wie er denn auch in voller Schärfe zum Ausbruch gekommen ist und die persönliche Entwickelung des Nachfolgers in hervorragendem Maße, wenn auch in anderem Sinne, als es der Vater gehofft hatte, bedingt hat. Niemals wohl ist der Satz, daß nur in energischem Kampfe mit sich selbst und mit der Außenwelt ein großer Charakter erstarke, klarer in die Erscheinung getreten, als bei Friedrich dem Großen: seine ganze philosophische Weltanschauung, seine religiösen und politischen Ueberzeugungen, wie seine ganze Regententhätigkeit würden ein unverständliches Räthsel bleiben, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, wie er eben in jenem Conflicte mit der entgegengesetzten Weltanschauung des Vaters zu Dem, was er war, geworden ist.

So lange man noch, in völliger Unkenntniß der großartigen Leistungen Friedrich Wilhelm's I. für die Verwaltungsorganisation des preußischen Staates, in diesem trotz seiner Einseitigkeit doch bedeutenden Fürsten weiter nichts sah, als den rücksichtslosen Familientyrann und Despoten, den rohen Verächter der Wissenschaft und aller edlen menschlichen Bestrebungen, hat man allgemein angenommen, daß in diesem Conflicte zwischen Vater und Sohn, der von jeher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, alles Recht auf Seiten des Sohnes, alles Unrecht und alle grausame Willkür auf der des Vaters gewesen sei. Es ist eine der größten Errungenschaften der modernen Geschichtschreibung, vor Allem ihres Begründers Ranke, an der Hand der aus den Archiven zuströmenden Materialien ein unbefangeneres und darum wahreres Bild von jenem schlichten und gewissenhaften Könige entworfen zu haben, auf den im Grunde der ganze stolze Bau der preußischen Armee und der preußischen Finanzen zurückgeht: und seitdem man erst zu einer klareren Erkenntniß dieser eigenartigen und durchaus echten Menschennatur gekommen war, fiel auch ein durchaus anderes Licht auf jenen Conflict mit seinem Sohne. Auch hier hat Ranke und nach ihm Droysen das Meiste geleistet, um die früheren Vorurtheile zu zerstreuen: nicht als ob sich nun die Anschauung in ihr Gegentheil verkehrt und nunmehr in dem jungen Friedrich den allein Schuldigen erkannt hätte: vielmehr ist man zu der Erkenntniß gekommen, daß, wie bei jedem Conflict echter und wahrer Gegensätze, Recht und Unrecht auf beiden Seiten vertheilt erscheint. Denn wenn auf der einen Seite die actenmäßige Untersuchung der Vorgänge die Ueberzeugung befestigt hat, daß der König, auch hierin seiner ganzen Naturanlage folgend, sich falscher Mittel bediente, um den Sohn auf die rechte Bahn zu lenken, so hat man doch auf der anderen Seite klar erkannt, daß die Verirrungen des Sohnes, welchen der Vater entgegentreten wollte, keineswegs so harmloser und unschuldiger Art waren, als man früher wohl angenommen hat, und daß der harte Conflict in der That für den Prinzen eine heilsame, fast möchte man sagen nothwendige Krisis darstellte, die erforderlich war, um ihn zu dem harmonischen und sittlichen Charakter durchzubilden, als welcher er später in der Weltgeschichte erscheint. Denn erst in diesem Conflicte hat er sich zu den reichen geistigen Anlagen, welche ihm die Natur verliehen hatte, auch jene Selbstbeherrschung, jene Charakterstärke, welche die Leidenschaften im Zaume zu halten weiß, erworben, ohne welche er vielleicht immer noch auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete Manches geleistet hätte, nimmermehr aber der gewaltige Mann der That geworden wäre, der nicht nur eine Welt in Waffen zu bestehen, sondern auch seinem ganzen Staatswesen eine neue Form und einen neuen Inhalt zu geben vermochte.

Naturgemäß müssen daher, wie bei jedem bedeutenden Menschen, so auch bei Friedrich, die einzelnen Momente seiner Erziehung, des Werdens seines Geistes und Charakters, Gegenstand eingehendster Betrachtung werden, wenn man den fertigen Mann, wie er uns nach seiner Thronbesteigung als ein in allem Wesentlichen abgeschlossener Charakter entgegentritt, verstehen will. Die Hauptgrundzüge dieser Erziehungsgeschichte sind aus diesem Grunde mit gewohnter Meisterschaft schon von Ranke klargestellt worden, der in seinen zwölf Büchern preußischer Geschichte den Jugendjahren Friedrich's mehrere eingehende und auf sorgfältigsten Studien beruhende Capitel widmete, in denen er in seiner classisch-objectiven Weise der neuen Auffassung, die ich in ihren Grundzügen flüchtig skizzirt habe, Bahn brach.

Neuerdings ist dann dieses ebenso interessante als bedeutende Problem von dem verstorbenen Gießener Professor Ernst Bratuschek zum Gegenstande einer eigenen Monographie*) gemacht worden, welche die Einleitung zu einem größeren Werke über die Philosophie Friedrich's des Großen, über welche der Verfasser wiederholt Vorlesungen an der Universität gehalten hat, werden sollte. Leider wurde der Verfasser seinen Studien dann durch einen frühzeitigen Tod entrissen, so daß von dem größeren Werke nur einige Fragmente vollendet vorlagen. Auch das Werk, welches den Gegenstand dieser Betrachtungen bildet, hat er nicht mehr selbst veröffentlicht, es ist aus seinem Nachlasse von Professor Mätzner herausgegeben: es war das einzige, was von den Studien des Verstorbenen über Friedrich den Großen in abgeschlossener Form sich vorfand. Und ich glaube, man wird es dem Herausgeber Dank wissen, daß er es der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten hat.

Denn wenn das in eleganter Form geschriebene und durchdachte kleine Werk auch an den Hauptzügen des von Ranke entworfenen Bildes etwas Wesentliches nicht zu ändern vermochte, so hat es demselben doch manchen neuen, nicht unwesentlichen Zug hinzugefügt und manche noch offene oder nicht behandelte Frage zu einer abschließenden Lösung gebracht. Namentlich ist da von hoher Bedeutung die Entdeckung, welche der Verfasser in Bezug auf die Instruction, nach welcher Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn erziehen ließ, gemacht hat.

*) Die Erziehung Friedrich's des Großen. Aus dem Nachlaß von Ernst Bratuschek. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Ed. Mätzner. Berlin, Georg Reimer. 1885.

Digitized by Google

Daß diese Instruction im Wesentlichen auf derjenigen beruhte, nach welcher Friedrich Wilhelm I. selbst erzogen worden war und die sein Vater Friedrich I. im Jahre 1695 hatte entwerfen lassen, war schon von Ranke nachgewiesen worden: auch auf die für den König sehr charakteristischen Aenderungen, die derselbe an jener Instruction von 1695 vornahm, als er sie der Erziehung seines Sohnes zu Grunde legte, so namentlich auf die Streichung des Unterrichts in der lateinischen Sprache, den Friedrich Wilhelm, als bloß zu gelehrter Bildung gehörig, für überflüssig erachtete, hat Ranke schon hingewiesen. Dagegen war es bisher der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen, daß jene Instruction, nach der zwei bedeutende preußische Könige, im Wesentlichen übereinstimmend, erzogen worden sind, in allen Hauptsachen auf Gedanken von Leibniz, der bekanntlich mit Friedrich Wilhelm's Mutter nahe befreundet war, beruht. Bratuschek ist der Erste, der auf Grund genauer Vergleichung festgestellt hat, daß jene Instruction in ihren Hauptzügen mit der französischen Denkschrift Leibnizens: „Plan zur Erziehung eines Prinzen" übereinstimmt: ein in der That sehr merkwürdiges Resultat, welches dann der Verfasser sehr geschickt weiter verwerthet, um, hierin im Wesentlichen Ranke folgend, nachzuweisen, inwiefern die pädagogischen Grundsätze des Philosophen von dem nüchtern-praktischen Könige umgeändert wurden.

Mit großer Sorgfalt hat dann der Verfasser namentlich auch den religiösen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn verfolgt und nachgewiesen, daß derselbe bis zum Fluchtversuche des Kronprinzen keineswegs auf den Gegensatz von Frömmigkeit und Unglauben hinauslief, daß der Kronprinz vielmehr, weit entfernt atheistischen Anschauungen zu huldigen, der strengeren Form der reformirten Kirche, der Prädestinationslehre sich zugewandt hatte, während der König hierin mehr sich zu den Lutheranern neigte und ihrer Lehre von der freien und allgemeinen Gnade Gottes huldigte. Eben dadurch, daß der König dann mit schroffster Strenge vorschrieb, der Kronprinz habe seine Ansicht fallen zu lassen, er „müsse" Das glauben, was man ihm vorschreibe, ist dann der Kronprinz, indem er allmählich an seiner eigenen Ansicht irre wurde, doch auch nicht zu der anderen übergegangen, sondern ein religiöser Skeptiker geworden, der die religiösen Zweifel dann später in einer wirklich philosophischen Anschauung zu lösen bestrebt war. In jener frühesten Epoche aber war hiervon noch nicht die Rede. Für die damaligen religiösen Ansichten des Kronprinzen sind namentlich seine Unterhaltungen mit dem Feldprediger Müller, die er mit diesem während der Tage der Cüstriner Gefangenschaft hielt, und über die Dieser dann in eingehenden Briefen dem Könige referirte, von Bedeutung. Bratuschek hat bei denselben mit besonderer Vorliebe verweilt und denselben eine wohl etwas übertriebene Wichtigkeit beigelegt: denn die Zuverlässigkeit dieser von dem Sohne des Predigers herausgegebenen Briefe scheint mir doch keine so unbedingte zu sein, als der Verfasser angenommen hat: man darf doch nicht vergessen, daß der Schreiber jener Briefe in erster Linie auf eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn hinarbeitete und daher zweifellos in den Berichten an den Ersteren, wenn auch gewiß nirgends eine Unwahrheit sagte, so doch ebenso gewiß manche schroff abweichende Aeußerung des Kronprinzen mit Stillschweigen überging. Außerdem muß man sich, wenn man den Werth dieser Berichte für die Beurtheilung der religiösen Weltanschauung des Prinzen objectiv prüfen will, doch stets vor Augen halten, in wie großer nervöser Erregung sich der Prinz damals befand: die Unterhaltungen fanden unmittelbar nach der vor seinen Fenstern erfolgten Hinrichtung seines Freundes Katte statt; mitten in einer dieser Unterredungen ist der Prinz plötzlich ohnmächtig geworden. Ganz dieselbe Bedeutung, wie wohlüberlegten, in ruhigen Augenblicken gesprochenen Aeußerungen kommt also diesen Unterredungen doch nicht zu. Immerhin mag die Hauptsache richtig sein: daß der Prinz damals noch ziemlich fest auf dem Boden einer positiven religiösen Ueberzeugung stand, kann auch nach anderen vom Verfasser beigebrachten Nachrichten nicht zweifelhaft sein, und man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er die betreffenden Beweisstellen in möglichster Vollständigkeit zusammengebracht hat: denn wie sehr ist doch trotz Ranke's Darstellung noch heute die Annahme verbreitet, der Prinz habe in jener Epoche völlig atheistischen Grundsätzen gehuldigt, und eben dadurch sei der Conflict mit dem Vater nicht hervorgerufen, aber verschärft worden.

Von den übrigen Ausführungen des Verfassers erscheinen mir von Bedeutung namentlich seine genauen Angaben über den Bestand der geheimen, später von Friedrich Wilhelm I. verkauften Bibliothek des Kronprinzen: dieselben verschaffen dem Leser ein anschauliches Bild von der Richtung und dem Umfange der wissenschaftlichen Studien, denen der Prinz, im Gegensatz zu dem Willen seines Vaters, oblag. Auch über die Beziehungen des Kronprinzen zu Frau von Wreech und über die Dresdener Reise ist es dem Verfasser gelungen, einige Notizen beizubringen, welche Ranke's Darstellung theils berichtigen, theils ergänzen: freilich nur in Einzelheiten. Im Großen und Ganzen wird gerade durch diese gewissenhafte Einzelforschung noch klarer als früher, daß in allem Wesentlichen doch schon Ranke das Richtige gesehen hatte.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Als ich des Morgens hinunter kam, war das Gastzimmer verschlossen und die Wächter waren fortgegangen. Niemand war im Hause als die Familie, Wittwe Bartley und unsere Bande. Ich beobachtete ihre Gesichter, um zu sehen, ob sie Etwas gemerkt hätten, konnte aber Nichts bemerken.

Gegen Mittag kam der Leichenbestatter mit seinen Leuten. Sie setzten den Sarg in die Mitte des Zimmers auf zwei Stühle, stellten die anderen Stühle in zwei Reihen auf, wobei sie von den Nachbarn welche borgten, so daß Vorhalle, Gast- und Speisezimmer voll waren. Ich sah, daß der Sargdeckel wie zuvor lag, doch wagte ich nicht, so lange Menschen da waren, ihn aufzuheben.

Allmählich versammelte sich das Volk. Die falschen Onkel und die Mädchen nahmen die Sitze zu Häupten des Sarges, und während einer halben Stunde kamen die Geladenen und nahmen Platz. Alles war still und feierlich, nur daß die Mädchen und die zwei Betrüger gebeugten Hauptes ihre Taschentücher vor die Augen hielten und dann und wann schluchzten.

Sie hatten eine Zimmer-Orgel geborgt, die ziemlich schadhaft war. Als Alles bereit war, setzte sich ein junges Frauenzimmer davor und fing daran zu arbeiten. Es klang wohl etwas kreischend und stöhnend. Dann fiel die Gemeinde mit Gesang ein. Hierauf erhob sich Pastor Hobson langsam und feierlich, und begann zu reden. Plötzlich brach der furchtbarste Lärm im Keller los, den man sich denken konnte; es war nur ein Hund, aber er machte einen Heidenlärm und wollte gar nicht aufhören. Der Pfarrer mußte zu predigen aufhören. Es war sehr störend, und Niemand wußte sich zu helfen. Bald jedoch machte der langbeinige Leichenbestatter dem Pfarrer ein Zeichen, als wollte er sagen „Da werde i ch Hülfe schaffen." Dann ging er hinaus, während das Gebell und der Lärm immer ärger wurden. Bald darauf hörten wir einen tüchtigen Krach, der Hund stieß ein schauerliches Geheul aus, dann ward Alles todtenstill und der Pfarrer fuhr in seiner Predigt fort, wo er aufgehört hatte. Dann erschien der Leichenbestatter wieder und rief dem Pfarrer zu: „Er hatte eine Ratte!" Man konnte sehen, daß diese Auskunft den Anwesenden willkommen war, denn es war doch natürlich, daß sie den Grund wissen wollten.

Die Predigt war zweifellos sehr gut, aber infam lang und ermüdend; und zum Ueberfluß mußte der König noch

Digitized by Google

Etwas von seinem Gewäsch dazuthun. Endlich war auch dies gethan, und der Leichenbestatter näherte sich mit einem Schraubenzieher dem Sarge. Mir wurde ganz heiß dabei zu Muthe. Aber er hob den Deckel nicht, schob ihn nur zurecht und schraubte ihn fest. Nun wußte ich nicht, ob das Geld drin war oder nicht. Wie, wenn Jemand den Sack insgeheim herausgenommen hat? Wie sollte ich jetzt wissen, ob ich Mary Jane schreiben mußte oder nicht? Angenommen, sie gräbt ihn aus und findet Nichts — was würde sie von mir denken? Sie könnten mich vielleicht verfolgen und einsperren; lieber schreibe ich nicht.

Sie begruben ihn, wir kamen heim, und ich beobachtete wieder die Gesichter — ich konnte nicht anders, ich hatte keine Ruhe. Es kam aber Nichts dabei heraus; die Gesichter sagten mir Nichts.

Der König machte am Abend Besuche, war gegen Jedermann sehr liebenswürdig und wurde äußerst beliebt. Er deutete an, daß seine Gemeinde in England ihn nicht lange entbehren könne, daß er sich darum mit der Ordnung der Hinterlassenschaft beeilen müsse, um bald heimreisen zu können. Er bedauerte, daß er solche Eile habe, und den Anderen that es auch leid; sie wünschten, er hätte länger bleiben können; doch sahen sie wohl ein, daß Das nicht ginge. Auch sagte er, daß natürlich er und William die Mädchen mit sich heimnehmen würden; das freute Alle, denn die Mädchen würden bei ihren eigenen Verwandten gut aufgehoben sein; das gefiel den Mädchen auch und freute sie so sehr, daß sie ihren Kummer ganz vergaßen. Sie baten den König, so schnell als möglich Alles zu verkaufen. Die armen Dinger waren so froh und glücklich; mir that das Herz weh, sie so bethört und belogen zu sehen, aber ich konnte nicht helfen.

In der That ließ der König sofort das Haus, die Neger und alles Eigenthum zur Versteigerung anzeigen; doch konnte auch vorher Jedermann aus freier Hand kaufen, was er wünschte.

Schon am Tage nach dem Begräbniß bekam die Freude der Mädchen den ersten Stoß; gegen Mittag erschienen zwei Sklavenhändler, und der König verkaufte die Neger zu passablen Preisen gegen in drei Tagen fällige Wechsel, wie sie es nannten. Ich dachte den armen Mädchen und den Negern würde vor Jammer das Herz brechen. Ich glaube, ich wäre mit der Wahrheit herausgeplatzt und hätte die Kerls entlarvt, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Verkauf ungültig sei und die Neger in ein bis zwei Wochen wieder zurück sein würden.

Dieser Verkauf machte viel Gerede in der Stadt. Es schadete den Betrügern etwas; aber der König blieb hartnäckig dabei, trotz aller Einwendungen des Herzogs, der sich ernstlich unbehaglich fühlte.

Der nächste Tag war Auctionstag. Es war schon hell am Morgen, als König und Herzog zu mir auf den Boden kamen und mich weckten. Ich konnte in ihren Gesichtern lesen, daß was los sei. Der König redete mich an:

„Warst Du vorgestern Abend in meinem Zimmer?"

„Nein, Majestät" — so nannte ich ihn immer, wenn Niemand außer unserer Bande dabei war.

„Warst Du gestern oder letzte Nacht drin?"

„Nein, Majestät."

„Auf Ehre? — keine Lügen jetzt!"

„Auf Ehre, Majestät; ich sage Ihnen die Wahrheit. Ich bin nicht in Ihrem Zimmer gewesen seit Fräulein Mary Jane Sie und den Herzog hinnahm, um es Ihnen zu zeigen."

Der Herzog fragte:

„Hast Du sonst Jemand hineingehen sehen?"

„Nein, Ihro Gnaden, nicht daß ich mich zu erinnern wüßte."

„Denk' etwas nach."

„Doch, ja, ich habe die Neger mehrere Mal hineingehen sehen."

„Wann war das?"

„Es war am Begräbnißtage, am Morgen. Ich war nicht früh auf, denn ich hatte mich verschlafen. Ich kam gerade die Leiter herab, als ich sie sah."

„Ja, ja, nur weiter, nur weiter. Was thaten sie? Wie benahmen sie sich?"

„Sie thaten Nichts, und sie benahmen sich auch nicht besonders, soviel ich sehen konnte. Sie schlichen auf den Zehen davon. Ich dachte mir, daß sie dahineingegangen waren, wohl um Ihro Majestät Zimmer aufzuräumen oder sonst was, in der Meinung, daß Sie schon auf seien; daß sie Sie wohl noch im Bette fanden und in Folge dessen sich leise fortschlichen, um Sie nicht zu wecken."

„Alle Wetter, das ist 'ne Bescheerung!" rief der König; — sie sahen einander verdutzt und ziemlich dumm an. Eine Minute lang standen sie da, grübelnd und sich hinter den Ohren kratzend, dann brach der Herzog in ein eigenthümliches Gekicher aus und sagte:

„Es übersteigt Alles, wie gut diese Neger ihre Rolle gespielt haben. Sie klagten so jämmerlich darüber, daß sie aus dieser Gegend fort müßten! Und ich glaubte, sie fühlten sich wirklich elend. Und Du glaubtest es auch, und alle Anderen. Mir soll kein Mensch je wieder behaupten, daß Neger kein histrionisches Talent besitzen. In Denen steckt ein Vermögen. Hätte ich die Mittel und ein Theater, das wäre meine erste Auslage: die müßt' ich mir kaufen. Und hier haben wir sie verschleudert, hergegeben für einen Wisch, einen Wechsel! Sag' mal, wo ist er eigentlich, der Wisch?"

„Zum Encassiren auf der Bank. Wo soll er sonst sein?"

„Nun, dann ist es, Gott sei Dank, in Ordnung."

Jetzt sagte ich in etwas ängstlichem Tone:

„Ist irgend etwas schief gegangen?"

Der König wandte sich scharf gegen mich und fuhr mich an:

„Geht Dich nichts an! Du halt Deinen Mund und kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten — wenn Du welche hast. Vergiß das nicht, solange Du in dieser Stadt bist — verstanden?"

Als sie die Leiter hinabstiegen, kicherte der Herzog wieder und sagte:

„Schnelle Verkäufe mit kleinem Gewinn! — ist ja das wahre Geschäftsprincip — was?"

Der König schnarrte zurück: „Ich versuchte mein Bestes zu thun, als ich sie rasch verkaufte. Wenn der Gewinn klein oder gar „minus" ist, so ist's mein Fehler nicht mehr als Deiner?"

„Nun, *sie* wären noch in diesem Hause, und *wir* nicht, wenn mein Rath befolgt worden wäre."

Es gab noch einige derartige Worte mehr, dann fuhr der König *mich* wieder an und machte mich arg herunter, weil ich ihm nicht auf der Stelle gesagt hätte, daß die Neger aus seinem Zimmer gekommen und sich so eigen benommen hätten; jeder Narr hätte wissen können, daß dahinter was stecke. Dann zur Abwechslung fluchte er auf sich selbst, sagte, das käme davon, wenn man früh aufstehe, anstatt sich seine Ruhe zu gönnen, verdammt, wenn er's je wieder thun würde. So gingen sie grollend und zankend ab.

Bald war's Zeit zum Aufstehen; so stieg ich die Leiter hinab und wollte dann die Treppe hinuntergehen. Als ich am Zimmer der Mädchen vorbeikam, war die Thür offen und ich sah Mary Jane neben ihrem alten haarigen Koffer sitzen, der offen war und in den sie eben Sachen gepackt hatte, um sich zur Reise nach England vorzubereiten. Doch jetzt hielt sie inne — mit einem gefalteten Kleid auf dem Schooß —, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte. Ich trat ins Zimmer und sagte:

„Fräulein Mary Jane, es thut Ihnen weh, Menschen unglücklich zu sehen, mir geht es auch oft so — und doch gesteht man nicht immer gern, was einen schmerzt. Was ist's?"

So sagte sie mir's denn. Es war wegen der Neger; ihr Verkauf hätte ihr alle Freude an der Reise nach England verdorben.

„Ach, ach! schon der Gedanke, daß sie einander nie wiedersehen werden —"

„Aber sie werden's doch — und eh' zwei Wochen um sind — und ich weiß es!" sagte ich.

Da war's heraus, bevor ich mir's versah! — und im nächsten Augenblick schlang sie ihre Arme um meinen Hals und rief: „Sag's wieder, sag's wieder — noch einmal!"

Ich hatte zuviel gesagt und fühlte mich etwas verlegen.

Digitized by Google

Ich bat sie, mich eine Minute die Sache überlegen zu lassen; und sie saß da, sehr aufgeregt und schön; und doch sah sie glücklich und beruhigt aus, wie Jemand, der sich eben hatte einen Zahn ausziehen lassen. Ich überlegte mir's und sagte zu mir selbst: Ein Mensch, der sich aufrafft und die Wahrheit sagt, wenn er in die Enge getrieben wird, läuft manche Gefahr — zwar hab' ich darin nicht viel Erfahrung und weiß es nicht gewiß, aber es will mir doch so scheinen. Und doch, hier ist ein Fall, wo es mir wahrhaftig vorkommt, als ob die Wahrheit besser, und in der That sicherer wäre, als eine Lüge. Ich will's wagen und diesmal die Wahrheit sagen, obwohl es fast aussieht, als ob sich Jemand auf ein Faß Schießpulver setzt und ein brennendes Zündholz hineinwirft, bloß um zu sehen, wo er hingelangt. — Dann sagte ich:

„Fräulein Mary Jane, wissen Sie irgend einen Platz etwas außerhalb der Stadt, wo Sie hingehen und drei bis vier Tage zubringen könnten?"

„Ja — bei Lothrop's. Warum?"

„Lassen wir das Warum. Wenn ich Ihnen sage, woher ich weiß, daß die Neger einander wiedersehen werden — innerhalb zwei Wochen — hier in diesem Hause — und beweise, woher ich's weiß — wollen Sie dann zu Lothrop's gehen und vier Tage dort bleiben?"

„Vier Tage!" rief sie, „ein Jahr, wenn es sein muß!"

„Gut", sagte ich, „von Ihnen will ich nichts mehr als Ihr Wort — mir ist das sicherer, als wenn ein Anderer darauf die Bibel küßt." Sie lächelte und erröthete lieblich — ich fuhr fort: „wenn Sie nichts dagegen haben, will ich die Thür schließen — und verriegeln."

Dann kam ich zurück, setzte mich nieder und begann:

„Nun bitte ich, nicht aufzuschreien. Sitzen Sie hübsch still, und hören Sie mich an wie ein Mann. Ich muß die Wahrheit reden, und Sie müssen sich fassen, Fräulein Mary, denn sie ist schlimmer Art und schwer zu ertragen, aber es geht einmal nicht anders. Diese Onkel da sind gar nicht Ihre Onkel; sie sind ein paar Betrüger, erbärmliche Landstreicher. — So über's Schlimmste sind wir nun weg — den Rest werden Sie ziemlich leicht ertragen."

Natürlich griff sie dieser Anfang tüchtig an; doch ich war jetzt über die Untiefe hinweg und segelte nun frisch drauf los — ihre Augen leuchteten dabei immer mehr und mehr — ich erzählte ihr Alles, vom Augenblick an, wo wir den jungen Burschen trafen, der zum Dampfboot wollte — Alles haarklein — bis zu dem Moment, wo sie sich bei der Hausthür dem König an die Brust warf und ihn sechzehn- oder siebzehnmal küßte. Da sprang sie auf, ihr Gesicht glühend wie die untergehende Sonne, und rief:

„Der Schändliche! Komm — verlier' keine Minute — keine Secunde — die sollen getheert und befedert und in den Fluß geworfen werden!"

Ich entgegnete:

„Versteht sich. Aber doch nicht, bevor Sie zu Lothrop's gehen, oder —"

„O!" rief sie, „was fällt mir ein!" — sie setzte sich wieder — „beachte nicht, was ich sage — bitte — bitte — sei mir nicht böse" — sie legte ihre Sammethand auf meine in einer Weise, daß ich meinte, ich würde eher sterben. „Ich wußte nicht, wie aufgeregt ich war", sagte sie. „Nun fahre fort, und ich will's auch nicht wieder thun. Du sag' mir, was ich thun soll, und das will ich thun!"

„Wohl denn", sprach ich, „es ist eine schlimme Bande, diese zwei Gauner, und ich bin leider so gestellt, daß ich mit ihnen noch eine Weile reisen muß, ob ich will oder nicht — den Grund sage ich Ihnen lieber nicht. Allerdings, wenn Sie die Kerls anzeigten, würde diese Stadt mich schon aus ihren Klauen reißen, und ich wäre sicher; es ist aber noch ein anderer Mensch, von dem Sie nichts wissen, dem es dann schlecht gehen könnte. Den müssen wir doch retten, nicht wahr? Natürlich, so wollen wir denn das Pärchen noch nicht anzeigen."

Was ich da sagte, gab mir einen guten Gedanken ein. Ich sah, wie ich vielleicht mich und Jim von den Gaunern losmachen und sie hier ins Gefängniß bringen konnte. Doch wollt' ich das Floß nicht bei Tage treiben lassen; so durfte also mein Plan nicht in Ausführung kommen vor heute Abend spät. Ich sagte:

„Fräulein Mary Jane, ich will Ihnen sagen, was wir thun — dann werden Sie auch bei Lothrop's nicht so lange zu bleiben brauchen. Wie weit ist's?"

„Nicht ganz vier Meilen — landeinwärts."

„Das genügt. Gehen Sie jetzt dahin, halten Sie sich still bis neun oder halb zehn Uhr Abends, und dann lassen Sie sich wieder heimbringen — Sie können ja sagen, Sie hatten etwas vergessen. Wenn Sie vor elf hier sind, stellen Sie ein Licht in dies Fenster; wenn ich nicht da bin, warten Sie bis elf, und wenn ich bis dahin nicht komme, so denken Sie, daß ich fort bin und in Sicherheit. Dann kommen Sie heraus, enthüllen Alles und lassen die Gauner ins Gefängniß stecken."

„Gut", sprach sie, „das will ich thun."

„Und sollte es sich nun ereignen, daß ich nicht fortkomme, sondern mit den Beiden ergriffen werde, dann müssen Sie den Leuten sagen, daß Sie Alles durch mich erfahren haben, und müssen mir beistehen, soviel Sie können."

„Dir beistehen? gewiß will ich das. Sie sollen kein Haar auf Deinem Haupte krümmen."

„Wenn ich entwische, so werde ich nicht hier sein, um zu beweisen, daß diese Schurken nicht Ihre Onkel sind; doch könnt' ich das auch nicht, selbst wenn ich hier wäre. Ich könnte nur beschwören, daß sie Landstreicher und Gauner sind, doch wär' das auch schon von Bedeutung. Aber es gibt noch Andere, die das besser können als ich, und denen man leichter Glauben schenken wird, als mir. Ich will Ihnen sagen, wo sie zu finden sind. Geben Sie mir einen Bleistift und ein Stück Papier. So — „Königliches non plus ultra zu Bricksville". Stecken Sie das weg und verlieren Sie's nicht. Wenn das Gericht sich Auskunft verschaffen will über die zwei, so soll man nur nach Bricksville schicken und sagen lassen, sie hätten die Leute, die das „Königliche non plus ultra" gespielt haben, und suchten nach Zeugen. Dann wird das ganze Städtchen im Nu hier sein, Fräulein Mary — Alle werden kommen — und siedend heiß dazu!"

Ich dachte, es wäre nun Alles wohlgeordnet und sagte noch:

„Lassen Sie die Versteigerung ruhig vor sich gehen. Niemand hat für die gekauften Sachen zu bezahlen bis am nächsten Tage, wegen der kurzen Notiz; und die Beiden werden hier nicht fortgehen wollen, bis sie das Geld haben. Und wie wir's jetzt besorgt haben, wird der Verkauf ungültig sein, und die Beiden werden das Geld nicht bekommen. Es ist gerade wie es mit den Negern war — es war kein gültiger Verkauf, und die Neger werden bald wieder heimkehren. Die Gauner können nicht einmal das Geld für die Neger erhalten. Kurz, das Pärchen ist äußerst übel dran, Fräulein Mary."

„Ich will eben zum Frühstück hinunter", rief sie, „und dann gehe ich direct zu Lothrop's."

„Nein, nein, Fräulein Mary Jane", entgegnete ich, „das geht nicht — geht unmöglich; Sie müssen vor dem Frühstück gehen. Stellen Sie sich vor, sie könnten Ihren Onkeln begegnen, wenn sie kommen, um Ihnen guten Morgen zu wünschen und Sie zu küssen —"

„Genug, genug davon! Ja, ich will vor dem Frühstück gehen — und gern gehen. Und die Schwestern bleiben hier?"

„Ja, härmen Sie sich nicht um die. Die müssen's noch etwas aushalten. Es würde Verdacht erregen, wenn Sie alle gingen. Sie dürfen jetzt weder die Gauner, noch die Schwestern, noch irgend Jemand in der Stadt zu sehen bekommen. Wenn ein Nachbar Sie heute früh nach dem Befinden Ihrer Onkel fragte, würde Ihr Gesicht Sie verrathen. Nein, geh'n Sie nur gleich fort, Fräulein Mary Jane, und lassen Sie mich Alles besorgen. Ich werde Fräulein Susan bestellen, daß Sie den Onkeln einen freundlichen Gruß senden, und Sie seien auf einige Stunden fortgegangen, um eine Freundin zu besuchen und daß Sie am Abend oder früh Morgens heimkehren."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die sommerliche Stille, die jetzt über dem theatralischen Berlin lagert, wurde am Ende der vorigen Woche durch zwei Kraterausbrüche der Vorstadt-Dramatik unterbrochen, welche, so unbedeutend sie auch waren, doch als Anzeichen für das Winter-Erdbeben auf unseren hauptstädtischen Bühnen beachtungswerth sein dürften. Ein Schwank von Rosen im Belle-Alliance-Theater und eine Posse von Mannstädt im Central-Theater bilden die Vorläufer des Novitäten-Sturmes, der nun bald über uns hereinbrausen wird. Mögen Apoll und die neun Musen verhüten, daß ihr Corybantenheer dieselben Bahnen wandelt, welche diese winzigen Vorboten einschlugen.

„Die Gespenster", jener dreiactige Schwank von Julius Rosen, erfuhr im Belle-Alliance-Theater keine freundliche Aufnahme, weil die Zuschauer in Verlegenheit waren, ob sie wirklich lachen dürften oder nicht. Jeder lauschte fast ängstlich, ob er nicht unter dem gewaltigen Haufen von höherem Blödsinn doch ein Körnlein von Sinn auffinden könnte, welches seiner sommerlichen Genügsamkeit die Gewißheit geben würde, daß er wirklich in einem Theater sei. Aber man lauschte vergebens, bis der Vorhang zum letzten Mal fiel und all' das dramatische Elend milde hinter seinen Falten verschloß.

Man würde einem solchen Stücke zu viel Ehre anthun, wollte man es, etwa bloß weil sich ein Theaterdirector fand, der es aufführen ließ, einer Analyse unterziehen. Was uns veranlaßt, unsere Leser überhaupt von seiner Existenz zu benachrichtigen, ist nicht das Interesse, welches wir für dieses Stück speciell wachhalten möchten, sondern die literarische Beachtung, welche man dieser Art von Stücken zu schenken leider allmählich genöthigt wird. Der Schwank „Die Gespenster" kann als ein lehrreiches Beispiel dafür dienen, wie weit unsere Bühnenschriftstellerei, wenn sie lediglich die Mache als Erzeugerin und die Tantième als Endzweck ihrer Werke betrachtet, herabsinkt, und es dürfte interessant sein, an einem der wildesten Auswüchse das Wesen jener dramatischen Schwammbildung überhaupt zu studiren.

Die Grundlage aller Komik in diesen Schwänken, soweit dieselbe nicht auf einer Figur ruht, sondern in den Situationen liegt, bildet bekanntlich nur das Mißverständniß; der Eine weiß etwas, was der Andere nicht weiß, spricht von einer Sache, die dem Anderen gerade nicht im Sinne liegt und begeht irgend eine Handlung in einer ganz anderen Absicht, als der Andere annehmen muß; hieraus entstehen Verwickelungen, die eigentlich ohne Inhalt sind, da sie durch eine vernünftig gestellte Frage, durch ein kleines Wort gelöst werden könnten, wenn nur die Frage gestellt, das Wort gesprochen werden würde. Die ganze Spannung beruht also lediglich auf einer vergessenen Aufklärung und ist nicht mehr vorhanden, wenn diese Aufklärung gegeben wird oder auch, wenn sie nicht mehr nöthig ist. Wie machen es nun die Herren Schwankdichter, um jenes Mißverständniß hervorzurufen, jene Aufklärung zu verhindern und dadurch die Spannung zu erzeugen? Nun, sie stellen einfach die ganze natürliche Welt mitsammt ihren Menschen auf den Kopf. Da ist keine Figur mehr, die nur einigermaßen vernünftig denkt und redet, keine gesellschaftliche Form mehr, die respectirt, keine Wahrscheinlichkeit mehr, die erfüllt wird. Aus welchem Lande stammen eigentlich diese Leute, die hier vor uns herumschreiten? fragen wir uns oft verwundert. In „Die Gespenster" kommt ein junger Criminalcommissarius in eine Familie und verkehrt dort tagelang, ohne vorgestellt zu sein und ohne die Angehörigen des Hauses, mit denen er ganz intim und zärtlich redet, zu kennen: die Verwicklung beruht darauf, daß er eine Tochter des Hauses, welche unverheirathet ist, für verheirathet ansieht. Er redet sie drei Acte hindurch mit „gnädige Frau" an; sobald er es nur einmal in Gegenwart eines anderen Familiengliedes thun würde, wäre das Mißverständniß gelöst, die Aufklärung würde gegeben werden und der Inhalt des Stückes fiele zu Boden. Er wird außerdem von Allen für ein Abgesandter der Polizei gehalten, der nach dem Theilnehmer an einem Zweikampfe forscht; das Duell hat gar nicht stattgefunden, aber durch Mißverständniß hält die Mutter den Sohn, die Frau den Mann, die Schwester den Bruder für den Duellanten, und Alle suchen ihre Schützlinge vor dem Fremden in Sicherheit zu bringen. Dieser wieder glaubt, der Vater rede von seiner Tochter, wenn derselbe den Sohn meint, die Tochter spreche von ihrem Manne, wenn sie ihren Schwager nennt und der Schwager sei eifersüchtig wegen der Dame, die gar nicht seine Frau ist. Auf diese Weise kommt eine Geschraubtheit in den Dialog, die auf die Dauer unerträglich wird; drei Acte voll Mißverständnisse, die alle auf den Mangel an gesellschaftlicher Form beruhen, daß ist arg, das ist unnatürlich, das ist sogar peinigend! Die Menschen, die sich mit diesen Verwechselungen drei Stunden vor uns herumquälen, sind gar keine Menschen mehr, sondern Marionetten, die von einem dünnen Faden gelenkt werden und platt zu Boden fallen, sobald jener Faden durchschnitten, das einzige, kleine nicht gesprochene Wort endlich gesprochen wird. Die Mechanik ist sehr künstlich, denn die Figuren müssen immer umeinander herumtanzen, ohne sich zu berühren, aber was hilft uns alle Künstlichkeit, wenn wir Kunst suchen? Wir wollen einen Blick ins Leben thun und werden vor eine Puppenstube geführt, wir wollen Menschen sehen, wie sie lieben und hassen und erblicken sie nur, wie sie tanzen und immer wieder tanzen um dieses dumme Phantom des Mißverständnisses. In dem Schwank von Rosen trat das Klägliche und Dürftige dieser dramatischen Fabrikarbeit wieder recht deutlich hervor; möge uns der kommende Winter mit ähnlichen Bühnenwerken, mit solchen Gerippen, denen das Fleisch fehlt, möglichst verschonen.

Ueber die Mannstädt'sche Posse: „Die wilde Katze", welche im Central-Theater unbestrittenen Erfolg errang, darf die Kritik, obgleich auch hier die dramatischen Grundbedingungen nur noch lose festgehalten sind, ungleich günstiger urtheilen, weil sie von vornherein mit geringeren Prätensionen an den guten Geschmack auftritt. In diesen Possen, wie sie seit einiger Zeit die mit Glück cultivirte Specialität des Theaters in der Alten Jacobstraße bilden, ist eine Vereinigung von Volksstück, Ausstattungsoperette, Schwank und — last not least Tingeltangel geschaffen, welche schon durch ihre meist sehr kühn und gegenstandslos gewählten Titel eine bedeutende Anziehungskraft auf den Theil unseres Publikums ausübt, der im Theater nicht Anregung, sondern lediglich Unterhaltung für zwei Stunden sucht. Ein buntes Durcheinander von Quodlibets, Couplets, Balletaufzügen, Costümwechseln und Decorationskunststücken ist zu einer lediglich für das Auge und für ein allerdings nur ungebildetes Ohr berechneten Wirkung arrangirt worden; der Inhalt macht keine Ansprüche darauf, ernst genommen zu werden und besteht, wie auch in der „wilden Katze", in welcher eine reich gewordene aus Brasilien heimgekehrte Berlinerin ihre wiedergefundener Angehörigen mit allen Segnungen ihrer exotischen Launen beglückt, aus einer so leichten und mit einem romantischen Anstriche verzierten Fabel, daß alle kritischen Bedenken davor aufgegeben werden müssen. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß auch in dieser neuen Gattung von Volksstücken, die nur auf dem Boden der Weltstadt emporkommen und gedeihen können, das Bemühen, Effectvolles und Ueberraschendes zu bieten, jede etwa in der Grundanlage noch vorhandene poetische Idee unterdrückt, aber was will man in der Posse noch von Poesie? Die joviale Lustigkeit, die mit hohen Sprüngen über Mögliches und Unmögliches hinwegsetzt, die reizende Naivetät, welche uns zumuthet über Scherze zu lachen, die eigentlich in die Region der Küchen und Gesindestuben gehören, und der heitere Zwang, der uns alles Nachdenkens und aller Ueberlegung von vorneherein beraubt — das ist die Poesie der Posse. Die „wilde Katze" gehört in der That zu den besseren Possen, und da die Hauptrollen so reizende Vertreterinnen fanden, wie die beiden feschen Oesterreicherinnen, Frl. Grünfeld und Frl. Feldau, war der Beifall, den sie fand, gerecht.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Sensationelle Novität.

Memoiren der Königl. Preuss. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth

Schwester Friedrichs des Grossen.

2 Bände. Illustrirt. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.

Zu beziehen vom Verleger

H. Barsdorf in Leipzig

u. d. alle Buchhandlungen.

Ein Student der Lyoner Universität, der ein Semester auf einer deutschen Hochschule geweilt und das Baccalaureat sowie die licence-ès-lettres erworben hat, sucht in einer deutschen Universitätsstadt, wo er nebenbei seine Studien vollenden könnte, eine passende Stellung in einer Pension oder Familie. Er erbietet sich namentlich zum Unterricht in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache und macht nur bescheidene Ansprüche. Offerten unter **M. 32** an die Expedition der Gegenwart.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

In meinem Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Voltaire's

Leben und Werke

von

Richard Mahrenholtz.

Erster Theil:

Voltaire in seinem Vaterlande.

(1697—1750.)

Band II wird in Kurzem erscheinen.

VIII, 255 S. — Preis 5 Mk.

Oppeln, August. **Eugen Franck's Buchhdl.** (Georg Maske.)

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose 850 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von Doré. 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Einbänden 20 Mark.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

ommsen, Th., Römische Geschichte.

— Fünfter Band. —

Mit 10 Karten von H. Kiepert.

(VIII u. 659 S.) gr. 8. geh. 9 M.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

3000 Abbildungen im Text.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. **I. wohlfeile Ausgabe.**

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 15. August 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Schule, Beamten und Handwerk. Von Franz Söhns. — Die englischen Universitäten. Von Leopold Katscher. — **Literatur und Kunst:** Farbenbezeichnungen. Von Rudolf Kleinpaul. I. — Eine Geschichte der Römischen Kirche. Von Carl Jentsch. — Socialistische Phantasiestaaten. Von A. Bodek. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Fortsetzung.) — Notizen. — Inserate.

Schule, Beamten und Handwerk.

Von Franz Söhns.

Wenn bei unsern heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen der Lehrer einer höheren Schule die bekannte Frage: was willst Du werden, beziehungsweise: was wollen Sie werden, an einen der Schüler richten und die Antwort Schuster oder Schneider oder Drechsler oder Beutler oder Stellmacher oder Sattler erhalten würde, welch ein homerisches Gelächter würde eine solche Antwort in der ganzen Klasse hervorrufen! Wie kann man als Schüler der Tertia oder gar der Sie angeredeten Secunda eines jener Geschöpfe zu werden verlangen, die da unten im Schmutze der Handarbeit ihr tristes, von den Höhergebildeten nur mitleidig belächeltes Dasein hinfristen. Ist nicht der Kleinhandwerker eine Art Sklave des Reichen und besonders des ganzen Beamtenstandes, in dessen Reihen einzutreten das Ziel der Sehnsucht jedes Besuchers höherer Schulen ist. Wie kann und muß der Beamte im Vollbewußtsein seiner überlegenen Bildung, seiner höheren Stellung in der menschlichen Gesellschaft verächtlich auf den kleinen Mann herabsehen, der ja nur und immer nur seinetwegen lebt, ihm seine ganze Nahrung und Existenz verdankt, also lediglich von ihm und seiner wohl- oder übelwollenden Laune abhängig ist. Ergo, wie kann ein Mensch „mit Bildung" ohne entschiedene Selbsterniedrigung daran denken, die Reihen jener armseligen Menschenklasse vermehren zu wollen! Man muß doch zum mindesten, wenn man nicht ganz tief herabfallen will, Kaufmann werden, wohlverstanden Banquier, Comtoir-Kaufmann, Engroist, beileibe nicht etwa „Tütchenkrämer", als welcher man sich ja aller Bildung hohnsprechenden Handlungen, wie dem Härings-, dem Gurkenverkaufe und ähnlichen zu unterziehen haben würde. Kurzum: nur kein Tütchenkrämer oder Handwerker werden, heißt es in der angeführten Klasse, ebenso heißt es natürlich in der folgenden bis zur höchsten, und die daraus sich entwickelnde Geringachtung des Kleinhandwerkes sitzt leider auch bei dem gewordenen Beamten oft noch so tief, daß er es kaum über sich gewinnen mag, selbstthätig die nöthigen Schritte zur Bekämpfung dieser unsere ganze Volkswohlfahrt auf's empfindlichste schädigenden Ansicht mitzuthun. Wie oft gar thut er, ohne sich der bösen Folgen seiner Handlung recht bewußt werden zu wollen, das Gegentheil und beweist, daß er immer noch denkt wie einst als Tertianer, Secundaner und Primaner, wenn auch dieser Beweis weniger aus seinen Worten als aus seinen Thaten hervorgeht. Er, der sein Gehalt pünktlich erhält und eine sehr grimmige Außenseite zur Schau bieten würde, wenn dem einmal nicht so wäre, der vielleicht manchmal schon proleptisch seine Gelder einzieht, will nicht verstehen, daß der Handwerker, dem er schon seit so langer, langer Zeit schuldet, der Bezahlung für geleistete Arbeiten eben so nöthig bedarf als er selbst, ja oft viel nöthiger. Der „Mensch" hat eine Menge von Kunden, eine Fluth von Arbeitsbestellungen und Arbeitsabfertigungen, — er muß ja horrendes Geld einnehmen und wird in Folge dessen sich nicht sehr kümmern, ob gerade die eine oder andere Summe etwas früher oder später einläuft. Recht so, aber wenn nun die Kunden des Kleinhandwerkers zum größten Theile aus Beamtenfamilien bestehen? Und wenn nun recht viele derselben die gleichen Gedanken im Busen bergen? Wehe dem Handwerker, wenn er dann nicht durch irgend einen Fond so situirt ist, daß er allenfalls warten kann, ohne seine eigenen Zahlungen allmählich einstellen zu müssen! Da aber in unserer Zeit sich zumeist nur Leute aus den allerunterſten Ständen — und auch diese nur, um zu „steigen" — zum Handwerk bereit finden, ohne Anfangs- und Betriebskapital, nur angewiesen auf sofortige oder mindestens vierteljährliche Zahlungen ihrer Kunden, muß es sich selbstverständlich immer und immer wieder ereignen, daß der junge Handwerker nach kurzer Zeit der Arbeit und des Geschäftes in Zahlungsunfähigkeit geräth, dem Bankerott anheimfällt. Und wenn der Unglückliche nun an seinem Geschick völlig schuldlos war, wenn er rüstig gearbeitet und geschafft Tag und Nacht, um jeden Wunsch seiner undankbaren und rücksichtslosen Kunden zu befriedigen, wenn er alle Kräfte des Körpers und Geistes angestrengt und dennoch scheiternd an der Geringachtung seiner Kunden dem Geschäftsuntergange nicht vorbeugen konnte, wozu wird ihn sein Unglück treiben? Zur gänzlichen Verachtung des Beamtenstandes, der bei all seinem Gehalt sich nicht gemüßigt gefunden, dem Handwerker zur gehörigen Zeit zu geben, was er ihm schuldig, was ihn und sein Geschäft vor dem Untergange hätte retten können, zur Verachtung seines Vaterlandes, das nicht Tugend und Kraft genug besitzt, den fleißigen Arbeiter zu ernähren und vor dem Verderben zu schützen, das ihn vielmehr zwingt, entweder verzweifelnd zu einer andern, vielleicht nicht immer makellosen, jedenfalls wenigstens ungewohnten und daher auch meist unfruchtbaren Beschäftigung zu greifen, oder seine Arbeitskraft hinüberzutragen in die sogenannte neue Welt, die das Handwerk achtet und schätzt und wohl weiß, daß ein blühendes Handwerk stets das untrüglichste Zeichen einer gesunden Blüthe der Nation war und ist. Was klagen wir über die immer mehr und mehr zunehmenden Auswanderungen, besonders der Handwerker, was über das immer mehr und mehr um sich fressende Gift der Socialdemokratie, jagen wir nicht zum Theil

Digitized by Google

selbst deutschen Fleiß aus Deutschland hinaus, geben wir nicht zum Theil selbst dem socialistischen Giftbaum neue Nahrung? So rächt sich die Mißachtung des Handwerks am Staate. Man werfe mir immer ein: es giebt doch auch eine große Anzahl geschätzter und wohlhabender Handwerker, — wie gering ist deren „große Zahl" gegen die ganze Summe jener klein beginnenden, nur auf die Unterstützung ihrer Mitmenschen angewiesenen Leute der Arbeit! Und wodurch haben diese geschätzten und wohlhabenden Handwerker sich solcherlei ehrende Attribute ihres Standes erworben? Entweder weil sie selbst das heutzutage seltene Glück hatten, von verständigen wohlhabenden Eltern abzustammen, welche keinerlei Erniedrigung darin fanden, daß der Sohn ein Handwerk erlerne, obschon er nach seinen Vermögensverhältnissen auch sehr wohl ein Beamter hätte werden können, oder weil sie bei einem mittellosen Anfange glücklich genug waren, fast nur zur gehörigen Zeit zahlende Kunden zu besitzen. Das größte Unglück ist nun aber, daß in Folge der vom Beamtenstande ihm zumeist entgegengetragenen Geringachtung in der Neuzeit dem Handwerker selbst sein Stand allmählich verächtlich geworden ist, daß er sich sehnt, aus demselben herauszukommen, oder, wenn ihm selbst das nicht mehr gelingen will, doch wenigstens um jeden Preis seinen Sohn dieser entwürdigenden Sphäre zu entrücken. Er muß Beamter werden, oder, wie er zumeist mit noch bezeichnenderer Begriffsverengung sich ausdrückt, er muß studiren! Ob Anlage da ist, ob nicht, ob das mühsam erworbene Capitälchen zu Grunde geht, ob es wohl gar nutzlos verschwendet ist an den Sohn, der schließlich, ausgestattet mit zu wenig Geist, als daß er das ihm von den Eltern vorgesteckte Ziel erreichen könnte, mit zu viel anerzogener Verachtung des Handwerkerstandes, als daß er zu dem Berufe der Eltern zurückzukehren vermöchte, als ein verbummelter und verkommener Mensch der Welt und sich überflüssig wird, ist dabei zunächst durchaus gleichgültig. Und wer trägt die Schuld an dem Verkommenen? Die Eltern, denen ihre eigene Thätigkeit verächtlich wurde. Und wer hat sie ihnen verächtlich gemacht? Und wo fände sich wohl heute der Sohn, der so einfältigem Beginnen der Eltern gegenüber Selbsterkenntniß, Lust und Muth genug hätte zu sagen: Ich will sein, was mein Vater mit Ehren ist, lieber ein geachteter tüchtiger Handwerker als ein unbrauchbarer Beamter! Wo soll er die Achtung vor dem Stande des Vaters hernehmen, wer hat sie ihn gelehrt, da die Eltern selbst in unverzeihlicher Weise ihren Stand gründlich verachten? Wer soll sie ihn lehren?

Es kann nur immer dieselbe Antwort sein, welche auf diese Frage gegeben werden muß: Diejenige Erziehungsanstalt, welche an die Stelle der Eltern tritt, die zwar möglichst Hand in Hand mit den Eltern wirken soll, die doch aber auch die Pflicht hat, unverständiger Einwirkung derselben auf das Kind mit Energie zu begegnen: die Schule. Wie redet der Lehrer, oft der einzige Beamte, mit welchem der junge Mensch in Berührung kommt, jedenfalls seine Autorität, sein Muster und bisweilen der Einzige, den er bewundern kann, vom Handwerk? Und zweitens, wie darf der Schüler in Gegenwart des Lehrers vom Handwerk reden? Fehlen wir nicht manchmal, wenn wir meinen etwas ironisch und in spöttisch humoristischem Tone über die Schuster, Schneider, Sattler und Stellmacher reden zu dürfen? Eine solche Ironie, ein solcher Humor dringt tief in des Schülers Herz, sie bereiten der Verachtung des Handwerkes den ersten Platz im Innern desselben, und diese Verachtung frißt krebsartig und schnell um sich, sodaß bald im Schüler jeder Anflug von Zuneigung zum Handwerk verflogen ist, daß schließlich die ganze Klasse im Stande ist, in lautes Lachen auszubrechen, wenn nur das Wort „Schuster" in ominösem Klange das Zimmer durchtönt. Dulden wir es ferner hie und da, wenn einer oder der andere Schüler in spöttischer Weise mit verächtlich lächelndem Munde dieses oder jenes Handwerkes Erwähnung thut, so dürfen wir gewiß sein, daß diese Duldung in den Augen des Schülers durchaus dasselbe ist als die Zustimmung unsererseits, und diese Zustimmung von Seiten des Lehrers, des Musters für die Schüler, wird die Veranlassung der bergab gehenden Volkswohlfahrt, weil sie der jugendlichen Mißachtung des Handwerkerstandes das Wort redet. Mit welchen Blicken betrachtet der aus der Stunde heimkehrende Handwerkersohn seinen Vater und dessen Gewerbe, und wenn der Vater selbst sich nun noch geringschätzig über seinen Stand äußert, welch' tiefen Eckel muß der gebildete Sohn vor dem Handwerk bekommen! Und wenn dieser Sohn später wirklich in der menschlichen Gesellschaft eine höhere Stellung als Staatsbeamter eingenommen? Sein Hochmuth, sein Widerwille gegen den Stand seiner Eltern wird ihn gewiß nicht selten dazu treiben, sich des elterlichen Handwerkes, ja vielleicht der Eltern selbst — zu schämen. Wir halten das Sprüchwort: Schuster bleib' bei deinem Leisten! durchaus nicht für das beste, allein wenn das Hinausgehen über den Leisten immer nur auf Kosten desselben geschehen kann, wenn die Ueberschreitung desselben immer nur seine Zertrümmerung nach sich ziehen soll, so wäre es gut, wenn der Staat dieses Sprüchwort in der kategorischen Gestalt einer lex in sein Gesetzbuch aufnähme. —

Allein die Schule, die so viel Unglück anrichten kann durch unbedachte, flüchtige Worte, verächtliche Geberden, kann sie nicht auch, soll sie nicht das Gegentheil bewirken? Gestehen wir es nur ein, die Liebe zum Handwerk, die Achtung vor dem soliden Handwerk ist in unserm Jahrhundert so gut wie nicht vorhanden, daher müssen wir sie der Jugend wieder anerziehen. Pflanze die Liebe zum Handwerk wieder in die Seele des Kindes und du hast Großes gethan, viel mehr, als sich durch Socialistengesetze und andere Staatsactionen der Nothwehr heutzutage erreichen läßt. Achtung erhalte das Kind vor der Arbeit, vor dem Handwerkerstande des Vaters; ist es doch der Stand, auf welchem die Wohlfahrt des ganzen lieben Vaterlandes beruht, das stets reich und blühend war, so lange sein Handwerk blühte. Kein Land hat je ungestraft sein Handwerk verachtet. Was war die Folge davon, daß Frankreichs Phöbus, Ludwig XIV., die gewerbsthätigen calvinistischen Handwerker aus seinem Staate verjagte? Zunächst ein ungeheurer Mangel an Capital, dann ein verhängnißvolles Uebergewicht der mauvais sujets der Bevölkerung und endlich die Revolution. Ungleich weiser dünkt uns jener gleichzeitige große brandenburgische Zoller, der den fleißigen Arbeitern in seinem Lande Schutz und Arbeit zugleich bot. Er war sich sehr wohl bewußt, daß er durch seine Handlungsweise die Grundlage des eigenen Staates festigte und stärkte. Warum denn muthet uns das 16. Jahrhundert mit seiner Gefühlstiefe, seinem allgemeinen Wohlstande der Städte so sehr an, warum mußte gerade in ihm der Sang der ehrsamen Meister des Gewerkes seine Blüthezeit entwickeln, warum mußte gerade dies Jahrhundert der Schöpfer so vieler tief und innig empfundener Volks- und Handwerkslieder werden? Weil gerade damals das Handwerk hoch geachtet und geliebt war in unserm deutschen Vaterlande, weil damals der Sohn des wohlhabenden Handwerkers nicht wie heute seinen einzigen Stolz darin suchte, in höhere Kreise der menschlichen Gesellschaft emporzudringen, um auf deren ungewohntem Boden nicht selten zu stolpern und zu stürzen, weil es seinen Stolz ausmachte, das geachtete Gewerbe seines Vaters fortzuführen, den vom Vater überkommenen Wohlstand dadurch zu mehren, den guten Namen des Vaters auch in fernere Zeiten fortklingen zu lassen. Stolz zogen die Meister des deutschen Gewerkes bei festlichen Aufzügen in fahnengeschmücktem Zuge daher, die mittelalterlichen Schützenzüge, von denen sich in unsern Tagen nur ein matter Abklatsch erhalten, zeugen von ihrer Wohlhabenheit und ihrem Selbstbewußtsein, ihr Eingreifen in die Literatur von ihrer geistigen, bisweilen sogar vielseitigen Ausbildung. Und wenn wir nun den größten aller Schuster der Erde hier anführen, unsern Hans Sachs, — mit welchem Selbstbewußtsein schreibt er an den Schluß seiner Gedichte sein

Hans Sachs Schuh-
Macher und Poet dazu!

Wohlverstanden: zunächst will er Schuhmacher sein und dazu erst Dichter. Und wenn wir ferner nicht die genaueste Nachricht darüber hätten, so würde ein flüchtiger Einblick in seine Werke genügen, um uns zu überzeugen, daß Hans Sachs ein für seine Zeit fast gelehrt zu nennender Mann gewesen ist. Auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt wurde er „wie ein angehender Gelehrter" bis zum 15. Jahre unterrichtet, um

Digitized by Google

dann bei einem Nürnberger Schuhmacher das Handwerk desselben zu erlernen. Und noch ein Beispiel desselben Jahrhunderts. Johannes Keßler, ein der Gelehrtenwelt wohlbekannter Mann, der eine sehr werthvolle, von E. Götzinger herausgegebene Chronik der Jahre 1523—39 geschrieben hat, aus welcher wir unter anderem auch das mit wunderbarer Naivetät geschilderte, in Jena stattgefundene Begebniß des von der Wartburg nach Wittenberg ziehenden Ritters Martinus Luther und der etwas abgebrannten Studenten, deren einer Keßler selbst war, kennen lernen, Johannes Keßler hat die Klosterschule zu St. Gallen besucht, hat in Basel Theologie studirt, hat in Wittenberg zu den Füßen Luther's gesessen, für dessen neue Lehre er Begeisterung einsog, und ist dann, als er 1523 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, und er, der ziemlich mittellose Mann, daselbst für das Evangelium keinen Boden fand, zunächst — Sattler geworden und erst von dieser Handwerkerstellung aus allmählich aufwärts gestiegen bis zum Schulrath. Wo lesen wir, daß er es als eine Erniedrigung empfunden habe, trotz seiner Gelehrsamkeit Sattler zu werden? wo, daß Hans Sachs sich etwa seines Gewerbes geschämt, daß endlich einer dieser Männer die erworbenen Kenntnisse für überflüssig und unnütz für sein Gewerbe gehalten? — Heutzutage freilich ist das ganz anders. Von der Quarta aus kann der Knabe allenfalls noch einem Gewerbe sich zuwenden, von der Tertia aus schon nicht mehr, da hat er bereits eine Fülle von Kenntnissen gesammelt, die ihn eo ipso weit über den Handwerkerstand erhebt, die ein Herabsteigen in denselben durchaus nicht zu giebt. Und wenn man vollends hören würde, daß Jemand nach vollbrachtem Einjährigen ein — Handwerker geworden sei? Gerade diese irrige Meinung, daß der Handwerker durchaus keine besondere Vorbildung für seine späteren Leistungen nöthig habe, ist nun aber ein wesentlicher Grund des allmählichen Sinkens des Handwerkes. Wohl ist man in neuester Zeit hier und da zur Erkenntniß des Fehlerhaften, Gefährlichen dieser Ansicht gekommen und hat für den Handwerker sogenannte Fortbildungsschulen eingerichtet, leider aber immer nur noch sehr wenige und diese oft unter unzulänglicher Kontrole. Es sollte eine Ehre sein für jede Stadt, recht gute Fortbildungsschulen zu besitzen, eine Ehre, die gewiß auch in kurzer Zeit ungeahnte Vortheile für die Stadt nicht sowohl als für den ganzen Staat nach sich ziehen würde. Unter der geistigen Beschränktheit des Handwerkers leiden Stadt und Staat. Denn abgesehen davon, daß der Handwerker, der in seiner Schulzeit nichts Ordentliches gelernt hat, zumeist auch in seinem Berufe nichts Ordentliches leisten wird, da zu vielen seiner geforderten Leistungen höhere Begriffe und Anschauungen gehören, als er hat, wird er auch eines richtigen Einblickes in seine Pflichten als Staatsbürger durchaus nicht fähig sein, am allerwenigsten immer an der Stelle sich befinden, welche das staatliche Getriebe ihm anweist, nämlich Grund und Stütze des Ganzen zu sein. Seine Unzufriedenheit führt ihn schnell einzelnen Begabteren und Gebildeteren seines Standes in die Arme, welche ihre meist durch verkehrtes Selbststudium erweiterten Kenntnisse dazu mißbrauchen, der öffentlichen Ordnung entgegenzuarbeiten, anstatt sie zu gebrauchen, um derselben in ihrem Stande eine unantastbare Heimat zu schaffen und zu sichern. Sein Gesichtskreis ist viel zu beengt, als daß er den Abgrund richtig erkenne, an welchen der Demagog ihn, seine Genossen, das ganze Handwerk und endlich den gesammten Staat bringen will, er folgt blindlings und wird zum Umstürzler sans phrase. Man öffne ihm daher die Augen, man sperre sich nicht völlig vom Handwerke ab, man suche die gefährliche Kluft, die jetzt den Beamten vom Handwerker, aus dessen Stande er doch ursprünglich zumeist hervorgegangen, trennt, allmählich auszufüllen oder wenigstens zu überbrücken, und was der Beamte jedes Zweiges am Handwerksmanne thun soll, das wirke am Kinde der Beamte der Schule, der Lehrer. Er flöße ihm Achtung vor dem Handwerkerstande ein, dulde durchaus nicht, daß es verächtlich sich über ihn äußere, weise es stets in Beispielen, namentlich in der Geschichte, darauf hin, wie geachtet in früheren Jahrhunderten dieser Stand war und wie er stets um so Tüchtigeres geleistet, je mehr man ihn achtete; er belehre das Kind, wie große und edle Eigenschaften der Seele nicht nur ein ausschließliches Privilegium höherer Sphären der menschlichen Gesellschaft sind, wie sie ihren Sitz auch im ehrsamen Handwerksstande haben, wie aus seinen Reihen die Hauptzahl der Krieger hervorgegangen, die in so vielen Schlachten ihr Blut willig und stolz für das Vaterland vergossen, er treibe vorzüglich mit allen Kräften den verhängnißvollen Irrthum aus, nach welchem zur Ergreifung eines Handwerkes keinerlei besondere Bildung und Kenntnisse nöthig seien, er zeige namentlich an den kunstreichen Arbeiten der Meister unserer alten Reichsstädte, wie kenntnißreich jene still und bescheiden dahinlebenden Meister waren, wie der Name Meister selbst ein Ehrenname war, den zu führen der Träger mit Fug stolz sein durfte. Meister ist magister, und das ist Lehrer. Auch der Meister soll Lehrer sein und zwar Derjenigen, welche von ihm die „Kunst" seines Gewerbes erlernen wollen; wie kann aber der magister sein, der selbst kaum das Dürftigste seines Berufes weiß und jeder höheren Auffassung desselben, des Idealismus seines Standes, vollkommen bar ist? Darum zum letzten Male: Nehmt euch herzlicher des Handwerkes an, erzieht der Jugend die Liebe und Achtung desselben wieder an, da sie einmal in unserm Vaterlande unseliger Weise fast verschwunden ist, und ihr werdet des Dankes der Nation sicher sein dürfen, ihr werdet das wirksamste Mittel gefunden haben zur Hemmung jener von Tage zu Tage steigenden, gefährlichen Ueberproduction an Beamten, gegen die immer mehr und mehr um sich greifenden Auswanderungen, die so viel nationale Kraft dem Heimathstaate entziehen, ihr werdet die allmählich niedergehende Volkswohlfahrt wieder heben, dem Staate selbst seine sichere Grundlage wiedergeben, denn nur wo das Handwerk, da hat auch der Staat einen goldenen Boden.

Die englischen Universitäten.

Von Leopold Katscher.

Der Ursprung der englischen Universitäten ist in Dunkel gehüllt. Man weiß jedoch, daß die Studenten in den frühesten Zeiten in beliebigen Privatwohnungen wohnten. Später wurden sie der Disciplin wegen genöthigt, sich in großen gemeinschaftlichen Häusern, „Halls" genannt, einzuquartieren; dort erhielten sie auch Verpflegung und Unterricht, standen unter der Leitung eines Universitätslehrers und waren der Universitätsdisciplin unterworfen. Schon damals gab es „colleges" (Collegien), aber sie nahmen nur „members of the foundation" auf, d. h. solche Studenten, Lehrer, Vorstände u. s. w., die die eigentliche Universität bildeten und auf Kosten der Colleges in diesen leben mußten. Im Laufe der Zeit öffneten die Colleges sich auch für nicht zum Universitätskörper gehörige Studenten; sie kauften eine „hall" nach der anderen an und vergrößerten sich dadurch. Auch wurden neue Colleges gegründet, zuletzt vor etwa 17 Jahren das Keble-Collegium in Oxford. Heute gibt es in Oxford nur noch drei, in Cambridge gar keine „halls" mehr. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die Bestimmung getroffen, daß kein Student anderswo wohnen dürfe, als in einem College oder einer Hall, d. h. Niemand konnte akademischer Bürger (Mitglied der Universität) sein, ohne einer solchen geschlossenen Körperschaft anzugehören. Seit 1868 jedoch dürfen Studenten, wenn sie wollen, bei einem „concessionirten Besitzer einer Privathalle", oder auch in einem beliebigen Privathause wohnen, wie die continentalen Universitätshörer; nur müssen sie sich gewissen Disciplinar-Vorschriften unterwerfen, und die betreffenden Häuser stehen unter der Ueberwachung der Universität, von der sie eine Licenz haben müssen. Die Colleges sind so überfüllt, daß die Vorstände jetzt die meisten Studenten sogar dazu verhalten, nach 1—2 Jahren das College zu verlassen und Privatwohnung zu nehmen, um für Neulinge Raum zu schaffen. Während das Leben innerhalb der Colleges ziemlich theuer und daher in der Regel nur recht Wohlhabenden oder den Besitzern von Stipendien — diese sind allerdings außerordentlich zahlreich — zugänglich ist, hat das Leben in Privatwohnungen den Vortheil, daß man es ganz nach Belieben

Digitized by Google

regeln und sich vollständig nach seinen Mitteln richten kann. Die Folge ist, daß die Zahl der ärmeren, stipendienlosen Studenten stark anwächst, was natürlich nur willkommen geheißen werden kann.

Da weder in Oxford, noch in Cambridge die Errichtung eines Theaters gestattet ist, sehen sich die Studenten hinsichtlich des Zeitvertreibs auf den Sport angewiesen. Sie leisten denn auch Großes auf dem Gebiete des Ruderns, des Cricket, des Fangballs, der Athletik u. s. w.; namentlich dem Bootwesen wird sehr viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet, und es ist bekannt, daß die Ruderwettfahrten eine erhebliche Rolle spielen. Natürlich muß auch dem Studium einige Zeit geopfert werden. In dieser Beziehung ist das englische Universitätswesen eigenartig beschaffen. Wer an einer englischen Hochschule studirt, kann nur Theolog oder Doctor der Philosophie sein, wenn er seine Studien absolvirt hat; will er Doctor der Medizin oder der Rechte werden, so nützt ihm seine Lehrzeit auf der Alma Mater gar nichts, er muß nachher noch mehrere Jahre lang eine der vielen medicinischen Kliniken oder eine der von den verschiedenen Juristengilden gehaltenen Rechtsschulen besuchen und sich dann an einer Universität prüfen lassen. Die Universitäten sind eben vornehmlich für das Studium der Humaniora vorhanden.

Der Unterricht ist von dreierlei Arten, deren eine die andere oft ergänzt: a) der durch Professoren und andere öffentliche Vortragende, die der ganzen Universität angehören; b) der durch „Tutors“ und Vortragende, die nur Einem Colleg angehören; c) der durch Privatlehrer, die aber Mitglieder der Universität („fellows“) sein müssen. Die eigentlichen öffentlichen Vorlesungen im Sinne der continentalen Universitäten spielten früher eine ganz untergeordnete und spielen noch jetzt keine hervorragende Rolle. Die Functionen der Hochschulen beschränkten sich einst meisthin auf das Prüfungswesen, während der Unterricht selbst größtentheils den Colleges überlassen wurde. Es gab nur wenige der ganzen Studentenschaft gemeinsame Professoren; aber während des letzten Vierteljahrhunderts wurde eine beträchtliche Anzahl neuer Lehrstühle gestiftet und das ganze System des Professorialunterrichts geändert und stark erweitert. Auch der Unterricht innerhalb der Colleges und Halls ist ausgedehnt worden, namentlich dadurch, daß sich mehrere Gruppen von Colleges zu Unterrichtszwecken zusammengethan haben, damit jeder einzelne „lecturer“, Vortragende, in die Lage komme, sich einem besonderen Fache zu widmen, statt gleich den Elementarschulmeistern eine Menge heterogener Gegenstände zu lehren. Auch der Privatunterricht hat zugenommen.

Was die Prüfungen betrifft, so sind deren drei abzulegen, ehe der niedrigste akademische Grad, der eines B. A. (Licentiat oder Baccalaureus der freien Künste) erlangt werden kann: die „responsions“ (auch „smalls“, d. h. „kleine“, genannt) nach dem fünften Termin — die Universitätslaufbahn besteht aus zwölf Terminen oder drei Schuljahren —; das „erste öffentliche Examen“ nach dem achten Termine; das „zweite öffentliche Examen“ nach Beendigung der Studien.

Unmittelbar nach Schluß der Prüfungen beginnt in Oxford die „Commemorations-Woche“, eine dieser Universitätsstadt eigenthümliche Einrichtung, welche man sonst nirgends findet. Wenn das akademische Jahr zu Ende geht, legt Oxford sein buntestes und heiterstes Kleid an: die College-Gärtner entfalten eine lebhafte Thätigkeit und die riesigen Rasenstücke und Blumenbeete, die zu all' diesen ehrwürdig grauen, mit Giebeln versehenen Gebäuden eine schöne Einfassung bilden, sehen äußerst zierlich aus. Die „Bursars“, die auf den Ruf ihrer Colleges oder Halls eifersüchtig sind, commandiren ihre Köche und Kellermeister, welche geschäftig sind, die umfangreiche Speisekarte, mit der Oxford seine Besucher zu empfangen gewohnt ist, in solide Wirklichkeit zu übertragen. Die mit der „Commemoration“ verbundenen Gastereien und Festlichkeiten locken jedes Jahr große Schwärme von Ausflüglern, zumeist Verwandte der Studenten, nach Oxford, und Alle pflegen befriedigt abzureisen, obwohl die Preise der Hotelwohnungen um diese Zeit eine enorme Höhe erreichen.

Die Gedächtnißfeierwoche, bei der wir ihrer Originalität halber länger verweilen wollen, beginnt gewöhnlich gegen Mitte Juni mit dem „Show Sunday“, d. h. dem althergebrachten Paradesonntag, so genannt, weil an ihm die Beamten, Professoren, Lehrer und Collegiaten der Universität und ihrer Colleges in vollem Ornat in der „Breiten Allee“ des prächtigen Christchurch-Gartens quasi officiell spazieren gehen, wahrscheinlich, um ihre ganze ernste Würde von dem zahlreich anwesenden auswärtigen Publikum bewundern zu lassen. An den folgenden Tagen gibt es Concerte der Philharmonischen Gesellschaft und eines anderen Musikvereins, verschiedene Bälle und die bei den Gästen stets besonders beliebte „Procession der Boote“. Die Boote sämmtlicher Colleges sind voller Damen, und die am Flusse liegenden Christchurch-Wiesen wimmeln von lichten Roben und Studentenuniformen (die englischen Studenten müssen nämlich eine eigene Gewandung tragen). Das entgegengesetzte Ufer ist ebenfalls von einer Menge in Feiertagskleidern besetzt, und menschenbeladene Boote kreuzen den Fluß unaufhörlich. Der Reihe nach begeben sich alle Boote — festlich bemalt und neu polirt, die Flaggen ihres Colleges am Steuer tragend — zu ihren Stationen. Musikbanden spielen und die Sonne verschwendet ihren schönsten Glanz. Die Boote kommen dann im Gänsemarsch an der gemeinsamen Universitätsbarke vorbei; da sollte man einmal das gegenseitige Emporwerfen der Ruder sehen und das Vivatrufen hören! Am nächsten Tage lockt eine schöne Blumenausstellung in einem der Colleges helle Haufen schöner Damen in Studentenbegleitung an; der Abends gegebene Freimaurerball wird immer reichlich besucht. Auch fehlt es nicht an Wasserpartien nach dem nahe gelegenen reizenden Dorfe Runeham.

Das wichtigste und interessanteste Ereigniß der Woche ist jedoch die eigentliche „Commemoration“, die am letzten Tage im Sheldon'schen Amphitheater stattfindet. Diese seltsame Ceremonie wird immer hauptsächlich von Damen gern gesehen, die nicht wenig zu staunen pflegen über das merkwürdige Gemisch von Feierlichkeit und Zügellosigkeit, das Rennen und Drängen auf den Gallerien und die leichtfertige Art, wie die Studenten die ernstesten Dinge behandeln. Lange vor der Ankunft des Vicekanzlers — diesen Titel führt der oberste Leiter der Universität — ist der große Saal überfüllt. Die Studenten amüsiren sich und ihre Gäste damit, daß sie die anwesenden bekannteren Persönlichkeiten theils auszischen, theils durch Beifallsrufe auszeichnen, oder daß sie Jeden, der eine blaue oder eine gelbe Cravatte, eine weiße Weste oder einen braunen oder grauen Rock trägt, anbrüllen; sie setzen diesen harmlosen Leuten so arg zu, daß manche sich zurückziehen, was den muthwilligen Jünglingen wieder Gelegenheit gibt, ein ohrzerreißendes Triumphgeschrei auszustoßen. Punkt 12 Uhr erscheint der Vicekanzler in Begleitung von 10—12 Universitätsbeamten, welche goldene und silberne Scepter tragen. Nachdem er auf einem erhöhten, carminsammtenen Thron Platz genommen, eröffnet er die Ceremonie mit einer lateinischen Rede, die aber vom größten Theil des Publikums nicht gehört werden kann, weil die Studenten sie fortwährend auf's geräuschvollste kritisiren; man kann da vielfach schreien hören, der lateinische Stil des alten Herrn sei abscheulich und kaum eines erstjährigen Universitätshörers würdig u. s. w. Der nächste Programmpunkt ist die Ertheilung von Ehrendoctorgraden an eine Reihe bedeutender Politiker, Forscher, Schriftsteller und Dichter. Die Uebertragung der Titel wird studentischerseits mit allerlei Narretheien unterbrochen. Bald heißt es: „Drei Hochs für die Damen in Rosahauben!“ bald: „Es lebe die Dame mit dem Fächer!“ Wenn der Kanzler bei der Verleihung der Ehrengrade seinen Collegen — den officiellen Mitgliedern der Universitätsbehörden — die formelle Frage stellt: „Placetne vobis, domini doctores? Placetne vobis, magistri?“ erschallt es von den Gallerien her: „Non placet“ oder: „Placet“, oder: „Wer ist er?“ oder gar: „Warum trägt er einen Regenschirm?“ Diese närrische Scene ist dem echten Briten so lieb, daß er gar nicht daran denkt, den Unfug abzustellen.

Nachdem die neuen Ehrendoctoren zur Rechten des Vicekanzlers Platz genommen, besteigen die preisgekrönten Studenten des Jahres der Reihe nach eigens errichtete Kanzeln und beginnen — nicht zu predigen, sondern die Gedichte,

Digitized by Google

Essays ꝛc., für die sie Preise erhalten haben, vorzulesen. Während der englischen Sachen herrscht Ruhe, die griechischen und lateinischen Verse und Prosastücke jedoch verschwinden größtentheils unter den ebenso humoristischen wie energischen und lärmenden Commentaren der ungeduldigen Studentenschaft. Hiermit ist das Programm erschöpft und der Vicekanzler kann die „Convocation" für aufgelöst erklären. Allerlei Lustbarkeiten, ein Concert und ein Ball schließen den Tag und gleichzeitig die Festlichkeiten der Woche ab. Am nächsten Morgen beginnen die viermonatlichen Ferien und Oxford ist in voller Reiserüstung begriffen. Die zeitweiligen Gäste nehmen die ansässigen Studenten und — viele angenehme Erinnerungen mit. An den Thoren der Hotels, Colleges und Halls erwarten Gruppen ihre Kutschen und Omnibusse. Collegebedienstete umschwirren die Wartenden, um die letzten Anordnungen und die letzten Trinkgelder entgegenzunehmen. Außerdem sieht man Hundezüchter mit Windspielen, Hausknechte mit Crickethölzern, Bootbedienstete u. s. w., alle von der Absicht erfüllt, ihren Herren oder Kunden den letzten Shilling zu erpressen. Es ist eine schwänzelnde, unterwürfige Menge, mit der die kraftvollen Jünglinge, die nur um ihrer selbst willen da herumstehen, auf's vortheilhafteste contrastiren.

Aehnlich wie mit Oxford und Cambridge ist es mit den Universitäten zu Dublin, Durham, Belfast, Edinburgh und St. Andrews bestellt. Anders verhält es sich dagegen mit der sogenannten „London University", an welcher gar nicht unterrichtet, sondern ausschließlich geprüft wird. Durch diese seit 1825 bestehende Anstalt können sich Studirende aller anderen Universitäten examiniren lassen; ja, wenn Jemand gar keine Hochschule besucht, sondern sich die vorgeschriebenen Kenntnisse anderweitig angeeignet hat und die Prüfung an der London University glücklich besteht, so ertheilt diese ihm dennoch den entsprechenden Grad. Mit dieser Corporation steht in mittelbarer Verbindung das London University College, eine Hochschule, die sich den festländischen Universitäten nähert; es besteht aus einer medicinischen und einer philosophischen Facultät — die übrigen englischen Hochschulen haben nur theologische und philosophische Facultäten — und ist ausschließlich Unterrichtsanstalt, nicht aber auch Pensionat wie die Collegien von Oxford oder Cambridge.

Ueberhaupt pocht der gebieterische Zeitgeist immer stärker an die Thore der alten englischen Universitäten. Selbst Oxford, diese alte Hochburg des starren Conservativismus, muß den Auforderungen des modernen Lebens ein Zugeständniß nach dem andern machen. Seit einigen Jahren dürfen Damen an den zwei größten und ältesten Hochschulen studiren und im December 1884 ist endlich sogar der Plan gefaßt worden, in der Viermillionenstadt eine vollständig nach continentalem Muster zu organisirende Universität zu begründen.

Literatur und Kunst.

Farbenbezeichnungen.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Den Journalisten, die vor kurzem dem Ministerium Gladstone die Leichenrede hielten, hätte ich zur Abwechslung einmal die Phrase empfehlen mögen, mit welcher ein würdiger Pfarrer den Uebergang zum zweiten Theile des Lebenslaufs bewerkstelligte: „Betrachten wir jetzt den geliebten Leichnam von der anderen Seite." Betrachten wir einmal, hätten sie sagen können, den Philologen und den Homerforscher Gladstone. Studien über Homer und das Homerische Zeitalter waren die Lieblingsstudien des englischen Staatsmannes, zu denen er immer zurückkehrte, so oft ihm die Weltgeschäfte Ruhe ließen; er hat mehrere Bücher über den Vater Homer geschrieben und Schliemann's Mycenae beim englischen Publicum mit einer Vorrede eingeführt. Und aus diesen Studien dürften unsere Berichterstatter etwas hervorgehoben haben, was von allgemeinem Interesse ist. Die befremdliche Behauptung, die nachmals auch von Geiger und Magnus unterschrieben worden ist, die ältesten Culturvölker, Inder, Juden und Griechen seien farbenblind gewesen; man hätte zuerst nur Roth und Gelb, allmählich auch Grün, ganz zuletzt Blau und Violett unterschieden. Auch die meisten heutigen Naturvölker seien blaublind, der Farbensinn entwickele sich langsam von Generation zu Generation. Zu diesem Resultate wurde Gladstone durch die Armuth der Homerischen Sprache an Farbenbezeichnungen geführt: im Homer und in den ältesten Schriftwerken überhaupt fehlen Ausdrücke für Grün und Blau, womit zusammenhängt, daß grüne Gegenstände als gelb, blaue als roth respective schwarz behandelt werden. Jedermann kennt Homer's „purpurne Salzfluth" (ἅλα πορφυρέην). Was eigentlich der Purpur für eine Farbe gewesen sei, darüber sind die Gelehrten bis heute wenig einig, es existirt eine ganze Literatur darüber, man hat neun Haupt- und fünf Nebenfarben für Purpurfarben erklärt. Wir verstehen ein prachtvolles Roth darunter, wir sprechen von Purpurlippen und von Purpurwangen, in Purpurströmen schießt das Blut durch unsere Adern; die bepurpurten Cardinäle gehen roth. Dagegen nimmt man an, daß die Farbe, welche die Alten Purpur nannten, wesentlich violett, also roth mit einem Stich ins Blaue gewesen sei, und dazu stimmt, daß die Purpurmaterie, die von den sogenannten Purpurschnecken noch heute abgesondert wird, unter dem Einflusse des Sonnenlichts in Violett übergeht. Immerhin pflegen die Fischer, die an abgelegenen Küsten ihre Kleidungsstücke und ihre Wäsche mit dieser Purpursubstanz zu zeichnen pflegen, die entstehende Farbe nicht als violett, sondern als roth zu betrachten, und jedenfalls ist auch der Purpur der Alten eher roth als blau gewesen, daher auch Homer (Ilias XVII, 361) das Blut purpurn nennt und die Erde αἵματι πορφυρέῳ beträuft werden läßt, genau so wie wir bald vom rosenfarbenen, bald vom purpurnen Blute Christi reden und das heilige Kreuz als mit königlichem Purpur geschmückt vorstellen. Vermuthlich spricht Homer in diesem Sinne auch vom „purpurnen Tod", was poetischen Herzen Veranlassung gibt, an das purpurne Farbenspiel bei Sonnenuntergang zu denken. Nun, wer jemals das Mittelländische Meer befahren hat, der weiß, daß dasselbe für gewöhnlich rein und höchst intensiv azurblau, nur ganz ausnahmsweise einmal violett, roth aber niemals aussieht. Beiläufig ist auch das Rothe Meer nichts weniger als roth. Ist also Homer im Stande, das Meer wie das Blut als purpurfarben zu bezeichnen, so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß er Blau wie Roth gesehen hat und mithin blaublind gewesen ist. Wenn er das Wort κυάνεος hat, so bedeutet das bei ihm wahrscheinlich noch nicht was es später bedeutet, nämlich stahlblau, dunkelblau, sondern was es ursprünglich bedeutet, nämlich dunkel oder schwarz; es ist eigentlich die Farbe des Rauchs, der im Sanskrit çjânas heiß und den wir allerdings gelegentlich in blauen Wolken aufsteigen sehen, der aber den Menschen von damals nur schwarz erschienen ist. Die alten Griechen waren auch grünblind, denn sie konnten Grün und Gelb nicht unterscheiden, für das letztere hatten sie das Wort χλωρός, wie man deutlich daraus sieht, daß sie Honig Wein, Sand als χλωρά bezeichnen: wenn sie nun auch die junge Saat und die Pflanzenwelt so nannten, so müssen sie (da doch nicht alles Raps ist) die grüne Farbe nicht haben sehen können, denn wem würde es einfallen, dem Honig und dem Wald dieselbe Farbe zu ertheilen? — Erst spät erscheint das noch heute im Neugriechischen geltende πράσινος, lauchgrün. Also die Menschen sind einmal alle farbenblind gewesen, und der Daltonismus und die Acyanoblepsie der gegenwärtigen Generation ist ein Ueberrest jener Zeit, nur daß jetzt die Wahrnehmung nicht der blauen, sondern der rothen Farbe zu fehlen pflegt — bekannt ist die Geschichte jenes Schneiders, der einen schwarzen Rock mit rothem Tuche flickte, und eben der englische Chemiker, von dem der Daltonismus den Namen hat, erzählt von sich selbst: „Carmoisin gleicht mir dem Blau, welchem man ein wenig Dunkelbraun beigemischt hat, Violett dem Blau. Die Rose wie das Veilchen

Digitized by Google

sehe ich blau; die frische Gesichtsfarbe eines jungen Mädchens erscheint mir wie ein Tintenfleck; das Blut gleicht dem Dunkelgrün der Flaschen. Roth und Scharlach erscheinen mir bei Tage aschgrau. Grün halte ich für Braun und Braun für Grün u. s. w." Daltonismus ist bekanntlich häufig, auf 1000 Männer kommen ungefähr 30 Farbenblinde (auf 1000 Frauen zehnmal so wenig, was man dadurch erklärt, daß die Frauen mehr mit farbigen Objecten zu thun haben als die Männer) — seitdem sich bei Eisenbahnunfällen die Zugführer damit entschuldigt haben, daß sie die Farben der Signale nicht genauer zu unterscheiden vermöchten, wird Wächter- und Zugpersonal, desgleichen die Mannschaft der Marine nicht nur beim Eintritt in den Dienst, sondern auch während desselben auf ihr Farbenunterscheidungsvermögen untersucht. Darauf ungefähr würden die geistreichen Journalisten zu sprechen gekommen sein, nicht ohne den geneigten Leser daran zu erinnern, daß Gladstone auch hierin auf deutscher Seite Widerspruch erfahren und daß Carus Sterne in der darwinistischen Monatsschrift „Kosmos" statt einer allmählichen Entwickelung des Farbensinns eine allmähliche Entwickelung der Farbenbezeichnungen in der Sprache angenommen hat. Gewiß ist, daß die Farbennamen ihre Bedeutung nicht selten gegeneinander ändern, z. B. ist unser „blau" etymologisch mit dem lateinischen flavus, blond, identisch, und die schwarzpurpurne Farbe der Pfirsich, die im Italienischen (nach dem perseum malum) Perso lautet, ist im Französischen in der Form Pers zum Blau geworden, daher Aigueperse in Südfrankreich, ein Ortsname, Blauwasser bedeutet.

Wäre aber dem Vorredner nachgerade bei der langen Auseinandersetzung der Athem ausgegangen, so hätten wir um die Erlaubniß gebeten, an seiner Stelle fortfahren zu dürfen. Folgendermaßen etwa. Es gibt Menschen, die gewisse Farben nicht sehen können; es gibt andere, die gewisse Farben nicht ersehen können. Ihnen fehlt nicht der Sinn, aber der Geschmack für eine bestimmte Farbe. Zum Beispiel für die gelbe, die manchen Personen namentlich in der Kleidung zuwider ist und die im allgemeinen für keine gute Farbe gilt, daher das italienische Sprichwort daran erinnert, daß doch nicht alles Gelbe von Uebel sei: tutto il rosso non è buono e tutto il giallo non è cattivo. Den Chinesen ist die gelbe Farbe nicht zuwider, im Gegentheil, sie halten gelbe Kleider für ein Prärogativ der höchsten Würde, der Gründer der chinesischen Civilisation heißt Hoang-ti, der Gelbe Herrscher. Aber die Chinesen sind eben in Allem sonderbar, sie trauern auch nicht in Schwarz, sondern in Blau, ihre Halbtrauer ist Aschgrau oder Weiß — etwa wie der römische Candidat keinen schwarzen Frack, sondern eine weiße Toga anthat. Daß die rothe Farbe nicht allen Naturen sympathisch ist, sieht man schon an den Thieren: Jedermann weiß, wie aufregend ein rothes Tuch auf Truthähne und Stiere wirkt; besucht ein Fremder die Alp, so kann etwa schon der rothe Bädeker den Herdenstier reizen, daß er mit tiefgehaltenen Kopfe, den Schwanz in die Höhe geworfen, mit den Hörnern die Erde aufwühlend und dumpf brüllend, auf den vermeintlichen Feind losrennt. Dagegen wird in Irrenhäusern Roth oder Violett gerade für beruhigend gehalten und zu Fensterscheiben gewählt. Rothes Haar gilt allgemein für kein gutes Haar, die Maler geben es Judas Ischariot. Den gebildeten Mann bringt wohl gelegentlich ein blauer Strumpf in Harnisch, übrigens ist uns Blau nicht gerade unangenehm, aber es versetzt uns in eine wehmüthige Stimmung, blaue Zimmer erscheinen uns zugleich weiter und kälter als sie sind. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren, und hierbei haben wir nur auf die reinen, sozusagen auf die Farben selbst Rücksicht genommen, die doch im allgemeinen das Auge zu ergötzen pflegen und die den Edelsteinen und anderen kostbaren Stoffen ihren Werth verleihen, während gewisse unreine, unklare, unausgesprochene Mischungen Jedermann mißfallen und eine Hauptursache des Ekels sind.

Unsicher und schwankend ist der Boden, auf welchem der Farbensymboliker einhergeht, sei es, daß es sich um Sympathien oder Antipathien handelt; individuellen Launen, persönlichen Idiosynkrasien scheint dabei Thor und Thür geöffnet. Ich kannte eine Dame, die sich bei jedem Wochentage eine bestimmte Farbe dachte, z. B. beim Sonntage Gelb; als ich ihr sagte, das sei mir noch niemals eingefallen, wunderte sie sich, denn sie glaubte, das thäten alle Menschen. Léon Gozlan, der geistreiche Sonderling, erfand ein förmliches Farbenwörterbuch, danach war die Frömmigkeit hellblau, die Resignation perlgrau, die Freude apfelgrün, der Ueberdruß isabellfarben, das Vergnügen rosenroth, der Schlaf tabakbraun, das Nachdenken orangegelb, der Schmerz schwarz, die Langeweile chocoladebraun, eine unbezahlte Rechnung bleigrau, eine gute Einnahme purpurroth, ein Zinstag ockergelb, ein erstes Rendez-vous erinnerte ihn an die Farbe des Pekkotheeaufgusses, ein zwanzigstes an die des Souchong — nur wie das Glück aussehe, konnte er nicht sagen, weil er es nie kennen gelernt hatte. Ein blindgeborener Engländer, gebildet und unterrichtet wie es die Verhältnisse zuließen, wurde gefragt, ob er sich eine Vorstellung von der rothen Farbe machen könnte. Er antwortete, er vergliche sie mit einem starken Trompetentone. So ließe sich wohl Himmelblau mit Flötenton, Purpur mit Posaunenschall vergleichen. Grün war Mohammed's Lieblingsfarbe, was bei einem Wüstensohne nicht zu verwundern ist, daher seine angeblichen Nachkommen, die sogenannten Emire oder Eschraf, das ausschließliche Recht haben, Turbane von grüner Farbe zu tragen.

La couleur verte, tant recommandée par notre divin prophète, sagte ein Weiser Stambuls, frappe ma vue à l'aspect d'une vaste prairie, et, dans ce moment, je sens mon esprit nager dans un calme si délicieux, qu'il me semble approcher de l'auteur de la nature. Je ressens la même paix, un calme égal quand je me tiens assis sur le bord d'une rivière et que je contemple cette onde tranquille et toujours mouvante, qui fuit sans cesse sans jamais se dérober à mes regards, sans que son mouvement continuel lui ôte rien de sa limpidité. Elle me représente l'image de ma vie et la placidité que je lui désire pour parvenir, comme l'eau que je contemple, au terme que je ne vois pas et qui ne peut être qu'au bout de sa course.

Fragt man aber, worauf diese mehr oder minder allgemeinen Sympathien und Antipathien beruhen, so wird man den Grund derselben immer in der Ideenassociation entdecken. Die Farben schweben nicht wie abstracte Begriffe in der Luft, sondern sie haften an bestimmten Gegenständen. Je nachdem diese Gegenstände gut oder böse, schön oder häßlich, gesund oder ungesund sind, erscheint uns auch die Farbe. Es kann Niemand entgehen, daß eine und dieselbe Farbe an verschiedenen Dingen, ja, an verschiedenen Theilen eines und desselben Wesens einen verschiedenen Effect hervorbringt, weil sie hier einen normalen, erfreulichen Zustand, dort das Entgegengesetzte anzeigt. Die gelbe Frucht am Baume sieht gut aus, das gelbe Blatt durchaus nicht. Jeder will rothe Backen, Niemand eine rothe Nase haben. In Leipzig lebt eine Dame, die ein goldenes Gebiß hat und wie die Morgenstunde Gold im Munde trägt. Gold und Goldschmuck ist eine schöne Sache, aber goldene Zähne haben etwas Widerwärtiges. Ich liebe die Schwärze am Haar, aber nicht an den Nägeln, am Hut, aber nicht an den Strümpfen, an den Augen, aber nicht an den Zähnen des Betelkauers. Die gelbliche Hautfarbe der mongolischen Rasse ist nicht gerade entzückend, aber doch nicht so verletzend wie die des Gelbsüchtigen; die mit Alhenna gefärbten Fingernägel des orientalischen Mädchens gefallen mir nicht besser, als die goldenen Zähne. Alles kommt eben darauf an, ob eine Farbe am Platze ist oder nicht, was auf dasselbe hinausläuft, ob sie gut oder von Uebel ist. Wenn es sich um verschiedene Wesen handelt, so ist die metaphorische Farbe, welche die Farbe von ihrem jeweiligen Träger abbekommt, noch viel augenfälliger. Dasselbe grünliche Gelb, welches wir an Pflanzenkeimen mit Interesse beobachten, erfüllt uns bei dem egyptischen Skorpion mit Abscheu, dasselbe Braunroth, das unsere Möbel haben, ekelt uns an einem häßlichen Insect, dasselbe Weiß erscheint uns anders an geschlagenem Zucker als an Cyankali. Solange sich nun die Gegenstände gleichsam um den Besitz einer Farbe streiten, und die letztere buhlerisch von einem zum andern geht, entsteht keine feste Verbindung; die Welt schillert und spielt wie

Digitized by Google

ein Chamäleon. Wenn aber gewisse mächtige Wesen eine bestimmte Farbe an sich reißen und sozusagen ein Monopol darauf erhalten, so erscheint uns diese Farbe als ihnen inhärent, sie verschmilzt mit ihrem Begriffe wie das Roth mit den Cardinälen oder wie die weiße Feder mit den Welfen, und wenn ja einmal ein ander Ding dieselbe Farbe trägt, so trägt es sie wie ein Diener die Livree. Auf diese Weise wird die Farbe zum Kennzeichen und zum Symbol eines Trägers, der typisch für sie ist. Und je nach dessen Natur gewinnt sie unvermerkt eine specifische Bedeutung.

Weiß gilt für die Farbe der Unschuld, Blau für die der Treue, Roth für die der Liebe, Grün für die der Hoffnung, Gelb für die des Neides, Schwarz für die der Trauer. Es ist leicht, alle diese Beziehungen aus der eigenthümlichen Natur des ersten typischen Trägers herzuleiten. Was ist weiß in der Welt? Das Licht, die Lilie, der Schnee — vor allem die Wäsche, ja, die Wäsche, respective die Kleidung überhaupt, und von ihr wird das Bild entlehnt sein, sintemal wir auch den Schnee wie eine Decke und wie ein glänzendes, weißes Leichentuch zu betrachten lieben. „Die Wäsche", sagt ein liebenswürdiger Schriftsteller, der offenbar viel darauf gegeben hat, „ist nach dem Silber das erste Gut in einem Hause. Sie ist auch feines, weißes Silber, und kann, wenn sie unrein ist, immer wieder zu feinem weißen Silber gereinigt werden. Sie gibt unser vornehmstes und nächstes Kleid." Sie gibt, hätte er dazu setzen können, auch das vornehmste und nächste Bild für das Kleid der Seele und für unsere moralische Reinheit ab, die sich gleichsam in ihrer blendenden Weiße spiegelt und die in einem thatsächlichen Zusammenhange mit ihr steht — der eigenthümliche Umstand, daß sich die Begriffe der Weiße, des Lichts und der Reinheit decken, verhilft gerade ihr zu einer Art von sittlicher Bedeutung. Selbst die Schwarzen Afrikas, welche sich den Teufel weiß denken, kleiden doch ihren Fetisch und dessen Priester in Weiß. Und wundern wir uns nicht, wenn so viel Symbolik in ein leinenes Hemd gelegt, denn auch die Farbe der Treue scheint im letzten Grunde von einem Stück Zeug, einem Stück blauen Kattun entlehnt zu sein. Der Indigo gibt bekanntlich ein sehr echtes Blau, es ist ein außerordentlich dauerhafter Farbstoff. Daher heißt schon im Sanskrit nili raga, indigofarben, soviel wie unwandelbar und treu. Blau ist demnach zur Farbe der Treue und der Beständigkeit geworden, weil es waschecht ist und nicht ausgeht, wenigstens nach der alten Art zu waschen, man hat das blaugefärte Garn zum Typus für alles Blaue in der Welt erhoben, und man kann damit den Umstand vergleichen, daß unser Adjectivum „blau" zunächst von „bläuen" abgeleitet ist, also eigentlich einen bezeichnet, der braun und blau geschlagen ist. Endlich gibt es noch eine dritte Farbe, deren symbolische Bedeutung sich tagtäglich an unseren Kleidern studiren läßt, nur daß hier nicht etwa das Symbol von dem Gewande abgenommen, sondern das Gewand erst um des Symboles willen, der Symbolik entsprechend gefärbt worden ist: diese Farbe ist das Schwarz. Wenn wir in Schwarz trauern, wenn wir einen schwarzen Flor um unsere Hüte winden, wenn wir sogar unsere Briefbogen und Couverte mit einem schwarzen Rand versehen, so geschieht das, weil die düstere Farbe bereits allgemein für eine Trauerfarbe gilt. Warum gilt sie dafür? Weil sich Schwarz zur Nacht und Finsterniß verhält, wie Weiß zum Licht des Tages. Schwarz ist die Farbe der Unterwelt und der Todesschatten, es verbildlicht die Nacht der Grabes; in Trauerzeit getragen, gleicht es einer continuirlichen Annonce, der Anzeige, daß ein theures Haupt im dunkeln Schooße der heiligen Erde ruht, daß es dem schwarzen Fürsten der Schatten verfallen ist, daß es die Pracht der Sonne, das fröhliche Gefühl des hohen Tages entbehren muß. Und wie könnte wiederum der Christ der Hoffnung, daß der köstliche Same aus den Särgen zu einem schöneren Loose erblühen solle, einen sinnigeren Ausdruck geben, als indem er ihn eben mit einem Samenkorn vergleicht, das gleichfalls begraben worden ist, aber tief unten lebenskräftig keimt und sproßt und neue grüne Schößlinge emportreibt? — Das Grün der wiedererwachenden Vegetation, das schon den alten Griechen den Mythus von der Persephone eingegeben hat, ist ein schönes, natürliches Sinnbild der Auferstehung, der Unsterblichkeit und, indem sie die große Hoffnung des Menschengeschechtes ist, der Hoffnung.

Neben seiner offenkundigen und erklärten Verbindung mit Frau von Montespan unterhielt Ludwig XIV. noch ein geheimes Liebesverhältniß mit Frau von Soubise. Das Signal der Rendez-vous bildete ein Paar smaragdener Ohrgehänge. Frau von Soubise trug sie an den Tagen, wo ihr Gemahl abwesend, sie fehlten, wenn er in Paris war. Sie ließen hoffen.

Bereits oben deuteten wir an, daß recht viele gute Dinge gelb sind — Gelb ist eine Lichtfarbe, es ist die Farbe des Goldes, des Safrans, des Eidotters und der reifen Frucht; wenn gleichwohl manche Menschen eine bestimmte Abneigung dagegen haben, so wird das auf die ausgesprochene Schlechtigkeit anderer Typen zurückzuführen sein. Physikalisch auf die des Feuers und des Schwefels, Begriffe, die mit vulcanischen Gegenden und danach mit der Hölle unzertrennlich verbunden sind; physiologisch auf die des Eiters und der Galle, welche letztere den Neid charakterisirt. Aber ich denke mir, man mag Gelb in der Toilette noch aus einem anderen Grunde nicht, es knüpft sich daran eine Reminiscenz aus der Zeit der Judenverfolgungen. Gelb ist eine jüdische Farbe, das ganze Mittelalter hindurch mußte der Jude im deutschen Reiche an seinem Rocke einen gelben Tuchring und einen hohen gelben Hut auf seinem Kopfe tragen. So mußten einst die Prostituirten in Neapel eine rothe Nestel auf der linken Schulter, die Cagots in den Pyrenäen ein Stück rothes Tuch auf ihrem Rocke haben, auch die Aussätzigen hatten im Mittelalter besondere Abzeichen, gewöhnlich ein schwarzes Gewand und einen Hut mit breitem, weißem Bande. Als Gegenstück darf man anführen, daß im vorigen Jahrhundert die Edelleute auf Maskeraden rosenroth erschienen: den rosafarbenen Domino hatte Friedrich II. 1743 für ein Privilegium des Adels erklärt. Aber die gelbe Farbe hat sicher solchen Abzeichen ihren gehässigen Beigeschmack zu danken; es fragt sich allerdings, wie man dazu kam, gerade sie den Juden zu octroyiren.

Die Symbolik der Farben liegt den Menschen tief im Blute; in einzelnen Gesellschaften erscheint sie noch viel weiter ausgebildet. Zum Beispiel bei den Freimaurern, wo die blaue Farbe üblich ist, daher die gewöhnlichen Logen blaue Logen heißen; die höheren Grade haben Roth und Grün. In der Brüdergemeine wird der Sarg hell angestrichen; die Schwestern haben je nach dem Chor, zu welchem sie gehören, verschiedenfarbige Haubenbänder. Feuerrothe die jungen Mädchen bis zum 18. Jahre, blaßrothe die ledigen Schwestern, blaue die Ehefrauen und weiße die Wittwen. Analog unterscheiden sich bei der Brautschau auf den Florentiner Fastenmärkten die Jungfern, die noch keinen Freier haben, die, welche schon vergeben sind und die, welche wechseln wollen. Am Minnehof zu Avellenz werden nicht minder je nach dem Glück der Liebe verschiedene Farben getragen. In der katholischen Kirche sind die fünf Farben, welche die Meßgewänder, die Edelsteine der bischöflichen Ringe und die Bekleidungen der Kirchen bei den verschiedenen Functionen und Riten haben müssen, Weiß, Roth, Grün, Violett und Schwarz, auf das Genaueste vorgeschrieben, wenngleich nach Ländern und Bekenntnissen verschieden, z. B. ist in der griechischen Kirche Roth Trauerfarbe, bei den Festen der heiligen Päpste wird in Rom mit weißen, in Paris mit grünen, in Autun mit gelben Gewändern und zwar seit Menschengedenken celebrirt; in der ambrosianischen Kirche in Mailand gilt beim Feste der Beschneidung Christi nicht die weiße, sondern die rothe und in der Charwoche nicht die violette, sondern abermals die rothe Farbe. Ueberall aber liegt dieser Wahl ein mystischer Sinn zu Grunde, welcher regelmäßig seine Quelle in der Natur des typischen Trägers hat — wie wichtig für die Farbenlehre die Farbentypen sind, sieht man am besten daraus, daß die Namen der Farben selbst von ihnen stammen; damit kommen wir auf ein noch klareres und sichereres Gebiet von Farbenbezeichnungen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eine Geschichte der Römischen Kirche.

Von Carl Jentsch.

Auch wenn das Papstthum nicht mehr zu den in der Gegenwart wirkenden Kräften gehörte, müßte der Bildungsproceß dieser so eigenartigen Institution das Auge des Historikers mit unwiderstehlicher Anziehungskraft auf sich lenken. Ist es nicht wunderbar, daß uns Deutschen eine Geschichte desselben noch fehlt? Denn Wattenbach's Büchlein ist nur ein Essay. Das Wichtigste findet man ja in den besseren Kirchengeschichten; Gregorovius und Alfred von Reumont malen, ein Jeder in seiner „Geschichte der Stadt Rom", die Portraits der hervorragendsten Päpste, Dieser mit, Jener ohne Goldgrund; aber das jüngst erschienene Werk von Professor Joseph Langen*) ist das erste, welches die Geschichte der Römischen Kirche ex professo in Angriff nimmt, fortschreitend von Bischof zu Bischof. Unter der Bezeichnung „Römische Kirche" wurde ursprünglich die Christengemeinde der Stadt Rom verstanden, wie man denn auch von einer Korinthischen, Alexandrinischen, Antiochenischen Kirche sprach. Bis zum 9. Jahrhundert ist der Verfasser gekommen; erreichte er das 16., so würden wir dann eine vollständige Geschichte der Päpste besitzen, wenn auch in zwei sehr ungleichen Theilen, denn Ranke's Meisterwerk gehört der höchsten Gattung historischer Leistungen an, während Langen's Buch sich an dem Prädicate einer gewissenhaften, brauch- und lesbaren Gelehrtenarbeit genügen läßt.

Ueber Verfassung und Leben der judenchristlichen Gemeinden Palästinas ist uns nichts Zuverlässiges bekannt; denn die Apostelgeschichte gilt uns Heutigen nur noch als eine Tendenzschrift der nachapostolischen Zeit. Die eigentliche Grundlage der christlichen Kirche sehen wir in den von Paulus gestifteten heidenchristlichen Gemeinden, welche anfänglich jeder Organisation entbehrten, da man meinte, der h. Geist bedürfe keiner menschlichen Organe zur Herstellung löblicher Ordnung. Diese Meinung erwies sich als irrig; weder intellectuelle und sittliche Ausschweifungen verhütete der Geist, noch Spaltung und Streit; die elementare Regel gesitteter Lebensart, daß nicht mehrere zugleich in einer Versammlung sprechen dürfen, mußte Paulus den Korinthern als Gesetz verkünden, und man bequemte sich dazu, dem waltenden Geiste Gefäße darzubieten: Collegien, deren Mitglieder Presbyter (Aelteste) oder Bischöfe (Episkopoi, Aufseher) hießen; beide Titel wurden promiscue gebraucht. Ein solches Collegium konnte nicht wohl ohne Vorsitzenden fungiren, und da der öftere Präsidentenwechsel die Bildung erwünschter fester Ordnung erschwerte, so gestaltete sich das Präsidium unter dem Namen Episkopat zu einem auf Lebenszeit verliehenen Amte, während den Beisitzern der Name Presbyter verblieb. Auch der gottesdienstlichen Feier präsidirte der Bischof, er allein durfte taufen und beim eucharistischen Mahle als Hausvater das Brot brechen.

Nicht anders verlief die Sache in Rom. Da später diese Stadt der Centralpunkt hierarchischer Ordnungen geworden ist, so sind wir geneigt, anzunehmen, die Römische Kirche sei den übrigen Gemeinden mit Ausbildung einer monarchischen Verfassung vorangegangen. Aus Langen's quellenmäßiger Darstellung aber geht hervor, daß gerade dort der Begriff und die wirkliche Gewalt des Bischofs noch schwankten zu einer Zeit, wo im Orient Beides bereits fest ausgeprägt, wenn auch, mit Hase zu reden, noch sehr der Empfehlung bedürftig war. „Pius wird bereits von einem jüngeren Zeitgenossen bestimmt als Bischof bezeichnet, und so dürfte denn die Entwicklung der römischen Gemeindeverfassung zu einem Presbyterium mit bischöflicher Spitze um das Jahr 150 auch in Rom als eine unerläßliche und berechtigte allgemein anerkannt gewesen sein."

*) Geschichte der Römischen Kirche bis zum Pontificate Leo's I. Quellenmäßig dargestellt. Bonn. Max Cohen und Sohn. 1881. — Zweiter Band: Von Leo I. bis Nikolaus I. 1885.

Mit einem erstaunlichen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit sucht Lipsius zu zeigen, wie die Geschichten von des Petrus römischen Thaten und Leiden, die in den „Clementinen" und anderen „Romanen" des 2. Jahrhunderts erzählt werden, das Product planmäßiger Fälschung seien. Die Judenchristen, welche den Heidenapostel tödtlich haßten, gingen darauf aus, dessen Andenken zu vernichten. Zu diesem Zweck übertrugen sie alles Ruhmvolle, was von Paulus bekannt war, namentlich auch seine römische Wirksamkeit, auf Petrus und steckten den Paulus in die häßliche Maske des Zauberers Simon; diesen „Pseudoapostel" und „Gesetzesverächter" verfolgt Petrus durch alle Provinzen des römischen Reiches, um ihn zuletzt in der Hauptstadt vor einer großen Zuschauermenge zu entlarven, und bald darauf seinen Sieg über diesen Feind der Kirche mit dem Tode zu bezahlen. Da es aber den Judenchristen nicht gelang, die freiere heidenchristliche Richtung zu unterdrücken und das Andenken des Paulus zu vernichten, so bequemten sie sich zu einem Vergleiche; sie brachten in Vergessenheit, daß mit dem Simon Magus ihrer Legenden eigentlich Paulus gemeint sei, und ließen in weiteren „Romanen" jenen Erzketzer durch die gemeinsame Thätigkeit beider Apostel besiegt werden; in brüderlicher Liebe vereint wirken und sterben Petrus und Paulus. In der Apostelgeschichte, den Pastoralbriefen, den Petrusbriefen, welche paulinische Züge dem Petrus, petrinische dem Paulus verleihen, liegt uns ein literarischer Niederschlag jener „katholischen Kirche" vor, die im 2. Jahrhundert auf dem Compromißwege aus dem Kampfe zwischen Juden- und Heidenchristen hervorging. So ungefähr legt Lipsius die Sache zurecht. Indeß, so unwiderstehlich auch die Plastik seiner Darstellung zur Beistimmung lockt, nach reiflicher Ueberlegung sagt man sich: Hypothese bleibt Hypothese, und wer mit Langen die alte Sage, nach welcher Petrus in Rom gestorben ist, unangefochten läßt, der verstößt gegen kein Gebot der Wissenschaft.

Unter den Kräften, welche den römischen Bischof über seine Collegen hinaushoben, steht die Bedeutung der ewigen Stadt obenan. „Wie Rom die damalige Welt im Kleinen war, alle Nationen, Culte, Schulen, Richtungen in seinem Schooße trug, so strömten auch in der römischen Kirche Gläubige von allen Orten zusammen, wurden die Traditionen aller Kirchen dort mitgetheilt und fortgepflanzt" (I, 172). Deshalb rieth Irenäus Solchen, die das Gewirr und Geschwirr dogmatischer Meinungen rathlos gemacht hatte, nach Rom zu gehen, wo sie die echte apostolische Ueberlieferung finden und zuverlässig erfahren würden, was eigentlich christliche Lehre sei.

So waren es denn zuerst die Lehrstreitigkeiten, welche den Principat, den aus Roms Weltstellung entspringenden Vorrang der Römischen Kirche, durch ein religiöses Element verstärkten. Da Christus nicht in eigener Person erschien, um den authentischen Sinn streitiger Bibelworte zu erklären, und da sich der h. Geist nicht anders vernehmen ließ als durch Menschenmund, drei versammelte Bischöfe aber gewöhnlich vier verschiedene Meinungen äußerten, so blieb wirklich nichts übrig als eine entscheidende Instanz zu errichten. Jener Proceß, welcher gleich anfangs den Bischof zum Gemeindevorsteher erhoben hatte, wiederholte sich nun im Großen und ordnete allmählich die Bischöfe der kleineren Städte denen der Metropolen (Provinzialhauptstädte), und die Metropoliten den Patriarchen unter. Patriarchen hießen die Bischöfe der drei Reichshauptstädte Rom, Antiochia und Alexandria. Als Byzanz unter dem Namen Konstantinopel Kaiserresidenz wurde, da stieg sein Bischof zum Patriarchenrange empor, während mit der Bedeutung von Antiochia und Alexandria zugleich auch die Bedeutung ihrer Patriarchen dahinsank. Und gerade zu der Zeit, wo der römische Bischof schon mächtig genug war, um der Folie und der Hülfsmittel entrathen zu können, welche der Sitz einer weltlichen Centralgewalt ihm bis dahin geliehen hatte, hörte Rom auf, Kaiserresidenz zu sein, sehr zum Vortheile des Bischofs; denn einem orthodoxen Kaiser gegenüber hätte derselbe, wie das Beispiel des byzantinischen Collegen beweist, jene innere Unabhängigkeit nicht zu behaupten vermocht, welche sich einem Heiden oder Ketzer gegenüber von selbst versteht. Daß der Proceß ins Stocken gerieth,

Digitized by Google

als das Gebäude seiner Krönung nahe war, daß die zeitweilige Oberhoheit des römischen Patriarchen über die drei Orientalen nicht auf die Dauer durchgesetzt werden konnte, daran war lediglich die immer schroffer werdende ethnische, sprachliche und politische Spaltung zwischen Occident und Orient schuld. Synoden hatten bei Lehrstreitigkeiten keinen anderen Erfolg, als den Hader zu mehren. Kaum kann man sich des Mitleids erwehren, wenn man liest, mit welch' rührendem Vertrauen auf den h. Geist die Bischöfe, durch keinen Mißerfolg entmuthigt, immer wieder zu diesen Versammlungen pilgern. So hat seinerzeit Luther voll des kindlichsten Glaubens erwartet, wenn man nur „das Wort" allein „treibe" und gewähren lasse, so werde das schon die Wahrheit klar an den Tag bringen und daneben alle Früchte der Heiligung zeitigen. Und doch ist jene Zuversicht der alten Kirche wie der Reformatoren nicht reine Illusion zu nennen; um bei jener stehen zu bleiben, so hat sie, von dem in der Weltgeschichte waltenden Geiste getrieben, eine große Sendung erfüllt, ohne deren Inhalt zu kennen, hat sie die christlichen Ideen und die Elemente der griechisch-römischen Cultur durch ein Chaos von Völkerwanderungen, nationalen und politischen Um- und Neubildungen hindurch getragen.

Nach Ueberwindung des Gnosticismus, welcher den klaren und einfachen Gedankenkreis hellenisch gebildeter Christen durch die Zügellosigkeit morgenländischer Phantasien zu verwirren drohte, waren es die Lehren von der Trinität und von der Person Christi, welche die Christenheit vom 4. bis ins 7. Jahrhundert hinein aufregten.

Nicht völlig entbehrten jene theologischen Düfteleien des tieferen philosophischen Gehalts; so findet man mit einiger Ueberraschung den Substanzbegriff Spinoza's in einem Briefe des Hieronymus, der sich in dogmatischer Seelenangst, Entscheidung flehend, an den römischen Bischof Damasus wendet. Nicht wenige Fälle erzählt Langen, wo Bischöfe bald in wirklicher Gewissensangst, bald nur von Rechthaberei gestachelt, die Rolle des Glaubensrichters dem römischen Collegen förmlich aufdrängten.

Da die Bischöfe schon vom zweiten Jahrhundert ab einflußreiche Männer waren, so zog eine streitige Bischofwahl die ganze Stadt in Mitleidenschaft. Jene Periode dogmatischer Kämpfe hindurch aber waren Doppelwahlen, Usurpationen, Vertreibung rechtmäßiger Bischöfe an der Tagesordnung. Weltliche Motive wirkten mit ein; frühzeitig schon ward namentlich der römische Stuhl ein Ziel des Ehrgeizes und der Habgier. In Rom floß nicht selten Blut beim Wahlkampf; das Jahr 309 sah die erste förmliche Wahlschlacht. Zur Vermeidung des Blutvergießens verordnete König Athalarich, daß bei Streitigkeiten die Entscheidung des Hofes nachgesucht werden solle, und normirte die für die Mühewaltung der Beamten zu zahlende Gebühr auf 3000 Solidi. Ist es denkbar, daß die weltliche Obrigkeit sich der Einmischung in diese Angelegenheiten hätte entziehen können? Wurde doch schon der Heide Aurelian hinein verwickelt. Als er im Jahre 271 oder 272 Zenobia, die Königin von Palmyra, bekriegte, da fand er, daß Paul von Samosata, Bischof von Antiochia und Haupt der monarchianischen Secte, zu den Stützen der Wüstenkönigin gehörte. Darum wandte er sich an die Orthodoxen der Stadt und verfügte: „das bischöfliche Haus in Antiochia sei Dem einzuräumen, den die Bischöfe Italiens und der Stadt Rom als den rechtmäßigen Bischof anerkennten." Langen freilich läßt die Anregung zur Einmischung von den Christen ausgehen, aber ich folge hier Ranke, welcher seine Darstellung der Begebenheit (Weltgeschichte III, 452) mit den Worten schließt: „Sehr merkwürdig doch, daß ein Imperator von römischem Schrot und Korn mit Hülfe der lateinischen Kirche in die Irrungen der griechisch-christlichen Kirche eingegriffen hat. Eine römische und zugleich christlich-orthodoxe Partei bildete sich, vor der Paul aus Antiochia weichen mußte. Dann kam es vor der Sadt zu einem Kampfe, bei welchem die Monarchianer und der Bischof unterlagen."

Dürfen wir uns wundern, daß Constantin, der doch, ohne ein Christ zu sein, dem Christenthume innerlich sehr viel näher stand als Aurelian, die Beilegung des arianischen Zwistes auf dem von ihm veranstalteten Nicänischen Concile als eine hochwichtige Staatsangelegenheit betrieb, daß ein Edict des Kaisers Valentinian III. verfügt: ohne die Autorität des „apostolischen Stuhles" dürfe Nichts unternommen werden, daß die byzantinischen Kaiser sich immer tiefer in's Theologisiren verstrickten?

Die weltliche Herrschaft der Päpste erwuchs auf der soliden Basis jenes ansehnlichen Grundbesitzes, mit welchem die Frömmigkeit der Gläubigen „den heiligen Petrus" bedacht hatte, und zwar in der Zeit, da die Bevölkerung Mittelitaliens, eingekeilt zwischen raubgierige Longobarden und die abscheuliche Paschawirthschaft byzantinischer Exarchen, nirgends sonst mehr Schutz fand als beim Bischofe von Rom. Wie Gregor dem Großen (590—604) sehr gegen seine Neigung vom hülfeflehenden Volke die Rolle des Gouverneurs und Stadtcommandanten aufgedrängt wurde, wie dann der wahnwitzige Bildersturm den Italienern einen willkommenen Anlaß zum Abfalle darbot, so daß den Päpsten die Alleinherrschaft zufiel — thatsächlich wenigstens, dieselbe formell zu proclamiren, hielt eine tiefgewurzelte Empfindung der Unterthänigkeit gegen die kaiserliche Majestät sie zurück — das ist ja wohl bekannt.

Auch weiß alle Welt, daß in der römischen Curie das echte alte Römerthum fortlebt, welches sich von der hellenischen Art unterscheidet wie die Praxis von der Theorie. Nicht ohne eine gewisse verwunderte Genugthuung constatirt Langen, daß die großen Kirchenlichter des dritten Jahrhunderts, Origenes, Tertullian und Hippolyt, alle drei von Rom als Ketzer excommunicirt worden sind, und daß Papst Agatho (678—682) in einem Briefe an den Kaiser Konstantin IV. gesteht, es gebe in Italien keine bibelkundigen Männer, keine Theologen, weil in dem entvölkerten und verarmten Lande die Geistlichen sich mit ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt verdienen müßten (II, 551). Für spätere Zeiten hat Gregorovius bemerklich gemacht, daß bis in die Periode der Renaissance-Päpste hinein Rom den negativen Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens im Abendlande darstellt. Sollte nicht grade mit diesen Erscheinungen eines der Elemente angedeutet sein, aus denen Rom's Herrscherberuf sich zusammensetzt? Wer herrschen will, der muß zwar die Wissenschaft schützen und sie zu benützen verstehen, aber er darf nicht selbst gelehrt sein. Plato brauchte nur auf sein raisonnirendes, zerfahrenes Athen zu schauen, und er sah sein politisches Ideal, die Herrschaft der Philosophen, verwirklicht. Die römischen Bischöfe ließen sich nicht gern in gelehrte Untersuchungen ein, aber sie verstanden es, die gelehrten Streitigkeiten der Orientalen auf dem Wege praktischer Vermittelung ohne logische Skrupel für sich auszunützen. Die Kirchenzucht handhabten sie kräftig und consequent, ohne überspannte Strenge; tüchtige Juristen, vortreffliche Oeconomen, ließen sie sich doch bei Verwaltung des wachsenden Kirchenvermögens nicht selten durch väterliches Wohlwollen gegen die Armen leiten; nach Art des alten Senats behielten sie die Welt im Auge, umherspähend, wo es etwas zu richten und zu schlichten gebe; keine Gelegenheit zur Einmischung ließen sie ungenützt vorübergehen, stempelten jeden Gelegenheitsentscheid sofort zu einem Ausflusse uralten Rechts und begründeten dieses vorgebliche Recht durch fleißige Auslegung der biblischen Stellen über den Vorrang des Petrus. Sie rannten nicht mit dem Kopfe gegen die Wand, sondern fügten und schmiegten sich. Ist ein Bischof noch sehr mächtig, dann läßt man sich herab, mit ihm als einem Gleichberechtigten zu verkehren; kommt ein hülfesuchender College, so macht man ihm seine Unterordnung fühlbar; ist der Kaiser oder König jung und schwach, so titulirt man ihn „Herr Sohn!", steht er da in der Fülle männlicher Kraft und politischer Macht, so drückt man sich respectvoll aus und beugt sich vor der Majestät. Den Germanen gegenüber kam die kindliche Ehrfurcht und Lernbegier zu statten, mit der diese edlen Halbbarbaren das imposante Gebäude griechisch-römischer Cultur anstaunten, welches noch dazu seit seiner Bekehrung zu Christus im Glanze der Heiligkeit strahlte, und dessen Hüter und Gebieter in Byzanz der Kaiser, in Rom der Bischof war. Grenzenlos war das Vertrauen, namentlich der weichmüthigeren Stämme wie der Angelsachsen, zu Rom; unglaublich schien es ihnen und strafwürdige Verleumdung,

Digitized by Google

wenn sie vernehmen mußten, daß zu Rom mitunter auch Ruchloses verübt werde.

Freilich blieben ihnen die schmerzlichsten Enttäuschungen in dieser Hinsicht nicht erspart. Sollte die Kirche alle Stürme wilder Zeiten überdauern, so war das feste juristisch-bureaukratische Gefüge unentbehrlich, welches praktischer Römersinn ihr verliehen hat; aber dessen Bau und Erhaltung forderte jene Weltklugheit, jenen Weltsinn und jenen rücksichtslosen Corporationsegoismus, die das Gegentheil von der evangelischen Einfalt, von der Himmelssehnsucht und vom Streben nach persönlicher Heiligung sind. Nicht ohne Entsetzen können aufrichtig fromme Seelen die Briefe der Päpste Stephan III. und Paul I. an Pipin lesen, aus denen gemeine Habgier und Falschheit spricht, oder vernehmen, wie Hadrian I. das Wort eines „Heiligen" billigt: es sei besser, alle schlechten Häuser der Stadt zu besuchen, als die Bilderverehrung zu unterlassen.

Concentrisch fortschreitend, erweiterte sich das Präsidium im römischen Kirchengemeinderathe zur Jurisdiction über die ganze Kirche, wie sich vordem die respublica zum orbis terrarum erweitert hatte, und verlieh dem Namen „Römische Kirche" eine von der ursprünglichen himmelweit verschiedene Bedeutung. Langen hat die einzelnen Fortschreitungen genau markirt, und es ist ebenso unterhaltend als lehrreich, dieselben in seinem Buche zu verfolgen. Gedenken wir hier nur der wichtigsten. Den 11. Februar 385 könnte man den Geburtstag des Papstthums nennen. An diesem Tage nämlich unterzeichnete Siricius die erste päpstliche Decretale, ein Rescript an den Bischof Himerius von Tarragona, welches unter den noch vorhandenen echten Erlassen des nunmehrigen Oberbischofs an die untergebenen Bischöfe der älteste ist. Einen besonderen Titel nimmt Siricius noch nicht für sich in Anspruch. Leo I. (440—461) war der erste unter den römischen Bischöfen, der seinen Ansprüchen eine wohldurchdachte biblische Begründung unterlegte und mit Hülfe der kaiserlichen Autorität — dem jungen Valentinian wird er selbst das Concept zu dem oben erwähnten Edicte geliefert haben — seine Jurisdiction über die ganze Kirche ausdehnte; rector ecclesiae, Lenker der Christenheit, läßt er sich in dem Schriftstücke nennen. Nikolaus I. endlich (858—867), auf welchen die Schlußworte des 2. Bandes hinweisen, ist „der erste mittelalterliche Papst gewesen, vom Orient verworfen, aber im Abendlande emporsteigend zur Herrschaft über Fürsten und Völker".

Wo zur Begründung neuer Ansprüche die alten Decrete nicht hinreichten, da erwies sich das Pergament stets geduldig. Gewissensbedenken standen der Fälschung nicht im Wege. Je mehr man sich in dem Chaos der Barbarei von der klaren Denkweise des ersten hellenistisch geschulten Jahrhunderts entfernte, desto unangenehmer machte das orientalische Element der Bibel, das Wunder- und Visionenwesen, sich geltend. Gregor der Große, sonst ein nüchterner Mann von praktischer Tüchtigkeit, lieferte in den abgeschmackten Wundergeschichten, die unter dem Titel „Dialogen" bekannt sind, das Vorbild für die mittelalterliche Unterhaltungsliteratur. Die wundersüchtig gewordene Phantasie, der kein geschulter Verstand, kein gründliches Wissen das Gleichgewicht hielt, erzeugte Nebel, welche den klaren Horizont der Hellenenzeit verhüllten. In diesem Nebel schwand mit der Möglichkeit auch die Lust und Gewohnheit, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und ging, wie Hartpole Lecky so schön darlegt, der Wahrheitssinn um so eher verloren, als dessen Schutzwehr, der correcte Styl, vom Schwalle byzantinischer Höflichkeiten und frommer Predigtphrasen weggeschwemmt wurde. Brauchte man eine Urkunde, flugs war sie fertig. — Die berüchtigtste aller Fälschungen vor Nikolaus ist die „Konstantinische Schenkung", laut welcher Kaiser Konstantin nicht bloß die Ueberordnung des Papstes über alle Bischöfe erklärt, sondern demselben auch den Lateranpalast und ganz Italien schenkt, seine eigene Residenz aber, um dem neuen Herrscher Platz zu machen, nach Byzanz verlegt. Langen glaubt die Zeit dieser kühnen Fälschung ziemlich genau angeben zu können. Als die Herrschaft der Byzantiner in Italien erloschen, die der Longobarden gebrochen war, da hoffte die Curie mit Hülfe des gewaltigen Franken Karl, der für Ostern 778 seinen Besuch in Rom zugesagt hatte, die weltliche Herrschaft über ganz Italien gewinnen zu können, und gedachte durch jene Fälschung den König und die öffentliche Meinung zu bestimmen. Aber Karl war nicht der Mann, sich durch Pergamente imponiren zu lassen, er nahm Italien für sich. Nachdem der Curie klar geworden war, daß es mit dem Papstkönigthume nichts sei, wollte Leo III. sich wenigstens einen idealen Antheil an dem zu erneuernden abendländischen Kaiserthume sichern, und bereitete dem Könige jene „Ueberraschung" in der Christnacht des Jahres 800. Ueberrascht, meint Langen, war Karl wirklich, aber nicht etwa, weil seine Bescheidenheit sich gegen den Kaisertitel gesträubt hätte, sondern weil er sich selbst die Kaiserkrone aufzusetzen gedacht hatte, die er nun zu seinem Verdrusse als ein Geschenk des Papstes empfangen mußte.

„Der Zweck dieses Werkes ist ein rein wissenschaftlicher", sagt Langen im Vorwort zum ersten Bande. Darin liegt das Versprechen der Objectivität, und dieses Versprechen ist im Großen und Ganzen gehalten worden. Aber auf Polemik gänzlich zu verzichten, das hat Langen als guter Altkatholik doch nicht übers Herz gebracht. Z. B. verfehlt er niemals, solche Thatsachen besonders hervorzuheben, welche gegen die päpstliche Unfehlbarkeit sprechen, und die sind zahlreich und stark. Es ist ja richtig, kaum Luther kann sich rühmen, so gründlich von Rom verflucht worden zu sein, wie der „ketzerische" Papst Honorius von seinen unvorsichtigen Nachfolgern. Aber was ist damit gewonnen? Leute, die das Bedürfniß nach einer dogmatischen Autorität empfinden, die fragen nicht nach der historischen Berechtigung des Befriedigungsmittels; stehen historische Gründe entgegen, dann „überwindet das Dogma die Geschichte", wie Langen selbst resignirt bemerkt. Auch sollte er nicht übersehen, daß die Dogmen ihrerseits von der Geschichte überwunden werden: die Geschichte, nicht jene welche geschrieben wird, sondern jene, welche geschieht, die Geschichte und nichts Anderes ist es, was im Wandel der Zeiten die kirchlichen, wie die politischen und wissenschaftlichen Dogmen bildet und auflöst.

Socialistische Phantasiestaaten.

Von A. Bodek.

Wenn wir ganz phantastische und überschwängliche Ideen von politischen, socialen, religiösen Zuständen, die nie und nirgends waren, sind oder sein werden, mit einem kurzen Schlagworte bezeichnen und abthun wollen, so nennen wir sie Utopien. Irgend eine bestimmte Vorstellung verbinden wir mit dem Worte nicht, eben weil wir uns gewöhnt haben, grade das Unbestimmte, Verschwommene, Unwirkliche damit zu bezeichnen. Und doch hat ein solches „Nirgendheim" oder „Nirgendland" — dies ist der Sinn des dem Griechischen entlehnten Wortes — einmal existirt, ja es existirt noch — wenn auch nur als Buch. „Utopia" nannte nämlich der englische Kanzler Thomas Morus einen von ihm ersonnenen Idealstaat auf communistischer Grundlage, dessen Bild er in einem 1516 erschienenen Buche entwarf.

Solche Staatsromane hatte es schon früher gegeben, und schon Plato's „Republik" war im Grunde nichts Anderes gewesen, als die Schilderung eines idealen Staatswesens, wie es nach der Meinung des großen griechischen Philosophen beschaffen sein sollte. Während aber Dieser bei aller Höhe und Idealität des Gedankenfluges sich doch noch durchaus im Vorstellungskreise des Alterthums bewegte und sein Staatsideal auf aristokratischer Grundlage, ja auf dem ihm als selbstverständlich geltenden Fortbestande der Sklaverei aufbaute, athmet das Werk von Thomas Morus den modernen Geist der Demokratie, in der nicht nur die Gütergemeinschaft, sondern auch die Freiheit und Gleichheit Aller verwirklicht werden soll. Daher ist die „Utopia" nicht nur zum Vorbild für alle Staatsromane der Neuzeit geworden, sondern auch zum Typus und zur Gattungsbezeichnung für alle social-communistisch-

Digitized by Google

demokratischen Bestrebungen überhaupt, bis herauf zur Socialdemokratie unserer Tage.

Schon darum, und ganz abgesehen von dem allgemeineren culturgeschichtlichen Interesse, verlohnt es sich für Jeden, der die socialen Bewegungen der Gegenwart mit verständnißvoller Theilnahme verfolgen will, sich näher mit jenem Vorbild und mit den Nachbildern, die es gezeitigt hat, bekannt zu machen. Eine sehr willkommene, lichtvolle und fesselnde Anleitung hierzu gibt Dr. Moritz Brasch in einem höchst zeitgemäßen Schriftchen „Socialistische Phantasiestaaten", das als Sonderabdruck aus dem größeren Werke des Verfassers „Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neueren Philosophie und Literatur" erscheint.*)

Das Werk von Thomas Morus hätte kaum so schnell und tief eingeschlagen, wenn es nicht eben das Werk dieses Mannes gewesen wäre. Er war es, der als Kanzler Heinrichs VIII. von England sich weigerte, dem von der Schönheit Anna Boleyn's bezauberten, die Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Arragonien betreibenden König zu Willen zu sein; er war es, der dem von einem liebedienerischen Parlament angenommenen neuen Erbfolgegesetze, wonach nur die Kinder aus der zweiten Ehe des Königs regierungsfähig sein sollten, die Anerkennung versagte und seinen Widerstand mit dem Tode durch Henkershand büßen mußte (1535). So tragisch dieses Ende war, so hat es doch das Glück des Buches von Morus gemacht, das vielleicht klanglos verschollen wäre, wenn das merkwürdige Leben, Wirken und Sterben des Verfassers ihm nicht die allgemeinste Beachtung gesichert und es noch interessanter gemacht hätten, als es an sich schon war. Derselbe hohe und freie Sinn, der dem Verfasser das Leben kostete, spricht auch aus seinem Werke, das wegen seiner communistischen Tendenz wohl manche Verwirrung angerichtet haben mag, das aber auch der heilsamen Wirkungen nicht entbehrt wegen seiner entschiedenen Frontstellung gegen die staatlichen und gesellschaftlichen Mißstände, denen in der „Utopia" ein scharfes und beschämendes Gegenbild vorgehalten werden sollte.

Auf dem weltfernen Schauplatze von Morus' Idealstaat, der Insel „Utopia", herrscht nicht nur allgemeine Glaubensfreiheit, sondern vollkommene Gleichheit, Gleichheit in den äußeren Lebensbedingungen, im Bau der Straßen und Häuser, in der Kleidung, aber auch in der Beschäftigung, deren Haupttheil der Ackerbau ist, während ein anderer dem Handwerk, ein anderer geistiger Thätigkeit gewidmet ist. Der Normalarbeitstag, diese Hauptforderung der heutigen Socialdemokratie, ist auf Utopia verwirklicht. Nur sechs Stunden gehören der Arbeit, die übrige Zeit den Künsten und Wissenschaften, dem edlen und maßvollen Genuß, der Erholung und dem Schlaf. Gemeinsam ist die Arbeit, gemeinsam das Eigenthum. Aus gemeinsamen Magazinen bezieht jede Familie die zu ihrem Unterhalt nöthigen Mittel. Gemeinsam werden in öffentlichen Anstalten die Mahlzeiten abgehalten. Nur die Weibergemeinschaft, die sonst fast immer ein Anhängsel communistischer Systeme bildet, ist auf Utopia unbekannt. Dort herrscht die untrennbare Ein-Ehe, die, wie das Familienleben überhaupt, streng geregelt und geheiligt ist; denn auf den Familien und ihren unter besonderer, erwählter Führung stehenden Verbänden baut sich das Gemeinde- und Staatsleben auf. An der Spitze des Ganzen, eines republicanisch organisirten Freistaates, steht ein Präsident, der von den Vorstehern der Familienverbände aus den vier vom Volke gewählten Bürgern geheim gewählt wird. Ihm steht, als eigentliche Regierungsbehörde, ein gewählter Senat zur Seite, der aber in wichtigen Staatsfragen an die Mitentscheidung der allgemeinen Volksversammlung gebunden ist. Der Krieg ist verpönt und nur zu Vertheidigungszwecken gestattet. Der Rechtspflege bleibt, da die meisten Streitigkeiten und Verbrechen infolge der communistischen Verfassung gegenstandslos werden, nur ein bescheidenes Gebiet, das sie mit humaner Milde verwaltet. Der Religion liegt Jeder nach freier Wahl im Hause oder in besonderen Gottesdiensten ob; doch giebt es gemeinsame Tempel, in denen ohne Gottesbilder, ohne Dogmen und ohne irgend welchen Gegensatz zu den verschiedenen Glaubensformen ein neutraler Cultus des Göttlichen und der Humanität, etwa nach Art unserer Freimaurerlogen, gepflegt wird. Nur der Glaube an Gott und Unsterblichkeit liegt diesem allgemeinen Dienste zu Grunde, womit nicht im Widerspruch steht, daß die Leichen nicht beerdigt, sondern mit ergreifender Feierlichkeit verbrannt werden.

Thomas Morus, der die Schilderung dieses Idealstaates einem Andern in den Mund legt, sagt davon zum Schlusse mit sehr erklärlicher Vorsicht, daß „nicht Alles darin zu billigen, daß es aber bei den Utopiern eine Menge von Dingen gibt, von welchen zu wünschen, daß auch unsere Gemeinwesen sie sich aneignen möchten." Wir können dieses Urtheil ebenso sehr unterschreiben wie das des deutschen Staatsrechtslehrers Robert von Mohl, der trotz der communistischen Grundtendenz „nicht von dem Werke wegtreten kann ohne Gefühl der Achtung vor dem Talent und dem tiefen Blicke des Staatsmannes."

Unter den zahlreichen Nachbildungen der „Utopia", zu denen neben dem von Brasch skizzirten „Sonnenstaate" Campanella's, der „Neuen Atlantis" Bacon's, der „Oceana" Harrington's u. A. wohl auch der von ihm nicht angeführte „Leviathan" von Hobbes gehört, ragt durch eigenartige Bedeutung das Werk Etienne Cabet's heraus, der, aus der Schule des französischen Socialismus hervorgegangen, nicht nur die Dichtung eines Staatsideals des neunzehnten Jahrhunderts, sondern auch dessen Verwirklichung unternahm, womit er freilich kläglich scheiterte. Nichts liest sich, wenn man einmal über die social-communistischen Voraussetzungen hinweggegangen, schöner und erbaulicher, als die phantastischen, bunt belebten Schilderungen, die Cabet in der „Reise in Ikarien" von seinem Idealstaate entwirft. Aber nichts ist auch ergreifender und lehrreicher als die Geschichte der Colonialgründungen, die Cabet wiederholt zur Ausführung seiner Träume auf amerikanischem Boden versuchte und die damit endeten, daß der Urheber dieser schnell zerstobenen Staatsgebilde verfolgt und verlassen an gebrochenem Herzen (1856 in Missouri) starb. Die treffendste Kritik hat Cabet selbst im Voraus an seinem Werke geübt, indem er dafür den ahnungsvollen und ominösen Namen „Ikarien" wählte. Ikaros hieß ja in der hellenischen Sage jener unternehmungslustige Luftschiffer, der sich mit den von seinem kunstreichen Vater Dädalos gefertigten Wachsflügeln in die Wolken erhob, dabei aber der Sonne zu nahe kam und mit den zerschmolzenen Schwingen in's Meer hinabstürzte.

Ikaros ist auch der Typus all der sonderbaren Schwärmer, die, den Boden der Wirklichkeit mit ihren unvermeidlichen Unzulänglichkeiten und Härten verlassend, ein Reich absoluter Vollkommenheit, Gleichheit und Gerechtigkeit in die Lüfte bauen und dabei an den Schranken der menschlichen Natur zerschellen müssen. Ganz zweck- und werthlos sind diese utopischen Luftreisen darum aber doch nicht. Sie schärfen den Blick der Völker für die bestehenden Mängel und Gebrechen, drängen auf eine bessere und reinere Gestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände hin und bereiten so die Heilung der socialen Uebel und den Fortschritt der Cultur auf anderen Wegen vor.

*) Leipzig, Th. Huth.

Digitized by Google

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Fortsetzung.)

Fräulein Mary Jane stutzte einen Augenblick, dann bemerkte sie mir ein wenig spitz: „Sage meinetwegen, ich sei Freundinnen besuchen gegangen, doch dem sauberen Paare darf man keinen Gruß von mir ausrichten."

„Gut, also keinen Gruß." — Warum sollt' ich ihr gegenüber darauf bestehen?! „Aber noch eins, Fräulein, der Geldsack."

„Nun, den haben die leider; und ich fühle mich beschämt, wenn ich daran denke, wie sie ihn bekamen."

„Nein, da irren Sie sich. Die haben ihn nicht."

„Die nicht? wer sonst?"

„Ich wünsche, ich wüßt' es; doch weiß ich es nicht. Ich hatte ihn, denn ich stahl ihn von den Kerls; stahl ihn für Sie: weiß auch, wo ich ihn versteckte, fürchte aber, er ist nicht mehr da. Es thut mir sehr leid, Fräulein Mary Jane, nie hat mir etwas mehr leid gethan; aber ich that Alles, was ich thun konnte, so wahr ich lebe, ich meinte es ehrlich. Ich wurde beinah' erwischt und ich mußte ihn am ersten besten Platz verstecken und mich aus dem Staube machen — und es war kein guter Platz."

„O, hör' doch auf, Dich anzuklagen — es ist nicht recht von Dir, und ich laß es nicht zu; Du konntest nicht anders — es war nicht Dein Fehler. Wo versteckteſt Du ihn?"

Ich wollte sie nicht wieder an all' ihren Kummer erinnern, so schwieg ich eine Minute und sagte dann:

„Ich sag' es Ihnen jetzt lieber nicht, wo ich ihn hinthat, Fräulein Mary Jane, wenn Sie's mir nicht übelnehmen; doch will ich es für Sie auf ein Stück Papier schreiben, und Sie können es auf dem Wege zu Lothrop's lesen, wenn Sie wünschen. Sind Sie damit zufrieden?"

„O ja."

So schrieb ich denn: „Ich verbarg ihn im Sarg. Er steckte drin, als Sie dort weinten — damals in der Nacht. Ich stand hinter der Thür und hatte viel Mitleid mit Ihnen, Fräulein Mary Jane."

Mir wurden die Augen feucht, bei dem Gedanken, wie sie dort einsam in der Nacht weinte, während diese Teufel, unter ihrem eigenen Dach beherbergt, sie betrogen und beraubten, und als ich das Papier zusammenfaltete und ihr gab, sah ich auch in ihren Augen Thränen; und sie schüttelte mir kräftig die Hand und sagte:

„Leb' wohl. Ich will Alles thun, wie Du mir's gesagt hast; und sollte ich Dich auch nie wiedersehen, werde ich Dich doch nie vergessen, und ich werde oft, sehr oft an Dich denken und für Dich auch beten!" — und sie war fort.

Für mich beten! dacht' ich bei mir, na, wenn die Dich kennte, würde sie eine Arbeit wählen, die ihrer Kraft angemessener und Erfolg versprechender wäre. Einerlei, ich wette sie hat's doch gethan — brav genug war sie. Darüber war kein Zweifel, sie hatte mehr Festigkeit, als ich je in einem Mädchen gesehen habe, und mehr wirklichen Charakter. Das mag wie Schmeichelei klingen, ist aber keine. Und was Schönheit anbetrifft, und auch Güte — ach, da übertraf sie Alle. Seit dem Augenblicke, da sie aus der Thür ging, hab' ich sie nie wiedergesehen; nein — nie; aber an sie gedacht hab' ich viele, viele millionen Male und an ihre Worte, daß sie für mich beten würde; und wenn ich je gedacht hätte, daß es ihr wohl thun könnte, wenn ich für sie betete, so will ich verdammt sein, wenn ich's nicht wenigstens versucht hätte.

Also Mary Jane war fort, und Niemand hatte sie fortgehen sehen. Als ich der Susan und der Hasenlippe begegnete, sagte ich:

„Wie heißen die Leute jenseits des Flusses, die Sie Alle zuweilen besuchen?"

Sie antworteten:

„Da sind mehrere, aber besonders die Proctors."

„Das ist der Name", rief ich, „bald hätt' ich's vergessen: Fräulein Mary Jane befahl mir, Ihnen zu sagen, daß sie in großer Eile dahinüber mußte — Jemand ist dort krank."

„Wer denn?"

„Ich weiß nicht; hab's wenigstens vergessen; aber ich glaube, es war —"

„Um Gottes willen, ich hoffe doch nicht Hannah?"

„Leider doch", rief ich, „Hannah war der Name."

„Alle Güte — und noch vorige Woche war sie so munter! Ist es schlimm?"

„Ach, wenn's nur schlimm wäre. Sie wachten bei ihr die ganze Nacht, sagte Fräulein Mary Jane, und fürchten, daß sie nicht mehr viele Stunden leben wird."

„Wer hätte das gedacht! Was fehlt ihr denn?"

Mir fiel im Augenblick nichts Vernünftiges ein, so sagte ich denn:

„Bräune."

„Bräune, Du Schlafmütze! Man wacht nicht die Nacht bei Leuten, die die Bräune haben."

„So, meinen Sie? — na, Sie können darauf wetten, daß man bei dieser Bräune aufsitzt und wacht. Dies ist eine ganz andere Bräune. Es ist ein interessanter Fall, sagte Fräulein Mary Jane."

„Wieso?"

„Weil er mit anderen Uebeln verbunden ist."

„Was für anderen?"

„Ach, mit Masern und Keuchhusten und Rose und Schwindsucht und Gelbsucht und Gehirnfieber, und ich weiß nicht, was noch mehr."

„Herrje! Und das nennen sie die Bräune?"

„Das ist, was Fräulein Mary Jane sagte."

„Aber um Alles in der Welt, warum nennen sie das Bräune?"

„Warum? weil's Bräune ist, und damit anfängt."

„Da ist ja gar kein Verstand drin. Jemand kann stolpern und dann Gift nehmen, oder in den Brunnen fallen, oder das Genick brechen, oder sich 'ne Kugel vor'n Kopf schießen. Dann kommt Jemand anders des Weges her und fragt, woran der gestorben ist; und irgend ein Hanswurst antwortet: Woran? nun am Stolpern. — Kann's anstecken?"

„Ob's ansteckt? wie Sie doch fragen können. Steckt 'ne Kohle an, wenn man sie ins Schießpulver wirft?"

„Das ist ja schrecklich", rief die Hasenlippe. „Das muß ich gleich Onkel Horvey sagen und —"

„O ja", rief ich, „nicht wahr, he? je schneller, je besser — keine Zeit zu verlieren?"

„Nun, und warum denn nicht?"

„So hören Sie mir eine Minute zu, dann wird es Ihnen vielleicht einleuchten. Sind ihre Onkel nicht verpflichtet, so bald als möglich nach England heimzukehren? Und halten Sie sie für schlecht genug, fortzugehen und Sie zurückzulassen, um nachher die lange Reise ohne Schutz zu unternehmen? Sie wissen, daß sie auf Sie warten werden. So weit ist es gut. Ihr Onkel Horvey ist ein Prediger, nicht wahr? Wohl denn; wird ein Prediger einen Dampfbootbeamten täuschen — wird er den Seeschiffsbeamten täuschen — damit sie Fräulein Mary Jane an Bord kommen lassen? Sie wissen recht gut, daß er das nicht thäte. Also was wird er thun? Nun, er wird sagen: „Das ist recht fatal, aber meine Kirche muß zusehen, wie sie fertig wird, denn meine Nichte war dieser gräßlichen Special-Bräune ausgesetzt, und es ist meine Pflicht und Schuldigkeit, hier zu sitzen und die drei Monate zu warten, die es braucht, um zu zeigen, ob sie angesteckt ist." — Aber Sie brauchen ja mir nicht zu gehorchen, wenn Sie denken, es sei besser, dem Onkel Horvey zu sagen —"

„Was, drei Monate hier herumliegen, wenn wir uns in England so gut amüsiren könnten, und hier zu warten, bis wir wissen, ob Mary Jane angesteckt ist oder nicht? Du bist wohl nicht gescheidt".

Digitized by Google

„Aber wär's nicht gut, es einigen Nachbarn zu sagen?"

„Nun hör' doch Einer — Deine Dummheit geht über Alles. Weißt Du denn nicht, daß sie es gleich ausposaunen würden? Das Beste ist, es Niemand zu sagen."

„Mag sein, daß Sie Recht haben — ja, ich glaube, Sie haben Recht."

„Aber ich dächte, wir sollten Onkel Horvey wenigstens sagen, daß sie auf eine Weile ausgegangen ist, so daß er sich nicht um sie beunruhigt?

„Ja, Fräulein Mary Jane wünschte, daß Sie das thäten. Sie sagte, bringe den Onkeln Horvey und William von mir Gruß und Kuß und sage ihnen, ich sei über'n Fluß gegangen auf Besuch zu Herrn — Herrn — was ist der Name der reichen Familie, auf die Ihr Onkel Peter so viel hielt? — Ich meine die, welche —"

„Ach, wohl die Apthorp's, nicht wahr?"

„J, natürlich. Der Kuckuck soll diese Namen holen, die man gar nicht behalten kann. Ja, sie sagte, ich solle melden, sie sei hinüber, um die Apthorp's zu bitten, sicher zur Auction zu kommen und dies Haus zu kaufen, denn sie glaubte, Onkel Peter hätte es lieber gesehen, daß sie es bekämen, als irgend Jemand anderes. Und sie will ihnen so lang zusetzen, bis sie versprechen zu kommen, und dann, wenn nicht zu müde, will sie heimkommen; doch ist sie zu müde, so kommt sie morgen früh sicher. Sie wünschte, daß man nichts von den Proctor's sagen solle, sondern nur von den Apthorp's — was auch ganz wahr ist, denn sie wird wegen des Hauses sprechen; ich weiß es, denn sie hat es mir selbst gesagt."

„Schon gut", riefen sie und gingen fort, um den Onkeln Gruß, Küsse und die Nachricht zu bringen.

Soweit war Alles gut. Die Mädchen, dachte ich, werden reinen Mund halten, denn sie wollen nach England gehen; und König und Herzog ist es lieber, daß Mary Jane fort sei, für die Auction arbeitend, als noch bei im Bereiche des Dr. Robinson. Ich fühlte mich sehr zufrieden und meinte, ich hätte es ziemlich nett gemacht.

Die Auction fand spät am Nachmittag statt und zog sich lange hin. Der Alte stand neben dem Auctionator, machte ein Armsündergesicht, warf hier und da einen Bibelvers mit ein oder auch dann und wann ein Schmeichelwort; und der Herzog gu—gu—te herum, um Theilnahme zu erregen.

Endlich war's zu Ende und Alles verkauft — Alles außer einem kleinen Begräbnißplatz auf dem Kirchhof, der auch noch verkauft werden mußte. Während sie noch damit beschäftigt waren, landete ein Dampfboot, und in etwa zwei Minuten kam eine Menschenmenge mit „Hallo" und „Hurrah", lachend und mit hochgeschwenkten Hüten herbei.

Sie brachte einen sehr gut aussehenden alten Herrn und einen hübschen jungen, der den rechten Arm in einer Schlinge trug, und, meiner Seel, wie das Volk jubelte und lachte und sich wie toll geberdete!

Nun, dachte ich, würde das schlimme Paar erblassen. Doch nichts der Art. Der Herzog that, als hätte er nicht den geringsten Argwohn Dessen, was vorging, sondern „gu-gu-te" drauf los, wie ein Krug mit engem Halse, aus dem man Buttermilch gießt. Der König sah so kummervoll auf die Neuankömmlinge herab, als mache es ihm Magenbeschwerden bis ans Herz hinan, zu denken, daß es solche Schurken und Betrüger auf der Welt geben könne. O, er machte das bewundernswerth. Eine Menge Leute umringten den König, um ihm zu zeigen, daß sie auf seiner Seite seien. Der eben angekommene alte Herr schaute drein, als wäre er ganz verdutzt. Bald jedoch fing er zu reden an, und ich konnte gleich hören, daß er wie ein Engländer sprach, nicht wie der König, obwohl dieser es ganz gut nachmachte. Des alten Herrn Worte kann ich nicht geben, wie er sie gab, aber er sagte etwa Folgendes:

„Dies ist eine Ueberraschung, der ich nicht entgegen sah; und ich muß es leider frei gestehen: ich bin schlecht vorbereitet, ihr zu begegnen, denn mein Bruder und ich haben Unglück gehabt; er hat den Arm gebrochen, und unser Gepäck wurde durch einen Irrthum letzte Nacht in einem Städtchen oberhalb hier ans Land gesetzt. Ich bin Peter Wilk's Bruder Harvey, und dies ist sein Bruder William, der weder hören noch reden — und jetzt auch nicht einmal ordentlich Zeichen machen kann, da er nur eine Hand dazu frei hat. Wir sind, was wir zu sein vorgeben; und in ein bis zwei Tagen, wenn ich mein Gepäck erhalte, kann ich's beweisen. Bis dahin will ich nichts weiter sagen, sondern ins Gasthaus gehen und warten."

So gingen er und der neue Stumme ab; und der König platzte folgendermaßen los:

„Arm gebrochen — sehr wahrscheinlich, he? — und sehr rechtzeitig, auch für einen, der Zeichen machen soll und es nicht gelernt hat. Gepäck verloren! Auch sehr gut! — und recht erfindungsreich — unter den Verhältnissen!"

Dann lachte er und die andern auch, außer dreien oder vieren oder vielleicht einem halben Dutzend. Einer dieser war der Arzt, ein anderer ein scharf dreinblickender Herr mit einer alten Reisetasche, der eben mit dem Dampfboot gekommen war und mit dem ersteren leise sprach — sie sahen zum König hinüber und winkten einander zu — es war Levi Bell, der Advocat, der in Louisville gewesen war. Noch ein anderer war ein großer, rauher, unbeholfener Kerl, der erst dem alten Herrn zugehört hatte und nun dem König aufhorchte. Als dieser geendet, fuhr ihn ersterer an:

„Hör' mal, wenn Du Harvey Wilks bist, wann kamst Du hierher?"

„Den Tag vor der Beerdigung, Freund", sprach der König.

„Zu welcher Tageszeit?"

„Am Abend, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang."

„Wie kamst Du?"

„Von Cincinnati mit Dampfer Susan Pawell."

„Wohl denn, wie geschah's, daß Du am Morgen in einem Canoe zur Landzunge kamst?"

„Ich war am Morgen nicht bei der Landzunge."

„Das ist gelogen!"

Mehrere sprangen zu ihm hin und baten ihn, doch nicht so zu einem alten Manne und Prediger zu reden.

„Potz Prediger, ein Betrüger und Lügner ist er. Er war den Morgen auf der Landzunge. Ich wohne da — ich war da und er war da. Ich sah ihn dort. Er kam in einem Canoe mit Tim Collins und einem Knaben."

Da rief der Arzt:

„Würdest Du den Knaben erkennen, wenn Du ihn siehst, Heins?" —

„Ich weiß nicht, aber ich glaube. Da ist er ja, ich kenne ihn ganz gut."

Er wies auf mich. Der Arzt sprach:

„Nachbarn, ich weiß nicht, ob das neue Paar Betrüger sind oder nicht; aber wenn sie es nicht sind, so bin ich nicht bei Sinnen. Ich halte es für unsere Pflicht, sie nicht fortzulassen, bis wir mehr darüber wissen. Komm, Heins, kommt alle, wir nehmen dies Paar ins Gasthaus und confrontiren sie mit dem andern. Wir werden wohl etwas ausfindig machen, bevor wir damit zu Ende sind."

Das war Spaß für die Menge, wenn auch nicht für des Königs Freunde; so gings denn los. Es war um Sonnenuntergang. Der Arzt führte mich bei der Hand; er war ganz freundlich, ließ aber nie meine Hand los.

Wir gingen ins große Zimmer des Gasthofs, zündeten Licht an und holten das neue Paar. Erst sprach der Arzt.

„Ich wünsche, mit diesen beiden Männern nicht zu hart zu verfahren, aber ich halte sie für Betrüger und sie können Helfershelfer haben, von denen wir nichts wissen. Ist es also, so könnten die nicht den Sack Geld bei Seite bringen, den Peter Wilks hinterlassen? Unwahrscheinlich ists nicht. Wenn diese Männer keine Betrüger sind, so werden sie sich nicht weigern, nach dem Gelde zu schicken und uns es aufbewahren lassen bis sie sich richtig ausweisen. — Hab ich Recht?"

Alle stimmten bei. So schien mir's, daß unser Pärchen, sich gleich schon in einer bösen Klemme befand. Doch der König sah kummervoll aus und sprach:

„Meine Herren, ich wünschte das Geld wäre da, denn ich habe nichts gegen eine redliche, offene Untersuchung dieser erbärmlichen Affaire; aber ach, das Geld ist nicht da.

„Wo ist es denn?"

Digitized by Google

„Nun, als meine Nichte es mir zum Aufheben gab, verbarg ich es im Bettstroh, mit der Absicht, während der wenigen Tage unseres Hierseins es auf die Bank zu senden. Wir hielten das Bett für einen sicheren Platz, — nicht an Neger gewöhnt, hielten wir sie für ehrlich wie Domestiken in England. Die Neger stahlen es den nächsten Morgen, nachdem ich das Zimmer verlassen; als ich sie verkaufte, vermißte ich das Geld noch nicht, und so sind sie damit fort. Mein Diener hier kann Ihnen darüber berichten, meine Herren."

Der Arzt und mehrere Andere riefen „Unsinn!" und ich sah, daß Niemand ihm wirklich glaubte. Einer fragte mich, ob ich's die Neger hätte stehlen sehen. Ich entgegnete: nein, aber ich hätte die Neger fortschleichen sehen und hätte mir nichts Besonderes dabei gedacht, nur daß sie meinen Herrn aufgeweckt und sich aus dem Staube gemacht hätten, ehe er sie anranzen konnte. Das war Alles, was ich darüber gefragt wurde. Doch plötzlich wandte sich der Arzt zu mir und sagte:

„Bist Du etwa auch ein Engländer?"

Ich antwortete: ja, und er und einige Anderen lachten und machten ihre Witze darüber.

Dann gings wieder an die allgemeine Untersuchung, auf und nieder, hin und her, Stunde über Stunde, und Niemand dachte ans Abendessen, und die Sache wurde immer verwirrter. Sie ließen den König erst sein Theil erzählen, dann den alten Herrn seinen, und Jeder, der nicht ein vorurtheilsvoller Starrkopf war, hätte sehen können, daß der alte Herr Wahrheit, der Andere Lügen auftischte. Und bald mußte ich erzählen, was ich wußte. Der König gab mir einen Seitenblick aus seinem linken Augenwinkel, und so wußte ich genug, um auf seiner Seite zu bleiben. Doch war ich nicht weit gediehen, als der Arzt zu lachen begann und Levi Bell, der Advocat, sagte:

„Setz' Dich, mein Junge, ich würde mich an Deiner Stelle nicht anstrengen. Ich glaube, Du bist das Lügen noch nicht gewöhnt, wenigstens gehts Dir nicht leicht von der Hand; Dir fehlt noch Uebung; Du machst's noch zu plump."

Das Compliment war mir gleichgültig, doch war ich froh, auf so billige Art abzukommen.

Der Arzt wollte eben wieder anfangen, doch unterbrach er sich und sagte:

„Wärst Du gleich zu Anfang in der Stadt gewesen, Levi Bell —"

Da rief der König, die Hand ausstreckend:

„O, ist dies meines armen verstorbenen Bruders alter Freund, von dem er mir so oft schrieb?" Dabei schüttelten sie einander die Hände und der Advokat lächelte und schien erfreut. Sie sprachen eine Weile mit einander, gingen dann etwas bei Seite und flüsterten; endlich sagte der Advocat laut:

„Das wird's ja in Ordnung bringen. Ich kann die Anweisung mit der Ihres Bruders hinschicken, und dann werden die Leute ja gleich sehen, daß Alles im Reinen ist."

Feder und Papier wurden gebracht; der König setzte sich, hielt den Kopf nach einer Seite hinüber, kaute sich die Zunge und schmierte was hin. Dann ging die Feder an den Herzog, der jetzt zum erstenmal recht unbehaglich erschien. Doch ergriff er die Feder und schrieb. Dann wandte sich der Advocat an den neuen alten Herrn und sagte:

„Bitte jetzt Sie und Ihren Bruder einige Zeilen zu schreiben und Ihre Namen zu zeichnen."

Der alte Herr schrieb, doch konnte es Niemand lesen. Der Advocat sah erstaunt aus und sprach:

„Na, das geht in die Brüche" — und er zog eine Anzahl Briefe aus der Tasche und verglich die Handschriften; dann sagte er: „Diese alten Briefe sind von Harvey Wilks — hier sind diese zwei Handschriften, und Jeder kann sehen, daß sie die Briefe nicht geschrieben haben (König und Herzog sahen verblüfft aus, als sie merkten, welche Falle ihnen der Anwalt gestellt hatte), und hier ist des alten Herrn Handschrift, und es ist leicht zu sehen, daß er sie nicht geschrieben hat — sein Gekritzel ist überhaupt keine Handschrift zu nennen. Hier hab' ich noch einige Briefe von —"

Da rief der alte Herr:

„Erlauben Sie mir gefälligst eine kleine Erklärung. Niemand außer meinem Bruder hier kann meine Handschrift lesen — darum schreibt er für mich. Sie haben in den Briefen seine Handschrift, nicht meine."

„Na", rief der Anwalt, „wo soll das hinaus! Ich habe einige von William's Briefen; wenn sie ihn ein paar Zeilen schreiben lassen, können wir ja vergl—"

„Er kann nicht mit der linken Hand schreiben", entgegnete der alte Herr. „Könnte er die rechte Hand gebrauchen, so würden Sie gleich sehen, daß er seine eigenen und meine Briefe geschrieben hat. Vergleichen Sie die gefälligst, sie sind von derselben Hand."

Der Anwalt that es und sagte:

„Ich glaube, das ist so — wenn nicht, so sehe ich viel größere Aehnlichkeit, als ich vorher bemerkt habe. Ich hatte schon gedacht, daß wir einer Entscheidung nahe seien, aber das hat sich zerschlagen. Eins jedoch ist bewiesen, daß diese zwei" — auf König und Herzog deutend — „keine Wilkse sind".

Und selbst jetzt gab der eselsköpfige alte Narr nicht klein bei. Wahrhaftig nicht. Sagte, es sei kein reeller Beweis. Sein Bruder William sei ein arger Spaßmacher und hätte einen seiner Späße eben losgelassen und seine Handschrift verstellt. Er hätt' es ihm gleich angesehen. So plapperte der Kerl fort, bis er anfing selbst an das zu glauben, was er sagte — doch bald unterbrach ihn der alte Herr mit den Worten:

„Mir ist was eingefallen. Ist irgend Jemand unter den Anwesenden, der beim Auslegen der Leiche meines Bru— des verstorbenen Peter Wilks zugegen war?"

„Ja", rief Jemand, ich und Abel Turner besorgten das. Wir sind Beide hier."

Dann wandte sich der alte Herr zum König und sagte: „Vielleicht weiß der Herr dann, was auf seiner Brust tätowirt war?"

Da mußte der König sich rasch zusammennehmen, sonst wäre er zusammengestürzt wie ein Stück Flußufer, das die Strömung untergraben hat; es kam so plötzlich und war so recht eine Frage, um einen ganz aus der Fassung zu bringen — so ganz unvorbereitet. Wie konnte er wissen, was auf der Leiche tätowirt war?! Er erblaßte ein wenig, das konnte er nicht vermeiden. Es wurde sehr still, und Alle beugten sich vor und starrten ihn an. Nun, dachte ich, würde er den ungleichen Kampf aufgeben — was konnte er auch noch sagen! That er's? Man sollte es kaum glauben, aber er blieb fest. Ich glaube, er wollte versuchen, die Leute müde zu machen, bis sich die Menge verkleinerte und er und der Herzog vielleicht Gelegenheit fänden, zu entschlüpfen. Doch er fing allmählich an ein wenig zu lächen und sagte:

„Hm! Eine große Frage, nicht wahr? Ja, mein Herr, allerdings weiß ich, was auf seiner Brust tätowirt ist. Es ist ein kleiner dünner blauer Pfeil, den man kaum bemerkt, wenn man nicht scharf hinsieht."

Solch ein altes Zugpflaster in Bezug auf grenzenlose Frechheit war mir doch noch nie vorgekommen.

Der neue alte Herr wandte sich rasch zu Abel Turner und dessen Cameraden und seine Augen glänzten so, als ob er den König jetzt fest hätte; er sagte: „Da haben sie es gehört! War solch ein Zeichen auf Peter Wilks' Brust?"

„Wir haben kein solches Zeichen bemerkt."

„Gut!" sagte der alte Herr. „Aber was ihr auf seiner Brust fandet, war ein kleines mattes P und ein B (die Anfangsbuchstaben des Namens, den er schon jung aufgab) und ein W mit Strichen dazwischen, so: „P-B-W" er zeichnete sie auf ein Stück Papier. „Ist das nicht, was Sie sahen?"

Beide antworteten:

„Nein, wir sahen überhaupt gar keine Zeichen."

Nun ging der Skandal los, und Alles rief:

„Die ganze Sippe sind Betrüger" — „Spießruthen laufen" — „In den Fluß tauchen" — „Ersäuft die Bande". — Da sprang der Anwalt auf den Tisch und schrie:

„Meine Herren — meine Her—r—ren! Ein Wort, nur ein Wort — ich bitte. Lassen sie uns den Sarg ausgraben und selbst zusehen.

Das wirkte.

Digitized by Google

„Hurrah" rief das Volk und wollte eben fort; da riefen Arzt und Anwalt:

„Halt, halt, ergreift die vier Männer und den Jungen und schleppt sie mit."

„Jawohl, jawohl", riefen Alle „und finden wir die Zeichen nicht, so hängen wir die ganze Sippschaft."

Jetzt wurde mir bange, doch was half's? Sie griffen uns und marschirten mit uns direct zum Kirchhof, der anderthalb Meilen stromab lag. Die ganze Stadt hinter uns her unter furchtbarem Lärmen — und es war erst neun Uhr Abends.

Als wir an unserem Hause vorbeigingen, wünschte ich, ich hätte Mary Jane nicht fortgeschickt. Hätte ich ihr jetzt zuwinken können, so wäre sie gekommen um mich zu retten und die Schurken zu überführen.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Barbara Ittenhausen. Augsburger Familienleben aus dem XVI. Jahrhundert von E. Biller. (Leipzig, Carl Reißner.) Die Verfasserin dieses eigenartigen Buches ist die Wittwe des Leipziger Geschichtsprofessors Wuttke und hat schon früher Mancherlei unter ihrem obigen Mädchennamen veröffentlicht, verdient aber mit dem hier vorliegenden Werke in weitere Kreise zu dringen, besonders in die Frauenwelt. Letzteres soll aber keine Einschränkung des dem Buche zu zollenden Lobes sein, sondern nur darauf aufmerksam machen, wie die Verfasserin auf Grund umfangreicher und liebevoller Studien bis ins kleinste und feinste Detail altdeutschen Familienlebens zu bringen vermochte, und daß Frauen manch' besonderes Interesse an diesen von einer Frau entworfenen, anschaulichen und anheimelnden Schilderungen nehmen werden. Aus kleinen Mosaiksteinen baut sich uns ein überaus ansprechendes Bild innigsten und trauten Familienlebens in schicksalsschwerer Zeit auf, deren Einflüsse überall merkbar werden und oft mit grausamer Hand in das Heiligste eingreifen. Es herrscht eine große Innerlichkeit und liebevoll-feine Detailausmalung in einzelnen Scenen vor. Wir rechnen dahin besonders die von köstlichem Humor durchtränkten Scenen der ersten Zeit im jungen Ehestande der Erzählerin wo Schwiegermutter und junge Frau sich schroff gegenüberstehen, und die erschütternde Schilderung vom Verlust des Kindes. Das Buch ist aber auch sonst an reizvollen Episoden reich. Den Vorwurf etlicher Längen, besonders im Anfange, können wir ihm freilich nicht ersparen. Aber es wäre schade, wenn poesielose archäologische Romane und Costüm-Novellen in die Mode kämen, während das Werk einer Dichterin unbeachtet bliebe. Vielleicht hilft ihm die moderne Richtung nach dem „Stilvollen" zu einem Erfolge. T—n.

Aesthetisches und Politisches. Bruchstücke aus dem Briefwechsel eines verstorbenen Staatsmanns mit einer Freundin. (Leipzig, Carl Reißner.) Ein etwas absonderlicher Titel, aber ein lesenswerthes Büchlein. Wie der Verleger versichert, ist ihm die „Freundin", die diese Bruchstücke veröffentlicht, bekannt, ohne daß er ihren Namen verrathen darf, und beruhen die Briefe des „Staatsmannes" keineswegs auf Fiction. Diesen Eindruck erregen sie auch nicht. Der Briefwechsel beschäftigt sich mit den mancherlei brennenden Fragen der Gegenwart, streift die Socialpolitik Bismarck's, den Militarismus, die Verflachung des modernen Charakters und manches Andere, bringt auch beherzigenswerthe Vorschläge zur Reformation bestehender Mißstände und zur wechselseitigen Verständigung entgegengesetzter Lebensanschauungen. Eine erschöpfende Behandlung war in dem engen Rahmen einer Correspondenz nicht beabsichtigt und nicht möglich. Eine etwas straffere Concentration des reichen Schaffens in seinen einzelnen Bestandtheilen wäre wünschenswerth gewesen, lag aber außerhalb der Befähigung der Herausgeberin, die ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit Bestimmtes geben mußte, wie es vorlag. Daß wir gerade eine Verwirklichung unseres politischen Ideals in dem schließlichen Programm sähen, dürfen wir nicht behaupten, aber wir haben das Bewußtsein, eine Stunde dem geistvollen und anregenden Geplauder hervorragender Menschen über Dinge zugehört zu haben, die uns Allen gleicher Art am Herzen liegen. T—n.

Das Vermächtniß. Roman aus der Gegenwart von Ernst Eckstein. (3 Bde., Leipzig, Carl Reißner.) Nachdem Ernst Eckstein sein Talent längere Zeit hindurch in tausend Kleinigkeiten zersplittert hatte und als Schöpfer der in die Mode gekommenen Gymnasialhumoresken gefeiert wurde, wandte er sich mit einem kühnen Salto mortale dem eben durch Ebers in Flor kommenden kulturhistorischen Roman zu und betritt nun heute zum ersten Mal das Gebiet des modernen Romans. Es gehört kein besonders scharfes Auge dazu, um zu sehen, daß wir es in ihm mit einem Romancier zu thun haben, der alle technischen Kunstgriffe aus dem Vollen kennt und die Schwierigkeiten in dieser Hinsicht spielend überwindet. Die Architektonik des vorliegenden Romans ist denn auch von vornherein glänzend zu nennen. Was das Sujet selber nun angeht, so ließe sich allerdings Manches dagegen sagen. Wir athmen auf jeder Seite großstädtisch-modernes Leben, sehen Gestalten vor uns, denen wir jeden Tag auf der Straße begegnen könnten, und sind mitten im Getriebe, im Ideenkreise, in der Anschauungsweise der Gegenwart. Aber die Fabel will uns nicht sonderlich gefallen. Dieser an Gutzkow'sche Helden erinnernde Baron von Arlesberg, der durch die übliche Kindervertauschung zum Volksschullehrer erzogen wird und nach sehr vielen und sehr jähen Wandlungen sich als der entpuppt, der er wirklich ist, ist nicht so recht glaubhaft. Seine Irrfahrt soll bezwecken, daß er die harte Schule des Lebens kennen lernt und sich selbst zum Manne macht. Aber geschieht das? Als Volksschullehrer hatte er gar keine Gelegenheit dazu; was er dann wird, wird er Alles ausschließlich durch Protection (und nicht ganz motivirte, noch weniger verdiente Protection), erst Redactionssecretär, dann plötzlich Chefredacteur, schließlich Künstler. Dieser Held interessirt von all den vielen Personen des Romans am allerwenigsten; es bleibt uns unbegreiflich, wie sich der Rechtsanwalt Lehrbach immer wieder für ihn verwenden kann, denn er leistet absolut garnichts, als unreife Jugendtollheiten, und daß sich Alle in ihn verlieben und ihm anhangen. Er ist ein Gesell, von dem wir uns wenig versprechen Besser sind die anderen Figuren der Erzählung, vor Allem Dr. Lehrbach, der Volksschullehrer Heinzius, Fritz Pröhle, der Staatsphilosoph Salomon (eine Prachtgestalt ersten Ranges), Doctor Wolf, Roderich Lund, selbst der übliche Roman-Bösewicht, Baron Sunthelm. Der Rechtsanwalt ist eine der gelungensten Romanfiguren, der wir in der modernen Belletristik begegnet sind. Die Frauen, außer der trefflich skizzirten Adele, sind weniger fesselnd. Der Autor erzählt fließend, natürlich, mit großer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit. Der Roman ist spannend von der ersten Seite bis zur letzten. T—n.

Die staatssocialistische Bewegung in Deutschland. Von Moriz Ströll. Leipzig, Duncker u. Humblot. Der Verfasser gibt zuerst eine Darstellung der Entwickelung des Staatssocialismus, wobei der vom Großen Kurfürsten über Friedrich den Großen, Stein und Hardenberg, Lassalle zu Bismarck gelangt, gewiß eine wunderliche Reihe! Unter Staatssocialismus scheint der Verfasser alle nicht streng zur Gendarmenthätigkeit gehörige staatliche Action zu verstehen, und er zählt daher beispielsweise die merkantilistisch angehauchten Exportprämien und die liberale Coalitionsfreiheit zu den staatssocialistischen Maßnahmen. Nachdem er so alle Erscheinungen des staatlichen Lebens in Deutschland glücklich in das Prokrustesbett seines staatssocialistischen Systems gezwängt und das übliche Gebet um Erlösung von der Socialdemokratie verrichtet hat, scheidet er beruhigt vom Leser. O. W—r.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Student der Lyoner Universität, der ein Semester auf einer deutschen Hochschule geweilt und das Baccalaureat sowie die licence-ès-lettres erworben hat, sucht in einer deutschen Universitätsstadt, wo er nebenbei seine Studien vollenden könnte, eine passende Stellung in einer Pension oder Familie. Er erbietet sich namentlich zum Unterricht in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache und macht nur bescheidene Ansprüche. Offerten unter **M. 32** an die Expedition der Gegenwart.

Preisherabsetzung.

H. R. Mecklenburg in **Berlin C. 2, Klosterstrasse 38,** bietet gut gehalten an:

Meyer's gr. Conv.-Lex., 51 Hfzbd. (1200 M.) 150 M. — Spamer's Convers.-Lex., 10 Bände (180 M.) 60 M. — Meyer's Handlex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Brockhaus kl. Convers.-Lex., Hfz. (15 M.) 8 M. — Cooper's Romane, 6 Lwdbde., 5,50 M. — Journal amusant 1868, 1876 Juli — 77 April, Hfz. (30 M.) 9 M. — Schiller's sämmtl. W., N. illustr. A. (27 M.) 9 M. — Shakespeare, ill. v. Gilbert, I/II Origbd. (20 M.) 8 M. — Napoléon, hist. d. J. César, 2 Bde., m. 2 Atln., 1. Suber.-A. 9 M. — Löbe's Encycl. d. ges. Landw., 6 Hlblwbde. 4 M. — Hervey, illustr. of mod. sculpt., Fol. Hfz. 9 M. — Murr-Kilian, Abbildgn. d. Alterth. a. Hercul. u. Pompeji, 8 Prbde., Fol. 22 M. — Encyclop. on dictionn. d. connoiss. hum. Mis en ordre p. M. d. Félice, m. 10 Bdn. Tafln., 58 Frzbde., 4°, 60 M. — Deutschlds. Kunstsch. m. Text v. Görling, Woltmann, Abth. 2/9 (27 M.) 9 M. — Lieder z. Schutz u. Trutz, hersg. v. Lipperheide Prbd. 2,50 M.

Ferner in **neuen** Ex., meist **Prachtbdn.:** Wessely, Kunstübde. Frauen, Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. deutsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 16 M. auch einz. ohne Bandzahl je 6 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 8 M. — Polko A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. f. d. Kfmsstd. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlex. d. ges. Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. Danzel-G. Lessings Leben. 2. A., (10 M.) 5 M. — Börne's W. 12 Bde. (30 M.) 12 M. — Zeitschrift f. Ethnol., Anthropol. etc., herausg. v. Bastian, Virchow u. A. 1884 (20 M.) 9 M. — Hogarth, Zeichngn., 93 Stahlst. m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12 M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30 M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A. D. Hohenzoll. u. d. dtsch. Vaterl. (16 M.) 10 M. — Cuendios, Spanien u. d. Spanier, mit viel. Holzschn. u. 50 Tafeln, 1847 (30 M.) 7,50 M. — Correggio's und Il Parmesano's Werke in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., 133 Bl., gr. 4°, in Mappe (20 M.) 12 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr.. n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Michel Angelo's sämmtl. W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 100 Bl. gr. 4° (16 M.) 7,50 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7,50 M. —

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Herzog Bernhard.

Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639.

Von

Hans Blum.

8. Geh. Ladenpreis 5 Mark.

Eine culturgeschichtliche Erzählung im Style G. Freytag's und Scheffel's, welche bereits bei ihrem ersten Erscheinen im Feuilleton der Magdeburger Zeitung ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Zum ersten Male wird hier die nationale Politik und der durch diese bedingte, tragische Ausgang des deutschen Helden und Fürsten Herzogs Bernhard von Weimar in erzählender Form streng nach den Quellen dargestellt. Alle geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse sind mit größter Treue geschildert und eine Fülle humorvoller Gestalten und Scenen ist in den ernsten Zug der Haupthandlung ungezwungen eingestreut, so daß auch das Bedürfniß nach leichterer Unterhaltung seine Rechnung dabei findet.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

3000 Abbildungen im Text.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79

von **Dr. J. H. Jawarskij.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Russischen von **Dr. Ed. Petri,** Privatdocent in Bern.

Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 und 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers,** gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur** bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 22. August 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Clericalismus und Liberalismus in Holland. Von K. Theodor Wenzelburger. — Zur Beförderungsfrage der Gymnasiallehrer. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Vom Commandiren der Poesie. Von Hermann Schults. — Farbenbezeichnungen. Von Rudolf Kleinpaul. II. (Schluß.) — Wien-Pester Erinnerungen. Von Heinr. Ehrlich. I. — **Feuilleton:** Königthum auf dem Mississippi. Von Mark Twain. Aus dem Englischen von Frank Siller. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Clericalismus und Liberalismus in Holland.

Von K. Theodor Wenzelburger.

Am 13. November 1884 ist das Endresultat der Wahlen zur zweiten Kammer bekannt geworden, und man kann nicht eben sagen, daß die Ueberraschung eine allzu große gewesen ist, als man vernahm, daß die liberale Partei aufs Haupt geschlagen und der vereinigten Coalition der Conservativen, Antirevolutionären und Clericalen erlegen sei. Die Kammer war aufgelöst worden, nicht in Folge einer Ministerkrise, sondern nach einer Bestimmung der Verfassung, weil die Volksvertretung sich mit einigen Veränderungen der niederländischen Constitution zu befassen hatte, zu welchem Zwecke ein neuer Appell ans Volk gesetzlich erforderlich ist. Vor einigen Jahren war eine Commission zu einer Verfassungsrevision ernannt worden, es waren in derselben alle Parteien vertreten, aber gerade deshalb waren die Erwartungen hinsichtlich einer ersprießlichen Thätigkeit derselben nicht allzu hoch gespannt gewesen. Vielleicht hat zu diesem Pessimismus auch der Umstand beigetragen, daß einige Professoren in der Commission Sitz und Stimme hatten, und mit Grausen sah man deshalb nicht nur dem Erscheinen dickleibiger Broschüren entgegen, in denen jeder der gelehrten Herren seine besondere Meinung der Nachwelt überliefern zu müssen glaubte, sondern man befürchtete außerdem einen endlosen Bandwurm von Kritiken und Antikritiken über die einzelnen Elaborate. Schneller aber, als man gedacht, ging alles von Statten, glücklich kam die Schlußredaction zu Stande, die dann der Genehmigung des Königs und der Begutachtung des Staatsrathes vorgelegt werden konnte, und in nicht allzu langer Zeit wird vielleicht die Volksvertretung ihr Urtheil darüber auszusprechen haben.

Seit nahezu ein paar Jahren bietet Holland das wunderliche Schauspiel dar, daß ein Ministerium, dessen Chef der conservativen Partei angehört, einer liberalen Kammermehrheit gegenübersteht, und, was noch mehr besagen will, es auch fertig gebracht hat, mit oder trotz derselben zu regieren. Van Heemskerk hat sich im Laufe der Zeit zwar einige Male genöthigt gesehen, verschiedene seiner Collegen, deren conservative Tendenzen in zu offenem Widerspruch mit der liberalen Richtung der Kammer standen, über Bord zu werfen, er selbst aber hat bis jetzt glücklich zwischen den Klippen durchlavirt, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist vor der Hand auch keine Veränderung in der Regierung zu erwarten.

Die Thatsache, daß die liberale Partei, die seit nahezu zwanzig Jahren die Mehrheit in der zweiten Kammer hatte, zur Minderheit degradirt werden konnte, ist ebenso die Folge der Taktik ihrer Gegner, wie die Schuld verschiedener Unterlassungs- und Begehungssünden.

Eine eigentlich conservative Partei besteht hier zu Lande nicht; sie gehört heute der Geschichte an, und die drei Vertreter derselben, welche dieselbe bis vor Kurzem in der Kammer zählt, sind die Ueberbleibsel aus einer Periode, in der man noch unter heftigen Verfassungskämpfen den Schwerpunkt der Regierung in die Krone und nicht in die Volksvertretung verlegen zu können glaubte. Sie recrutirt sich hauptsächlich aus den aristokratischen Elementen der Residenz, welche mit den Confessionellen nicht gerade durch Dick und Dünn gehen wollen, und da in den letzten Jahren die Existenzfrage an sie herantrat, so hat sie sich mit Verleugnung ihrer früheren Principien den Confessionellen zu nähern gesucht und durch Zugeständnisse in der Schulfrage ab und zu ihre Unterstützung gekauft. Der Schwerpunkt ihrer parlamentarischen Thätigkeit lag seit dieser Zeit auf colonialem Gebiete, wo sie in ihrem Organ, dem „Tagblatt vom Haag und Südholland", die vom Liberalismus eingeführten Reformen leidenschaftlich bekämpfte. Bei dem Gleichgewichte, das jetzt zwischen Liberalen und Confessionellen nahezu in der Kammer besteht, sind übrigens die wenigen conservativen Stimmen immerhin von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Dagegen stehen den 42 Liberalen 44 Confessionelle — orthodoxe Protestanten oder, wie diese Partei hier getauft ist, Antirevolutionäre und Ultramante — gegenüber. Wie sich doch die Zeiten ändern! Vor dreißig Jahren stand die antirevolutionäre Partei an der Spitze der nationalen Bewegung gegen die Einführung der bischöflichen Hierarchie. In der sog. Aprilbewegung des Jahres 1853 bäumte sich das mit seinen tiefsten Wurzeln im Calvinismus haftende Volk gegen ultramontane Herrschaftsgelüste auf, und damals war es, wo am Grabmal Oraniens in Delft Adressen an den König unterschrieben wurden, in welchen derselbe aufgefordert wurde, die vom Papst ernannten katholischen Bischöfe nicht zuzulassen. Damals hatte man die Helden der Reformation und des Unabhängigkeitskampfes, sowie die Opfer der spanischen Inquisition aus dem Grabe steigen lassen, um die Masse aus ihrer Gleichgiltigkeit wachzurütteln. Heute muß dasselbe Delft die Schmach erleben, von einem Vollblutultramontanen in der zweiten Kammer vertreten zu sein, einem Anhänger der Richtung, die in Wilhelm von Oranien einen ehrvergessenen Schurken nicht nur sieht, sondern in Wort und Schrift öffentlich brandmarkt und den Aufstand gegen Spanien eine fluchwürdige Auflehnung gegen den legitimen Landesherrn nennt. Und der Standaard, das calvinistische Hauptorgan, hat sich dergestalt

Digitized by Google

erniedrigt, daß es offen die geschmacklose Meinung aussprach, der große Schweiger sei eigentlich ein Opfer des Liberalismus des sechszehnten Jahrhunderts geworden! Wenn der Uilenspiegel, ein humoristisch-politisches Wochenblatt, den Hauptwortführer der Orthodoxen, Dr. Kuiper, in der Situation abzubilden pflegt, wie er einem Jesuiten die Schuhe putzt, so ist damit nur der thatsächliche Zustand dargestellt. Niemand wird im Ernste an die Möglichkeit denken können, daß irgend welcher positive Berührungspunkt zwischen dem Syllabus und den Beschlüssen der Synode von Dordrecht oder dem Heidelberger Katechismus, der die Messe eine verfluchte Abgötterei nennt, bestehen kann, und dennoch wandern die Anhänger beider Richtungen Arm in Arm an die Stimmurne, und da der wahre Christ nicht nur ohne Falsch wie eine Taube, sondern auch klug wie eine Schlange sein muß, so hat man durch ein gemeinschaftliches Schachergeschäft die Wahlbezirke, in denen beide Confessionen nahezu gleich stark sind, zu beiderseitiger Zufriedenheit vertheilt.

Die Bundesgenossenschaft dieser zwei heterogenen Elemente erklärt sich aber sehr leicht, wenn man weiß, daß Beide ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen haben. Ein positives kann dasselbe unmöglich sein, es hat einen wesentlich destructiven Charakter, denn man geht auf die Beseitigung der in Holland gesetzlich bestehenden confessionslosen Schule los. Seit mehr als zwanzig Jahren ist die Schulfrage der Alles beherrschende Gesichtspunkt, sie war die Losung bei den Wahlen, und vor ihr traten selbst materielle Interessen, wie finanzielle und coloniale Fragen, in den Hintergrund. Ueber die Haltung der katholischen Kirche in dieser Frage braucht kein weiteres Wort verloren zu werden, man darf die Augen nur über die Grenze nach Belgien richten, um alsbald zu sehen, welcherlei Ansprüche man hier dem Staat und Volke gegenüber macht; die belgischen Bischöfe haben es im Jahre 1879 für zweckdienlich erachtet, dem Vaterunser eine neue Bitte zu substituiren, und in Belgien wird eine Zeitlang nicht mehr gebetet: „Erlöse uns von dem Uebel", sondern: „Erlöse uns von der öffentlichen Staatsschule!" Auf protestantisch-orthodoxer Seite verlangt man gleichfalls seit einer Reihe von Jahren die „Schule mit der Bibel", und es versteht sich also von selbst, daß die bisherigen gemischten Schulen in streng confessionelle abgeschieden werden sollen. Da bis jetzt in das bestehende Gesetz bei der permanenten liberalen Kammermajorität keine Bresche gelegt werden konnte, so blieb nichts übrig, als im Namen der Gewissensbeschwerden an den eigenen Beutel zu appelliren, und man kann der Opferfreudigkeit, die hier an den Tag gelegt wurde, die Anerkennung gewiß nicht versagen, wenn jene auch einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Namentlich die orthodoxe Partei hat in dieser Hinsicht besonders in den größeren Städten enorme Resultate aufzuweisen, und die Leistungsfähigkeit dieser Partei kann unter Anderem auch daraus abgenommen werden, daß sie vor einigen Jahren in Amsterdam eine eigene Universität gestiftet hat, der es vielleicht an Studenten, aber nie an den nothwendigen materiellen Mitteln fehlen wird. Protestanten und Katholiken gehen also Hand in Hand, um Artikel 194 der Verfassung: „Es wird überall von Staatswegen genügender Unterricht gegeben", auszumerzen, und zu diesem Zwecke haben sie den Hebel an der Stelle eingesetzt, wo er die nachdrücklichste Kraft entfalten kann: sie variiren in allen möglichen Tonarten das Lied von den unerschwinglichen Kosten der Staatsschule, ein Lied, das in den Ohren der Steuerzahler, namentlich, wenn dieselben dem weniger entwickelten Publicum oder dem Bauernstande angehören, seinen Zauber nicht verfehlen konnte, und wenn dann in einer Gemeinde neben der öffentlichen Schule noch eine confessionelle errichtet worden ist, wenn letztere durch die bekannten Mittel gefüllt ist und erstere leer steht, dann wird von solchen handgreiflichen Argumenten mit unermüdetem Feuereifer Gebrauch gemacht. Doch ist zwischen Protestanten und Katholiken hinsichtlich ihrer Forderungen dem Staate gegenüber immerhin noch ein bedeutender Unterschied wahrzunehmen. Seiner innersten Natur nach wird und muß der Protestantismus dafür sorgen, daß das intellectuelle Niveau des Unterrichts nicht allzu sehr herabgedrückt wird, und die Orthodoxen haben deshalb auch noch keinerlei Einwendung dagegen erhoben, daß die an ihren Schulen anzustellenden Lehrer sich einem Staatsexamen unterwerfen. Wenn es aber nach dem Wunsche der katholischen Kirche geht, muß bei der Ernennung des Lehrers nicht intellectuelle Befähigung oder pädagogische Erfahrung, sondern dogmatische Unverdächtigkeit den Ausschlag geben. Daher ist es auch ganz consequent, wenn einer der Wortführer derselben in der zweiten Kammer, Schaepman, in seinem Programm zur Verfassungsrevision vor Allem die Abschaffung jedweden Examens und unbedingte Freiheit des Unterrichts in jeder Hinsicht fordert; sein Ideal ist offenbar Belgien mit seinen Petits frères!

Daß beide Confessionen zu solcher politischen Machtentfaltung gelangen konnten, muß zu einem guten Theil auf Rechnung des hier eingebürgerten Liberalismus geschrieben werden. Er hat das Wort: Toleranz und Vertragsamkeit gegen Andersdenkende auf sein Programm geschrieben und dasselbe auch trotz der gründlichsten Enttäuschungen und der gröbsten Undankbarkeit festgehalten. Daß die katholische Kirche vom Staat so gut wie unabhängig ist — der letztere hat nur das Recht, die Geistlichen zu bezahlen —, daß in den südlichen Provinzen Nordbrabant und Limburg nicht der Bürgermeister, sondern der Pfarrer das Haupt der Gemeinde ist, daß hier der Besitz zur todten Hand ins Unendliche anwachsen kann, daß Klöster und ähnliche Anstalten wie Pilze aus dem Boden schießen können, daß der Geistliche ungestraft die Verfassung, die ihn schützt, und das Land, das ihm das Heimathsrecht gegeben, beschimpfen und verfluchen kann — ist das Verdienst des Liberalismus. Die Regierung läßt sich von fanatischen Pfarrern und Caplänen, die gesetzlich nicht gestattete Processionen in Scene setzen, geduldig verhöhnen, und diesem Standpunkt entsprach auch vollständig der geringschätzige Ton, mit dem die liberale Presse fast durchweg über den deutschen Culturkampf sprach. In Winterswyk hatte der Vorsteher einer confessionslosen Schule beim Geschichtsunterricht die Reformation als die nothwendige Folge der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche dargestellt, die Eltern der katholischen Kinder klagten und der Lehrer wurde von dem liberalen Minister Pynakker Hordyk suspendirt! In Amsterdam war an den Mittelschulen ein Lehrbuch der Geschichte eingeführt, in welchem gesagt wird, daß Karl der Große seine Gemahlin, die Tochter des Desiderius, verstoßen habe, um dem Papst gefällig zu sein. Alberdingk Thym schlug die katholische Alarmtrommel, klagte laut, in dem Lehrbuch werde der Satz verkündet, daß die Ehe nach der Lehre der katholischen Kirche nicht als heilig betrachtet werde und — es ist unglaublich, aber wahr — die Gemeindebehörde gab nach und schaffte das Lehrbuch ab! Derselbe Alberdingk Thym hatte die Anmaßung, in einer „liberalen" Zeitung dagegen zu protestiren, als der Gemeinderath einer der neuangelegten Straßen in Amsterdam den Namen „Marnixstraße" gegeben hatte, denn Marnix war einer der Koryphäen des Calvinismus und einer der Haupthelden des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien. Auf dem Gebiete der Kunst hat der Katholicismus heute hier die unbestrittene Herrschaft; man besehe sich einmal das neugebaute Nationalmuseum in Amsterdam oder das Justizministerium im Haag, wie überhaupt die größeren neueren Staatsbauten, für welche man im katholischen Lager einen sogen. mittelniederländischen Baustil erfunden hat, und man wird zu der Ueberzeugung kommen, daß der Geist Roms hier allenthalben weht. Das „Handelsblad" in Amsterdam leistete früher in wegwerfender, würdeloser Unterwürfigkeit in dieser Hinsicht das Aeußerste und arbeitete für ultramontane Zwecke besser und ersprießlicher als ein unter katholischer Flagge segelndes Blatt. Diese Selbsterniedrigung der Liberalen ist bis in die gelehrten und literarischen Kreise gedrungen. Als vor einigen Jahren in Amsterdam ein Vondelfest gefeiert wurde, das Fest jenes Dichters, der katholisch wurde und später den Protestantismus in widerlicher Weise beschimpft hat, wurde die Gelegenheit von ultramontaner Seite alsbald zur Hand genommen, um eine katholische Demonstration in großartigem Sinne zu veranstalten. Natürlich verschwieg man den wesentlich katholischen Charakter, und eine Anzahl liberaler Journalisten und Autoren — freilich alle den diis

Digitized by Google

minorum gentium angehörig — toasteten mit den Ultramontanen um die Wette auf den vaterländischen Dichter. „Wie Büffel liefen sie in die Falle", sagte früher Granvella über die vom niederländischen Adel gewonnenen Aebte, und das Wort paßt auf die liberalen Theilnehmer am Feste. Ein Jahr später hätte der 100jährige Geburtstag von Tollens gefeiert werden sollen, ebenfalls eines niederländischen Dichters, dessen Standbild im Parke von Rotterdam steht; aber dieser war insofern ein umgekehrter Vondel, als er vom Katholicismus zum Protestantismus übertrat; natürlich, daß kein Katholik sich rührte, aber auch kein Protestant oder Liberaler wollte von der Sache etwas wissen. Wie überall, werden auch hier zu Lande von verschiedenen Gesellschaften und Vereinen Vorlesungen veranstaltet und auch hier hat der Confessionalismus eine Zweitheilung zu Wege gebracht; der Unterschied zwischen liberalen und katholischen Circeln besteht freilich nur darin, daß in ersteren Redner von jeder Richtung und jedem Glaubensbekenntniß, selbst wenn sie der tonsurirten Klasse der Bevölkerung angehören, auftreten, während die katholischen ihren streng ultramontanen Charakter schon deshalb handhaben müssen, weil an komischen Vorstellungen hier zu Lande kein Mangel ist. Vor etwa zehn Jahren trat der genannte Schaepman vor einer liberalen Gesellschaft in Utrecht auf, und mit stählerner Stirne wies er den Vorwurf, als begebe sich der Papst und die Geistlichkeit auf das Gebiet der Politik, mit der Bemerkung zurück: „ihm sei davon nichts bekannt, im Gegentheil, als einmal ein französischer Bastard sich an den Papst gewandt, um als legitimer Erbe betrachtet zu werden, habe ihn dieser an seinen Landesherrn gewiesen, und überdies habe der Papst die englischen Bischöfe, welche die magna charta unterschrieben hatten, getadelt, weil sie sich in weltliche Angelegenheiten gemischt hätten". Gewiß, man muß sein Publicum und die Partei, zu welcher dasselbe gehört, tief verachten, wenn man ihm Derartiges zu bieten wagt. Vor einiger Zeit hielt der Geistliche Brouwers, der unfreiwillige Clown seiner Partei, in Amsterdam eine Vorlesung, worin er zwischen Milton's „Simson Agonistes" und Vondel's „Saemson of heilige wraak" einen Vergleich anstellte, der natürlich zu Gunsten Vondel's ausfallen mußte, den ein echter niederländischer Ultramontaner sogar noch höher stellt als Shakespeare. „Hereditatem patrem revindicamus" ist das Motto eines clericalen Journals, und in der That, der jetzige Liberalismus mit seiner Indolenz, mit seinem falsch verstandenen Toleranzbegriff und seiner unverzeihlichen Connivenz gegen alle Uebergriffe ist der beste Bundesgenosse des streitbaren Ultramontanismus.

Daher wäre es im Interesse des Staates nur zu wünschen, wenn einmal der Versuch gemacht würde, den kirchlichen Parteien das Staatsruder in die Hand zu geben. Glaubt man in der That, daß Calvinisten und Ultramontane auf die Dauer denselben Weg gehen können? Es ist ja eine alte Regel, daß zwei Parteien, welche nicht durch gemeinschaftliche Principien, sondern nur durch den Haß gegen die dritte am Ruder befindliche Partei verbunden sind, sich nach erreichtem Zweck feindlicher als je gegenüberstehen. Daß die Schulfrage in einem Sinne gelöst werden wird, der den confessionellen Parteien weitgehende Zugeständnisse macht, ist sicher und im Grunde genommen auch nicht zu bedauern; haben sich doch schon hervorragende Mitglieder der liberalen Partei für eine Revision des Schulgesetzes in diesem Sinne ausgesprochen, und mehr und mehr scheint die Ueberzeugung der praktischen Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes auch an Boden zu gewinnen. Wenn man berücksichtigt, daß in Nordbrabant und Limburg die Schulen dem Namen nach zwar confessionslos, in der That aber doch katholisch sind, daß also hier, wenn man sich entschließt, dem Kind den wahren Namen zu geben, im Grunde doch nichts verdorben wird, so könnte man sich nicht unschwer zu einem Zugeständnisse entschließen; vielleicht gibt die Thatsache auch Stoff zum Nachdenken, daß Deutschland mit seinem Princip der confessionellen Schulen unter seiner katholischen Bevölkerung ein sehr starkes liberales Element zählt, während hier zu Lande der Begriff eines liberalen oder eines Staatskatholiken so gut wie nicht existirt, wenigstens in der Praxis nicht gefunden wird. Ist die Schulfrage gelöst, dann kann eine durchgreifende Parteiverschiebung nicht ausbleiben: die ultramontane Partei hat dann als politische Partei keine Existenzberechtigung mehr, einige Mitglieder derselben mögen sich den Liberalen anschließen, freilich nur so lange, als diese kein Attentat auf die Freiheit der Kirche machen oder solange keine neuen päpstlichen Verfluchungen und bischöfliche Mandate auch die niederländische Verfassung proscribiren, in keinem Falle aber hat sie die materiellen und intellectuellen Mittel, um den Kern einer conservativen Partei zu bilden. Und die Orthodoxen? ich stehe nicht an, sie in gewissem Sinne die specifisch nationale Partei zu nennen, denn ihr Programm wurzelt zu einem großen Theil in der historischen glorreichen Vergangenheit, die dem Staate das Dasein gegeben; es ist auch nicht zu leugnen, daß sie, sowohl unter der protestantischen Landbevölkerung, wie unter den vornehmeren Classen der Städte, zusehends an Boden gewinnt und wenn sie ihren „christlich-historischen" Charakter dahin modificirt, daß sie die Errungenschaften des modernen Staates anerkennt, so würde sie ein unentbehrliches Glied im niederländischen Parteileben bilden können. Vor der Hand aber gehorcht sie noch dem Papste, der sich aus eigener Machtvollkommenheit an ihre Spitze gestellt hat, dem Professor an der freien Universität. Dr. Kuiper und erst, wenn sie das caudinische Joch, das derselbe durch seine ultramontane Allianz auf sie gelegt hat, abgeschüttelt haben wird, kann sie die ihr von Rechts wegen gebührende Stellung einnehmen und behaupten.

Das die andern Parteien beherrschende und gegenseitig im Zaume haltende Element wird aber doch der Liberalismus bleiben. Bei den letzten Wahlen hat er viele ihm bisher entfremdete Sympathieen wieder gewonnen, denn die Zwistigkeiten im eigenen Hause waren vor der drohenden Gefahr einer Herrschaft kirchlicher Parteien noch bei Zeiten beigelegt worden; man hatte sich keinen Augenblick besonnen, selbst verdiente Männer und Zierden der liberalen Partei fallen zu lassen, weil ihre bisherige politische Vergangenheit nicht die genügenden Bürgschaften dafür gab, daß sie sich entschließen konnten, persönliche Rücksichten dem Parteiinteresse unterzuordnen. Eine gewisse Zeit unfreiwilliger Entfernung aus der Regierung kann für die liberale Partei nur heilsam sein, und ein orthodox-ultramontanes Interregnum würde der Mehrheit des Volkes nur um so eindringlicher die Ueberzeugung beibringen, daß es sich nicht zum zweiten Male dazu hergeben darf, an sich selbst den Versuch einer deductio ad absurdum machen zu lassen.

Amsterdam, August 1885.

Zur Beförderungsfrage der Gymnasiallehrer.

In den zahlreichen Artikeln, welche die Beförderungsfrage der Lehrer während der letzten Monate in norddeutschen Blättern, hervorgerufen hat, ist auch die Frage erörtert worden, ob das Versetzen eines Lehrers von einer Anstalt zu einer andern zum Zwecke des Avancements opportun sei oder nicht, und es dürfte noch in Aller Erinnerung sein, daß der städtische Schulrath von Berlin, Fürstenau, eine Autorität in diesen Dingen, sich mit Beziehung auf die Berliner Verhältnisse gegen die Opportunität ausgesprochen hat, wogegen das Cultusministerium principiell dagegen keine Einwendungen erhob.

Prüfen wir nun zunächst, in welcher Weise das Avancement eines Lehrers an derselben Lehranstalt vor sich zu gehen pflegt. In Preußen sind in der Regel die Ordinariate der unteren Classen mit den unteren ordentlichen Lehrstellen verbunden, und der Lehrer, der zum Ordinarius qualificirt ist, erhält beim Vorrücken in die nächste Stelle auch das nächst höhere Ordinariat. Der Proceß des Vorrückens vollzieht sich bald schneller, bald langsamer, je nachdem mehr oder weniger ältere Lehrer oben pensionirt werden, oder hervorragende Lehrer fortgerufen oder Parallelclassen eingerichtet werden u. s. w.

Digitized by Google

In Süddeutschland, wo die Lehrer ziemlich streng in Professoren und Präceptoren geschieden werden (indem die Professoren fast ausschließlich am Obergymnasium unterrichten), ist theilweise der Modus so, daß der unterste Lehrer seine Classe bei der jedesmaligen Versetzung wieder mit sich nimmt, also gleichsam mit ihr avancirt, und so bis zur letzten Classe des Untergymnasiums (Tertia) mit ihnen aufrückt, um dann wieder von unten anzufangen, oder daß er seine ersten Schüler wenigstens zur nächsten Classe mitnimmt, und dann wieder zur früheren zurückkehrt, so daß derselbe Lehrer dieselben Schüler wenigstens in zwei aufeinanderfolgenden Classen unterrichtet. Beide Einrichtungen sind vollkommener als die preußische, bei welcher ein Lehrer mehrere Jahre hindurch für gewöhnlich jedes Jahr dieselbe Classe von andern Schülern unter sich hat und die früheren — mit Ausnahme der sitzengebliebenen — aus dem Gesicht verliert, was für den Lehrer selbst interessanter sein mag, für die Schüler zweifellos ungünstiger ist, als wenn sie den Unterricht eines ihnen schon bekannten Lehrers mehrere Jahre hintereinander genießen können.

Nun aber liegt die Sache für viele Gymnasien, an denen keine alten Lehrer mehr vorhanden sind, so, daß wenn nicht ein oder zwei Oberlehrer zufällig nach auswärts berufen werden oder sterben, das Avancement in solches Stocken geräth, daß ein einzelner Lehrer zehn Jahre auf derselben Stelle sitzen kann, ohne weiter zu rücken. Daß dies im Vergleich mit dem steten Vorrücken der juristischen Beamten und besonders mit dem streng nach Anciennität gehenden der Officiere eine sehr ungünstige und ungerechte Situation ist, wird Niemand bezweifeln, der im Auge behält, wie der junge Lehrer zu heirathen, sich eine Familie zu gründen pflegt, die immer größer wird, wobei er den Anspruch erheben darf, vom Staat nach der Dauer der Dienstzeit und der Größe der Familie immer besser gestellt zu werden.

Aber auch aus andern Gründen ist das Stagniren an einer Anstalt durchaus unvortheilhaft. Wie jeder Stillstand im Leben und in der Natur verfaulend wirkt und Miasmen erzeugt, so stellen sich beim Lehrer leicht Unlust und Trägheit ein, wenn erst die Unzufriedenheit in seinem Beruf Platz gegriffen hat, die auf die Art des Unterrichtens und auf die Erhaltung der Disciplin von bedenklichen Folgen zu sein pflegen. Es ist demgemäß klar, daß das Avancement eines Lehrers nicht in einem so kleinen Ressort vor sich gehen darf, wie es der Schauplatz einer einzigen Lehranstalt gewährt, selbst wenn dies eine besonders große sein sollte, weil dadurch für den einzelnen Lehrer zu ungünstige Verhältnisse entstehen können.

Indem wir damit für die Beförderungsverhältnisse zu einem größeren Ressort hingedrängt werden, wie es etwa eine ganze Provinz oder wenigstens ein Regierungsbezirk darbietet, erhebt sich gleich eine zweite Schwierigkeit, daß dann ein Lehrer, der an der Reihe zum Avanciren ist, mitten aus seiner bisherigen segensreichen Thätigkeit herausgerissen und an eine fremde Anstalt versetzt werden muß, was weder in seinem Interesse, noch im Interesse der eben verlassenen oder der neu erhaltenen Classe liegen kann. Es entsteht dadurch zu leicht an den einzelnen Anstalten ein ununterbrochener, aus pädagogischen Gründen durchaus nicht wünschenswerther Wechsel der Lehrkräfte. Außerdem aber wird durch diesen Wechsel auch naturgemäß jede Vorliebe erstickt, die ein Lehrer aus diesen oder jenen Gründen für eine bestimmte Anstalt haben mag, und gegen die nichts einzuwenden sein wird, wobei wir das Moment noch ganz unberücksichtigt lassen dürfen, daß manche Anstalten durch Vermächtnisse und Stiftungen von Privatleuten besser dotirt sind, als die übrigen. Also auch der consequenten Durchführung dieses Modus stellen sich erhebliche Schwierigkeiten in den Weg.

Wir können daher nur zu dem Schluß gelangen, daß das Avancement der Lehrer selbst auch nach den Bedürfnissen der einzelnen Anstalten und den Qualitäten der Lehrer (Zeugniß, pädagogische Tüchtigkeit u. s. w.) geregelt bleiben sollte (womit ja keineswegs gesagt ist, daß nun nicht im Fall einer Vacanz an einer Anstalt, wenn es zweckmäßig erscheint und keine Gründe dagegen sprechen sollten, alle Lehrer avanciren dürfen), daß aber die materielle Lage der Lehrer durch einen bestimmt vorgeschriebenen Modus des Fortschreitens unter allen Umständen einer zunehmenden Verbesserung theilhaftig gemacht werde. Dies kann aber nur in der Weise geschehen, wie es schon heute an vielen Lehranstalten Nord- und Süddeutschlands gebräuchlich ist, daß die Lehrer — immer nach einer bestimmten Anzahl von Jahren — gewöhnlich fünf — in eine höhere (z. B. um 3—500 Mark erhöhte) Gehaltsstufe einrücken, bis sie den ihrer Stellung (als ordentlicher oder als Oberlehrer) zustehenden Maximalgehalt erreicht haben. Selbstverständlich darf dann Derjenige an dieser Steigerung keinen Antheil haben, der in diesem Zeitraum zu einer höheren, besser dotirten Lehrstelle befördert oder sonst nach auswärts in eine materiell günstigere Stellung berufen worden ist, d. h. die Nothwendigkeit der Gehaltserhöhung soll nur für diejenigen Bezug haben, denen in der angedeuteten Zeit kein Avancement zu Theil geworden ist, was zweifellos bei der größeren Hälfte aller Lehrer der Fall sein wird.

Wir sind der Ueberzeugung, daß durch diesen Ausweg die Hauptklagen der Gymnasiallehrer am ehesten ihre Erledigung finden werden.

Philosophus.

Literatur und Kunst.

Vom Commandiren der Poesie.

Von Hermann Schults.

Bekanntlich gibt es Leute, die es durch die energische Uebung und Ausbildung eines angeborenen Improvisationstalents dahin gebracht haben, daß sie im Stande sind, in jedem Augenblick jedes beliebige ihnen gestellte Thema in Versen zu behandeln, womöglich gar in vorgeschriebenem Metrum und selbst mit Benutzung bestimmter Reime, und manche lösen ihre wunderliche Aufgabe gar nicht so übel. Man muß zugeben: diese Augenblicksdichter, die nicht erst lange auf „Stimmung" warten können und ohne „Zaudern" ans Werk gehen, „commandiren die Poesie" — nur schade, daß die Verse solcher Virtuosen als wahre Poesie ebensowenig gelten können, wie sie selbst als wirkliche Dichter! Im Allgemeinen wird man vielmehr sagen dürfen, daß, von einzelnen Ausnahmen auf beiden Seiten abgesehen, improvisatorisch begabte Naturen nicht die wahren Poeten sind, und daß umgekehrt diese letzteren, wenn ihnen auch die Gabe der Augenblicksdichtung vielleicht nicht ganz abgeht, ihre besten Sachen doch sicher nicht in dem gewöhnlichen Sinne improvisiren. Der wirkliche Dichter würde einer im Ernst an ihn gestellten derartigen Anforderung gegenüber, soweit es sich nicht etwa bloß um einen Toast oder ein sonstiges Gelegenheitsgedicht ähnlicher leichter Art handelt, gewiß in den meisten Fällen ebenso überrascht und bestürzt sein, wie es der „Sänger des Rheinliedes", Nikolaus Becker, gewesen sein soll, als er eines Tages, in seinem Kölner Stammlokal arglos beim Schoppen sitzend, plötzlich von einigen fidelen Bonner Studenten angeredet wurde: „Was? Sie sind Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes? — Na, dann dichten Sie uns doch 'mal Eins!"

Daß ein „Commandiren der Poesie", wie es ohne Rücksicht auf die „Stimmung" im Vorspiel zum „Faust" der Theaterdirector will, ein Dichten, wie und wann es eben beliebt, nicht ernstlich gefordert werden kann, daß vielmehr auch bei dem begabtesten Dichter keineswegs das bloße Wollen zum poetischen Schaffen genügt: diese Wahrheit wird von keinem Vernünftigen bestritten und bezweifelt werden. Muß gelegentlich doch selbst ein Goethe in das ihm vorgelegte Stammbuch das offene Bekenntniß schreiben:

„Der Dichtung Faden läßt sich heut' nicht fassen,
„Ich bitte mir die Blätter weiß zu lassen"

und in den Gesprächen mit Eckermann äußert er einmal: „In der Poesie lassen sich gewisse Dinge nicht zwingen, und man

Digitized by Google

muß von guten Stunden erwarten, was durch geistigen Willen nicht zu erreichen ist.“ Aehnlichen Bemerkungen begegnen wir wiederholt in seinen Schriften. In jenen „guten Stunden“, wo „die Muse ihren Liebling besucht“, kommt diesem „frei wie des Himmels Geschenk“ der poetische Gedanke und zugleich mit diesem, wenn auch noch nicht nothwendig sogleich bis in alle Einzelheiten fertig, die demselben entsprechende äußere Form. Dabei ist der schaffende Poet im Augenblick des Schaffens gar oft sich selbst kaum bewußt, warum er gerade diese Form wählt, warum er gerade so schreibt und nicht anders: sein Genius, sein sicheres Gefühl ließ ihn gleichsam instinctiv das Schönere, Wirksamere treffen, und oft genug werden ihm selbst erst nachträglich bei ruhiger Durchsicht des in jenem erhöhten Zustande dichterischer Thätigkeit Geschaffenen einzelne Schönheiten auffallen und zum Bewußtsein kommen. Es ist also im Grunde vielmehr die „Muse“, welche „commandirt“ und der Dichter ist der „Commandirte“, der — cum grano salis natürlich! — als bloßes Medium willen- und bewußtlos folgt, der sich weniger im Zustande voller Activität, als vielmehr einer gewissen — man gestatte den paradoxen Ausdruck! — activen Passivität befindet. Damit soll indeß keineswegs verkannt werden, daß die Poesie, so gut wie jede andere Kunst, bei der Ausarbeitung und Ausführung ihrer Producte auch eine verstandesmäßige, bewußte künstlerische Thätigkeit, ein wirkliches Arbeiten nicht bloß zuläßt, sondern vielfach geradezu verlangt. In dem Folgenden wollen wir zu zeigen versuchen, daß und inwiefern, unbeschadet dem oben Gesagten, selbst von einem wirklichen „Commandiren“ der Poesie von seiten des Poeten die Rede sein kann, ja, ein solches gefordert werden muß!

Wenn von Rückert behauptet worden ist — ob der Wahrheit gemäß, muß ich freilich dahin gestellt sein lassen — daß er in seinen späteren Jahren bestimmte Stunden des Tages förmlich planmäßig für das „Dichten“ angesetzt habe, so darf man wohl annehmen, daß doch seine poetisch werthvollsten Schöpfungen, die überdies meist der früheren Lebenszeit des Dichters angehören, nicht gerade in solchen Stunden entstanden sind, es sei denn, daß „die Muse“ sich zufällig gerade da einstellte. Uebrigens wäre bei Rückert die Sache weit weniger befremdlich, als wohl bei irgend einem andern unserer großen Dichter, da seine Poesie, in der wesentlich der Gedanke vorherrscht, nicht so sehr in jener augenblicklichen dichterischen Begeisterung ihre Hauptquelle hat, die in einzelnen Stunden, ja Momenten schnell wie der Blitz über den Dichter kommt, als in der ruhigen Betrachtung des lebenserfahrenen, menschenkundigen, mit klarem Blicke die Welt beschauenden Weisen, welche einen mehr gleichmäßig beständig vorhandenen Zustand des einmal darauf Angelegten voraussetzt und wohl am ersten ein dichterisches Schaffen zu beliebiger Zeit erlaubt. Häufig mag auch Rückert's „Dichten“ in jenen Stunden ein bloßes Nachdichten oder Uebersetzen fremder Stoffe gewesen sein, eine Thätigkeit, welche eine solche Abgrenzung nach bestimmten Stunden, ein „Commandiren“ an beliebigem Orte und zu beliebiger Zeit noch eher verträgt, da sie, die einen schon künstlerisch gestalteten Stoff nur bezüglich der Sprache umformt, ohne ihn wesentlich zu verändern, neben dem Verstande weniger eigentliche poetische Schöpferkraft als einen gewissen Grad von Technik und durchgebildetem poetischen Gefühl erfordert, und diese Dinge einem Dichter im Laufe der Zeit so zu eigen werden, daß sie ihm kaum je in einem Augenblick völlig versagen.

Wir deuteten soeben schon an, daß es bei der Frage nach dem „Commandiren der Poesie“ wesentlich auch auf die Art dieser letzteren selbst ankommt. Es leuchtet ein, daß z. B. an den Schöpfungen des Dramatikers und des Epikers weit mehr als an denen des reinen Lyrikers die klar bewußte Ueberlegung, der Verstand mitarbeitet, während jener, wenn auch nicht bei jedem Gedichte in gleichem Grade, im Ganzen mehr instinctiv schafft, und von ihm unseres Erachtens, wenn anders sein Dichten rechter Art ist, vor Allem gilt, was oben von des Poeten „activer Passivität“ gesagt wurde. Auch innerhalb der Lyrik, deren Gebiet ja ein vielumfassendes ist, sind natürlich in dieser Hinsicht Unterschiede zu bemerken, auch bei ein und demselben Dichter. Man denke beispielsweise einmal an Goethe's „Ueber allen Gipfeln“ und irgend einen seiner Sprüche, von welchen letzteren bis zu einem gewissen Grade das oben von Rückert's Poesie Gesagte gilt. Ohne Frage ist jenes erstere, wunderbare Gedicht ungleich mehr als die Sprüche unmittelbar aus des Dichters tiefstem Innern geflossen, gleichsam unwillkürlich und unbewußt, ich möchte sagen „über ihn kommend“: dies ist, will uns bedünken, so recht eines jener Lieder, an die der Dichter denkt, wenn er in der „Campagne in Frankreich“ gelegentlich von seinen Gedichten sagt: „Ich machte sie nicht, sondern sie machten mich“. Das wird in dieser Weise von den Sprüchen schwerlich gelten können, wie sehr sie auch, wie Alles, was Goethe schuf, ein Stück von ihm und seinem Wesen sind. Auch bei ihnen aber bleibt es unumstößliche Wahrheit, wie in aller Poesie, sie mag heißen, wie sie will, in der ganzen Lyrik nicht bloß, sondern auch im Epos und im Drama, daß jenes Unbewußte, Instinctive, das eben den Dichter, wie überhaupt den Künstler macht, das ihm als Geschenk des Himmels kommt, zunächst ohne sein Zuthun und von seinem Wollen ebenso unabhängig wie Regen und Sonnenschein, daß dieses das Beste bei allen Schöpfungen wirken muß und vor allem auch schon bei dem in der Regel blitzschnell und nicht selten, scheinbar wenigstens, ganz unmotivirt und unvermittelt eintretenden Fassen der poetischen Idee im Spiele ist. Die schöpferische Begabung, deren Geheimniß noch Keiner enträthselt hat, bleibt das A und O in jeder Kunst; ohne sie wird auch der klarste Verstand, das tiefste Gefühl, der gebildetste Geschmack, die größte Gewandtheit sich vergeblich bemühen, ein wahres Kunstwerk zu schaffen.*) Das alles ist nichts weniger als neu, wird aber täglich nur zu oft vergessen oder übersehen.

Nicht minder als das soeben Ausgesprochene gilt aber auch andrerseits die Wahrheit: keine Poesie kann jener Eigenschaften als Beihülfen bei der Hervorbringung ihrer Werke entrathen. Der Dichter ist Künstler, und sein volles künstlerisches Bewußtsein, seine kühle kritische Ueberlegung muß, aller Begabung und Begeisterung unbeschadet, auch bei seinem Schaffen mitwirken. Und dies gilt keineswegs nur bei größeren Werken, es gilt auch von dem kleinsten, dem unmittelbarsten, innigsten Herzenserguße der subjectivsten Lyrik, wenn es auch hier am wenigsten deutlich hervortritt und oft gar nicht der Fall zu sein scheint. Unvermerkt, in dem Augenblick dessen sich selbst oft nicht klar bewußt, arbeitet beim Niederschreiben auch des kleinsten, tiefst empfundenen Liedes im Dichter der Künstler. Freilich, noch weniger als sonst ist es hier möglich, die Grenze zu ziehen, wo das Bewußte und das Unbewußte, wo das angeborene Talent und die durch Uebung und Ausbildung erlangte Sicherheit sich scheiden, die schließlich ja fast zur „zweiten Natur“ wird. In gewissem Sinne, zumal nach der formellen Seite hin, commandirt also auch hier der Dichter die Poesie, mag ihm auch vermöge der auf Grund seiner Begabung allmählich erlangten Gewandtheit dieses „Commandiren“ gar nicht mehr zum Bewußtsein kommen, mag er es ganz mechanisch thun!

Der Dichter, wenn anders und wo er diesen Namen voll verdient, bethätigt das „Commandiren der Poesie“ auch in der vollen Beherrschung seines Stoffes, indem er diesem die denkbar beste, wirksamste Gestalt gibt, eben die Gestalt, welche derselbe seiner Natur nach verlangt. Es sei gestattet, hier die treffende Bemerkung anzuführen, welche bei Besprechung der

*) Vielleicht könnte man versucht sein, zum Gegenbeweise Lessing anzuführen, der sich bekanntlich selbst ausdrücklich die unmittelbare poetische Schöpferkraft abspricht, trotzdem aber Dichtungen der verschiedensten Art geschaffen hat, die mit vollem Rechte als Meisterwerke gelten und natürlich auch von uns voll dafür gehalten werden. Allein abgesehen davon, daß der große und bei allem berechtigten Selbstbewußtsein so bescheidene Mann in jener Behauptung doch wohl etwas zu weit geht, und mancher seiner damaligen und unserer heutigen „dichtenden“ Zeitgenossen wahrlich keinen schlechten Tausch machte, wenn er gegen sein poetisches Productionstalent das Lessing's übernehmen könnte: das bleibt doch richtig, daß die Hauptvorzüge der Lessing'schen Dichtungen, wie aller seiner Werke, ganz anderswo liegen, als nach der rein poetisch-ästhetischen Seite hin, daß das hier Vorhandene verschwindet gegen jene andern gewaltigen Eigenschaften!

Digitized by Google

Stelle „Gebt ihr euch einmal für Poeten u. s. w." der leider in jungen Jahren als Gymnasial-Lehrer zu Hanau verstorbene Otto Vilmar, der Sohn des bekannten Literarhistorikers, in seinem eine Fülle feinster Beobachtung und geistvoller Bemerkungen enthaltenden Schrift „Zum Verständnisse Goethe's" macht. Er nennt jene Stelle „ein Wort, das man tausend der schwächlichen Dichterlinge zurufen möchte, welche sich für Dichter ausgeben. Laßt euch nicht vom Stoff beherrschen, sondern beherrscht ihn: wer sich vom Stoff beherrschen läßt, wird es immer nur zu unklaren Versuchen, nie zu etwas Ganzem, zu etwas Abgerundetem bringen. Wer aber seiner Dichterkraft bewußt ist, der wird über den Stoff klar und sicher herrschen, Unzuträgliches und Ungeeignetes ausscheiden, das Zusammengehörende zusammenfassen, das Herrliche in den Vordergrund, das Geringe in den Schatten stellen. Nie ist dies Commandiren der Poesie gewaltiger hervorgetreten, als in unserer Tragödie." Wenn wir diese Bemerkung, zumal auch den letzten Satz, aus vollster Ueberzeugung unterschreiben, so betonen wir aber zugleich, daß auch dieses in der vollen Beherrschung des Stoffes bestehende „Commandiren der Poesie" keineswegs, wie mancher glauben möchte, bloß in solchen großartigen Dichtungswerken sich zeigen kann und geübt werden muß: nicht minder spielt es bei der Abfassung des einfachsten, kleinsten Liedes eine große Rolle und ist ohne Zweifel auch hier zur Hervorbringung des wahrhaft Guten unerläßliche Bedingung. In solch' einem einfachen Liedchen steckt oft mehr Kunst (NB. echte, wahre Kunst, die nichts gemein hat mit gesuchter, gequälter Künstelei!), als mancher Leser sich träumen läßt. Auch hier gilt m. m., was der bei uns immer noch zu wenig gekannte Berner Dichter Sutermeister so treffend von der Spruchpoesie sagt:

„Eh' einer so wenig sagen konnt',
Mußt' er gar vieles denken."

Ohne seine Meisterschaft in der Stoffbeherrschung konnte Goethe ebenso wenig wie seinen „Faust" auch seinen „Erlkönig" schreiben, oder seinen „König in Thule", sein „Nachtlied" oder sein Lied „An den Mond" und wie sie sonst alle heißen, die in ihrer Einfachheit so wunderbar vollendeten und so zauberhaft wirkenden Gedichte; ohne jene Voraussetzung ist überhaupt nicht eines von all' den Gedichten entstanden, die wir mit Recht als in ihrer Art vollendet bewundern und lieben, gleichviel, welches Inhalts es ist und wem es gelungen! Keinem zweiten unserer Dichter ist jene Macht übrigens auch nur entfernt in dem Maße eigen, wie eben Goethe; manchem gelingt es nur in diesem oder jenem, ja, wohl nur in einem einzigen Gedichte so ganz, ein Meisterwerk zu schaffen, von dem man den Eindruck hat: einzig so und nicht anders war dieser Stoff zu gestalten!

Und nun das rein Formelle! Hier ist in sämmtlichen Dichtungsarten und -formen das „Commandiren der Poesie", zuweilen in geradezu corporalmäßiger Weise, nicht nur möglich, sondern oft genug unerläßliche Nothwendigkeit, die der Poet, auch die besten nicht ausgeschlossen, im einzelnen Falle als saure Pflicht empfindet; der Dichterling erliegt dieser Aufgabe, der wahre Dichter dagegen überwindet die Schwierigkeit, wenn auch keineswegs immer „spielend." Einerlei, wenn nur der Leser schließlich dem fertigen Gedichte nichts davon anmerkt, daß es seinem Verfasser durchaus nicht so leicht in die Feder geflossen ist, wie es scheinen möchte, daß er vielmehr daran gearbeitet hat, so gut wie dies der Maler gethan, dem es erst nach manchem Versuche gelang, den rechten, natürlichen Farbenton, die beste Beleuchtung zu treffen, oder der Bildhauer, der gar manches Mal die Feile über den harten Marmor führte, bis endlich der Stein so weich erscheint, wie das lebenswarme Antlitz, dessen Abbild er gibt! Auch der Dichter muß die Feile führen, je nach seiner eigenthümlichen Begabung der eine mehr, der andere weniger, bald mehr, bald weniger auch ein und derselbe Dichter im einzelnen Falle je nach augenblicklicher Disposition und der Natur des besonderen Stoffes — wie viel, wie wenig es ein Gedicht erfordert, darauf kommt es nicht an, wenn nur hinterher die Feilstriche als solche nicht mehr sichtbar sind, sondern nur in ihrer Wirkung am vollendeten Kunstwerk! Heine's scheinbar so leicht hingeworfene Lieder mögen als Beispiel gelten: es ist bekannt, welcher peinlich sorgfältigen Durcharbeitung, oft zu wiederholten Malen, sie ihre endliche glatte Form verdanken.

Es sei gestattet, auf einige Punkte noch besonders hinzuweisen. Auch dem bedeutendsten Dichter wird es gelegentlich vorkommen, daß bei der ersten Niederschrift eines Gedichtes etwa ein Reim nicht sogleich zur Stelle, eine metrische Unebenheit nicht sofort zu beseitigen ist. Solche Aeußerlichkeiten sind es, woran der Dichter, nachdem ihm die Hauptsache aus der rechten Stimmung heraus gleichsam unbewußt gekommen, zeigen muß, daß er nicht bloß Begabung für die Poesie besitzt, sondern daß er sich auch das Handwerksmäßige seiner Kunst, das hier so wenig fehlt, wie bei irgend einer anderen, völlig zu eigen gemacht hat, was wesentlich Sache seiner ernsten Arbeit und Uebung ist. So gewiß es in der Hauptsache richtig ist, daß der Reim, um bei diesem stehen zu bleiben, sich dem Gedanken unterzuordnen hat und dem wirklichen Dichter in der Regel sich zugleich mit diesem ungezwungen einstellen wird, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß in einzelnen Fällen, ja, bei gewissen Dichtungsarten gar nicht selten, der Reim, wenn auch nicht auf den Gedanken selbst, der als Wichtigstes und Erstes auch hier natürlich in der Hauptsache stets vor jenem vorhanden sein muß, so doch auf die Modification des Gedankens, seine Fassung und Wendung, seine Einkleidung und Ausschmückung im Einzelnen bestimmend einwirkt. Man denke beispielsweise an die künstlichen Formen wie das Sonett, die Terzine, die Ghasele u. a. Auch ein hochbegabter, formgewandter Dichter wird sich in diesen uns ursprünglich fremden und ihren fremden Ursprung auch niemals ganz verleugnenden Dichtungsformen mit ihrer fest vorgeschriebenen außergewöhnlichen Anordnung der Reime, bez. auch der Beschränkung auf eine bestimmte Verszahl, nicht durchweg ohne alle Schwierigkeit, nicht ganz frei und ungezwungen bewegen. Man sehe nur einmal solche Dichtungen darauf hin an, selbst die unserer Besten: es bedarf unseres Bedünkens keines übermäßig scharfen Blickes, um gelegentlich Spuren zu entdecken, welche die Richtigkeit des Gesagten bestätigen. Daß dieses nicht oder doch so wenig wie irgend möglich der Fall sei, darin wird sich's zeigen, ob und inwieweit der Dichter es verstanden hat, in dieser Beziehung seine Poesie zu „commandiren." — Nicht anders als mit jenen ursprünglich fremden Formen steht es auch mit der unserm Volke zwar von Alters her eigenthümlichen, im Laufe der Jahrhunderte aber fremd gewordenen Allitterations-Poesie, in der sich neuerdings Mancher mit weniger Glück als Eifer und Behagen versucht hat.

Aber auch in den unserer Sprache mehr angemessenen und ganz geläufigen Formen können den oben erwähnten ähnliche Schwierigkeiten eintreten. Wo der Dichter nicht bloß mit abgedroschenen Reimen hantirt, wo, wie das die Kraft und Schönheit des Gedichtes nicht wenig hebt, die Reimwörter zugleich für den ausgesprochenen Gedanken wichtige Begriffe, ja, die kräftigen Hauptträger desselben enthalten, oder wo sich's um eine pointirte Wendung, einen wirksamen Kehrreim u. dgl. handelt, da kann es sehr wohl vorkommen, daß auch der gute Dichter einem Reime zu Liebe „die Poesie commandiren" muß. Ein kräftiges Wort steht nachdrücklich am Schlusse des Verses, so ist es ohne bewußte Arbeit dem Dichter gekommen, so und nicht anders muß dieser Gedanke ausgedrückt sein, jede Aenderung würde Schwächung bedeuten, eine solche würde also bloß im alleräußersten Falle vorgenommen werden dürfen: hier wird der Dichter sich sogar nicht scheuen dürfen, zu jenem Worte den Reim, falls er sich nicht von selbst einstellt, förmlich zu suchen, er muß sich zwingen, ihn zu finden! Und zwar einen solchen zu finden und die Sache so zu wenden, daß in dem fertigen Gedichte womöglich auch nicht die leiseste Spur dem Leser verräth, wie die Stelle entstanden ist: da muß dieselbe vielmehr den Eindruck machen, als müsse es so, als könne es schlechterdings nach Inhalt und Form gar nicht anders lauten, als würde jeder Andere auch ebenso und nicht anders haben schreiben müssen! In unserer reichen deutschen Sprache, der vielgewandten, vielgestaltigen, ist, wenn auch nicht Alles, doch Vieles möglich: nur muß sie der Dichter

Digitized by Google

einigermaßen kennen und beherrschen, welche Grundbedingung für seine Kunst freilich bei manchem der heutigen „Poeten" und „Schriftsteller" überhaupt auch nicht entfernt vorhanden ist!

Ein eigenthümliches Interesse bietet der besondere Fall, wo der Dichter ein nicht von ihm geschaffenes, sondern bereits vorhandenes und zwar in ganz bestimmter Form feststehendes Wort in sein Gedicht aufnimmt. Um volle Wirkung zu üben, die dann allerdings auch eine recht bedeutende zu sein pflegt, ist es unserer Ansicht nach entschieden nothwendig, daß solch ein Wort (was bei denen in poetischer Form ohnehin selbstverständlich erscheint) genau in der einmal feststehenden Fassung gebracht wird, welche in den meisten Fällen doch allgemeiner bekannt und geläufig und in der Regel auch formell in ihrer Weise gut sein wird. Man vergleiche z. B. die Wirkung des in seiner kurzen, kräftigen Form so vortrefflich zu den wüthenden Hammerschlägen des grollenden Waldschmiedes passenden „Landgraf, werde hart!" in der bekannten Thüringer Sage mit der fast sentimental klingenden Fassung in der mattherzigen Strophe aus Ludwig Storch's „Ludwig der Eiserne":

Der ruft dazwischen: „Werde hart!
„O Ludwig, werde hart wie Eisen!"
Und nutzt des Jägers Gegenwart,
Des Volkes Elend aufzuweisen.

Dort dröhnen uns förmlich die Hammerschläge ins Ohr, ja, wir sehen den markigen Alten, vom lodernden Schmiedefeuer beleuchtet, finster blickend vor seinem Amboß stehen; hier tritt uns, will uns scheinen, statt eines wirklichen kräftigen Schmiedes höchstens etwa ein als Schmied säuberlich costümirter Opernheld entgegen, der sich vergeblich abmüht, sein mehr elegisches als zorniges „O Ludwig" mit ein paar nur einigermaßen natürlich aussehenden Theater-Hammerschlägen zu begleiten. Zugleich wieder ein Beispiel für die natürliche scharfe Beobachtung und die plastische Ausdrucksweise des Volkes in seinen Liedern und Sagen gegenüber der matten Künstlichkeit eines Poeten, der, sonst nicht gerade unbegabt, an dieser Stelle die Poesie zu „commandiren" nicht stark genug war!

Selbst da, wo durch eine Aenderung eine formell glattere, schönere, ansprechendere Form geschaffen werden sollte, ist bei solchen Worten die ursprüngliche Fassung festzuhalten, die eben als solche die bessere ist; höchstens ganz unbedeutende Abweichungen, etwa die Weglassung oder Einschiebung einer Partikel u. dgl. aus rhythmischen Rücksichten dürfte man sich gestatten, aber auch dieses nie ohne Noth. Nach der feststehenden Fassung, als dem schon Abgeschlossenen, das keine Aenderung mehr zuläßt, muß das Andere sich richten, nicht umgekehrt! Auch hier wieder wird, wie überall beim Dichten, „die Muse" das Beste thun: dem wahren Dichter wird zu guter Stunde nur ein solches Citat ungesucht sich einstellen, welches, und nur da, wo es nach Inhalt und Form (bezüglich des Rhythmus und des Reimes) zu gebrauchen ist, wo es mindestens ungezwungen, wenn nicht gar natürlich und nothwendig erscheint; das formell unbrauchbare wird ihm vermöge seines dichterischen Gefühls und Tactes überhaupt nicht in den Sinn kommen, oder er wird es doch sofort zurückweisen. Das ist als die Regel anzusehen. Als Beispiel sei das Gedicht „Vom Harze" aus Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" angeführt, dessen Schluß die vier ersten Zeilen des Jägerliedes bilden „Es lebe, was auf Erden — Stolzirt in grüner Tracht", ebenso ungesucht, wie in höchstem Grade wirkungsvoll, da ihr Inhalt in schneidendstem Gegensatze zu dem Inhalt des Gedichtes steht. — Jene Regel schließt aber keineswegs aus, daß sich gelegentlich auch Schwierigkeiten einstellen können bei einem Citate, das durchaus nicht gesucht, und dessen Anbringung, wenn nicht unumgänglich nothwendig, so doch mit Rücksicht auf die Wirkung höchst wünschenswerth ist. Hier tritt dann wieder jene Forderung vom „Commandiren der Poesie" in ihr Recht. Abgesehen von den Fällen, wo das betreffende Citat (etwa als Kehrreim) das ganze Gedicht nach Inhalt und Form bestimmt, dessen Grundgedanken oder Höhepunkt es möglicherweise enthält, wo also die ganze Anlage des Gedichtes geradezu mit Rücksicht auf dasselbe und von ihm aus erfolgt, wird auch sonst, wo das Citat nicht aus mehreren Zeilen besteht, die den Reim in sich selbst tragen (wie in dem oben angeführten Beispiel aus Freiligrath), wenigstens die betreffende Stelle in der Nähe des Citates im Reime nach diesem sich richten müssen. Auch hier kann es zu jenem Suchen nach einem passenden Reime und einer möglichst ungezwungenen Wendung kommen, von dem schon oben die Rede war: wenn nur die Sache schließlich natürlich klingt oder doch wenigstens nicht stört! Ein Beispiel dafür bietet der Schluß des bekannten Geibel'schen Gedichtes „An Herwegh", in dessen letzten Zeilen der Dichter höchst wirksam Luther's gewaltiges Wort vom Wormser Reichstag anbringt (allerdings mit leichter, vielleicht absichtlicher, Umstellung der übrigens in der Form ganz unveränderten einzelnen Sätzchen). Wenn es da heißt:

Die (die Wahrheit) werf' ich keck Dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen Deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — ich kann nicht anders!

so glauben wir, Jeder wird hier mit uns fühlen, daß der Gedanke, mit jenem kräftigen Luther'schen Worte kräftig zu schließen, dem Dichter ohne allen Zweifel schon mindestens mehr oder weniger klar vorschwebte, als er „die Flammen des Branders" schrieb: der letztere Reim ist, obwohl im Gedichte vor jenem stehend, doch offenbar erst durch das „anders" der Schlußzeile veranlaßt worden. Man fühlt, meinen wir, der ganzen Wendung, so schön die stolzen Worte klingen, doch einigermaßen an, daß sie nicht ganz frei geflossen ist, nicht völlig ohne Rücksicht und Bezug sich eingestellt hat. Weit entfernt aber sind wir, damit einen Tadel aussprechen zu wollen: die Verse sind schön, wenn auch, wie das ganze Gedicht, mehr rhetorisch als rein poetisch, und man wird dem Dichter das Zeugniß gewiß nicht versagen dürfen, daß er hier die Poesie mit Geschmack und Geschick zu „commandiren" verstanden hat!

Wo ein Citat in prosaischer oder poetischer Fassung aus metrischen oder Reimrücksichten trotz aller Mühe des Dichters sich schlechterdings nicht anbringen läßt ohne wesentliche Aenderung seiner Form, da thut man unserer Ansicht nach besser, es ganz fallen zu lassen und lieber auf den Schmuck zu verzichten, als ihn, statt in seiner ganzen Schöne, nur gleichsam gestutzt und gestümmelt oder verzerrt zu bringen. Unter Umständen übrigens kann auch ein solches Wort, unbekümmert um Reim und Metrum dem Gedichte eingefügt, eben durch den Gegensatz, in den es die abweichende Form mit seiner Umgebung setzt, eine ganz besondere Wirkung üben, wie auch sonst gelegentlich eine zu besonderem Zwecke von dem Dichter eingefügte im Metrum von den andern abweichende oder reimlose Zeile. Wie der Dichter sich mit der Schwierigkeit abfindet, ist seine Sache — wenn er's nur gut macht und sein „Commando" über die Poesie sicher und geschickt zu führen weiß!

Farbenbezeichnungen.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

II.

Gesetzt, wir säßen anjetzt, wie die Kinder Psammetich's, in der Klausur und es wäre uns aufgegeben, aus dem Stegreif Namen für die Hauptfarben zu erfinden, wie würden wir es machen? — Notabene, der gesammte Sprachschatz sollte uns zur Verfügung stehen, nur jedwede Farbenbezeichnung fehlen.

Nun, wir würden uns vielleicht zunächst einmal nach anderen Sinnesempfindungen umsehen, wie z. B. die verschiedenen Eindrücke des Geschmackssinns und des Geruchssinns bezeichnet werden. Sehr subjectiv, sehr undeutlich, sehr indirect. Wir sagen, etwas schmecke süß, etwas schmecke sauer, etwas schmecke bitter; etwas schmecke gut oder schlecht. Was

Digitized by Google

steckt in diesen Ausdrücken für wirkliche Qualität? Süß, ein indogermanisches Wort, welches mit dem lateinischen suavis und dem griechischen ἡδύς zusammenhängt, heißt eigentlich „angenehm", daher wir auch von einem „süßen Geruche" reden — man erkennt das sofort, wenn man das griechische ἡδονή, Lust, das griechische ἀνδάνω, gefalle, das lateinische suadere, rathen, eigentlich: „angenehm machen" und ähnliche Verwandte vergleicht. Sauer dagegen ist wahrscheinlich soviel wie „kratzend" und mit den Ausdrücken verwandt, welche im Griechischen das „Bartkratzen" bezeichnen, wie man auch saure Weine „Krätzer" nennt. Bitter ist soviel wie „beißend", der Name Biterolf soviel wie „beißender Wolf". Alle drei Adjectiva würden mithin für anders organisirte Wesen völlig unverständlich sein, da sie keine objective Eigenschaft, sondern nur die subjective Empfindung anzeigen, die wir beim Genuß des süßen Weines, der sauren Gurke, der bitteren Mandel haben; streng genommen nicht einmal diese, sondern nur die mehr oder minder wohlthätige Wirkung auf unsern Gaumen. Wir werden gefragt, welche Gestalt eine specifische Empfindung habe, und wir antworten wie die Kinder: „es schmeckt gut." Auf das Gebiet der Farben übertragen, wäre das etwa so, wie wenn wir nicht von einer blauen und rothen, sondern nur von einer lieblichen, einer blendenden, einer häßlichen Farbe reden wollten. Und nicht anders, wenn eine Speise kräftig, brennend, scharf, gleichgültig, fade schmeckt — die Qualität der Empfindung selbst bleibt immer im Hintergrund, wie ein ungelöstes Räthsel oder wie ein unsichtbarer Geist. Erst da, wo wir an einen anderen Geschmack erinnern und ein Nahrungsmittel oder eine Frucht zum Typus machen, um unsere Geschmacksempfindungen darauf zurückzuführen, kommt einige Objectivität in die Bezeichnung. Etwas schmeckt mehlig, etwas schmeckt salzig, etwas schmeckt wie Essig; die japanische Mispel hat einen weinartigen, die Ananas einen erdbeerähnlichen, die Moltebeere einen Himbeergeschmack. Hier wird zwar auch nur eine unbekannte Größe auf eine andere unbekannte Größe gebracht, denn wie nun jene Typen schmecken, bleibt eine offene Frage. Immerhin erblicken wir in dieser Zurückführung auf Typen ein Streben nach Sachlichkeit, zum mindesten eine Vereinfachung des Problemes, den ersten Schritt zu dem unzugänglichen Ansich.

Das System der Geruchsempfindungen ist fast noch weniger ausgearbeitet, als das der Geschmacksempfindungen; hier kommen wir vollends über das Gute, Liebliche, Schlechte, Widerliche, Durchdringende, Betäubende, Köstliche, Stärkende nicht hinaus, und es darf uns das auch nicht wundern, da der Geruchssinn bei dem Menschen verhältnißmäßig wenig entwickelt ist und er schlechter riecht als die meisten Säugethiere. Zudem ist die Verwandtschaft zwischen Geruch und und Geschmack so eng, daß sich bei vielen Empfindungen keine Grenze zwischen beiden feststellen läßt. Uebrigens behelfen wir uns auch hier in ausgedehnter Weise mit der Anführung hervorragender Typen. Etwas riecht gewürzig, etwas balsamisch, etwas brandig, etwas sengerig, etwas nach Moschus, etwas nach Vanille — der Honig vom Hymettos hat das Aroma des Thymians, der Honig von Astros das der Orangenblüthen — ja, der Baron Vaerst, der bekannte Gastrosoph, fand einmal in der Schweiz, daß ein Hammelbraten nach lauter Veilchen rieche. Diese Prototypen selber werden nicht weiter erklärt, sondern als bekannt vorausgesetzt. Also auch bei den Gerüchen ist uns eine objective Würdigung versagt, wie die Veilchen eigentlich riechen, vermögen wir nicht zu sagen; aber indem gewisse Hauptempfindungen als Maßstab zu Grunde gelegt werden, gewinnt die Terminologie einen relativ realen Boden.

Nach diesem Princip könnten wir also auch versuchen, Farbennamen zu erfinden. Wirklich sind die meisten, gleich den Namen der Geschmäcke und Gerüche, von einzelnen, maßgebenden, eine bestimmte Farbe in ausgezeichneter Weise vertretenden Typen hergenommen, nur durch diese verständlich, aber in ihrem eigensten Wesen unbekannt wie sie.

Nicht bloß die Bedeutungen, auch die Namen der Farben gehen von den vornehmsten Inhabern, von den typischen Trägern aus.

Man kann primäre und secundäre Farbennamen unterscheiden. Die primären nenne ich die, welche eine Grundfarbe mit einem einfachen Wort bezeichnen; die secundären nenne ich die, welche eine bestimme Nüance dieser Grundfarbe vermittelst einer näheren Bestimmung angeben. Roth ist z. B. ein primärer, purpurroth ein secundärer Farbename. Gelb ist ein primärer, goldgelb ein secundärer Farbename. Blau ist ein primärer, himmelblau ein secundärer Farbename. Weiß ist ein primärer, schneeweiß ein secundärer Farbename. Bleiben wir zunächst einmal bei diesen secundären Farbennamen stehen: ihre allgemeinverständliche Natur führt uns vielleicht auf die Entstehung der primären.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß die nähere Bestimmung durch einen Stoff oder ein Ding gebildet wird, an dem die charakteristische Farbe vorzugsweise haftet. Der purpurrothe Ritz am Granatapfel, mit welchem der Sänger des Hohenliedes die Wangen Sulamith's vergleicht, ist so roth, wie der Saft der Purpurschnecke — die goldgelbe Apfelsine hat das glühende Gelb des Goldes — Laura's himmelblaue Augen spiegeln den Himmel wieder — das schneeweiße Sneewittchen ist weiß wie der Schnee. Das liegt so sehr auf der Hand, daß wir es gar nicht erst bemerken würden, wenn die ganze Art der Bezeichnung nicht von der höchsten Wichtigkeit für unsere Untersuchungen wäre. Ins Unzählige ließen sich diese Beispiele vermehren; es ist nicht gesagt, daß nicht auch einmal ein anderes Merkmal zur näheren Bestimmung verwendet werden kann, so namentlich die Herkunft und der Ort, wo eine Farbe fabricirt wird — wie wir von Berliner Blau und von Schweinfurter Grün reden, so sprachen schon die Alten von Indigoblau, d. h. von Indischem Blau und von Φοινιξ, das heißt von Phönikischem Roth, einem anderen Namen für den Purpur; die Italiener nennen Blau: Turchino, d. h. Türkisch, doch scheint dieses Wort zunächst auf den blauen Türkis (italienisch Turchina) zurückzugehen, welcher allerdings selbst soviel wie der türkische Stein, d. h. der in der alten Türkei gefundene ist. Die gewöhnlichste Methode, Nebenfarben zu bezeichnen, ist und bleibt eben einen Gegenstand voranzusetzen, der sie vertritt.

Nun aber wolle man auf eine Modification dieses Verfahrens achten, welche sich die Sprachen gern erlauben — nicht die Grundfarbe näher zu bestimmen, sondern von dem Gegenstand unmittelbar ein Adjectivum abzuleiten, welches die bestimmte Nüance ausdrückt. Wir sagen: purpurroth; wir können aber ebensogut sagen: purpurn, und so sagten schon die Alten: purpureus. Wir sagen, indem wir den Lapis lazuli oder den Lasurstein, mittellateinisch Azurrum zum Typus nehmen: azurblau; wir können aber ebensogut sagen: azurn, wie die Italiener von der Grotta Azzurra, der Franzose von der Grotte d'Azur spricht. Wir sagen goldgelb; wir können aber ebensogut sagen: golden und z. B. von goldenen Locken, goldenen Früchten reden, so brauchte schon der Lateiner das Beiwort aureus. Oft hat die eine Sprache die nähere Bestimmung, die andere die einfache Ableitung. Wir sagen: citronengelb; der Neugrieche sagt: κίτρινος, gleichsam „citronen". Wir sagen: himmelblau; der Römer sagte caeruleus = caeluleus, gleichsam „himmlisch". Dergleichen Adjectiva laufen denen auf -farben und -farbig parallel, da sie nicht sowohl eine Nüance der Grundfarbe, als vielmehr, von der letzteren gleichsam emancipirt, eine neue Farbe bezeichnen, selber Farbe machen: wenn die Katholiken von dem rosenfarbenen Märtyrerblute reden, so entspricht das dem roseo martyrum sanguini der lateinischen Hymnen. Ob die Umschreibung mit -farben gewählt oder frischweg ein Adjectivum oder Adjectivumswerth gebildet wird, hängt von dem Geist und sozusagen von dem Muth der Sprache ab. Statt purpurfarben sagen auch wir: purpurn, statt rosenfarben auch wir: rosig und statt des mittelhochdeutschen lazûrvar, lasurfarben, sagen wir: azurn. Aber wenn wir den französischen Ausdruck une livrée omelette übersetzen sollten, so müßten wir sagen: eine Livree von der Farbe des Eierkuchens. Die Erzherzogin Isabelle, Tochter Philipp's II., Regentin der Niederlande, gelobte bei der Belagerung von Ostende ihr Hemd nicht zu wechseln, bis ihr Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, die Stadt genommen haben würde. Da nun aber die Belagerung drei Jahre lang (bis

Digitized by Google

1604) dauerte, so wurde das Hemd der Prinzessin ganz gelb und braun, wie Milchkaffee, seitdem nennt man ein bräunliches oder gelbliches Weiß Isabellfarbe. Der Franzose nun spricht von einem Ruban isabelle, wie von einem Cheval isabelle, wofür wir noch kühner: „eine Isabelle" sagen. Aber von einem „isabellen Bande" können wir nicht reden, wir müssen sagen: „ein isabellfarbenes Band". Alles in Allem können wir, wenn wir die Umschreibungen mit -farben als logische Zwischenglieder in die Mitte nehmen, auf dem Gebiete der secundären Farbennamen drei Stufen unterscheiden, die bei der Farbe der Rose sämmtlich in unserer eigenen Sprache vorliegen:

rosenroth — rosenfarben — rosig.

Ich bitte den geneigten Leser um Verzeihung, wenn ich ihn etwa mit Unterscheidungen langweile, die nichts auf sich zu haben scheinen und wenn ich nach seiner Meinung an Worten klaube und Silben steche. Er geruhe, mir nur noch einen Augenblick zu folgen, so wird ihn, hoffe ich, ein überraschendes Resultat belohnen. Das rosenfarbene Blut Christi bringt uns auf das Blut — es ist sozusagen röther als die Rosen, es ist selber roth; kein Typus vertritt die rothe Farbe besser als das Blut, und wie Niemand gut ist denn der einige Gott, so ist nichts roth, denn das einige Blut. Nur das Feuer hat etwas Aehnliches, aber das heiße Blut gleicht selbst einem Feuer, das durch unsere Adern rieselt. Als Blutfarbe ist das Roth die Farbe der Sünde, der Sinnlichkeit und der Wollust: die Buhlerin kleidet sich (nach Jeremias IV, 30) in röthliche Gewänder, roth waren die Schnitzbilder Priap's, roth leuchtet der Planet des blutigen Mars, der auch ein Gott der Sonnengluth war. Das Blut eignet sich deshalb in hervorragender Weise zur Verwendung in secundären Farbennamen, namentlich in solchen, die sich nicht an Roth anlehnen, sondern auf eigenen Füßen stehen. Zwar sagen wir gern „blutroth", aber „blutfarben", „blutend", „blutig" genügt: „der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein", heißt es in „des Sängers Fluch" — wahrscheinlich will auch die Redensart: „keinen blutigen Heller mehr haben" nur besagen: „keinen rothen Heller mehr haben". Wie nun, wenn es sich herausstellte, daß „roth", diese Farbe aller Farben, selbst nichts anderes als „blutig" und „blutroth" ein Pleonasmus, weil die Grundfarbe an sich die Farbe des Blutes sei? Welch eine Perspective eröffnet uns ein derartiger Gedanke! — Wir merken plötzlich, daß es mit dem Unterschiede zwischen primären und secundären Farbennamen nichts ist, weil die primären nicht primärer sind als die secundären.

Allerdings hat dieser Gedanke die höchste Wahrscheinlichkeit: zu der Vorstellung der rothen Farbe sind die Indogermanen nur durch das Blut gekommen. Unter deutsches rôt entspricht etymologisch dem lateinischen ruber (für rufrus), dem griechischen ἐρυθρός (mit vorgeschlagenem ἐ), dem rudhira des Sanskrit (für rudhra). Aber rudhirâm heißt im Sanskrit auch das Blut. Der Zusammenhang beider Begriffe ist zweifellos, doch ließe sich freilich auch denken, daß die alten Inder das Blut (für welches die indogermanischen Sprachen ein gemeinsames Wort nicht besitzen) das „Rothe" genannt hätten, etwa wie wir von dem „Weißen" im Auge oder von dem „Eigelb" (italienisch il Rosso d'uovo) reden. Indessen wenn man auch die Möglichkeit offen lassen will, daß der (vielleicht anderswoher entlehnte) Begriff der Farbe vorausgegangen und der Begriff des Blutes nachgefolgt sei, so wird sich doch eine unbefangene Erwägung für die umgekehrte Entwickelung entscheiden, welche durch tausendfache Analogien unterstützt wird. Nicht bloß wir sagen „blutig" für „roth", auch die alten Römer haben in diesem Sinne sanguineus gebraucht, die alten Griechen Ableitungen des Wortes αἷμα. Und nicht bloß die alten Griechen haben in der Urzeit den Begriff der rothen Farbe schlechthin von einem rothen Ding entlehnt, sondern auch die modernen Griechen. Im Neugriechischen heißt „roth" nicht mehr ἐρυθρός, sondern κόκκινος. Dieses Wort ist lehrreich, die Basis der Kochenille, die an die Stelle des antiken Purpurs trat und der die orientalischen Fesse ihr herrliches Roth verdanken.

Κόκκος, lateinisch Coccum, hieß im Alterthum ein Kern oder eine Beere, z. B. der Kern eines Granatapfels oder die Brennwurzbeere, das von den alten Aerzten vielfach eingegebene Purgirkorn (Daphne Gnidium L.); das Wort steckt in unserem „Kokosnuß", italienisch Cocco, in der verkleinerten Form Coccola ist es noch heute in Italien gäng und gäbe (Coccola di ginepro, Wachholderbeere, Coccola di cipresso, Cypressenzapfen u. s. w.). Als Kerne oder Beeren wurden nun auch die sogenannten Kokkelskörner, die Weibchen der Schildläuse angesehen, deren thierische Natur man verkannte, wie bei der Bernakelgans und beim Agnus Scythicus. Die Schildläuse leben an Sträuchern, die Kermesschildläuse an der Kermeseiche, die Kochenillen an der Fackeldistel; nach der Begattung schwellen die Weibchen an, zeigen auf der Oberfläche keine Gliederung mehr und auch Verwachsungen an der Unterseite, wo die Fühler und Beine undeutlich werden, hierauf legen sie die Eier unter sich in einen zähen Filz ab und bleiben nach dem Tode als schützendes Schild über ihnen sitzen. Daher kommt es, daß man diese rothbraunen kugeligen weiblichen Kerfe, welche den kostbaren Farbstoff enthalten, jahrhundertelang für Körner angesehen hat, noch im Jahre 1725 wettete der Holländer Melchior von Ruyscher um sein ganzes Vermögen, daß es vegetabilische Gebilde wären, zur Entscheidung des Streites wurden die Gerichte herangezogen und Züchter in Mejiko vernommen. Zunächst nannte man die Kermesschildläuse, welche schon den alten Griechen und Römern bekannt waren und im griechischen Archipel, besonders aber auf Kandia gesammelt wurden, κόκκοι, lateinisch Cocca, und daher das Adjectivum κόκκινος, scharlachroth, welches schon beim Aristophanes vorkommt, sich aber im Neugriechischen zur Hauptbezeichnung der rothen Farbe emporgeschwungen hat, lateinisch coccinus; später, als man (um 1526) die noch berühmtere mejikanische Schildlaus kennen gelernt hatte, bildete man hier den Namen Coccinella (spanisch Cochinilla, italienisch Cocciniglia, französisch Cochenille), gleichsam „Rothe Waare". In Indien scheint man dagegen die thierische Natur der Schildläuse längst erkannt zu haben, denn sie heißen im Sanskrit Würmer: Krimi = persisch Kirm, ihr Roth wurde danach Krimidscha, wurmerzeugt, genannt, was als Kermes, mit dem Artikel Al-Kermes, in das Arabische überging. Das arabische Wort fällt den Reisenden in Italien auf, denn Alchermes heißt hier ein sehr geschätzter und wohlschmeckender Likör, welcher mit Kermes oder Kochenille roth gefärbt und im Kloster Santa Maria Novella zu Florenz fabricirt wird; man trinkt ihn in der anstoßenden Apotheke. Neben den echten Kermeskörnern werden auch die Kermesbeeren, die Früchte von Phytolacca decandra zum Färben von Getränken und Zuckerwerk benutzt, obwohl der Saft abführend und brechenerregend wirkt; sie sind wirklich ein vegetabilisches Product. Von Kermes wurde im Arabischen das Adjectivum Kirmasi oder Karmesi, hochroth, abgeleitet, woraus unser „Karmesin" oder (halbfranzösisch) „Karmoisin" entstand, während gleichzeitig das persische Kirm von den Romanen in Carmin, unser „Karmin" verwandelt ward. „Karmesin" und „Karmin" entsprechen demnach sachlich genau dem neugriechischen κόκκινος.

Der Florentiner Alchermes bringt mich noch auf ein anderes Roth, das gleichfalls mit dieser Stadt verknüpft ist und wie die Kochenille anstatt des Purpurs verwendet werden kann: das Roth der Orseille, einer teigartigen Masse von veilchenartigem Geruch, welche aus gemahlenen Flechten besteht. Diese Flechten waren schon den alten Römern bekannt, man glaubte, daß die Purpurschnecken, denen sie zur Nahrung dienen, aus ihnen die Purpursubstanz zögen; nach Europa aber kamen sie erst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Geht man in Florenz von der Piazza Santa Maria Novella die lange Straße hinunter, welche nach den Cascinen führt, so kommt man an einem Gitterthor vorüber, das die Aufschrift trägt: Orti Oricellari. Das sind die Gärten Cosimo Rucellai's, berühmt durch die geistreichen Cirkel des Cardinal Medici, eines Verwandten der Rucellai, und durch Machiavelli, der hier zwei Bücher geschrieben hat, uns aber durch die Orseille interessant, die ihnen und den Besitzern selber zum Namen verholfen hat. Um 1200 brachte ein Florentiner Namens Bernardo oder Nardo bei seiner Rückkehr aus dem

Digitized by Google

Orient unter anderen Kostbarbeiten auch die Orseilleflechte und das Geheimniß der Orseillefärberei mit nach Hause, zum großen Vortheil der Woll- und Seidenmanufactur. Diese Flechte, die er eben auf dem gedachten Grundstück zog, hieß Roccella und, da sie ihm große Reichthümer einbrachte, bekam er von ihr den Beinamen Roccellaio oder Rucellaio, seine Söhne wurden danach Rucellai und deren Nachkommen de' Rucellai genannt. So entstand die vornehme, mit den Medici verschwägerte Familie. Wie sich aber im Italienischen Rolando in Orlando, Reliquia in Orliqua, so verwandelte sich Rocella in Orcella und weiter in Oricella und Oricello, daher der Familienname auch Oricellai lautet. Aus Orcella entstand das französische Orseille.

III.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle Farbenbezeichnungen nach derselben Methode behandeln wollten; wir müssen uns damit begnügen, nur noch einige Fälle anzudeuten, in welchen sie aufs schönste anwendbar ist. Alle zuletzt genannten Farben, der Purpur, die Cochenille und die Orseille haben seit Einführung der Anilinfarben an Bedeutung sehr verloren; des Schneckenpurpurs bedient man sich längst nicht mehr. Die Anilinfarben kennt Jedermann, aber nicht Jedermann weiß, was eigentlich Anilin bedeutet. Der Name rührt daher, daß Anilin, eine organische Base, bei der Destillation des Indigos entsteht; Indigo aber heißt im Portugiesischen Anil, das Wort gebrauchten ursprünglich arabische Schriftsteller (an-nîl = al-nîl), welche es aus dem Hindostanischen entnahmen: im Sanskrit heißt nîla: blau, und vermutlich danach der Nil. Indigo, lateinisch Indicum verhält sich daher zu Anilin, wie Phönix zu Purpur oder wie Turchino zu Azzurro, das heißt wie Nationalität zum Fremdwort. Wir nun nennen die seltsame Staude, welche diesen blauen Farbstoff liefert und die man während des Sommers in Egypten häufig sieht, gewöhnlich nach demselben „Indigopflanze", „Indigofera", ebenso die Araber Nebât en-nîl, das heißt: Pflanze des Indigo, aber auch kurzweg Nîl. Im Sanskrit heißt sie Nîlî, wie nîla ein Adjectivum, also gleichsam die Blaustaude. Werden nun die Farbennamen nicht aus der Luft gegriffen, sondern von Dingen entlehnt, welche sie in ausgezeichneter Weise vertreten, so darf man vermuthen, daß auch im Sanskrit der Farbename erst aus dem Pflanzennamen hervorgegangen sei und daß sich wiederum Blau zu Indigo wie Fuchsin zur Fuchsiablüthe oder wie Roth zu Blut verhalte. Will man dagegen für das Blau eine noch frappantere Parallele, so denke man wieder an die neugriechische Sprache, die recht ergiebig an lehrreichen Farbennamen ist. Blau heißt hier γαλάζιος oder γαλανός und dies ist so viel wie milchblau, wie κυάνεος rauchblau war (γάλα, Milch). Abgerahmte Milch ist bekanntlich blau. Den Namen für Roth haben die Griechen von den Kokkelskörnern, den Namen für Grün vom Lauch, den Namen für Gelb von der Citrone und den Namen für Blau von der Milch entnommen.

Und wir können behaupten, daß unsere Methode in allen Fällen anwendbar ist. Wie der Taubstumme bei „roth" auf die Lippen, bei „blau" auf den Luftkreis, bei „gelb" auf ein Goldstück deutet, so hat sich der Mensch überall an Gegenstände gehalten, an denen Farben gefunden werden, um Farben zu bezeichnen. Nicht daß die Sprache nicht auch umgekehrt Gegenstände nach ihren Farben nennte — jeder „Braune", den wir reiten, ist uns ein lebendiger Zeuge dieses Vorgangs; so oft wir den Namen Brasilien aussprechen, mögen wir daran denken, daß dieses Land nach dem Fernambukholz (Palo de brasil) und das Fernambukholz nach der glühenden Kohle (brasa) heißt. Morulus, dunkel, wird als „brombeerfarb" erklärt, aber das lateinische Morum, Brombeere, später Maulbeere, wird selber die „schwarze Beere" sein. Nun ja, später fliegen die Farbenbezeichnungen wohl auch wieder zu den Gegenständen, aber im Allgemeinen sind die letzteren älter, sie geben die sichere Basis der Farbennamen ab, und so oft es uns gelingt, diese Namen auf typische Träger zurückzuführen, fassen wir gleichsam Grund, es ist uns als ob wir aus dem schwankenden Schiffe ausgestiegen wären und wieder festen Boden unter den Füßen fühlten.

Das ist es ungefähr, was wir zu sagen hätten, wenn wir den geliebten Todten von der andern Seite betrachteten. Er hatte uns die alten Griechen als farbenblind geschildert: wir haben die modernen Griechen als scharfsichtig hingestellt. Die Homerischen Helden unterschieden nur Roth und Gelb; die modernen Hellenen haben die Dinge ausfindig gemacht, aus denen auch Namen für Grün und Blau zu schmieden sind, nämlich Lauch und Milch; ja, nach derselbe Methode haben sie alle Farbenbezeichnungen corrigirt. Sie sind nicht mehr farbenblind zu nennen. Höchstens insofern, wie alle Menschen farbenblind sind — daß sie verhältnißmäßig nur wenig Dinge sehen. In Griechenland hieß wohl der Scharlach gelegentlich ἀληθινόν, die echte Farbe, und so hat man das französische Garance, den Krapp von Avignon, der zur Färbung der rothen Hosen verwendet wird, als Verantia, die wahre Farbe erklärt. Aber viel Farben schlummern im Spectrum, wer weiß tausendmal echter als der Scharlach und wahrer als der Krapp, dem menschlichen Auge unerkennbar. Von Braun bis Lavendelgrau, von Roth bis zu Violett ist eine kurze Reihe von Farbenempfindungen. Ungenossene Paradiese, Legionen unfaßbarer Engel umschweben uns. Man könnte damit einen Schlüssel zum Spiritismus finden. Was wir nicht sehen, wissen wir nicht; daß wir vieles nicht sehen, wissen wir. Dämmerung, sagt Feuchtersleben, ist Menschenloos; die Todten werdens erfahren.

Wien-Pester Erinnerungen.

Von Heinr. Ehrlich.

I.

Die Siebenschläfer brauchten heute nicht, wie in der alten Legende, hundertfünfundneunzig Jahre in einer Höhle zu verbringen, um beim Erwachen eine ganz neue Welt zu finden. In unserer Zeit genügt ein natürlicher Schlaf im bequemen Eisenbahnwagen während der zweiundzwanzigstündigen Fahrt von Berlin nach Budapest, um solch ein Wunder zu bewirken. Heiliggesprochen wird freilich Niemand dabei; aber Verwunderliches wird der Reisende genug erfahren, auf Schritt und Tritt, wenn er, aus dem Norden kommend, noch halb schlaftrunken eine Wanderung beginnt durch Ungarns Hauptstadt, und öfters wird er glauben, eine neue Welt vor sich zu sehen. —

Ich muß nun dem geneigten Leser von vornherein erklären, daß meine Reise nach Pest eine ganz tendenzlose, fast „ins Blaue" unternommene war. Ich hatte im Juni zwanzig Tage in dem lieben Wien verbracht und wollte nach Berlin zurückkehren, da fiel mir ein, daß ich als ehemaliger ungarischer Unterthan*) der Hauptstadt meines „Mutterlandes" einen Besuch schuldig sei, und so fuhr ich denn in glühender Hitze Anfangs Juli nach Budapest. Tendenzlos wie meine Reise, sollen meine Skizzen sein. Ich werde nur lustige und belustigende Thatsachen erzählen; Betrachtungen mag der freundliche Leser selbst daran knüpfen, wenn es ihm Spaß bereitet.

Ich hatte im „Hotel Hungaria", das als das eleganteste gilt, ein „ganz ruhiges" Zimmer voraus bestellt und wurde bei meiner Ankunft um 10½ Uhr Abends hundert Stufen hoch in ein solches geführt. Um ¼4 Uhr Morgens weckte mich betäubender Lärm auf der Straße. Gewohnt, im Sommer fast nie später als um ½5 Uhr Morgens aufzustehen**) —

*) Meine Familie stammt aus Ungarn, alle meine Geschwister sind dort geboren; ich allein bin ein „Wiener", war aber bis zu meiner Naturalisation ungarischer Unterthan.

**) Hier eine kleine amusante Wiener Episode. Ich hatte im trefflichen Hotel Tegethoff Wohnung genommen, weil es ganz in der Nähe des Stadtparks und Rings liegt und ich meinen täglichen Morgenspaziergang im Garten nicht missen wollte. Als ich am ersten Morgen an die Hausthür kam, starrte mich der Nachtportier finster an und

Digitized by Google

ich habe einen herrlichen Garten bei meiner Berliner Wohnung — ließ ich das Geschrei als Weckuhr gelten und trat an das Fenster. Unten in der Donau wurden Kornschiffe theils auftheils ausgeladen. Eine Menge Wagen standen da, Kutscher und Sackträger waren in immerwährender Thätigkeit und munterten sich gegenseitig auf in Fortissimo-Redensarten. Die Sackträger, herkulische Gestalten, befanden sich im Costüm des „natürlichen Menschen", um mit Richard Wagner zu sprechen, ein Schurz um die Hüften war das einzige Zeichen, daß sie sich nicht ganz im Paradiese fühlten. Es war Anfangs Juli, ich dachte, daß die Träger blos ihre Morgentoilette trugen. Als ich aber um ½10 Uhr an dem Kaffeehause des Hotels vorüberging, das auf dem Quai mit der Aussicht auf die Donau liegt, und vor welchem die elegantesten Damen und Herren ihren Kaffee schlürfen, da hatten jene Träger ihre Toilette durchaus nicht gewechselt, und ich erkannte, daß ich ein „Siebenschläfer" gewesen. Für diese Erkenntniß hatte mich übrigens der Morgenspaziergang bereits vorbereitet. Ich war den „Franz-Joseph"-Quai entlang neben den prachtvollen Neubauten, dann am Obstmarkte vorbei bis an die Grenze des eigentlichen Pester Weichbildes gegangen. Kaum zehn Minuten vom Hotel entfernt, befand ich mich in einer neuen Welt. Das Leben und Treiben unten am Ufer unter dem Damme bot eine Menge Erscheinungen, die eigentlich nur der Pinsel des Malers dem Auge, nicht die Feder des Beschreibers der Einbildungskraft richtig darstellen kann. Und ich wundere mich noch heute, daß unter den vielen ungarischen bildenden Künstlern, welche die „Kunsthalle" beschickt haben — ich werde von dieser noch später sprechen —, keiner auf den Gedanken gekommen war, derartige Scenen aus dem Volksleben des Vaterlandes zur Anschauung zu bringen. Herrliche Früchte, Erdbeeren, Himbeeren, Melonen erfüllten die Luft mit ihrem Dufte, zwischen welchen nur hie und da Zwiebel und Paprika sich bemerkbar machten. Daneben die — nicht immer duftenden — Gruppen der Verkäufer und Käufer in den fantastischsten Trachten; Ungarn in knappen blauen Wämsern und Hosen und mit kleinen runden Hüten; bei manchen war das zweite Kleidungsstück durch eine leinene „Gatje" ersetzt; Slaven in weiten Jacken, im Uebrigen sehr oft in einem Mischmasch von Flicken, die eine Charakteristik durch die Feder verunmöglichen; Deutsche, meistens im oben beschriebenen ungarischen Anzuge, hie und da mit großen Knöpfen am Wamse anstatt der Schnüre. Bei den Frauen waren ausgesprochen nationale Anzüge wenig oder gar nicht zu bemerken. Sie trugen meistens buntfarbige Tücher um den Kopf; Stoff und Farbenmengung schienen besondere Bedeutung zu bergen, auf Vermögen oder Stand schließen zu lassen; ich bemerkte, wie manche „Damen" gegenseitig die Tücher strenge musterten (am Reste des Anzuges gab's meistens sehr wenig zu mustern), und wie ein Seidentuch mit den allergrellsten Farben — in der Erinnerung thun mir noch die Augen weh — die meiste Beachtung der jüngeren Männerwelt erregte. Und welch ein Geschrei in allen Mundarten, ein Gesticuliren und fröhliches Lachen! Und mitunter Gruppen, wie man sie nur auf altniederländischen Kirmeßgemälden sieht! Fast mitten im Getümmel, auf der Treppe nahe dem Zollhäuschen lag ein anständig gekleideter Mann und schlief ganz ruhig, neben ihm saß sein Hündchen, ein zierlicher Rattenfänger, Jeden anknurrend, der sich dem Herrn zu sehr näherte! Hierzu noch der wahrhaft wundervolle Ausblick auf Ofen (Buda) mit seinen herrlichen Berghügeln, seinem Königschlosse, der zauberisch gelegenen Terrasse. Dazwischen die Donau mit unzähligen kleinen und großen Dampfern, die den Verkehr nach allen Richtungen rege halten! Alles das trägt jenes Gepräge behaglicher Zufriedenheit, das ich in meinem lieben einst so lustigen Wien nicht mehr gefunden hatte. — Oben auf dem eigentlichen „Stadtmarkt", der vom Quai gegen den Platz zu liegt, bewegten sich die ersten Frühkunden, unter ihnen manche elegante Dame. Eine besonders herrliche ist mir noch in Erinnerung! eine hohe Gestalt, mit schönen ausdrucksvollen ernsten Zügen; sie schritt mit ihrer fast ebenso schönen Dienstmagd durch die Reihen „wie eine griechische Jungfrau mit den Gaben der Ceres";*) sie wandte keinen Blick nach rechts oder links, schaute gerade vor sich hin; hätte ich sie nicht um Gurken („Ummorken") feilschen hören, ich hielt sie für eine „Vision". Aber als ich solches Deutsch aus diesem Munde vernahm, da lief ich davon, durch die innere Stadt, um zu sehen, wie sich's da gestaltete. Die Läden wurden eben überall geöffnet und für die Besucher vorbereitet; die Kaufleute standen an den Thüren und gaben den Dienstboten und Angestellten Anordnungen. Ich horchte auf, um vielleicht verschiedenartige ungarische Mundarten zu vernehmen. Aber ich hörte ausnahmslos nur deutsch reden. Noch siebenschläfrig verwunderlicher kam es mir vor, daß so viele Leute aus dem Volke in ungarischer Tracht deutsch, während daß die meisten eleganten Herren, deren Aeußeres den deutschen Ursprung nicht verkennen ließ, nur ungarisch — und nicht immer geläufig — sprachen.

Ich habe die Pester Ausstellung öfters besucht, und Vieles darin sehr interessant gefunden, obwohl ich zu der gottlos skeptischen kleinen Partei gehöre, die da meint, daß Ausstellungen mit Ausnahme der einem Fache ausschließlich gewidmeten, und von dem gleich die Rede sein wird, heutzutage vor Allem den Gastwirthen wirklichen Nutzen bringen. Mir ist vollkommen einleuchtend, daß eine große Ausstellung, die ausschließlich einem wissenschaftlichen, oder einem kunstgewerblichen oder volkswirthschaftlichen Zwecke gewidmet ist, ein höchstes, wenn auch nicht allgemeines Interesse erregt. Eine hygienische Ausstellung, welche Alles in sich vereinigt, was Pflege und Erhaltung der Gesundheit, die Abwehrung der ihr drohenden Gefahren befördert; eine für elektrische Beleuchtung, welche die Grundlagen der Entfaltung einer Einrichtung erweitert, die bestimmt ist, nach und nach eine totale Umwälzung der Beleuchtungs- und Heizungsverhältnisse**) herbeizuführen; auch eine von Erzeugnissen einer Gattung des Gewerbefleißes, oder dann eine von Obst- und Gartenbau, von Vieh, selbst von Hunden und Pferden hat einen zu Tage liegenden nützlichen Zweck; sie bewirkt auch die Vereinigung aller Fachgenossen, deren Verständigung über wichtige Punkte; sie eröffnet selbst dem Laien neue Gesichtspunkte. Was aber die jetzt wie Pilze emporschießenden nationalen und internationalen allgemeinen Ausstellungen der Wissenschaft, der Bildungsgeschichte, der Kunst oder der Kenntniß gesellschaftlicher Entfaltungen (Sociologie) nützen, ist mir nicht recht erkennbar. Ich meine immer, daß die allermeisten Besucher dieser Ausstellungen zu der Gattung Spaziergänger gehören, die gerne neue Dinge, Menschen und Toiletten sehen, ohne weitere Forschungszwecke dabei zu verfolgen. Und viele, den verschiedensten Richtungen angehörige Fachmänner haben mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß wer heute seines Berufes gründlich walten will, bei der großen Leichtigkeit und Billigkeit der Verkehrsmittel die wichtigsten Erzeugnisse seines Faches und besonders die Einrichtungen der Fabriken an Ort und Stelle prüft und in dieser Weise in kurzer Zeit mehr Belehrung und Anregung für das Leben sammelt, als wenn er ein Dutzend „großer" Ausstellungen besucht, und daß selbst die Preis-Ertheilungen (außer bei speciellen Ausstellungen) nicht mehr den geschäftlichen Vortheil bringen, den manche darin erblicken möchten. Nichtsdestoweniger hat mich die Pester Ausstellung doch in hohem Grade interessirt. Daß sie auch eine „Bosnische", eine „Serbische" und eine „Rumänische" Abtheilung enthielt, durfte auch einem Nicht-Siebenschläfer baß verwunderlich erscheinen. Denn daß diese jetzt selbstständigen Königreiche jemals der ungarischen Krone einverleibt würden, wünscht auch der ehrgeizigste magyarische Patriot nicht, da er die Gefahr

fragte: „Wo wolln's denn hien?" „„In den Stadtpark, frisches Wasser trinken!"" „Dös könnens bei uns a (auch) haben". Er wollte mich offenbar nicht hinauslassen und dachte wahrscheinlich, ich hätte im Hause Diebstahl oder Aergeres begangen und wollte entfliehen. Erst als ich ihm mein Reiseglas zeigte, schien er einigermaßen beruhigt. Die ersten Tage betrachtete er mich als Einen, „dem's im Oberstübchen nicht richtig". Nach einer Woche, als er bemerkte, daß ich sehr fleißig arbeitete und früh zu Bette ging, wurden wir ganz gute Freunde.

*) Ut Attica virgo cum sacris Cereris. Horaz.

**) In 50 Jahren wird das Gas ein viel verbreitetes Heizungsmittel sein!

Digitized by Google

wohl kennt, noch mehr slavische und romanische Elemente beherrschen zu müssen — — — Doch halt! ich streife an Politik, und das „leidige Lied" soll vermieden bleiben! Sprechen wir weiter von der Ausstellung. Alle Bezeichnungen, Ueberschriften, Benennungen von Waaren sind ausschließlich in ungarischer Sprache abgefaßt; der Deutsche, der nicht ungarisch sprach, und wissen wollte, was die vielen deutsche Namen führenden Industriellen ausgestellt hatten, der konnte an der Casse einen in deutscher Sprache abgefaßten Katalog kaufen.

Eine Einzelbeschreibung der Ausstellung wird der geneigte Leser von mir nicht erwarten. Ich gestehe, daß mich Vieles ungemein überrascht und die Ueberzeugung gefestigt hat von der großartigen Entfaltung Ungarns in den letzten 18 Jahren, da es aus grausamem Drucke plötzlich in das entgegengesetzte Extrem fast unbeschränkter Selbstständigkeit gelangte. Ich will daher, um jeden Verdacht einer Magyaromanie zu vermeiden, nur einige Verwunderlichkeiten humoristisch darstellen: So z. B. habe ich in meinem Leben keinen schlechteren und theuereren Ungarwein getrunken, als in einer „Weinprobir"-Halle der Ausstellung. (Selbst mein liebenswürdiger Führer Dr. —i, ein sehr patriotisch gesinnter Redacteur, mußte mir dies zugestehen.) Der Wein war warm, obwohl er in einem Eiskasten gestanden haben sollte, und das Glas (beiläufig 1/16 Liter) kostete 30 Kreuzer (50 Pfennige). Und die Erinnerung an diese Weinprobe erweckt einige Betrachtungen über den ungarischen Wein, welche vielleicht auch die Freunde des Rhein- und Bordeauxweins interessiren dürften. Ungarn ist den statistisch festgestellten Nachweisen zufolge nach Frankreich und Spanien das Land Europas, welches den meisten Wein erzeugt und im Stande wäre, den allerbilligsten herzustellen. Denn die Kosten des Lebens und der Arbeitslohn sind in manchen Gegenden noch so geringe, daß der daselbst wachsende leichte Wein*) in das Ausland für einen Preis geliefert werden könnte, der den Bordeaux- und Pfälzer Weinen gefährlichste Mitwerberschaft bereitete. Nichtsdestoweniger ist der gute leichte Wein selbst in den ungarischen Städten durchaus nicht billig;**) und anstatt daß der Ungarwein dem Bordeaux die Spitze böte, wird er vielfach nach Frankreich gebracht und von dort als französisches Product nach Deutschland, wohl auch in die eigene Heimath, gesendet. Alljährlich, und lange vor der eigentlichen Lesezeit, kommen in jede Gegend Ungarns, welche leichte und billige Weine hervorbringt, oft zwanzig bis dreißig verschiedene Agenten französischer Weinhandlungen, kaufen die Lese und führen sie in ungarischen Fässern nach Frankreich. Dort wird nun dieser ungarische Wein (oft mit spanischen getrockneten Trauben und anderen Zuthaten) zum Bordeaux „umgewandelt" und geht in die weite Welt hinaus. Für diese auch einem Nicht-Siebenschläfer verwunderlich dünkende Erscheinung gibt es keine andere triftige Erklärung als die Sorglosigkeit und Unthätigkeit vieler Weinproducenten auf dem Lande. Sie könnten den dreifachen Preis für ihr Erzeugniß erzielen, wenn sie ihm zu Hause sorgsame Pflege und Aufmerksamkeit widmen wollten. Aber sie ziehen vor, möglichst wenige Mühe zu verwenden und den Wein um einen ganz niedrigen Preis an Ausländer zu verkaufen.***) In solcher Weise geht dem Lande ein beträchtlicher Theil nationalen Einkommens verloren — aus Bequemlichkeit mancher Weinproducenten.

Einen großartigen Aufschwung haben die Bodencultur, der Landbau und die Milchwirthschaft genommen; in der Ausstellung sind die meisten Vertreter dieser Volkswirthschaft deutsche und jüdische Staatsbürger Ungarns; die beiden stehen ja noch immer — man sage was man wolle — im Vordergrunde aller volkswirthschaftlichen, gewerblichen, dem Handel und der Kunst gewidmeten Thätigkeit. Bei der Rückfahrt nach dem ersten Besuche der Ausstellung von dieser bis zum Gasthofe habe ich in den zwei „Handelsstraßen"*) die Schilder der Verkaufsläden und sonstigen Geschäfte geprüft. Erst kamen 51 deutsche Namen — unter diesen etwa 35 Rosenbaum, Veilchenstein, Löwenstein, Hirsch, Löw, Beer u. s. w., dann las ich zwei ungarische Namen, unter denen einer offenbar ein aus dem Deutschen übersetzter war, dann kamen wieder 17 deutsche.

*) Selbstverständlich nur die leichten Weine; die schweren können mit dem Bordeaux nicht verglichen werden.

**) Daß ich in einem Restaurant der Ausstellung die Flasche Ofener Tischwein mit 1 fl. 50 Kr. bezahlt habe, möge hier unten als Curiosum erwähnt sein.

***) Auch in Spanien wird sehr viel Wein in dieser Weise nach dem Auslande verkauft. Aber die spanischen Weine sind fast durchwegs schwer, und um sie umzuwandeln, müßte leichter aus dem Auslande bezogen werden. Es waltet also das dem oben beschriebenen entgegengesetzte Verhältniß vor. Auch aus Italien geht viel Wein nach dem Auslande, besonders nach Frankreich. Ich hatte in Mailand beim literarischen und artistischen Congreß 1881 zur Zeit der Ausstellung bei den vielen Gastmahlen und „Dejeuners", die zu Ehren der Gäste stattfanden, alle italienischen Weine zu kosten Gelegenheit. Es gibt ganz herrliche darunter. Aber an den leichten italienischen Tischwein muß der Bordeaux-Trinker sich erst gewöhnen. Je reiner er gehalten ist, um desto eigenthümlicher ist sein Geschmack.

Feuilleton.

Königthum auf dem Mississippi.

Von Mark Twain.

Aus dem Englischen von Frank Siller.

(Schluß.)

Wir stürmten den Flußweg hinab wie Wildkatzen, und um es noch schlimmer zu machen, stieg ein Gewitter auf, Blitze zuckten und der Wind durchrauschte die Blätter. Dies war die größte Gefahr, in der ich je gewesen, und ich war ganz verdutzt; alles war anders gegangen, als ich erwartete: anstatt daß ich's leiten konnte, wie ich vorhatte, mit der Aussicht meinen Spaß daran zu haben und zur rechten Zeit mich von Mary Jane retten zu lassen, wenn der Spaß zu weit ging, bewahrte mich jetzt nichts in der Welt vor einem schmachvollen Tode, als nur diese Tätowirungen. Wenn sie die nicht finden! . . .

Ich konnte es nicht ertragen, daran zu denken, und doch durfte ich an nichts Anderes denken. Es wurde dunkler und dunkler, und es wäre herrlich zum Entwischen gewesen; aber der ungeschlachte Kerl, der Heins, hatte mich am Handgelenk fest, und ich hätte eher vom Riesen Goliath mich losmachen können, als von ihm. Er riß mich mit sich fort, und ich mußte immer laufen, um nicht zu stürzen.

Als sie hinkamen, überflutheten sie den Kirchhof wie eine Ueberschwemmung. Als wir an's Grab kamen, fanden sie, daß sie hundert mal so viele Schaufeln hatten, als sie brauchten, aber Niemand hatte an eine Laterne gedacht. Doch gruben sie drauf los beim unstäten Leuchten des Blitzes und schickten einen Mann zum nächsten Hause (eine halbe Meile entfernt) nach einer Laterne.

So gruben sie denn unaufhaltsam; es wurde schrecklich finster und regnete, und der Wind sauste dahin, und die Blitze zuckten rascher, und der Donner rollte. Die Leute kümmerten sich nicht drum, sie waren so gespannt. Einen Augenblick konnte man Alles, jedes Gesicht der großen Menge sehen, und die Erde, wie sie schaufelweise aus dem Grabe emporzuspringen schien; dann im nächsten Augenblick löschte die Finsterniß Alles wieder aus, und es war rein nichts zu sehen.

Endlich holten sie den Sarg herauf und schraubten den Deckel los. Solch ein Drücken, Quetschen, Stoßen, Halsrecken gibt's nicht oft — Jeder wollte sehen, und im Dunkeln war das ganz schrecklich. Heins drängte sich auch vor und that mir recht weh. Er hielt auch fest, doch hatte er wohl ganz vergessen, was, so erhitzt und aufgeregt war er.

*) Die große „Radial"- jetzt Andrassi- (sprich Ondraschi) Straße, durch welche man nach der Ausstellung fährt, ist keine „Handelsgasse".

Digitized by Google

Plötzlich kam eine wahre Sündfluth von Blitzen und Jemand rief:

„Alle Teufel, da liegt der Sack Gold auf seiner Brust!“

Heins brüllte vor Erstaunen, wie die Anderen ebenfalls. Er ließ mich los und sprang vorwärts, um auch zu sehen — und wie hastig ich nach der anderen Richtung querfeldein sprang, kann sich kaum Jemand vorstellen, der's nicht selbst erlebt hat.

Im Städtchen angelangt, sah ich, daß Niemand draußen im Wetter war, darum segelte ich auch geradenwegs durch die Hauptstraße. Als ich unserem Hause nahte, zielte ich mit meinem Auge darauf hin. Kein Licht da — alles dunkel — das betrübte mich sehr, und ich weiß selbst nicht warum.

Aber zuletzt, gerade als ich vorbeieilte, erglänzte plötzlich ein Licht in Mary Jane's Fenster, und mir schwoll das Herz, als wollte es zerspringen; und im nächsten Moment war das Haus hinter mir im Dunkel und verschwand mir für immer. Sie war das beste Mädchen, das ich je gesehen hatte.

Sobald ich weit genug vom Städtchen war, um mich sicher zu fühlen, sah ich mich um, wo ein Kahn zu finden sei. Bald zeigte mir der Blitz einen, der nicht angekettet war, und ich war drin und fort. Es war ein Canoe, das nur mit einem Strick angebunden war. Mein Floß war weit fort in der Mitte des Stromes an der kleinen Insel, und ich verlor keine Zeit. Als ich endlich hinkam, wäre ich fast vor Ermattung hingestürzt. Doch durft' ich's noch nicht und that's auch nicht. Ich sprang an Bord und rief:

„Heraus, Jim, und schnell fort! Gott sei Dank, wir sind sie los!“

Jim sprang heraus und kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Als ich ihn beim Blitz erblickte, stand mir fast das Herz still, und ich fiel rücklings ins Wasser. Ich hatte ganz vergessen, daß er König Lear und ein ertrunkener Araber und Alles in einem war, und er hatte mir fast mein ganzes Inneres aus dem Leibe geschreckt, Leber, Herz und Alles. Jim fischte mich wieder aus dem Wasser und wollte mich umarmen und herzen und so weiter — er war so froh, mich wiederzusehen, ohne König und Herzog, aber ich rief:

„Nicht jetzt — später, später, laß es bis Frühstück, jetzt nur rasch fort!“ Im Augenblick waren wir auch los und trieben den Fluß hinab. Ach, es schien so gut, wieder frei zusammen zu sein auf dem großen Strome, und Niemand anders da, uns zu ärgern. Vor Freude sprang ich einige Male empor und schlug meine Hacken zusammen; ich konnte nicht anders; aber da hörte ich einen Laut, den ich wohl kannte, hielt den Athem, horchte und wartete — und wahrhaftig, als der nächste Blitzstrahl über's Wasser zuckte, da kamen sie! — ruderten drauf los wie toll, daß der Kahn nur so dahinsauste! Es waren König und Herzog. Ich hätte versinken mögen und konnte kaum das Weinen zurückhalten.

Sie kamen auf's Floß zu. Der König sprang auf mich zu, packte mich am Kragen und rief:

„Wolltest uns entwischen, Du Racker! Bist unser müde, he?“

Ich sagte:

„Nein, Majestät, sicher nicht, lassen Sie mich los!“

„Schnell 'raus damit, was hattest Du vor, sprich, oder ich zermalme Dich!“

„Ich will Ihnen ja Alles ehrlich erzählen, Majestät, grad' wie es kam. Der Mann, der mich hielt, war recht freundlich und sagte, er hätte einen Sohn in meinem Alter letztes Jahr verloren; es thäte ihm leid, einen Knaben in solcher Gefahr zu sehen: und als sie Alle erstaunt waren, das Gold zu finden, und zum Sarge hin sprangen, ließ er mich los und flüsterte: „Jetzt lauf' was Du kannst oder Du wirst sicher gehängt!“ und ich lief. Warum hätte ich bleiben sollen, konnt' ich doch nichts nützen; und ich wollte mich nicht hängen lassen, wenn ich entwischen konnte. So lief ich, bis ich das Canoe fand, und als ich hier ankam, mahnte ich Jim zur Eile oder sie würden mich fangen und doch hängen. Ich sagte ihm auch, ich fürchte, daß Sie Beide nicht mehr am Leben wären und daß es mir sehr leid thäte; Jim that's auch leid, und wir freuten uns so, als wir Sie ankommen sahen. Fragen Sie nur Jim selbst, ob's nicht so ist.“

Jim bestätigte Alles; doch der König gebot ihm zu schweigen und sagte: „Nun, das klingt auch wohl sehr wahrscheinlich.“ Dann schüttelte er mich wieder und sagte, er würde mich ins Wasser werfen und ersäufen lassen. Da rief der Herzog:

„Laß den Jungen los, Du alter Esel! Hättest Du es anders gemacht? Fragtest Du nach ihm, als Du losbrachst? Nicht meines Wissens.“

Da ließ mich der König los und begann auf die Stadt und alle Bewohner zu fluchen, aber der Herzog rief:

„Du thätest gescheidter, auf Dich selbst zu fluchen, Du hast das beste Anrecht darauf. Du hast von Anfang an nichts Gescheidtes gethan, außer daß Du kühn und frech mit dem erdichteten blauen Pfeil herauskamst. Das war ein glanzvoller Gedanke und das Einzige, was uns rettete. Sonst hätten sie uns eingesperrt, bis das Gepäck der Engländer kam, und dann: Zuchthaus. Aber der Streich hetzte das Volk zum Kirchhof, und dann half uns das Gold erst recht. Denn wenn die aufgeregten Narren uns da nicht losgelassen hätten, um das Gold zu sehen, hätten wir die Nacht in Halsbändern geschlafen, die uns länger gehalten hätten, als es von Nutzen gewesen wäre.“

Sie schwiegen eine Minute, dann sprach der König, wie in Gedanken:

„Hm! und wir dachten, die Neger hätten es gestohlen.“

Da wurde mir ängstlich zu Muthe.

„Ja“, sagte der Herzog langsam und sarkastisch. „Wir dachten's.“ Eine halbe Minute später grölte der König:

„Wenigstens — ich dachte es.“

Da entgegnete der Herzog im selben Tone:

„Im Gegentheil — ich dachte es.“

Da rief der König ärgerlich:

„Hör' 'mal, Leckwasser, was willst Du damit sagen?“

Der Herzog entgegnete rasch:

„Wenn's erlaubt ist, so möchte ich mir die Frage erlauben, was Du damit meinst.“

„Hm“, rief der König sehr boshaft, „doch wer weiß — Du thatst es vielleicht im Schlafe und wußtest es selbst nicht.“

Da sagte der Herzog auffahrend:

„Kerl, laß den Unsinn, hältst Du mich für einen Narren? Bildest Du Dir ein, ich wüßte nicht, wer das Geld in den Sarg gelegt hat?“

„Wohl weiß ich, daß Du es weißt, denn Du selber thatest es.“

„Du lügst“, schrie der Herzog und packte ihn. Da rief der König:

„Laß mich los! laß meine Kehle los! — Ich nehme Alles zurück.“

Der Herzog schrie:

„Erst gestehe, daß Du das Geld dort verstecktest in der Absicht, mich los zu werden, es später auszugraben und alles selbst zu behalten.“

„Warte einen Augenblick, Herzog, und beantworte diese eine Frage ehrlich, ob Du das Geld nicht hinthatest, und ich will Dir's glauben und zurücknehmen, was ich gesagt.“

„Du alter Schurke, ich that's nicht, und Du weißt es wohl!“

„Nun denn, ich glaube Dir. Aber beantworte mir noch dies Eine — werd' nicht böse: hattest Du nicht im Sinne, das Geld zu entwenden und zu verstecken?“

„Der Herzog schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Was ich im Sinne hatte, gilt hier gleich. Ich hab's nicht gethan. Aber Du hattest es nicht nur im Sinn, sondern thatst es auch.“

„So wahr ich lebe, Herzog, ich that es nicht — wahrhaftig. Ich will nicht leugnen, daß ich es beabsichtigte, aber gethan hab' ich's nicht, denn Du — ich meine irgend Jemand kam mir damit zuvor.“

„Du lügst, Du thatest es und mußt es gestehen, oder —“

Der König begann zu gurgeln und rief dann halb erstickt:

„Genug, ich gestehe!“

Ich war froh, es ihn sagen zu hören; ich fühlte mich weit leichter als zuvor. Der Herzog ließ ihn los und rief:

Digitized by Google

„Wenn Du es je wieder leugnest, ersäuf' ich Dich. Es schickt sich für Dich, da zu sitzen und wie ein Säugling zu plärren, das muß ich sagen, wenn ich bedenke, wie Du gehandelt hast. Nie habe ich solch einen alten Gauner gesehen, wenn's darauf ankommt, Alles zu verschlingen, während ich mich auf Dich verließ, als seist Du mein eigener Vater. Du solltest Dich schämen, dabei zu stehen und es auf die armen Neger kommen zu lassen, ohne ein Wort zu ihren Gunsten zu sagen. Es ärgert mich noch, daß ich so dumm war, es zu glauben. Verdammt, jetzt verstehe ich, warum Du das Deficit gut machen wolltest — Du wolltest das Geld, das beim „Non plus ultra" verdient war, und alles Andere auch mit einsteckten."

Der König sagte ängstlich und halb röchelnd:

„Nein, Herzog, Du wolltest ja das Deficit decken, nicht ich."

„Ruhe! Ich will davon nichts mehr hören", rief der Herzog. „Und nun siehst Du die Folgen. Sie haben all ihr eigen Geld zurück und all unseres dazu bis auf einige Silberstücke. Mach', daß Du zu Bette kommst, und schaffe mir keine Deficits mehr, so lange Du lebst."

Der König kroch unter's Zelt und suchte Trost bei seiner Flasche; bald that der Herzog ein Gleiches; und in einer halben Stunde waren sie wieder die dicksten Freunde, und je trunkener sie wurden, desto mehr liebkosten sie sich, und bald schnarchten sie in gegenseitiger Umarmung. Sie waren schrecklich müde geworden, doch merkte ich, daß der König das Verstecken des Geldsacks nicht mehr leugnete. Das machte mich leicht und zufrieden. Natürlich, als die Beiden schnarchten, erzählte ich Jim Alles.

Wir trieben mehrere Tage stromab, ohne irgendwo anzuhalten, bis wir so weit südlich waren, wo das lange spanische Moos von den Bäumen hängt, als ob sie lange graue Bärte hätten. Dann hielten wir wieder hier und da an. Die Beiden versuchten ihr Glück mit Predigen, Wahrsagen, Mesmerismus, mit allerlei, aber nichts wollte recht gehen. Sie wurden sehr mürrisch und wir konnten ihnen nichts rechtmachen. Sie steckten viel bei einander und hatten Manches zu flüstern, so daß Jim und ich anfingen zu fürchten, daß irgend eine Teufelei ausgebrütet würde. Bald legten wir nicht weit von einem Städtchen an. Der König sagte, er wollte hingehn und sehn, ob Gelegenheit für's „Non plus ultra" wäre, und wenn er bis Mittag nicht zurück wäre, sollten der Herzog und ich ihm nachkommen und Jim, wie gewöhnlich, das Floß hüten lassen. Zu Mittag kam er nicht zurück. Der Herzog und ich gingen zum Städtchen und fanden den König betrunken in einer Kneipe. Er und der Herzog fingen an sich zu streiten, da dachte ich, meine Gelegenheit sei gekommen und rannte nach dem Floß zurück, rief Jim, aber keine Antwort. Ich rief und rief, aber keine Antwort. Da ging ich ein Stück Weges ins Land und begegnete einem Jungen, den ich fragte, ob er einen Neger gesehen, und beschrieb ihm Jim. „Ja, den haben die Leute vor einer halben Stunde nach einer nicht ferne liegenden Farm geschleppt", sagte der Junge. Und nun erfuhr ich auch von ihm, daß ein alter grauhaariger Mann auf eine Belohnung von 200 Dollars hin ihn gefangen und sein Anrecht einem Farmer für 40 Dollars abgetreten habe. Der Anschlagzettel habe den Neger genau beschrieben, alles stimmte und er sei auf dem Floß gefangen worden. So hatten die beiden Schurken Jim für 40 Dollars verschachert. Armer Jim, ihm war nicht mehr zu helfen. Ich hatte die Reise auf dem Fluß satt und ging landeinwärts, um Arbeit zu suchen. Wenige Tage später kam ich in ein Städtchen weiter stromab gerade zur Zeit, um zu sehen, wie der König und Herzog getheert und gefedert unter furchtbarem Lärm durch die Straßen gehetzt wurden. Sie hatten hier das „Non plus ultra" einmal zu oft aufgeführt. Das Pärchen habe ich seitdem nie wieder gesehen.

Notizen.

Wilhelm Wackernagel. Jugendjahre 1806—1833. Dargestellt von Rudolf Wackernagel. (Basel, C. Detloff.) — Wir müssen gestehen, selten eine Lebensskizze mit soviel Antheil und immer sich mehrendem Vergnügen gelesen zu haben, wie die vorliegende Darstellung der Jugendjahre des trefflichen Wilhelm Wackernagel. Die pietätvolle Hand des Sohnes hat das Bild des Jünglings gezeichnet, der wie kaum ein anderer mit den Bitterkeiten der materiellen Noth und der politischen Verdächtigung zugleich zu ringen hatte, ehe er endlich eine sichere, wenn auch äußerst bescheidene Heimstätte in der Schweiz fand. Die Nachrichten über jene peinvollen und doch an wissenschaftlichen Erfolgen und wahrer Freundschaft so reichen Jahre entstammen Acten von Behörden, literarischen Journalen und Zeitschriften und vor Allem dem wohlerhaltenen umfangreichen Briefwechsel, den Wackernagel in wissenschaftlichen wie poetischen Angelegenheiten mit seinem Bruder, Philipp Wackernagel, und seinen Freunden, zu denen Hoffmann von Fallersleben, Runge, Laube, die Brüder Grimm, Lachmann u. A. gehörten, geführt hatte. Die Abfassung der Skizze ist durchaus objectiv, ruhig und klar gehalten, die zahlreichen, meistens sehr interessante Züge aus des Gelehrten Bildungsgang enthaltenden Episoden sind mit künstlerischer Hand eingewebt, und neben der ausgiebigen Berücksichtigung der wissenschaftlichen Lehr- und Wanderjahre sind seine poetischen Bestrebungen besonders betont. Deshalb wird dieses Buch sich zur anregenden Lektüre auch für weitere Kreise sehr empfehlen. O. B.

Bravo rechts! Eine lustige Sommergeschichte von Ossip Schubin. (Jena, Hermann Costenoble.) Wie immer bei Ossip Schubin, liegt auch über diesem Buche ein Reiz des Fremdartigen, der das Interesse für norddeutsche Leser insbesondere erhöht. Diese Mitglieder des böhmischen Landadels mit ihren halb unmöglichen Namen und Spitznamen, daneben Personen serbischen und ungarischen Ursprungs, dies ganze wunderliche Gemisch von fremdartigen Leuten mit fremdartigen Sitten und fremdartigem Idiom ist überaus anziehend und pikant. Und die Verfasserin schildert das Alles mit der denkbar größten Anschaulichkeit so lebenswahr und so natürlich, daß uns das Unerhörteste nur noch selbstverständlich vorkommt. Die Geschichte selbst ist an sich weder neu noch eigenartig, wie denn die Erfindung keineswegs die stärkste Seite der Verfasserin ist, aber in Ossip Schubin's Darstellung gewinnt sie Reiz, Leben und Farbe. Es handelt sich eigentlich nur um zwei Menschen, die sich lieben und die sich unbedingt kriegen müssen, aber nicht eher, als bis er ein seiner unwürdiges Verhältniß abgebrochen hat und sie ihre Verlobung mit einem Manne aufgelöst hat, dem sie nur die Hand reichte, weil der Andere sie nicht begehrte. Eine Anzahl kleiner Episoden spielt noch dazwischen, jede von besonderem Reiz und ebenso originell als fein und scharf gezeichnet. Die Charaktere sind von einer Plastik der Anschaulichkeit und zeugen von einer Unerbittlichkeit der Beobachtung bis ins kleinste und unscheinbarste Detail. Schade, daß Ossip Schubin etwas von den neufranzösischen Impressionisten angenommen hat und in ihrem gefährlichen Bestreben, immer originell zu sein, alle Farben anders sehen will, als andere Menschenkinder. Sie nennt Haare „aprikosenblond" und Augen „stachelbeergrün"; eine wilde Weinranke erscheint ihr sogar „schwarz". Schade auch, daß sie nicht nur ihre Personen in einem wunderlichen Rothwälsch voller Austriacismen und Fremdwörter reden läßt (das darf sie ja), sondern sich angewöhnt hat, selber so zu schreiben, und das darf sie nicht. Selbst an Verstößen gegen Grammatik und Orthographie fehlt es keineswegs. Die Interpunction ist fehlerhaft und der Flüchtigkeiten sind viele.

Verwehte Spuren. Drei epische Dichtungen von E. Heldt. (Frankfurt a. M., Heinrich Grobel.) Dies anmuthige, hübsch ausgestattete Buch bringt eine Rheinsage „Guntram" in gereimten Jamben, die Novelle „Ein Epheublatt" im Blankvers und das erzählende Ge-

Digitized by Google

dicht „Nornegast“ in Nibelungenstrophen. Der Verfasser verräth ein nicht unbedeutendes dichterisches Talent, das alle Beachtung und Aufmunterung verdient. Abgesehen von einem sehr tüchtigen Können in der Beherrschung des Formalen und Technischen reden diese drei erzählenden Dichtungen von einer ursprünglichen, frischen und anmuthigen Begabung, die es noch einmal zu etwas bringen kann. Wir glauben auch nicht fehlzugehen, wenn wir in dem Verfasser eine lyrische Beanlagung erkennen, die sich in ein paar eingestreuten Liedern deutlich genug kundgibt und die ihn vielleicht sogar zur Lyrik, als zu seiner eigentlichen Domäne, hinüberführt. Seine vorliegenden Dichtungen enthalten manches Kraftvolle und Wirksame; hin und wieder bricht freilich auch eine etwas sentimentale Stimmung durch. T—n.

Harten Leina. En Speigel vör Land und Lüd. Von Heinrich Burmester. Mit einer Einleitung von K. Th. Gaedertz. Berlin, Kogge u. Fritze. 2 Bde. — Unter den Schriftstellern, welche sich in Reuter's Erbe getheilt haben, räumt Gaedertz in seiner Einleitung zu vorliegendem Werke dem Verfasser von Harten Leina mit vollem Recht einen hervorragenden Platz ein, von dem man nur wünschen kann, daß derselbe ihn auch fernerhin behaupten, im Einzelnen wohl auch noch fester ausbauen möge. Harten Leina erinnert uns freilich fast auf jeder Seite an den verstorbenen Liebling. Wer das Buch aber mit der Erwartung, eine unselbstständige Nachahmung zu finden, in die Hand nehmen würde, fände sich in sehr angenehmer Art enttäuscht. Harten Leina ist eine Dichtung, welche mit dem eigenen Herzblut geschrieben ist und den Stempel der Wahrheit an der Stirn trägt, die nicht nacherfindet, sondern ihr eigenes Leben hat, in All' und Jedem, sowohl den Charakteren, wie dem ganzen Gewebe der Erzählung und in jeder einzelnen Scene. Allerdings mit einer Einschränkung. Die bedeutendste Gestalt des Romans ist jedenfalls der Schullehrer Schulz. Der Dichter läßt diesen Mann den ganzen Kelch der Bitterkeiten leeren, den Bosheit, Beschränktheit, Egoismus mischen können, und wie ihn wohl keiner gründlicher als der Verfasser kennen gelernt haben mag. Ueberall aber, selbst wo er endlich den äußeren Widerwärtigkeiten weichen muß, läßt er den Trefflichen als moralischen Sieger aus den Kämpfen hervorgehen. Er läßt ihn schließlich einer Lage theilhaftig werden, in welcher er, wenn auch in einem andern Berufe, unabhängig und sorgenfrei sein Brod verdient. Ein solcher Mann nun, meinen wir, welcher so hart gestählt worden ist, kann nicht wohl endlich am gebrochenen Herzen vor Liebesgram um eine, wie sich herausstellt, längst verstorbene Jugendliebe untergehen. Der Leser faßt das, wie gesagt, bei einem solchen Charakter nicht. Hier zeigt sich eine Klippe, vor welcher Burmester sich fortan hüten muß, die Sentimentalität. Diese Klippe liegt freilich schon bei Reuter unter der Oberfläche, nicht ohne durchzuscheinen. Sentimentalität mag sich bei ihm, wie bei der plattdeutschen Dichtung (und der Dialectdichtung überhaupt, man denke nur an den Allemannen Hebel) aus dem Gegensatz zwischen der derben Dialectsprache und dem feineren Empfinden der Seele ganz von selbst leicht ergeben. Diese Dichter stehen also da immer vor einer Gefahr, die zu vermeiden sie beständig achtsam sein müssen. Reuter gelingt es, indem er die Disharmonie in die Harmonie des Humors auflöst. Im vorliegenden Fall liegt aber die Sentimentalität in einer ganz zuletzt den Leser überraschenden und, wie wir glauben, unrichtigen Umbeugung des Charakters. Auch ist dem Dichter noch eins entgangen, daß nämlich diese Hauptgestalt des Romans in absolut gar keiner Beziehung zu den eigentlichen Trägern der Fabel des erzählten Romans steht. Hierin liegt aber ein Fehler der Composition. Denn weil die Gestalt des Lehrers Schulz so gewaltig hervortritt, zudem auch einen bedeutenden Theil des Raumes beansprucht, so wird das Interesse des Lesers gespalten und werden dadurch zwei wirklich ganz von einander unabhängige Erzählungen hin und her gezogen, von denen jede so viel werth ist, daß sie nicht hinter die andere zurücktritt. Also nicht nur ein Dualismus des Hauptgedankens der Dichtung, sondern ein Dualismus der Fabel selbst. Dieser stellt sich auch in der Bedeutung des Titels nachträglich, ganz zuletzt heraus. Zunächst ist Harten Leina (Lina oder Lenchen Harz) die liebliche Heldin des Romans selbst, am Schluß aber bezieht sich der Name als „Herzensdame“ auf die längstverstorbene Jugendliebe des Lehrers. Uebrigens ist es ursprünglich die dort zu Lande übliche Bezeichnung für die Herzendame, Coeurdame im Kartenspiel. Diese Ausstellungen aber sollen Niemanden abhalten, mit Burmester durch diese Dichtung Bekanntschaft zu schließen. Tief rührend, bis auf den angeführten Punkt fern von ungesunder Sentimentalität, voll echten Humors, greift sie tief in das Gemüth des Lesers, spannt bis zum Ende durch das liebevolle Interesse, das wir an jeder der geschilderten Personen rasch gewinnen, führt eine Fülle von Gestalten, und in dem äußerlich so einförmigen Leben des Bauernstandes so viel Handlung vor unserem Auge vorüber, und das alles in fester, aus sich selbst herauswachsender Gestaltung und in zweifelloser dichterischer Wahrheit. v. S.

Caritas. Erzählungen von Gerhard von Amyntor. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Unter diesen gesammelten Erzählungen „für die christliche Familie“ des bekannten Verfassers findet sich manches Ansprechende und Gefällige, vor Allem Vieles, was ernste Leser zum Nachdenken reizen kann. Im Uebrigen sind sie im Sinne des Verfassers durchaus anspruchslos, d. h. sie bieten wenig buntes Allerlei, keine aufregenden Scenen, keine nervenerschütternden, ausgeklügelten Probleme, in denen heute so vielfach excellirt wird. Die Novelle „Gesegnete Weihnacht“, die übrigens sehr hübsch erzählt und in ihrem Kerngehalt ganz aus dem wirklichen Leben gegriffen ist, gibt sich nach unserer Anschauung sogar etwas zu anspruchslos; denn die Geschichte von dem geheimen Schreibtischfach, in dem sich schließlich die vermißten Schätze auffinden, ist denn doch ein bischen zu abgebraucht, als daß man sie sich noch einmal widerspruchslos sollte gefallen lassen. Fesselnd ist die novellistische Skizze „Ein Lump“, ein Lebensbild von einfacher Wahrheit, wenn auch nicht ganz originell erfunden. Sehr ansprechend ist die wohl getreu nach der Wirklichkeit gezeichnete Geschichte aus der Cholerazeit „Eine Schreckensnacht“, und auch die Skizze „Der Tod als Tröster“ ist nicht ohne Reiz. Gern lassen wir uns desgleichen die Parabel „Wer war's?“ erzählen, aber die Beschreibung des Begräbnisses des Prinzen Waldemar, Sohnes des deutschen Kronprinzen unter dem Titel „Dein Wille geschehe!“ hätte nach unserem Gefühl wegbleiben sollen. Ist schon nicht einzusehen, weshalb der Eltern-schmerz eines fürstlichen Paares um einen verlorenen Sohn größer oder geringer sein sollte als der irgend eines anderen (und wenn das nicht, wozu denn seine Beschreibung?), so verstimmt ein gewisser, eher an Byzantinismus als an Patriotismus streifender Ton in dem Bericht, wie in den Bezeichnungen „Seine kaiserliche und königliche Hoheit“ bei solcher Gelegenheit vollends. — Sehr eigenthümlich ist die Skizze „Ein Opfer der Ueberschätzung“, nur daß der Verfasser unseres Erachtens bedenklich auf die schiefe Ebene der Uebertreibung geräth und keineswegs die richtigen Consequenzen aus den Thatsachen zieht, die er mit großem Realismus erzählt. T—n.

Ein Familienzwist. Roman von L. Westkirch. Freiburg i. B. Kiepert u. v. Bolschwing. Dieser salonfähige Criminalroman macht insofern den Eindruck eines Anfängerwerkes, als sich zwar in der Wahl des Grundgedankens und in einigen treffenden Charakterstrichen ein poetischer Blick und Talent zeigen, dagegen wieder alle angeknüpften Fäden der Intriguen immer schnell der anscheinend ungeübten Hand entschlüpfen, so wie manche Personen in ganz verschwimmender Art charakterisirt sind. Einige Unwahrscheinlichkeiten kommen wohl auf dasselbe Conto. Besonderen Dank würde sich z. B. der Verfasser bei unsern „bedrängten Landwirthen“ erwerben, wenn er ihnen greifbar das famose Mittel angeben könnte, wodurch ein persönlich arg verschuldeter Gutsbesitzer ein völlig ertragloses, devastirtes Gut mit schlechtem Boden binnen wenigen Jahren dahin bringt, daß es durch reichen Ertrag ihn nicht nur wohlhabend macht, sondern auch in den Stand setzt, weitere ähnliche Güter anzukaufen, ohne doch die Goldrollen und Kassenscheinpäckchen aus dem Schubladen seines Schreibtisches herauszulocken. Diese pecuniäre Moral wäre jedenfalls werthvoller, als das zum Schluß angepriesene Mittel, Familienzwiste zu beseitigen, welches den Verwickelungen in der realen Welt gegenüber gar kein Mittel ist. v. S.

Digitized by Google

Inserate.

Technikum Mittweida
in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule,** zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule,** zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Enorm
billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von Doré. 200 Textillustr.
15 Lieferungen à 1 M.
Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Sensationelle Novität.
Memoiren der Königl. Preuss. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine
Markgräfin von Bayreuth
Schwester Friedrichs des Grossen.
2 Bände. Illustrirt. 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.
Zu beziehen vom Verleger
H. Barsdorf in Leipzig
u. d. alle Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage der Unterzeichneten:
Spencer wider Kant.
Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Kriticismus
mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip
von
A. Naumann.
Gr. 8°, geheftet, Preis 1 Mark.
Nur direct gegen Einsendung des Betrages zu beziehen von
Gräfius & Möller, Hamburg.
Verlag und Buchdruckerei.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.
Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:
Herzog Bernhard.
Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639.
Von
Hans Blum.
8. Geh. Ladenpreis 5 Mark.
Eine culturgeschichtliche Erzählung im Style G. Freytag's und Scheffel's, welche bereits bei ihrem ersten Erscheinen im Feuilleton der Magdeburger Zeitung ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte. Zum ersten Male wird hier die nationale Politik und der durch diese bedingte, tragische Ausgang des deutschen Helden und Fürsten Herzogs Bernhard von Weimar in erzählender Form streng nach den Quellen dargestellt. Alle geschichtlichen Persönlichkeiten und Ereignisse sind mit größter Treue geschildert und eine Fülle humorvoller Gestalten und Scenen ist in den ernsten Zug der Haupthandlung ungezwungen eingestreut, so daß auch das Bedürfniß nach leichterer Unterhaltung seine Rechnung dabei findet.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.
Naturwarme kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke.**
Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. **Jäger.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.
Soeben erschienen:
Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's
Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.
5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.
In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.
NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Ein Student der Lyoner Universität, der ein Semester auf einer deutschen Hochschule geweilt und das Baccalaureat sowie die licence-ès-lettres erworben hat, sucht in einer deutschen Universitätsstadt, wo er nebenbei seine Studien vollenden könnte, eine passende Stellung in einer Pension oder Familie. Er erbietet sich namentlich zum Unterricht in der griechischen, lateinischen und französischen Sprache und macht nur bescheidene Ansprüche. Offerten unter **M. 32** an die Expedition der Gegenwart.

Soeben erschien bei **Julius Bohne** in **Berlin SW., Wilhelmstraße 35:**
„Urkunde der Wissenschaft."
Grundriß zur systematischen Encyclopädie für Wissenschaft, Kunst und Religion.
Mit einem besondern Abschnitt:
Gesetz des Kreises
und einem Anhange:
Tabellarische Uebersicht der Kunstgesetze.
Preis 5 Mark.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 29. August 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Reform des Strafverfahrens und der Rechtssprache. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Pflanze und Thier. Von Ernst Voges. — **Literatur und Kunst:** Literarische Plaudereien. Von Hieronymus Lorm. — Shakespeare in der höheren Töchterschule. Von Oskar Bulle. — Neue Aufschlüsse über George Eliot. Von Lector. — **Feuilleton:** Gerettet. Von C. Sahler. — **Aus der Hauptstadt:** Der Wiener Männergesangverein. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. —Inserate.

Reform des Strafverfahrens und der Rechtssprache.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Die Anträge der Abgeordneten Munckel und Reichensperger, welche sich auf die Wiedereinführung der Berufung beschränken, haben zu einem umfassenderen Projecte geführt, welches die Strafprozeßordnung in durchgreifender Weise zu reformiren gedenkt. Ob dasselbe im Augenblicke Aussichten hat, zu einer Realisirung zu kommen — es scheint nach den neuesten Beschlüssen des Bundesraths mehr als zweifelhaft —, bleibe dahingestellt, jedenfalls werden über kurz oder lang die gegenwärtig in der öffentlichen Discussion befindlichen Reformideen in der einen oder anderen Form Gestaltung erlangen.

Die Form, in welcher die Berufung eingeführt werden soll, ist Alles eher wie eine glückliche. Anstatt die Entscheidung über die Berufung besonderen Appellgerichten zu übertragen, sollen an den Landgerichten besondere Abtheilungen ins Leben gerufen werden, welche diesen Theil der Strafrechtspflege ausschließlich zu verwalten hätten, die sogenannten Berufungskammern. Dieselben werden am Sitze jedes Landgerichts aus fünf Mitgliedern desselben gebildet, während das Collegium der fünf Richter, welches bis jetzt die Strafkammer bildet, in Zukunft auf das bekannte preußische Dreimännercollegium reducirt wird. Das maßgebende Motiv, welches die Berücksichtigung dieses Systems veranlaßte, bildete der Kostenpunkt. Es ist erwogen worden, daß der Stand der deutschen Finanzen in der Gegenwart eine so erhebliche Mehrbelastung, wie sie mit der Einführung besonderer Gerichte verbunden wäre, nicht verträgt, und so hat man sich entschlossen, zu dem Systeme der Berufungskammern zu schreiten, welches ehedem in Frankreich eingeführt war, aber nach kurzer Zeit wegen der erheblichen Uebelstände abgeschafft wurde, die diese Institution zur Folge hatte. Dasselbe begegnet in Deutschland heftigem Widerstande, namentlich ist es der um die Entwickelung des Reichsrechts so hochverdiente sächsische General-Staatsanwalt von Schwarze, das langjährige Mitglied des Reichstags, an einer Fortsetzung seiner parlamentarischen Wirksamkeit leider durch Krankheit gehindert, welcher in energischster Weise die Einführung desselben und die Rückkehr zu dem überwundenen Dreimännergericht berüchtigten Andenkens bekämpft; ob der Erfolg freilich auch auf seiner Seite sein wird, muß mindestens als fraglich bezeichnet werden.

Einen zweiten Punkt der Reform stellt das System der Zeugenbeeidigungen dar. Nach geltendem Rechte bildet die Eidesleistung vor der Zeugenaussage die Regel, und nur aus besonderen Gründen soll dieselbe bis nach der Abgabe der Deposition verschoben werden. In der Praxis ist man mit diesem System mit Recht sehr unzufrieden. Man hat ihm das Wachsthum der Meineide zur Last gelegt und mit großer Energie verlangt, daß die Beeidigung regelmäßig nicht mehr vor, sondern nach der Abgabe des Zeugnisses stattfinden solle. Die vorgeschlagene Reform beschränkt sich auf ein Auskunftsmittel, welches eine treffende Illustration für das System der Halbheiten ist, das heute zu Tage eine so große Rolle spielt und weder bei den Anhängern des Vorcides, noch den Freunden des Nacheides Beifall findet. Sie läßt den Voreid in denjenigen Ländern bestehen, in welchen er auch schon vor Einführung der Strafproceßordnung bestanden hat, während sie ihn in denjenigen Gebietstheilen durch den Nacheid ersetzt, welche letzteren schon vor dem 1. October 1879 kannten; abgesehen von allen sonstigen Mängeln und Fehlern unterliegt dieser Vorschlag dem Vorwurfe, die Rechtszersplitterung zu begünstigen und an Stelle des einheitlichen Rechts der Gegenwart die Rechtsverschiedenheit des bundestaglichen Elends herbeizuführen. Schon dieser Umstand genügt, um über ihn den Stab zu brechen und ihn absolut unannehmbar zu machen.

Die Einführung des Contumacialverfahrens bildet ein weiteres Glied in der Kette der Reformvorschläge. Unsere Strafproceßordnung, welche auf dem strikten Standpunkte des Mündlichkeitsverfahrens steht, hat nur bei den kleinsten Strafthaten eine Verhandlung in Abwesenheit des Angeklagten zugelassen, nämlich in Ansehung solcher Delicte, welche mit Einziehung, Geldstrafe oder Haft bedroht sind, bei Untersuchungen, welche voraussichtlich zu keiner härteren Strafe als sechswöchentlicher Freiheitsentziehung führen, kann das Gericht den Angeklagten auf seinen Antrag und aus besonderen Gründen, beispielsweise großer Entfernung, von dem Erscheinen in der Hauptverhandlung entbinden, eine Befugniß, von welcher ein nur geringer Gebrauch gemacht wird. Die Reformvorschläge in dieser Richtung führen für alle Verhandlungen, welche nicht zur Zuständigkeit des Reichsgerichts oder der Schwurgerichte gehören, die Statthaftigkeit des Versäumnißverfahrens ein und erweitern gleichzeitig die Befugniß des Gerichts dahin, daß es ihm fortan gestattet ist, in allen Strafsachen, mit Ausnahme der vor die eben genannten Gerichte gehörigen, den Angeklagten von dem Erscheinen in der Hauptverhandlung zu entbinden. Von hoher Wichtigkeit ist die Erweiterung des Personenkreises der eidesunfähigen Zeugen. Das geltende Recht ist in dieser Hinsicht sehr mangelhaft und läßt auch die Beeidigung solcher Zeugen zu, welche über Gegenstände Aussagen machen sollen, die ihnen zur Schande gereichen. Die Zwangslage, in die man hierdurch die Zeugen

Digitized by Google

versetzt, und die Begünstigung einer Eidesverletzung, welche durch dieses System indicirt ist, wie auch die ungünstigen Folgen der Geltung dieser Bestimmung, können eigentlich nicht bestritten werden. Die Abänderung der Strafproceßordnung bestimmt daher die Nichtbeeidigung aller Personen, welche über Gegenstände, die ihnen zur Schande und Unehre gereichen, als Zeugen vernommen werden. Eine Vermehrung der Machtbefugnisse der Staatsanwaltschaft bezweckt, unseres Erachtens mit vollem Rechte, die Bestimmung, welche die vorläufige Verhaftung eines Verdächtigen auf die Dauer von sechs Wochen gestattet, während bislang vier Wochen das Maximum in dieser Hinsicht ausmachten, eine größere Wirksamkeit der Freisprechung, welche in Folge der Wiederaufnahme des Verfahrens nach einem verurtheilenden Erkenntniß ergangen ist, die Norm, welche die Publication des Urtheils vorschreibt. Bisher war dies nur in viel beschränkterem Maße geltendes Recht. Weitere Punkte, auf die sich die Reform erstreckt, bilden die Bestimmungen über die Vermehrungen des Inhalts der Protokolle und über den Zeitpunkt, in welchem die Zeugen regelmäßig zu beeidigen sind, was fortan im Gegensatze zu dem bestehenden Rechte in dem Vorverfahren zu geschehen hat. Andere Projecte, welche aber noch mehr im embryonalen Zustand sich befinden als die eben erwähnten, beschäftigen sich mit der Reform der Schwurgerichte und des Zustellungswesens; bekanntlich genießen beide die Sympathie des Reichskanzlers in hohem Grade, welcher neben den verwickelten Fragen der auswärtigen Politik und den Problemen der Socialreform noch Zeit und Lust hat, seine Aufmerksamkeit dem Detail der juristischen Technik zuzuwenden. Dagegen scheinen die Mitglieder des Bundesrathes denselben weniger hold gesinnt zu sein, so daß für jetzt wenigstens ihre Realisirung sehr problematisch sein dürfte.*) Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Reformbedürftigkeit des Strafproceßgesetzes in vielen Punkten vorhanden ist, ob dieselbe aber gerade einen actuellen Charakter besitzt, dürfte wenigstens theilweise billig bezweifelt werden. Es wäre vielleicht besser gewesen, eine längere Zeit verstreichen zu lassen, während welcher alle Mängel des Gesetzes hervorgetreten wären, und sodann eine durchgreifende und umfassende Reform vorzunehmen, anstatt mit einer Flickarbeit zu beginnen, welche nur dazu führen kann und wird, nach einiger Zeit eine neue Flickarbeit nöthig zu machen. Es ist ein wahres Verhängniß des deutschen Rechtslebens, daß die Rechtscontinuität und Rechtsstabilität noch immer, und vielleicht heute mehr als je, zu den frommen Wünschen gehört.

Eine andere nicht minder wichtige Reform betrifft die deutsche Rechtssprache. Als vor nunmehr sechs Jahren die umfassenden Codificationen des deutschen Proceßrechts eine neue Aera der deutschen Rechtswissenschaft inaugurirten, wurde von vielen Seiten die feste Erwartung gehegt, daß nunmehr auch das deutsche Element in der Sprache des Rechtslebens etwas mehr als bislang zur Geltung kommen werde. Die gesetzgebenden Factoren hatten sich sorgfältig und eifrigst bemüht, an Stelle der dem Lateinischen oder Französischen entlehnten und eingebürgerten Ausdrücke die entsprechenden des deutschen Idioms zu setzen, soweit dies eben möglich war, ohne die Klarheit und Verständlichkeit des Begriffs zu ändern. Freilich stieß man dabei auf große Hindernisse und mußte mit den gegebenen Verhältnissen wohl oder übel rechnen. Im Jahre 1873 nahm man noch an dem Ausdruck Concursordnung Anstand und wählte statt dessen den Ausdruck: Gemeinschuldordnung für das deutsche Reich. Die späteren Entwürfe wollten aber von einer Gemeinschuldordnung so wenig etwas wissen wie von einem Gantgesetze, sondern blieben bei dem hergebrachten und allgemein verständlichen Ausdrucke Concursordnung. In anderen Punkten war man aber weniger ängstlich: man wollte nichts mehr hören von einem Parket, einem Staatsprocurator, einem Advocaten und einem Actuar, sondern begnügte sich mit der Staatsanwaltschaft, dem Gerichtsschreiber, dem Rechtsanwalt, man wußte nichts mehr von einem Criminalverfahren, von Assisen und von einer Jury, sondern kannte nur ein Strafverfahren, Geschworene und Schwurgericht u. s. w. Die sprachlichen Reformen dieser Kategorie sind außerordentlich zahlreich, am zahlreichsten im Gebiete der Civilproceßordnung, und ihre lückenlose Aufzählung würde engbeschriebene Seiten füllen, eine ebenso langweilige wie ermüdende Arbeit. Es läßt sich nicht behaupten, daß das löbliche Beispiel der Gesetzgebung seitens der mit der praktischen Handhabung der Gesetze betrauten Personen in dem wünschenswerthen Umfange Nachahmung gefunden hat. Wenn auch vereinzelt der Versuch gemacht wird, die deutsche Rechtssprache von den häßlichen Fremdwörtern zu reinigen, so haben sich doch im Großen und Ganzen die Zustände kaum gebessert, ja wir sind sogar der Ansicht, daß die Frequenz der Fremdwörter nicht ab- sondern eher zugenommen hat. Wir können den Vorwurf gegen unsere engeren Fachgenossen nicht zurückhalten, daß sie trotz der deutschen Ausdrücke der Proceßgesetze immer noch nach wie vor von denjenigen der früheren Gesetzgebung mit Vorliebe Gebrauch machen, es gilt dies insbesondere von den Juristen, welche in den Ländern leben, in welchen ehedem das französische Verfahren galt und das französische Civilgesetzbuch noch Gesetzeskraft besitzt. Es ist ja natürlich, daß die Macht der Amme Gewohnheit auch für die hier berührten Verhältnisse ein nicht zu unterschätzender Factor ist. Der Anwalt und der Richter, welche dreißig Jahre und noch länger genöthigt waren, sich der undeutschen Ausdrücke eines Gesetzes zu bedienen, welches nicht aus dem deutschen Volke hervorgegangen war, werden unwillkürlich auch dann zu den bisher gebräuchlichen Worten greifen, wenn dieselben durch schönere und bessere Ausdrücke des nationalen Idioms ersetzt werden. Dieser Umstand mag ja die häßliche Erscheinung zum Theil entschuldigen, allein er ist darum doch nicht im Stande, uns auch über die Bedenken hinwegzuhelfen, welche diese Sprachverfälschung hervorrufen muß. Das nationale Recht muß auch in der nationalen Sprache gesprochen und angewendet werden, und es ist ein schwerer Verstoß, es ist geradezu eine schwere Versündigung gegen den Geist der Nationalität, wenn man die guten deutschen Worte, in welchen das Gesetz seinen Willen einkleidet, durch unschöne Wortcombinationen der deutschen und fremden Sprache ersetzt. Tagtäglich können wir es hören, daß der Erlaß eines Defauturtheils beantragt wird, wenn man ein Versäumnißurtheil meint, daß man von dem Barreau spricht, wenn es sich um die Gesammtheit der Rechtsanwälte handelt, man redet von einem Falliment, einem Syndik, Concordat, Arrangement, einer Fallitmasse anstatt dem Concurs, Concursverwalter, Zwangsvergleich und der Concursmasse, man erhebt immer noch Opposition anstatt Einspruch und Widerspruch, man will eine Appellation anstatt einer Berufung, man spricht von einer Cassation, während man die Nachprüfung durch das oberste Gericht meint, ja man geht in sinnentstellender Weise so weit, das in letzter Instanz functionirende Gericht einen Cassationshof zu nennen. Der Gerichtsvollzieher muß es sich immer noch gefallen lassen, als Hussier titulirt zu werden, der Rechtsanwalt als Advocat, der Staatsanwalt als Staatsprocurator, nicht selten wird sogar der Amtsrichter zu einem Friedensrichter degradirt, in Elsaß-Lothringen macht man aus dem Gerichtsschreiber sogar einen Greffier u. s. w. in infinitum. Wimmeln die Vorträge und Schriften der rheinischen Juristen von französischen Ausdrücken, so dominirt in anderen Gebietstheilen die lateinische Bezeichnung in wirklich barbarischer Weise. Hier nimmt das Beweisinterlocut die Stelle des Beweisbeschlusses ein, der Referendar erhält nicht einen Auftrag, einen Thatbestand des Urtheils anzufertigen, sondern ein status rei wird ihm aufgegeben, der Rechtsanwalt bringt nicht die Einrede der Rechtshängigkeit vor, sondern die Exception der Litispendenz, er beantragt die Abweisung der Klage nicht wegen der Unzuständigkeit des Gerichts, sondern wegen der Incompetenz, nicht angebrachtermaßen, sondern die absolutio ab instantia, er will keine vorläufige Vollstreckbarkeit des Erkenntnisses, sondern die provisorische Executionsklausel, er vertritt auch keine bevorrechtigten oder absonderungsberechtigten Gläubiger, sondern privilegirte Creditoren und Separatisten, keine Aussonderungsberechtigten, sondern Vindicanten, er erwidert dem Staatsanwalt nicht, sondern er duplicirt, er macht

*) Die Reduction der Geschworenen ist vom Bundesrathe inzwischen angenommen worden.

Digitized by Google

keine Berichte und Mittheilungen, sondern Relationen und Communicationen. Der Gerichtshof erwägt und beschließt nicht, er considerirt und concludirt, er verweist nicht auf ein schon von ihm gefälltes Urtheil, sondern auf ein Präjudiz, und sehr gern übersetzt er die einfache und prunklose Bezeichnung das Gericht in ein volltönendes Collegium.

Man möchte sich mitunter bei solcher Sprache versucht fühlen, das zu thun, was Faust mit dem Texte des Neuen Testaments thut, nämlich diese Rechtssprache in unser geliebtes Deutsch zu übertragen. Denn Deutsch kann man diesen Mischmasch von lateinischen, deutschen und französischen Worten, der sich in seiner Gesammtheit wie eine große Verballhornung ausnimmt, doch unmöglich nennen. Manchem wird es ziemlich gleichgültig erscheinen, ob die Behörde in diesen oder jenen Worten Recht spricht, er wird denken, die Hauptsache sei, daß überhaupt Recht gesprochen wird, das Andere sei Form und Name und deshalb „Schall und Rauch", und er wird den Verfasser vielleicht für einen Schrullenliebhaber halten, der in ausgesprochener Weise an „Teutomanie" oder einer ähnlichen Krankheit mit gleich schöner Bezeichnung leidet. Die Sache ist aber doch nicht so bedeutungslos, wie es für hochweise Herren wohl scheinen kann. Es ist nichts weniger als gleichgültig, in welcher Form der Rechtsgedanke zur Aeußerung kommt. Recht und Sprache sind gleichmäßig Schöpfungen des nationalen Geistes, sie bedingen einander, und der innerste Grund des Rechtsgedankens kann darum in zahlreichen Fällen nur aus der Analyse des sprachlichen Idioms gefunden werden, wie umgekehrt die ursprüngliche Bedeutung eines Wortes nicht selten von der ersten Aeußerung der Rechtsidee bedingt ist. Aber auch ganz abgesehen von diesem Punkte, welcher dem Nichtjuristen vielleicht weniger einleuchtet und auch ohne Anführung detaillirter Beispiele nicht erwiesen werden kann, auch abgesehen davon ist die Ausbildung der Rechtssprache in der Richtung der allgemeinen Sprache von höchstem Werthe. Wir müssen immer einen Mangel an nationalem Selbstgefühle darin erblicken, wenn wir den juristischen mit französischen Ausdrücken angefüllten Jargon hören, mit Neid haben wir stets davon Notiz genommen, daß der französische Rechtsgelehrte sich mit größter Sorgfalt befleißigt, rein französisch zu sprechen und es so viel wie nur irgend möglich vermeidet, die Ornamentik lateinischer Ausdrücke anzuwenden. Es ist ja leider eine nicht in Abrede zu stellende Thatsache, daß der deutschen Gesellschaft eine ganz lächerliche und oftmals geradezu alberne Sucht innewohnt, sich der französischen und englischen Sprache an Stelle des nationalen Idioms zu bedienen, allein wenn wir auch gegen diese Schwäche ziemlich machtlos sind, so dürfen wir doch verlangen, daß an der Stätte, wo das Recht unseres Volkes gehandhabt und gesprochen wird, auch die deutsche Sprache zu ihrem Rechte kommt. Zu welchem Zwecke haben denn die gesetzgebenden Factoren des deutschen Reichs eine so unendliche Mühe und Arbeit darauf verwendet, die großen Justizgesetze auch in eine ihres Inhalts würdige Form zu kleiden, wenn nach wie vor die Ausdrücke einer überstandenen Periode gebraucht werden sollen, welche nicht unserer Sprache angehören? Es ist hohe Zeit, daß in den Kreisen unserer Juristen eine Reaction, aber eine energische, gegen die Koketterie mit der Ausdrucksweise der früheren Gesetzgebung eintritt, wenn nicht die deutsche Rechtssprache einem Zustande entgegengeführt werden soll, welcher es kaum mehr als gerechtfertigt erscheinen läßt, sie als deutsch zu bezeichnen.

Es wäre lebhaft zu wünschen, wenn dieser Mahnruf nicht ungehört verhallte, wenn er den Juristen Veranlassung gäbe, mit Peinlichkeit darauf zu achten, daß die Ausdrücke der deutschen Gesetze und nur sie gebraucht werden. Selbst wenn es den älteren Herren auch schwer fällt, gegen die Macht der Gewohnheit anzukämpfen, so muß es doch versucht und durchgeführt werden, denn die Pflicht gegen unsere Sprache erfordert es, die Pflicht der Erhaltung ihrer Reinheit und Unverfälschtheit, und wir zweifeln nicht, daß jeder unserer Fachgenossen bereit sein wird, im Interesse dieses hohen und heiligen Zwecks auch vertraute und liebgewordene Ausdrücke und Bezeichnungen fahren zu lassen.

Pflanze und Thier.

Von Ernst Voges.

Gesprengt sind die Fesseln, welche die Natur als zierliche Kelchblätter um die schwellende Knospe legte. Und daraus hervor quillt es in üppiger, duftiger Farbengluth: freudig begrüßt uns das schmucke Blüthenkind, die Rose. An ihrem schwankenden Zweiglein klettert eilfertig ein glänzender Käfer empor, um einzutauchen in die duftige Blüthenfülle. Da erfreut sich das Auge an zwei herrlichen Naturgebilden, die Jedermann als einen Vertreter des Pflanzenkreises und als einen Repräsentanten des Thierkreises kennt. Aber treten wir durch die Pforte ein in das Reich, zu welchem beide gehören, dann ist streckenweit der Weg ein gemeinsamer. Erst später gabelt sich die Straße in zwei Wege. Der eine führt zur Höhe des Pflanzenreichs, der andere, weit verschlungener und länger, ersteigt den Gipfel des Thierreichs. Ueberschauen wir von diesen ungleichen Höhen, die weit auseinander liegen, die vielgestaltigen Glieder der beiden Reiche, so scheint es, als seien sie leicht auseinander zu halten. Aber dorten in weiter Ferne, vor dem gemeinsamen Thor convergiren die Wege und laufen schließlich in einen zusammen. Und die Lebensformen auf jener Straße sind einander so ähnlich, daß eben die Grenze zwischen den beiden Reichen sich verwischte. Die Pforte aber, die ihnen gemeinsam ist, baut sich aus den Stoffen der unorganischen Natur auf. Pflanzen und Thiere sind aus Elementen des unorganischen Reiches gebildet. Unrichtig ist es jedoch, wenn man sagt, es seien Pflanzen und Thiere aus derselben Grundsubstanz hervorgegangen, was häufig noch, zumal in Lehrbüchern, zu lesen ist. Einen solchen Lebensstoff, aus welchem alle Organismen entstanden, kennen wir nicht. Ein gemeinsamer Ausgangspunkt für Pflanzen und Thiere in diesem Sinne existirt nicht. Vielmehr ist jene Grundsubstanz, welche man Protoplasma nennt, je verschieden. Verschieden für die einzelnen Pflanzen, verschieden für die einzelnen Thiere. Und sie muß es sein. Woher sonst die Mannigfaltigkeit der organischen Formen? Auf der Ungleichheit des Protoplasma beruht die Verschiedenheit der Lebensformen. Es ist nicht einzusehen, wie aus ein und derselben Grundsubstanz unter den gleichen Bedingungen verschiedene Lebewesen entstehen sollen. Uebrigens haben die Analysen des vermeintlich gleichartigen Grundstoffes gerade dessen Verschiedenartigkeit in der Zusammensetzung nachgewiesen.

Der Baustoff für die einzelnen Lebewesen ist also ungleich und dem entsprechend letztere ebenfalls. Eine andere Entscheidung ist nun die, welche der Organismen zu den Pflanzen und welche zu den Thieren zu stellen sind. Je mehr sich die convergirenden Bahnen aus den beiden Reichen näherten, desto schwieriger ward von jeher diese Entscheidung und schließlich ist es Sache der Uebereinkunft, was als Pflanze und was als Thier gelten soll. Daher wanderten denn auch die streitigen Formen von den botanischen Lehrbüchern in die zoologischen und umgekehrt, bis sie nach kürzerer oder längerer Wanderung endlich Unterkunft finden. Die Zeitdauer derselben hängt in der Regel ab von der zunehmenden Kenntniß des vagirenden Gastes, wenn man ihn auf Grund seines genauer ermittelten Verwandschaftsgrades zu dem einen oder dem andern Gliede der beiden organischen Formenreihen stellt. Der systembedürftige Mensch, der selbst seine lieben Mitmenschen nach Rang und Stand in vielerlei Klassen mit scharf umzogenen Grenzen bringt, bemüht sich vergeblich, solche respectirten Grenzen in die Natur zu tragen. Einmal hier, das andere Mal dort überspringt eine entdeckte Zwischen- und Uebergangsform keck die gewissenhaft umschriebenen Grenzen.

Um nun die strittigen Formen unterzubringen, errichteten Schleiden und hernach in umfassender Weise Häckel eine besondere Organismengruppe, die ersterer Protorganismen, letzterer Protisten nannte. Gleich wie der Kreis der Würmer, so gab die Gruppe der Protisten die Rumpelkammer ab, in

Digitized by Google

welcher Alles untergebracht wurde, was nicht deutliche Pflanzen- oder Thiernatur zeigte. Allein, oft gewährte diese Abtheilung den Organismen nur ein provisorisches Unterkommen, so lange, bis sie auf Grund ihrer erkannten Entwickelungsgeschichte von Neuem im botanischen oder zoologischen System auftauchten. So praktisch auch jene Vorschläge Schleiden's und Häckel's erschienen, so verdoppelten sich doch nur die Schwierigkeiten der Bestimmung, da nun die Entscheidung zu treffen war, ob Protist, ob Pflanze, ob Thier. Aus diesem Grunde ist die Dreitheilung des organischen Reiches aufgegeben.

Allerdings hat es nicht an der Aufstellung unterscheidender Merkmale zwischen Pflanze und Thier gefehlt. Allein, es gibt keine Stoffe und keine Eigenschaften, welche specifisch für die Pflanzen und für die Thiere sind. Und je geringer die Summe der Eigenschaften ist, welche der Organismus aufweist, desto schwerer fällt die Entscheidung. Die gewichtigsten Unterschiede liegen in der Art des Stoffwechsels. Die Pflanze wird zum chemisch-physikalischen Laboratorium, in welchem Stoffe und Kräfte gesammelt werden, deren sich das Thier als fertigen Materials bemächtigt, um ganz neue und höhere Lebenserscheinungen, frei von der Nothwendigkeit der elementaren Arbeiten, ins Dasein zu rufen. Die Pflanze ergreift die rohen, unorganischen Verbindungsformen im Wasser, Kohlensäure und Ammoniak, um sie zu zersetzen und daraus neue organische Verbindungen, namentlich Kohlenhydrate, wie Zellstoff, Stärkemehl, Zucker und andere, sowie stickstoffhaltige Verbindungen, als Eiweiß, Käsestoff, Faserstoff und ähnliche zu gestalten. Mit diesem Proceß, der wesentlich ein Reductionsproceß ist, das heißt, in welchem jene unorganischen Verbindungen so zersetzt werden, daß Sauerstoff frei wird, verbindet sich zugleich die Anhäufung physikalischer Kräfte, insbesondere der Wärme, die vorzugsweise an die neu entstehenden kohlenstoffreicheren Körper gebunden wird. — Unsere Kohlenlager sind die aufbewahrte Sonnenwärme der Urwelt und nur deshalb können wir damit heizen. Der Lebensproceß des Thieres ist ein geradezu entgegengesetzter. Es ist ein Oxydationsproceß. Das Thier nimmt außer Wasser und Salzen organische Nahrung auf, jene Stoffverbindungen, welche die Pflanzen bereiten und die bei seinen verschiedenen Lebensthätigkeiten zur Oxydation, zur Verbrennung kommen. Die Pflanze häuft Wärme in sich an, kühlt ihre Umgebung ab — das Thier zerstreut die Wärme wieder, indem es dieselbe frei macht; es wärmt seine Umgebung und wird selbst ärmer an Wärme. Die Pflanze athmet Sauerstoff aus, das Thier nimmt ihn als nöthige Lebensluft auf. Im Thierkörper werden zusammengesetzte Stoffverbindungen zerlegt, wobei die bis dahin gebundenen Kräfte, entfesselt, sich in Wärme, Licht und Bewegung umsetzen. Allein prüfen wir daraufhin Pflanze und Thier im Einzelnen, so lassen uns die aufgeführten Unterscheidungsmerkmale im Stich. Von einer großen Pflanzengruppe, von den Pilzen ist bekannt, daß sie, wie jeder Schmarotzer, auf Kosten anderer leben. Sie überlassen die Arbeit ihrem Nährwirth und zehren von dessen organischer Masse. Sie nehmen wie die Thiere Sauerstoff auf, und geben Kohlensäure ab. Den Assimilationsproceß, in welchem die Pflanzen den Sauerstoff herstellen, kennen sie nicht. Uebrigens sind es die Pilze nicht allein, welche Sauerstoff aufnehmen. Auch ihre Genossen, die nicht schmarotzen, athmen ihn ein, und zwar in gewissen Lebensstadien, wenn ihre Lebensthätigkeiten den Höhepunkt erreichen, ganz besonders. Wenn im keimenden Samen das schlummernde Leben erwacht, wenn die Knospe sich zur Blüthe entfaltet, also in den Zeiten der Lebenserweckungen, dann ist es der Sauerstoff, der die Energie der arbeitenden Kräfte unterhält und als Folge des starken Sauerstoffverbrauchs, des lebhaften Verbrennungsprocesses beobachten wir an keimenden Samen und aufblühenden Knospen eine steigende Temperatur und beim Blätterpilz sogar Lichterscheinungen. Also genau dieselben Lebensäußerungen wie im thierischen Organismus. Und von den insectenfressenden Pflanzen wissen wir, daß sie sogar Fleisch als Nahrung aufnehmen. — Ein anderer Unterschied allgemeiner Natur liegt im Aufbau des Pflanzen- und des Thierleibes. Die Pflanzen sind aus fertigen Zellen aufgebaut. Diese Zellen sind vollständig individualisirt, so sehr, daß sich das ganze Leben an das Leben der einzelnen Zellen knüpft, und die Individualität der Zelle wird dadurch gewahrt, daß sie sich einkapselt, eine dickere oder dünnere Hülle von Zellstoff um sich herum absondert. Daher kann jede Zelle Nahrung aufnehmen, chemisch umsetzen, das Ueberflüssige ausscheiden, jede kann in sich Zellen bilden, die sich als Keime zu neuen Pflanzenindividuen zu entwickeln vermögen, das heißt, jede Zelle ist auch Fortpflanzungsorgan. Bei den Thieren ist die vollkommen entwickelte Zelle ohne Einhüllung, dafür treten viele Zellen mit Aufgabe ihrer Individualität zu besonderen Geweben zusammen, als Nerven, Muskeln, Epithel, Bindegewebe. Die Functionen der Nahrungsaufnahme, Umwandlung und Ausscheidung sowie der Fortpflanzung sind besonderen Organen zugewiesen, und es kommen noch zwei den Pflanzen fehlende Thätigkeiten: Nervenleben und Muskelbewegung hinzu. Indeß wir kennen sowohl einzellige Pflanzen als auch einzellige Thiere. Wie viel Algen und Pilze bestehen nicht aus einer einzigen Zelle und wie viel Urthiere übersteigen nicht den Formwerth der Zelle! Das sind Pflanzen und Thiere als Zellindividualitäten. Vergeblich suchen wir im Körper der Urthiere nach gesonderten Zellgruppen, nach besonderen Geweben, welche als Träger der Empfindung und Bewegung, der Ernährung und Fortpflanzung erschienen. Wie bei den Pflanzen jede einzelne Zelle, so verrichtet hier dasselbe der einzellige Organismus. Auch die ungeschlechtliche Fortpflanzung, tritt sie nun als einfache Theilung oder als Knospung auf, ist neben der geschlechtlichen Vermehrung sowohl im Pflanzen- wie im Thierreich verbreitet. Und die animalen Lebensthätigkeiten, die willkürliche Empfindung und Bewegung, deshalb animal genannt, weil sie charakteristisch für das Thierreich sind, bieten ebenso wenig ein unterscheidendes Kennzeichen zwischen Thier und Pflanze. Nicht bloß zeigen Thiere ohne Nerven und Muskeln willkürliche Bewegung und Empfindung, genau so wie ihre Gefährten mit Muskel- und Nervengewebe, nein, wir kennen auch zahlreiche Pflanzen, ausgerüstet mit demselben Vermögen. Die Algenspore bewegt sich frei im Wasser und das Polypenthier sitzt fest am Meeresboden! Aus diesem Grunde hielt man auch früher die Algenspore, weil sie sich willkürlich bewegte, für einen thierischen Organismus und die Polypenstöcke, weil ihnen die freie Bewegung abging, für Pflanzen, bis später die Entwickelungsgeschichte dieser absonderlichen Lebewesen ihre wahre Natur aufklärte. Der Schleimpilz, die einzellige Pflanze, und die Amöbe, dies einzellige Thier, vollziehen beide in der gleichen Weise den Ortswechsel durch Contractionen ihres Protoplasmaleibes, indem sie, gleichsam wegfließend, von der Stelle gleiten. Beide reagiren auf äußere Einflüsse, auf Licht- und Elektricitätseinwirkungen in derselben Art durch bestimmte Bewegungsäußerungen, indem sie sich zusammenziehen wie die Schnecke, wenn sie gereizt wird. Der pflanzliche sowie der thierische Organismus ist also empfindlich gegen Licht, trotzdem er keine Augen hat; er reagirt auf die leichten Blitzschläge, die in seiner Nähe das Lebensmedium durchzucken, obwohl ihm empfindsame Nerven fehlen. Berührt unser Finger die gelenkigen Blätter der Mimose, so schlägt sie, wie das verschämte Mädchen ihre Augenlider, ihre zarten Fiederblättchen nieder, um nach einiger Zeit sie wieder schüchtern zu entfalten. Aehnliche Reizbewegungen zeigen die Staubfäden und Narben mancher Pflanzen. Als erwiesen sie Höflichkeitsbezeugungen der farbenprächtigen Blumenkrone oder einander, so neigen sie sich auf Berührung und Erschütterung. Freilich ist es nicht die Etiquette, die gilt nicht in der Natur, sondern ein löblicheres Bewegungsmotiv: es sind Liebesannäherungen, welche jenen Bewegungen zu Grunde liegen und die dahin führen, daß der Blüthenstaub auf die Narbe gelangt, behufs nachheriger Fruchtbildung. Setzt sich zur Rast oder angelockt durch Duft oder Farbe ein Insect auf die Blätter der so unschuldig dreinschauenden insectenfressenden Pflanzen, dann schließen sich plötzlich die Blätter über den ahnungslosen Gast, der eingeschlossen bleibt, bis sein Innerstes aufgelöst, und nur das zerstückelte Körperskelett bleibt als häßlicher Leichnam auf der wieder geöffneten Blattbahre zurück.

Reizbewegungen nennt man diese und ähnliche im Pflanzenreich auftretende Erscheinungen. Es sind Bewegun-

Digitized by Google

gen, die ausgehen von den wechselnden, ihrem Wesen nach noch unerkannten Contractionszuständen des pflanzlichen Protoplasma und die nur dem Grade nach, nicht der Art, verschieden sind von jenen Bewegungsäußerungen auf äußere Reize, die wir bei dem Schleimpilze und im höheren Maße bei der Amöbe beobachten. Nennt man dies Vermögen, das bei den Pflanzen und den niederen Thieren nicht an das Nervengewebe gebunden ist, sondern an die Grundsubstanz, die ihre Körper alleinig ausmacht, Irritabilität, so ist das eigentlich nur ein anderer Ausdruck für Das, was wir sonst im Leben mit Empfindung bezeichnen. Gewöhnt, dieselbe in die nächste Beziehung zum Nervensystem als dem Träger derselben zu bringen, scheute man zurück, da von Empfindung zu sprechen, wo der Nerv fehlt. Allein, bei zahlreichen Lebewesen sehen wir Bewegung ohne Muskeln, Ernährung ohne verdauenden Leibesraum, Fortpflanzung ohne besondere Organe hierfür, weshalb sollten wir nicht auch da von einer Empfindung sprechen, wo ein eigenes Organ zu dem Zwecke fehlt? Erst auf höherer organischer Entwickelungsstufe tritt eine derartige Theilung der Arbeit ein, daß wir für jede Leistung ein besonderes Werkzeug erkennen. Die Empfindung übernimmt dann das Nervensystem mit seinen verschiedenen Endapparaten in der Form der Sinnesorgane.

Wie der Keim entwickelungsfähig im Samen schlummert, so liegt weit verbreitet das Empfindungsvermögen im organischen Reiche. Alle Sinnesarten sind vielleicht auf dasselbe zurückzuführen. Das Seh-, Gehör-, Geruchs- und Geschmacksvermögen wären dann nur vervollkommnete Stufen, wären die weitgehenden Differenzirungen des ursprünglichen, allgemeinen Empfindungs- oder Gefühlsvermögens. Wenn unvermittelt den Schleimpilz der Gerberlohe und den augenlosen, aber Gehirn besitzenden Regenwurm helle Lichtstrahlen treffen, so reagiren beide in derselben Weise darauf. Anscheinend unangenehm berührt, kriecht der Schleimpilz in seinen Lohhaufen, der Regenwurm in seine Röhre zurück, und sie führen insofern, menschlicher Meinung nach, zweckmäßige Reactionshandlungen aus, als sie, im Dunkeln Schutz suchend, der unangenehmen Einwirkung zu entgehen trachten. Wenn ferner das Zellprotoplasma der rankenden Pflanzen, der Staubgefäße und Narben gewisser Blüthen, der Blätter der fleischfressenden Pflanzen, das Plasma des Schleimpilzes und die lebendige Substanz der gewebslosen Urthiere bestimmte Reizbewegungen gegen Druck, gegen Elektricität und gegen Temperaturschwankungen zeigt, so dürfen wir sagen, jene Organismen empfinden diese Einwirkungen und drücken das durch ihre Bewegungen aus. Ob alle in annähernd gleichem Grade, ist eine andere Frage, die uns zunächst hier nichts angeht. Ausdrucksvoller kommen die Empfindungsäußerungen zur Erscheinung, sobald das allgemeine Empfinden sich in besondere Empfindungsarten auflöst. Mit dieser Theilung geht eine Localisation und eine höhere Leistungsfähigkeit Hand in Hand. Nicht mehr der ganze Organismus, sondern die einzelnen Sinnesorgane sind Träger der verschiedenen Empfindungen. Auf gewisse periphere Körperstellen, die je nach der Art der Sinnesempfindung als Nervenendigungen entsprechende Umbildungen erfahren, sind jene vertheilt. Tast- oder Gefühlsnerven übermitteln den Druck durch Berührung, Erschütterung, Temperatur oder Elektricität; Geruchs- und Geschmacksstellen nehmen die Einwirkungen riechender und schmeckender Stoffe entgegen; Gehör- und Sehregionen des Körpers empfangen die Schall- und Lichtwellen und lösen diese in Reactionsbewegungen aus.

Wir müssen es uns versagen, diesen Gedanken im Einzelnen auszuführen. Aber so viel ist klar, auch das Empfindungsvermögen bietet nicht, wie man lange geglaubt, die Scheidewand zwischen Pflanze und Thier. Und so mögen wir uns denn umsehen nach Unterscheidungsmerkmalen wie und wo wir wollen, so lange wir es mit höheren Organisationsformen des Pflanzen- und Thierkreises zu thun haben, sind dieselben leicht erbracht, sobald wir jedoch auf der Stufenleiter der organischen Entwickelung hinabsteigen, ermangeln sie. Das große Reich der Lebensformen gleicht einem Baume, der im unorganischen Reiche wurzelt, das ihm die Stoffe zum Aufbau und Leben gibt, der sich gabelt und dessen niedriger Ast in zahlreichen Verzweigungen die Pflanzenwelt, dessen höherer Ast im gewaltigen Zweiggewirr die Thierwelt vorstellt, während in den trockenen Zweigen zwischen dem grünenden Holze die ausgestorbenen Pflanzen- und Thierformen zu erblicken sind.

Literatur und Kunst.

Literarische Plaudereien.

Von Hieronymus Lorm.

Emile Zola hat schon vor längerer Zeit den Ausspruch gethan, das Kunstwerk wäre ein Winkel der Natur, durch ein Temperament angeschaut. („L'oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.") Wenn aber das Temperament gleichbedeutend mit Kunstbegabung ist und doch nichts weiter sieht als einen Winkel der Natur, so sieht es bloß einen — Winkel, den man anständiger Weise nicht näher bezeichnen kann.

Der Ausspruch Zola's kann nur mit einer uralten Anecdote verglichen werden. Eine Köchin hat zwei Pfunde Fleisch veruntreut und gebraucht ihrer Gebieterin gegenüber die Ausrede, die Katze hätte das Fleisch gefressen. Man bringt die Katze auf die Waage und es ergibt sich ein Gewicht von gerade nur zwei Pfunden. „Gut", sagt die Hausfrau, „diese zwei Pfund sind das gefressene Fleisch; wo aber bleibt nun die Katze?" Das Temperament oder die Kunstbegabung hat ein Stück Natur in sich aufgenommen und fällt gerade nur so schwer ins Gewicht wie dieses Stück Natur; wo bleibt nun das Kunstwerk?

Auch dieser halb lächerliche halb sinnlose Ausspruch Zola's hat in Deutschland Bewunderung gefunden, wenigstens hat man ihn erst jüngst wieder in einer Monatsschrift als Novität ausgegraben und in vielen Zeitungen wiedergegeben. Dennoch könnte seine Richtigstellung oder Charakterisirung in Deutschland überflüssig erscheinen, da wir ja keinen Producenten naturalistischer Romane haben. Allein wir sind bekanntlich die Nation, die, wie Heine sagte, heimlich Wein trinkt und öffentlich Wasser predigt. Wir ergötzen den deutschen Alltagsmenschen in Literaturgeschichten und Literaturkritiken mit den Ausbrüchen unserer sittlichen Entrüstung, und während wir dadurch eines wirklichen Romans, eines Romans für das männliche Geschlecht, eines nationalen Romans von künstlerischer Vollkraft gänzlich verlustig gehen, bezahlen wir vor lauter sittlicher Entrüstung, wie in Leipzig statistisch nachgewiesen wurde, so ziemlich die Hälfte des colossalen Honorars für „Nana".

Wir leiden in Deutschland an einer die Dichtkunst schwer beeinträchtigenden conventionellen Sittlichkeit, deren Hauptgebrechen darin besteht, daß sie für den geschlechtlichen Verkehr, statt ihn einfach der allgemein menschlichen Moral zu unterwerfen, einen specifischen Moral-Codex aufgestellt hat. Der geschlechtliche Verkehr kann ebenso wie der Handels- und Industrie-Verkehr von Verbrechen begleitet sein, die aber dann als solche zu behandeln sind, die das bürgerliche Gesetzbuch verdammt. Was dieses unbestraft läßt, das hat die Gesellschaft kein Recht, nach einem bloß conventionellen Sittengesetz zu verurtheilen. Ein ehebrecherisches Weib verdient die Galeere so gut wie der Einbrecher, keineswegs aber, weil es die gesellschaftlichen Conventionen verletzte, noch weniger weil es der Sinnlichkeit unterlag, sondern einfach deshalb, weil es wie der Einbrecher Raub und Zerstörung an dem heilig zu haltenden Eigenthum eines Andern begangen hat. Rechnet man dazu, daß noch eine Fülle anderer Verbrechen vorhergehen muß, Betrug, Lüge, Falschheit, Fälschung und Wortbruch, so hat man Anhaltspunkte genug zur Verurtheilung, ohne über die allgemein menschliche Moral hinaus eine specifische Sittlichkeit für den Geschlechtsverkehr decretiren zu

Digitized by Google

müssen. Pastoren aber und alte Weiber, theils in Unterröcken, theils in Salonröcken, construiren ein solches Extraordinarium der Moral auf der schiefen Basis, daß die Sinnlichkeit an und für sich schon die Unsittlichkeit wäre, obgleich die Sinnlichkeit jeglichen Natur- und Kunstgenuß in sich schließt und die hauptsächlichste Grundlage aller menschlichen Erkenntniß ist. Sie führt darum auch zu Combinationen socialer Verhältnisse, in welchen sich an ihr die ganze Scala der Poesie abspielt, einer reinen, unendlichen Poesie, die einzig und allein an der Sinnlichkeit Halt und Bestand hat. Uns Deutschen aber geht diese Poesie, deren naturgemäße Form der Roman wäre, spurlos verloren.

Allerdings bedarf die heranreifende Jugend des Schutzes vor solcher Poesie, weil ein zu früh entfachter Brand der Phantasie und der Leidenschaft geistiges und leibliches Verderben mit sich führt. Allein keine andere Nation als die deutsche gibt sich deshalb ganz und gar zur Kinderwärterin her und opfert diesem beschränkten Beruf die Entfaltung einer herrlichen Seite der Literatur. In Frankreich hat man pädagogischen Schutz für die Jungen und führt die Mädchen gebildeter Stände niemals ins Theater. Der jüngere Dumas hat bei seiner Antrittsrede als Mitglied der Akademie auf den ungeheueren Vortheil hingewiesen, der durch diesen Ausschluß der weiblichen Jugend vom Theater dem französischen Drama erwächst. In Deutschland gehen wir sämmtlich bewußt oder unbewußt als Pensionatsvorsteher ins Theater, und was wir als solche im Roman nicht billigen könnten, wird ohnehin nicht geschrieben, weil wir keine Bücher kaufen, sondern bloß die Blätter für höhere Töchterschulen abonniren. Weil wir aber gleichwohl ein Bedürfniß nach jener herrlichen von uns unterdrückten Seite der Literatur haben, zahlen wir dem Surrogat Zola seine ungeheuern Honorare. Wir haben Frankreich besiegt, das sich rühmte, à la tête de la civilisation zu marschiren. Wir haben ihm manchen festen Platz abgerungen, den Platz aber an der Spitze der Civilisation haben wir nicht erobert.

In Anbetracht nun, daß die Deutschen das Publicum des französischen Naturalismus sind, wäre die Richtigstellung und Charakterisirung des hier erwähnten Ausspruches für Deutschland keineswegs überflüssig. Ich unterlasse die bezügliche Erklärung, nicht wegen des zum journalistischen Gemeinplatz gewordenen Mangels an Raum, wo eigentlich der Mangel an Verstand abzubrechen nöthigt; ich unterlasse sie wegen der tiefen mich ganz erfüllenden Ueberzeugung, daß man mit dem Licht der Vernunft keine wohlthätige Feuersbrunst anstiften, die verrotteten Burgen bestehender Anschauungen und Vorurtheile nicht anzünden kann. Das Licht der Vernunft versteht es nicht wie das Kerzenlicht, die Mücken und sonstigen flatternden Insecten des Menschengeschlechtes an sich zu ziehen.

Es ist gerade die Zeit, in der man diese Mücken und Insecten in großen Massen schwärmen sehen kann, wenn man sich den richtigen Ort der Betrachtung wählt: den Badeort. Dabei muß man von den großen berühmten Modebädern mit der geräuschvollen Mannigfaltigkeit ihrer Gesellschaftskreise so ziemlich absehen. Denn dort singt Alles nach dem Tacte, den einzelne hervorragende Celebritäten angeben; ganz anders in kleinen unberühmten Badeorten, die erst nach einer Bedeutung streben und deshalb vorläufig die Anziehungskraft billiger Preise auf eine eigenthümliche kleine Menschenwelt ausüben. Ich denke dabei eines lieben Freundes, der erst das großweltliche Marienbad, später mit mir einen kleinen westdeutschen Badeort besuchte. Marienbad ist bekanntlich in zweifacher Beziehung bemüht, wohlthätig auf die Menschheit zu wirken: es soll schwache Augen stärken — und es soll starkes Embonpoint abschwächen. Dieser Doppelruf Marienbads bewog meinen lieben Freund, einen etwas zu lebenslustigen Professor, der an den Augen litt, das genannte Bad in Gesellschaft seiner etwas zu eifersüchtigen Frau zu besuchen, die sehr beleibt war. Nach einiger Zeit schrieb mir der Professor: „Die Wirkung Marienbads in beiden Richtungen ist merkwürdig! Meine Augen bleiben schwach, aber ich werde leider immer magerer; — meine Frau bleibt dick, aber sie gewinnt leider immer schärfere Augen."

Mit dem immer heiteren Manne traf ich in jenem westdeutschen Bade zusammen. Eine solche Seitengasse des großen Weltverkehrs, ein Bad, das noch keinen Ruf hat, bleibt von der pompösen Culturgeschichte unbeachtet, welche die Backen voll nimmt mit weltbewegenden Entdeckungen und ihren Consequenzen für das Massenleben in großen Städten. Die Romanschreiber ergänzen aber nicht, sondern schreiben bloß ab; sie fürchten, nicht realistisch genug zu sein, wenn sie schildern, was der Allgemeinheit noch nicht bekannt ist. Die Romane des „Krachs", die Romane des Badelebens, sie bringen nur, höchstens mit phantastischen Unwahrheiten ausgeschmückt, die Situationen und die Gestalten, die man genugsam aus den Correspondenzen und Anecdoten der Zeitungen kennt. Ach, wenn die Deutschen alle die Bücher, die sie nicht kaufen, auch nicht lesen würden, so wären sie die gescheidteste Nation der Welt!

In einem Badeort der erwähnten Art sammeln sich kleine wenig bemittelte Leute, welche, das ganze Jahr unter dem Druck ihrer Verhältnisse schmachtend, sich — für einige Zeit — den Anschein geben wollen, dem Kampf ums Dasein entronnen zu sein. Sie sind darum für einige Zeit sorglos, für einige Zeit vornehm, für einige Zeit gebildet. Was in der großen Welt Sitte und Unsitte ist, haben sie zwar nur aus dunkeln Gerüchten erfahren, ahmen es aber mit zweifelhafter Deutlichkeit nach. Das hauptsächlichste Gewicht legen sie auf die Kenntniß, nicht so sehr der Literatur, als des literarischen Zeitgeschmackes. Eine Dame, welche Charaden für eine Frauenzeitung verfaßte und eine goldene Brille trug, die ihr selbst ein charadenhaftes Ansehen gab, weil man nicht recht wußte, ob sie jung oder alt, ja ob sie wirklich ein Frauenzimmer, galt für sehr gelehrt und hielt dort völlig „Cercle". Sie flocht gern lateinische Floskeln in ihre Reden, und als ich eines Abends im Cursaal vor ihr stand und über das letzte Werk eines vor Kurzem verstorbenen Schriftstellers nicht allzu günstig urtheilte, sagte sie, ihre Brille mit zwei Fingern fester an die Augen drückend: „De mortuis non est disputandum." Ich bemerkte lächelnd, daß ich nicht ganz dieser Meinung sei, worauf sie mit einer herablassenden Verbeugung hinzufügte: „De gustibus nil nisi bene".

Der Professor hinter mir hielt sich die Seiten und ich deckte ihn mit meinem Leibe, damit man seine Bewegung nicht merke. Zum Glück konnte er sie in den Anschein eines freudigen Willkommengrußes verwandeln. Denn wir sahen plötzlich den guten Baron Sperber eintreten, der uns Beiden aus einer norddeutschen Klein-Residenz bekannt war und nun auch schon todt ist. Ich kann ihn gleichwohl nicht bei seinem wahren Namen nennen, und um so weniger, je wahrer das Charakterbild ist, das ich von ihm entwerfen kann. Er gehörte ebenfalls in die Literaturgeschichte, und zwar in eine noch nicht vorhandene und schwer zu schreibende, in die Geschichte des literarischen Kitzels und seiner Ohnmacht, in die Geschichte der vergeblichen literarischen Bestrebungen und eines bis zur Carricatur ausartenden unbefriedigten Ehrgeizes.

Reiche Leute, die Alles in der Welt besitzen und glücklich sein könnten, wenn sie nicht von jenem Ehrgeiz besessen wären, helfen sich dadurch, daß sie ihre schlechten Verse, Reisebeschreibungen und sonstiges Zeug auf eigene Kosten drucken lassen mit Hülfe eines verschwiegenen Verlegers, der großen Lärm von diesen Sachen macht. Bereitwillige Posaunenbläser in gefälligen Zeitungen finden sich auch dafür. Allein nach all' diesen Kunststücken bleibt die Seele des unglücklichen Dilettanten noch immer unbefriedigt; ihn selbst kann der Schein nicht täuschen, den er selbst hervorgerufen hat, und er fühlt nur zu tief, daß er nicht erreicht hat, was er wollte. Der Dilettantismus schließt Werther's Leiden in sich, denn er ist ja nichts als die hoffnungslose unerwiderte Liebe zu einer Lotte, die man Muse nennt.

Mein armer Baron Sperber hatte nicht einmal die scheinbare Genugthuung, Bücher drucken zu lassen, denn sein Ehrgeiz war auf das Theater gerichtet. Als Sportsman hatte er wirkliche Lorbeern errungen in der Gestalt, in der sie auf diesem Gebiete vertheilt werden; seine Pferde hatten ihm große Summen gewonnen. Sie konnten nicht dazu verwendet werden,

Digitized by Google

Hoftheater-Directoren zu bestechen. Eine hippologisch-mythologische Tragikomödie war es besonders, die er gerne mit fabelhaft glänzender und origineller Ausstattung auf die Bühne gebracht hätte, und er konnte nicht begreifen, warum zuletzt sogar die Vorstadttheater ein ohne Zweifel so gewinnbringendes Spectakelstück ablehnten.

Es führte den Titel: „Phöbus Apollo oder das Trabrennen mit dem Sonnenwagen", und ich erinnere mich, daß neben den Göttern auch sterbliche Menschen in dem unsterblichen Werke auftraten, unter Andern ein Jüngling, der sich dem unvermeidlichen Tode geweiht glaubt und eine überaus pathetische Abschiedsrede an die Geliebte, die ihn nicht überdauern will, mit den Worten schließt: „So stirb und — lebe wohl!" Wenn man auf einem verborgenen Plätzchen, wo rings kein Vogel, nicht einmal ein Spatz zu sehen ist, Futter ausstreut, so gewahrt man bald mit Erstaunen, in wie weite Ferne die Lockung auf den Instinct gewirkt haben muß. Denn unvermuthet und fabelhaft bald schwirren die gefiederten Bewohner der Lüfte herbei und werfen sich auf die beglückende Nahrung. Ein solcher Instinct mußte es gewesen sein, der den Baron Sperber gebieterisch nach dem kleinen Badeorte getrieben hatte. Nur unter den Menschen, die sich hier versammelten, konnte seine immer hungrige Eitelkeit einige Befriedigung erwarten. In diesem Kreise wurde nicht von den Skandalen in der vornehmen Welt, nicht von Moden, nicht von Reisen und von keinem kostspieligen Luxus irgend einer Art gesprochen. Zu stark machte sich das Bewußtsein geltend, daß man hierin nicht competent war und Jeder sich leicht vor einem Andern hätte blamiren können. Man sprach deshalb ausschließlich von Literatur und fühlte sich dadurch zugleich weit erhaben über die weltlichen Gegenstände, von denen man nicht zu sprechen vermochte. Wenn ich die Namen ändere, so brauche ich weiter aus den Typen eines bisher wenig beachteten Gesellschaftskreises, der nur in kleinen, erst auftauchenden Badeorten vorkömmt, kein Geheimniß zu machen. Ich beschränke mich aber, um kein Buch zu schreiben, auf wenige Gestalten.

Ein im Manufactur-Geschäft thätiger Jüngling hatte vor Kurzem eine reiche Erbschaft gemacht und suchte in diesem Bade, nachdem er bisher die Füße ausschließlich unter den Comptoirtisch gesetzt hatte, seine ersten Sporen als Lebemann zu verdienen. Er schrieb sich als Banquier ins Fremdenbuch, als Banquier Schimmelburg, und es bedurfte einiger Zeit, bevor er sich in den Gesprächen mit dieser literarischen Badewelt von einer wortkargen Verlegenheit befreite. Als er endlich Muth gewonnen, erzählte er von der großen Bibliothek, die er von seinem Vater geerbt hatte und rühmte sich, daß er sie nicht nur nicht verkaufte, sondern auch einen Mann aufgenommen hätte, um sie zu lesen. Diese Aeußerung ging besonders der Frau Steinwag zu Herzen, einer wohlconservirten Dame, die noch hübsch zu nennen war, sich aber dadurch fast unerträglich machte, daß sie eine ältliche Tochter mit sich führte. Diese war mindestens fünfunddreißig Jahre alt und ledig gebliebene Frauenzimmer in diesem für sie bereits respectablen Alter neigen immer zur Bosheit, vorausgesetzt, daß sie noch Anspruch darauf machen, zu heirathen und nicht durch hohe Bildung oder durch Herzensschicksale längst schon zu einer freiwilligen Entsagung in dieser Beziehung gekommen sind. Fräulein Steinwag war Aquarell-Malerin, und man weiß, daß in neuerer Zeit die Kunst in den Händen heirathsfähiger Mädchen — eine ganz besondere Kunst ist. Sie ist die Kunst — versäumte Erziehung, vernachlässigte Bildung des Charakters und des Geistes durch den Pinsel oder die Claviertaste zu ersetzen. Dazu kommt noch einige Kenntniß fremder Sprachen, während man in der eigenen gar nichts zu sagen weiß. Mir fällt dabei immer ein alter Berliner Spaßmacher ein, welcher in Beziehung auf die „Töchter gebildeter Stände" einmal sagte: ihre Musik klinge nicht gerade englisch und ihr Englisch nicht wie Musik.

Von der modernen Literatur hatte Fräulein Steinwag eine sehr geringschätzige Meinung. Sie äußerte dem Baron Sperber gegenüber: die Feder wäre die Clavierseuche der Herren, und sagte von jedem modernen Schriftsteller, den der Baron erwähnte, dieser Autor gehöre zu den „neuen Classikern". Man wußte nicht, ob dies aus Unwissenheit oder aus Ironie geschah. Jedenfalls war das Fräulein sehr verbittert und warf giftige Blicke auf einen zierlichen Backfisch, der eifrig mit dem jungen Schimmelburg plauderte. Diese Blicke gaben dem Baron die Richtung, wohin er sich zu wenden hätte. Die Kleine sprach ebenfalls von Literatur, und wir erhaschten die Aeußerung: „Ich liebe Schiller sehr, er schreibt mit so schönen Citaten".

Eine nähere Forschung nach dem Sinn dieses merkwürdigen Satzes brachte uns von den holden Lippen die Aufklärung, daß ja zum Beispiel: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" Schiller schon bekannt gewesen wäre, und daß er sogar den Lieblingsspruch des Fräuleins „O daß sie ewig grünen bliebe" ꝛc. freundlich in seine Werke aufgenommen hätte.

In dieser Gesellschaft fühlte sich Baron Sperber sehr wohl, weil er sie leicht zu der Bereitwilligkeit stimmen konnte, seine große Tragikomödie mit vertheilten Rollen vorzutragen. Ich müßte aus dem Rahmen einer Plauderei heraustreten, um das Schicksal dieser Vorlesung und die ferneren literarischen Abenteuer des Barons Sperber mitzutheilen. Nur aufmerksam wollte ich machen, daß es für den Roman- und Culturgeschichtsschreiber noch unbeachtete Stätten gibt, die für Beide fruchtbar genug wären. Man hat ein Recht, unter dem Wust neuer Erscheinungen nach solchen zu greifen.

Auf großes Lob für künstlerische Begabung wollte Fanny Lewald gewiß nicht Anspruch erheben, als sie sich entschloß, ihre „kaleidoskopische Erzählung in sechzehn Briefen", eine Bezeichnung, die von Selbstkritik zeugt, unter dem elegischen Titel: „Im Abendroth" zu veröffentlichen.*) Fanny Lewald war von jeher eine durchaus verständige Schriftstellerin, und man könnte es für Prädestination halten, daß sie in der Stadt Kant's geboren und erzogen wurde, Kant's, der dem Verstande gegenüber den Ideen der reinen Vernunft die entscheidende Stimme innerhalb der gesammten Welt der Erfahrung verliehen hat. Die Welt der Erfahrung wird aber vom modernen Geschmack als alleiniger Schauplatz für den Roman auserkoren, was freilich voraussetzt, daß sich der Roman vom Kunstwerk in der intimsten Bedeutung des Begriffes immer mehr loszulösen hätte.

Großer Verstand kann im praktischen Leben, in der Welt der Erfahrung Demjenigen, der ihn besitzt, sogar den Anschein von Eigenschaften geben, die ihm fehlen. In der Kunst jedoch ist bloßer Verstand, er mag noch so uneingeschränkt sein, an und für sich eine Beschränktheit; immer kommt ein Moment, in welchem unerläßlich die Flügel der Poesie angesetzt werden müßten, um den Gegenstand weiter zu bringen bis in die Sphäre, in die man bewußt oder unbewußt durch das Fabuliren versetzt werden will.

Fehlen der Erfindung jene Flügel, so fehlt ihr auch meistens schon die Spannung, und weil in Deutschland so viele Romane ohne poetische Erfindung und folglich ohne Spannung geschrieben werden, so hat man das deutsche Publicum, das fast so geduldig ist wie sein Papier, zu gewöhnen gewußt, an der Stelle des spannenden den bedeutenden Roman in Empfang zu nehmen, ja sogar auf die Spannung als auf ein untergeordnetes und selbst gemeines Motiv künstlerischen Schaffens herabzusehen. Spannung kann jedoch im Roman nur dort entbehrt werden, wo er nicht das Epos der Begebenheiten, sondern die Darstellung von Zuständen ist, die an und für sich wohlig anmuthen und keine darüber hinausreißende Handlung, vielmehr ein ruhiges Verweilen wünschenswerth machen. So hat Walter Scott durch die bezaubernde Verlebendigung historischer, die Dorfgeschichte durch den reizenden Aufbau ländlicher Zustände die Spannung entbehrlich gemacht. Wo ein solcher Ersatz nicht waltet, da hat man das Recht, zu fragen, was in aller Welt einen Leser zwingen soll, Blatt nach Blatt eines Romans umzuschlagen, wenn es nicht die ganz gemeine Neugier ist, wie die Geschichte weitergehen wird. Langweilige Romane ohne

*) Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Digitized by Google

Spannung sind bloß in Deutschland, wenn sie von namhaften Autoren herrührten, mit dem Ehrendiplom der „Bedeutung" ausgezeichnet worden.

Auch Fanny Lewald hat nicht spannende Romane geschrieben, aber sie hat gleichwohl wie kaum eine andere deutsche Romanschriftstellerin gefesselt, interessirt, unterhalten und bis zu der Grenze, wo das Kunstwerk anfangen sollte, vollauf befriedigt. Dies war die Wirkung ihres großen Verstandes, welcher sie bei der Wahl des Zuständlichen in ihren Romanen leitete. Immer wußte sie Verhältnisse und Gestalten aus der modernen Gesellschaft vorzuführen, bei denen sich mit Vergnügen verweilen ließ, auch wenn eine fortschreitende Handlung von sich steigerndem Interesse nicht vorhanden war. Ganz denselben Vorzug, mit Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit bis an die Grenze zu geleiten, wo das Kunstwerk anfangen soll, besitzt die genannte „kaleidoskopische Erzählung", und sie läßt das Künstlerische um so weniger vermissen, als ihr hauptsächlichster Inhalt gerade nur zu einem unterhaltenden Feuilleton Stoff bieten würde.

Dieser Inhalt ist die Lebensgeschichte eines russischen Generals, der Brinkhof genannt wird. Im Mittelpunkte steht der Czar Nicolaus, dessen gewaltthätige Willkür und rücksichtslose Despotie, womit er selbst in das Privatleben eingriff, in der That eine Fundgrube origineller Begebenheiten bilden können. Brinkhof wird gezwungen, ein vermögensloses und verblühtes Mädchen zu heirathen und zuletzt dadurch belohnt, daß er im Alter die inzwischen natürlich auch gealterte Jugendgeliebte bekommt.

Das Büchlein ist der ganzen gebildeten Gesellschaft zu empfehlen, und wenn eine Dame Vormittags auf dem Sopha sitzt, um Besuch nach Besuch zu empfangen, so liest sie das angenehme Geplauder in den Zwischenpausen ohne das geringste Bedauern, immer wieder in der Lecture unterbrochen zu werden. Denn es ist eben keine Spannung vorhanden, die man ungern fahren ließe, sondern ein Gemisch von Betrachtungen, die man gleichgültig abbrechen und wieder aufnehmen kann. Allein diese mannigfachen Reflexionen über Badeleben, Musik, Frauen-Emancipation, französische Romane sind überaus unterhaltend, obgleich und weil sie größtentheils zum Widerspruch anregen. Daß sich der Mangel an künstlerischer Hoheit auch als Mangel an Geschmack in kleinen Einzelheiten fühlbar machen kann, darf nicht verschwiegen bleiben. Die Verfasserin erzählt in erster Person, sie geht von ihrem „Ich" aus. Dies ist im Roman nur dann erlaubt, wenn das Ich ebenso imaginär gestaltet wird als die Personen, mit denen es in Berührung kommt. Wenn sich aber das Ich von den erfundenen Figuren Complimente und Schmeicheleien sagen läßt, die sich wie hier auf das reale Ich der Frau Fanny Lewald-Stahr beziehen, so hat sich diese auch die Complimente und Schmeicheleien selbst erfunden, ein Zug von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, der nicht angenehm stimmt.

Indessen der pikante feuilletonistische Inhalt wird das Buch gewiß in Mode bringen. Es schließt nach der zweiten Heirath Brinkhof's mit den schönen Worten: „Die frühe sich verloren hatten, begegnen sich im Abendschatten und gehen Hand in Hand zur Ruh' —". Freilich hilft dies melodische Wort nicht ganz. Denn der Leser, z. B. der Schreiber dieser Zeilen, ist so schrecklich frivol, daß er das Buch mit der Bemerkung zuschlägt: „Der arme General Brinkhof! Er hat lauter alte Weiber zu heirathen!"

Shakespeare in der höheren Töchterschule.

Von Oskar Bulle.

Die nachstehende Abhandlung dürfte nicht so rein pädagogischen Inhaltes sein, als ihre Ueberschrift vermuthen läßt. Auf keinem anderen Gebiete wird die Einmischung der „Laien" von den „Fachmännern" so energisch zurückgewiesen, wie auf dem der Erziehungskunst, und ich möchte mich als pädagogischer Laie doch von vorneherein nicht einer etwaigen, „vom wissenschaftlichen Standpunkte aus" apodiktisch gegebenen Abfertigung aussetzen. Deshalb ziehe ich es vor, die Frage, die mich heute beschäftigt, mehr im literarischen Sinne zu lösen und, allgemeine Erörterungen bei Seite lassend, nur an ein mir vorliegendes Beispiel einige Betrachtungen über das obengenannte Thema zu knüpfen.

Jene Frage ist allerdings auch für die Nicht-Pädagogen von tiefer Bedeutung. Sie lautet: In welcher Weise wird unsere Jugend am sichersten zu einem unbefangenen Genießen der literarischen Kunstwerke aller Zeiten und Völker und zu einem gesunden Urtheilen über dieselben herangebildet? Es leuchtet Jedem ein, daß die Beantwortung stets mehr eine Sache der Praxis als der Theorie sein muß und daß es hauptsächlich von der Individualität des Lehrenden, von seiner eigenen Befähigung zum Genießen und Urtheilen und von dem Grade seiner Mittheilsamkeit den Schülern gegenüber abhängt, ob die Letzteren stumpfsinnig oder empfänglich an die großen Literaturwerke herantreten. Aber auch die ausgeprägteste Individualität des Lehrenden kann sich doch nie von der geistigen Richtung gänzlich emancipiren, welcher die gesammte Pädagogik seiner Zeit unterliegt, und kann sich nie von Grundsätzen und Regulativen ganz frei halten, die ihm von seinen eigenen Lehrern oder auch von seinen Vorgesetzten und Collegen als die einzig praktischen und wahren hingestellt werden. Ueber diese Grundsätze nun, die heute in unseren höheren Schulen hinsichtlich der literarischen Ausbildung unserer Jugend maßgebend sind, hört man vielfache und, wie mir scheint, nicht ungerechte Klagen. Es herrscht in der That in unseren Gymnasien und höheren Töchterschulen ein Formalismus, der das Studium der griechischen und römischen Meisterwerke zu einem rein philologischen, und das der großen Erzeugnisse aus den neueren Literaturen zu einem lediglich historischen gestaltet. Die Männer, welche unserer Jugend auf diesen Gebieten Führer sein sollen, fassen, begünstigt durch die Art unseres Universitätsstudiums und durch Vorschriften, welche doch auch nur von Ihresgleichen aufgestellt wurden, ihren Beruf so auf, daß sie in erster Linie als Gelehrte, in zweiter erst als Lehrende wirken. Als ob Deutschland ein neues Alexandria wäre, als ob unsere Knaben alle zu Bibliotheksassistenten erzogen werden müßten!

Es gibt wenige Pädagogen, welche begeistert genug sind, ästhetische Ziele bei der Anleitung zum Studium der Literatur im Auge zu behalten und hierdurch der rein formalen Ausbildung ein wirksames Gegengewicht zu gewähren. Da sie für die ins Auge fallenden Schaustellungen der Dressur, die Examina, meistens nicht viel reelle Resultate aufzuweisen haben werden, leidet ihre Stellung und ihre Carrière unter ihrer Begeisterung für die Sache; und warum sollte man heutzutage noch für seinen Idealismus büßen! Andererseits entspringt aber auch aus der Begeisterung selbst eine nicht gering zu achtende pädagogische Gefahr. Denn jede Begeisterung, die danach strebt, sich auch auf Andere zu übertragen und sich aus einem stillen, auf dem individuellen Empfinden beruhenden Eindruck in eine laute Lehre umzuwandeln, fängt an, doctrinär zu werden und also ebenfalls in einen gewissen Schematismus zu verfallen. Der Schüler soll sich nun ganz auf dieselbe Art und Weise, wie der Lehrer es that, für das Kunstwerk erwärmen, soll genau in allen seinen Empfindungen und Gefühlen mit dem Lehrer Schritt halten und soll schließlich Wort für Wort das ästhetische Urtheil bekennen, zu dem der Lehrer gelangte. Dieser Despotismus in den Empfindungen und Anschauungen ist in der That eine Kehrseite der ästheti-

Digitized by Google

schen Erziehung und rächt sich, sobald des Schülers Geist zu selbstständigem Leben erwacht, durch die Lächerlichkeit, welcher des Lehrers einseitige und dabei doch herrschsüchtige Begeisterung verfällt.

Einen solchen Despoten des Geschmackes habe ich kürzlich kennen gelernt in dem Verfasser eines bei Julius Klinkhardt (Wien und Leipzig) erschienenen zweibändigen pädagogischen Werkes: „Einführung in das Studium der Dichtkunst". Derselbe, Herr A. Goerth, Director der höheren und mittleren Töchterschule in Insterburg (Ostpreußen), zählt sich auf das ausdrücklichste zu den Pädagogen, welche in ihrem Unterrichte das Princip festhalten, daß der Schüler „aus dem stofflichen Genusse dichterischer Kunstwerke zu rechter Erkenntniß des Schönen, zu einem feinen ästhetischen Urtheile" sich zu erheben vor Allem lernen müsse. Er versäumt nicht, uns dies in mehreren Vorworten und Einleitungen sowie in zwei furchtbar weitschweifig geschriebenen ästhetischen Abhandlungen, die er dem ersten Bande beifügt, immer wieder zu versichern, und legt seinem Werke sogar eine reformatorische Bedeutung für die künftige Literaturgeschichtsschreibung bei. „Nach seines Schiller's erhabener Anleitung wirft er seine Ideen schweigend in die unendliche Welt und hofft, daß der ruhige Rhythmus der Zeiten die Entwicklung bringen werde."

Wenn ein Buch von vorneherein mit solchem Selbstbewußtsein in einer Frage auftritt, an deren Lösung bisher Generationen sich vergebens abgemüht haben, verlohnt es sich wohl schon aus Interesse für die Sache, es einer näheren Prüfung zu unterziehen. Ich habe mich deshalb mit vielem Eifer an die Lectüre gemacht und dieselbe mit gewaltiger Ausdauer bis zum letzten Worte durchgeführt. Nicht gering war diese Mühe, denn schon die Anlage des Werkes, noch viel mehr aber die Ausführung sind von einer Breite und Weitschweifigkeit, die alle Grenzen übersteigen. Als ein Musterbild schulmeisterlicher Geschwätzigkeit und Pedanterie, wie man sie in unserer raschlebigen Zeit kaum noch für möglich hält, würden die zwei Bände schon hinsichtlich ihrer Sprache eine Beachtung als Curiosität verdienen; als ein deutliches Beispiel aber für die Einseitigkeit und den Formalismus, zu welchem unsere Pädagogen gelangen können, selbst wenn sie in „ästhetischer Begeisterung" ihren literarischen Stoff umfassen, möge ihr Inhalt uns gelten.

Ich muß mich natürlich begnügen, nur einige besonders frappirende Partien aus dem stoffreichen Werke herauszugreifen und zu besprechen, und habe dazu das Urtheil des Verfassers über einige Shakespeare'sche Stücke ausersehen. Vorher will ich jedoch, um meine Leser zu orientiren, eine Uebersicht über das Ganze geben.

Dem ersten Bande („Das Studium der Lyrik") sind zwei Aufsätze: „Künstler und Dilettant" und „Ueber die Ausbildung des ästhetischen Urtheils" vorausgeschickt, in welchen der Verfasser seinen ästhetischen Standpunkt in wissenschaftlicher Weise rechtfertigt und das Verfahren, welches er bei der Betrachtung von literarischen Kunstwerken eingeschlagen wissen will, ausführlich begründet. Diese Aufsätze würden, obschon sie eigentlich keine neuen Ideen entwickeln, sondern im Ganzen nur Schiller's Bemerkungen über die ästhetische Erziehung verarbeiten, doch immerhin lesenswerth sein und fruchtbar wirken können, wenn sie nicht allzu breit geschrieben wären. Auf etwa 60 Seiten wird entwickelt, daß das Künstlerthum in der Idealisirung des Stoffes besteht und daß eine wahre Auffassung und Begreifung des Kunstwerkes ohne den Enthusiasmus, der dem Künstler nachzufühlen sucht, nicht möglich seien. Alsdann schreitet der Verfasser zur Lösung der Aufgabe, jenen Enthusiasmus übertragbar zu machen, d. h. durch die Analyse einzelner hervorragender Kunstwerke das Wesen ihrer Schönheit darzulegen. Ich muß gestehen, daß er bei der Betrachtung der Lyrik sehr geschickt und zweckmäßig vorgegangen ist, und daß in Folge dessen der erste Band ein abgerundetes Bild von den lyrischen Schöpfungen enthält. Durchaus mißlungen scheint mir aber an vielen Punkten die Entwickelung der Kriterien für ein echtes lyrisches Kunstwerk zu sein. Der Subjectivismus des Autors bricht sich hier in Begründungen Bahn, die nothwendigerweise das Urtheil des Lesenden, und noch viel mehr das eines Schülers, bloß zu übertäuben im Stande sind, anstatt es heranzubilden. In geradezu apodiktischer Weise fällt der Pädagoge hier oft seine Entscheidungen: das ist elende Reimerei, jenes ist ein Kunstwerk! ohne daß wir aus den vielen Worten, die er dann zur Motivirung beifügt, den eigentlichen Grund herausfinden. Er liebt es auch hier schon, den Inhalt der Gedichte in Prosa wiederzugeben, um alsdann an seiner Paraphrase den Werth oder Unwerth des Werkes zu prüfen. Dieses letztere Verfahren wirkt zuweilen geradezu empörend, denn aus dem Brei, zu welchem das Kunstwerk zerstampft wird, nimmt sich nun der Erläuterer gerade das heraus, was ihm zur Begründung des Eindrucks, den er erhielt, für nothwendig erscheint. Obgleich sich der Verfasser einmal selbst sehr heftig dagegen ausspricht, daß man die Schüler ein Kunstwerk derartig zerpflücken und in ihren Ideenkreis herabziehen lasse, ertappen wir ihn doch auf jeder Seite über demselben Vergehen. Wo bleibt da eine wirkliche Analyse, ein Gegenüberstellen und Hervorheben der wesentlichen Eigenthümlichkeiten des gerade vorliegenden Werkes?

Dieses Verfahren des Paraphrasirens der Dichtungen zeigt seine völlig unpädagogische, das Urtheil des Hörers wohl gefangennehmende aber nicht bildende Wirkung noch mehr als in dem „Studium der Lyrik" in dem zweiten Theile des Werkes, in dem „Studium der Dramatik".

Wieder ist hier zunächst ein langes Vorwort, in welchem uns der Verfasser versichert, daß er es gründlich verstehe, auf der Basis seiner „eingehenden philosophischen und ästhetischen Studien" die „Jünglinge und Jungfrauen" (denn für solche schreibt er) in die Tiefen eines dramatischen Werkes zu führen, und wieder findet sich alsdann eine lange Einleitung, in welcher das Wesen und der Bau des Dramas im Allgemeinen erörtert wird. Der hieran sich schließende Inhalt des Werkes zerfällt in zwei Theile: „Das Studium der Tragödie" und „Das Studium der Komödie" und besteht aus Paraphrasen einzelner hervorragender Werke und Bemerkungen über diese Paraphrasen, nicht etwa über die Werke. Ich gehe an dem „Studium der Tragödie" ebenso rasch vorbei, wie oben an dem „Studium der Lyrik", ohne hierdurch jedoch meine Zustimmung zu dem Inhalte ausdrücken zu wollen, und eile zu dem Theile des Werkes, welcher mich am meisten — entsetzt hat.

Dieser Theil hat folgende bezeichnende Einleitung: „Um die überschwenglichen und ganz unbegründeten Urtheile über den Kunstwerth der Shakespeare'schen Komödien zu prüfen, wollen wir ein paar seiner Lustspiele in unserer Weise ganz vorurtheilsfrei besprechen. Wir stellen uns dabei nicht auf den historischen Standpunkt, sondern beurtheilen das Stück zunächst nach unserem Geschmack, den wir durch die Ideen unserer Zeit und jene oben bezeichneten Studien sorgfältig gebildet haben. Darnach mögen literarhistorische Betrachtungen ihren Weg finden." — Der Verfasser betrachtet zunächst „Der Widerspenstigen Zähmung". Er erzählt den Inhalt des ersten Actes, dann sagt er: „Der erste Act ist interessant. Wir hoffen, daß die Brautwerbung dieser verschiedenen Freier einen hübschen komischen Kampf abgeben werde. Der Beweggrund des Veronesers Petruchio ist zwar kein erfreulicher, und der Leichtsinn, mit dem er ohne Ueberlegung die rohe, zänkische Katharina zu freien gedenkt, kann uns ebensowenig für ihn einnehmen; aber wir hoffen, das Mädchen werde ihn brav „abführen" und erwarten davon viel Vergnügen . . . . ." Nach der Paraphrase des zweiten Actes schreibt er u. A.: „Der zweite Act hat uns bitter enttäuscht. Die Kuppelei mit den Töchtern ist abscheulich; der Wortkampf zwischen dem rohen Petruchio und dem noch roheren Mädchen ist so widerlich, daß unser Gemüth sich mit Abscheu davon wegwendet. Wenn wir zwei Menschen aus der Hefe des Volkes vor uns hätten, so ließe sich die Sache ertragen, aber ein Edelmann und eines Edelmanns Tochter — das geht über den Spaß, das kann uns Gebildete des 19. Jahrhunderts nicht mehr erbauen." Nach der Inhaltsangabe des dritten Actes heißt es: „Gottlob ist der dritte Act nicht lang gewesen. Die Zumuthungen, welche darin an unser Gefühl gestellt werden, sind denn doch zu arg. Der Kerl ist ja ein ganz viehischer Geselle! Wie kann, fragen wir, der Vater, der Edelmann, solch ein Be-

Digitized by Google

tragen dulden? Hat er denn für sein Kind keinen Funken von Liebe? Will er sie mit Gewalt los werden? .... Geh', alter Kuppler, mit dir sind wir fertig. Uns faßt ein Gefühl von Mitleid für das arme Weib. Sie kann freilich nicht viel werth sein, da sie solch eine Beschimpfung erträgt und trotzdem dem Kerl das Jawort gibt ...." Ueber den vierten Act: „Gottlob, der Act ist zu Ende. Wer kann heutzutage anders als mit Unmuth und Widerwillen ansehen, wie ein Weib durch rohe, launenhaft tyrannische Behandlung ihres Mannes zur willenlosen Sklavin erniedrigt wird? ...." Ueber den fünften Act: „Der letzte Act zeigt die Abrichtung in ihrer Vollendung. Wenn wir vorher für das arme Weib ein gewisses Mitleid fühlten, so verschwindet das hier ganz und macht dem entschiedensten Widerwillen Platz. Ein Weib, das wie Katharina in Gegenwart von Andern ihre Dressur zeigen und damit sich noch breit machen kann, verdient nichts als — Verachtung." — Ich habe diese Einzelurtheile so ausführlich angeführt einmal, um die Behandlungsweise dieses Pädagogen, der die Literaturgeschichtsschreibung in neue Bahnen führen will, überhaupt meinen Lesern klar zu machen, dann, um das Gesammturtheil zu motiviren, zu welchem der Verfasser gelangt. Dasselbe lautet: „Shakespeare ist ja ohne Zweifel und Widerrede einer der gewaltigsten Dichter, die je gelebt haben. Als Dichter von Tragödien hat er, wie ich's durch meine Beleuchtung seines „Julius Cäsar" nachgewiesen, echt Kunstgemäßes und Großes geleistet ... Um Lustspiele im wahren Sinne des Wortes zu componiren, fehlte es ihm an dem rechten Talente. Er konnte nur grob komische Gestalten zeichnen und sie in Scenen derb komischen Inhalts vorführen." Zu diesem Urtheile gelangt Herr Goerth, nachdem er ebenso wie „Der Widerspenstigen Zähmung" noch „Die lustigen Weiber von Windsor", „Verlorene Liebesmüh" und „Was Ihr wollt" paraphrasirt und besprochen hat. Selbst das letztgenannte Lustspiel kann seinen Beifall nicht erringen: „es ist grob komisch angelegt und ausgeführt, ist berechnet, das große Publicum, „die Gründlinge" zum Lachen zu reizen ... Die Witzeleien und die Gespräche der rüpelhaften Junker sind so roh und so gewöhnlich, daß von einer herzerfrischenden Komik da nicht die Rede sein kann ... Das Auftreten des Narren wirkt überall so störend, daß wir sein langweiliges Geschwätz von Herzen wegwünschen ... Der Schelm Malvolio wird entsetzlich behandelt. Wir fragen unwillkürlich: weshalb? ... Seine kindische Eitelkeit hat solch eine entsetzliche Strafe wahrlich nicht verdient; um so weniger, als Diejenigen, welche sie über ihn verhängen, abscheuliche Taugenichtse und grobe Rüpel sind. Daß die Zofe Maria so mit ihnen harmonirt, kann uns wahrlich nicht für sie einnehmen." Klingt das nicht genau wie ein Auszug aus dem Tagebuch eines empfindsamen Backfisches? Und doch ist es ein Director einer höheren Schule, der es schreibt, ein Mann, der, nach den eigenen Mittheilungen im Vorworte, 51 Jahre alt ist und die „tiefsten philosophischen und ästhetischen Studien" gemacht hat.

So harmlos diese Urtheile auf den ersten Blick erscheinen mögen, so schwer wiegen sie, wenn sie von einem Manne ausgesprochen werden, der auf seine Schüler und auf die, wie es scheint, zahlreichen Leser seines Buches innerhalb des Lehrerkreises an den „höheren und mittleren Töchterschulen" einen wirklichen Despotismus des Geschmackes ausüben kann; umsomehr als dieser Autor mit scheinbarer Wissenschaftlichkeit zu Werke geht. Er entwickelt ferner im Anschluß an diese haarsträubende Behandlung der Shakespeare'schen Komödien Ansichten, welche geradezu beleidigend für die Shakespeare-Verehrer sind. Er spricht von einer Shakespearemanie und stellt den Beifall, welchen diese von ihm geschmähten Werke des großen Dichters finden, als auf bloßer Nachbeterei beruhend, hin. Weil ihm die Fähigkeit abgeht, das heitere, urkräftige Behagen zu empfinden, welches die Lectüre gerade der Shakespeare'schen Komödien erzeugt, sollen Alle, die diese Fähigkeit besitzen, Heuchler sein. Ist das nicht Despotismus?

Ueberhaupt ist dieser letzte Theil des Werkes: „Das Studium der Komödie", sowohl vom pädagogischen als vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, als durchaus confus zu bezeichnen. In seinen theoretischen Auseinandersetzungen zeigt der Verfasser, daß er überhaupt das Wesen des Komischen nicht erfaßt hat. Die Komödien, welche er als mustergiltige bezeichnet — darunter „Der Störenfried" von Benedix und „Das Fest der Handwerker" von Angely — beweisen uns dies ebenso wie die merkwürdigen Urtheile, die er u. A. auch über Kleist's „Der zerbrochene Krug" fällt. Ein Lehrer, der von der Figur des Falstaff nichts Anderes zu sagen weiß, als „daß Shakespeare in ihr das Laster der Völlerei und arbeitsscheuen Verlumptheit komisch zu verwerthen suchte und daß in ihr ein „verbummeltes Kneipgenie" dargestellt sei, ein literarisch gebildeter Mann, der „nie begreifen konnte, wie man den „Ritter von der traurigen Gestalt" von Cervantes mit Heiterkeit betrachten und seine Thaten belachen kann", sollte sich doch nicht in so dünkelhaften und absprechenden Urtheilen über „Shakespearomanen", wie er Gervinus und Kreyssig nennt, ergehen. Ich bin ja durchaus nicht der Meinung, daß Shakespeare's Komödien eine passende Lectüre für eine Töchterschule seien — auch ein echtes Kunstwerk hat nur seinen begrenzten Kreis von Genießenden — aber wenn es zur „ästhetischen Ausbildung" ja einmal für erforderlich geachtet werden sollte und es geschähe nach der Manier des Herrn Goerth — dann wehe Euch, ihr höheren Töchter!

Neue Aufschlüsse über George Eliot.

„George Eliot's Leben" von Mr. Croß*) ist nicht, was man gewöhnlich eine Biographie zu nennen pflegt, es ist eine Autobiographie, hergestellt aus den Briefen und Tagebüchern der Dichterin. Aber es ist auch wiederum nicht eine Briefsammlung, ein Tagebuch-Abdruck von der bei uns üblichen Vollständigkeit, die einen erschöpfenden Blick in die großen und kleinen Interessen, in die anziehenden und abstoßenden Charakter-Seiten des Schreibers gestattet. Mr. Croß theilt uns aus den Briefen und Tagebüchern der Dichterin mit, was er für die außerhalb ihres Familienkreises stehende Mit- und Nachwelt für passend erachtet, und es kann nicht zweifelhaft sein, es ist gewiß, daß die Discretion des liebevollen Gatten viel weiter gegangen sein wird, als es im Interesse gründlicher literarhistorischer Forschung wünschenswerth ist. Er spricht es selbst aus — und niemand wird ihm aus diesem Verfahren einen Vorwurf machen — er habe alles ausgelassen, „wovon seiner Ueberzeugung nach seine Frau selbst gewünscht haben würde, daß es fortbliebe", d. h. offenbar alles, was einen weniger günstigen Eindruck auf den Leser hätte hervorbringen können. Das eben muß der Literarhistoriker bedauern, so sehr er im übrigen von den sittlichen und geistigen Vorzügen George Eliot's überzeugt sein mag; denn er steht auf dem Standpunkte jenes berühmtesten Famulus:

so viel er weiß —
Doch möcht er alles wissen.

Das Eigenthum des Mr. Croß an diesem Werke besteht in einer Schilderung der Jugendzeit der Dichterin bis zu dem Punkte ihres Lebens, wo der Briefwechsel beginnt (18. August 1838), und einem in den bescheidensten Grenzen gehaltenen erläuternden und verbindenden Text. Der erstere Theil verdient unsere volle Anerkennung: er ist interessant geschrieben und enthält bei aller sachlichen Kürze und Präcision doch alles, was über diese Zeit in Erfahrung zu bringen war; weitere Enthüllungen werden wir schwerlich jemals auf diesem Gebiete zu erwarten haben. In dem letzteren Theile wäre uns gerade von dem Gatten eine größere persönliche Betheiligung wünschenswerther gewesen; die intimen Beziehungen, in denen er zu der Dichterin stand, ermöglichten es ihm und nur ihm allein, die interessantesten Aufschlüsse über ihr privates Leben zu geben, befähigten ihn zu einem Urtheil über ihr Handeln und Dichten, das, wenn es auch cum grano salis hätte verstanden werden müssen, doch äußerst werthvoll gewesen

*) London 1885.

Digitized by Google

wäre; die Selbstbeherrschung, die er bewiesen hat, indem er sich zu der Rolle eines theilnahmlosen Chronisten verurtheilte, aus der er nur selten, vorzugsweise am Schlusse des Werkes in einer Charakterschilderung heraustritt, hätte von ihm niemand verlangt. Der Eindruck der Glaubwürdigkeit, den diese Methode und dieser Stil unbedingt erwecken, hätte sehr wohl gewahrt werden und das Ganze doch an Interesse und Nutzen gewinnen können, wenn er den richtigen Mittelweg zwischen seinem Verfahren und dem Froude's in seiner Carlyle-Biographie eingeschlagen hätte.

Indessen sind wir dem Verfasser für das, was er uns gegeben hat, zu großem Danke verpflichtet; die drei starken Bände seines Werkes enthalten viel neues, interessantes Material: das ganze großartige Geistes- und Gemüthsleben dieser bedeutendsten Frau der Neuzeit liegt offen vor uns; über den Werde- und Entwickelungs-Proceß ihrer literarischen Production erhalten wir, soweit er sich in ihrem Geiste spiegelt, den vollkommensten Aufschluß; die biographischen Daten sind authentisch festgestellt, und derjenige Theil ihres privaten Lebens, in den die Discretion des Herausgebers einen Einblick gestatten wollte, ist zu klarer Anschauung gebracht. Sein Werk hat die Aufgabe, welche Miß Blind ohne Kenntniß dieses Materials nur unvollkommen lösen konnte, eine eingehende und umfassende Würdigung des Lebens und Wirkens der Dichterin, in die Reihe der Möglichkeiten gerückt.

* * *

Um den Werth des Buches zu veranschaulichen, wollen wir in dem Lichte desselben einige bedeutungsvolle Phasen des Lebens der Dichterin, welche die Arbeit der Miß Blind nur schwach erhellen konnte, betrachten.

Von höchstem Interesse sind die jugendlichen Briefe, welche Miß Evans an ihre frühere Lehrerin, Miß Lewis, von August 1838 bis December 1841, also im Alter von 19 bis 22 Jahren, gerichtet hat. Auch die zahlreichen, ausführlichen Briefe Kleist's an Schwester und Braut können uns kein klareres Bild von dem Verlaufe der Jugend-Krankheit des Genius geben, als diese, in welchen ebenfalls die rückhaltloseste Aufrichtigkeit ohne jede Spur von Selbstbeschönigung herrscht. Der Conflict der Innerlichkeit mit der Außenwelt tritt zwar nicht in so acuter Gestalt auf bei der Frau, die in behäbigem Leben von den Sorgen, der Angst des Existenzkampfes nicht gestreift wird; aber vorhanden ist er mit seinen ewig wechselnden Erregungen: seinem gewaltigen Wollen und unbefriedigenden Können, seinem Hochgefühl und seiner Niedergeschlagenheit, seinem allumfassenden Liebesdrange und dem Gefühle seelischer Vereinsamung, seinem bis zu gänzlicher Verzagtheit gehenden Weltschmerze, seiner falsch gerichteten Begeisterung. Bei dem Weibe tritt als tragisches Element dieses Kampfes die Sehnsucht nach Bethätigung ihres überreichen Gefühlslebens naturgemäß stärker hervor als das Streben nach großen, unsterblichen Thaten. Ihr Herz wartet nur auf einen Gegenstand, der ihm entgegengebracht werde, um ohne Besinnen die ganze Kraft seiner Liebe und Hingebung über ihn auszuströmen. Ihre tief religiöse Lehrerin, Miß Lewis, zeigt ihr als das Höchste die Liebe Gottes und des Nächsten, wie sie Christus vorschreibt, und das Streben nach Ebenbildlichkeit mit dem Erlöser. Der heilige Funke, in ihr heißes Herz gelegt, wird zum Brande; sie kennt nicht das ruhige, beglückende Gefühl innigen Gottvertrauens und herzlicher Menschenliebe, das der normalen weiblichen Natur so congenial ist, sie kennt nur das leidenschaftlich verzehrende Streben nach Heiligkeit in ihrem weitesten Begriffe. Der von ihrer angeborenen Geistesgröße bedingte Ehrgeiz, mehr und besser sein zu wollen als andere Menschen, mit dem sie auf allen anderen Lebensgebieten in hartnäckigem Kampfe liegt, beherrscht sie auf diesem so vollkommen, wie den Feuergeist Savonarola, welchen sie ein Vierteljahrhundert später so meisterhaft gezeichnet hat. Die geistige Selbstkasteiung, der Verzicht auf Freude und Glanz des Lebens, mit denen Maggie, das beste Kind ihres Blutes, die immer wieder emporsteigenden Regungen ihrer lebhaften, weltlichen Phantasie erdrücken zu müssen meint, sind ihr selbst um diese Zeit als eine harte, aber unabweisliche Pflicht erschienen. Ihrem natürlichen Hange zu distinguirtem Auftreten zum Trotze, geht sie, ihrer eigenen Schilderung nach, „einher wie eine Nachteule." Ihre weiche Frauenseele, die dauernd der Anlehnung, der männlichen Stütze bedurft hat, erringt über sich selbst einen Sieg, wenn sie Diejenigen bedauert, welche sich durch die „irdische Fessel" der Liebe, der Ehe, abhalten lassen, „ganz der Ewigkeit zu leben." Bei einem Aufenthalt in London wird sie aufs höchste abgestoßen von dem „Treiben des großen Babel", sie verschmäht den Besuch der Theater und Concerte und findet Abends ihre beste Unterhaltung in der Lectüre theologischer Schriften; was sie von den Sehenswürdigkeiten am meisten interessirt, ist das Greenwich-Hospital, was ihr die größte Erhebung gewährt, der Klang der großen Glocken von St. Paul's, was ihr von allen Schätzen der Weltstadt am begehrenswerthesten erscheint, die „Geschichte der Juden" von Josephus. Zu Besserem bestimmt, als in der Verrichtung ihrer häuslichen Obliegenheiten aufzugehen, „bekümmert es sie, daß sie die Freudigkeit, mit der der Christ nach dem Willen des Herrn jede Pflicht erfüllen soll, nicht bewährt hat" — beim Einkochen des Johannisbeer-Gelées. Die in ihren späteren Leben so begeisterte Verehrerin Beethoven's und Schubert's, der die Musik ein tiefinnerstes Herzensbedürfniß ist, glaubt es ertragen zu können, wenn „die einzige Musik, die in ihrem Lande gehört würde, die gottesdienstliche" wäre. Und dieselbe Miß Evans, in welcher die große Romandichterin George Eliot im Keime verborgen liegt, hält die Lectüre von Dichtwerken und besonders Romanen für schädlich oder mindestens für unnütz und will nur eine gewisse gesellschaftliche Verpflichtung anerkennen zu dem Studium derjenigen Classiker, auf welche im Gespräch und in Büchern immerfort angespielt wird. — Diese pietistische Selbstvergewaltigung zeigt nur eine gesunde Seite, das praktische Christenthum, dem sich George Eliot, wie in ihrem ganzen Leben, so auch schon in ihren Mädchenjahren mit solcher Aufopferung hingab, daß ihr beim Verlassen ihres Heimathdorfes der Ruf der Armen folgte: „Eine Mary Ann Evans bekommen wir nicht wieder."

Es war selbstverständlich, daß eine so reich angelegte Natur in dieser beschränkten Lebensauffassung, die ja für sie auch nur unter dem engen Horizont dörflicher Verhältnisse denkbar und möglich war, nicht verharren konnte; und gerade der extreme Eifer, mit dem sie sich dem Pietismus in die Arme warf, enthält die Bürgschaft einer ebenso energischen Reaction in sich. Ihre geistigen Kräfte hatte G. Eliot auch ohne persönliche und gesellschaftliche Anregung und trotz dieser Lebensauffassung in ungewöhnlichem Maße erweitert und gestärkt; und unrichtig ist die Ansicht der Miß Blind, daß sie erst in Coventry zu jenem umfassenden Wissen, das ihren späteren Schriften Glanz und Werth verleiht, den Grund gelegt habe: ihre Briefe zeigen, daß sie schon in Griff das Studium der Weltliteratur in Angriff genommen hat und mit gleichem Eifer die classischen wie die modernen Sprachen, Deutsch, Französisch, Italienisch treibt.*) So bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um das gebrechliche Gebäude einer solchen Weltauffassung über den Haufen zu werfen. Er wurde gegeben, wie bekannt ist, bald nach der Uebersiedelung nach Coventry durch den allseitig und besonders philosophisch gebildeten und literarisch bewährten Mr. Bray, einen Bandfabrikanten jener Stadt. Weniger bekannt aber ist, wie schnell sich der Wechsel ihrer Ansichten vollzog. Am 2. November 1841, im Begriff, ihren ersten Besuch bei den Bray's zu machen, schreibt sie an Miß Lewis, „sie wolle eine Bresche in die starke Mauer der Indifferenz schlagen, hinter welcher die Bürger von Coventry sich verschanzen möchten; aber sie fürchte, damit kein Glück zu haben." Das klingt nach einem beabsichtigten Bekehrungsversuch, der, wenn er unternommen wurde, jedenfalls in einer hoffnungslosen Niederlage endete. Denn schon am 13. November finden wir ihren Geist in vollem Aufruhr; „sie wisse nicht", schreibt sie an Miß Lewis, „zu welchem Resultat sie ihr Denken führen werde — möglicherweise zu einem, das ihre Freundin erschrecken werde", aber sie hoffe, daß sie „wegen Ansichtsverschiedenheiten nicht

*) In Coventry lernte sie nur noch Hebräisch hinzu und begann mit philosophischen Studien.

Digitized by Google

von ihr excommunicirt" werden würde. Der Umschwung war demnach in 11 Tagen bewirkt worden, und zwar durch die Lectüre eines von dem Schwager des Mr. Bray verfaßten Buches über den „Ursprung des Christenthums",*) das auf dem Wege selbstständiger Forschung zu ähnlichen Resultaten gelangte, wie das einige Jahre früher erschienene „Leben Jesu" von Strauß.

Nun tritt an die Stelle des harten Entsagens, des schweren Kampfes gegen die lockenden Bilder ihrer doch nicht zu ertödtenden Phantasie ein beglückendes Gefühl des Erlöstseins, wie es einen überkommt, der, aus langer Kerkerhaft entflohen, die erfrischende Luft und den sonnigen Tag begrüßt und im Vollgenuß seiner neubelebten Kraft sich freudig in den Strom des Lebens stürzt. „Wenn die Seele eben befreit ist von dem elenden Prokrustesbett des Dogmas, auf dem sie gestreckt und gemartert worden ist, seitdem sie zu denken begann, dann erfaßt sie eine Empfindung des Jubels und fester Hoffnung". Nun will sie auch äußerlich nicht mehr die Schranken und Formen anerkennen, in welche das kirchliche Dogma ihr religiöses Denken bisher gebannt hat. Sie weigert sich, ferner die Kirche zu besuchen und geräth in einen Conflict mit ihrem strenggläubigen Vater. Sie ist drauf und dran, den alten Mann zu verlassen und ein Leben auf eigene Hand als Lehrerin zu beginnen — aber die Liebe zu ihm siegt und lehrt sie die richtige mittlere Anschauung. „Sollen wir unseren Mitmenschen fernbleiben bei Gelegenheiten, wo wir mit ihren Empfindungen aufs tiefste sympathisiren, weil unsere eigenen Empfindungen in eine andere Form gegossen sind?" So ehrt sie die fremde Ueberzeugung durch die Beobachtung einer Form, die doch immer nur der von ihr nicht gebilligte Ausdruck der gleichen, der eigenen sittlichen Empfindung ist. — Ihr Geist war zu vielseitig und zu stark, um auch auf diesem Gebiete in den Extremen befangen zu bleiben. „Nur ein paar Jahre Nachdenken", so schreibt sie zwei Jahre später in einem Briefe, der eine Art von Glaubensbekenntniß enthält, „gehören zu der Erkenntniß, daß diejenige Ungläubigkeit ein Charlatan ist, welche für die gesammte Menschheit ein Geheimmittel zu besitzen vermeint und zu Allen und Jedem spricht: „Trinke meine Ansichten und du sollst gesunden."

Die Basis ihrer Lebensanschauung bildete der Comte'sche Positivismus, der auf sie wie eine Erleuchtung wirkte; immer, wenn sie von Comte spricht, geschieht es mit der größten Bewunderung und Dankbarkeit. Nichtsdestoweniger erkannte sie die Einseitigkeit seiner Philosophie an und war immer nur eine eklektische Anhängerin der positivistischen Religion.

Nach dem 1849 erfolgenden Tode ihres Vaters war Marian Evans von Sorgen und Zweifeln erfüllt in betreff der Form, welche sie jetzt ihrem Leben geben sollte, da sie offenbar abgeneigt war, bei einem ihrer Geschwister dauernden Aufenthalt zu nehmen. Es folgte zunächst die Reise nach Italien mit den Bray's, dann ein längerer Aufenthalt in Genf, während dessen sie sich eifrig mit mathematischen und physikalischen Studien beschäftigte. Nach ihrer Rückkehr im Frühjahr des folgenden Jahres folgte sie einer Einladung der Bray's; aber schon damals scheint sie den Entschluß gefaßt zu haben, dauernd nach London überzusiedeln. Es war ihr daher eine sehr erwünschte Fügung, daß sie durch ihre Freunde Mr. Chapman kennen lernte, der sie zur Mitredaction der von Stuart Mill übernommenen „Westminster Review" engagirte.

Mit ihrer Uebersiedelung in das Haus des Mr. Chapman in Strand (November 1851) ist sie in denjenigen Lebenskreis eingetreten, der für ihre Anlagen und ihre Bildung der einzig angemessene war. Mit großen Erwartungen treten wir an die Briefe dieser Epoche; wir hoffen, durch sie ein lebhaftes, gestaltenreiches Bild von dem literarischen Leben der Weltstadt zu erhalten, einem Leben, in welchem Spencer, Lewes, Carlyle, Dickens die erste Rolle spielen. Wir werden schmählich enttäuscht. In keiner Zeit ihres Daseins hat G. Eliot kürzere, nichtssagendere Briefe geschrieben, als in den ersten Jahren ihrer schriftstellerischen Laufbahn. Wir hören von Besuchen, die sie macht und empfängt, von Concerten und Theateraufführungen, von Bücher, die sie gern gelesen, und immer und immer wieder von den sie belästigenden Kopfschmerzen und der redactionellen Arbeitslast, von der sie erdrückt wird — nirgendwo ein voller Erguß, eine ausgeführte Schilderung, Alles fragmentarisch und offenbar in höchster Eile hingeworfen.

Ueber ihre eigene schriftstellerische Thätigkeit finden sich ein par abgerissene, zum Theil nicht direct verständliche Bemerkungen. Und hätten sich nicht Andere die Mühe genommen, ihre nicht mit ihrem Namen unterzeichneten Artikel herauszusuchen, hätten wir nicht das interessante Capitel „The Westminster Review" in dem Buche der Miß Blind und die wenigen von ihrem Stiefsohne Charles Lewes herausgegebenen Essays, so würden wir uns keine rechte Vorstellung von ihrer vielseitigen und bedeutungsvollen Thätigkeit in dieser Zeit machen können. Nach ihren Briefen allein wäre G. Eliot für uns einige Jahre lang so gut wie verschollen gewesen.

Lector.

(Schluß folgt.)

*) Charles Hennell: An Inquiry concerning the Origin of Christianity. 1838.

Feuilleton.

Gerettet.

Von C. Sahler.

Ich war seit kurzer Zeit als Kreisphysicus in ein kleines Städtchen der östlichen Provinzen des deutschen Reiches gezogen und benutzte die ersten Sommertage meines dortigen Aufenthalts, um die meiner ärztlichen Obhut anvertrauten Dörfer kennen zu lernen. Durch einen eigenthümlichen Zufall war ich in diese Gegend gekommen und erwartete sie so monoton und trostlos zu finden, wie sie der Süddeutsche sich ausmalt. Wie angenehm war ich daher überrascht, als mein Weg erst zwischen weitausgedehnten Forsten, die sich die Hügel hinauf- und hinunterzogen, entlang führte; dann trat plötzlich der Wald zu beiden Seiten zurück und vor mir, sich sanft zur Tiefe neigend, streckte sich eine weite lachende Landschaft: wogende Kornfelder, anmuthig hinter hohen Bäumen hervorblickende Gehöfte und am Horizonte jenseits wieder die Wellenlinien waldgekrönter Hügelreihen erfreuten das Auge.

Ich ließ meinen Kutscher langsamer fahren und genoß mit entzücktem Wohlgefühl den Zauber dieses Anblicks. Plötzlich blieb mein Auge an einem Heiligenbilde haften, wie sie in hiesiger Gegend häufig verstreut am Wege stehen. Es war eine Art Häuschen, nach vorn offen. In der Oeffnung stand die noch roh geschnitzte Gestalt eines Heiligen, der mit seinem grell gemalten Gesichte ziemlich stumpf und dumm nach mir hinüberstarrte. Der kleine Bau erhob sich auf einer leisen Wölbung des Bodens, um die ein Wässerchen rieselte, aus welchem die üppigste Vegetation emporwuchs, den kleinen Bau liebevoll mit grünen Ranken umschlang und so dem Ganzen eine malerische Stimmung gab. Ein Mädchen in der farbigen originellen Landestracht kniete inmitten dieser blumigen Wildniß und die Sonnenstrahlen, die durch die dunklen dahinterstehenden Tannen brachen, warfen helle Streifen über das Grün. — Wo hatte ich diese Scenerie schon gesehen? Ganz so, und noch verklärt durch den Zauber, den ein künstlerischer Geist darum zu weben verstand? Während ich umsonst in meinem Gedächtniß aus der großen Fülle der gesehenen Bilder nach diesem einen suchte, glitt mein Blick unwillkürlich über den Wegweiser, der nach dem vor uns liegenden Dorfe wies. Gollina! Wie ein Blitzstrahl fuhr der Name in meine Seele und erleuchtete grell eine Reihe von halbvergessenen Eindrücken. — Erich Treuberg, mein armer, lieber Freund, wie konnte ich auch das Bild vergessen, das die Perle der Landschaftsbilder der letzten Ausstellung war, das Entzücken der Maler noch jetzt in der Galerie ist! Gollina, das war der Ort, aus dem die schreckliche Nachricht in der

Digitized by Google

Zeitung stand, die ich nie vergessen werde: „Hier starben eines plötzlichen Todes der vielbewunderte Maler Erich Treuberg und seine Gemahlin, als sie auf dem Wege nach der Heimath der letzteren waren, durch die scheu gewordenen Pferde aus dem Wagen geschleudert. Beide wurden auf dem hiesigen Friedhof beigesetzt." — Wie ein jäher Schlag traf mich diese Nachricht, und nun bin ich nach einem Jahre an diesen Ort traurigsten Andenkens verschlagen. Aber sie sind hier begraben! — Das war der einzige klare Gedanke, der aus der Fluth von Gedanken und Empfindungen auftauchte. „Wo liegt der Kirchhof, Pawel", fragte ich hastig meinen Kutscher. „Der Kirchhof, Herr!" stotterte der Junge, indem er mich anstarrte. Daß Jemand außer zum Begräbniß oder am Allerseelentage auf den Kirchhof gehen wollte, erschien ihm als ein Beweis von Verstandesstörung.

„Ist er weit vom Wege?" fragte ich ungeduldig.

„Um die nächste Ecke, den Berg hinauf, wir müssen vorbei", brummte er, mich noch immer mißtrauisch betrachtend. „Wen sucht denn der Herr da oben?"

Er war ein Kind dieser Gegend und konnte mir vielleicht durch eine Auskunft langes Suchen ersparen.

„Besinnst Du Dich, daß vor etwa einem Jahre ein Herr und eine Dame hier verunglückten und hier begraben wurden?"

„O, die Tochter von der alten reichen Mühlen-Herrmann da unten, mit ihrem Manne, — die liegen ganz oben, von wo man auf die Mühle herabsehen kann."

„Lebt die Mutter noch?"

„Freilich! und alt ist sie eigentlich auch nicht, noch nicht fünfzig. Aber stolz ist sie und eine Vornehme! Und wenn sie vor der Heirath Tochter schon wenig geredet hat, so thut sie es nun nach ihrem Tode fast gar nicht. Ueberhaupt hat sie von dem Schwiegersohn und auch von ihrer eigenen leiblichen Tochter nichts mehr wissen wollen."

„Die Tochter wollte sie ja aber besuchen?"

„Na ja, das sollte wohl eine Aussöhnung werden." — —

Das wußte ich nun schon, daß die Mutter ihr einziges Kind nicht gern einem Maler gegeben hatte, und wohl begreiflich war mir erschienen, daß sie einen Grundbesitzer aus hiesiger Gegend meinem Erich trotz seines schon bedeutenden Rufes vorgezogen hätte, — aber diesen Zorn durch sechs Jahre der Ehe auszudehnen! — Schrecklicher Gedanke! — Klopfenden Herzens betrat ich den einsamen Kirchhof, der sich förmlich in Terrassen den Bergeshang hinauf zieht. Endlich stand ich oben, und da lagen vor mir die zwei gesuchten stillen Hügel. „Erich Treuberg, Margarethe Treuberg" las ich umflorten Auges auf zwei einfachen Steinen. Ein heißer Strom allgewaltigen Gefühls stieg in meinem Herzen auf. Mein armer Freund, also hier hat all' dein Träumen und Sehnen ein Ende gefunden! Was für ein weltverlorener Ort das war: Hinter mir, die Berglehne entlang, zog sich der dunkle Wald, zu wahrer Urwaldfinsterniß sich verdichtend, unter mir und weit hinaus breiteten sich Feld und Flur im Sonnenlichte. Rings um mich blühte eine farbige Blumenwildniß, süßer Duft strömte aus all' den Blüthenkelchen, und im geheimnißvollen Leben tönten die Laute der schwirrenden Insecten und Käfer durch die Stille. Es lag so viel traumverlorenes Sinnen über der ganzen Natur, daß desto lebhafter des Träumers Bild, der hier ruhte, mir vor der Seele stand. Ja, das war er gewesen, mein guter Erich, das heiße Herz voller Ideale, die Phantasie voller Lichtbilder, die er in die Wirklichkeit hineintrug, auch wo sie ihm Rauhes bot, und dieses erträumte und als solches doch genossene Glück greifbar in der Wirklichkeit zu besitzen und zu genießen ward erst dem reifen Mann zu Theil, um ihm nach so kurzer Zeit wieder zu enden. Ich denke noch des Tages, an dem er, von seiner langen Reise zurückgekehrt, in unsern Freundeskreis trat mit seinem jungen Weibe am Arm. Er, der Vierziger, und dieses kaum zwanzigjährige Geschöpf, eine Lichtgestalt mit großen, ernsten, innigen Augen. „Sie ist meine Muse", sagte er, „wenn ich in ihre Augen sehe, erscheinen mir die herrlichsten Bilder." Sie hatte es uns Allen angethan mit ihrem klaren Blick, ihrem hellen Verstande und dem weichen Herzen. Später, als wir uns getrennt, schrieb er mir von seinem Kinde, einem Knaben, „diesem heiligen Geschenk Gottes, . . . mit fünf Jahren führt er den Griffel und zeichnet schon und Alles so richtig; er hat Margarethe's goldenes Haar, aber meine Augen, „die Künstleraugen", sagt sie. Er ist ein so kluges Geschöpf, ein Gottbegnadeter." — — — Bald nach diesem Briefe kam die Schlußkatastrophe.

Aber das Kind! wo war das Kind? — Dieser Gedanke packte mich mit gewaltiger Aufregung. Wo ist das kluge Geschöpf, dieser Gottbegnadete? — —

Ich hatte in meiner Erregung diese Worte wohl laut gerufen, plötzlich schlug ein Lachen an mein Ohr, so hart und schneidend, daß es mich wie Gespensterfurcht überlief. Ich wandte mich um. Gibt es wirklich Gespenster? war Frau Margarethe dem Grabe entstiegen und stand vor mir, aber wie! — — älter, viel älter und die holde sinnende Anmuth zu Stein erstarrt, die klugen Augen mit eisigem Hohn erfüllt und eine tiefe Falte finstersten Geistes auf der Stirn, aber dasselbe feine Oval des Gesichts, dieselbe hohe Gestalt.

„Das kluge Geschöpf, der Gottbegnadete, sagten Sie so?" wiederholte die Unbekannte mit schneidendem Ton, — „habt Ihr die da unten gekannt? Ihr scheint mir ein ebenso großer Narr und Träumer zu sein", fuhr sie erbittert fort, als ich sie noch wie geistesabwesend anstarrte.

„Ich habe sie lieb gehabt, Beide, aber wer sind Sie?"

„Wer ich bin", lachte sie auf, „wollt Ihr nicht lieber fragen, wer ich war? Ihre Mutter war ich, und er" — — — wieder folgte dieses Lachen voller Hohn, das doch mehr einem Stöhnen glich. „Kommt jetzt fort von hier! Wer seid Ihr auch, daß Ihr Euch anmaßt, hier zu stehen und mich auszufragen?"

Ich nannte ihr meinen Namen und Beruf. „Der neue Doctor, — so, — kommen Sie mit in mein Haus!" fuhr sie ganz apodiktisch fort, — „heute fahren Sie nicht weiter, Sie sollen etwas sehen. Der alte vorige Doctor durfte nicht mehr über meine Schwelle, seit er diesen da" — sie deutete auf die Gräber, — „das Leben nicht erhalten konnte!"

Sie schritt vor mir den Abhang herab, — ich brach einen blühenden Rothdornzweig, der über den Gräbern hing, und folgte der hohen Gestalt. Mein Wagen fuhr langsam nach, Pawel starrte in scheuer Ehrfurcht die Frau an, die für ihn offenbar halb Heilige, halb Unholdin war. Wir gingen die Dorfstraße entlang, drüben lag über einem rauschenden Wasser, das die Mühlräder brausend umtrieb, von hohen Erlen und Buchen beschattet, das weite Gehöft mit dem stattlichen Wohnhaus. Die Nachmittagssonne ließ die länger werdenden Schatten auf den Weg fallen, — wie konnte mir nur vor einer Stunde dieses Stück Erde so herrlich, so sonnenglänzend erschienen sein, — aber da blickte ich auf die schweigende Gestalt an meiner Seite; es gibt Augen, deren Blick auch die lebenswarme Schönheit erstarren macht.

Eine breite, weinumrankte Veranda führte in den offenen Flur des Hauses, zu dessen rechter und linker Seite die Wohnräume lagen. Die Herrin des Hauses öffnete eine Thür zur Linken und rief: „Josepha!" Eine ältliche, ziemlich lüderlich gekleidete Frauensperson erschien. „Der Herr soll das Kind sehen, zeige es ihm!" Wenn auf diesem gleichmäßig verdrießlichen Gesicht noch ein anderer Ausdruck möglich war, so war es der eines dumpfen Staunens, mit dem sie erst ihre Gebieterin und dann mich maß. Sie sagte aber kein Wort, sondern schritt mir voran durch ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, das aber nicht bewohnt war, denn es herrschte eine eingeschlossene dumpfe Luft darin. Ueber dem Sopha hingen zwei große Bilder, beide nach der Wand zugekehrt, — um sie vor dem Sonnenlichte zu hüten? — das drang doch nur gedämpft durch die Vorhänge hinein. Ich folgte Josepha und sah mich nach ihrer Herrin um, die aber auf der Schwelle stehen geblieben war und eigenthümlich gespannten Blickes auf die gegenüberliegende Thür blickte. War es Furcht, Haß, Erwartung, Hohn, was sich in diesem Blicke aussprach? Die Thür öffnete sich und nun stockte auch mir der Athem, auch mein Blick concentrirte sich mit aller Inbrunst des Gefühls auf das Bild, das sich mir darbot.

Aus einem Wust von Kissen und Tüchern, die unordentlich in ein Bett geworfen waren, schaute mir ein bleiches Gesichtchen entgegen, — ein Gesicht, an dem man eigentlich nur

Digitized by Google

die Augen sah, die großen, grauen Augen, die so seltsam starr blickten mit so todestraurigem Ausdruck, wie ihn Kinder nie haben sollten und, Gott sei es gedankt, auch selten haben. Ein bleicher Strahl des Tageslichts fiel durch die halbblinden Scheiben auf das Lager des Kindes, das sich zitternd und fröstelnd zusammenkauerte. Und es war auch eine eisige, fast modrige Luft in diesem Raum, trotz der weichen Sonnenwärme draußen. Ein heißes Weh durchzuckte mich bei dem Anblick dieser gebrechlichen Gestalt, die hier vor mir lag, aber die Empörung und der gerechte Zorn des Arztes übermannte sie. Ich stieß die Fensterflügel auf und ließ die balsamische laue Lebensluft in diesen Kerker strömen.

„Das Kind muß hier fort, in die Sonne! bringt mir Sachen, daß ich es anziehe!" herrschte ich Josepha an, die erst zu trotzen schien, dann aber ging. Nun war ich allein mit meines Erich heißgeliebtem Kleinod, dem vater- und mutterlosen Kinde, das wie ein weißes Blüthenblatt hier unter den rauhen, rohen Fingern der Menschen verwelkte. Das Kind blickte mich unterdessen unverwandt und prüfend an, dann streckte es die feinen mageren Händchen aus und zog mich nieder zu sich, — es ahnte die mächtige Liebe, die ich im Herzen barg.

„Warum liegst Du hier im Bettchen, mein Liebling, möchtest Du nicht draußen in der Sonne spielen?"

„Mich friert", sagte das Kind in einem leisen klagenden Ton, der ganz jenes sorglosen, fröhlichen Tonfalls entbehrte, der sonst die Stimmen der Kinder wie Glöckchen erklingen läßt. „Ich habe mir schon Alles, was mir Josepha gegeben hat, angezogen, aber ich friere doch", und dabei streckte er mir ein abgemagertes Füßchen aus der Decke hervor, nur nothdürftig mit einem zerrissenen Strumpf bekleidet, — „und draußen ist die große Frau, die mich schlägt und meinen Papa und meine Mama fortgeschickt hat, vor der fürchte ich mich", schluchzte das unglückliche Geschöpf und verbarg sein blasses Gesichtchen.

Meine Fassung war jetzt auch zu Ende, ich begrub mein Gesicht in seine Kissen und weinte mit ihm. Da fühlte ich seine bebenden Fingerchen in meinen Haaren und blickte auf. „Warum weinst Du, frierst Du auch und bist auch so müde wie ich immer? Ich will Dich lieb haben, komm, so wie meinen Papa und meine Mama." Und er vergaß sein eigenes Leid und schlang seine Aermchen um meinen Hals. Was für eine Fülle von Liebe mußte in dem Kinde walten, das hier buchstäblich erfror aus Mangel an Sonne und Gegenliebe — denn daß es nicht krank war, erkannte ich bald, nur verkümmert in dumpfer Luft, vernachlässigt, einer gewissenlosen Dienerin preisgegeben und zurückgescheucht vom warmen Leben. Josepha trat wieder ein, den Arm voll Sachen.

„Wie lange liegt das Kind schon im Bett?" fragte ich.

„O meist, er will nicht aufstehen, er ist faul und eigensinnig, er steht wohl 'mal auf, aber hinaus will er nicht. Er ist nicht wie andere Kinder, Herr, er hat keinen Verstand, als er aus dem Wagen fiel, hat er ihn wohl verloren, nur kritzeln thut er, wenn man ihn läßt, den ganzen Tag; da sehen Sie!"

Sie zog eine Schiefertafel unter dem Kopfkissen hervor, nach der das Kind weinend griff, die sie ihm aber barsch wegriß. Von seinem Bettchen aus konnte er durch das Fenster die malerisch auf einem Hügel liegende Kirche sehen, — mit zarten Strichen war das ganze liebliche Bild von dem Kinde auf die Tafel gezeichnet worden.

„Das hat er heut gemacht, wenn ich ihn still haben will, daß er nicht weint, wische ich ihm das aus, dann malt er wieder etwas Neues darauf."

Als der Kleine das Wort auswischen hörte, weinte er leise, auch nicht ungestüm wie sonst Kinder, die es dann bald überwinden, nein, still, wie nach innen gekehrt, wie gewöhnt, es zu verbergen. Großer Gott im Himmel! Hast Du nie Erbarmen gehabt mit dieser gemarterten Kindesseele, die die Eltern selbst als ein heiligstes Geschenk ansehen! „Sei still, mein geliebtes Kind, nie sollen sie Dir etwas auslöschen, ich gebe Dir ein Buch zum Zeichnen, da bleibt Alles darin stehen!" Wie die holden Augen in Befriedigung leuchten konnten!

„Ja, dann kann ich Alles meinem Papa zeigen, wenn er wieder kommt, er freut sich so, wenn ich thue, wie er es macht."

Mittlerweile hatte Josepha sich mit den Sachen zu schaffen gemacht, die in entsetzlich desolatem Zustand zu sein schienen. Ich sah bald, daß daraus nichts werden würde, stand also auf, um nach der Großmutter des Kindes zu sehen. „Die Frau ist seit lange nicht hier gewesen", brummte Josepha höhnisch. „Geh' nicht fort! o, nicht fortgehen!" rief der Kleine in den kläglichsten Jammertönen und streckte die mageren Aermchen nach mir aus. „Ich bin gleich wieder hier, Liebling, gewiß gleich", sagte ich und legte den blühenden Zweig vom Grabe seiner Eltern vor ihn auf das Bett.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Wiener Männergesangverein.

Der Besuch des Wiener Männergesangvereins in Berlin zählt mit vollem Rechte zu den musikalisch wichtigen Ereignissen der letzten Jahre, denn es war nicht bloß ein in seiner Art einziger Kunstgenuß, den die lieben Gäste aus Oesterreich der deutschen Reichshauptstadt gebracht haben, sondern auch eine ernste, liebenswürdige Mahnung, ein Hinweis auf das richtige Streben und Handeln in Kunstangelegenheiten.

Sprechen wir zuerst vom Kunstgenusse. Der Wiener Männergesangverein leistet im Chorgesange das denkbar Vollendetste und Schönste. Man kommt gar nicht heraus aus dem Staunen über die Glockenreinheit des Tonansatzes, die Schönheit des Klanges, das vollendete Zusammenwirken, besonders aber über die ganz wundervolle Phrasirung und über die Abstufung der Tonfärbungen. Solches Anschwellen und Verklingenlassen der Töne hat man bisher nur von Instrumenten vernommen, in denen der Bogen die Saite beherrschen kann, oder wo der Athem das Metall des Horns oder das Holz der Clarinette belebt, wo also das Instrument leblos bleibt und dem Willen des Ausführenden gehorchen muß. Daß aber Männerstimmen derartige Schattirungen hervorbringen, davon hatte man vorher keine Ahnung, obwohl vom Cölner Männergesangverein, der Anfangs des verflossenen Winters in Berlin gewesen, doch bereits viele ganz Vortreffliche geboten worden war. Um einer ganz persönlichen Ansicht Ausdruck zu verleihen, sagen wir, daß manche dieser Nüancen uns zu sehr berechnet, zu sehr künstlich erschien, daß hierbei das viele nothwendige Anwenden des Falsetts uns auf die Länge ein wenig abspannte, und daß wir überhaupt öfter und mehr Kraftanwendung gewünscht hätten, mehr Schwung als Zartheit. Auch glauben wir, daß so viele charakteristische Einzelheiten den Charakter des Ganzen, den Gesammteindruck eher beeinträchtigen als fördern. Aber nachdem wir so unser eigenthümliches Empfinden dargelegt haben, betonen wir auch der Wahrheit gemäß, daß Alles, was die Wiener in dieser Richtung ausführen, gegenständlich oder wie man sagt „objectiv" als einzig und unübertrefflich anerkannt werden muß; ebenso daß, wenn sie einmal „loslegen", wenn sie die Kraft ihrer schönen Stimmen entfalten, das Herrlichste an Schönheit und Stärke des Männergesangs vernommen wird, wie denn auch die Zuhörerschaft nach solchen Momenten in endlosen Jubel ausbrach und nicht ruhte, bis das Stück wiederholt ward.

Im ersten Concerte mußten Kremser's (des Chormeisters) geistreiches und charakteristisches „Im Winter" und Herbeck's „Gleich und gleich" wiederholt werden. Im zweiten, das im Circus stattfand und durch die Wahl des Raumes wie auch billigere Preise sich als ein volksthümliches darstellte, riefen vorzüglich die ganz heiteren Gesänge das Verlangen der Wiederholung hervor; nur bei einem ernsten, „Maiennacht" von Abt, gab sich dieses Verlangen stürmisch kund; in diesem hatte der Solotenorist des Vereins, Dr. Stigler, einen kleinen Satz ausgeführt und die Hörerschaft durch Schönheit, Kraft und Sicherheit der Stimme

Digitized by Google

entzückt. Die Klavierbegleitung war in beiden Concerten von den Herren von Henriquez, Dr. Hunger und Professor Ubel in ausgezeichnetster Weise durchgeführt.

Wir haben im Anfange dieses Berichtes von einer Mahnung, von einem Hinweise auf richtiges Streben gesprochen, welche die Concerte der lieben Gäste neben den Genüssen brachte. Ja, sie haben die Erinnerung an all' die Kämpfe erweckt, welche ihr Verein lange Jahre zu bestehen hatte, welche Kraft und Ausdauer er bedurfte, um sich endlich zu festigen und so glänzend zu entfalten. Im Jahre 1843 zur Zeit der lästigen Polizeiherrschaft gestiftet, hatte er alle möglichen Hinderungen und Plackereien zu ertragen. Als bestbezeichnendes Beispiel wollen wir anführen, daß, als er einmal dem sehr musikfreundlichen Kaiser Ferdinand mit dessen Erlaubniß ein Ständchen gebracht, sein Vorstand in den nächsten Tagen zum Polizeimeister Graf Sedlnitzki beschieden und von ihm sehr hart angefahren ward, daß er es wagte, derartiges ohne Erlaubniß der Behörde vorzunehmen; allerdings wurde dem mächtigen Herrn geantwortet, daß die Production im Schlosse des Monarchen, Schönbrunn, stattgefunden hatte, daß also nicht die Polizeibehörde, sondern das Oberhofmeisteramt dem Monarchen die Bitte vortragen mußte, die dieser auch so huldvoll gewährt hatte. Nichtsdestoweniger beharrte der Graf auf dem entschiedenen Verlangen, daß künftighin nichts ohne vorherige pflichtschuldigste Meldung mehr unternommen werde, und gab auch dem Vereine nicht die Concession zu seiner Feststellung, nur die Duldung. Und das Alles trotz der ausgesprochenen Vorliebe des kaiserlichen Hofes für den Verein, bei dessen Sängerfahrten die kaiserlichen Prinzen oftmals erschienen. Erst als Fürst Metternich ihm seine Gunst zuwandte, endeten die Plackereien einigermaßen. Die Erzählung der höchst sonderbaren Veranlassung wird vielleicht unsere Leser interessiren: Dem Fürsten war Alles verhaßt, was an deutsche Liedertafeln erinnerte; aber der Erzieher seiner Söhne hielt es für nothwendig, daß die jungen Herren einmal schönen Männergesang hörten, und führte sie mit Erlaubniß des allmächtigen Staatskanzlers in eine Uebung des Vereins. Sie waren derart entzückt, daß der Fürst sich bewogen fühlte, den Verein zur Mitwirkung bei einem Feste einzuladen, das er zu Ehren der Herzogin von Kent, der Mutter der Königin Victoria, veranstaltete.

Die Geschichte des Vereins lehrt also, wie energisches, thatkräftiges, künstlerisches Streben selbst bei geringen Kräften viel sicherer zum glänzendsten Ziele gelangt, als das schönste idealistische Reden bedeutender Künstler; daß dort, wo der wahre Kunstsinn im Gemüthe und nicht im Verstande liegt, alle Schwierigkeiten überwunden werden. Gar lange schon werden bei uns in Berlin manche künstlerischen Angelegenheiten mit dem größten Ernste und Eifer — besprochen, aber gethan wird wenig oder nichts. So auch sind seit Jahren Berathungen im Gange über die Bildung einer echten großen künstlerisch organisirten Liedertafel. Aber zur richtigen That ist's noch nicht gekommen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Wiener Männergesangverein durch seine Concerte den wohlthätigen Stiftungen große Summen zugewendet hat. Seine Rechnungsausweise bezeugen, daß er seit seiner Stiftung fast 50 000 Gulden solchen Zwecken ersungen hat. Auch seine hiesigen Concerte sind der Wohlthätigkeit gewidmet. Die ganzen Reisekosten bestreitet er aus seiner Casse.

Unsere lieben Gäste haben hier die verdiente glänzendste Aufnahme und Anerkennung gefunden, und wir hoffen mit Bestimmtheit, sie werden der deutschen Reichshauptstadt ein freundliches Andenken bewahren.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Ein bürgerlicher Demetrius. Roman in vier Büchern von Julius Grosse. (Dresden, F. W. Steffens.) Grosse behandelt in seinem neuesten Roman ein überaus interessantes Thema, und daß dasselbe aus der Wirklichkeit gegriffen ist oder doch gegriffen sein könnte, daran mahnt uns zur Zeit gerade die eben erfolgte Freilassung des famosen Tichburne-Prätendenten aus dem Gefängnisse in London. Der Millionär Wenzel Turnhill ist ohne Hinterlassung directer Erben verstorben und hat seinen Neffen und Adoptivsohn Carstens zum Universalerben eingesetzt. Gegen den Letzteren tritt Detlev Buchner als rechtmäßiger Erbe der Millionen auf, und weist nach, daß er der Sohn Frau Melanie Turnhill ist. Pater est, quem nuptiae demonstrant. Er siegt im Prozesse ob, nimmt seinem Vetter Alles, gewinnt sogar dessen Braut zur Frau, richtet aber mit Hülfe seiner leichtlebigen, adligen Schwiegereltern das colossale Vermögen zu Grunde; wendet sich dann in seiner Bedrängniß an seinen Vetter, erfährt, daß er ein unehelicher Sohn und deshalb eigentlich nicht der rechte Erbe ist und stirbt schließlich durch seinen eigenen Vater, den dämonisch-wilden Valentini, der aus Rachsucht ihn einst zu dem ganzen Processe aufstachelte und der statt seiner Carstens Turnhill tödten wollte. Carstens wird nun wieder der rechtmäßige Inhaber und heirathet seine einstmalige Braut, die Wittwe Detlev's, der er Liebe bewahrt hat. Es ist Schade, daß Grosse diesen eigenartigen und fesselnden Inhalt in einer etwas skizzenhaften, aphoristischen Weise behandelt und uns den größeren Theil des Geschehenden nur in Dialogform vorführt. Der Dichter hat sich eine Selbstbeschränkung auferlegt, die wir nicht recht begreifen, und die ihn einmal sogar zu dem Einschiebsel verführt: „Es würde zu weit führen, hier das ganze Gespräch wiederzugeben . . . ." Warum, wenn es zum Besten des Romans wäre? Ueberhaupt mischt sich der Erzähler hin und wieder zu offenkundig in seinen Bericht ein, den wir lieber völlig losgelöst von ihm vernehmen würden. Sieht man aber von diesen zwei Cardinalfehlern des interessanten Romans ab, so wird man nicht umhin können, dem Grosse'schen Erzählertalent, seiner Erfindungsgabe und seinem Charakterisirungsvermögen alle Ehre angedeihen zu lassen. Besonders dieser Carstens Turnhill ist eine Figur, wie aus einem Gusse, streng, ehern, unbeugsam, makellos, ein ganzer Mann. Prächtig aufgefaßt ist auch der Rittmeister a. D. von Ottensee, der mit jedem Schwiegersohn zufrieden ist, wenn er nur Geld hat, und Valentini ist weit mehr als der traditionelle Roman-Bösewicht und Intriguant; seine Gestalt erhebt sich durch die ihn bei seinen Handlungen leitenden Motive oft zu tragischer Größe. Alles in Allem hat Julius Grosse hier wieder einmal eine Probe seines eigenartigen und bedeutenden Talents auf dem Gebiete der erzählenden Prosa gegeben. T—n.

Novellen von Fritz Zilcken. (Leipzig, Carl Reißner.) Ein neuer Name, der sich durch ein ansprechendes Erzählertalent vortheilhaft in die Belletristik einführt. Besonders Neues hat uns Fritz Zilcken, nach diesen Proben zu schließen, zwar nicht zu sagen, aber wie er es sagt, das ist gefällig und interessant und verräth ein tüchtiges, technisches Können. Besonders gelungen ist die letzte der vier Novellen, „Zwischen Gräbern", welche eine aus dem Leben entnommene Geschichte kurz und anschaulich, nicht ohne einen Anflug von Poesie, erzählt. Auch die Erzählung „Mit der Schwalbe" ist bis auf einige Unklarheiten in der Fabel recht ansprechend geschrieben. Am wenigsten befriedigt die Hauptnovelle „Donna Juana", welche ein sehr abgebrauchtes Thema in neuer Behandlung gibt, Dialoge bringt, die zwar an sich interessant und selbst geistvoll sind, aber viel zu breit im Verhältniß zum Kern der Geschichte und nicht einmal in organischem Zusammenhang mit demselben erscheinen und das Ganze, besonders bezüglich der Heldin, in eine zu märchenhafte, exotische Region heraufrückt.

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

In meinem Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Voltaire's

Leben und Werke

von

Richard Mahrenholtz.

Erster Theil:

Voltaire in seinem Vaterlande.

(1697—1750.)

Band II wird in Kurzem erscheinen.

VIII, 255 S. — Preis 5 Mk.

Oppeln, August. **Eugen Franck's Buchhdl.** (Georg Maske.)

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Soeben erschien:

Literarische Reliefs

von

Dr. Ernst Ziel.

8. 1885. 3 M. 60 Pfg. Geb. 5 M.

Inhalt: Hermann Fürst von Pückler-Muskau. — Willibald Alexis. — Adolf Böttcher. — Moritz Hartmann. — Fritz Reuter. — Hermann Lingg. — Gottfried Kinkel. — Robert Hamerling. — Gottfried Keller. — Emanuel Geibel. — Johann Ludwig Runeberg.

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule**, zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule**, zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Der Ursprung der

Gewitter-Elektricität

und der gewöhnlichen

Elektricität der Atmosphäre.

Eine meteorologisch-physikalische Untersuchung

von

Dr. Leonhard Sohncke

ord. Professor der Physik a. d. Univers. Jena.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Ein pens. Oberlehrer in mittl. Jahren, Verf. vieler literarhistor. und philos. Schriften von anerkanntem Werth, in s. Jug. l. Jahre mit Erfolg Zeitungsredakteur, sucht bei bescheid. Ansprüchen Stell. als Redakteur od. ständ. Mitarbeiter an einem Blatte gemässigter Richtung. Offert. sub **J. T. 789 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder

aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. u. XV.

Ausgewählt und erläutert

von

Hans Blum.

Erster Band.

8. geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk ist das Ergebniß vieljähriger Forschungen und Vorarbeiten. Es vermittelt dem deutschen Leser eine Auswahl der kulturhistorisch, rechts- und sittengeschichtlich interessantesten Fälle der Sammlung des alten Gayot de Pitaval (starb 1743 als Advocat zu Paris), welcher der Stammvater aller modernen Sammlungen berühmter Criminalfälle geworden ist.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Cardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnißvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte.

Der zweite (Schluß-) Band des Werkes wird im September d. J. ausgegeben.

Neuigkeit von R. Baumbach.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien:

Erzählungen und Märchen

von R. Baumbach.

Preis broschirt M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 2.75.

Ein Bändchen von 12½ Bogen Prosa, welches der beliebte Dichter fast ausschliesslich der Fröhlichkeit gewidmet hat und das wohl der beste Begleiter „in's Bad oder auf's Land" sein dürfte.

Zu gleichen Zwecken sind die nachfolgenden Neuigkeiten empfohlen:

Vorstadtgeschichten

von Heinr. Seidel.

Dritte umgearbeitete Auflage. Preis 3 M. broschirt.

Gedichte eines Optimisten

von Julius Lohmeyer.

M. 3.— broschirt.

Plodersam.

Geistli'n-Geschichten g'sangsweis dazält

von Hans Grasberger.

M. 2.— broschirt.

und das im December erschienene, mit so grossem Beifall aufgenommene

Aus Herz und Welt.

Allerlei Humore

von Emil Peschkau.

M. 3. (kurze Novellen in Prosa.)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

ommsen, Th., Römische Geschichte.

— *Fünfter Band.* —

Mit 10 Karten von H. Kiepert.

(VIII u. 659 S.) gr. 8. geh. 9 M.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. im Subscriptionspreis. Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln 1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt. Der jetzt so abnorm billige Subscr.-Preis erlischt vor Vollendung des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 5. September 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England und die „Neue Republik" in Süd-Afrika. Von Karl Blind. — Das Sinken des Zinsfußes in der Gegenwart. Von D. Zeller. — **Literatur und Kunst:** Musikleben in England. Von Josef Schrattenholz. — Das Ausstellungsfieber. Von Carl Albert Regnet. — Neue Aufschlüsse über George Eliot. (Schluß.) Von Lector. — **Feuilleton:** Gerettet. Von C. Sahler. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

England und die „Neue Republik" in Süd-Afrika.

Von Karl Blind.

Noch steht die dunkle Wolke der drohenden Verwickelung mit Rußland vor Englands Gesichtskreis: und schon sind die Förderer jener groß-afrikanischen Pläne wieder mit aller Heftigkeit thätig, welche die Tory-Regierung in das gewaltige Abenteuer der Errichtung eines sog. „Schwarzen Indiens" bis zum Sambesi-Flusse hinauf stürzen möchten.

Nicht genug ist ihnen die widerrechtliche, mit Waffengewalt hergestellte Einführung einer englischen Schutzherrschaft in Betschuana-Land. Auch Zulu-Land soll mit Beschlag belegt und dann über das Gebiet der Südafrikanischen Republik nach Norden hinaus gegriffen werden, um sowohl den Transwaal-, als den Oranien-Freistaat in die Mitte zu nehmen und allgemach zu erdrücken. Um diese Ziele zu erreichen, wird die Sorge für die Eingeborenen vorgeschoben und das Christenthum ins Feld geführt. Zwischendrin hört man freilich ganz unbefangen das Geständniß: im Grunde sei es der Handelsweg nach dem Innern von Afrika, der für England gesichert werden müsse; und nichts dürfe ungethan bleiben, was zur Fernhaltung einer Fremdmacht aus jenen Gegenden dienen könne.

An der Spitze dieser Bewegung steht Hr. W. E. Forster, der ehemalige Minister für Irland, seinem Stande nach Fabrikant. Es ist ein Mann von großer Entschlossenheit, der den Sonderbündlern gegenüber nicht geringe Thatkraft bewiesen und sein Leben dabei furchtlos aufs Spiel gesetzt hat. Im russisch-türkischen Kriege wirkte er mit Gladstone zusammen; ein Verfahren, das sich bei ihm schwer versteht, da er nicht blos auf Erhaltung, sondern auf noch weitere Ausdehnung des Reiches ausgeht. Aus seinem eigenen Munde habe ich in jenen Zeiten die Andeutung vernommen: „Wenn die Zurückdrängung des Zarenreiches ein europäisches Interesse ist, so kann das ja durch Deutschland und Oesterreich geschehen!"——

In inneren Fragen hat Hr. Forster sich mit einem Theile seiner Wähler überworfen. Von mancher Seite betrachtet man ihn als den Tories näher, denn den Liberalen stehend. Mit Tories wirkt er für jene groß-afrikanischen Zwecke zusammen. Dabei unterläßt er selten die Bemerkung: Deutschland ziele auf die Erwerbung von Süd-Afrika ab und wolle England ganz ausstechen! „Keine Fremdmacht" — ruft er daher aus — „ist in Zulu-Land zu dulden. Die dort gegründete neue Buren-Republik muß fallen. Zulu-Land muß unter britische Herrschaft gebracht werden".

Die angebliche Sorge für die Eingeborenen, die von der „Neuen Republik" vergewaltigt seien, richtet sich damit von selbst. Man bestreitet das Recht der „Nieuwe Republiek", wie sie sich nennt, obwohl dasselbe auf einem förmlichen Vertrage mit dem jungen König Dinizulu beruht. Sich selbst aber maßt man die Befugniß an, kurzer Hand das ganze Zulu-Land einzustecken!

Wer durchschaut da nicht die vorgehaltene Maske der Menschenfreundlichkeit?

Die Errichtung einer englischen Schutzherrschaft in Betschuana-Land ist unbedingt ein Bruch des mit der Südafrikanischen Republik am 27. Februar v. J. hier abgeschlossenen Vertrages. Zufolge diesem Abkommen steht weder England, noch jener Republik ein anderes Recht zu, als in den westlich und östlich von Transwaal gelegenen Gebieten — also in Betschuana-Land und Zulu-Land — Geschäftsträger (Commissäre) zur Aufrechthaltung der Ordnung zu ernennen. Abschnitt 2 des Vertrages spricht sich darüber klar aus.*)

Wenn in Betschuana-Land und Zulu-Land sich neuerdings Buren-Freistaaten bildeten, so hatte die Südafrikanische Republik, die Regierung zu Pretoria als solche, damit nichts zu thun. Bauern aus verschiedenen Theilen Süd-Afrikas — aus Transwaal, aus dem Oranien-Freistaat, aus den englischen Ansiedelungen — waren nach Betschuana-Land, wie nach Zulu-Land, als herbeigerufene Bundesgenossen gegangen, hatten Landschenkungen erhalten und auf dem betreffenden Grund und Boden ihr Gemeinwesen errichtet.

So entstand im Batlapin-Bezirke von Betschuana-Land der Freistaat Stella-Land, im Baralong-Bezirke der Freistaat Goschen. Dies geschah vor Abschluß des Vertrags vom 27. Februar 1884 mit der Südafrikanischen Republik; und in diesem Vertrage ist die Aufhebung der genannten Freistaaten nicht angeordnet. Die englische Krone hat nachträglich, im Widerspruche mit dem Vertrage, gleichwohl dort gewaltthätig eingegriffen und ihre Schutzherrschaft aufgerichtet.

In Zulu-Land ist die „Neue Republik" seit dem Vertrage vom 27. Februar 1884 gegründet worden, allein ohne amtliches Zuthun der Regierung zu Pretoria, und mit Zustimmung des Königs Dinizulu. Auch diesmal wieder

*) De regeering van de Zuid Afrikaansche Republiek zal commissarissen aanstellen op de oostelijke en westelijke grenzen, wier plicht het zijn zal streng te waken tegen ongeregeldheden en elke overschrijding der grenzen. Harer Majesteit's regeering zal, indien noodig, commissarissen aanstellen in het inboorlingen gebied gelegen buiten de oostelijke en westelijke grenzen van de Zuid Afrikaansche Republiek, om orde te bewaren en overschrijdingen te beletten.

Digitized by Google

kamen bewaffnete Bauern als herbeigerufene Bundesgenossen aus verschiedenen Theilen Süd-Afrikas, um den Sohn Ketschwäyo's gegen seine Feinde zu unterstützen und seine Einsetzung zu ermöglichen.

Den Text des Vertrages habe ich gesehen. Er ist am 16. August 1884 von König Dinizulu und seinem Rathe William Grant unter Zustimmung der anwesenden Häuptlinge ausgefertigt worden, trägt Dinizulu's Handzeichen und die Unterschriften von William Grant einer- und den Herren Krogh und J. D. Esselen andererseits. Letzterer, der Staatssecretär der Neuen Republik, befindet sich jetzt, mit der Urkunde versehen, in London, um in Unterhandlungen mit der englischen Regierung einzutreten.

Der Vertrag Dinizulu's mit den Buren-Bevollmächtigten lautet dahin: daß den Bundesgenossen, welche dem jungen Könige zum Thron verhalfen, 1,355,000 Morgen Landes abgetreten werden, welche von der Ostgrenze der Südafrikanischen Republik bis an die unter englischer Schutzherrschaft befindliche „Reserve" reichen. Ueberdies ist im Vertrage bestimmt: ganz Zulu-Land solle der Oberhoheit der Neuen Republik fortan unterstehen.

Zieht man die Verhältnisse in Betracht, unter welchen der Jüngling Dinizulu sich den Weg zur Königswürde oder Häuptlingsschaft zu erfechten hatte, nachdem sein Vater Ketschwäyo vorher im Kampfe gefallen war: so begreift man schon, daß er und die zu ihm stehenden Häuptlinge sich zu genanntem Vertrage bereit finden ließen. Ebenso hart mag es ihnen freilich ankommen, denselben jetzt zu halten.

Da nur Dinizulu's Rathgeber William Grant, nicht aber der junge König selbst des Schreibens kundig ist, so scheinen jetzt unter englischem Einflusse Bemühungen im Gange zu sein, einen Widerruf des Vertrages zu erzielen. Man legt Dinizulu die Aeußerung in den Mund, als habe er zwar dem Vertrage zugestimmt, sei sich aber nicht eigentlich der Tragweite bewußt gewesen u. dgl. m.

Um nichts zu unterlassen, was zur Aufklärung beitragen kann, habe ich sowohl mit dem hiesigen Vertreter der Neuen Republik, als auch mit dem Hauptvertrauensmanne der im Forster'schen Sinne wirkenden Partei eine Unterredung über diese Dinge gepflogen. Ich kann nur wiederholen, daß der erwähnte Vertrag vom 16. August 1884 so deutlich wie möglich spricht, während von der anderen Seite blos unbezeugte Behauptungen vorliegen.

Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß Zulu-Land unter Buren-Oberhoheit gestellt wurde. Das kriegerische, auch geistig nicht schlecht veranlagte Volk der Zulu — aus deren Mitte ein kluger Mann den als Glaubensboten zu ihm gekommenen englischen Bischof Colenso zu einer freisinnigeren Auffassung auf biblischem Gebiet bekehrte — hat schon viele innere Kämpfe wegen des Ehrgeizes seiner Fürsten durchgemacht. Einer dieser Fürsten, Dingaan, der Bruder Panda's, auf welch Letzteren Ketschwäyo folgte, hatte Buren am oberen Tugela-Flusse eine Landschenkung als Vergütung für die Zurückholung von Vieh gemacht, das ihm von einem Häuptling geraubt worden. Nachträglich überfiel er diese Buren und metzelte sie bis auf den letzten Mann nieder. In einer späteren Schlacht wurde er indessen geschlagen und mußte das Land südwestlich vom Tugela abtreten.

Als sich bald darauf sein Bruder Panda gegen ihn erhob, machten Buren gemeinsame Sache mit Panda und riefen ihn in einer am Folosi-Ufer gehaltenen Versammlung zum König aus. Bei dieser Gelegenheit wurde durch den Buren-Befehlshaber Pretorius alles Land vom Tugela- bis zum schwarzen Folosi-Flusse, in einer im Namen des Volksrathes erlassenen Kundmachung, als der Oberhoheit der Buren unterstehend bezeichnet.

Im Jahre 1860 — so wird in Farrer's Geschichte des Zulu-Landes gesagt — sandte die Südafrikanische Republik einen Ausschuß von Bevollmächtigten zu Panda und seinem Sohne Ketschwäyo, um gewisse Landangelegenheiten, wie auch die spätere Thronfolge zu regeln. Es wurde Ketschwäyo dabei erklärt: „seine Einsetzung werde nicht allein davon abhängen, daß er sich als Feind alles nutzlosen Blutvergießens zeige, sondern auch der Transwaal-Regierung gehorsam zu sein verspreche, keinen Krieg außerhalb der Zulu-Grenzen ohne ihre Zustimmung führe und weder die englische Regierung in Natal, noch den Oranien-Freistaat belästige. Ferner wurde ihm mitgetheilt: ‚er werde im Namen des Volkes und der Südafrikanischen Republik eingesetzt.'" „Mit andern Worten" — fügt der Verfasser hinzu — „Ketschwäyo sollte ein vollkommener Vasall der Buren sein, wie es Panda vor Einmischung der Engländer gewesen."

Gleichviel wie man nun über diese Vorgänge urtheilen mag, geschichtlich sind sie vorhanden. Auch eine besondere Abtretung der St. Lucia-Bucht an die Südafrikanische Republik durch König Panda ist bekanntlich von der Regierung zu Pretoria behauptet worden. „Bald", soll Panda einmal gesagt haben, „werden die Buren mir nicht Raum genug lassen, um meine Beine auszustrecken."

Dieser Ausdruck war bei ihm ganz besonders geeignet, Mitleid hervorzurufen; denn, gleich vielen Zulu im höheren Alter, litt der König ungeheuer an Fettsucht, vermochte sich gar nicht mehr selbst zu bewegen und mußte stets im Rollwagen umhergefahren werden, auch wenn er die Heerschau hielt, wo ihm die Krieger ihr: „Guten Morgen, Vater!" entgegenriefen.

Wenn Zulu-Fürsten sich von Nebenbuhlern bedrängt fühlen, so nehmen sie und die Häuptlinge ihrer Partei es offenbar sehr leicht mit den Landschenkungen. Das ist indessen ihre Schuld; und am wenigsten können Diejenigen einen Einwand dagegen erheben, welche sogar ohne Landschenkung und ohne irgendwelchen Vertrag sich, nach Hrn. Forster's Weise, des ganzen Zulu-Landes bemächtigen und gleich auch die Südafrikanische Republik mit in die Pfanne hauen möchten.

Es ist vor einiger Zeit viel von der Abtretung der St. Lucia-Bucht durch Dinizulu an Hrn. Einwald und von der Möglichkeit gesprochen worden, seine Erwerbung für Deutschland nutzbar zu machen. Alle betreffenden Verhandlungen sind mir genau bekannt geworden: die in Zulu-Land, wie die in Berlin gepflogenen. Ich habe, was die ersteren betrifft, den Eindruck empfangen, als sei jene Abtretung an Hrn. Einwald kaum als rechtskräftig zu betrachten.

Wenn ferner von Hrn. Einwald die Bedingung gestellt wurde: es solle die deutsche Regierung sich zur Zerstörung der „Neuen Republik" verpflichten und nur dadurch ein Recht auf den Besitz der Bucht erlangen, so hat der Reichskanzler sicherlich wohl daran gethan, das ganze Anerbieten schon deshalb abzulehnen. Eine Verfeindung mit dem, den Bürgern der Neuen Republik stammverwandten Volke von Transwaal, dessen Regierungshäupter in Berlin so ehrend empfangen worden waren, hätte ja unfehlbar die nächste Folge sein müssen.

Die Zulu sind, wie schon bemerkt, ein begabtes Volk. Das sagen Alle, die im Lande gewesen. Das war auch die Schilderung, die mir vor vielen Jahren ein früh verstorbener schottischer Bekannter, David Leslie, von ihnen machte. Er war lange in Süd-Afrika gewesen, gelegentlich von König Panda zu Rathe gezogen worden und hat in einer Reihe, nach seinem Tode zu einem Werke vereinigter Aufsätze und Briefe äußerst anziehende Schilderungen über Volk, Sprache, Gebräuche, Erzeugnisse u. s. w. des Landes der Zulu und Tonga*) gegeben. Im Uebrigen war auch Leslie, nach Art von Sir Bartle Frere, der in Glasgow eine Unterredung mit ihm suchte, schon für eine groß-afrikanische Politik gewesen, wobei Zulu-Land und der Transwaal- und Oranien-Freistaat eingeschlachtet werden sollten. Aus Leslie's Darstellungen war mir stets ersichtlich, daß die Zulu nicht etwa, wie andere wilde oder barbarische Völker, diplomatisch leicht übers Ohr zu hauen sind. An den vor ein paar Jahren hierhergekommenen Zulu, die ich theils durch einen Dolmetscher, theils auf Englisch persönlich über ihren Glauben, ihre Sitten u. dgl. befragte, fiel mir der bedeutende Schädelumfang auf. Die Messungen, die ich an ihnen anstellen ließ, ergaben eine beträchtliche, den besten europäischen Durchschnitt ergebende Zollzahl.

*) Gewöhnlich „Amatonga" genannt; so auch von Leslie. „Um" und „Ama" sind indessen, in der Sprache der Eingeborenen, nur die Geschlechtswörter der Einzahl und Mehrzahl; und man könnte ebensowohl „Amazulu" sagen.

Digitized by Google

Dies nur beiläufig, damit nicht etwa die Meinung platzgreife, als seien Weiße, bei Unterhandlungen mit diesem eingeborenen Stamme, leicht fähig, den „Wilden" zu täuschen.

Die Sache stellt sich, dünkt mir, vielmehr so. Im Falle der Noth lassen Zulu-Fürsten, um vorläufig ihren Zweck gegen Nebenbuhler zu erreichen, sich gern zu einem Vertrage mit weißen Bundesgenossen herbei. Diese brauchen sich keineswegs anzubieten; sie werden vielmehr gerufen. Weiße Bundesgenossen fochten in Betschuana-Land auf der einen Seite für die Häuptlinge Mankoroane und Montosia; auf der entgegengesetzten für Moschette und Massouw. Glaubt ein Zulu-Fürst sich nachträglich in seiner Stellung befestigt, und nähern sich ihm andere Weiße — also z. B. Vertreter Englands —; um ihn zum Bruch eines mit Buren abgeschlossenen Vertrages zu bewegen, so leiht der Zulu-Fürst wohl auch solchem Rathe nicht ungern sein Ohr. Man braucht ja kein eingeborener Afrikaner, sondern nur in der Weltgeschichte bewandert zu sein, um das zu verstehen.

Auf Hrn. Forster's wiederholte Aufforderungen an die jetzige Tory-Regierung, groß-afrikanische Politik gewaltthätig zu betreiben, hat Oberst Stanley (Bruder des früheren Ministers für die Ansiedlungen, Lord Derby's), der jetzt dasselbe Amt verwaltet, höchst vorsichtig geantwortet. Mit Rußland hat man noch zu thun. Sollte man da die Gefahr einer Empörung am Kap, wo zwei Drittel der Bevölkerung in den englischen Gebieten holländischer Abkunft und Sprache sind, freventlich heraufbeschwören?

Hrn. Forster's Gebahren ist wahrlich räthselhaft, denn er kennt doch die Beschränktheit der kriegerischen Machtmittel seines Landes und kann unmöglich glauben, daß dieselben gleichzeitig ausreichen würden, eine große südafrikanische Empörung zu bemeistern, Rußland die Spitze zu bieten und Irland ruhig zu halten. Sollte er wirkich meinen, Rußland werde sich in Afghanistan um so eher zufrieden geben, wenn der Kriegsbrand am Vorgebirge der guten Hoffnung los ist? Und sollte er, der die Schreckensjahre in Irland durchmachte, sich in dem Glauben wiegen, die Sonderbündelei würde, im Falle einer gleichzeitigen Verwickelung mit Rußland und in Süd-Afrika, sich ruhig aufs Ohr legen und einnicken?

Ich kann aus sehr genauer Kenntniß versichern, daß England klug daran that, trotz der Niederlage am Madschuba-Hügel den Krieg mit den Buren im Jahre 1881 einzustellen. Andernfalls wäre die Gefahr in Irland, wo das „ungeschriebene Gesetz" der sog. „zweiten Regierung" (d. h. der Land-Liga) von den Vehm-Gesellen so lange keck ausgeführt wurde, in furchtbarster Weise vermehrt worden.

Wer damals in der Transwaal-Sache zu Gunsten der Südafrikanischen Republik thätig war, der hatte Gelegenheit, Mancherlei zu erfahren und englischen Staatsmännern warnend zuzureden. Unsererseits ist dies in Schrift und Wort geschehen. Sowohl um des Rechtes eines schnöde vergewaltigten Freistaates, als auch um Englands selbst willen, das wir nicht aus dem Buche der Mächte gestrichen zu sehen wünschten, war es uns hoch erfreulich, als John Bright, auf die von uns angeregte und ihm übermittelte „Internationale Zuschrift", aus dem Kabinet heraus eine beistimmende Antwort gab.

Das war der erste und der entscheidende Schritt zum Sieg der guten Sache und eine Rettung auch für England.

Mögen Herrn Forster's jetzige Rathschläge nicht befolgt werden! Sie würden England in eine neue Gefahr stürzen, in welcher es unfähig wäre, den auf Indien abzielenden Unternehmungen des Zarenthums Halt zu gebieten, dagegen bald wieder zu Hause eine Schlange am Busen gegen sich aufzischeln sähe — die römische Schlange in der Homeruler-Haut.

Das Sinken des Zinsfußes in der Gegenwart.

Von D. Zeller.

Auf den gewaltigen wirthschaftlichen Aufschwung und die Unternehmungslust, wie sie Anfangs der 1870er Jahre alle Kreise durchdrangen, ist eine Periode der Ruhe gefolgt. Mit dem gewaltigen Anwachsen neuer Capitalien hat die Gelegenheit zu ihrer Beschäftigung nicht gleichen Schritt gehalten, und das Fallen des Zinsfußes in ganz Europa beweist, daß das Capital nicht mehr in gleich lohnender Weise wie vor einem Jahrzehnt verwerthet werden kann. Das Sinken des Zinsfußes, wie es sich fortwährend im Herabsetzen der Zinsen von Staatsanleihen, Eisenbahn- und Industriepapieren äußert, ist ein hervorragendes Symptom der wirthschaftlichen Lage und Entwickelung eines Volkes. Im Allgemeinen das Zeichen steigender Cultur und Wohlstandes, hat jene Erscheinung die Erhaltung des Friedens zur Voraussetzung, unter dessen Schutz Handel und Industrie gedeihen. In den Friedensperioden erfährt erfahrungsmäßig der Zinsfuß eine allmähliche Erniedrigung und pflegt, trotz vorübergehender Unterbrechungen, schließlich die sinkende Tendenz die Oberhand zu gewinnen. Die feste Aussicht auf Erhaltung friedlicher Zustände wird stets die Capitalbildung fördern, mit dem verstärkten Angebote von Capital sinkt natürlich der Nutzungspreis des Geldes. Gegenwärtig deuten alle Anzeichen auf eine länger dauernde Periode billigerer Geldverleihung, wie sie die lange Friedenszeit nach den napoleonischen Kriegen von 1815 an bis 1848 enthielt. Nach schwerem Ringen und Kämpfen entfalteten damals Handel und Industrie, unter den wohlthätigen Einwirkungen der Gründung des deutschen Zollvereins, eine segensreiche Thätigkeit, die Course der Staatsanlehen erreichten eine solche Höhe, daß eine Reihe von Staaten die Zinsen ihrer Schuldtitel erheblich reducirten, wodurch zum Vortheil der Landwirthschaft und Landescultur dem Grundbesitze bedeutende Summen zugewendet werden konnten. Vom Jahre 1848 bis 1871 trat dann wieder eine Periode des Steigens des Zinsfußes ein, vornehmlich veranlaßt durch die wirthschaftlichen Umwälzungen.

Die Verwendung der Dampfkraft im Dienste des Verkehrs und der Industrie, die massenhaften Eisenbahnbauten und die Umgestaltung des ganzen Transportwesens war die Ursache einer großen Nachfrage nach Capital. Außerdem trug das Entstehen einer Reihe von Actiengesellschaften, der Reiz der hochverzinslichen ausländischen Werthpapiere auf den deutschen Capitalisten und das Abströmen deutschen Capitals nach benachbarten Ländern zur Erhöhung des Zinsfußes bei. Das Auffinden neuer productiven Capitalverwendungen steigerte naturgemäß die Nachfrage und führte zu einer Preiserhöhung für die Capitalnutzung. Dazu kamen die den Staatscredit erschütternden politischen Ereignisse und Kriege der Jahre 1848, 1854, 1859, 1864, 1866 und 1870, welche große Anlehen zu militärischen Zwecken nöthig machten. Allmählich trat wieder an Stelle des raschen wirthschaftlichen Aufschwunges und der hastigen Speculation eine langsamere und stetigere Entwickelung. Die großen Verluste aus der Gründerzeit mahnten zur Sparsamkeit und Vorsicht, von erheblichem Einfluß war der allmähliche Ausbau der größeren Eisenbahnnetze, die Einziehung und Conversion hochzinstragender ausländischer Werthpapiere, wodurch große Summen für das deutsche Capital disponibel wurden.

Neue gewaltige Anforderungen, wie sie die frühere Entwickelungsperiode für den Capitalmarkt mit sich brachte, sind in nächster Zukunft kaum zu erwarten, offensichtig gewinnt die sinkende Tendenz auf den Wirthschaftsgebieten die Oberhand. Im verflossenen Jahre waren es zwei bedeutungsvolle Vorfälle, welche das Sinken des Zinsfußes zur Erscheinung brachten: die vorgeschlagene Conversion der 3 procentigen englischen Consols und die Umwandlung der 6 procentigen ungarischen Rente. In den letzten Wochen hatte die Emission $3^1/_2$ procentiger preußischer Consols einen Erfolg, der voraussichtlich zur allmählichen Herabsetzung des Zinsfußes bei einer

Digitized by Google

Reihe von Staatsanlehen führen wird. Durchschnittlich ist der Zinsfuß bei sicheren Capitalanlagen, z. B. einer größeren Zahl solider Staats- und Eisenbahnanleihen, auf einen verhältnißmäßig niederen Stand gelangt; die allgemeine Geldabundanz hat auch das Sinken des Hypothekzinsfußes herbeigeführt und nöthigt die Sparinstitute, Geld und Hypotheken zu billigeren Bedingungen zu gewähren und den Zinsfuß bei Einlagen entsprechend herabzusetzen. Die schlimmen Erfahrungen der Krachjahre schreckten das Capital von der Betheiligung an industriellen Unternehmungen zurück, mehr und mehr wendet es sich der müheloſen Anlage in den erhebliche Coursſteigerung aufweisenden Staatspapieren zu. Die Lage des Geldmarktes und wirthschaftlichen Lebens deutet darauf hin, daß, falls nicht außerordentliche Ereigniſſe, wie Kriege und Handelskrisen, eintreten, der Zinsfuß seine sinkende Bewegung fortsetzen wird. Dieses Sinken hat eine weitgehende Bedeutung und entbehrt neben vielseitigen wohlthätigen Wirkungen keineswegs auch nachtheiliger Folgen. Mancher durch die Unkündbarkeit des Capitals gebundene Schuldner wird von dem niederen Zinsfuß keinen Gebrauch machen können, mancher kleine Rentner die Schmälerung seines Einkommens hart empfinden. Trotzdem überwiegen die Vortheile die Nachtheile um ein Erhebliches. Die geringere Ertragsfähigkeit des Capitals verlängert den Zeitraum, in welchem sich der Einzelne so viel erübrigt, daß er von seinen Ersparnissen leben kann. Eine nothwendige Folge ist die größere Sparsamkeit und vermehrte Arbeitskraft der Capitalisten, die Hebung der Unternehmungslust und die Belebung der Handelsthätigkeit. Für den Capitalbedürftigen, insbesondere für Grundbesitzer und Gewerbsleute, ist der niedere Zinsfuß ein Vortheil, durch Schmälerung des Gewinnes des müßigen Capitals erhöht er den Werth der schaffenden Arbeit. Dem Kleincapitalisten wird es leichter, in späteren Jahren die Früchte seines Fleißes zu genießen. Durch die veränderte Vertheilung und die Ausgleichung des Besitzes müssen die socialen Gegensätze ihre Schärfe verlieren.

Literatur und Kunst.

Musikleben in England.

Von Josef Schrattenholz.

Es war das dritte Mal in meinem Leben, daß ein günstiger Schicksalswind in den letzten schönen Juniwochen mein Schiff nach England trug. Der Hauptzweck meines diesmaligen Besuches war ein musikalischer. Ich wollte das Musikleben unseres großen Nachbarvolkes durch eigene Erfahrung gründlich kennen lernen, die früher empfangenen Ansichten darüber läutern und ein festes Urtheil zu gewinnen suchen.

Mein erster Gang in London galt August Manns, dem Anführer des diesjährigen zweihundertsten Geburtstagsfestes unseres erhabenen Altmeisters Händel. Man kennt Herrn Manns auf dem Continent wenigstens par renommée. Er ist ein kleiner, etwas queckſilberner Mann, mit glattsträhnigen, melirten Locken, grauem Knebelbart und feinem, weltmännischem Benehmen. Unter der gewölbten, hohen Stirne lagert ein dichtumbuschtes Augenpaar, das meist etwas träumerisch, indifferent dreinschaut, doch bei lebhafterem Gedankenaustausch unter den waldigen, schattigen Augenbrauen, wie unter einer Wetterwolke, leuchtende Blitze hervorschießt. Dieser kleine Mann leitet nun seit über 30 Jahren die berühmten Orchester-Concerte des Crystal-Palace und mit ihnen, wenigstens soweit sie für England in Frage kommen, die Geschicke aller europäischen Berühmtheiten der Tonkunst. Außer St. James Hall mit seinen bekannten Monday popular concerts existirt nämlich in London keine Arena, vor welcher der Künstler sein „Salve Caesar!“ vor einem zahl- und einflußreicheren Publicum und mit Aussicht auf größeren Erfolg erschallen lassen könnte, als der Crystal-Palace. Man kann also ermessen, wie einflußreich, verantwortlich und vielumworben die Stellung des Regenten dieser Arena ist. Die Ehre, im Crystal-Palace gespielt oder ein Werk in ihm zur Aufführung gebracht zu haben, wird thatsächlich so hoch geschätzt, daß selbst namhafte auswärtige Künstler zu ihrer Erreichung gerne bedeutende persönliche Opfer bringen. Herr Manns hat diesen weitgehenden Einfluß seines Concertinstituts nie mißbraucht. Als Mensch wie als Künstler genießt er überall die allgemeinste Hochachtung und er verdient sie. Meinem gewöhnlichen Brauch gemäß suchte ich den Löwen direct in seiner Höhle, in seinen Arbeitszimmern im Crystal-Palace, auf. Mit beweglichen Geberden und Mienen schilderte er mir die Nothwendigkeit, heute die ganze Nacht durcharbeiten zu müssen, weil ihm die Instrumentation eines auf dem Festprogramm stehenden Händel'schen Werkes durch seinen Vorgänger M. Costa nicht gefalle. In regem Feuereifer zeigte er mir die Partitur. „Hier, sehen Sie selbst, ob Costa da nicht zu dick aufgetragen hat. Die Instrumente decken die Singstimmen ja vollständig. Und das Schönste ist, daß Händel selbst im Original bei den Bläsern hier ausdrücklich nur einfache Besetzung vorschreibt! Aber dem guten Sir Michael klang alles nie stark genug. Wenn eine Posaune in der Partitur stand, so nahm er sicherlich zwei.“ Ich wendete das Gespräch auf einen hochbegabten, deutschen Künstler, der sich seit einiger Zeit in London niedergelassen und für welchen ich des Redners Protection erbitten wollte. Herr Manns versprach mir, zu thun, was in seinen Kräften stehe, schilderte mir aber gleichzeitig mit Offenheit die Schwierigkeiten der Erfüllung meines Anliegens. „Das Institut, dem ich vorstehe“, so sagte er, „ist ein specifisch englisches, wie Sie wissen, und England ist meine zweite Heimath geworden. Ich kam hierher, nachdem ich meine Stellung als preußischer Militärcapellmeister in Köln niedergelegt hatte. Als einfacher Geiger trat ich in das Crystal-Palace-Orchester. Nachdem ich eine Probe meines Directionstalentes abgelegt, engagirte man mich sofort als zweiten Dirigenten, und seit dieser Zeit bin ich, eine kurze Concertreise in Schottland abgerechnet, permanent im Dienste der Crystal-Palace-Company gewesen. Ich bin meinem neuen Vaterlande zu aufrichtigstem, dauerndem Danke verbunden und betrachte es sowohl als Pflicht persönlicher Erkenntlichkeit, wie durch sachliche Gründe geboten, bei meiner Wirksamkeit in erster Linie die eingeborenen Künstler und die Werke englischer Componisten zu berücksichtigen. So lange ein Künstler sich im Auslande keinen Namen gemacht hat, hält es sehr schwer, ihm für den Crystal-Palace ein Engagement zu verschaffen.“ Die rücksichtslose Offenheit und menschlich edle Gesinnung, welche aus diesen Worten sprach, berührte mich äußerst wohlthuend. Findet man doch gerade in Musikkreisen, sobald man das jus protectionis zur Sprache bringt, eine derartige Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit äußerst selten.

Man würde nun übrigens entschieden fehl gehen, wenn man aus der obigen Aeußerung folgern wollte, daß die Crystal-Palace-Concerte in der Hauptsache nur Versuchsstationen für englische Musiker und englische Musik seien. Herr Manns zeigte mir einen Katalog der hervorragendsten in seinen Saturday-Concerts aufgeführten Instrumental- und Vocal-Werke, von 1855 bis 1879 reichend. Ich fand darin die Benedict, Sterndale-Bennet, Gadsby, Barnett, Holmes, E. Prout, Wingham, Barnby, Cowen, Costa, Parry, Smith, Stanford, Stephens, Street, Waley und andere große und kleine englische Componisten allerdings vertreten, aber nur in verschwindendem Procentsatz. Der Löwenantheil bei der Programm-Besetzung fiel den Deutschen, unsern alten und neuen Classikern zu. So wurden, um einen annähernden statistischen Begriff zu geben, in den Concerten sämmtliche Beethoven'schen Symphonien wiederholt aufgeführt; die Pastoral- und C-moll-Symphonie je 21 mal, die achte und neunte je 15 mal, die herrliche A-dur sogar 25 mal, so daß im Ganzen in dem genannten Zeitraum die unverwüstlichen symphonischen Tondichtungen des Schöpfers unserer Instrumentalmusik 163 mal auf dem Programme erschienen. Aehnlich verhält es sich mit unseren übrigen deutschen Classikern, den Romantikern und Modernen, von Bach bis zu Berlioz, Brahms und Bruch. Und wie die Werke unserer

Digitized by Google

Meister in der Mehrzahl, so auch die Nachschöpfer derselben, unsere Künstler und Künstlerinnen. Joachim, Vieuxtemps, Ole Bull, Sarasate, Wieniawski, Auer, Straus, Wilhelmj, Lauterbach, Grün, Petri, Remenyi, Lotto, Hausmann, v. Bülow, Rummel, Hallé, Scharwenka, Rubinstein, Heller, Pauer, F. v. Hiller, Reinecke, die Schumann, Essipoff, Brandes, Zimmermann, Goddard, Montigny-Rémaury, Krebs, Mehlig — weder in Deutschland noch in den anderen Ländern des Continents existirt eine wirkliche Kunstgröße, die nicht unter dem hochgewölbten, krystallenen Zeltdach dieses Riesenbauwerks wiederholt die Schwingen ihres Talentes entfaltet hätte. Meister Joachim, in England allerdings der bevorzugteste Vertreter seines Instrumentes, ist in den 23 Jahren die der Katalog der Concerte umspannt, allein im Crystal-Palace 32 Mal aufgetreten. Manns selbst, ein ganz bedeutender Geiger und ausgezeichneter Componist — sein Concertino in E empfehle ich jedem leistungsfähigen Guarnerius aufs wärmste! — hat seinem Namen in der langen Zeit bloß zweimal Aufnahme zu verschaffen gewußt und zwar mit dem eben genannten Concertino und einer „Festouverture", eine künstlerische Selbstüberwindung, welche man nicht manchem in ähnlicher Stellung sich bewegenden Musiker nachrühmen kann.

Deutsche Tonkünstler und Kunstfreunde hatten mir bei meiner Abreise über Arrangement und Ausführung, Programm und Verlauf der Londoner Händelfeste allerlei ungünstige Mittheilungen gemacht. Namentlich die Akustik des Concertraumes wurde mir mit den schwärzesten Farben geschildert, so daß ich schließlich die Vorstellung empfing, eine Musikaufführung im Crystal-Palace sei dem Ohre ungefähr dasselbe, was dem Auge der Anblick eines die Piccoloflöte blasenden oder eine Cigarette rauchenden h. Christoforus. Bei meiner Ocular-Inspection des colossalen musikalischen Schlachtfeldes theilte ich Herrn Manns diese Befürchtungen offen mit. Er fand sie theilweise gerechtfertigt. Im Allgemeinen aber tadelte er die in Deutschland über die englischen Händelfeste in Umlauf gesetzten Vorstellungen als falsch: „Da hat, par exemple, noch vor Kurzem ein College von Ihnen in einer biographischen Skizze Händel's die kühne Behauptung aufgestellt, in den Programmen der Londoner Händel-Festivals herrsche die ‚armseligste Beschränktheit'. Das ist leicht gesagt, fast ebenso leicht als: Händel ist ein großer Mann, oder: Händel ist verzopft. Aber man sollte dergleichen nicht aussprechen und noch weniger es drucken lassen, wenn man nicht den Beweis dafür antreten könnte. Es ist ja wahr: seit 1862, wo wir unsere großen Triennial-Händel-Festivals hier begannen, haben wir auf jedem Feste den ‚Messias' und ‚Israel in Egypten' aufgeführt. Für den Draußenstehenden liegt darin eine gewisse Beschränktheit. Wer mit den hiesigen Verhältnissen vertraut ist, wird dieselbe jedoch gerechtfertigt finden. Jene beiden Oratorien sind die bedeutendsten und hier zu Lande populärsten des Meisters. Es vergeht kein Winter, wo Hauptstadt oder Provinz nicht das eine oder andere von ihnen aufführen. Wir müssen darauf Rücksicht nehmen. Die verschiedenen Tausende von Choristen, die auf unseren Festen mitwirken, rekrutiren sich aus den entlegensten Landestheilen. Vorproben nach deutschem Muster mit ihnen abzuhalten, ist dem Festdirigenten erklärlicherweise unmöglich. Ich habe diesmal allerdings in den größeren, über 200 Sänger stellenden Städten die Leute mit meiner Lesart der Werke vertraut gemacht. Das ist indeß, weil die vielseitigen Pflichten meiner Stellung und die Beschäftigung der Mitwirkenden es verbieten, nur im gegenwärtigen Ausnahmefalle zu ermöglichen gewesen. Hier am Orte kann ich nie mehr als eine Generalprobe abhalten. Was die Akustik des Crystal-Palace betrifft, so sind die Deutschen nicht die Ersten, welche darüber klagten. Bei dem vorletzten Händelfeste kamen nach dem Hagelchor aus ‚Israel' Sir Julius Benedict und Hallé auf mich zu. Der arme Sir Julius, er ist auch schon todt jetzt! ‚Ich begreife gar nicht, lieber Manns', sagte Benedict, ‚wie es kommt, aber wir hören den zweiten Chor des Doppelchors immer eine Viertelminute später, als den ersten!' Die Sache war sehr einfach und Sie können sie sich, flüchtig umschauend, selbst erklären. Wenn man da oben im Orchester eine Pistole abfeuerte, so ist es klar, daß man den Schuß hier unten in den Seitengängen, so und so viel hundert Schritte entfernt, weit später hört, als er gelöst wird. In diesem Raume, in dem Sie die Bewohner einer deutschen Mittelstadt mit Kind und Kegel bequem unterbringen können, existiren natürlich andere akustische Verhältnisse, wie in einem abgeschlossenen, fest begrenzten Concertsaale. Zudem nahm Sir Costa, der die früheren Feste leitete, die Tempi stets zu schnell. Alle Vorstellungen nutzten nichts. ‚Mendelssohn hat es auch so gemacht!' erwiderte er, und das war allerdings richtig, aber das Tragikomische dabei war, daß Mendelssohn die Tempi bekanntlich ebenfalls meist überhastete. Thatsächlich existirt nur eine Partie im Palace, wo man gut hört und eine harmonische Totalwirkung erhält, und das ist das Mittelschiff hier, welches seine Fläche dem Orchesterraum zukehrt. Die Plätze desselben sind allerdings die theuersten. Ein Pfund 5 Shilling pro Concert zahlt nicht ein Jeder gern, aber wenn man die Klangwirkung unseres Fest-Chors und -Orchesters wirklich genießen und beurtheilen will, bleibt nichts Anderes übrig!" —

Ich hatte das Glück, den Händel-Concerten von einem jener weniger pecuniär als akustisch vortheilhaften Plätze aus beiwohnen zu können. Der Gesammteindruck, den ich empfing, war ein wahrhaft erhabener, erhebender. In einem Raum von weniger gigantischen Verhältnissen würden diese Tausende von Sängern und Instrumentalisten entschieden erdrückend, betäubend wirken. Hier steht die Größe der aufmarschirten Armee — sie zählte im Ganzen etwa 3500 Köpfe — durchaus im Verhältniß zur Größe des Schlachtfeldes und der Größe der aufgeführten Werke. Man spricht so viel von der elementaren Kraft und packenden Volksthümlichkeit der Händel'schen Chöre, von seiner hier vielfach stützenden und tragenden, dort verstärkenden, gelegentlich auch sinnig malenden und gewaltig schlagenden Orchester- und Orgelbehandlung. Einen rechten Begriff davon habe ich erst im Crystal-Palace erhalten. Die Oratorien dieses Meisters sind auf Massenwirkung und Massendarstellung ordentlich angelegt und die ihnen immanente, außergewöhnliche Macht und Pracht kann nur durch außergewöhnliche Mittel zur vollkommenen Geltung gelangen. Hätten wir in Deutschland einen ähnlichen Concertraum, es würde von größtem Interesse und gewiß auch von Erfolg sein, die Wahrheit dieser Behauptung durch ähnliche Massen-Aufführungen zu erproben. Leider ist unser Volk dafür nicht unternehmend und — pietistisch genug. Der puritanische Geist Englands hat Händel gleichsam von selbst auf das Gebiet des Kirchlichen geführt; er ließ ihn das Oratorium, seine eigenartigste Kunstform, und in ihr das geignetste Mittel für den Ausdruck seines besten, tiefsten Geisteskernes schaffen, und dem pietistischen Zuge des gegenwärtigen englischen Nationalcharakters haben wir's zu danken, daß jenen unvergeßlichen, wunderbaren musikalischen Bauwerken jenseits des Canals eine solch zärtliche, durch ihre Allgemeinheit überraschende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Unsere überseeischen Stammesbrüder besitzen nicht allein in Westminster-Abtey die Gebeine des gewaltigen Tonheros und in der Buckingham-Palace-Bibliothek seine Manuscripte; sie besitzen auch, was weit mehr, Liebe und Neigung zu dem Meister und Mittel und Fähigkeiten, seine geistige Hinterlassenschaft fruchtbar zu machen. Das ist genug. Ob jene Liebe im Grunde einem nationalen Vorzug oder Fehler entstammt, ist eigentlich indifferent.

Die Ausführung der aufgeführten Werke kann ich nur loben. Eine ähnliche, technisch präcise und künstlerisch vollendete Wiedergabe der beiden Oratorien habe ich, wenigstens was die Chorleistungen betrifft, in Deutschland selten genossen. Diese aus den entlegensten Landesstrecken bunt zusammengewürfelten Choristen und Choristinnen sangen ihre Stimmen mit einer so einheitlichen rhythmischen und sprachlichen Genauigkeit und einer solch wirkungsvollen, verständigen dynamischen Schattirung, als ob sie die herrlichen, kraft- und gesundheitsprühenden Chöre selbst componirt hätten. Man empfing ganz den Eindruck, daß hier ein Dirigent vollkommen überflüssig, und die Mehrzahl des Publicums hat bestimmt nicht daran gedacht, welch einem vortrefflichen musikalischen Moltke die glänzenden Kunstsiege der Sängertruppen eigentlich zu danken waren.

Unter den Solisten, die in den beiden Oratorien sowie

Digitized by Google

an dem sogenannten, dem „Künstlerconcerte“ unserer Musikfeste entsprechenden, selection day mitwirkten, befanden sich außer den beiden famosen Organisten Eyre und Best, letzterer als omnipotenter Beherrscher und geistvoller Bereicherer der Litteratur seines königlichen Instruments auch in Deutschland wohl bekannt, die hervorragendsten, glänzendsten Sterne der Londoner italienischen Oper. Ganz besonders interessirten mich von ihnen die Albani, die beiden ausgezeichneten Tenoristen Maas und Lloyd, sowie der famose Bassist Santley, die ich noch nicht gehört hatte. Die Albani, — welche übrigens, ein Beispiel englischer Honorarverhältnisse! selbst in der Generalprobe nicht unter einem Ehrensold von 200 Pfund sang, — ist wirklich das, wozu die vox populi sie macht: eine würdige Rivalin der Adelina Patti, dieser idealsten aller Sopranistinnen. Anmuthig, schön, im Vollbesitz der Jugendfrische ihres Talentes und ihrer persönlichen Reize, muß diese lieblich entfaltete Menschenblume sofort für sich einnehmen. Die Bekanntschaft mit Madame Albani hat mir aufrichtige, große Freude gemacht und mich fast ebenso lebhaft interessirt, als das neue Doppelconcert für Orchester, das man auf dem Feste nach einem 150jährigen Bibliotheksschlaf zum ersten Male zur Darstellung brachte. Das Werk wurde unlängst in einem versteckten Winkel der Buckingham-Palace-Bibliothek aufgefunden. Es stammt aus Händel's reifster, frischester Periode und seine Existenz war bisher gänzlich unbekannt, auch ist es zu Händel's Lebzeiten nie aufgeführt worden. Wenn die Engländer nicht so egoistisch sind, das Manuscript Manuscript bleiben zu lassen, wird man es auch bei uns gewiß bald zu Gesicht und Gehör bekommen. Jeder musikalische Mensch muß seine Herzensfreude an dem Werke haben und der Musiker erst recht.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß während meiner Anwesenheit in London auch das letzte „Richter-Concert“ der diesjährigen Saison stattfand. Selbstverständlich pilgerte ich an dem betreffenden Abende nach St. James Hall. Hermann Franke, der intellectuelle Urheber und geschäftliche Leiter dieser Musterconcerte, hat sich durch ihre Entrirung und Durchführung entschieden ein großes Verdienst erworben. Sie sind gegenwärtig die besten Orchesterconcerte der Hauptstadt, und da sie als solche auch vom Publikum anerkannt werden und St. James Hall einen sehr geräumigen Concertsaal besitzt, tragen sie endlich auch den verdienten materiellen Erfolg davon. Franke sieht noch immer so — „englisch“ — aus, wie vor Jahren, wo er in dem berühmten gräflich Hochberg'schen Streichquartett neben Schiever, Wolff und Hausmann an der zweiten Geige saß. Persönlichkeit und Naturell haben ihn zum Landsmann der Engländer gleichsam prädestinirt, und es war mir eine wohlthuende Empfindung, die Erfahrung zu machen, daß sein von tiefer musikalischer Einsicht und echt künstlerischem Idealismus getragenes organisatorisches Genie in seinem neuen Vaterlande nun neben dem geistigen Lohn auch den nicht minder wichtigen pecuniären empfängt. Seine aufopfernde, oft bis über die Grenze des Möglichen gehende Thätigkeit als Leiter der Londoner deutschen Oper hat ihn eines solchen Erfolges doppelt würdig und werth gemacht. Ernst Schiever, sein College, der frühere erste Geiger des genannten Streichquartetts, zählt gegenwärtig ebenfalls zu den hervorragendsten englischen Musikcelebritäten.

Der treuherzige, immer noch echt deutsche Künstler wirkt in den Richter-Concerten als erster Vorgeiger mit. Er hat sich in Liverpool, seinem Wohnorte, eine äußerst brillante Stellung errungen und gilt neben Straus, Ludwig, Paul David in Uppingham und Gompertz in Cambridge als einer der bedeutendsten Vertreter seines Instrumentes und der Joachim'schen Schule. Und mit Recht. Joachim hat den Engländern in seinem Schülerquartett Ludwig, Schiever, Gompertz und Franke ein Doppelpaar von Kunstführern gegeben, für welches ihm allgemeinster Dank gebührt. Jugendfrische, tief gebildete und rastlos weiter strebende Musiker, sind diese Männer wahre Apostel der echten Kunst und wirken in ihren einflußreichen Stellungen als Lehrer, Concertarrangeure, Virtuosen und Tonsetzer das Beste. Was Josef Ludwig z. B. durch seine langjährigen Kammermusik-Concerte in Prinzeß Hall für die Popularisirung classischer Kammermusik und in specie für die Einführung der letzten Beethoven'schen Quartette gethan hat, ist entschieden ebenso verdienstvoll, wie die Einführung der Tondramen Richard Wagner's durch Franke oder die Pflege deutscher Claviermusik durch Charles Hallé, den alten, geist- und geschmackvollen westfälischen Pianisten. In gleich ersprießlicher und weitgehender Weise wirkt seit vollen 20 Jahren auch Paul David, der hochbegabte Sohn des berühmten Leipziger Geigenvirtuosen und Freundes von Mendelssohn.

Die Art und Weise, in welcher er, unterstützt von dem genialen headmaster der Schule, Mr. Thring, einem der bedeutendsten englischen Pädagogen, an der altberühmten Schule von Uppingham unsere schöne Kunst pflegt, ist ganz unübertrefflich und von weitgehendstem Einfluß auf die musikalische Gesinnung und den Kunstgeschmack der gegenwärtigen und kommenden Generationen. Ich stelle die in Uppingham getroffenen Einrichtungen in ihrer Art weit höher, als diejenigen der meisten englischen Fachschulen, das reich fundirte, unter dem Protectorate des Prinzen von Wales stehende „Royal college of music“, sowie die „Royal academy“ in London und einzelne andere Anstalten allerdings ausgenommen. Die meisten übrigen englischen Musikschulen, deren Zahl allein in London eine ganz ungeheure ist, befinden sich in den Händen regelrechter Actiengesellschaften oder industrieller musikalischer Handwerker, und die Brosamen, die von solcher Herren Tische für die Kunst abfallen, kennt man. Nicht minder unerfreulich sieht's in England mit der Pflege des Volksschulgesanges aus, ein Unterrichtszweig, der auch bei uns leider viel zu sehr vernachlässigt und viel zu unvernünftig und unkünstlerisch gehandhabt wird. Einzelne deutsche Staaten, wie z. B. Sachsen, wo der einsichtige und kenntnißreiche Professor Alb. Tottmann eine von der Regierung unterstützte lebhafte Agitation zum Besseren unterhält, sind zwar bestrebt, diesen Mangel zu heben; ihre Thätigkeit hat jedoch für das Allgemeine kaum größeren Werth, als die Bestrebungen, die nach dieser Richtung in England ins Leben. getreten sind. Der verstorbene John Hullah und die verschiedenen „Tonic Sol-Fa-Corporationes“ haben sich ernsthaft bemüht, dem englischen Volksschulgesang eine gesunde Basis und kunstgemäße Bahnen zu schaffen, und sie haben in den großen Städten auch gute, zum Theil glänzende Resultate erreicht. Im Allgemeinen ist der Gesang in den Volksschulen, wie auch die englische Haus- und Familienmusik, auf niedrigster Stufe geblieben. Es erscheint dies um so wunderlicher, als man in England in Bezug auf die materielle Pflege und Sicherung der Kunst und der Künstler über Mittel verfügt, wovon wir in unserem armen Deutschland kaum eine Ahnung besitzen. Da existirt in London z. B. die „Royal Society of musicians of Great Britain“, die sich mit der Unterstützung alter oder erwerbsunfähiger Musiker, ihrer Wittwen und Nachkommen befaßt. Die Entstehungsgeschichte dieses segensreichen Instituts ist zu interessant und für den trotz aller Schwächen im Grunde hochherzigen englischen Nationalcharakter zu bezeichnend, als daß ich sie verschweigen könnte. Man erzählt sie wie folgt. Ein berühmter Oboenspieler Namens Kytsch — die mir zur Hand liegenden deutschen Conversationslexika kennen den Mann nicht einmal dem Namen nach! — kam zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Deutschland nach England. Sein Spiel war so hoch geschätzt, daß er oft an einem Abende für zwei oder drei Privatgesellschaften engagirt wurde, um in seiner wunderbaren Weise Lieder aus Favoritopern und andere Virtuosenstücke vorzutragen. Eines schönen Morgens fand man diesen Künstler todt in St. James Market. Kurze Zeit nachher standen einige namhafte Musiker an der Thür eines Kaffeehauses in Haymarket und bemerkten auf der Straße zwei interessante Knaben, welche Eselinnen trieben, deren Milch sie verkauften. Die Musiker ließen sich mit den Knaben in ein Gespräch ein und erfuhren, daß dieselben die Kinder des verstorbenen Kytsch waren. Die mitleidigen Professoren hielten eine Subscription ab, um die armen Kinder dem Londoner Straßenleben zu entreißen, und diese Handlung veranlaßte die sofortige Gründung der „society of musicians“, welche später durch königlichen Act die „Royal society of musicians“ wurde. Der große Händel, gleich groß als Künstler wie als

Digitized by Google

Mensch, bedachte die Gesellschaft in seinem Testamente mit einem Capitale von 1000 Pfund; die hundertjährige Geburtstagsfeier des „beloved Saxon" in Westminster-Abtey — irrthümlicherweise statt 1785 ein Jahr früher abgehalten! — brachte ihr die Summe von 6000 Pfund, und seitdem wurde das Vermögen dieser Corporation durch Privatzuwendungen, Beiträge der Mitglieder und öffentliche Veranstaltungen binnen kurzer Zeit in einer Weise gehoben, daß dieselbe im Stande war, ihrem Titel einer „Versorgungsanstalt für Musiker" schon vor Jahrzehnten alle Ehre zu machen. Die Gesellschaft zahlt den verheiratheten Mitgliedern im Nothfalle Unterstützungen bis zu 88 Pfund 4 Shilling und für jedes Kind unter 14 Jahren 12 Pfund 12 Shilling pro Kopf. Unverheirathete Mitglieder oder Wittwer erhalten bis zu 75 Pfund 12 Shilling, Wittwen der Vereinsmitglieder 50 Pfund per annum und jedes ihrer Kinder 12 Pfund 12 Shilling, weibliche Mitglieder nicht über 50 Pfund 8 Shilling. Im Jahre 1866 wurde die „Royal society of female musicians" mit der Gesellschaft vereint, und gegenwärtig bildet dieselbe eine Lebensversicherungsanstalt für Musiker, wie sie in ähnlicher Vollkommenheit in keinem zweiten Lande existirt. Eine noch größere, reichere Freigebigkeit hat sich in England bei der Gründung des Londoner „Royal college of music" offenbart. Leider — und das ist die Kehrseite der Medaille! — trat bei dieser Gründung gleichzeitig eine nationale Schwäche zu Tage, die bei einem so reichbegabten, geistig bedeutenden Volke, wie die Engländer, doppelt unangenehm berührt. Auf einem Bankett, das eine zum Besten jener Anstalt inscenirte Musikaufführung abschloß, hat ein namhaftes Mitglied der „tonangebenden" englischen Gesellschaft einen speech gehalten, worin dem an sich ja durchaus nicht verwerflichen Entschlusse Ausdruck gegeben wurde, daß England sich in Zukunft bei Bestreitung seiner musikalischen Bedürfnisse nicht mehr an das Ausland wenden, sondern sich seine Mozarte und „Biethovens" selbst erziehen wolle. Wenn die Mozarte und „Biethovens" sich züchten und erziehen ließen, wie Rennpferde, Vorstehhunde und Betschwestern, so würde gegen ein solches Vorhaben absolut nichts einzuwenden sein. Da dies aber nicht der Fall, muß man jene Aeußerung als eine wunderliche Ausgeburt dummer Nationaleitelkeit und die Bestimmungen, laut denen das „Royal college" hauptsächlich zur Ausbildung englischer Musiktalente dient und, mit verschwindenden Ausnahmen, nur von englischen Lehrern geleitet wird, als eine lächerliche Sach- und Zweckbeschränkung bezeichnen. Es würde gegen derartige Verordnungen durchaus nichts einzuwenden sein, wenn die interessanten Söhne Albions wirklich musikalisch solvent wären und in dem erdentrückten Reiche der Musik gleiche oder ähnliche Erfolge aufzuweisen hätten, wie auf den meisten übrigen, unserem schönen Planeten näher liegenden Gebieten. Daß dem nicht so, schreien die Spatzen von den Dächern. Die Engländer sind eine musikliebende Nation, musikliebender vielleicht als jede andere; künstlerisch productiv und musikalisch, in dem Sinne wenigstens, wie wir gewöhnlich dieses letztere Wort nehmen, sind sie nicht und werden es auch, wenn man aus den Lehren der historischen Vergangenheit eines Volkes einen Schluß auf seine Zukunft ziehen darf, niemals werden. Ihre Concertsäle und Theater bleiben, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, mit ihren Programmen stets auf das Ausland und in erster Linie auf unser gutes Deutschland angewiesen. Und ebenso geht es ihren einheimischen musikalischen Talenten. Die wirklich hervorragenden englischen Musiker haben ihre Bildung fast ausschließlich in Deutschland oder von deutschen Meistern empfangen. Es ist also eine Albernheit, wenn England, wie dies gegenwärtig factisch offen und versteckt geschieht, eine Agitation gegen seine deutschen Musiker einleitet und in bornirtem Nationalitätsdünkel musikalische Stammesangehörige auf den Schild hebt und als Messiasse der englischen Musik ausschreit, die in anderen Landen einen solchen Versuch entschieden am Kreuze bereuen würden. Da ist z. B. der junge Goring Thomas mit seiner Oper „Nadeshda". Herr Thomas klopfte noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit in Liverpool an der Thüre von Max Bruch an, um von diesem Meister Unterricht in der Instrumentation zu nehmen. Die Partituren, die er geschrieben, bekundeten inhaltlich und formell genommen, den reinsten musikalischen Eklektiker und auch die „Nadeshda" macht hiervon keine Ausnahme. Trotz alledem ist er durch jenes Werk heute der Mann des Tages. Seine Landsleute vergöttern ihn und stempeln ihn zum Reformator der englischen Oper, eines Kunstgebietes, auf welchem Reformen allerdings sehr leicht sind, da dasselbe ja bisher so gut wie gar nicht bebaut wurde. Wirklich, die Völker erscheinen mir manchmal wie die Kinder, so blind für das Nächstliegende, so voreingenommen von einem Lieblingsgedanken, so eigenwillig und — ungezogen. England sollte denn doch uns Deutschen gegenüber etwas weniger — unklug vorgehen. Mag es auf dem Gebiete der Politik sich geberden wie es will und die Existenz- und Gleichberechtigung unseres Stammes noch so sehr bekämpfen — unsere Würde und Präponderanz als Musikvolk lassen wir nicht von ihm antasten. Auf die Dankespflicht, welche es uns in dieser Eigenschaft für alle Zeiten schuldet, können wir verzichten, nicht aber darauf, daß wir wenigstens in der Musik nach dem Standpunkt der „meistbegünstigsten Nation" behandelt werden.

Das Facit meiner Beobachtungen ist schnell gezogen. Reichthum, Macht, Ansehen, eine bedeutende Vergangenheit, Nationalgefühl, Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit — fast alles, was eine Nation zu einer großen macht, ist dem englischen Volke eigen. Seine Errungenschaften auf den Gebieten der Philosophie, der Geschichte, Naturwissenschaft und Poesie sichern ihm für alle Zeit einen hervorragenden Platz unter den ersten Culturvölkern der Welt. Hat eine feindlich gesinnte Fee ihm die Fähigkeit, auch in den Künsten und namentlich in der Musik bahnbrechend zu wirken, versagt, so möge es sich deshalb nicht betrüben oder erzürnen, sondern sich damit zu trösten suchen, daß ihm die Mittel zu Gebote stehen, durch Begründung einer gesunden öffentlichen Musikpflege die Schätze dieser kosmopolitischen Kunst mitzugenießen. Die facies Hippocratica, welche das Antlitz des englischen Genius der Musik gegenwärtig manchmal trägt, dürfte dann bald für immer einem freundlichen Ausdruck weichen. Was die deutschen Künstler betrifft, deren Streben dahin geht, ihr Können möglichst vortheilhaft zu verwerthen, so mögen dieselben die Fahrt über den Canal nur ruhig antreten. Sie werden bei diesem Volke, dessen Souverän der Sovereign, bei entsprechenden Leistungen und klugem Benehmen trotz der gegenwärtig dort herrschenden Deutschenhaß-Epidemie eine schnellere und reichere Erfüllung ihrer Wünsche finden, als anderswo. Ich persönlich, wenn ich genöthigt wäre, mein Brod als Musiker zu verdienen, würde England nicht belästigen. Es ist ja wahr, Deutschland hat sich seinen Künstlern gegenüber meist etwas stiefmütterlich betragen. Für die materiellen Lebensbedingungen der Musiker ist bis heute betrübend wenig geschehen in unserem schönen Vaterlande. Die Vertreter anderer Künste und Wissenschaften haben sich zu festgeschlossenen Ständen und Corporationen consolidirt und genießen den Schutz, die Pflege und Förderung des Staates und die aus jener Consolidation von selbst entspringenden Vortheile. Die Musiker allein sind in ihrem Kampfe ums Dasein so ziemlich recht- und schutzlos und erfreuen sich einer Vogelfreiheit, welche zwar dem bekannten Goethe'schen Gedichte zufolge das Singen sehr erleichtern soll, dem Magen indeß nicht besonders sympathisch ist. Doch derartige Mängel können gehoben werden. Das etwas rohe aber durchaus richtige: „Help yourself!" gilt auch hier. Zudem scheint es mir besser und leichter in der Heimath sich mit trockenem Brode zu begnügen, als in der Fremde, im „Elend", Kuchen zu essen. Der heilige Boden, der die Kunst eines Volkes genährt und großgezogen, nährt auch den Künstler. In der Fremde wird er immer nur ein in der Luft schwebender Antäus sein, stets in Gefahr, von den herculischen Armen der fremden Sitte und Sprache erdrosselt zu werden. Diese Ueberzeugung und das unauslöschliche, kräftige Gefühl des inneren, geistigen Zusammenhangs mit dem Mutterlande fand ich in England selbst bei den glänzendst situirten deutschen Künstlern in seltener Festigkeit wach und lebendig und diese Erfahrung ist mir die liebste, die ich auf dem musikalischen Streifzuge überhaupt gewonnen habe.

Digitized by Google

Das Ausstellungs-Fieber.

Von Carl Albert Regnet.

Neue Zeiten bringen neue Krankheiten im physischen, wie auch im socialen und wirthschaftlichen Leben der Völker. So ist z. B. das dermalen fast in allen Culturstaaten der Welt auftretende Ausstellungs-Fieber noch wenig älter als drei Jahrzehnte und seinem Ursprunge nach auf die Londoner Weltausstellung des Jahres 1851, die erste ihrer Art, zurückzuführen. Seitdem hat es seine Reise um die ganze Welt gemacht und tritt heute selbst in unbedeutenden Provinzialstädten auf, die gerne von sich reden machen möchten und eine Verbesserung ihrer Finanzlage wünschen. Freilich pflegen große Ausstellungen wie große Gesangs- und Turnfeste mit einem mehr oder minder erheblichen Deficit abzuschließen, aber wozu wäre denn der „Racker" Staat da, wenn er ein solches nicht decken wollte, und Ausstellungen bringen Fremde und Fremde bringen Geld, in das sich Gasthofbesitzer, Metzger, Wirthe, Bäcker und andere Gewerbetreibende theilen.

Neben den internationalen oder Weltausstellungen, welche regelmäßig Werke der Industrie und Kunst bringen, werden Landes- oder nationale Industrie-, Kunst-, Landwirthschafts-, Culturpflanzen-, Rindvieh-, Pferde- und Hundeausstellungen veranstaltet, ja, da der Mensch, das Meisterstück der Schöpfung, billiger Weise doch nicht hinter dem lieben Vieh zurückgestellt bleiben darf, selbst Ausstellungen von Kindern und — schönen Frauen und Mädchen. An die Landesausstellungen endlich schließen sich hinwiederum Kreis- und Bezirksausstellungen an, die freilich nur auf ein kleineres Publicum berechnet sind, aber auch weniger Kosten verursachen.

Und so vergeht kein Sommer, der nicht gleichzeitig mindestens ein Dutzend großer und kleiner Ausstellungen brächte. Dabei haben wir der Concurrenz der nationalen Fachausstellungen eine neue Sorte von Ausstellungen überhaupt zu verdanken: die internationalen Fachausstellungen. Eine solche findet z. B. dermal in Nürnberg statt, nämlich eine Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen, die ebenfalls den stolzen Titel „international" trägt, die aber, abgesehen von der japanischen Abtheilung, an modernen Industrie-Erzeugnissen nichts enthält, was man nicht bei einem Gang durch die Straßen und Gassen einer größeren Stadt an den Schaufenstern der Verkaufslocale zu sehen bekäme, und in der Amerika, Afrika und Australien, Dänemark, die Niederlande, Rumänien, Bosnien, Serbien, die Türkei und Portugal gar nicht, England, Schweden und Norwegen und Persien durch je einen Aussteller vertreten sind.

Daß in derartigen Miniaturausstellungen blutwenig zu lernen ist, versteht sich von selbst, ebenso daß Producenten kaum Gelegenheit finden, sich darüber zu orientiren, welche Länder ihnen als Absatzgebiete dienen können. Aber trotz dieses ihres geringen praktischen Werthes finden wir die Tagespresse mit wenigen Ausnahmen voll von ihrem Lob, das uns lebhaft überraschen müßte, wäre uns nicht bekannt, daß die betreffenden Notizen in den Ausstellungsbureaux redigirt und in gleichlautenden Exemplaren an die Zeitungs-Redactionen verschickt werden, denen sie als Material zur unentgeltlichen Füllung ihrer Spalten willkommen sind.

In größeren Zwischenräumen wiederkehrende Ausstellungen — in England nahm man für die Weltausstellungen solche von je zehn Jahren an — würden unleugbar große Vortheile gewähren. Ausstellungen aber, die alljährlich oder fast alljährlich wiederkehren, können den Besucher unmöglich darüber aufklären, ob Kunst und Industrie sich im Aufschwunge oder Niedergange befinden, und damit ist der Sache die Spitze abgebrochen.

Selbstverständlich ist es den Beschickern von Ausstellungen nicht allein um das Bekanntwerden ihres Namens und ihrer Erzeugnisse zu thun: sie suchen durch ihre Betheiligung auch ihr Absatzgebiet zu erweitern und scheuen deshalb die Kosten nicht, welche ihnen aus der Beschickung der Ausstellungen erwachsen und welche weit höher sind, als das in diese Verhältnisse nicht eingeweihte Publicum zu glauben geneigt sein dürfte. Ein paar Beispiele aus Münchener Industriekreisen mögen das klarstellen. Ein Decorationsmaler hatte aus Anlaß der Beschickung der Nürnberger Landesausstellung vom Jahre 1882 nicht weniger als 8000 Mark, der Vorstand einer Glasmalanstalt anläßlich der letzten Weltausstellung in Melbourne 8000 Gulden Baarauslage, und die Kosten, welche einem durch seine getriebenen Arbeiten berühmten Kupferschmied durch Beschickung der gegenwärtigen internationalen Ausstellungen in Antwerpen und Nürnberg erwuchsen, beziffern sich auf 15 000 Mark.

Und welches sind nun die materiellen Vortheile, welche den Genannten durch ihre Betheiligung an den Ausstellungen zu Theil wurden? Den beiden ersten trugen sie gar keine Bestellung ein und dem dritten bis heute solche im Gesammtbetrage von 250 Mark.

Und doch machen es die Verhältnisse ihnen und anderen Industriellen, die gleiche unerfreuliche Erfahrungen gemacht, fast unmöglich, künftigen Ausstellungen ferne zu bleiben; ja man darf mit Sicherheit annehmen, daß auf der beabsichtigten Berliner Weltausstellung keiner von ihnen fehlen wird, und es wäre auch tief zu beklagen, wenn sie dort fehlten.

Für hervorragende Etablissements besteht unter Umständen geradezu eine moralische Verpflichtung, auf dem Schauplatze zu erscheinen und in entsprechender Weise auszustellen, wenn sie auch von vorneherein wissen, daß sie auf materielle Erfolge nicht zu hoffen haben; das von ihnen für diesen Zweck aufgewendete Capital aber ist verloren.

Faßt man endlich die regelmäßigen Besucher der Ausstellungen näher ins Auge, so kann man sich bald überzeugen, daß sich nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil derselben zu ernsten Zwecken eingefunden hat, die weitaus größere Mehrzahl aber in den Ausstellungsräumen nur Unterhaltung sucht, wie in Theatern, Concerten oder im Kunstreiter-Circus oder aber bei Pferde-Rennen und Regatten. Wie der Krieg von 1870—71 Schlachtenbummler hervorgebracht, so hat die Anzahl von Ausstellungen aller Art Leute gebildet, welche den Besuch derselben sportmäßig betreiben.

Halten nun ferner die Unternehmer von Ausstellungen, an ihrer Spitze die Regierungen, an dem gesunden volkswirthschaftlichen Interessen schnurstracks widersprechenden Princip allzuhäufiger Wiederkehr der Ausstellungen fest, so werden selbe bald nur mehr dem Interesse der — Ausstellungsbummler dienen.

Neue Aufschlüsse über George Eliot.

(Schluß.)

Selbst über das sich in dieser Zeit entwickelnde Verhältniß mit Lewes erhalten wir den allergeringsten Aufschluß. Anfangs ist Herbert Spencer offenbar ihr liebster Genoß; dann erst erscheint Lewes auf der Scene, und der Eindruck, den er zuerst auf sie macht, ist kein günstiger; „eine Art Miniatur-Mirabeau seinem Aeußeren nach" nennt sie ihn. Mit der Mirabeau'schen Häßlichkeit scheint Lewes indessen seine schnelle Eroberungskunst dem weiblichen Geschlecht gegenüber nicht besessen zu haben; denn erst im Beginne des Jahres 1853 zeigt sich das erste Anzeichen eines tieferen Interesses bei G. Eliot. In dieser Zeit wehrt sie den Verdacht einer Freundin, daß Lewes der Verfasser eines unbedeutenden Artikels sei, in recht emphatischer Weise ab. Im März finden wir die Worte: „Der immer muntere und amüsante Lewes hat wider meinen Willen ganz mein Herz gewonnen"; im April (an eine ältere Freundin): „Mr. Lewes hat ganz meine Achtung gewonnen, nachdem er manchen Tadel von mir zu hören bekommen hat. Er ist doch viel besser, als er scheint." Gegen Ende des Jahres findet sich der Name Lewes in ihren kurzen Noten immer häufiger erwähnt; sie muß für „einen gewissen, der noch träger ist als sie", die

Digitized by Google

Redactions-Arbeiten*) verrichten; sie nimmt augenscheinlich den lebhaftesten Antheil an seiner Krankheit im Frühjahr 1854. Daß aber das Gefühl, das zwischen ihnen herrscht, mehr als ein gut kameradschaftliches ist, kann niemand aus ihrer Art, von Lewes zu sprechen, entnehmen; und ihre Freunde und Verwandten werden äußerst überrascht gewesen sein, als sie erfuhren, daß die Reise, zu welcher sie sich ganz plötzlich im Juli desselben Jahres zu rüsten beginnt, ihre Hochzeitsreise war — wenn man diesen Ausdruck anwenden darf mit Bezug auf ein weder rechtlich noch kirchlich sanctionirtes Verhältniß.

Lewes hatte in jungen Jahren geheirathet; sein eheliches Glück indessen war zur Zeit, als er George Eliot kennen lernte, „unwiederbringlich zerstört", eine Scheidung hatte er nicht durchsetzen können, aber getrennt von seiner Frau lebte er längst. Das ist ein Milderungsgrund, aber einer, den auch die geistig aufgeklärten Brays, wie es scheint, nicht haben gelten lassen können. Denn der bisher sehr lebhaft geführte Briefwechsel zwischen ihnen und George Eliot bleibt nach der Vereinigung mit Lewes vierzehn Monate unterbrochen. Dann finden wir einen Brief der letzteren an ihre mütterliche Freundin, der offenbar eine Antwort auf eine nicht durchaus freundliche Kritik ihres Schrittes ist und eine Selbstvertheidigung enthält. Dieser Brief ist zweifellos würdig gehalten: „Wenn es irgend eine Handlung, irgend ein Verhältniß in meinem Leben giebt, welches tief ernst gewesen ist und noch ist, so ist es mein Verhältniß mit Mr. Lewes ..... Leichte und leicht zu zerreißende Bande wünsche ich weder in der Theorie, noch könnte ich in der Praxis für sie leben. Frauen, die sich mit solchen Banden begnügen, handeln nicht, wie ich gehandelt habe. Daß irgend ein ernsthafter, vorurtheilsloser Mensch, welcher hinreichend mit den realen Lebensverhältnissen vertraut ist, meine Beziehung zu Mr. Lewes unsittlich nennen kann, kann ich nur begreifen, wenn ich mir klar mache, wie fein und complicirt die Einflüsse sind, welche unsere Ansichten formen. Aber ich mache mir das klar und ... allerdings, von der Mehrzahl der Menschen haben wir niemals etwas anderes als Verurtheilung erwartet. Wir leben nicht leicht hin, außer daß wir, glücklich in einander, alles leicht finden. Wir arbeiten schwer, um für andere**) besser zu sorgen als für uns selbst und jede auf uns lastende Verantwortlichkeit zu erfüllen. Leichtfertigkeit und Vermessenheit würden für ein solches Leben keine genügende Grundlage bilden."

George Sand nahm die ehelichen Bande praktisch und theoretisch leicht. In die Schriften der George Eliot ist niemals auch nur eine Ahnung von einer französischen Auffassung der Ehe eingedrungen; die beiden Heldinnen, in welche die Persönlichkeit der Dichterin am meisten übergegangen ist, Maggie und Romola, ziehen ein Leben von unabänderlicher Trostlosigkeit dem Bruch der fremden oder der eigenen Verpflichtung vor. Leichtfertigkeit gegenüber den herrschenden sittlichen und religiösen Anschauungen lag nicht in dem Charakter George Eliot's, und wir können überzeugt sein, daß sie nur nach schwerem inneren Kampfe zu dem Entschluß gekommen ist, die Meinung der Welt lieber über sich ergehen zu lassen, ehe sie das Glück des geliebten Mannes zerstörte, den „keine sittliche Verpflichtung, sondern nur die Strenge des Gesetzes" an eine andere Frau fesselte. Aber bedauern müssen wir, angesichts ihres sonst makellosen Lebens, daß gerade diese hochsinnige Frau jemals in die Lage kam, die Schranken der Sitte zu durchbrechen. Mag der Dichter geistig noch so weit seiner Zeit vorauseilen, auf sittlichem Gebiete soll er sich mit ihr eins fühlen, schon aus dem Grunde, weil das mächtigste Vehikel für seine nachhaltige Wirkung auf die Mitwelt eben die Gemeinsamkeit der sittlichen Anschauungen ist.

Das Zusammenleben der Beiden, das man wohl am besten als eine Geistes-Ehe bezeichnen kann, war ein musterhaftes. Ihre Temperamente ergänzten sich gegenseitig: das melancholische, tief gemüthvolle, zur Meditation geneigte Wesen George Eliot's bedurfte der fortgesetzten Anregung und Aufheiterung durch ein leichteres Naturell wie das ihres beweglichen, mittheilsamen, witzigen und geistvollen Gatten. Ihre geistigen Interessen trafen zusammen auf dem Gebiete der Philosophie; jeder aber sucht sich auf der speciellen Domäne des anderen heimisch zu machen. Die Dichterin nimmt, ihrer natürlichen Neigung entgegen, den innigsten Antheil an den naturwissenschaftlichen Studien des Freundes, sie liest mit ihm die Hauptwerke seiner Disciplin, prägt sich — seufzend — die in ihrem Hirn so schwer haftenden Namen ein und erwirbt sich eine stattliche Summe von Kenntnissen — fast zu ihrem Schaden; denn sie beschwert mit ihrer Gelehrsamkeit die Werke der Fiktion in einer Weise, die ein wenig an Jean Paul erinnert und ihr in der That zum Vorwurf gemacht werden kann. Der Physiologe Lewes ist der begeistertste Bewunderer nicht bloß, sondern Förderer der poetischen Bestrebungen seiner Frau; man darf ihn sogar als den Entdecker ihres Genius bezeichnen. In den Kreisen der Geistes-Aristokratie giebt es kaum ein zweites Beispiel von dieser gegenseitigen Hingabe und Durchdringung zweier, wenn auch unendlich vielseitigen, doch ganz verschiedenen Naturen; nur das Verhältniß von Schiller und Goethe hat Aehnlichkeit damit. Durch die ganze Masse der Briefe und Tagebuch-Notizen zieht sich eine ängstliche Besorgniß des einen um das Wohl des anderen, eine zarte Liebe, welche die Zeit nicht abstumpfen zu können scheint. Das rührendste Zeugniß dafür ist die Widmung, welche George Eliot nach 22jähriger Ehe im Alter von 57 Jahren auf das Manuscript von „Daniel Deronda" geschrieben hat; sie lautet: „Meinem theuren Gatten, George Henry Lewes." Darauf folgen die schönen Verse Shakespeare's:

Ich wünscht' an Hoffnungen so reich zu sein
Wie andre, ...
In Kunst, in Freiheit manchen gleich zu sein,
Unfroh bei dem was mir das Glück erkoren.
Zur Selbstverachtung treibt mich fast mein Sorgen,
Doch denk' ich Dein, ist aller Gram besiegt —
Der Lerche gleich' ich dann, die früh am Morgen
Helljubelnd auf zum goldnen Himmel fliegt.
So macht Erinnrung an Dein Lieben reich,
Daß ich's nicht hingäb' um ein Königreich.

Lassen wir uns nun von ihr selbst erzählen, wie George Eliot „zum Dichten kam". — Sie hatte schon immer den unbestimmten Gedanken mit sich herumgetragen, daß sie vielleicht einmal auch einen Roman schreiben könnte; aber der Plan zu diesem Zukunftswerke hatte mit den Jahren immerfort gewechselt. Als sie schließlich ans Werk ging, war sie über das einleitende Kapitel, das das Leben eines Staffordshire-Dorfes schilderte, nicht hinausgekommen. Im Laufe der Jahre war sie an ihrer Befähigung zum poetischen Schaffen irre geworden. Der Gabe zur Beschreibung von Zuständen fühlte sie sich sicher; was ihr aber abzugehen schien, nennt sie mit einem jener unklaren Ausdrücke, denen wir in den ästhetischen Erörterungen unserer sächsischen Stammesgenossen so häufig begegnen, „dramatische Kraft", und versteht darunter sowohl die Fähigkeit, eine complicirte Handlung aufzubauen, als auch die Kunst, im Dialoge die Charaktere der handelnden Personen mit scenischer Greifbarkeit uns vor Augen zu stellen. Merkwürdige Selbsterkenntniß und Selbsttäuschung zugleich! Die Construction der Handlung hat ihr immer die größten Schwierigkeiten bereitet; in keinem ihrer Romane hat sie die richtige Mitte zwischen der episch nothwendigen stofflichen Ausbreitung und der künstlerisch nicht minder unerläßlichen Concentration des Interesses, die unsere besten deutschen Romandichter, vorzugsweise Spielhagen, oft genug erreichen, finden können; selbst in ihrer einfachsten Composition, „Silas Marner", läßt sich eine gewisse Zerflossenheit nachweisen; dies ist der Grund, weshalb sie regelmäßig mitten in der Arbeit — so sagen uns ihre Tagebücher — an der Lösung ihrer Aufgabe verzweifelt. Ebenso kranken ihre Dichtungen alle an einem Uebermaß des descriptiven Elements; sie liebt es, ihre Charaktere, anstatt sie, wie Dickens, reden und handeln zu

*) Lewes gab in diesen Jahren ein Wochenblatt „The Leader" heraus.

**) Lewes' Frau und Kinder.

Digitized by Google

lassen, in die feinsten psychologischen Fäserchen zu zerlegen und damit der Phantasie des Lesers den frischen, selbstthätigen Genuß zu nehmen; sie hält es für eine besondere Forderung ihrer Kunst, in äußerst fein charakterisirenden und trostlos ermüdenden Gesprächen die Handlung zu vertagen; hat sie es doch fertig gebracht, einen fast ausschließlich descriptiven Roman zu schaffen — so wenigstens möchte ich „Felix Holt" bezeichnen. Dies ist aber weniger ein natürlicher Defect als jene falsche anglicanische Kunstrichtung, bei ihr um so mehr zu bedauern, da sie eine von keinem männlichen Dichter übertroffene dramatische Gestaltungskraft besitzt; Handlungen wie der Aufruhr in „Felix Holt", Hetty's Wanderung nach dem Vater ihres Kindes, ihr Todesgang, Scenen, wie Romola's Bekehrung und der Abschied zwischen Maggie und Stephen Guest, kann nur eine wahre Dichterin geschaffen haben.

Jenes einleitende Kapitel ihres Zukunftsromanes hatte sie zufällig mit nach Deutschland genommen und las es eines Abends in Berlin Lewes vor, der durch die Anschaulichkeit der Schilderung aufs höchste überrascht wurde. Als er sich im Verlaufe der weiteren literarischen Production seiner Gattin von dem Vorhandensein einer poetischen Anlage fest überzeugt hatte, erklärte er ihr eines Tages ganz bestimmt: „Du mußt versuchen, eine Erzählung zu schreiben." Sie sollte sofort beginnen; sie zögerte. Da, „eines Morgens", so erzählt sie, „wie ich nachdachte, was der Gegenstand meiner ersten Geschichte sein sollte, und meine Gedanken in einer Art von Halbschlaf verschwammen, bildete ich mir ein, ich schriebe eine Geschichte, deren Titel lautete: „Das traurige Schicksal des hochwürdigen Amos Barton". Sofort war ich wieder ganz munter und erzählte es George. Er sagte: „Oh, was für ein prächtiger Titel!" und von dieser Zeit an stand es in mir fest, daß dieses meine erste Geschichte sein sollte."

So wurde die erste der „Scenes from Clerical Life" am 22. September 1856 begonnen und am 5. November vollendet. Lewes ermunterte sie während der Arbeit auf jede Art, konnte indessen ebenfalls die Befürchtung nicht verbergen, daß es ihr an „dramatic power" gebrechen möchte. Als er aber die Scene an Milly's Todtenbette gelesen hatte, war auch dieser letzte Zweifel besiegt; er wußte, daß G. Eliot bestimmt war, eine bedeutende Romandichterin zu werden.

Lewes sandte das Manuscript an Blackwood, dem er den Verfasser als seinen jungen Freund und einen schüchternen Anfänger auf der dichterischen Laufbahn vorstellte. Blackwood erkannte sogleich, daß hier ein neues Talent entdeckt war, und schrieb zurück, daß er „Amos Barton" für seine „Maga" annehmen würde, sobald eine zweite der „Scenes" von gleichem Werthe ihm vorläge. Diese bedingte Aufnahme und seine bei aller Anerkennung freimüthige Kritik — in der es u. A. hieß: „der Verfasser verfällt vielleicht in den Irrthum, die Charaktere der Handelnden zu sehr durch Schilderung zu erklären, anstatt sie in der Handlung sich entwickeln zu lassen", — waren hinreichend, um G. Eliot, die ihr ganzes Leben hindurch gegen jede nicht vollkommen zustimmende Kritik äußerst empfindlich blieb, in den Zustand tiefster Niedergeschlagenheit zu versetzen. Lewes nahm in dem folgenden Briefwechsel Veranlassung, den Charakter „seines jungen Freundes" Blackwood auseinanderzusetzen: „er ist ungewöhnlich sensibel und im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern begieriger, etwas Vorzügliches zu leisten, als sich gedruckt zu sehen. Einem Mißerfolge würde er gänzliche Obscurität vorziehen; und unter einem Mißerfolge versteht er etwas, das die meisten Schriftsteller geneigt sein würden, als einen Erfolg zu betrachten — so groß ist sein Ehrgeiz. Ich sage Ihnen das, damit Sie die ängstliche, leicht verletzte, ehrgeizige Natur verstehen mögen, mit der Sie zu thun haben. „Blackwood hatte nichts weniger als eine solche Wirkung beabsichtigt und erklärte sich nun ohne Weiteres zur sofortigen Aufnahme des „Amos Barton" bereit. Diese erste Dichtung erschien im Januar 1857, als G. Eliot im 38. Lebensjahre stand. Damit hatte Lewes für sie eine Verbindung angeknüpft, die für ihr ganzes späteres Leben von den glücklichsten Folgen war, wie ihr sehr umfangreicher Briefwechsel mit jenem Manne zeigt. Blackwood war nicht bloß ein umsichtiger Praktiker, der genau wußte, wie man literarische Siege erringt und ausbeutet; er war zugleich ein verständnißvoller Kritiker, dessen sicherer Geschmack und gesundes Urtheil der Dichterin manchen werthvollen Dienst erwiesen hat, und eine generöse Natur dazu, d. h. das Ideal eines Herausgebers und Verlegers; sie verdankt ihm einen gewissen Theil ihres künstlerischen Gelingens, ihres Ruhmes, und den bei Weitem größeren Theil des stattlichen Vermögens, das sie sich erworben hat. Hierbei mag bemerkt sein, daß sie als eine echte Tochter Albions in ihren Tagebüchern mit Vorliebe und höchst eingehend uns von ihrem pecuniären Emporkommen unterrichtet.

Die „Scenes from Clerical Life" waren zum ersten Male unterzeichnet mit „George Eliot"; sie hatte dieses Pseudonym gewählt, ähnlich wie G. Sand, in Anlehnung an den Namen ihres Freundes George Lewes und weil „Eliot ein gutes klangvolles, bequemes Wort" ist. Charakteristisch für die Art ihres Dichtens ist es, daß alle Welt den Verfasser der „Scenes" für einen jungen Geistlichen und Niemand — außer Dickens — eine Frau dahinter vermuthete. Die Macht ihres Wissens, die Männlichkeit ihres Denkens und die Fähigkeit, wirkliche Männer zu zeichnen — die selbst einer G. Sand abgeht — machen es nur dem feinsten Kenner möglich, an gewissen Zügen ihrer Dichtungen die Hand und das Herz einer Frau zu erkennen.

Spencer, welcher G. Eliot ihrem ersten Gatten vorgestellt hatte, vermittelte auch ihre Bekanntschaft mit dem Verfasser ihres „Lebens". Im October 1867 machten Spencer und Lewes eine Fußtour durch Surrey; auf dieser kamen sie auch durch Weybridge, wo Mrs. Croß, eine alte Bekannte des ersteren, damals wohnte. Mr. Lewes wurde ihr vorgestellt und wußte die Anwesenden durch seine glänzenden geselligen Talente so für sich einzunehmen, daß aus diesem einzelnen Besuch sich eine dauernde Freundschaft zwischen dem Lewes'schen Paar und der Croß'schen Familie entwickelte. Lewes lud eine Tochter der Mrs. Croß, welche soeben ein Bändchen lyrischer Gedichte veröffentlicht hatte, ein, seine Frau zu besuchen; dieser Einladung folgte sie und kehrte heim, bezaubert von der herablassenden Freundlichkeit ihrer ruhmgekrönten Rivalin. Eine größere Intimität entwickelte sich jedoch erst nach der Bekanntschaft mit Mr. Croß, dem Sohne jener Dame, welcher zur Zeit des Lewes'schen Besuches in Amerika einem Bankgeschäft vorstand.

Er lernte G. Eliot zwei Jahre später kennen, als die Familien sich auf einer beiderseitigen italienischen Reise zufällig in Rom trafen. Ein inniger Verehrer und tiefer Kenner der Eliot'schen Dichtungen, war er wunderbar berührt von dem Zusammentreffen mit einer Persönlichkeit, die so lange Zeit sein Denken beschäftigt hatte; der erste Eindruck, den er damals empfing, steht ihm noch heute lebhaft vor Augen: „Durch das Dunkel dieser 15 Jahre und all ihre Ereignißfülle hindurch glaube ich immer noch den tiefen, ernsten, musikalischen Klang ihrer Stimme zu hören, wie ich ihn damals hörte; glaube ich noch die schöne Stirn zu sehen, umrahmt von dem üppigen röthlich-braunen Haar, dem länglichen Haupte, das nach hinten zu breiter wurde; die grau-blauen, ihren Ausdruck beständig wechselnden Augen immer mit einem liebevollen, gleichsam um Verzeihung bittenden Blick auf meine Mutter gerichtet, die feingeformten, schlanken, durchsichtigen Hände, und ein ganzes Wesen, das in vollkommenster Harmonie mit allen Erwartungen zu stehen schien, die man von der Verfasserin der „Romola" zu hegen berechtigt war." — Diese letztere Wendung, die wir durchaus nicht als eine rein schwärmerische auffassen dürfen, ist bezeichnender als alles Andere für die Höhe und Harmonie, zu der G. Eliot ihren inneren Menschen entwickelt hatte.

Der Verkehr der beiden Familien wurde ein verhältnißmäßig häufiger, auch ein Briefwechsel wurde geführt, speciell zwischen G. Eliot und Mr. Croß vom Jahre 1872 ab. Als im November 1878 Lewes, der schon seit August gekränkelt hatte, gestorben war, konnte es G. Eliot in ihrem Schmerze Monate hindurch nicht über sich gewinnen, auch nur einen ihrer alten Freunde bei sich zu sehen: was konnte Trost ihr helfen, was konnten ihr alle anderen Menschen sein neben diesem ihr in tiefster Seele verbundenen Gefährten, in Wahr-

Digitized by Google

heit ihrem zweiten Selbst? Sie lebte nur für sich, in selbstüberwindender Arbeit an den unvollendeten Manuscripten ihres Gatten: „Ich möchte noch ein wenig leben", schreibt sie an Mr. Croß, „damit ich gewisse Dinge um seinetwillen thun kann. So suche ich meine Kräfte aufrechtzuerhalten, und ich arbeite soviel ich kann, um meinen Geist vor Schwachsinn zu retten." Erst Ende Februar des folgenden Jahres wurde Mr. Croß vorgelassen, und nun entwickelte sich zwischen Beiden ein lebhafter Verkehr, der besonders durch die gemeinsame Lectüre Dante's unter G. Eliot's philologischer Leitung angeregt wurde. Der bedeutend jüngere Mann empfand in sich die noble Verpflichtung, der einsamen alten Frau eine Stütze zu sein; er scheint in diesem Jahre ihr ständiger Begleiter auf ihren Ausgängen gewesen zu sein. Was ihn veranlaßt hat, das Band zwischen ihnen noch enger zu schließen, ist schwer zu sagen. Ein Gefühl, ähnlich demjenigen, das sonst zum ehelichen Leben führt, kann es nicht gewesen sein; materielle Rücksichten sind — auch ohne die sogleich folgende Bekräftigung G. Eliot's selbst — bei einem Gentleman wie Mr. Croß absolut ausgeschlossen. War es eine Art von Ehrgeiz, was ihn reizte, der berühmten Frau so nahe treten zu dürfen? besitzt Mr. Croß ein Herz, das einer schwärmerischen Verehrung und Dienstbarkeit bis zu diesem Grade fähig ist? — um diese Fragen beantworten zu können, müßte man ihn persönlich kennen. Die elastische Natur der Dichterin richtet sich auch unter dem härtesten Schlage, der sie bisher getroffen, schnell wieder auf; ihr „epheu"artiges Wesen sucht und findet überall einen Halt. Schon im Juni 1879 — vielleicht in Folge der immerhin günstigen Aufnahme ihres „Theophrastus Such" — findet eine Freundin sie geistig frisch und äußerst aufgeräumt; das Leben ist ihr wieder „intensely interesting". Nachdem Mr. Croß uns von ihren wiederholten Besuchen in Weybridge berichtet hat, theilt er uns ohne jeden vermittelnden Uebergang mit, daß er sich am 9. April 1880 mit G. Eliot verlobte. Die letztere spricht in einem Briefe an Miß Eleanor Croß ihre tiefe Dankbarkeit aus für „das große Geschenk, das ihr Bruder ihr mit seiner Liebe gemacht hat", ihre Freude über „diese wunderbare Erneuerung des Lebens", wenn sie auch zu alt ist, um nicht mit einer gewissen „Verzagtheit dem entgegenzugehen, was ihr jetzt bevorsteht — bei vielen Anstoß zu erregen, die ihr werth sind." An eine Freundin schreibt sie am 5. Mai über ihren staunenswerthen Schritt: „Ich bin im Begriff, etwas zu thun, was ich noch vor Kurzem selbst für eine Unmöglichkeit erklärt haben würde; und deshalb würde ich mich über keinen Anderen wundern, der meine Handlungsweise unbegreiflich fände. Wenn Sie diesen Brief empfangen, werde ich (soweit man in betreff der Zukunft eine Versicherung abgeben kann) verheirathet sein mit Mr. J. W. Croß, der, wie sie wissen, ein jahrelanger, ein sehr geliebter und vertrauter Freund des Mr. Lewes war, und der nun, da ich allein bin, sein Glück darin findet, sein Leben mir zu weihen. Diese Veränderung meiner Lage wird keine Veränderung eintreten lassen in meiner Sorge für die Familie des Mr. Lewes und in meiner letzten Verfügung über mein Vermögen. Mr. Croß hat ein hinreichendes eigenes Vermögen."

Daß der Freund ihres Gatten bei ihrem beiderseitigen Altersverhältniß einer kirchlichen Sanction bedurfte, um für sie Sorge tragen zu können, konnte nur G. Eliot allein sich vorstellen in Augenblicken, wo ihr starker Geist entschlummert war in den Armen ihres noch im Alter lebenswarmen, liebesbedürftigen Herzens. Ohne Mrs. Croß zu sein, hätte sie die Begleitung des Mr. Croß auf Reisen annehmen können, und kein verständiger, nicht frivoler Mensch würde einem solchen Verhältniß eine andere als eine würdige Auslegung gegeben haben. Gerade durch ihre Verheirathung mußte sie die Frivolität herausfordern. Die Rechtfertigung dieses Schrittes ist schwer, die Erklärung leicht: nur ihre Erkenntniß- und Denkkraft war eine männliche, ihr Herz war das Herz eines schwachen Weibes. Nicht zu jenen Geistesgrößen gehört sie, die der Menschheit zugleich ein Beispiel sittlicher Energie sein können; sondern zu jenen, denen die Welt nach dem Princip gerechter Compensation, weil sie viel von ihnen empfangen hat, auch vieles vergeben und vergessen muß.

G. Eliot erfreute sich ihres neuen Glückes nur kurze Zeit, Ende Juli von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt, hatte sie im September einen Anfall eines schon früher eingetretenen Nierenleidens; von da ab kränkelnd, starb sie in Folge einer Erkältung nach leichtem und kurzem Leiden an einer Herzbeutel-Entzündung am 22. December 1880.

Lector.

Feuilleton.

Gerettet.

Von C. Sahler.

(Schluß.)

In dem vorderen Zimmer auf der Schwelle, ganz auf demselben Flecke, wie ich sie verlassen, stand die Mühlen-Herrmann. Sie mußte jedes Wort gehört haben. Ihre Augen hingen starr an den umgekehrten Bildern, aber das Gesicht trug einen veränderten Ausdruck, als ob sie einen Geist dort erblickte, vor dem sie in Schrecken erzitterte. Wie sie mich sah, gewann sie zwar ihre alte stolze Herbheit wieder, wartete aber, wie in Furcht, was ich sagen würde.

„Das Kind ist nicht krank, aber Sie werden es tödten, und die verlorene Zeit wird schon wie ein Mord auf Ihrem Gewissen lasten und von Ihnen gefordert werden!" rief ich ihr voller Empörung zu.

„Was soll das heißen?" fragte sie tonlos.

„Daß ich das Kind mit mir nehme und es an Licht und Liebe bringe und Gott inbrünstig danke, daß er mir gestattet, jetzt an dem Sohne meines Freundes durch Fürsorge Das wieder gut zu machen, was ich durch Vernachlässigung verschuldet habe. In dieser Kerkerhaft darf er nicht eine Stunde länger bleiben!" Damit ließ ich das Steinbild stehen und wandte mich zu dem Kleinen zurück.

„Er saß aufrecht im Bettchen und hielt den Rothdornzweig in einer Hand, vorsichtig und still. Zwei gelbe Schmetterlinge waren durch das geöffnete Fenster hineingeflattert und umgaukelten in anmuthsvollem Spiele die Blüthen. Ein Strahl der tiefer sinkenden Sonne glitt in das Gemach und fing sich in des Kindes blondem Lockenhaar, so ein Bild von wahrhaft Rembrandt'scher Farbenfülle und Verklärung schaffend, das ich nie vergessen werde. Entzückten Auges, voll fast andächtiger Bewunderung blickte der Kleine auf das Spiel der Schmetterlinge; mit einem Händchen winkte er mir, nicht näher zu kommen.

„‚Störe sie nicht!" flüsterte er mit einer Stimme, in der noch der gewöhnliche klagende Ton erklang und doch schon ein Laut zitterte, wie der Nachklang eines früher genossenen Glückes oder die Verheißung zukünftigen fröhlichen Lebens.

„‚Mamachen hat mir erzählt, es sind Engelchen, die der liebe Gott zu den Blumen schickt, und der Papa sagt, wenn man eins rauh anfaßt, so muß es sterben und der liebe Gott ruft sie wieder alle von der Erde weg."

Mit welcher verhaltenen Inbrunst dies Kind sprechen konnte — und das sollte keinen Verstand und kein Herz haben! — es hatte nur Keiner daran gedacht, daß Kindesseelen dem Himmel noch näher sind und darum Himmelsluft athmen wollen, und wenn ihnen dieselbe nicht geboten wird, sie verkümmern.

„Erich! — wie ähnlich sieht dies Kind seinem Vater!" sagte ich und wendete mich nach dem Vorderzimmer zurück; — da rauschte es dicht hinter mir: die große stolze Frau hatte sich an die Wand gelehnt und weinte bitterlich. — — —

Ich nahm das Kind an dem Abend nicht mit mir, fuhr auch selbst nicht fort. — Als der Kleine die hohe Gestalt der Frau gewahrte, schwand das Leuchten aus seinen Augen, er ließ den Blüthenzweig sinken und streckte beide Hände flehend nach mir aus. Der alte starre, fast entsetzte Blick war wieder

Digitized by Google

in sein Antlitz zurückgekehrt. Ich streichelte sein Lockenköpfchen, „sieh doch, sie weint, weil Du krank bist", sagte ich.

„Nein, nein", kam es in hastigem Flüsterton, „sie ist böse, sie kann nicht weinen, sie hat mich geschlagen, als ich weinte und zu Papa und Mama wollte, sie hat meine Mama fortgeschickt und will mir meinen Papa nehmen" — hier stöhnte die Frau wie zum Tode verwundet, und das Kind zog neben der Schiefertafel ein kleines abgegriffenes Bild seines Vaters hervor und küßte es heftig. „Du bist gut, Du führst mich zu ihnen und bleibst bei mir, immer, immer!" Und so blieb ich.

Ich brachte ihn zuerst in ein anderes Zimmer auf der andern Seite des Hauses, nach der Sonnenseite gelegen, an dessen Fenster fröhlich die Weinranken klopften. Dort legte ich ihn in ein reines frisches Bett von all dem Stoß Tüchern und Hüllen befreit und setzte mich neben ihn. Die stolze Frau ließ mich schalten und walten, sie war mir lautlos gefolgt und stand an der Thür zusammengekauert in des Kindes Rücken, doch so, daß sie dasselbe sehen konnte. Ich plauderte mit meinem kleinen Schützling, der die niedlichsten Bemerkungen machte über zwei Vögelchen, die sich auf den Ranken des Weins draußen wiegten, erzählte von seinen Eltern mit der seligen Hoffnung, sie nun bald wiederzusehen. „Wenn Papa verreist war, so sagte Mama, er kommt schneller wieder, wenn ich recht artig bin und auf ihn warte, aber nun warte ich schon so lange, so sehr, sehr lange und Keiner kommt zu mir. —" Die großen Augen füllten sich mit Thränen und wieder fing er dies lautlose Weinen an, das mir so herzbrechend traurig erschien. Ich beruhigte ihn und getröstet schlief er ein, das blasse Gesichtchen an meine Hand geschmiegt. Was für ein gebrechliches Geschöpfchen es war! Lange saß ich an seinem Bett und beobachtete die langen purpurnen Abendschatten, die sich wie ein Friedenshauch auf die Natur draußen legten, die Mißtöne ausgleichend, alles zu sanfter Harmonie abtönten. Ein solcher Friedenshauch stahl sich auch über das so schmerzliche Antlitz des Kindes und berührte auch die andere Gestalt, die immer noch starr dort an der Thür lehnte. Ich trat zu ihr, da faßte sie meine Hand und sagte mit seltsam gebrochner Stimme: „Wollen Sie mich hören, Doctor? meine Beichte und — wenn es eine gibt — meine Entschuldigung?" —

Wir setzten uns auf die weinumrankte Veranda, und Angesichts des sich zu immer tieferem Blau färbenden Sommerabendhimmels erzählte sie mir:

„Es sind jetzt etwa acht Jahre her, da kam Erich Treuberg zuerst in mein Haus. Er wollte Studien in unserer Gegend machen, seine und meine Eltern hatten einander gekannt, er war zehn und ich acht Jahre gewesen, da hatten wir zusammen gespielt, dann war er weit fortgegangen, und war es natürlich, daß er jetzt bei mir wohnte. Ich war ein Kind noch gewesen, als ich den reichen Mühlen-Herrmann heirathete und war fast ein Kind noch, als ich mit neunzehn Jahren Wittwe wurde und allein auf der Welt blieb mit meiner kleinen Margareth. Doctor, ich glaube, in jener Zeit bin ich hart geworden, denn da lernte ich die Welt kennen, als ich sah, wie begehrenswerth ich erschien um des reichen Mühlengutes willen; und als ich Keinen erhörte, wie sie danach trachteten, mir zu schaden und mich zu hindern, nur weil ich ein Weib war, das sich nicht wehren konnte, denn die Menschen sind eine feige Art! Aber ich lernte zu leben, und das hieß für mich zu kämpfen und zu ringen; ich lebte für mein Kind, für meine holde Margareth, die ich mit heißester Liebe umfaßte, sie war mir das Höchste, das Schönste auf Erden. Und sie vergalt mir diese Liebe so reichlich! Als ich sie später fortschicken mußte, Sie wissen, sie liebte die Musik so und wollte sich darin weiter ausbilden, da brach mir das Herz fast vor Sehnsucht und Leid, sie war meine einzige Freundin geworden. — In dieser Zeit kam Er. Er wohnte dort drüben, am Tage malte er draußen oder in seinem Zimmer, Abends kam er zu mir hier heraus.

‚Kommen Sie, Frau Margarethe', sagte er dann, ‚wir wollen von Vergangenheit und Gegenwart plaudern, ich feiere hier eine wahrhafte Idylle und erlebe jetzt erst meine Jugend, die mir verloren gegangen ist.'

Und ich! — auch meine Jugend hatte ich verpaßt, auch mir ging sie jetzt auf, leuchtend, blendend in ihrem Glanz." — Die Frau hielt inne und legte die Hand über die Augen. —

„Was soll ich weiter sagen, Doctor, ich liebte ihn, liebte ihn mit solcher verzehrenden Inbrunst, als ob all die seit Jahren aufgehäufte Gluth nun erst zur Flamme emporloderte. Ich hatte die Liebe nie gekannt, jetzt kam sie wie ein reißender Bergstrom über mich reife Frau. Was half mir all meine Erfahrung, meine Lebensklugheit, — wehrlos lag ich unter dieser Macht. Er hat es nie geahnt, Gott sei es gedankt, — er kam und ging, der weltvergessende Träumer; fröhlich und fast kindlich klang sein: ‚Guten Tag, Frau Margarethe!'

Und da kam der Tag, an dem meine Tochter wiederkehrte; — wie hatte ich ihn herbeigesehnt, und nun? — eine namenlose Angst befiel mich, wenn ich daran dachte. Ich fürchtete, sie würde sehen, wie es mit mir stand, mit dem uns angeborenen Instinct, mit welchem Frauen so untrüglich einander erkennen; ich fürchtete — — aber das war ein verhüllter Gedanke, dem ich zu feige war in das Antlitz zu schauen. Endlich kam sie.

‚Wo ist Onkel Treuberg?' rief sie fröhlich, als sie eintrat, ‚so lange höre ich von ihm, nun will ich ihn endlich sehen!'

Seine Thür öffnete sich, eine Fluth goldenen Sonnenlichts übergoß ihre schlanke Gestalt.

‚Gretchen!' sagte er, nein flüsterte er und starrte sie wie betroffen an; die großen Träumeraugen erweiterten sich seltsam in strahlendem Glanze, und meine Tochter? — o, sie blickte ihn nur an, lange, lange, wie im Zauber, aber sie hat nie wieder Onkel Treuberg gesagt.

Was nun folgte, Doctor, können Sie sich denken, Sie können sich aber nicht denken, was die Beiden damals auch nicht verstanden, daß, als sie in der seligen Zuversicht ihrer beglückten Liebe vor mich traten, ich mich grollend abwandte. Ich war wie ein Baum mit harter, rauher Rinde, der nur zwei herrliche Blüthen getragen, die Liebe zu meiner Tochter und die Liebe zu ihm, Beide wurden mir nun genommen, und durch ihn genommen. Da starb mein Lebensmark; und ich erstarrte zu Stein. Die Beiden konnten nicht von einander lassen, und so blieb ich einsam zurück, mit meinem todten Herzen, das auch nicht erwachte, als ich sie Beide leblos vor mir liegen sah, noch im Tode vereint. Etwas war in meiner Brust, das rang und schrie nach Erlösung, aber es fand keinen Ausweg; — ich hätte mein Leben dafür gegeben, jetzt weinen zu können, mich aus dieser Erstarrung zu retten. Da stand das Kind vor mir — sein und ihr Kind!

‚Wie heißt Du?' fragte ich gedankenlos.

‚Erich Treuberg, ach bring' mich zu meinem Papa, ich will zu ihm', weinte es. ‚Du hast sie fortgenommen, Du siehst so böse aus', schluchzte es in Thränen, als ich es nur starr ansah.

Ein qualvoller Schmerz rang sich in mir los, aber nicht Mitleid mit dem Kinde, nein, mit mir selbst, die ich so elend war — so böse — hatte das Kind gesagt — und da schlug ich den Knaben, weil er weinen konnte, was mir versagt war. Seht, Doctor, das war nicht gut, das war der Anfang, denn das Kind haßte mich nun und, was schlimmer war, zitterte vor mir. Ich nahm es in mein Haus, Niemand durfte ihm zu nahe kommen, ich wollte es hüten und pflegen, ich wollte den einen Schlag wieder gut machen, ich wollte es lieben, wollte es zwingen, mich wieder zu lieben. Es weinte nicht mehr, es war still geworden, ganz still, aber es zitterte, sowie ich ihm nahte. Wenn ich mit ihm sprach, antwortete es leise, und bald wußte ich nicht mehr, was ich mit ihm sprechen sollte; ich war so einsam gewesen, daß ich verlernt hatte, mit Kindern zu reden, und war eine alte Frau geworden. Anfangs spielte er im Garten, aber die andern Kinder betrachteten ihn so staunend, das that ihm weh, und wenn ich zu ihm trat, saß er still zusammengekauert, und wenn er wußte, daß ich im Garten war, ging er in das Haus. Dort saß er still und träumte und sprach nicht. Da stieg der alte Groll in mir auf, — nichts als Haß empfängst du, wo du noch einmal lieben wolltest! — Von der Zeit überließ ich ihn der Josepha, mit der sprach er, wenn ich nicht dabei war, aber vieles, was sie nicht verstand, vieles, was ich erst heute wieder zu verstehen gelernt habe, wo es vielleicht zu spät ist." — —

Digitized by Google

Die alte Frau stützte den Kopf in die Hände und weinte leise. „Es ist nicht zu spät, er wird Sie lehren und Sie werden sehen, daß Kinderseelen zarte Pflanzen sind, die den erquickenden Thau der Güte und die Sonne der Liebe brauchen, — werben Sie um die Seele des Kindes, das wird nicht vergeblich sein!“ — — — — — —

Ich blieb einige Tage in der Mühle; mein kleiner Schützling ließ mich nicht fort und noch eine andere wünschte mein Bleiben — die Großmutter. Jetzt lernte das Kind leben, und sie lernte es lieben, oder vielmehr flehte um des Kindes Liebe. Es war rührend zu sehen, mit welcher Freude all die kleinen Herrlichkeiten in Garten und Feld von dem Kinde genossen und bewundert wurden, rührend zu sehen, mit welchem scheuen, fast demüthigen Blick die alte Frau ihm eine Blume, irgend ein Spielzeug oder einen Leckerbissen brachte, es zaghaft vor ihn hinlegte und schnell wieder fortging, wenn des Kindes Augen schüchtern und ernsthaft prüfend sie anblickten. Er fürchtete sich nicht mehr, er ahnte, daß es anders mit ihr war, aber er ging nie zu ihr und redete sie niemals an, und selbst wenn er mit mir plauderte, sank in ihrer Gegenwart seine Stimme zum Flüstern herab. Die umgewandten Bilder im Wohnzimmer drüben, mein Freund und seine Margarethe, kehrten uns wieder ihr Antlitz zu, und stundenlang konnte die alte Frau davor stehen mit gefalteten Händen. Unermüdlich war sie, neue Ueberraschungen und Freuden für das Kind zu ersinnen, das, als ich fortfuhr, schon still mit dem großen zottigen Hunde vor dem Hause spielte.

Als ich wiederkam, brachte ich meinen jüngsten Knaben, der in Erich's Alter war, mit. Ein liebliches Bild bot sich mir dar, als wir auf die Veranda traten. Frau Herrmann streute einer Schaar Tauben Erbsenkörner hin, und Erich, selber ein scheues Täubchen, stand dicht an die Großmutter geschmiegt und langte die Futterkörner aus ihrer Schürze. Sie winkte mir mit der Hand stehen zu bleiben, — fürchtete sie, die Tauben zu verscheuchen? — o nein, mit seligem Ausdruck hing ihr Auge an dem Antlitz des Kindes, das wollte sie nicht von ihrem Arm scheuchen. Als mich Erich sah, flog er auf mich zu und flüsterte: „Sie ist nicht böse, sie hat mir auch meinen Papa und meine Mama gezeigt!“ und die alte Frau sagte leise, mit gebrochener Stimme: „Er ist selbst zu mir gekommen, er wird mich vielleicht doch noch lieb haben.“ —

Ja, so wurde es, leise und allmählich wuchs aus dem wiederkehrenden Vertrauen eine scheue, warme Liebe hervor und durch meinen lustigen Fritz, der sich in der Beschützerrolle außerordentlich wichtig vorkam und diese auch häufig zu den dümmsten Streichen mißbrauchte, kehrte allmählich die natürliche Munterkeit ihm wieder.

Einmal hörte ich ihn hell und fröhlich lachen, Fritz hatte dem großen Hunde der Großmutter Hut und Mantel umgehängt und ließ ihn an einem Regenschirm aufrecht stehen. Die alte Frau achtete nicht darauf, daß der Hund in der vergeblichen Anstrengung, sich von dem unbequemen Schmuck zu befreien, ihren Putz verdarb, das helle Lachen ihres Lieblings war unendlich mehr werth. Mit den schnellen Uebergängen, die sich im Kindesgeiste bewerkstelligen, lief er auf mich zu, als ich unerwartet eintrat, zog mich mit sich vor die Bilder der Eltern und sagte mit ernstem Gesicht und dem ganzen rührenden Pathos, das in dem halbverstandenen Gedanken für ihn lag: „Ich weiß, daß sie todt sind“. —

„Kind!“ rief ich, „was heißt das? wer sagte Dir das?“

„Fritz sagt es, wir waren auch dort, wo sie schlafen; todt, das heißt, der liebe Gott wollte nicht, daß sie so traurig wären, wie ich manchmal — nun sind sie da oben bei Fritzens Schwesterchen; gestern Abend haben wir sie gesehen, da sahen sie zu uns ins Fenster hinein. Ich will schnell wachsen und groß werden und lernen, dann komme ich zu ihnen.“

O kindliche Einfalt! Du lösest das Räthsel des Lebens schneller, harmonischer als wir mit all unserm Grübeln! —

Ja, lernen wollte er. Auf der geliebten Tafel entstanden mit Fritzens Anleitung neben seinen kleinen Zeichnungen, die ein bedeutendes Talent bekundeten, Versuche von Buchstaben, und sehnsüchtig wartete er auf das Ende der Ferien, wo er mit zu mir nach der Stadt kommen sollte. So war es ausgemacht. Die alte Frau erbebte bei dem Gedanken, denn noch hatte sie sein Herz nicht gewonnen, mit keinem Wort, mit keiner Liebkosung hatte er ihr je ein warmes Gefühl verrathen. Da kam der letzte Tag heran, ich holte die Kinder in meinem Wagen ab. Fritz kam mir entgegen, Erich sei eben weggerannt. Ich sah mich nach ihm um, da entdeckte ich die kleine Gestalt, den Kirchhofsweg hinauflaufend. Schnell ging ich nach und erreichte unbemerkt vor ihm die Anhöhe. Vor den Hügeln saß noch eine Gestalt, die rothglühende Herbstsonne goß einen warmen Schimmer über das thränenvolle Antlitz der Frau. Da trat Erich heran, leise, unbemerkt von ihr, er legte seine Händchen auf ihren Arm.

„Großmutterchen;“ — es war das erste Mal, daß er so sagte, — „liebes Großmutterchen, weine nicht, sie sind ja im Himmel, und ich gehe auch nicht lange fort, ich lerne viel, dann komme ich wieder zu Dir und bleibe dann immer, immer bei Dir, ich habe Dich so sehr lieb!“ Da schluchzte die einsame Frau vor Schmerz und Freude und küßte mit demuthsvoller Dankbarkeit die Hände des Kindes.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Theodora. Drama in 8 Bildern von V. Sardou.

Nach Allem, was die Pariser Berichte über die ersten Aufführungen der Sardou'schen „Theodora“ im vorigen Winter und über ihren wesentlich auf äußeren Effecten beruhenden Erfolg mittheilten, konnte es zweifelhaft erscheinen, ob das Residenztheater im Stande sein würde, dieses seltsame dramatische Machwerk mit einiger Aussicht auf Beifall auch auf die deutsche Bühne zu verpflanzen. Dort in Paris Sarah Bernhardt als Darstellerin der für sie allein geschriebenen, allen ihren künstlerischen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten angepaßten Titelrolle, hier in Berlin eine Tragödin, die bisher durchaus nicht in dem Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit stand, dort eines der größten Theater der Weltstadt, hier eine räumlich sehr beschränkte, enge Bühne, dort ein bisher noch nie gesehener Aufwand für Scenerien und Costüme, hier eine kleineren Verhältnissen entsprechende und immerhin noch einfache Ausstattung des Stückes! — fürwahr, es könnte beinahe als eine gelungene Stichprobe auf den inneren, poetischen Gehalt des Stückes erscheinen, daß trotz dieser Gegensätze ein Erfolg erzielt wurde.

Mag der von dem kritischen Publicum des Eröffnungsabends lebhaft und herzlich gespendete Beifall zum großen Theil den Darstellern und den Regiekünsten des Herrn Anno, die mit bescheidenen Mitteln wirklich Ueberraschendes zu leisten wissen, gegolten haben, so darf man doch nicht verkennen, daß auch von dem Stücke selbst eine tiefpackende, wenn auch nicht lange nachhaltende Wirkung ausging. Das behagliche Gefühl, welches aus der Auflösung einer Reihe von Spannungen der gröbsten Art hervorgeht, hat wie immer, so auch dieses Mal, sich in der Bereitwilligkeit der Hände zum Klatschen Luft gemacht, und aus dem Sturme der Begeisterung glaubte man jedes Mal das freudige Aufathmen der Zuschauer heraushören zu können: Gott sei Dank, daß wir diesmal wieder von der Angst erlöst sind!

Denn aus einer Zusammenstellung der peinvollsten, grausamsten Scenen, der überraschendsten, mit fast diabolischer Künstlichkeit zugespitzten Contraste, der blutigsten, unser Gefühl minutenlang auf die Folter spannenden Situationen besteht im Großen und Ganzen diese Sardou'sche „Theodora“. Es ist ein Machwerk, dessen Anblick uns überrascht vor dem Erfindungsreichthum des Verfassers stehen läßt, uns aber auch zugleich in nicht gerade anmuthender Weise das überspannte Seelenleben der Künstlerin enthüllt, zu deren Triumph eine Vereinigung derartiger Effecte nöthig erschien.

Die große Bewegung, in welche die ersten Aufführungen dieses Stückes in Paris ihrerzeit auch die deutsche Presse warfen, läßt die

Digitized by Google

Voraussetzung begründet erscheinen, daß die Handlung in ihren Grundzügen den meisten unserer Leser schon bekannt ist. Es ist auch am wenigsten die Fabel, die in der Einfachheit, in welcher sie uns entgegentritt, unsere Aufmerksamkeit während der Aufführung in Anspruch nimmt, sondern es sind die barbarischen Reize der Ausschmückung, welche unsere Sinne und den gröberen Theil unseres ästhetischen Empfindens gefangen halten. Die durch das byzantinische Ceremoniell übertünchte Rohheit der Gefühle und Bestialität der Leidenschaften, die sich in jedem Worte, in jeder Einzelhandlung dieser acht dramatischen Gemälde zeigen, begegnen durchaus verwandten Anschauungen in unserer Zeit und erscheinen fast als Spiegelbilder der Lebensformen, die auch in unserer Cultur sich herangebildet haben. Denn das Maskencostüm, welches der Verfasser seinen Figuren übergeworfen hat, kann uns nicht darüber täuschen, daß dieselben vollständig aus dem Stoffe unserer Zeit gebildet und im Grunde nur Pariser sind mit einer Sarah Bernhardt als Mittelpunkt.

Die Handlung enthält eine Ehebruchsgeschichte und eine Verschwörung als Hauptbestandtheile, und Sardou hätte sie nicht an den Hof von Byzanz zu verlegen gebraucht, um sie wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Er ist in ihrer Composition durchaus nicht über die Linie hinausgeschritten, mit welcher er den Kreis seiner früheren Stoffe umgrenzte; der einzige Punkt, in dem er uns neu erscheint, ist der Mangel an Grazie, die er durch einen in seinen älteren Stücken nie sichtbaren Barbarismus der Ausführung ersetzte.

Der Mangel des graziösen Elementes ist es auch allein, welcher dieser neuesten Ehebrecherin Sardou's, der Kaiserin Theodora, noch einigermaßen historische Natürlichkeit verleiht. Denn zu einer tragischen historischen Figur hat er sie im Uebrigen nicht auszuarbeiten verstanden. Es fehlt der liebenden Kaiserin jede tragische Größe, besonders jener Seelenadel, welcher den Schleier der Versöhnung zum Schlusse über ihr unglückliches Bild auszubreiten im Stande wäre. Was thut im Grunde diese Theodora? Sie liebt mit der vollen sinnlichen Gluth, die ihr ganzes Leben durchdrang, den atheniſchen Jüngling, sie will ihn um jeden Preis, durch jedes Hülfsmittel, für sich bewahren, aber sie schwingt sich niemals zu dem Gedanken auf, für ihn und für ihre Liebe sich selbst, ihre Stellung als Kaiserin, ja nicht einmal ihren gehaßten Gemahl aufzuopfern. Sie will ihn haben und dabei doch nichts auf das Spiel setzen. Selbst das so nahe liegende Motiv, mit Hülfe des Andreas und seines patriotischen Ehrgeizes den Justinian zu stürzen und den byzantinischen Thron für den Geliebten zu erringen, hat Sardou nicht verwerthet, nicht einmal angedeutet. Wie leicht hätte er hierdurch der Handlung einen wirklich historischen Hintergrund und der Theodora einen heroischen Zug verleihen können! Es würde für ein Drama, das sich auf dem Parquet der Pariser Gesellschaft bewegte, gewiß hingereicht haben, der Heldin die Liebeswuth allein als bewegende Leidenschaft ins Herz zu legen, für eine Theodora, eine Kaiserin, die einst die Welt im Zügel hielt, will es uns etwas kläglich dünken, wenn sie lediglich in einer Liebesaffäre zu Grunde geht.

Was ist überhaupt für ein Unterschied zwischen der nur liebenden „Theodora" und einer „Dora" oder einer „Cyprienne"? Daß die erstere mit den weiten, unschönen byzantinischen Gewändern behängt ist, daß sie anstatt eines Grafen oder eines Marquis einen argwöhnischen Kaiser betrügt und verspottet, daß sie nach endlos langem Besinnen mit ihrer Haarnadel einen Mord zu begehen im Stande ist? Das sind in der That nur Aeußerlichkeiten, die der Erfindungskunst Sardou's alle Ehre machen, aber seine Heldin nicht zur Heroin stempeln. Eine etwas bunter angelegte Maskerade, das ist Alles!

Die übrigen Masken des neuesten Sardou'schen Familiendramas im Kaiserpalaste sind im Grunde ebenso wie Theodora nur Typen aus der Pariser Gesellschaft. Da ist der Kaiser, der, weil er Theodora's Gemahl ist, ein Schwächling sein mußte, natürlich, denn sonst würde er nicht der Betrogene sein. Es steht in den Geschichtsbüchern, daß Justinian bigott war und sich viel in Ketzerverfolgungen erging — er wurde es darum auch im Drama, obgleich ohne jeden Grund; es wird berichtet, daß er feige und wollüstig war, ein grausames Thier, wenn es sich zu rächen galt — das Alles ist er im Drama, ohne daß Theodora weitere Vortheile oder Nachtheile aus diesen Eigenschaften zieht; er war das Geschöpf seiner willenskräftigen Frau — flugs wurde eine Scene eingeschoben, in der sie ihn verspottet. Da ist ferner ein Mann, der immer mit dem Helme auf dem Haupte erscheint und ein Feldherrnschwert in der Faust hat — wir erfahren hierdurch, daß es Belisar ist, da ist ein Männchen, das ganz unmotivirt Gesetzesstellen citirt — es muß Tribonianus sein; da ist schließlich ein Naturbursche, welcher der Antonina wegen seiner starken Glieder in die Augen sticht — es ist der Franke, der als Gast an den Hof kam und daselbst ohne jeden Zweck lebt, nur damit dem schwatzhaften Eunuchenoberst Gelegenheit wird, mit ihm ein wenig über die Geheimnisse der „Gesellschaft" zu klatschen. Und so bewegt sich der Maskenzug in all seiner Buntheit, seiner Farbenpracht vor uns vorüber, Hofleute, Patricier, Gesandte fremder Völker, Wagenlenker und byzantinische Dirnen, Thierbändiger und Sklaven, Henker und Henkersknechte, selbst die Egypterin fehlt nicht, die Liebestränke braut.

Aber in diesem Gemälde von sinnenberauschender Ueppigkeit ist eine wunderbar klug erfundene und geschickt angelegte äußere Harmonie; es müßte nicht ein Sardou sein Schöpfer sein, wenn es nicht so wäre. Die Figuren sammeln sich immer wieder zu einzelnen Gruppen von überraschender, spannungsvoller Wirkung. Aus dem Empfangssaale der Kaiserin, wo die Würdenträger ihre Proskynese vor der früheren Circusdame machen, werden wir in das Gewölbe der Arena geführt und sehen das wollüstige Weib mit wilden Tigern spielen. In dem Hause ihres Geliebten belauschen wir sie bei einer Liebesscene von hinreißender Anmuth, in welche die Spottlieder der empörten Menge schon aus der Ferne hereinklingen; in der wildbewegten Aufruhrscene im Palaste stößt sie den Freund ihres Geliebten heroisch nieder und in dem Circusbilde tritt sie uns als die geschmähte Kaiserin in leidenschaftlicher Wuth entgegen. In dem letzten Bilde endlich finden wir sie wieder in dem düsteren Gewölbe, in dem sie geboren wurde, mit dem Geliebten allein, den sie vergiftet hat, im Hintergrunde den Henker, der ihr die Todesschnur reicht. Fürwahr, die Bilder sind von überwältigender Plastik, und wir bedauern am Ende, daß sie eben nichts weiter sind — als Bilder, die wir so rasch wieder vergessen, als sie vor uns sich abrollen.

Der Erfolg der „Theodora", der wohl auch in Berlin ein nachhaltender sein wird, ist nicht ein Triumph, den die dramatische Muse allein errang; die Regiekunst mußte den größten Theil zum Siege beitragen. Das bedeutet meines Erachtens einen Schritt nach rückwärts, den Sardou's schöpferische Kraft that, es würde, wenn dieser Dichter Nachfolger finden sollte, überhaupt einen weiteren Schritt zum Verfalle der dramatischen Kunst bedeuten. Das Drama würde auf diesem Wege schließlich in den Circus gelangen und die Pantomime die Herrschaft über den geistigen Inhalt erwerben. Wie nahe die Gefahr dieses Verfalls liegt, möge ein Beispiel aus Sardou's „Theodora" beweisen: Unter den vielen Figuren des Stückes ist ein Thierbändiger, ein schöner starker Mann. Seine ganze Rolle besteht darin — daß er die Muskulatur seiner Arme vorzeigt; nur die zwei Worte: Nein, Mutter! hat er zu sprechen. Und das Alles um eines eitlen Bühneneffectes willen, ohne Beziehung auf den Inhalt des Stückes! — Wenn schon die „starken Männer" mitspielen, wie nahe sind wir dann dem Circus!

O. B.

Digitized by Google

Notizen.

Graf Petöfy. Roman von Theodor Fontane (Dresden, F. W. Steffens). Es ist kein Buch für die stoffgierige Lesewelt, bringt eigentlich keinerlei neue Probleme oder spannende Verwickelungen, sondern erzählt ein altes, oft behandeltes Thema, aber dies in einer so feinen, eigenartigen, ächt dichterischen Weise, daß man an hundert Einzelzügen, die der scharfspürige Kenner herausfinden wird, seine helle Freude haben kann. Die discrete, künstlerische Manier, in der Fontane seiner Aufgabe gerecht wird, verdient Bewunderung. Erleben wir doch die Scenen, auf die es dem Dutzendschreiber vor Allem angekommen wäre, garnicht selber, sondern erfahren nur andeutungsweise von ihnen, während scheinbar Nebensächliches ausführlich und greifbar lebensvoll vor uns abgehandelt wird. Graf Petöfy ist ein alternder, ungarischer Cavalier, so einer aus der alten, ritterlichen Schule, der im Gefühl seiner Einsamkeit eine junge Wiener Schauspielerin heirathet — er ist im Gegensatz zu seiner Schwester, die nur die Kirche protegirt, ein enragirter Theaterliebhaber — und herrliche Tage an der Seite seiner „Scheheresade" verlebt, bis er inne wird, daß sie sich nachträglich in seinen Neffen verliebt, und nun, da er ihr keinerlei Schuld beimessen kann, selbst aus dem Leben zu scheiden beschließt, um die beiden Liebenden zu vereinen. Die Scenen auf Schloß Arpa in Ungarn sind von hohem Reiz, und Fontane erweist sich in ihnen als der ächte Poet, den wir in ihm kennen, diesmal an ihm ganz fremdem Ort und unter ganz fremden Verhältnissen. Aber auch hier ist er als Sitten- und Charakterschilderer heimisch. Voll Poesie sind die Erzählungen der Heldin, die uns in des Dichters eigentliche Domäne, nach Norden und ins protestantische Pfarrhaus zurückführen. Ob es richtig ist, daß die Heldin zuletzt nach dem Tode des Gatten Katholikin wird, um dem Volke, unter dem sie leben muß, geistig näher zu sein, bleibe dahingestellt; ein feiner Zug edler Objectivität war es jedenfalls bei unserem Dichter, so zu enden. Seine neue Erzählung wird alle literarischen Feinschmecker in hohem Grade befriedigen, das große Publikum aber möchte der Roman leicht kalt lassen. T—n.

Aus Carmen Sylva's Leben von Natalie Freiin von Stackelberg. (Heidelberg, Carl Winter.) Die Lieder der königlichen Dichterin oder wir wollen lieber sagen, der dichtenden Königin, welche unter dem Pseudonym Carmen Sylva sich in die literarische Oeffentlichkeit begeben hat, sind trotz der Widersprüche mancher Kritiker in so weiten Kreisen bekannt geworden, daß ein Buch, welches zeigt, wie diese Königin eine Dichterin wurde, wohl auch auf allgemeinere Beachtung rechnen darf. Der Entwickelungsgang der hohen Frau ist in dieser, wie es scheint, von einer sehr warmen Verehrerin derselben geschriebenen Biographie mit vielem Verständniß gerade für die idealen Seiten ihrer Natur dargelegt. Nur in einem so stillen und zurückgezogenen Leben, wie es der Königin in ihrer Jugendzeit in dem waldumrauschten Schlößchen „Monrepos" bei Neuwied und in dem Studirzimmer ihres kränklichen, mit spiritistischen Untersuchungen beschäftigten Vaters, des Fürsten Hermann von Wied, führte, konnte sich die tiefe Innerlichkeit entwickeln, welche aus allen Liedern Carmen Sylva's hervorleuchtet, dieser echt poetische Hauch, der alle ihre brieflichen Aeußerungen durchzieht, der auch durch die Zerstreuungen, welche ihr während eines späteren Reiselebens und durch die Sorgen, welche ihr auf dem östlichen Throne erwuchsen, von ihrem Wesen nicht abgestreift wurde. Der Königin von Rumänien ist gerade kein leichtes äußerliches Loos erblüht: ihre Ehe blieb nach dem Tode ihres einzigen Töchterchens eine kinderlose, ein Krieg zerrüttete die kaum sich regenden Kräfte ihres Landes und heiße unausgesetzte Colonisationsarbeit nahm alle Kräfte in Anspruch. Sie hat diese widrigen Verhältnisse kräftig überwunden, stets wieder emporgetragen durch ihre ideale Auffassung des Lebens.

Briefe von Anna Maria von Hagedorn an ihren jüngeren Sohn Christian Ludwig, 1721—32. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg, L. Voß. — Ein doppelter Reiz haftet diesen Blättern an. Einmal bieten sie das anziehende „Spiegelbild einer klugen, in seltener Weise resoluten und tüchtigen Frau"; und zugleich lassen sie uns in das intimste Leben einer norddeutschen Familie gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts blicken. So verbindet sich das psychologische Interesse mit dem culturgeschichtlichen. Die Wittwe Anna Marie von Hagedorn ist die in beschränkten Verhältnissen lebende Mutter zweier in ihrem Charakter ungleichen Söhne. Der ältere, Friedrich, bekannt als Fabeldichter und anakreotischer Sänger der Liebe und des Weines, ist leichtsinnig und setzt sich über die Vorurtheile seines Standes hinweg. Er ist der Mutter entfremdet, die ihr ganzes sorgenbelastetes, aber doch immer muthvolles Herz ihrem Liebling, dem jüngeren Sohne, öffnet. Derselbe studirt mit einem sehr bescheidenen Wechsel auf der Universität Altdorf; weiß durch sparsames Leben den pecuniären Mangel zu verdecken und dabei doch stets die Würde seines Standes zu wahren. Die Mutter schreibt ihm zärtliche Briefe voll treuer Ermahnungen und bis ins Kleinste gehender öconomischer Rathschläge. Alles in seiner Naivetät höchst charakteristisch. Eines Lächelns wird man sich nicht erwehren können, wenn man liest: „Bemühe Dich umb ein gut mensch das die strümpfe allezeit behände nehet, lasse ja kein groß loch inkommen, den dadurch verlieren sie das façon beym accomodiren und drücken den fus", oder wenn sie ihn Gottes Schutze empfiehlt „gegen alle Academische Zufälle und gefährliche Menschen, welche die festtage am gefehrlichsten seyn". — Es ist eine längst verschollene Zeit, die zu uns spricht. Haarbeutel- und Perrückenmacher spielen eine wichtige Rolle im täglichen Leben. Die Sprache sehen wir noch durchsetzt mit französischen Wörtern und die Ausdrucksweise hat etwas Geschnörkeltes. Mit Recht hat der Herausgeber die Briefe „unverkürzt, mit allen Wiederholungen und zum Theil unverständlichen Anspielungen, mit allen drolligen Spielarten weiblicher Orthographie" mitgetheilt. p. S.

Meine Frau und ich. Erzählung von Nicolai (Henrik Scharling). Deutsch von P. J. Willatzen. Nach der vierten Auflage des dänischen Originals. (Bremen, J. Küthmann.) Bei einiger nicht zu verkennenden Charakterisirungskraft eine so unglaublich kindlich naive Erfindung, sowohl was diese Charaktere als die Erzählung der Handlung betrifft, daß der Leser sich fragen muß, ob die zweifellos gemachte Naivetät, welche aus den gelegentlichen Reden des Verfassers an sein Publicum spricht, nicht beweise, daß der Verfasser absichtlich einen Versuch machen wollte, wie weit man in kindlicher Naivetät wohl beim dänischen Publicum gehen dürfe. Das dänische Publicum hat vier Auflagen verdaut. Vom deutschen Publicum aber hoffen wir in diesem Falle, daß es dem dänischen Verfasser sagen werde, sein Experiment gehe denn doch allzuweit; daß man für Menschen, welche von Anfang bis zu Ende nicht nur so kindlich naiv, sondern vielmehr so absolut unüberlegt, so zweckwidrig, so immerzu gegen ihre eigenen Grundsätze handeln, kein Interesse gewinnen könne, ebensowenig wie für solche sogen. philosophisch-ästhetische und Kunstbetrachtungen, welche allenfalls in dem deutschen Aufsatze eines Tertianers ein ganz achtungswerthes Bestreben bekunden würden. Als Beispiel für die „naive" Erfindung sei angeführt, daß sogar die traurige Verwechselung zwischen der Tintenflasche und der mit Kölnischen Wasser in aller Einfachheit und Nacktheit wieder einmal zur Herbeiquälung einer „komischen" Situation verwendet wird. Als Beispiel für die unüberlegte Zweckwidrigkeit: daß der Hansnarr der Erzählung (es soll der Held derselben sein), als er seine angebetete, bis dahin von ihm selbst als untadelhafter Engel geschilderte Frau beim plötzlichen Oeffnen der Stubenthür im Halbdunkel an der Brust seines Freundes zu sehen glaubt (in Wirklichkeit ist es ihr aus Amerika heimgekehrter Bruder) ganz leise diese Thür wieder schließt und dann in vollständigem Wahnsinn der Verzweiflung davonläuft. Man sollte doch, wenn man aus fremden Literaturen etwas in den deutschen Buchhandel überträgt, uns nur wirklich Gutes, Werthvolles bieten, anstatt solcher Werke, wie sie auf dem heimischen Manuscriptenmarkte zu Dutzenden unverkäuflich lagern. v. S.

Digitized by Google

Inserate.

Ein peus. Oberlehrer in mittl. Jahren, Verf. vieler literarhistor. und philos. Schriften von anerkanntem Werth, in s. Jug. l. Jahre mit Erfolg Zeitungsredakteur, sucht bei bescheid. Ansprüchen Stell. als Redakteur od. ständ. Mitarbeiter an einem Blatte gemässigter Richtung. Offert. sub **J. T. 789 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Aufruf
zur
Gründung des allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins aufzufordern. Der Zweck und die Einrichtung desselben im Großen und Ganzen sind in der Schrift „Der allgemeine deutsche Sprachverein u. s. w." von Herman Riegel dargelegt.

Die Unterzeichneten beehren sich, an Sie die Bitte zu richten, in Ihrer Stadt für die Verwirklichung der aus dieser Schrift ersichtlichen Ziele recht kräftig zu wirken, — mit geeigneten Personen in Verbindung zu treten und dort einen Zweigverein ins Leben zu rufen — diesem Zweigvereine möglichst viele Mitglieder verschiedenen Standes und Lebensberufes zu gewinnen — und Mittel zur Förderung der Sache zu beschaffen. Zum Betriebe der Bewegung stehen nach Umständen noch Exemplare der genannten Schrift zu Ihrer Verfügung und wollen Sie sich dieserhalb einstweilen an den mitunterzeichneten Dr. Riegel wenden. Geldsendungen ist bis auf Weiteres das Bankhaus von Lehmann Oppenheimer & Sohn in Braunschweig anzunehmen bereit.

Sobald die Bildung einer genügenden Anzahl von Zweigvereinen gesichert sein wird, werden die Unterzeichneten denselben die Vereinssatzungen zur Berathung und Beschlußfassung vorlegen und danach zur Verkündigung der Stiftung des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins" selbst schreiten.

Hermann Allmers in Rechtenfleth bei Bremen. Friedrich von Bodenstedt in Wiesbaden. H. Doberenz, Realschul-Oberlehrer in Löbau. Dr. Herm. Dunger, Professor in Dresden. Herm. Gebhard, Stadtdirektor in Bremerhaven. Robert Hamerling, Professor in Graz. H. Häpe, Geheimrath in Dresden. Dr. Hans Herrig in Friedenau bei Berlin. Dr. Rud. Hildebrand, Professor in Leipzig. Keller, Oberlandesgerichtsrath in Kolmar i. Elsaß. Jos. Kürschner in Stuttgart. Dr. Ed. Lohmeyer, Bibliothekar in Wehlheiden bei Kassel. Aur. Polzer, Professor in Horn in Nieder-Oesterreich. L. Rutenberg, Baumeister in Bremen. Dr. Daniel Sanders, Professor in Alt-Strelitz in Mecklenburg. Ernst Scherenberg in Elberfeld. Schieffer, Regierungs- und Schulrath in Aachen. Dr. Th. Schlemm, Sanitätsrath in Berlin. Dr. Schmid, Präsident des Oberlandesgerichtes in Braunschweig. Freiherr E. von Ungern-Sternberg in Berlin (W. Genthinerstraße 13). Dr. Herm. Riegel, Professor in Braunschweig.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Enorm

billig ist die 2. Aufl. von **Henne-Doré Kreuzzüge.** Prachtwerk ersten Ranges. 100 ganzs. Bilder von **Doré.** 200 Textillustr.

15 Lieferungen à 1 M.

Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg**
ist soeben erschienen:

Die Englische Dorfgemeinde in ihren Beziehungen zur Gutsherrlichkeit, zu der ursprünglichen Stammesverfassung, zur Flureintheilung und Feldgemeinschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkswirthschaft von **Frederic Seebohm.** Nach der dritten Auflage aus dem Englischen übertragen von **Dr. Theodor von Bunsen.** Mit 14 Tafeln. gr. 8°. brosch. 10 M.

☞ Das wichtige und anziehende Werk Seebohm's über die englische Dorfverfassung — deren Aehnlichkeit mit der unsrigen zuerst hervorgehoben zu haben das große Verdienst Erwin Nasse's ist — wendet sich an jeden Leser, welcher für Geschichte überhaupt, und insbesondere für wirthschaftliche Vorgänge, Sinn hat, und welcher für die großen staatlichen und gesellschaftlichen Fragen der Zeit die Lösung nicht auf Grund verbreiteter Ansichten und herkömmlicher Vorurtheile zu suchen gesonnen ist, sondern erst nach sorgfältiger Vergleichung des Bestehenden mit dem zu anderen Zeiten und an anderen Orten Gewesenen, damit die Gegenwart oder Nachwelt nicht etwa in Fehler verfalle, für welche unsere Vorfahren bereits gebüßt haben. Die Uebersetzung aus der Feder Theodor von Bunsen's bringt auch uns das in England bereits in drei Auflagen erschienene Werk näher.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Achtzig Aquarelltafeln.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON
VIERTE AUFLAGE.

Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.

Band I soeben gebunden erschienen.

3000 Abbildungen im Text.

256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfranzbände à 10 Mark.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Einbänden 20 Mark.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Memantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's
Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.
5te Auflage. ☞ I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. ☞ Unterbrochene Subscriptionen können **nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.
NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Engelhorn in Stuttgart und der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 12. September 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Landunruhen in Italien. Von Max Quarck. — Der Cultusminister und die Prüfungs-Commissionen. Von —tt— — **Literatur und Kunst:** Das Unerquickliche. Eine ästhetische Skizze von Otto Buchwald. — Neues über Heinrich von Kleist. Von Theophil Zolling. — Eine neugriechische Schrift über die Lenorensage. Von Daniel Sanders. — **Feuilleton:** Mein Weib. Novellette von M. Nuel. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Landunruhen in Italien.

Von Max Quarck.

Italien ist ein wesentlich ackerbautreibendes Land; nur 15 Procent seiner Bodenfläche sind unproductiv, und die Landwirthschaft stellt die Haupterwerbsquelle seiner Bevölkerung dar. Daher bekommen die wirthschaftlichen Wehen, von denen in der Gegenwart kein Land verschont bleibt, in Italien ihre eigenthümliche Signatur: im Wesentlichen dreht es sich dort um die sociale Frage auf dem Lande, und wir hören fast allwöchentlich von neuen Landunruhen in Italien, namentlich in der Erntezeit.

Die eben verflossene hat in Bezug auf die Menge alarmirender Nachrichten ihre Vorgängerinnen sogar noch übertroffen und damit angezeigt, daß die Krisis immer fürchterlicher wüthet. Es vergeht fast kein Tag, an welchem nicht über eine Arbeitseinstellung an diesem oder jenem Orte berichtet würde. Namentlich in der Lombardei ist durch diesen Zustand geradezu eine gewisse öffentliche Unsicherheit herbeigeführt. Zuletzt haben Unruhen in Paderno, Brianza, Rogoredo, Maresso, Perego, Olginate, Gerlate, Affori, Brusuglio, Biguenda und Montovan stattgefunden; die strikenden Contadini (Landarbeiter) haben an vielen Stellen die Früchte zerstört, statt eingeheimst. Socialistische Manifeste wurden überall angeklebt und vertheilt. Dieselben enthielten Drohungen, an die Besitzer und Pächter gerichtet, und endigten fast stets mit den Worten, die den arbeitenden Genossen galten: „Wehe Denen, die nicht mit uns gehen! Wir sind Alle Brüder." Die Eisenbahnen haben fast nur noch mit Militärtransporten zu thun, und die Gerichte müssen, statt ihre Ferien zu genießen, die Aufständischen aburtheilen. Aber die arretirten Contadini haben sich singend in das Gefängniß führen lassen, weil ihnen die Haft, in der sie zu essen bekommen, willkommener ist, als die Freiheit, in der sie hungern müssen. Das ist das Bild, das sich aus den letzten, auffällig übereinstimmenden Zeitungsnachrichten zusammenstellen läßt. Ein Wunder, daß es noch nicht zu Agrarverbrechen gekommen ist, wie sie zu Beginn dieses Jahres gemeldet wurden und auf irische Zustände schließen ließen.

In der That ähneln die agrarischen Verhältnisse Italiens denen von Irland sehr. Der Besitz von Grund und Boden befindet sich hier wie dort in den Händen verhältnißmäßig Weniger, und diese betreiben die Landwirthschaft noch nicht einmal selbst. Der praktische Ackerbau liegt in der Hand von Pächtern und Hörigen, während die Eigenthümer, Adlige und Rentner, auf ihren Schlössern oder in den Städten wohnen. Nun sind die italienischen Grundsteuern von enormer Höhe. Von einem Nutzungswerthe in Höhe von 1000 Millionen werden 300 Millionen Grundsteuern aufgebracht. In einigen Provinzen der Lombardei steigen die Steuern auf 40—45 Procent, in Cremona auf 60 Procent, in einigen Districten sogar auf die unglaubliche Höhe von 70 Procent des Reinertrages. Die ländliche Hypothekenschuld beträgt etwa 14 000 Millionen, und da kein Wuchergesetz vorhanden ist, kann man für 5 Procent nirgends Capitalien haben.

Die eine Folge dieser Umstände ist, daß der kleine Besitz theils durch den Wucherer, theils durch Subhastationen wegen Steuerrückständen immer mehr zurückgeht. In Sizilien wurden von 1873—1878 allein 6392 Anwesen wegen rückständiger Steuern durch den Fiscus verkauft, in Sardinien, wo die Armuth noch viel größer ist, 20 077 und in einer einzigen Gemeinde dieser Provinz, in San Sperato, während eines der letzten Monate allein 137 Parzellen, die 74 Eigenthümern gehörten.

Die andere Folge jener enormen Höhe der Grundlasten ist, daß durch sie die Lage der Contadini immer erbärmlicher wird. Denn die Großgrundbesitzer und Großpächter wälzen diese Steuern natürlich auf die kleinen, selbst noch arbeitenden Pächter und die eigentlichen Landarbeiter ab, die sie aber nun ihrerseits nicht mehr abwälzen können, auf deren Schultern sie also ruhen bleiben.

Die Besitzungen oder Pachtungen umfassen vielfach ausgedehnte Flächen, die im großen Styl bewirthschaftet werden; der Grundherr oder Pächter bedarf daher zu gewissen Jahreszeiten, besonders bei der Ernte, einer großen Anzahl Arbeiter. Sie wird ihm geliefert durch eigene Commissionäre und Unternehmer. In den Bergdörfern werden die Leute durch verlockende Versprechungen contractlich dingfest gemacht, und dann zieht der ganze Schwarm, Mann, Weib und halbwegs erwachsenes Kind, in die weiten Ebenen. Sehr bald geht das Elend an. Die Unternehmer, die einen bedeutenden Gewinn einstreichen, halten nicht Wort oder decken sich mit geschickt formulirten Clauseln; die Nahrung ist schlecht und unzureichend, die Unterkunft erbärmlich und, man darf es wohl gerade herausagen (so meint nämlich ein conservatives Organ, dem wir diese Schilderung entnehmen!), unmoralisch.

Reichliches Material über die Lage der ländlichen Arbeiterbevölkerung enthalten die Atti della Giunta per la Inchiesta Agraria (Acten der Commission zur Untersuchung der ländlichen Verhältnisse), herausgegeben vom italienischen Senate, von denen 25 dicke Folianten erschienen sind. Aus diesen amtlichen Erhebungen geht unwiderleglich hervor, daß die Lage der Landarbeiter in Italien sich immer mehr verschlechtert.

Digitized by Google

„Der Contadino ist schlechter daran, als er je gewesen", heißt es da. „Wein" (der in romanischen Ländern für ein unentbehrliches Getränk gilt) „ist bei der ärmsten Classe gänzlich unbekannt, nur die dünnste Sorte wird von solchen starken Burschen getrunken, welche schwere Arbeiten in Sommerszeit bei der Tageshitze verrichten. Im Hügellande ist Wein nirgends zu finden. — Weizen- oder Gerstenmehl genießt die niedrige Classe der Contadini niemals, ausgenommen in der Erntezeit Mehl, das von der Nachlese stammt, welche die Frauen und Kinder halten." Unter einer Bevölkerung von 97 724 Personen fand man 74 198, die niemals Fleisch haben, und 36 434, die niemals Wein trinken. „Ihre Hauptnahrung ist Mais." Die Häuser der Bevölkerung werden „ben tristi" (sehr traurig) genannt. In der Provinz Mantua gibt es Hütten aus Lehm, mit Binsen gedeckt, die nicht besser, als Hottentotten- oder Buschmännerwohnungen aussehen. Regelmäßig sind sie zu klein, um die ganze Familie aufnehmen zu können. Ein Theil der Familienmitglieder schläft deshalb im Vorhause, ein anderer im Stalle, in dem sich im Winter auch tagsüber die Frauen aufhalten, um sich zu wärmen. Kein Wunder unter solchen Verhältnissen, daß der Bauer krank wird. Die Pellagra, jene Hautkrankheit, die in Oberitalien und einigen Gegenden Frankreichs und Spaniens vorkommt, nimmt immer mehr überhand. Sie entsteht unter der Einwirkung von Sonnenhitze auf einen geschwächten Körper, wird begleitet von Störungen in der Verdauung und solchen des centralen Nervensystems, verschwindet anfangs mit dem Winter wieder, wird nach mehreren Jahren dauernd und endet unter Hinzutritt von Wahnsinn oder Blödsinn und allgemeiner Schwäche meist noch vor Ablauf von 7 Jahren mit dem Tode. An dieser schrecklichen Krankheit litten im District von Lodi 4030 Personen unter 173 000 Bewohnern, in Cremona 4190 unter 175 000, in Verulanova sogar 3400 von 57 000, also 6 Procent. Heute stimmt Jeder darin überein, daß die Pellagra la malattia propia della più squallida miseria, die Krankheit des crassesten Elendes ist. Ihre Hauptursache ist die ungenügende Nahrung, namentlich die von Mais. — Hand in Hand mit der Zunahme der physischen Verderbniß geht die der moralischen. Die Verbrechen, besonders der Diebstahl, nehmen überhand. Der anonyme Verfasser der Broschüre: „La Voce d'un Contadino" („Die Stimme eines Landarbeiters") sagt selbst, seine Classe bestehe aus Dieben. „Wir müssen stehlen", fügt er hinzu, „um uns, um Weib und Kind am Leben zu erhalten"(!). Wir sind daran gewöhnt, daß das Verbrecherthum sich aus den Städten recrutirt, während die Landbevölkerung conservativ, ruhig und pflichtgetreu dahinlebt. In Italien ist es gerade umgekehrt: dort recrutirt sich der brigantaggio vornehmlich aus den heruntergekommenen, vor das Sklaventhum der Contadini gestellten Ackerbauern.

Wie stellt man sich nun in Italien zu solch schreienden Mißständen? Zwei neuerliche Zeitungsstimmen mögen die öffentliche italienische Meinung nach dieser Richtung charakterisiren. Der bekannte (freisinnige) „Diritto" vermag das Bedrohliche der Lage nicht zu verkennen: „wir wollen nicht verheimlichen", so schreibt er, „daß wir wenig Sympathie für ein Ackerbausystem haben, das vom Massengetreidebau in den großen Ebenen lebt und das die Cultivirung und Aberntung des Bodens fast ausschließlich in die Hände von umherziehenden Arbeitern legt. Der verehrliche Jacini hat ganz richtig beobachtet, daß in dieser Arbeiterclasse das größte Elend herrscht; auch dürfen wir nicht verschweigen, daß diese Arbeiter an Moralität, Bildung und Leistungsfähigkeit weit hinter den Bauern zurückbleiben, die auf eigenem Grund und Boden sitzen und ihn mit Liebe bearbeiten" (aber immer mehr vernichtet und ebenfalls zu Landarbeitern degradirt werden, wie wir oben gesehen haben. A. d. V.) „Hier liegen ökonomische Verhältnisse vor, die uns an das Loos der Sklaven auf den Baumwollenplantagen erinnern." Des Weiteren kann das liberale Blatt nicht umhin, auf die englische Gesetzgebung hinzuweisen, welche die Unternehmer von agricultur gangs unter die strengste polizeiliche Controle stellt, während sich in Italien Niemand um die gleiche Erscheinung bekümmere. Statt auf diese wirksame Staatsintervention, kommt aber der „Diritto" schließlich auf die alte manchesterliche Selbsthülfe. — Dagegen proclamirt „Il popolo romano", dem sich nun auch bald das gesammte „römische Volk" anschließen möchte, das Recht auf Arbeit, das die moderne socialpolitische Gesetzgebung zu verwirklichen suchen muß. „Mildthätigkeit kann viel zur augenblicklichen Linderung des bittersten Elends beitragen", sagt dieses Blatt; „aber das wirksamste Heilmittel gegen die Armuth ist einzig und allein die Arbeit: einmal, weil sie dem Gefühl menschlicher Würde entspricht, und dann, weil sie dem Arbeiter und seiner Familie eine sichere Existenzgewähr gibt." So müssen die einsichtigen Socialpolitiker allerwärts in der Arbeiterschutzgesetzgebung das wirksamste gesetzgeberische Mittel zur Bekämpfung modernen Proletarierelendes erkennen.

Leider hält in Italien das gesetzgeberische Wollen mit der socialpolitischen Einsicht noch nicht gleichen Schritt. Zu Beginn dieses Jahres brachte zwar der ministerielle Deputirte Lucca einen von 130 Collegen unterzeichneten Antrag ein, durch welchen die Regierung aufgefordert werden sollte, rasche und wirksame Maßregeln vorzuschlagen, um den „traurigen" und „gefährlichen" Zuständen der landwirthschaftlichen Production und der ackerbauenden Bevölkerung abzuhelfen. Aber die hochbedeutsame Frage verwandelte sich unter den Händen Lucca's während einer Februarsitzung des Parlaments in einen Carnevalscherz: er wußte nichts Anderes zu fordern, als die Abschaffung des dreißigprocentigen Kriegszuschlages zur Grundsteuer und eine sparsame Finanzpolitik. Depretis that, als ob er den Scherz ernst nehme und schlug vor, wöchentlich zwei Vormittagssitzungen für die Berathung der Agrarfrage abzuhalten. Der Abgeordnete Cairoli aber nahm die Sache vollkommen ernst und erklärte, daß diese wichtige Frage über allen Parteiverhältnissen stehe und vor allen anderen den Vorrang haben müsse; er beantrage daher, daß die Berathung der Eisenbahnconventionen bis zur Erledigung des Antrages Lucca und Genossen ausgesetzt werde. Dieser Antrag Cairoli's wurde mit 164 gegen 117 Stimmen abgelehnt; Lucca und mehrere seiner Genossen verließen während des Namensaufrufes den Sitzungssaal.

Seitdem haben wir nichts wieder aus den Wänden des italienischen Parlamentes über die Lebensfrage des befreundeten Volkes gehört. Möchten die neuerlichen Landunruhen, die den Anstoß zu dieser Betrachtung gegeben haben, auch Veranlassung sein, daß die Vertretung des italienischen Volkes mit rechtem gesetzgeberischen Ernste im Sinne Cairoli's an die Erledigung der Agrarfrage in Italien gehe.

Der Cultusminister und die Prüfungs-Commissionen.

Zu Beginn der großen Universitätsferien und damit zu einem Zeitpunkte, wo die meisten Mitglieder derselben den Ort ihrer Wirksamkeit verlassen hatten, ging den „Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen" in Preußen seitens des Cultusministeriums ein höchst bedeutsamer, vom 15. Juli d. J. datirter Erlaß zu. Der Herr Minister theilt in diesem den Commissionen mit, er habe sich „dahin entschieden, daß von der regelmäßigen Vorlage der gesammten oder eines bestimmten Theiles der Verhandlungen von den Reifeprüfungen der höheren Schulen (den sogenannten Abiturienten-Examina) an die Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen bis auf Weiteres Abstand genommen wird." — Diese Maßregel, welche von größester Tragweite ist und vielleicht eine neue Phase in der Geschichte des gelehrten Unterrichts einzuleiten mit bestimmt sein mag, wird nicht verfehlen, zu den verschiedensten Auslegungen Anlaß zu geben. — Schon die bei dem Erlaß unmittelbar betheiligten Kreise werden sehr verschieden darüber denken. Die Gymnasien, Realgymnasien und anderen zu Abgangsprüfungen berechtigten höheren Lehranstalten werden zumeist die Maßregel mit Freuden begrüßen und in ihr die Befreiung von einer lästigen, oftmals ärgerlichen Controle, die noch dazu angeblich oft unpraktisch sei und nur die graue Theorie zur Richtschnur nehme, erblicken. Die Prüfungs-

Digitized by Google

Commissionen selber werden seitens der einzelnen bei den Revisionen unmittelbar in Anspruch genommenen Mitglieder mit Dank eine große Entlastung von äußerst zeitraubenden und für sie ebenfalls vielfach ärgerlichen Geschäften empfinden, freilich aber auch den Einfluß ihrer fachmännischen Erfahrung und Bildung verringert sehen. Mancher in jenen beiden Kreisen wird die Sache noch anders auffassen. Gibt es doch eine ganze Reihe von wissenschaftlich besonders strebsamen Lehrern, welche in den Gutachten der revidirenden Prüfungs-Commissionen einen Schutz gefunden haben gegen veraltete und eigensinnig festgehaltene Anschauungen einer ihnen gegenübertretenden praktischen Autorität. Und andererseits haben in der auch gelegentlich dieses Erlasses vom Herrn Minister anerkannten gewissenhaften Weise viele Commissionsmitglieder gerade deshalb die Arbeit der Revision auf sich genommen, weil sie über Alles hoch ein Band schätzten, das den Schulbetrieb und die freie Forschung der Wissenschaft in lebendigste Beziehung setzte. Von politischen Heißspornen steht daher zu erwarten, daß sie wegen Zerschneidung dieses Bandes in der noch dazu aus absolut einseitiger Initiative des Ministeriums ergriffenen Maßregel ein neues Symptom der angeblich hereinbrechenden Reaction sehen werden.

Es ist der Zweck dieser Zeilen, zunächst jene Befürchtung als nicht begründet darzuthun. Der Geist, in welchem auch unter dem gegenwärtigen Regiment die Leitung des höheren Schulwesens stattfindet, gibt — abgesehen von gewissen durch diplomatische und kirchenpolitische Rücksichten beeinflußten Bestimmungen in Betreff des Religionsunterrichts — zu solcher Besorgniß keinen Anlaß. Die Bonitz'sche Revision des Lehrplanes vom Jahre 1882, die nach realistischer Seite hin nicht länger abzuweisende Concessionen machte, muß Jedem zugleich als ein Fortschritt in liberaler Richtung erscheinen. In der Vivisectionsfrage, in der Fürsorge für die leibliche Ausbildung der Jugend hat der Herr Minister selber wissenschaftlichen Stimmen ein so williges Ohr geliehen, zufolge seiner Reden im Abgeordnetenhause sich auch mit der Sache selbst und der einschlägigen Literatur so eingehend beschäftigt, daß bei ihm ein reges persönliches Interesse an der großen Angelegenheit der Wissenschaft constatirt werden muß. Auch der erst jüngst ergangene Erlaß vom 9. Juli an die Regierung zu Aurich, betreffend den Unterricht an den höheren Töchterschulen, gibt Zeugniß davon, daß dieses Interesse sich fortdauernd in erfreulichster Weise erhält. Vollends ist die Art der Motivirung des in Rede stehenden Erlasses an die Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen ganz dazu angethan, die letzten Spuren einer Furcht vor reactionären Vorgängen auf diesem Gebiete zu verwischen. Erkennt doch der Erlaß von vornherein die Function der Revision der Abiturientenarbeiten als eine in der Stellung der Commissionen selbst seit ihrem Bestehen begründete Einrichtung an. Denn derselbe beginnt mit den Worten: „Den Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen ist sogleich nach ihrer durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 19. December 1816 erfolgten Einsetzung außer der Prüfung der Candidaten für das höhere Schulamt die Revision der Verhandlungen der Reifeprüfungen aufgetragen worden, welche ihnen von den Gymnasien halbjährlich durch Vermittelung der provinziellen Verwaltungsbehörde für die höheren Schulen vorzulegen sind.“*) Ueberdies fährt der Herr Minister unmittelbar nach seiner Eingangs erwähnten Entscheidung fort: „Unverändert bleibt hierdurch die den Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen für die Revision der Verhandlungen der Reifeprüfungen an den höheren Schulen bisher zugewiesene Stellung.“ Ja, der Erlaß betont bei dieser Gelegenheit es sogar ausdrücklich: es sei „Werth darauf zu legen, daß in den Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen ein von der eigentlichen Schulverwaltung unabhängiges Organ zu fachmännischer Beurtheilung des in den Reifeprüfungen an den höheren Schulen thatsächlich eingeschlagenen Verfahrens und der in denselben nachgewiesenen Zielleistungen besteht.“ Das sieht doch wahrhaftig nicht nach büreaukratischer Willkür, geschweige denn nach Reaction aus!

Mit welchen Gründen motivirt denn aber positiv der Herr Minister seine Entscheidung? Mit den in folgenden Sätzen des Erlasses enthaltenen Erwägungen: „Nachdem (aber) durch die fast 70jährige Thätigkeit der Wissenschaftlichen Commissionen in Prüfung der Candidaten des höheren Schulamts erreicht ist, daß die Lehrer dieser Anstalten, diejenigen wenigstens, welche mit dem Unterrichte in der obersten Classe betraut und Mitglieder der Reifeprüfungs-Commissionen sind, eine wissenschaftliche Ausrüstung von annähernd gleichem Maße besitzen; nachdem ferner durch die vereinte Wirksamkeit der Provinzial-Schulräthe als Königlicher Commissare bei den Reifeprüfungen und der revidirenden Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen das Verfahren in den Reifeprüfungen eine feste Tradition zu annähernder Gleichmäßigkeit gewonnen hat: läßt sich die Frage nicht abweisen, ob die regelmäßige Revision der Prüfungs-Verhandlungen von den gesammten höheren Lehranstalten oder einem bestimmten Theile derselben durch die Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen noch jetzt als ein Erforderniß im Interesse unserer höheren Schulen zu betrachten ist. Ohne die Bedeutung zu unterschätzen, welche Revisions-Bemerkungen fachmännischer Autoritäten bezüglich der Wahl der gestellten Aufgaben, der Strenge und Genauigkeit der Correcturen auch jetzt noch für den Unterrichtsbetrieb zu gewinnen vermögen, muß ich es doch für mehr als zweifelhaft erachten, ob dieser Ertrag in richtigem Verhältniß zu der Arbeit stehe, welche hierdurch den ohnehin stark in Anspruch genommenen Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen zugewiesen wird.“

Der Erfolg der Revisionsthätigkeit der letzteren steht also für den Herrn Minister in keinem Verhältniß zur Last ihrer Arbeit, zumal bei der traditionell gewordenen Gleichmäßigkeit in den Prüfungsleistungen. Falls diese „Gleichmäßigkeit“ überdies wirklich im guten Sinne zu verstehen ist, so daß sie einen stetigen Fortschritt im Contacte mit dem Leben der Wissenschaft bedeutet, falls ferner dieser Fortschritt zugleich ohne die in der Revision liegende Controle gesichert erscheinen müßte und dies vielleicht darin sich offenbart hätte, daß die Revisionsbemerkungen — soweit sie sachlich begründet sind — seit Jahren immer seltener und bedeutungsloser geworden sind: falls alle diese Bedingungen zutreffen, die das Wort „Gleichmäßigkeit“ unter seinem weiten Mantel birgt, hat der Erlaß gewiß die ministerielle Entscheidung gut begründet.

Noch andere Gründe dürften hinter dem Mißverhältniß zwischen dem Erfolge und der großen Last der Arbeit sich verhüllen, z. B. die notorisch gewordenen Unzuträglichkeiten und Collisionen in der Stellung der Commissionen gegenüber den Lehranstalten, welche in Folge der Revisionen sich häufig geltend machten.

Ob durch all' dieses der Entschluß des Herrn Ministers gerechtfertigt war, darüber stand eben nur ihm, soweit nicht rechtlich die oben angemerkten Bedenken in Frage kommen, die Entscheidung zu.

Wir enthalten uns hierüber somit jedes weiteren Urtheils. Nur eine Thatsache möchten wir in ihrer ganzen Bedeutung noch einmal constatiren und daran zum Schluß noch einen Wunsch knüpfen, letzteren mit Rücksicht auf Kundgebungen des Herrn Ministers im Erlasse selber. —

Durch den regelmäßigen Fortfall der Revision ist das Band zwischen Prüfungs-Commissionen und den höheren Lehranstalten in der Hauptsache gelöst. Da nun die bei Weitem überwiegende Anzahl dieser Commissionen Universitätsprofessoren sind und unter letzteren wieder die einschneidendste und umfassendste Revision den Philologen zufiel, so bedeutet der Erlaß vom 15. Juli zweifellos eine Verringerung des Ein-

*) Dem Verfasser dieses Artikels sind von juristischer Seite Bedenken darüber geäußert worden, ob diese halbjährliche Vorlage, da sie auf Grund der zu Recht bestehenden Cabinetsordre selber gefordert wird, durch Ministerialentscheidung allein aufgehoben werden durfte. Nur die Art und Ausführung der Revision, nicht ihre auf Grund der Ordre geforderte Regelmäßigkeit sei etwas, worauf das Ministerium verzichten könne, und jedenfalls müsse den Commissionen irgendwie eine dem Sinne der Cabinetsordre entsprechende regelmäßige Kenntnißnahme von dem Ausfalle der Prüfungen verbleiben. Dies die Ansicht eines Juristen, die Schreiber dieser Zeilen eben nur referirt.

Digitized by Google

flusses und wohl auch des Ansehens der Universitäten, speciell der Mitglieder der philologischen Section.

Es wird viele geben, die, wenn auch nicht eine Beseitigung, so doch eine Einschränkung des Einflusses dieser Section für zeitgemäß erachten, die aber gleichwohl das Ansehen der Universitäten unvermindert erhalten wünschen. Wir gehören zu diesen letzteren, und wir glauben, daß unserem Wunsche sich auch bei Aufrechterhaltung des Erlasses — falls er rechtlich aufrecht zu halten ist — wohl gerecht werden läßt. Es bedarf nur der Einführung einer Einrichtung, welche ähnlich einer in Bayern schon bestehenden ist, indem man den Prüfungs-Commissionen das Recht und die Mittel gewährt, Mitglieder als Beisitzer zu den Abiturienten-Examina abzuordnen, die freilich in keiner Weise stimmberechtigt bei diesen selber sind. Solche hätten alsdann der Gesammtheit der Commission ihre Eindrücke mitzutheilen und diese je nach Beschluß dem Ministerium Bericht zu erstatten. Auf diese Weise würde nicht nur den Philologen und Mathematikern sowie Physikern, sondern den Vertretern aller Fächer, in denen geprüft wird, Gelegenheit zur Revision gegeben. Wie wichtig dies ist, deutet eben der Herr Minister selber an, wenn er im Erlaß als zweiten Grund für den unveränderten Fortbestand in der bisherigen Stellung der Prüfungs-Commissionen Folgendes bezeichnet: „Andererseits können diejenigen Mitglieder der Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen, welche als Professoren an der Universität die wissenschaftliche Ausbildung der zukünftigen Lehrer der höheren Schulen als einen wesentlichen Theil ihres Berufes zu betrachten haben, in der Kenntnißnahme von den thatsächlichen Schulleistungen der Schulen auf den von ihnen vertretenen wissenschaftlichen Gebieten einen Anlaß finden zu erneuter Erwägung der Gesichtspunkte, welche für die wissenschaftliche Bildung von Lehrern entscheidende Bedeutung haben."

Bonn, August 1885. —tt—

Literatur und Kunst.

Das Unerquickliche.

Eine ästhetische Skizze von Otto Buchwald.

„Die Gesetze der Kunst sind schwerer zu erkennen, als die Gesetze der Wissenschaft; aber sie sind doch vorhanden, und wer sie nicht sieht, ist blind, ob freiwillig oder unfreiwillig, gilt gleich!" läßt Turgeniew seinen Paklin in dem Roman „Neuland" sagen. Er hätte als Grund dieser Erscheinung gleich hinzufügen können, daß wir selbst da, wo wir ein vollkommen zutreffendes Urtheil über ein Kunstwerk fällen, oft mehr unbewußt einem richtigen Gefühl folgen, als uns die Gesetze klar machen, auf die wir unsere Ansicht stützen könnten. Und diesem häufiger auf einem lebhaft empfundenen Eindruck, den ich Kunstinstinct nennen möchte, als auf sicherer Erkenntniß beruhenden Urtheil entspricht auch nicht selten die Unbestimmtheit des Ausdrucks, über dessen Bedeutung wir, plötzlich befragt, nicht immer eine bündige und erschöpfende Erklärung zu geben im Stande wären. Ja selbst die schriftliche Kritik bedient sich vielfach einer Terminologie, die man vergebens in Aesthetiken sucht, und wenn auch dieser Verzicht auf die oft etwas dunklen, so zu sagen officiellen Kunstausdrücke der Allgemeinverständlichkeit eher förderlich als nachtheilig gewesen ist, so liegt doch andererseits die Gefahr nahe, daß ohne klare Begriffsbestimmung namentlich vielgebrauchte Ausdrücke zu einer bequemen Phrase mit schwankender Bedeutung werden.

Ein solches Schicksal droht dem Wort „unerquicklich". Wir hören von einem unerquicklichen Drama, wir lesen von einem unerquicklichen Bilde, wir sprechen von einer unerquicklichen Erörterung — kurz, was wird nicht alles als unerquicklich bezeichnet? Was bedeutet nun dieses „unerquicklich"?

Einen Trunk lauen Wassers, das unseren Durst nicht löscht, ein Bad, das unseren Leib nicht erfrischt, nennen wir im eigentlichen Sinne unerquicklich; im übertragenen Sinne würde also Das unerquicklich heißen, was die erwartete herzerfrischende, geistbelebende Wirkung nicht ausübt. Eine Unterhaltung, die keine Anregung bietet, ein Theaterstück, das mit seinen veralteten Motiven und verbrauchten Situationen keinerlei Spannung erzeugt, ein Bild, das einen oft gewählten Stoff nach hergebrachter Schablone behandelt, kurz, alle Kunstwerke, die ihren ureigensten Zweck verfehlen, d. h. nicht erfreuen, nicht anregen, nicht erwärmen, nicht erheben, sind im eigentlichen Verstande unerquicklich. Es würde demnach das Unerquickliche gleichbedeutend sein mit dem Alltäglichen, Einförmigen, Langweiligen und streng genommen gerade die Eigenschaft bezeichnen, welche verhindert, einer Arbeit den Charakter eines Kunstwerks zuzusprechen.

Aber Werke solcher Art sind es nicht, die wir als unerquicklich bezeichnen; oft sind es Leistungen von eigenartigem Gepräge, nicht selten Erzeugnisse eines bedeutenden künstlerischen Vermögens. Der Sprachgebrauch ist also von der etymologischen Bedeutung des Worts abgewichen und hat demselben einen andern Sinn untergelegt, der sich mit dem ursprünglichen nur insoweit deckt, als auch er das Verfehlen des künstlerischen Zwecks — freilich aus einem anderen Grunde besagt. Denn während wir von jenen Werken unbefriedigt sind, weil sie keinen Eindruck auf uns machen, sind wir es von diesen, weil sie einen anderen Eindruck auf uns machen, als wir erwarten zu dürfen glaubten. Aber es kommt noch ein Moment hinzu: es handelt sich nicht blos um einen Widerspruch des Urtheils, das sich gegen das Mißlungene und Verkehrte wendet, sondern gleichzeitig um ein Gefühl der Unlust, das sich zu diesem Widerspruch des Urtheils hinzugesellt. Der Schluß in Gutzkow's Drama „Herz und Welt" läßt uns unbefriedigt, weil er nicht tragisch und doch nach unserer Ansicht eine solche Lösung allein künstlerisch ist; unerquicklich wird er erst durch den seltsamen Compromiß, der unsere Empfindung verletzt. Denn unerquicklich nennen wir Das, was uns beim Hören, Lesen und Schauen peinlich berührt, verletzt und in seiner stärksten Wirkung anwidert.

Welche Eigenschaften sind es nun, die ein ganzes Kunstwerk oder einzelne Theile desselben unerquicklich machen?

An dem Bilde eines sehr bekannten Malers, welches Landleute darstellt, hat die Kritik — und wie ich meine mit vollem Recht — getadelt, daß die Naturwahrheit sich selbst bis auf die unsauberen Fingernägel erstrecke. Nun würde Niemandem einfallen, den gleichen Tadel auszusprechen, wenn ein Maler einen Fischer mit Schlamm beschmutzt oder einen Feuerarbeiter rußgeschwärzt darstellte. Woher die verschiedene Stellungnahme? Im letzteren Falle handelt es sich um wesentliche Merkmale, deren Fehlen uns die Richtigkeit der Darstellung vermissen ließe, dort um eine Aeußerlichkeit, die für die dargestellten Personen nicht so charakteristisch ist, daß ihr Wegbleiben den Vorwurf mangelnder Naturtreue veranlassen würde. Jeder weiß, daß Landleute und alle mit groben Arbeiten beschäftigten Menschen nicht wohlgepflegte Hände, wie man sie in Salons sieht, besitzen; aber wenn wir uns Landleute vorstellen, denken wir gewiß zu allerletzt an die Thatsache, daß eine Nägelbürste ihnen ein unbekannter Gegenstand ist. In diesem Bestreben aber, bis an die Grenze der Naturwahrheit heranzugehen, ist der erste Grund des Unerquicklichen zu sehen. Verdient der an dem erwähnten Bilde getadelte Zug dieses Prädicat noch nicht, so ist der Schritt bis dahin doch kein zu großer. Man denke sich die anderen Extremitäten so gemalt, wie man sie auf der Dorfstraße häufig zu sehen bekommt, und wir sind mitten im Unerquicklichen drin.

In der Poesie ist die Gefahr des zu weit gehenden Realismus noch größer, weil von der malerischen Darstellung, soweit sie wenigstens für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, vieles ausgeschlossen bleibt, was die Poesie, insbesondere die erzählende, zu schildern sich erlaubt. Ist es nöthig, in einer Zeit, wo Zola seine literarischen Triumphe feiert, ausführliche Belege zu bringen? „Der Todtschläger" — beiläufig bemerkt mit Ausnahme weniger Partien ein äußerst langweiliges Buch

Digitized by Google

— ist eine wahre Fundgrube für die verschiedenartigsten Erscheinungen des Unerquicklichen bis zum Ekelhaftesten, was je ein Dichter gewagt hat. Was hat allein die arme Nase des Lesers durchzumachen! Kein Gestank, mag es der schwüle Dunst der Waschküche, der Schweißgeruch der schmutzigen Wäsche oder der Pesthauch der Kloake sein, bleibt dem unglückseligen Organ erspart. Von Aergerem will ich schweigen. Und dieses geschmacklose Registriren auch der unbedeutendsten Kleinigkeit, wenn sie nur etwas unsauber ist, dieses protocollartige Buchen der widerlichsten Vorgänge wird für Poesie ausgegeben, gierig gelesen und womöglich als ein neues Kunstevangelium ausposaunt!

Es ist kein Zweifel, daß der Realismus in der Kunst der Gegenwart mehr als je eine herrschende Stellung einimmt, und namentlich im Roman wird er nach dem erfolgreichen Vorgang so bedeutender Meister wie Dickens', Freytag's, Reuter's und anderer für die Nachstrebenden stets ein Factor bleiben, von dem Beifall und Erfolg nicht zum geringsten Theile abhängig sind. Die Grenze aber festzustellen, bis zu welcher der Realismus gehen darf, ist Sache des ästhetischen Tacts. Muster sind auch in dieser Hinsicht die eben angeführten Dichter, besonders Dickens, der als Realist noch keinen ebenbürtigen Rivalen gefunden hat. Mag er in seiner Kleinmalerei bisweilen auch etwas breit, und wo es sich um ganz alltägliche Vorgänge wie Essen und Trinken handelt, in seiner behaglichen Breite etwas langweilig werden, mag er auch mitunter, wo ihn ein tendenziöser Eifer, der schlimmste Feind aller Poesie, beherrscht, sich in trockene und nüchterne Gebiete verlieren; nirgends verirrt er sich zu Schilderungen von Zuständen und Vorkommnissen, welche die Gerichtshöfe hinter verschlossenen Thüren verhandeln. Ja, unter seinen so zahlreichen Personen erinnere ich mich im Augenblick nur auf eine im ästhetischen Sinne unerquickliche: Quilp im „Raritätenladen". Das Unappetitliche, Anstößige, Obscöne, kurz alles Das, was im Verkehr der Gebildeten mit Stillschweigen übergangen wird, vermeidet er mit sicherem Tact. Es darf auch nicht Gegenstand künstlerischer Darstellung sein. Das fordert nicht die Zimperlichkeit im Interesse der höheren Töchterschulen, sondern einfach der gute Geschmack. Was wir in einer Broschüre, die sich mit socialen Krebsschäden und der sittlichen Verkommenheit der dem Elend preisgegebenen Volksschichten beschäftigt, an nackten und ungeschminkten Thatsachen erfahren, das ertragen wir geduldig; denn da verlangen wir nichts von schönem Schein, sondern Wahrheit, so hart und abstoßend sie auch sein mag. Aber die Muse steht nicht im Dienste der Sittenpolizei, und ein Kunstwerk darf wohl menschliche Leidenschaften schildern, es soll aber nicht menschliche Lasterhaftigkeit seciren.

Gilt dies schon vom Roman, den man still für sich liest, so gilt dies noch mehr vom Drama, dessen Aufführung hunderte mit uns zugleich ansehen. Wie peinlich und unerquicklich sind jene gewagten Situationen, in denen das Sinnenreizende, Zweideutige, Lüsterne vorherrscht! Dichter, welche mit starken Mitteln um den Beifall der großen Menge buhlen, werden mit solchen bedenklichen Scenen selten ihren Zweck verfehlen; denn unter den Zuhörern finden sich immer nicht wenige, die jede Art von Kitzel ihrer erschlafften Nerven mit Freuden begrüßen, und leider auch solche, welche mit lebhafter Neugier nach jeder Hindeutung auf gewisse Mysterien haschen; aber wer gereiften Geschmack und ein gesundes Herz besitzt, wird sich durch derartige Scenen nur unangenehm berührt und abgestoßen fühlen.

Victor Hugo, den seine Landsleute gern als zweiten Goethe proclamiren möchten, ist in seinen Dramen reich an unerquicklichen Scenen. Eins besonders, „Der König amüsirt sich", ist, wie schon Rosenkranz in seiner Aesthetik des Häßlichen erklärt, von Anfang bis zu Ende nur eine Reihe von frivolen und geradezu gemeinen Scenen. Freilich ist es schwer, das Stück ernst zu nehmen, und wer am Schluß desselben herzhaft auflachen kann, empfindet gewiß gesünder, als Der, welcher sich von all dem Gräuel erschüttert fühlt. Aber die Zahl Derer, bei welchen die groben Attentate auf die Thränendrüsen glücken, deren Blut beim Anschauen pikanter Scenen rascher pulsirt, ist doch bei weitem größer, als die der Geschmackvollen; und da von zehn Menschen sich neun immer dafür entscheiden werden, die Stimmen zu zählen, statt zu wägen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß auch talentvolle Künstler in jene Irrwege einlenkten, auf denen schallender und klingender Beifall leicht zu gewinnen schien. So ist das ganze unerquickliche Genre der Ehebruchsdramen erklärlich, in welchen das armselige Einerlei des Motivs nur durch den lebhaften und spannenden Gang der Handlung, das scharfe Gepräge der Charaktere und den Glanz des Dialogs verdeckt wird, so nur erklärlich, daß die Vorliebe, delicate Verhältnisse zum Stoff eines Dramas zu wählen und dasselbe mit möglichst pikanten Scenen auszustatten, nicht auf die französischen Dramatiker der letzten Jahrzehnte beschränkt geblieben ist.

Das Bestreben, pikant zu sein und durch das Gewagte zu überraschen, zeitigt meist unerquickliche Früchte. Ein großer Theil der Bilder des Russen Wereschagin, die vor einiger Zeit viel Aufsehen erregten, sind ein Beweis für meine Behauptung. Was sind die im Schnee begrabene Schildwache, das Feld mit den hingereihten Todten, die Schädelpyramide für malerische Stoffe! Der vorwiegend unerquickliche Eindruck, den die Mehrzahl der Bilder macht, wird durch den Gedanken, daß eine Art philanthropischer Ironie dem Künstler den Pinsel geführt hat, nicht abgeschwächt. Die Tendenz mag löblich sein, aber ihr Ausdruck ist theils geschmacklos, theils widerwärtig. Die Bilder erregen Staunen, aber keine künstlerische Befriedigung.

Aehnlich steht es, um auch aus der Literatur ein Beispiel zu bringen, mit Ibsen's „Nora", einem sicherlich bedeutenden, aber durch und durch unerquicklichen Drama. Was soll man zu jenem Auftritt des zweiten Acts sagen, in welchem der widerwärtige Doctor Rank in so cynischer Weise von seinem Tode schwatzt und hinterher mit einer Liebeserklärung an die Frau des Freundes, die sich recht wenig ehrbar benimmt, schließt? Was zu jener geradezu empörenden Scene, in welcher die angstgequälte, bereits zum Selbstmord entschlossene Nora von dem Balle, auf dem sie noch die Tarantella getanzt hat, heimgekehrt ist und durch ihre Schönheit die Begehrlichkeit ihres Gatten erregt? Wozu noch mehr Scenen von gleicher Unerquicklichkeit anführen? Alles, was peinigt, quält und verletzt, hat der Dichter in diesem Drama zu vereinigen gewußt; von einer Seelenfolter reißt er uns zur andern, und zum Schluß entläßt er uns mit der quetschenden Empfindung, daß das Leben doch recht jämmerlich und die Menschen recht erbärmlich sind. Gewiß verräth das Stück ein großes Talent und steht viel höher als das obenerwähnte Drama Hugo's; aber es ist doch eine Mißgeburt ebenso unerquicklicher Art, wie Gerstenberg's Ugolino, Hebbel's Judith u. a.

Die Kunst der Gegenwart thut sich viel auf ihren Realismus zu gute und geberdet sich manchmal so, als ob sie ihn erst entdeckt hätte. Und doch ist bereits der alte Homer ein Realist von so hoher Vollendung, daß man aus seinen Gedichten alle Regeln naturgetreuer Darstellung lernen kann, vor Allem jene feine Grenze, über die Geschmacklosigkeit, Plumpheit und Cynismus so leicht hinausirren. Seine Penelope, die schöne Frau von vierzig Jahren, erregt bei ihren Verehrern noch immer leidenschaftliche Wünsche, aber wie naiv und unanstößig drückt der Dichter dieselben aus! Er bereits hat an seinem Cyclopen die Folgen der Unmäßigkeit geschildert, auch etwas drastisch, aber immerhin wie maßvoll, wenn man damit die ekelhafte Scene im „Todtschläger" vergleicht! Es gibt eben einen Realismus, der Kunst bleibt und bei allen großen Dichtern zu finden ist, und einen anderen, dem die treue Copie der Wirklichkeit, gleichviel welcher, als höchstes Ziel gilt.

Liegt in dem zu weit gehenden Realismus mit seinen vielfachen Verirrungen der eine Grund des Unerquicklichen, so ist der andere in der Uebertreibung zu suchen, welche die Naturwahrheit verletzt. Ich denke hier freilich nicht an jene jetzt wohl nur belächelten Darstellungen des Lebens, denen zufolge, wie im Märchen, nur Sonnenschein, Freude und Genuß herrscht, die Menschen von Güte und Tugend überströmen und das goldene Zeitalter nahezu verwirklicht erscheint; ich denke an die Uebertreibung nach der entgegengesetzten Seite, an jene düstern Schilderungen, welche Alles,

Digitized by Google

was das Dasein widerwärtig und unerträglich macht, zusammenhäufen und die Menschen erfüllt von Heuchelei, Eigennutz und Bosheit darstellen.

Der pessimistische Zug der Zeit, der auch in der schönsten Frucht mit der Lupe nach schädlichen Parasiten sucht, charakterisirt einen großen Theil der künstlerischen Producte unserer Zeit, namentlich in der Poesie. Wie groß ist die Zahl poetischer Arbeiten, die weder erfreuen noch erheben, weil von dem Leben, das sie schildern, jeder freundliche und erquickende Zug ausgeschlossen ist!

Der vorher erwähnte Ibsen, sicher ein bedeutender Dichter, besitzt einen so ausschließlichen Scharfblick für das Faule und Ungesunde, schildert mit einer so ausgesprochenen Vorliebe Eitelkeit, Selbstsucht und Verlogenheit, daß seine Dramen „Ein Volksfeind", „Die Stützen der Gesellschaft" und wie sie heißen mögen, im Wesentlichen einen unerquicklichen Eindruck machen. Und sein jüngerer Landsmann Alexander Kielland, dessen Werke, ich weiß nicht aus welchem Grunde, sofort nach ihrem Erscheinen der Ehre einer Uebersetzung gewürdigt werden, geht im Roman ganz dieselben Wege. Welch eine klägliche Gesellschaft schildert uns, um von der compositionslosen Erzählung „Garman und Worse" nicht zu reden, sein Roman „Gift" und dessen in jeder Hinsicht schwächere Fortsetzung „Fortuna"! Sieht es wirklich in dem Vaterlande der beiden Dichter, ja irgendwo in der civilisirten Welt so traurig aus? Steht wirklich der Ehrenhafte, Wahrheitsliebende, Selbstlose im Kampfe gegen alle Untugenden des menschlichen Herzens so vereinzelt da, oder hat nur eine krankhafte Verstimmung jene beiden Schriftsteller die Schattenseiten des Lebens so ausschließlich herausfinden und so stark auftragen lassen? Ausschließlich, das ist's! Und dadurch unterscheiden sie sich so sehr von Dickens. Auch er hat sociale Schäden mit Vorliebe behandelt; kaum ein menschliches Laster gibt es, das er nicht in einer Person schilderte; die Schlupfwinkel der Armuth und des Elends, das Leben der Gedrückten und Verkommenen kennt und beschreibt er wie kein zweiter — und doch machen seine Romane keinen unerquicklichen Eindruck. Woher kommt das? Der Humor allein thut's nicht; er tritt oft gerade bei den dunkelsten Partien zurück. Es ist vielmehr die poetische Gerechtigkeit, die nicht bloß zum Schluß, damit der Leser das Buch befriedigt aus der Hand legt, die Tugend über das Laster triumphiren läßt, sondern, wie es im Leben wirklich der Fall ist, Licht und Schatten recht vertheilt, neben das Schlechte das Gute, das Edle neben das Gemeine stellt; jene gesunde, echt humane Weltanschauung, die auch im dunkelsten Dasein einige Lichtstrahlen aufzufinden weiß und die Erde mit den Menschen nicht wie die Jammerthalsapostel als einen verpesteten Sumpf mit nichtsnutzigem Gewürm ansieht. Geringschätzung des Lebens und Verachtung der Menschen machen sich recht philosophisch, sind aber in vielen Fällen nichts weiter als frivole Koketterie eines matten Herzens und schwachen Gehirns; aber selbst da, wo sie das Resultat schweren Enttäuschungen und harter Schicksalsschläge sind, sollen sie sich nicht als drückender Nebel um die schaffende Phantasie lagern. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst! heißt es mit Recht. Nun, mag die Kunst ebenfalls manchmal ernst und streng sein — verbittert und griesgrämlich soll sie nicht werden. Sie mag uns Sorgen und Schmerzen, Kampf und Wunden schildern, aber sie soll nicht beanspruchen, daß dies die einzig wahre Physiognomie des Lebens sei. Während bei uns der Schnee liegt, blühen anderswo die Rosen. So ist es auch im Leben: hier Unglück, dort Glück; der rechte Künstler findet auch die rechte Mischung. Aber die Phantasie vieler schaffender Geister gleicht dem Paradiesvogel der Sage, der sich, weil ihm die Natur die Füße versagt hat, nicht auf dem blühenden Gebüsch niederlassen kann.

Jene unwahren Schilderungen eines ungetrübten Lebens und vollkommener Menschen hat der gesunde Realismus bedeutender Dichter wohl für immer unmöglich gemacht. Aber an die Stelle jener erloschenen Vorliebe für das Süßliche, Schwülstige und Ueberspannte ist die für eine gedeihliche Weiterentwickelung der Kunst nicht minder bedenkliche Neigung, das Herbe, Ungesunde und Häßliche zu schildern, getreten. Die Zukunft dieser Richtung wird weniger von der Haltung der Kritik, als von der Stellung des Publicums abhängen. Entscheidet sich sein Geschmack wie der unserer Nachbarn jenseits der Vogesen für dieselbe, so werden auch bei uns die Meister des Unerquicklichen nicht ausbleiben und die Kunst ihrer höchsten Aufgabe, das Herz zu erfreuen und den Geist zu erheben, auf lange Zeit hinaus überhoben sein.

Neues über Heinrich von Kleist.

Von Theophil Zolling.

Durch die Uebernahme einer historisch-kritischen Ausgabe von Kleist's Sämmtlichen Werken, deren vier Bände demnächst vollständig vorliegen,*) fiel uns die schwere Aufgabe zu, die Schriften des großen Dichters zum überhaupt ersten Male kritisch durchzuarbeiten. Dabei war es uns vergönnt, die Werke Kleist's durch einige bisher unbekannte Gedichte und Aufsätze zu vermehren, die uns von den Nachkommen des Dichters und Autographensammlern zur Verfügung gestellt wurden, sowie aus verschollenen Zeitschriften ans Tageslicht traten. Auch die biographische Einleitung enthält manche neue Anhaltspunkte, die aus noch unveröffentlichten Briefen von, an und über Kleist geschöpft werden konnten. Leider verbot der beschränkte Raum eine gleichmäßige Durchführung der Lebensbeschreibung; wir mußten uns damit begnügen, blos das neue Material eingehender zu verarbeiten und diejenigen Partien, über welche sich schon Wilbrandt verbreitet, in Kürze zu behandeln. Hätte Otto Brahm in seiner Monographie über Kleist (Berlin, E. Paetel) nach denselben Principien gearbeitet, so wäre von seiner Schrift herzlich wenig übrig geblieben. Der Hauptwerth derselben liegt in den ästhetischen Analysen, worin Brahm in mehrfacher Beziehung über Wilbrandt hinaus gelangt. Der biographische Werth ist gleich Null. Brahm begnügt sich, Kleist's Leben frei nach Wilbrandt nachzuerzählen. Im eilfertigen Bestreben, sich an der von seinem Lehrer Prof. Wilhelm Scherer präsidirten Preisausschreibung des Allgemeinen Vereins für Literatur zu betheiligen, hat er auf jede eigene Forschung verzichtet und von neueren Quellen nur nothdürftig Kenntniß genommen. Eine eingehende Kritik in den Preußischen Jahrbüchern hat dem Verfasser besonders vorgeworfen, unsere Forschungen über Kleist nicht gehörig verwerthet zu haben. Aber Brahm sind auch noch andere Materialien unbekannt geblieben. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, so copirt er Bülow's längst hinfällige Notiz, daß Kleist Iffland schwer beleidigt haben müsse, während man seit anderthalb Jahrzehnten weiß, was eigentlich der jähzornige Dichter dem das „Käthchen von Heilbronn" abweisenden Director des Berliner Nationaltheaters vorgeworfen hat, denn der betreffende Briefwechsel ist schon 1863 durch Dingelstedt in Teichmann's Nachlaß veröffentlicht worden. Und unselbstständig ist Brahm auch in der Charakteristik Kleist's. Er folgt einfach der Wilbrandt'schen Auffassung. Als aber Wilbrandt sein Buch schrieb, da lag es noch in der Atmosphäre, daß man Alles, was mit der Romantik in irgend welchem Zusammenhang stand, für möglichst ungesund halten mußte, schon um zu zeigen, daß man selbst von jener Krankheit gänzlich frei war. Heutzutage sind wir von den Nachwehen von Weltschmerz und vom Jungdeutschenthum so vollkommen curirt, daß wir jene Zeit und ihre Menschen mit objectiver Ruhe und Gerechtigkeit, ohne selbstlobende Entrüstung betrachten können. Brahm aber behandelt Kleist noch vom Anfang bis zum tragischen Ende wie einen Geisteskranken. Nimmt man die zwei Epochen der Kämpfe um „Robert Guiskard" und der letzten Lebenstage aus, so erscheint uns jedoch der Dichter unglücklich, nicht krank. Es stehen einer Anzahl unverbürgter Anekdoten die gesunden Werke des Dichters gegenüber. Seine Productionskraft ist fast immer er-

*) Stuttgart, W. Spemann. (Kürschner's Deutsche National-Literatur.)

Digitized by Google

staunlich frisch. Die „Familie Schroffenstein" ist ein nicht minder kerngesundes Product, als „Penthesilea" und der größere Theil seiner Erzählungen und alle seine Gedichte. Die phantastischen Marotten im „Käthchen von Heilbronn", „Prinz von Homburg", „Michael Kohlhaas" lagen in der Zeit, waren Ausflüsse der Schule, deren Mitglieder zu Kleist's Freunden gehörten; sie sind erst in den Dichter hineingetragen worden. Immerhin ist die oft aufgeworfene Frage, ob Kleist jemals im Irrenhause gesessen, dadurch noch nicht aus der Welt geschafft, indem Brahm sie völlig unberührt läßt. In der Wiener „Presse" 1863 veröffentlichte Emil Kuh folgende Notiz:

„Als der Schreiber dieser Zeilen im verflossenen Jahre bei Friedrich von Raumer in Berlin vorsprach und in einer Unterhaltung über Kleist dessen geheimnißvolle Reise erwähnte, da sagte Raumer: „Der Fürst Hardenberg, der damals Gesandter von Anspach und Bayreuth gewesen, rieth mir in einem streitigen Handel mit Kleist nachgiebig zu sein. „Lassen Sie sich mit dem armen Menschen nicht weiter ein! — fügte der Fürst hinzu — Kleist hat ja einige Monate in der Kreis-Irrenanstalt zu Bayreuth gesessen." Eine nach Bayreuth gerichtete Anfrage, ob diese Angabe richtig sei, hatte die Antwort zur Folge, daß in den Grundlisten über die Kranken, welche von 1790 bis 1811 in der dortigen Anstalt aufgenommen worden, Heinrich von Kleist nicht vorkomme, was aber die Möglichkeit, daß er einige Zeit dort verweilt, nicht ausschließe, weil die frühesten Krankenregister von 1790 an keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen könnten."

Auch unsere Nachforschungen in der Irrenanstalt zu St. Georgen bei Bayreuth, die seit 1790 besteht und nur für das markgräfliche Land bestimmt war, ergaben ein negatives Ergebniß, da die Krankenregister erst mit 1821 beginnen und alle älteren Papiere 1871 vernichtet wurden. Kleist hätte auch in jener nur für kranke Landeskinder bestimmten Anstalt schwerlich Aufnahme finden können. Ueberhaupt ist die ganze Notiz Kuh's ziemlich confus. Hardenberg war nur bis 1800 Gesandter von Anspach-Bayreuth und Kleist war auf seiner Würzburger Reise ganz gesund, wie sein Briefwechsel mit Wilhelmine und hier z. B. seine Schilderung des Würzburger Irrenhauses beweist. Eher ließe sich ein mehrmonatlicher Aufenthalt im Irrenhaus in die erste Hälfte des Jahres 1804 oder in den Winter 1809/10 verlegen, wo der Dichter beide Male ganz verschollen war. Wenn man aber erwägt, daß der „Prinz von Homburg", der im Frühling 1810 entstand, unmöglich das Werk eines eben aus dem Irrenhause Kommenden sein kann, so bleibt nur die Möglichkeit eines solchen Aufenthalts in Bayreuth auf der Rückreise von Paris und aus der Rheingegend. Uebrigens spukt diese Legende schon in Treitschke's Monographie und ist dort ebenfalls auf die Quelle Kuh's zurückzuführen. H. v. Treitschke theilt uns mit, daß er längst zu der Meinung gelangt, jene Notiz sei falsch, und daß er sie in einer neuen Ausgabe seiner Aufsätze weglassen werde.

Der Nachlaß des Dichters aus dem nunmehrigen Besitze der Berliner Königl. Bibliothek enthält, wie wir schon in den „Nachträgen zum Leben Heinrich von Kleist's (Gegenwart 1883, II 183 ff.) berichteten, die erste Fassung der „Familie Schroffenstein", deren Ort der Handlung noch Spanien ist. Brahm beeilte sich auf die Nachricht des Berliner Tageblatts, daß wir diese „Familie Ghonorez" publiciren werden, uns mit einem Auszug in der Vossischen Zeitung zuvorzukommen, indem er darin mit verdächtiger Hast betheuerte, daß ihm unsere Handschrift nicht bekannt geworden sei. Die Freunde des Dichters werden die ganze „Familie Ghonorez" als Nachtrag zur „Familie Schroffenstein" in unserer Ausgabe finden.

Der Tieck'sche Nachlaß der Berliner Königl. Bibliothek enthält zuerst einige Aufsätze, Gedichte und Bruchstücke, welche längst Aufnahme in Kleist's Werke gefunden haben, sodann eine leider unvollständige Handschrift des „Zerbrochnen Krugs" mit vielen merkwürdigen Varianten, nebst einem Vorwort, das wir zuerst in unseren „Nachträgen" abgedruckt haben. Nicht minder wichtig für die Textkritik ist eine Abschrift der „Penthesilea", welche bedeutende Veränderungen einzelner Verse und Worte von Kleist's Hand enthält. Die Theatergeschichte dieses Stückes, das erst 1876 in der Bearbeitung Mosenthal's auf die Bühne gelangte, kann nunmehr erweitert werden. Kleist's Freund Kriegsrath Peguilhen erzählt in Gubitz' Berühmten Schriftstellern der Deutschen (1854) eine lustige Anekdote, wonach die Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz den schüchternen, gesellschaftlich schwerfälligen Kleist bei einem schöngeistigen Diner in Berlin durch ihre Zudringlichkeit in die Flucht gejagt habe. Kleist scheint sich mit der „antikplastischen Madame Eunike-Mayer-Hendel-Schütz geb. Schüler" wieder versöhnt und enger befreundet zu haben. In einer vergessenen Brochüre „Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Frauen Henriette Hendel geb. Schütz" (1815) findet sich eine Eintragung Kleist's: die 3. Strophe von Schlegel's „Arion" ins Persönliche gewendet und die Stellen, in denen von dem Ruhme des Dichters die Rede ist, dahin abgeändert, daß der Ruhm der Künstlerin gepriesen wird. Bisher unbekannt ist die Thatsache, daß die Hendel Kleist's „Penthesilea" als Vorwurf zu ihren Lebenden Bildern behandelte. Am 23. April 1811 gab die gefeierte Künstlerin im Concertsaale des Berliner Nationaltheaters eine Vorstellung, über welche die Vossische Zeitung folgendes Referat brachte: „Die neue Darstellung, Penthesilea, wurde vom Herrn Prof. Schütz vorläufig erklärt und durch Vorlesung einer Stelle aus einem neuen Trauerspiele dieses Namens erläutert. Beides war für die Ungeduld der Zuschauer etwas langweilig, zumal da die Stelle mit ihrem Hez! Hez! Hez! unpoetisch, flach und gehaltlos ist." Aehnlich meldet die Spener'sche Zeitung: „Neu war die Scene aus der Penthesilea, nach dem Schauspiel des Herrn Heinrich von Kleist, welcher eine Erklärung und Declamation des Herrn Schütz voranging. Dennoch wird eine so lang fortgehende Pantomime, wie diese, immer etwas undeutlich bleiben, auch wegen der vielen Voraussetzungen, die sie fodert; und die Darstellung war wenig befriedigend, sie geht zu sehr ins Dramatische." Der hämische Correspondent des Stuttgarter Morgenblatts endlich constatirte, daß „die neue Darstellung, die Penthesilea nach einem Gedichte des Herrn von Kleist sich nicht eignete und gestaltete, weil die Aufgabe zu verwickelt war. Auch das von Herrn Prof. Schütz zur Erklärung gelesene Bruchstück des Gedichts langweilte und ward zuwider durch verrenkte Sprache und gemeine Malerei im Ausdruck". So mußte also der Dichter zufrieden sein, daß sein unsterbliches Trauerspiel als unwillkommener Vorwand zu Lebenden Bildern benutzt wurde! Der Berliner Klatsch bezeichnete übrigens auch die Hendel-Schütz als zu den Frauen gehörend, die Kleist geliebt haben soll.*)

Wieviel Neues und Interessantes könnte überhaupt ein gewissenhafter Kleist-Biograph noch aus zeitgenössischen Taschenbüchern und Journalen entnehmen. Ein Blick in den Berliner Adreßkalender von 1790 sagt uns z. B., bei welchem Prediger Catel der Knabe Heinrich seine Erziehung in Berlin genossen hat. Es war der Katechismus-Prediger der Französischen Hospital-Kirche und Professor des Hebräischen am Französischen Gymnasium Samuel Heinrich Catel, und somit erklären sich Kleist's treffliche Kenntnisse der französischen Sprache, die er nach dem Zeugniß seiner Freunde fast flie-

*) Ein anderes Begebniß aus des Dichters letzten Lebenstagen findet sich in Varnhagen's „Rahel" und ward bisher von Kleist's Biographen übersehen. Am 30. Nov. 1819 schreibt Rahel an G. von Brinckmann: „Vor vielen Jahren war ich einmal mit der Generalin Helwig [Amalie von Imhoff] und ihren beiden Schwestern bei Mad. Sander, wo sie mich wollte kennen lernen; ich hatte aber damals schon den Namen Robert, und so meinte sie, ich sei's nicht; ich, die dies nicht wußte, trat nicht vor und mußte den ganzen Abend nur! mit Heinrich Kleist und Adam Müller sprechen; weil Achim Arnim und Clemens Brentano in schwarzen Theekleidern und Bestrumpfung aus Respect vor der interessanten vornehmen Dame rempart spielten, und niemand in der Hitze heranließen. Kleist, mit straßenbeschädigten Stiefeln, und ich lachten heimlich in einem Winkel und amüsirten uns mit uns selbst. Ich erfuhr erst nachher die bévue und die verfehlte Bekanntschaft: Frau von Helwig konnte es gar nicht vergessen mit den Namen! Sie wußte nur von hoch-, ich aber von falschgeboren."

Digitized by Google

ßender als das Deutsche gesprochen haben soll. Im Körner-Museum in Dresden liegt ein bisher ungedruckter Brief, der Kleist's Gewandtheit in dieser Sprache bestätigt. Er ist aus der französischen Kriegsgefangenschaft an den Festungscommandanten des Fort de Joux gerichtet und lautet:

Monsieur,

Mon camerade, Msr. de Ehrenberg, me chargé de vous rendre grace, de ce que Vous avés eu la bonté, de lui envoyer le voyage en Italie, d'Archénholz. C'est un compatriote, qu'il retrouve en étranger. Je vous remercie de même, Monsieur, moi et Msr. de Gauvain, du Dictionaire et de la Grammaire française, que Vous avés bien voulu nous prêter; nous en ferons le meilleur usage que possible.

J'ai l'honneur de Vous saluer

Kleist.

Au fort de Joux,
31. Mars, 1807.

A Monsieur
Monsieur de Bureau
Commandant du fort de Joux
à
Pontarlier.

Ein zufällig wieder aufgefundenes Zeitungsblatt gibt uns die neue Nachricht, daß der Junker von Kleist im Feuer gestanden hat. Sein Waffengefährte und Bruder in Apoll Fouqué schreibt in einem vergessenen Aufsatz: „Die drei Kleiste" in der Zeitung für die elegante Welt vom 24. Dec. 1821 von unserem Dichter: „Gott bescherte ihm das Glück, sich gleich in den ersten frischen Jugendjahren dem Feinde gegenüber als Soldat zu versuchen. Bei Trippstadt in der bayerischen Pfalz hatte sein Corps im Juli 1794 einen recht ernsten und unvorhergesehenen Angriff der Franzosen zu bestehen, den es in echt preußischer Entschlossenheit zurückwies. Zu großen Hauptschlachten blühte der Kampf dieses Jahres nicht auf; doch immer fanden die Kriegsleute Gelegenheit, vor sich und Anderen ihre freudige Todesverachtung darzuthun, und geehrt und geliebt von seinen Waffenbrüdern zog nach geschlossenem Frieden der Jüngling Heinrich in seine Garnison ein." Fouqué hat die Kämpfe jener Tage in seiner Biographie des Generals Rüchel, Kleist's Vorgesetzten, beschrieben. Die Scharmützel um Trippstadt, Zweibrücken, Kaiserslautern begannen am 10. Juni; am 2. Juli warf die Cavallerie, an deren Spitze Rüchel mit seinem Stock in der Hand, die Franzosen zurück, am 11. wurde das Corps des Generals v. Kleist geschlagen, und diese Plänkeleien dauerten mit wechselndem Glück monatelang fort, bis Ende November die Winterquartiere bezogen wurden.

Auch Kleist's Verhältniß zu Julie Kunze, Körner's Mündel (Dresden 1808), kann auf Grund neuen Materials viel eingehender behandelt werden, als es durch Brahm geschah. Die in der Deutschen Rundschau publicirten Briefe der Familie Körner 1804—1815, worin öfter von Kleist und Julie Kunze die Rede ist, scheinen Brahm entgangen zu sein. Im Körner-Museum fand sich der Alimentationscontract, auf Grund dessen der alte Körner die Tochter seines Leipziger Freundes Kunze, der auch zu Schiller's nahen Bekannten gehörte, in sein Haus aufnahm. Wie viel und was an den Körner'schen Familien-Ueberlieferungen wahr ist, daß das „Käthchen von Heilbronn" gedichtet worden sei, um der ungetreuen Julie ein Vorbild zu geben, wie man lieben müsse, und daß Theodor Körner's Tante Dora in dem Scheusal Kunigunde persiflirt werden sollte, läßt sich allerdings kaum mehr ermitteln. Daß Julie Kunze und ihr Verhältniß zu dem Dichter des „Käthchens" sich in diesem mehrfach wiederspiegelt, liegt auf der Hand. Das Stück scheint im ersten Theil ganz in glücklichster Bräutigamsstimmung geschrieben; nur die spätere Bearbeitung, vor welche der Bruch mit Julie fallen mag, zeugt von Kleist's Verbitterung. Auch daß ihm Tante Dora zur Rache als Modell diente, ist nicht unglaubwürdig. Jedenfalls ließen Körners es den Dichter keineswegs merken, daß sie das Urbild der Kunigunde kannten. Sie bewahrten Kleist ihre freundliche Gesinnung, und noch am 28. November 1809 schrieb Emma Körner an Professor Weber: „Heinrich Kleist wird Ihnen gewiß immer mehr gefallen, je länger Sie ihn kennen; er hat kleine Eigenheiten in seinem Charakter, die anfänglich auffallen, die aber so unumgänglich zu dem ganzen Menschen gehören, daß man sich sehr bald daran gewöhnt, wenn man das große dichterische Genie, welches er besitzt, zu schätzen weiß. Wenn Sie ihn sehen, so haben Sie die Güte ihm für sein Andenken zu danken und ihn vielmals von uns allen zu grüßen." Erst nach Kleist's Tode verräth sich eine starke Mißstimmung. Der alte Körner zeigte in einer bisher unterdrückten Briefstelle dem Sohne Theodor nach Wien Kleist's Ende mit folgenden Worten an: „Von Kleist's Tode schreibt die Chodowiecka an die Piatoli, Kleist habe eigentlich nicht die Vogel, sondern eine andere Frau (auch nicht die Hendel) geliebt. Dieser habe er die Erschießensparthie proponirt, aber kein Gehör gefunden. Die Vogel sei erst nachher zu diesem Tanz aufgefordert worden und da sie ohnedem wegen eines Krebsschadens habe sterben wollen, so sei sie geneigt dazu gewesen." Hierauf antwortete Theodor, daß Kleist's Ende ihn nicht sehr gewundert habe, wohl aber „wie sich eine Frau aus Liebe zu ihm habe erschießen können." Julie Kunze vermählte sich wenige Monate nach dem Bruch im Herbst 1808 mit Alexander von Einsiedel, und das Paar siedelte am 16. März 1809 nach Schloß Gnandstein über. Kurz vor ihrer Hochzeit, am 20. October 1808, hat sie sich in Theodor Körner's Stammbuch (jetzt in unserem Besitze) mit folgenden wehmüthigen Versen eingetragen:

„Wecke den Amor nicht auf! noch schläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedient sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen noch schläft, denn es erwacht nur zu bald."

Auf ein anderes Blatt schrieb Alexander von Einsiedel: „Man muß sich vom Gewöhnlichen zu dem Idealen erhoben haben, ehe man zur goldenen Mittelstraße zurückkehren und sich überzeugen kann, daß nur in der Mitte von beyden Extremen das Glück wohnt, deßen wir fähig sind." Wir entnehmen einem ungedruckten Briefe von Frau Körner (13. Juli 1836) noch folgende Nachricht: „Ich hatte in diesem Frühjahr die Freude, meine Pflegetochter, die ich in 17 Jahren nicht gesehen habe, vier Tage zu sehen. Sie war mir von einem sterbenden Freunde vertraut. Gut, liebenswürdig, talentvoll, reich, von vielen würdigen Männern gesucht, nächst Emma die Zierde unsres Hauses — hat sie sich ein Schicksal geschaffen, das bedauernswerth ist. Ganz gegen unsern Willen schloß sie ihre Verbindung — dies hatte sie in allem von uns getrennt." Die Gatten liebten und achteten sich, aber die Ehe war unglücklich wegen v. Einsiedel's Epilepsie, besonders da die Anfälle sich immer mehr steigerten und geistige Störungen eintraten, die bis zur Gehirnerweichung ausarteten, woran er denn auch starb. Wir geben in unserer Ausgabe eine Reproduction von Julien's Jugendporträt aus dem Besitze des Körner-Museums, von Emma Körner gemalt. Ein späteres Oelbild des schönen Mädchens befindet sich noch heute auf Gnandstein.

Kleist's Verhältniß zur zeitgenössischen Kritik hätte in einer Biographie nothwendig berührt werden müssen, denn gerade die ablehnende Haltung von Publicum und Kritik trägt einen großen Theil der Schuld an des Dichters Selbstmord. August Klingemann und Johannes Falk gehören zu den Wenigen, die Kleist's Bedeutung erkannt und laut gepriesen haben. Klingemann kündigte fast alle Werke des Dichters in der Zeitung für die elegante Welt an und kargte mit seinem oft enthusiastischen Lobe niemals. Falk schwärmte namentlich für das „Käthchen von Heilbronn", suchte Goethe*) und Schiller's Wittwe dafür zu begeistern und machte überhaupt fleißig

*) Leider ist unsere Hoffnung, über Goethe's Verhältniß oder Mißverhältniß zu Kleist im Goethe-Archiv Aufklärung zu finden, durch G. v. Loeper's Erklärung zerstört worden, daß man in Weimar selbst die Ausbeutung des Archivs unternimmt und daher „eine Concurrenz" nicht wünscht, „denn", schreibt uns Herr v. Loeper, „sollte man sich gutmüthig die Butter vom Brode nehmen lassen?" ...

Digitized by Google

Propaganda für den Dichter. Wenige Monate vor Kleist's Tod schrieb er in der Urania d. J. 1812:

„Hätte dieser kühne, junge, feurige Genius Heinrich von Kleist, dieser reichbegabte, herrliche Kopf weiter nichts geschrieben, als seinen Zerbrochnen Krug oder sein Käthchen von Heilbronn: so verdienten, besonders bei der Armuth der Deutschen im dramatischen Fach, seine Versuche Aufmerksamkeit, seine Talente Hochachtung. Wäre dem warmen, edeln, biederherzigen, geistvollen Gleim ein Genie wie Kleist in den Weg gelaufen: was meint man wohl, wie er es würde in seinen Arm heraufgejauchzt, hereingejubelt haben! Dagegen, wie verkehrt, wie kalt, wie wenig fördernd, wie lieblos ist fast Alles, was dieser junge Dichter bis jetzt über seine Producte öffentlich erfahren hat! Und doch wie viele Köpfe sind dermalen in Deutschland noch übrig, die auch nur eine Seite — was Seite? — die auch nur eine Periode mit dieser Anmuth, mit dieser Originalität, mit dieser Neuheit, mit diesem Feuer im Ausdruck, mit dieser zugleich zarten und ungestümen Gluth eines echten shakespeareschen Pinsels, wie Kleist im Käthchen von Heilbronn zu schreiben im Stande sind? Mag es sein, daß er in diesem Product, wie in allen seinen übrigen, die Grenzen der Motive überschreitend, zuweilen an das Barocke streift: soll uns denn ein einziger Fehler des trefflichen Mannes gegen alle übrigen Vorzüge, die er besitzt, blind und der Mittelmäßigkeit, an der heutzutage fast aller öffentliche Weihrauch wie in Pfennigsgaben verräuchert wird, hold und geneigt machen? Wahrlich es ist wohl eigen, daß eine Nation wie die Deutsche, die jetzt so gern politische Ohnmacht und Blöße mit dem literarischen Ruhm ihrer Klopstocke, Herder, Schiller u. s. w. zudecken möchte, demungeachtet jeden Augenblick vergißt, daß man große Männer am würdigsten in ihren Nachkommen ehrt; und wer sind diese denn sonst, als junge Männer von Genie, die sich mit Muth und Geschick auf die von ihren Vorfahren betretene Bahn wagen?"

Kleist's Epigramme beweisen, daß der Dichter auf die Kritik sehr schlecht zu sprechen war. Einmal nahm er sogar einen Recensenten scharf aufs Korn. In der Berliner Zeitschrift „Der Freimüthige" hatte am 11. Juni 1808 ein Kritikaster über Kleist's Epigramme geschrieben: „Sie sind nicht ohne Witz und meistens gegen seine eigenen Werke gerichtet, wo denn die Persiflage freilich ziemlich leicht ward." Hierauf ließ Kleist im nächsten Hefte seines „Phöbus" die drei in seine Werke aufgenommenen Epigramme: „Die gefährliche Aufmunterung" erscheinen, worin der Anonymus arg mitgenommen wurde.

Wie er heißt? Ihr fragt mich zuviel. Einen Namen zwar, glaub' ich,
Gab ihm der Vater; der Ruhm? Davon verlautete nichts.

Auf diesen Angriff erwiederte der Kritiker am 5. December: „Die Epigramme sind zum Theil nicht übel gerathen. . . . Auf uns selbst müssen wir wohl die drei letzten Epigramme ziehen, indeß erfrechen wir uns immer noch zu behaupten, daß Herr von Kleist uns bis jetzt in seinen Epigrammen — vielleicht weil sie das kürzeste sind, was er schrieb — noch am besten gefiel; und zum Dank, daß er uns besang, geben wir ihm auch ein Xenion zum Abschiede:

Das gezwungene Lachen.
Sieh! wir zeigen so sanft Dir Fehler und Schwächen und Mängel;
Aber Du lachst! — Wir sehen's, wie Du dich kitzelst, dazu."

Das holprige Epigramm verräth uns übrigens den Verfasser. Ohne Zweifel steckt dahinter F. C. Weißer, der Mitredacteur des Stuttgarter Morgenblatts und College des bekannteren Epigrammatikers Haug. Er gehörte zu Kleist's intimsten Feinden. Er besprach im Freimüthigen 1808 fast sämmtliche „Phöbus"hefte, indem er bald: —cho, bald: —z—, bald —p— unterzeichnete. Dort nannte er auch „Penthesilea" ein tolles Spectakelstück, die „Marquise von O . . . ." undeutsch, steif, verschroben und gemein, den „Michael Kohlhaas" ein Machwerk, das „Käthchen von Heilbronn" ein aberwitziges Product, und vom „Zerbrochnen Krug" meinte er, auch die Leser bekämen „Lust mitzupfeifen, wie es die Zuschauer in Weimar thaten" u. s. w. Am ungezogensten geberdete sich Weißer bei der Nachricht von Kleist's Selbstmord, indem er an dem Katafalk des Dichters sein Armesünderlicht anzündete. Im Morgenblatt behauptete er u. A., daß Kleist und die Vogel in der Nacht vor dem gewaltsamen Hinscheiden viele geistige Getränke zu sich genommen, um ihre Feigheit zu bekämpfen; daß Kleist „als Schriftsteller einen den Deutschen ewig heiligen Namen mit großer Unehre führte" und nannte Kleist's Todesgefährtin seine „geistige Buhlschwester", denn „daß der beste Seelenarzt durch ihre Cur sich ebenso wenig Ehre versprechen durfte, folgt schon aus ihrem Verhältniß zu einem — Heinrich von Kleist." Der brave C. A. G. Eberhard, der Verfasser von „Hannchen und die Küchlein", nahm den todten Dichter in Schutz, indem er sich in seiner Halle'schen Monatsschrift „Salina" mit dem Morgenblatt in eine Polemik einließ. Er zog auch über den ihm persönlich unbekannten Dichter Erkundigungen bei Fouqué ein, und es war uns vergönnt, den Briefwechsel dieser beiden Freunde Kleist's aufzustöbern. Fouqué schreibt u. A. an Eberhard:

Vielleicht hat Ihnen, lieber Eberhard, das Gerücht oder ein öffentliches Blatt bereits die traurige Ursache verkündet, um derentwillen ich genöthigt bin, Ihnen Ihren einliegenden Brief wieder zurück zu senden. Auf den Fall aber, daß Sie noch nicht davon unterrichtet sind, lassen Sie es mich Ihnen mit kurzen Worten sagen — denn mein ganzes verwundetes Herz zuckt dabei zusammen — daß sich Heinrich Kleist und eine Frau, die er liebte, erschossen haben, mit der größten Ueberlegung, Besonnenheit und Stille. Sie liegen nun mitsammen am Ufer eines Gewässers begraben, auf der Stelle, wo sie fielen. Eben dorten ward im Herbst des vorigen Jahres meine und Kleist's Dichterverbündung durch sein liebevoll kräftiges Entgegenkommen auf das innigste zusammengezogen! Nun schläft der herrliche Mensch da seinen tiefen Schlaf. Friede mit seiner Asche! — Ich sah seinem Besuch und der Freude über ein neu von ihm begonnenes Werk entgegen, — nun kommt solch ein Abschied und die Botschaft solch eines Werkes! — —

Der herbe Abschied, welchen ein so edler Dichter, als Heinrich v. Kleist in einem blühenden, vollkräftigen Alter aus der Welt genommen hat, mußte natürlich wie alle Freunde des Guten und Schönen in unserm Deutschen Vaterlande, so auch Sie mit tiefer Wehmuth ergreifen, und mit dem lebhaften Verlangen, mehr von seinen letzten Lebenstagen und der Veranlassung seines Todes zu erfahren. Die freundschaftlichen Bande kennend, welche Kleist und mich als Dichter und als Menschen umschlangen, fordern Sie mich auf, Ihnen nähere Nachrichten hierüber zuzusenden, womöglich solche, die sich zur Mittheilung an das Publikum Ihrer Zeitschrift eigneten, und dazu beitragen könnten, dessen Urtheil über den edlen Todten in einen richtigen Gesichtspunkt zu stellen. Dazu jedoch fühle ich mich unfähig. Von der Begebenheit selbst weiß ich nicht mehr, oder doch nicht viel mehr, als bereits öffentlich bekannt geworden ist, und so auch von jeder möglichen Veranlassung dazu. Dennoch ergreife ich diese Gelegenheit, um Allen, die Heinrich v. Kleist geliebt und geachtet haben, die Bitte recht innig an's Herz zu legen, sich jegliches Urtheils über ihn und andre in sein schmerzliches Schicksal Verflochtne zu enthalten, bis näher unterrichtete Freunde es für möglich und rathsam halten, den Schleier wegzuheben, welcher das Ende seines irdischen Lebens birgt. Soviel hat ja wohl der Dichter von seinen Lesern gewonnen, daß sie dem, welcher sie in mancher begeisterten Stunde entzückte und über das Unwürdige des äußern Lebens erhob, nur das Edle zutrauen und auch da, wo ihn das Himmelsfeuer in seiner Brust über die Bahn des Gesetzlichen in eine dunkle Welt hinaus riß, ihm — wie er selbst in einer seiner Dichtungen sagt — „in seiner That vertrauen", ohne weder entschuldigend noch tadelnd früher an ihr meistern und rütteln zu wollen, bis jene oben erwähnte Enthüllung sie vor den Augen der Nation, welche auf Kleist, als einen ihrer edelsten Dichter allerdings die Augen zu richten befugt ist, aus der Dunkelheit zieht.

Bis hierher, mein geliebter Freund, habe ich für Ihre Zeitschrift mitgeschrieben, und vergönne es gern, daß alles Obige mit meiner Namens-Unterschrift abgedruckt werde. Ihnen in's Besondere füge ich hinzu, daß ich die Unglücksgefährtin meines Freundes nicht gekannt habe, von Andern aber einstimmig höre, sie sei eine höchst geistreiche und anmuthige Frau gewesen. Ein fast allgemeines Gerücht schreibt ihr eine heilungslose, mit schmerzhaftem Ende drohende Krankheit zu; desfalls, will man, habe sie den Tod gewählt, und Heinrich, unfähig, sie zu überleben, sei ihr nachgezogen worden. Doch macht mich wieder darin der Bericht eines anderen Freundes irre. Kurz, im Ganzen muß ich wiederholen, was ich zu Anfange dieses Blattes auch dem größeren Publikum sage: der Schleier liegt noch fest über der That, und kann nur von wenigen, ihm zu allernächst gestandenen Freunden gelöst werden. Soviel ist gewiß, daß nicht leicht irgend ein Selbstmord mit

Digitized by Google

so klarer Besonnenheit, mit so, ich möchte sagen, starrer Tapferkeit, als dieser, vollführt worden ist. — Er ist hin, mein armer, oft in seinem Leben gestörter und von falschen Hoffnungen getäuschter Freund, er ist viel zu frühe aus seinem thatenblühenden Leben abgegangen, und ich stehe noch immer wie schwindelnd an dem Abgrunde, der ihn in so jäher Ueberraschung verschlungen hat. Es mag dem Begleiter Eschens etwa so zu Muthe gewesen sein, als dieser in den überschneiten Eisspalt hinunter gesunken war. — — Lassen Sie mich bald wieder von sich hören. Wo ein edler Krieger gefallen ist, müssen sich die Rotten desto enger zusammenschließen.

Die gemeinen Angriffe des Morgenblatts veranlaßten auch einen anderen Freund Kleist's, den Dichter Achim von Arnim, sich brieflich mit einem Protest an Cotta zu wenden. In Arnim's handschriftlichem Nachlaß findet sich folgendes interessante Schreiben, das freilich weder vollendet noch abgeschickt worden zu sein scheint.*)

Ich wende mich in der Angelegenheit eines unglücklichen Verstorbenen an Ew. Wohlgeboren als Herausgeber des Morgenblattes mit dem Zutrauen, daß eins der natürlichsten menschlichen Gefühle, Achtung und Wahrheit in dem Gerichte über die Todten, auch in Ihrem Herzen lebe und daß der unsägliche Schimpf, der in Ihrem Blatte über den armen Heinrich von Kleist ausgesprochen, nicht von Ihnen komme, sondern wahrscheinlich — aus einer jüdischen Feder, die schon oft Ihr Blatt gemißbraucht hat. — Zuerst erkläre ich Ihnen feierlich, um meine Glaubwürdigkeit zu bewähren, daß ich die Anzeige des H. Geheimerath Peguilhen nur aus seiner Freundschaft für die beyden Verstorbenen entschuldigen kann und daß ich daher eine Rüge derselben, in so fern er vor der Bekanntmachung der Geschichte das Urtheil der Welt bestimmen wollte, gebilligt hätte, doch würde ich, ungeachtet ich mit ihm verfeindet bin, unendlich glimpflicher verfahren seyn. — Zweytens muß ich in Hinsicht meiner Gesinnung über den Selbstmord auf meine Geschichte der Gräfin Dolores mich berufen, um den möglichen Verdacht von mir zu wälzen, als ob ich mit Kleist gleiche Ueberzeugung hege, vielmehr ist es mein Bestreben gewesen, diese Art Verzweiflung in dem Menschen zu bekämpfen und in ihrer Leerheit zu vernichten, die in unsrer Zeit so manche schöne Kraft in sich selbst entzweyte und so manches edle Leben zerstörte. — Nach diesen beyden Erklärungen fordre ich Sie als braven Mann, wie Sie mir von vielen meiner Bekannten gerühmt sind, auf, die folgenden Zeugnisse für meinen verstorbenen Kleist nicht als Aeußerungen von Parteigeist, Schule oder freundschaftlicher Verblendung von sich zu weisen.

Kleist hat in seinen früheren Jahren die Achtung und Liebe seiner Regiments-Cammeraden genossen, ebenso hat er in späterer Zeit, wo er einige Zeit unter dem nachmaligen Minister von Altenstein in Civilgeschäften diente, das Lob und den Beyfall desselben erworben, aus beyden Verhältnissen hat ihn nur der eigne Wunsch, seinen Dichtungen leben zu können, entfernt. Wenige Dichter mögen sich eines gleichen Ernstes, einer ähnlichen Strenge in ihren Arbeiten rühmen dürfen wie der Verstorbene, statt ihm vorzuwerfen, daß er der neueren Schule angehangen, wozu wohl kein Mensch so wenig Veranlassung gegeben wie Kleist, hätte man eher bedauern müssen, daß er keine Schule anerkannt, das heißt, nur in seltnen Fällen dem Hergebrachten und dem Urtheile seiner Kunstfreunde nachgab, vielmehr seinem Eigensinne sich in dem Zufälligen ergab, was oft das Schöne und Tiefe seiner Erfindungen entstellt, die Festigkeit, mit der er das Schicksal seines Lebens lenkte, erklärt diesen Eigensinn sehr leicht, der sich in den Widerwärtigkeiten seines Lebens durch das Gefühl der innern Kraft, mit der er sie ertrug, noch vermehrte.

Nach solchen Zeugnissen können wir als sicher annehmen, daß Heinrich von Kleist, allen Lästerern und Verleumdern zum Trotz, ein tief unglücklicher, aber edler und vortrefflicher Mensch gewesen ist. Erfreulich bleibt es immerhin, daß wir uns von einem Manne, den wir als Dichter so hoch stellen müssen, nicht mehr ein so trauriges Menschenbild machen dürfen, wie gewisse Biographen es uns vorgezeichnet haben.

*) Wilhelm Vollmer könnte am besten diesen Punkt klarstellen und vielleicht gar Arnims Brief vervollständigen. Leider pflegt der Archivar des Cotta'schen Hauses auf literarische Anfragen keine Antwort

Eine neugriechische Schrift über die Lenorensage.

Von Daniel Sanders.

Die Schrift, auf die ich die Aufmerksamkeit der Leser hinzulenken wünsche, führt im Griechischen den Titel: „Das Volkslied vom todten Bruder".*) Der Verfasser ist der auch außerhalb seines Vaterlandes durch die gründliche und umfassende Kenntniß der Sagwissenschaft rühmlich bekannte N. G. Politis, von dessen preisgekröntem Werke: „Forschung über das Leben der neueren Griechen" (*Μελέτη περὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων*) soeben eine, neue durch eine Fortsetzung vermehrte Auflage angekündigt wird. Er ist auch der Schriftführer des „Vereins für Geschichte und Volkskunde Griechenlands", an dessen — in dem ausgezeichneten Jahrbuch des Vereins niedergelegten — Arbeiten er einen hervorragenden Antheil hat.

Das griechische Volkslied, das Politis zum Gegenstande seiner ebenso anregenden wie gründlichen Untersuchung gemacht, ist durch die ausgezeichnete Fauriel'sche Sammlung seit 60 Jahren allgemein bekannt. Wilhelm Müller, der Dichter der „Griechenlieder", dessen deutsche Bearbeitung der Fauriel'schen Sammlung 1825 erschien, bemerkt zu dem Gedicht, das in der mitgetheilten Singweise den Titel führt: „*Ἡ νυκτερινὴ περπατησιά*" (die nächtliche Reise):

„Ueber die Verwandtschaft, in welcher der diesem Liede zu Grunde liegende Aberglaube mit deutschen, englischen, schottischen Sagen und Gesängen und namentlich mit Bürger's „Lenore" steht, siehe einen Aufsatz des deutschen Uebersetzers im Morgenblatt 1825. Viel auffallender ist jedoch die Aehnlichkeit des neugriechischen Liedes mit einem serbischen. Serb. Volkslieder (übersetzt von Talvj, Bd. I.) S. 160: Jelitza und ihre Brüder."

Da aber das neugriechische und das serbische Lied vielleicht den Lesern im Augenblick nicht gegenwärtig oder gleich zur Hand sein dürften, so wird es vergönnt sein, von beiden wenigstens den Anfang herzusetzen und ihm den weiteren Verlauf in einer Inhaltsangabe anzureihen, und der freundliche Leser sieht es mir hoffentlich nach, wenn ich für das griechische Volkslied unverändert die Uebersetzung beibehalte, in der ich es vor 43 Jahren (eheu, fugaces labuntur anni!) in den gemeinschaftlich mit meinen Freunden Moritz Carriere und dem leider zu früh dahingeschiedenen Heinr. Bernh. Oppenheim „zum Besten der unglücklichen Kandioten" veröffentlichten „Neugriechischen Volks- und Freiheitsliedern" (Grünberg und Leipzig, 1842) erscheinen ließ und auch in meiner 1878 erschienenen Gedichtsammlung: „Aus den besten Lebensstunden (Eigenes und Angeeignetes)" wiederholt habe:

Die nächtliche Reise.

„Mutter mit den neun Söhnen Dein und mit der einen Tochter, —
Im Finstern badetest Du sie und kämmtest sie bei Lichte
Und hast sie eng und fest geschnürt draußen im Mondenscheine, —
Da man zu Dir die Werbung her von Babylon geschickt hat,
Gib sie, o Mutter, gib sie doch hin in die Fremd' Areten,
Damit auch ich hab' einen Trost die Straße, die ich ziehe."

„Bist ja verständig, Konstantin, doch jetzt sprichst Du mir thöricht.**)
Ob Leid, ob Freude kommen würd', wer sollte sie mir holen?"
Gott ruft er ihr als Bürgen an, die Heiligen als Zeugen,
Ob Leid, ob Freude kommen würd', er ginge sie zu holen.
Und es erschien ein Unglücksjahr und die neun Söhne starben u. s. w.

Der Anfang des serbischen Volksliedes aber lautet in der Uebersetzung von Talvj (d. h. Therese Auguste Luise von Jacob):

Jelitza und ihre Brüder.

Neun der lieben Brüder blühten einstmals
Einer Mutter, doch das zehnt' und letzte
War Jelitza, eine liebe Tochter.

*) *Τὸ δημοτικὸν ᾆσμα περὶ τοῦ Νεκροῦ Ἀδελφοῦ ὑπο Ν. Γ. Πολίτου. Ἀπόσπασμα ἐκ τοῦ Δελτίου τῆς Ἱστορικῆς καὶ Ἐθνολογικῆς ἑταιρίας τῆς Ἑλλάδος. Ἐν Ἀθήναις.* 1885. 70 S.

Digitized by Google

Alle hat genährt sie und erzogen,
Bis die Söhn' in Bräutigamesalter
Und das Mädchen zur Vermählung reif war.
Viele Freier warben um Jelitza,
Eins ein Ban, ein Feldherr war der Andre
Und der Dritt' ein Nachbar aus dem Dorfe.
Gern dem Nachbar gäbe sie die Mutter,
Doch dem übermeer'schen Ban die Brüder,
Sprachen also zu der lieben Schwester:
Gehe nur, Du unsre liebe Schwester,
Geh nur mit dem Bane überm Meere!
Geh nur! oft besuchen Dich die Brüder,
Kommen zu Dir jeden Mond im Jahre,
Kommen zu Dir jede Woch' im Monde!"

Als die Schwester dieses Wort vernommen,
Ging sie mit dem Bane überm Meere.
Siehe, da geschah ein großes Wunder!
Es begab sich, daß die Pest des Herren
Hin die Söhne alle neune raffte,
Und allein blieb die verwaiste Mutter.

Und dann berichtet das serbische Lied weiter, wie drei Jahre vergangen und Jelitza, wegen des ausbleibenden Besuchs der Brüder von den Schwägerinnen verhöhnt, so schmerzlich gejammert, daß es den Herrn im Himmel erbarmte und er zwei Engel berief, zum Grab des jüngsten Bruders Johannes hinabzugehen und ihn mit ihrem Geiste belebend anzuhauchen, aus dem Grabstein ihm ein Roß, aus der Erde ein Brot, aus dem Leichentuch Geschenke zu bereiten und ihn zum Besuche der Schwester auszurüsten, wie dann Johannes zur Schwester gegangen, die ihm schon von fern entgegengelaufen, ihn umhalst, geküßt und unter Schluchzen Vorwürfe über das bisherige Ausbleiben der Brüder gemacht und dann hinzugefügt:

„Sag', wovon bist Du so grau geworden,
Grad', als wärst im Grabe Du gewesen?"

Da habe ihr der Bruder geboten, zu schweigen, wenn sie Gott erkenne; er habe die acht Brüder vermählt, dann hätten sie neun weiße Häuser gebaut, wovon er so schwarz geworden. Drei weiße Tage bleibt der Bruder, während welcher Zeit Jelitza herrliche Geschenke für die Brüder und die Schwägerinnen bereitet, und als dann Johannes sich zur Heimkehr anschickt, begleitet sie ihn trotz des dringenden Abmahnens. Nahe dem Hause der Mutter heißt er sie ein wenig warten, weil er in der weißen Kirche den bei der Vermählung des mittleren Bruders verlorenen goldenen Ring suchen wolle . .

Und es ging ins Grab der Knab' Johannes.

Vergebens wartete und harrte Jelitza lange auf ihn, dann fand sie beim Suchen viele frische Gräber und fühlte schneidendes Weh dort, wo Johannes verschieden. Darauf zum Hause der Mutter schreitend, hörte sie einen Kuckuck (im Serbischen den Vogel des Jammers) schreien und rief der Mutter zu, ihr die Thür zu öffnen. Doch die Mutter glaubte, in der Rufenden die Pest des Herrn zu vernehmen, welche ihre Söhne dahingerafft und nun auch sie holen wolle.

Aber ihr entgegnete Jelitza:
„Arme Mutter, öffne mir die Thüre!
Nicht die Pest des Herren ist hier draußen,
's ist Dein liebes Töchterchen, Jelitza!"

Drauf die Pforte öffnete die Mutter
Und sie schrie und ächzte, wie ein Kuckuck.
Fest umschlingend sich mit weißen Armen,
Sanken Beide todt zur Erde nieder.

Der Schluß des kürzeren griechischen Liedes aber erzählt, wie die Mutter auf Konstantin's Leiche sich das Haar zerrauft und ihn an sein unter Gottes und der Heiligen gegebenes Versprechen gemahnt habe. Drauf sei er um Mitternacht gegangen, die Schwester zu holen und habe die draußen im Mondenscheine sich Kämmende gefunden, die er aufgefordert, ihm zu der nach ihr verlangenden Mutter zu folgen. Arete aber fragt, ob es Leid oder Freude zu Hause gebe, daß er zu dieser Stunde sie zu holen käme. Wenn es Freude gebe, wolle sie sich in Gold kleiden, wenn aber Leid, so wolle sie kommen, wie sie stehe. — Weder Leid noch Freude gebe es, lautet die Antwort; aber sie solle kommen, so wie sie stehe. Auf ihrem Wege hören sie Vögel singen von dem schönen Mädchen, das einen Todten führe, und als die Schwester sagt, daß ihr graue, weil der Bruder so nach Weihrauch dufte: lautet die Antwort:

„Nach Sankt Johannes' Kirche bin ich gestern spät gegangen,
Da hat mit vielem Weihrauchsduft der Priester mich empfangen. —
Oeffne mir, Mutter, öffne mir, hier bring' ich dir Arete."

Die Mutter heißt ihn, wenn er ein guter Geist sei, vorübergehen, ihre jammervolle Tochter weile weit in der fernen Fremde. Er aber heißt wiederholt sie öffnen, er sei ihr Konstantinos, der sein ihr unter Gottes und der Heiligen Bürgschaft gegebenes Versprechen eingelöst habe.

Und wie sie öffnete die Thür, entfloh ihr ihre Seele.

Bei aller Aehnlichkeit dieser beiden Gedichte unter einander und mit der Bürger'schen „Lenore" tritt doch ein bedeutsamer Unterschied hervor: In dem griechischen Volkslied ist es der Vorwurf der Mutter —, in dem serbischen der Jammer der Schwester —, in der deutschen Ballade die Sehnsucht der Geliebten, — was den Todten aus dem Grabe heraustreibt und zu der geister- oder gespensterhaften Reise zwingt.

In meiner oben erwähnten Sammlung: „Aus den besten Lebensstunden" habe ich auf das neugriechische Volkslied zwei andere folgen lassen, in denen ebenso wie in der Bürger'schen Ballade die Sehnsucht der Braut den Geliebten aus dem Grabe heraufbeschwört, ein englisches: „Wilhelm's Geist" und ein schwedisches: „Die Macht des Kummers", von welchem letzteren ich mir nicht versagen kann, wenigstens den in seiner versöhnenden Milde wundervoll erhebenden Schluß auch hier folgen zu lassen:

Da setzte sie nieder sich hin auf sein Grab,
Es rannen die Zähren die Wange herab.
„Hier will ich sitzen, bis endlich der Tod
Sich wird erbarmen meiner Noth."
Des Jünglings Ruf klang durch die Luft:
„Geh', weinende Braut, von meiner Gruft.
Denn weinst Du und klagst Du so tief in Schmerz,
Mit Blut erfüllt sich darob mir das Herz.
Doch jegliches Glück, das froh Dich erregt,
Den Sang voll duftender Rosen mir legt."

Erwähnen möchte ich hier noch die (z. B. in Ellisen's „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" 1846, S. 60 ff. mit beigefügter Uebersetzung mitgetheilte) bretagnische Ballade, die einigermaßen in der Mitte steht, insofern hier der wiederkehrende Todte zugleich der Milchbruder und der Bräutigam ist (s. Politis, S. 5).

Die Schrift von Politis lehnt sich zunächst an folgende zwei Abhandlungen:

W. Wollner, Der Lenorenstoff in der slavischen Volkspoesie im „Archiv für slavische Philologie", Berlin 1882, tom. VI, S. 239—269, und: Jean Psichari, La Ballade de Lénore en Grèce. Extrait de le Revue de l'histoire des religions. Paris, 1884. E. Leroux. S. 40.

Politis behandelt den ganzen hierher gehörigen Sagenstoff in sehr eingehender und umsichtiger Weise, und ganz besonderen Werth verleihen seiner Schrift die hier am Schluß zusammengestellten 17 verschiedenen Fassungen aus den verschiedensten Theilen Griechenlands, 7 von diesen Singweisen sind hier zum ersten Mal gedruckt und, wenn die übrigen auch schon in verschiedenen Sammlungen zerstreut sich finden, so ist es doch jedenfalls höchst erwünscht, alles Hergehörige in so übersichtlicher Zusammenstellung sofort zusammen zur Hand zu haben.*)

*) Vielleicht hätte Politis auch noch aus Tommaseo's Sammlung S. 345 folgendes offenbar hergehörige Bruchstück aufnehmen können oder sollen:

Ἤτανε ὁ δρόμος μου πολὺς κἠ στράτα μου μεγάλη.
Ὁ χορτιακτὸς τοῦ δρόμου μου στὰ μύτρα μου ἐπῆρε.
Ἀπ' ἐκκλησιὰν ἐπέρασα καὶ λιβανιαῖς μυρίσω.

Digitized by Google

Es kann natürlich hier, wo ich nur im Allgemeinen auf die Schrift von Politis aufmerksam machen will, nicht meine Absicht sein, auf alles Einzelne näher einzugehen; aber auf einen Punkt, bei dem ich nicht ganz unbetheiligt bin, glaube ich doch noch besonders hinweisen zu dürfen oder zu müssen.

W. Wollner (s. bei Politis S. 6 und S. 18) kommt in seiner Untersuchung zu dem Schluß, von den verglichenen Liedern sei das albanische aus dem griechischen entlehnt, die ursprüngliche Gestalt des Liedes aber sei slavisch und zwar serbisch. Die letzte Vermuthung jedoch spricht Wollner mit vieler Vorsicht aus, indem er nur soviel als sicher erachtet, daß das serbische Lied keine Nachahmung des griechischen sei, jedoch zugleich zugesteht, daß nicht entschieden werden könne, ob das griechische aus dem serbischen entlehnt sei oder ob beide sich eigenartig entwickelt. Viel entschiedener stellt Psicharis die Behauptung hin, daß das serbische Lied das ursprüngliche sei, aus diesem sei das bulgarische entlehnt, von denen es die Albanesen übernommen und schließlich die Griechen. Und wenn dabei ein Hauptgewicht mit auf die Neunzahl der Brüder neben der einen Schwester gelegt wird, so muß ich bekennen, daß ich an dieser heute von mir nicht mehr als bündig anerkannten Beweisführung nicht ohne Mitschuld bin, wie es bei Politis auf S. 18 heißt:

Vor mehr als 40 Jahren stützte Sanders seine Vermuthung, daß das in Rede stehende Lied aus dem Slavischen entlehnt sei, darauf, daß sonst in den griechischen Liedern nirgend die Zahl neun besonders bedeutungsvoll auftrete, wie auffällig oft in den serbischen, — siehe mein „Volksleben der Neugriechen" (Mannheim 1844) S. 314.

Ich habe freilich an der angeführten Stelle nur gesagt: das Lied scheint (nicht: „ist") ursprünglich slavisch, wie ich denn auch auf der vorhergehenden Seite ausdrücklich ausgesprochen:

„Deuten aber diese Aehnlichkeiten auf eine Berührung griechischer und slavischer Völker, so wird es doch in den meisten Fällen nicht leicht zu entscheiden sein, wer gerade jedes Mal von andern entlehnt. Soviel freilich bleibt gewiß, daß althellenische Anschauungen, die sich bei den heutigen Griechen und bei Slaven finden, von den Griechen zu den Slaven übergegangen sind."

Und hiermit ist gerade der Punkt berührt, weshalb ich heute nicht mehr dem Zahlenverhältniß Neun und Eins eine besondere Beweiskraft für den slavischen Ursprung zuerkennen kann. Ich habe später die Zahl neun als bedeutungsvoll nicht nur häufig in neugriechischen Liedern gefunden (wofür die Schrift von Politis genügende Belege bietet), sondern mich auch überzeugt, daß die fragliche Zahlenverbindung auch schon bei den homerischen Gesängen eine häufig vorkommende ist. Ich darf mich hierfür auf einen Aufsatz berufen, den ich in dieser Zeitschrift im vorigen Jahre (Bd. 26, S. 45 ff.) unter der Aufschrift: „Die Zahlen der Odyssee" veröffentlicht und worin ich ausdrücklich hervorgehoben, „daß sich sehr häufig die Zusammenstellung zweier in der natürlichen Zahlenreihe unmittelbar auf einander folgenden Zahlen findet", und so im Besonderen z. B.: Neun Jahre, im zehnten (Odyssee V, 107; XIV, 204). — Neun Tage, aber am zehnten (VII, 253; IX, 82; IX. 28; XII, 447; XIV, 314). — Neun Ziegen, mir aber zehn (IX, 160), vgl. auch Ilias VI, 174 u. s. w., abgesehen von der häufig allein vorkommenden Neunzahl. Nur im Vorübergehen mag hier noch die Bemerkung Platz finden, daß in griechischen Liedern nicht selten die Zahl neun, zerlegt in fünf und vier vorkommt, wie z. B. wenn die Schöne neun Schnüre flicht, von denen sie fünf um den Hals und vier um die Hände schlingt, oder z. B. vier und fünf waren sie, neun Brüder, vgl. auch:

Neuntausend Schafe waren es, neun Brüder, die sie hüten,
Die fünfe gehn dem Küssen nach, die dreie nach dem Lieben,
Nur Jannis blieb allein zurück inmitten seiner Schafe. —

Doch nun nichts weiter von Einzelheiten. Zum Schluß aber empfehle ich wiederholt allen Denen, welche den Kundgebungen des Volksthums ihren Antheil zuwenden, nicht nur die besprochene kleine Schrift von Politis, sondern nicht minder sein großes Werk über das Leben der neueren Griechen.

Feuilleton.

Mein Weib.

Novellette von M. Nuel.

Jahre lang hab' ich in Gedanken zu Boden gestarrt und mein Hirn gemartert; ich konnte mich nicht entsinnen, wer ich war, wer ich bin. Kein Laut ist über meine Lippen gekommen, und die Worte meiner Gefährten haben mein Ohr nicht berührt. Ich hatte die Empfindung, als wäre ein dichter, dunkler Schleier über meine Sinne gebreitet, ein Todtentuch, unter dem sie noch zuckten, noch lebten. Manchmal war es mir, als höbe etwas den Schleier in die Höhe, als legte sich eine weiche Hand auf mein rauhes, ungepflegtes Haar; dann blickte ich wohl auf und gewahrte ein bleiches, abgehärmtes Weib mit gerötheten, verweinten Augen, die mich mit unsäglichem Mitleid anschauten. Merkwürdig, in solchen Augenblicken glaubte ich mich an mein vergangenes Leben, an meinen gegenwärtigen Zustand erinnern zu können. Dieses Weib, diese eingefallenen, fleischlosen Wangen, der wimmernde Ton ihrer Stimme schienen mir so bekannt, so furchtbar bekannt, daß ich im tiefsten Innern zusammenschauerte. Eine unheimliche Unruhe bemächtigte sich meiner; es war vielleicht die Freude, endlich von der peinigenden Ungewißheit erlöst zu werden und zugleich die tödtliche Angst, das Entsetzlichste zu erkennen. — Aber immer wieder sank ich in meine dumpfe Gefühllosigkeit zurück, ohne die Bilder, welche mit blitzartiger Schnelle durch meine Seele flogen, erhaschen, ohne mir nur Rechenschaft geben zu können, warum dieses Weib mich so seltsam bewegte.

Wer war sie? Was wollte sie? Ich begann sie zu hassen, denn ich fürchtete mich vor ihr; sie störte, sie quälte mich, aber meine Gedanken hafteten an ihrer Erscheinung fest, klammerten sich an sie und ließen nicht mehr ab von ihr.

Monate vergingen so.

Es war eine Veränderung mit mir vorgegangen, ich vergaß mich, ich existirte nicht, ich fühlte mich nicht mehr in meinem Grübeln. Nur sie, sie! Wenn sie nicht bei mir war, lebte ich nicht, denn ich hatte Niemand zu hassen; wenn sie kam, frohlockte ich, denn ich konnte die Hand erheben, sie zerschmettern, tödten, vernichten. O, es wäre eine Wohlthat für sie gewesen! Aber ich that es nicht, es bemächtigte sich meiner eine teuflische Freude, sie leiden zu sehen, sie, von der ich nicht wußte, warum sie in mein Dasein getreten, warum sie den schlummernden Dämon in mir geweckt.

Einmal sprach sie zu mir freundlich — eindringliche, milde Worte, — aber die Stimme, die Stimme! Das Wimmern eines gezüchtigten Kindes, das nicht mehr heulen kann, klingt so. Ein thränenloses Weinen! Ich las in ihren Augen, die sie ängstlich auf meine Lippen gerichtet hielt, als wollte sie die Worte sehen, den gespannten, lauernden Ausdruck ihrer Seele, ich sah, wie sie den Athem zurückhielt, um keine Bewegung, keinen Laut meines Mundes zu verlieren. Aber ich antwortete nicht, ich wollte nicht; ich stieß sie mit den Füßen und lächelte. Sie aber warf sich vor mich hin, umpreßte meine Kniee mit ihren Armen, küßte meine Hände und rief in unendlich traurigem Tone: Alfred, Alfred!

Wie war mir denn? Warum ging ein zuckender Schmerz durch meinen Kopf, warum zitterten meine Nerven? Wer hatte ihr diesen Namen verrathen, wer ihr das Geheimniß zugeraunt, über dem ich so schmerzlich lange Zeit gebrütet?

Die Augen mußten mir aus den Höhlen getreten sein, meine Gesichtszüge sich furchtbar verzerrt haben, mein Leib, meine Seele waren in Bewegung. Ich sprang auf, und indem ich das Weib mit wilder, fast übermenschlicher Kraft aufrüttelte, schrie ich:

„Den Namen, den Namen."

„Alfred", klang es ächzend zurück.

In diesem Augenblicke war es mir, als würde der dunkle Schleier gewaltsam zerrissen, als höbe sich meine Schädeldecke

Digitized by Google

empor und ließe Einlaß dem Lichte, das mich mit überwältigender Klarheit umfloß.

O, ich befand mich im Irrenhause, elend und wahnsinnig, und das Weib, das vor mir lag, war mein Weib.

Mein Weib!

Ja, sie hatte mich dahin gebracht, sie! O, ich erinnerte mich dessen genau! Jede Minute meines unglückseligen Lebens stand deutlich vor mir und jede barg in sich die Ewigkeit des Jammers . . .

Weib und Kinder nannte ich einst mein und war glücklich. Gott, Gott, sie war es nicht! Es zehrte an ihrem Herzen ein geheimes Leid, das ich nicht begriff und das sie gut zu verbergen wußte. Des Nachts aber hörte ich sie beten und schluchzen. Ich begann sie zu beobachten, mißtrauisch und aufmerksam, und bald wurde mir klar, daß sie sich zu beherrschen wußte, daß sie alle ihre Kraft einsetzte, um das Zucken ihres Gesichtes unter einem Lächeln zu verbergen. Aber ihr Auge verrieth es mir; es lag etwas darin, das sie nicht in ihrer Gewalt hatte, ein unheimliches Flimmern, ein thränenschimmernder Blick, der mich traurig machte. Und die Kinder, die Kinder! Mein ältester Knabe war schön wie ein Liebesgott. Mit welcher Zärtlichkeit hing sie an ihm! Wenn er zur Schule ging, erfaßte sie eine Unruhe, als drohe dem Kleinen eine Gefahr, als wäre jeder Augenblick, den er nicht in ihrer Nähe weilte, für sie ein verlorener, unersetzlicher.

Nur ungern sah sie es, wenn ihn die Leute küßten oder liebkosten, sie ertrug es nicht, daß er Jemand mit seinen großen braunen, träumerischen Augen so ansah, wie er sie anschaute. Ganz wollte sie ihn besitzen, jede Regung seiner kleinen, unschuldigen Seele sollte ihr gehören, jeder Athemzug ihr. Ein eigenthümliches Verhältniß herrschte zwischen ihnen; sie war seine Tyrannin und Sklavin zugleich. O, ich weiß es, sie war eifersüchtig auf ihr Kind, sie haßte mich, weil es mir zugethan war, ein Lächeln für mich hatte, weil es mir jubelnd entgegensprang, wenn ich des Abends aus dem Geschäfte heimkam, sich mir auf den Schooß setzte und mir schmeichelte. Mir konnte dabei nicht wohl werden; ich mußte sie ansehen, sie war todtenbleich. Ich stieß ihn von mir und beschäftigte mich mit meinem zweiten Kinde, einem zweijährigen Knaben, dem der Frohsinn aus den Augen leuchtete; er lachte mich an und zeigte dabei seine kleinen Zähnchen. Wie lieb das war!

O, ich konnte ein glückliches Heim haben, wenn sie mir die unschuldigsten Freuden nicht verkümmert hätte, wenn sie mich nicht verbannen wollte aus dem Herzen meines Erstgeborenen. Und ich trotzte mit ihr, ja ich trotzte und würdigte sie keines Wortes. Ich wurde eben so hart gegen ihren Liebling als milde und nachsichtig gegen den meinen, es wurde mir weh dabei, aber ich that es doch. Ich war glücklich, wenn sie die Lippen aufeinanderpreßte, um nicht aufzuschreien vor Qual, wenn sie sich entfärbte und ihre Augen vor Wuth funkelten; ich freute mich dessen, denn ich wußte, daß sie sonst nur einen Blick der Verachtung für mich hatte. Mein Gott, was war ich ihr auch? Ein Mensch, der arbeiten und seine Familie ehrlich ernähren konnte, weiter nichts. War ich deshalb schon berechtigt, mich meiner Kinder zu freuen, gab mir das die Fähigkeit, ihre empfindsame Zärtlichkeit zu verstehen, welche den kleinen Seelen eine träumerische Traurigkeit anerzog, die ihren frischen Gesichtern nur zu früh einen zarten, leidenden, durchgeistigten Ausdruck verlieh?

Von Tag zu Tag wurde es schlimmer. Sie versteckte den Knaben vor mir und bestach die Dienerschaft, damit sie mir seinen Aufenthalt nicht verrathe. O, ich schäumte vor Wuth, stellte mich aber gleichgiltig und lauerte auf den Augenblick, in dem ich ihr eine neue Kränkung zufügen konnte. Und doch liebte ich sie und lechzte nach einem gütigen Wort von ihr, nach einem Blick, der mir sagte: „Sieh', wir haben Beide Unrecht, laß uns wieder gut sein."

Aber er ward mir nicht zu Theil, dieser Blick. Verdrossen wandte sie sich von mir, wenn ich's versuchte, versöhnliche Worte zu sprechen; ich demüthigte mich vor ihr, doch sie wies mich kalt zurück. Nie, nie werde ich das vergessen! Ich flehte sie an, uns nicht Beide unglücklich zu machen, ich wollte ja ihren Liebling nimmer berühren, sie sollte ihn ganz für sich haben. Sie lächelte bitter und schrie in leidenschaftlicher Erregung:

„Reiß ihm die Liebe zu Dir aus dem Herzen."

Ich schwieg erschüttert, denn ich sah in die Tiefe eines Herzens, das seine Liebe aufgespart, das sich jedes Gefühl förmlich abgegeizt hatte, um es in übergroßem Maße an ein Wesen zu verschwenden, welches es annahm ohne Dankbarkeit, ohne die elende Entlohnung eines Gegengefühls.

O, sie war elender als ich!

Eines Tages erkrankte das Kind und starb. Ich will mich der wahnsinnigen Ausbrüche ihres Schmerzes nicht erinnern, will nicht wiedergedenken des Jammers. Gebrochen irrte sie durch die Zimmer, rang die Hände, winselte und heulte. Seinen Namen rief sie hunderte, tausende Male und schrie in herzzerreißenden Tönen, indem sie sich mit geballten Fäusten auf Brust und Stirne schlug: „Gott, Gott, warum diesen!"

Mir wich sie jetzt aus, als fürchtete sie, ein Wort des Trostes aus meinem Munde zu vernehmen; sie konnte mir nicht verzeihen, daß sein letztes Wort ein sehnsüchtiger Ruf nach mir, seinem Vater, gewesen. Den Tag über saß sie stumm auf dem leeren Bettchen und wimmerte vor sich hin; zuweilen nahm sie meinen zweiten Knaben auf ihren Schooß und erzählte ihm so lange traurige Geschichten, bis der arme Schelm zu weinen anfing.

Ich litt furchtbar. Dieses Wimmern wollte mich nicht verlassen, ich hörte es immer und überall, es trieb mich des Abends vom Hause ins Geschäft zurück; dort fühlte ich mich so einsam, so unglücklich, daß ich mich selbst zu fürchten begann. Ich versuchte zu arbeiten, doch zwischen den Zeilen sah ich das Bild meines Weibes, vernahm ich ihr stilles Weinen . . .

Mein Leben begann sich immer trüber zu gestalten. Ich hatte nicht mehr den Muth, mein Haus aufzusuchen und den Jammer mit anzusehen. Ich wollte ihm um jeden Preis entfliehen. Ach, ich glaubte es gethan haben, wenn ich lustige Gesellschaft aufsuchte, die Nächte wachend durchzechte und im trunkenen Zustand tolle Streiche verübte . . . umsonst, umsonst! Den Dämon, dem ich entfliehen wollte, trug ich in der eigenen Brust, ich nahm ihn mit mir ins Wirthshaus, ließ mich von ihm überwältigen, wenn die Geister des Weines in meinem Hirne ihren Spuk trieben. Ja, wer die Kunst verstünde, sich selbst zu entfliehen, er wäre glücklich, beneidenswerth, ein Gott! Es gab Augenblicke in meinem Leben, in denen ich verzweiflungsvoll nach einer Mordwaffe griff, um mich zu tödten, aber immer zog es mich zurück, es erfaßte mich ein grenzenloses Mitleid mit mir selbst, meinem Weibe, meinem Kinde. Ich wollte sie noch einmal sehen, einmal noch versuchen, sie durch Bitten zu einer andern zu machen. Und wenn ich dann heimkam und mein Weib wiederum wimmern hörte, übermannte es mich, und ich vergaß alle meine Vorsätze. Ich stürzte mich auf sie, um sie zu mißhandeln. O, ich schlug sie, und sie weinte nicht; es war eine Wollust für sie, mich rasen zu sehen; es zuckte vielleicht der Gedanke durch ihre Seele, daß ich sie tödten werde. Gott, Gott, sie wollte mich schuldiger sehen, als sie selbst sich fühlte.

Dazu kamen die Erzählungen der Dienstboten, denen sie Alles anzuvertrauen gewohnt war. Ich bezahlte sie dafür, daß sie mich marterten. Auf diese Weise brachte ich Vieles in Erfahrung, was mich erbitterte. Sie ließ meinem Knaben, der durch ihre Zärtlichkeit kränklich geworden war, eine fast wahnwitzige Sorgfalt angedeihen, aber sein Aeußeres vernachlässigte sie. Sie wollte ihm kein neues Mützchen kaufen, weil ein Mützchen das letzte Geschenk gewesen, das sie dem todten Liebling gemacht. Die Leute lachten darüber, ich aber wußte, daß sie von dem Gefühl beherrscht war, ihre Hand bringe Unglück, ihr Geschenk den Tod.

Damals schon faßte ich Vieles nicht, es war mir oft, als säße in meinem Kopfe eine Riesenspinne, die mit emsiger Geschäftigkeit hin und her laufe, ich glaubte zu spüren, wie sich die langen, feinen Fäden zu einem Netze verdichteten, dann fühlte ich nichts mehr . . . ich hatte vergessen . . .

Zehn Jahre lang war ich im Irrenhause, die Zeit war an mir vorübergerauscht, wie das Meer an dem Felsen . . .

Aber sie, sie? Hatte ihr die Sorge nicht das Haar ge-

Digitized by Google

bleicht und die Stirn gefurcht? Wie viel Nächte hat sie sich schlaflos auf ihrem Lager gewälzt und die brennenden Vorwürfe ihres Herzens, die Anklagen ihres Gewissens anhören müssen? Armes, unglückliches Weib! Und doch, doch konnte ich mich eines Haßgefühls nicht erwehren:

„Wo ist unser Kind?" schrie ich.

Da fühlte ich mich umarmt und auf die Lippen geküßt. Ein hübscher Knabe lachte mich an und führte mich meinem Weibe zu, das mir zitternd die Hand entgegenstreckte.

„Sei wieder gut, Alfred", sagte sie; mehr konnte sie nicht reden.

Wenige Tage darauf verließ ich gesund die Heilanstalt und war erstaunt, mein Geschäft in der größten Ordnung zu finden; sie hatte sich desselben angenommen und es mit fast männlicher Energie geleitet. Ich fand ein Heim, das entzückte und eine zarte, liebevolle Behandlung, die mir meine Ruhe bald wiedergab.

Heute bin ich ein alter Mann, und mein Weib ist eine Greisin. Die Vergangenheit liegt hinter uns, fast vergessen, denn sie ward von uns mit keinem Worte erwähnt. Unser Sohn besucht uns oft und bringt zuweilen seine Kinder mit. Sein ältestes sieht ihrem Lieblinge, unserem Erstgeborenen, ungemein ähnlich; mir tritt eine Thräne ins Auge, wenn es mich küßt, mein gutes Weib aber lächelt und streicht mir das wirre weiße Haar aus der Stirne.

Gott erhalte sie.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Hexenmeister. Lustspiel in 4 Aufzügen von Friedrich Gustav Triesch.

Der Goethe'sche „Zauberlehrling" in Form eines Lustspiels aus der modernen Gesellschaft — das war die erste Novität des „Deutschen Theaters" in der soeben eröffneten Saison. An und für sich ist es eine hübsche Idee, einen Lustspielhelden zu erfinden, der im Gefühle seiner Zaubergewalt über die ihn umgebenden Geister durch eine etwas frivole Beschwörung ein lustiges Kunterbunt erweckt, um schließlich die Fäden selbst aus der Hand zu verlieren — aber der Lustspieldichter hat leider nur zu oft die Formel vergessen, welche allein die entfesselten dramatischen Kräfte in ein harmonisches Gefüge bannt, und so kam es, daß sich auch schließlich des Publicums das hülf- und rathlose Gefühl bemächtigte, welches den Hexenmeister wie sein Goethe'sches Vorbild im letzten Acte erfaßt.

Das Gut, auf welchem die Handlung sich abspielt, beherbergt eine seltsam zusammengewürfelte Gesellschaft: der Besitzer des Hauses und Vater der weiblichen Bevölkerung, ein Ministerialrath a. D., duldet den Sohn seines Todfeindes, einen ungarischen Husarenlieutenant, der in seiner Sprache sehr an den legendarischen Grafen Mikosch erinnert, ohne Weiteres als seinen Gast, nur weil jener „so eine Art von Neffe von ihm" ist, und läßt außerdem seinen Schwiegersohn, einen verbummelten Architekten, bei sich schmarotzen. Soeben, bei Beginn des Stückes, hat er noch einen dritten Gast, diesmal den Sohn seines Busenfreundes, eingeladen, und als schließlich der Hexenmeister, ein junger, lebensgewandter Graf, ganz unmotivirt in diese merkwürdige Gesellschaft hereinplatzt, wird auch dieser noch zum permanenten Gaste erklärt. So, nun kann's losgehen, denkt der Zuschauer bei diesen Proben weitgehendster Gastfreundschaft, und die Zauberei geht nun auch wirklich sofort im größten Maßstabe an.

Der Hexenmeister hat viele Aufgaben auf einmal zu bewältigen: im Auftrage des Vaters, der sich und sein Haus ganz in seine Hände gibt, soll er erstens den Bruder Mikosch, der sich um die älteste Tochter bemüht, „hinwegwimmeln", zweitens den bummelnden Schwiegersohn, der zugleich seine schläfrige Frau stark vernachlässigt, zum braven Ehemann und zum nützlichen Mitglied der Gesellschaft umwandeln, drittens jenen „dritten Gast", der, obgleich er Ingenieur ist, in der Maske eines frömmelnden Candidaten der Theologie auftritt, zum Weltkind und zugleich zum Anbeter der jüngsten Tochter des Hauses verzaubern. In Folge eines geheimen Separat-Auftrages seines Freundes, des Husarenlieutenants, soll er außerdem jene erste Absicht des Vaters nicht nur nicht vereiteln, sondern gänzlich das Gegentheil, eine Heirath zwischen seinem Freunde und der ältesten Tochter des Hauses, erwirken.

Mit schlauem Lächeln den Finger an die Nase legend, geht er an sein Werk und braut die Zaubertränke. Sie sind im Grunde sehr einfacher Natur: wo Liebe erweckt oder genährt werden soll, macht er die Eifersucht rege, indem er die Paare auf Commando die Plätze wechseln läßt. Aber hierdurch entfesselt er Geister, die er nachher nicht wieder bannen kann. Der Lieutenant verliebt sich in den Backfisch, dem er nur zum Scheine den Hof macht, und fällt gerade in seine Arme, als der brave Freund und Hexenmeister das Jawort für ihn bei der Aeltesten erwirkt hat, und der „dritte Gast", der für seine Schein-Dame, die vernachlässigte Ehefrau, Interesse gewinnt, geht leer aus. Natürlich ist die Essenz der Geschichte, daß der Hexenmeister selbst sich in die Aelteste bei seiner Werbung für den Freund verliebt und sich nach einiger Angst und Noth Alles in die passendsten Verlobungen auflöst.

Es würde zuviel behauptet sein, wollte man sagen, daß der Verfasser diese verschiedenen Ver- und Entzauberungen mit viel Geist vorführte. Von diesem letzteren Agens ist leider zu wenig in der Anlage des Ganzen zu verspüren, dagegen tritt ein liebenswürdiger, schalkhafter Humor oft recht günstig hervor. Der Husarenlieutenant ist selbst ohne seine „Unkarische Sprak" und die rothen Paradehosen, in welchen er das ganze Stück hindurch auf der Bühne figurirt, ein liebenswürdiger Bursche, dem wir seine letzte und endgültige Geliebte, das frisch und munter schwätzende und schwärmende Backfischchen gerne gönnen dürfen. Das andere resultirende Paar ist freilich nicht so harmloser Art. Die Dame, die älteste Tochter des Hauses, ist, wie ihr Vater sagt, „tief und ernst angelegt", aber sie legt dies meistens nur durch große Unliebenswürdigkeit und barsche Antworten an den Tag. Ihr Partner wird „frivol und leichtsinnig" genannt, ist aber eigentlich nur selbstbewußt und auf seine Menschenkenntniß eitel. Einigemale sucht er seinen Leichtsinn allerdings dadurch leuchten zu lassen, daß er coram publico das Hausmädchen küßt und dem „dritten Gaste", den er ja zum Weltkind heranbilden soll, zeigt, wie man sich von hübschen Dienerinnen die Cigarre anstecken läßt — das thun ja aber auch nicht leichtsinnige Menschen zuweilen. Das dritte Paar endlich, der bummelnde Schwiegersohn mit seiner faulen Gattin, ist so stark carikirt, daß es schließlich selbst ein Auszischen — nebenbei gesagt nicht das einzige des Abends — zu seinen übrigen Sünden auf sich lud.

Sehen wir von einigen guten und neuen Witzen im Dialog und einigen wenigen, derbkomischen Situationen ab, so können wir nicht begreifen, warum das „Deutsche Theater" gerade dieses Stück den Reigen der Novitäten eröffnen ließ. Die vorzügliche Besetzung und Durchführung der Rollen im Vereine mit der guten Inscenirung haben allein verhindert, daß dieser Beginn ein Mißerfolg wurde.

O. B.

Digitized by Google

Notizen.

Meyer's Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Erster Band: A—Atlantiden. Leipzig, Bibliographisches Institut 1885. — Von dem großen literarischen Unternehmen liegt der erste Band in einem geschmackvollen Halbfranz-Einband complet vor, womit erst recht die Gediegenheit des Inhalts wie der Ausstattung zu Tage tritt. Es zeigt sich klar, daß diese neue Auflage wirklich ein völlig neues Werk ist, angelegt nach einem streng einheitlichen Plan; denn nicht nur die große Zahl der Stichworte, die wohldurchdachten Raumverhältnisse der einzelnen Artikel untereinander, auch die übersichtliche Anordnung des Stoffes innerhalb der durchweg gut geschriebenen und objectiv gehaltenen Artikel und die Berücksichtigung der neuesten Daten beweisen dies unwiderleglich. Mit dem Text auf gleicher Höhe steht der illustrative Theil. Die Abbildungen im Text wie die Tafeln, Karten und Pläne sind reich vermehrt worden und durchweg vorzüglich ausgeführt. Diese Bibliothek des Wissens kann Jedem, der sie noch nicht besitzt, auch in dieser neuen Auflage zur Anschaffung empfohlen werden.

Phädra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" (M. von Meysenbug). 3 Bde., Leipzig, Carl Reißner. — Der vorliegende Roman ist einer von den wenigen, die nicht nur unterhalten wollen, sondern Stoff zum Nachdenken bieten und mit der deutlich ausgesprochenen Absicht auftreten, uns zu solchem Nachdenken zu reizen. Die Romanform soll nur dazu dienen, die philosophischen Erörterungen anmuthig einzukleiden und für dieselben ein breiteres Publicum zu gewinnen, als es denselben sonst gegenüberstehen würde; sie soll dieselben zugleich auch verständlicher machen und an Beispielen veranschaulichen. Die bis dahin anonym aufgetretene, hochbegabte Verfasserin ist aus früheren Werken, in denen sie ihre Ideen in essayistischer Form zu propagiren versuchte, bekannt und in weiteren Kreisen beliebt geworden. Sie besitzt ebensoviel Geist wie Phantasie, ist auf den verschiedensten Wissensgebieten in einer für Frauen erstaunlichen Weise zu Hause und weiß für ihre Anschauungen ebenso energisch als begeistert einzutreten, um sie bis in ihre letzten Consequenzen hinein zu verfolgen und zu vertheidigen. Auch in der Erfindung der Romanfabel zeigt sie sich hier zum ersten Male gleich geschickt und originell. Wie schade nur, daß sie sich verleiten ließ, gar zu „romanhaft" zu componiren und daß sie mehr als einmal, besonders im dritten Bande, durch offenbare Uebertreibungen uns ermüdet und abschreckt! Ist dieser dritte Theil schon an sich schwächer, weniger spannend, unnatürlicher in seinem Inhalt und nicht ohne weitschweifige Wiederholungen von früher Gesagtem aller Art, so wird er durch die Ueberschwänglichkeit der Schilderung, durch das „Aufdiespitzetreiben" der verfochtenen Ideen nun doppelt unerquicklich, so daß der Gesammteindruck des groß angelegten und hochbedeutenden Werkes leider dadurch gefährdet erscheint. Warum muß denn der Held Philipp ein solches Muster aller Vollkommenheiten, solch' Halbgott werden, um siegreich die Ideen, die er verkörpert, zu bewahrheiten? Warum vor Allem körperlich so idealisch schön, daß die Verfasserin nicht Worte genug im Sprachschatz auftreiben zu können scheint, um seine göttliche Schönheit zu schildern? Was hat sie überhaupt mit dem Adel der Seele zu thun und wozu war sie — in diesem Maße — nothwendig? Die Verfasserin bringt sich durch ihren Mangel an Maßhalten hier, wo das Bewußtsein, ihre Ideen bisher glänzend vertheidigt zu haben und nun mit ihnen triumphiren zu können, sie gleichsam unwiderstehlich fortreißt, um ihre schönsten Wirkungen. Ja, wir fürchten sogar, daß Mancher gerade diesem Ueberschwang gegenüber doppelt skeptisch sich verhalten wird und weil das Geschilderte so unmöglich ist, dahin gelangen wird, das ganze Gebäude umzustoßen und die verfochtene Weltanschauung völlig in das Nebelland des Unmöglichen zu verweisen. Und das eben bedauern wir von Herzen. Denn wir tadeln ungern da, wo wir so Vieles zu loben haben und am liebsten Alles loben möchten. Der Uebereifer der Verfasserin, die zu Vieles beweisen wollte, bringt es nun am Ende dahin, daß man glaubt, sie habe garnichts bewiesen. Denn das Endresultat schießt über's Ziel hinaus. Dieser Held ist kein Ideal mehr, er ist ein Uebermensch; — unsere Zeit aber glaubt nur noch an Menschen. Sie wird an den Philipp des dritten Bandes und die zweite Bianca schwerlich glauben. — Wie reich an poetischen Feinheiten, an geistvollen Erörterungen, an lebensvollen Schilderungen sind dagegen die ersten beiden Bände! Sie enthalten einzelne Skizzen von hervorragendem, dichterischen Werth, Scenen voll gewaltiger Leidenschaft, Naturbeschreibungen von intimem Reiz. Ueberall hört man eine kluge, welterfahrene und weltgewandte Dame reden, die sich nicht scheut, Alles beim rechten Namen zu nennen, überallhin, auch in die dunkelsten Ecken und Winkel unserer modernen Gesellschaftsordnung hineinzuleuchten und uns die Schäden und Gebrechen aufzuzeigen, an denen dieselbe krankt. Wir folgen ihr gern, lassen uns von ihr belehren, freuen uns an ihren geistvollen Aperçus, an ihrem frohen, begeisterten Idealismus, an ihrer scharfen Skizzirung wirklicher Zustände und Verhältnisse, schütteln zu Manchem bedenklich den Kopf, sind aber immer angeregt, interessirt und gefesselt. Die Verschlingung der Fabel ist kunstvoll, die Katastrophe erschütternd. Nach ihr aber kommen ermüdende Längen, die wir gern fortgewünscht hätten. Spricht uns doch die Verfasserin oft so recht aus dem Herzen und weiß sie sich doch zu einer alle Bedenken mit fortreißenden Verfechterin von Ideen zu machen, deren Verbreitung nicht sehnlich genug gewünscht werden kann. So hinterläßt das Buch zwar einen zwiespaltigen Eindruck, aber um der reinen und hohen Weltanschauung willen, die es predigt, sowie wegen seiner dichterischen Vorzüge verdient es vor vielen Erzeugnissen der modernen Romanliteratur Beachtung und Anerkennung.

T—n.

Julius Schilling's Anleitung zum mündlichen und schriftlichen Verkehr im Spanischen. Leipzig, Glöckner. Die vorliegende hübsch ausgestattete und sehr correct gedruckte Schrift bietet insofern mit Crump's Englischen Gesprächen einige Aehnlichkeit, als dort wie hier die Gespräche zugleich ein dramatisch entwickeltes Sittenbild umrahmen und durch einen epischen Faden verknüpft sind. Don Baschio, ein spanischer Sprachlehrer im Ausland, trifft seine Vorkehrungen zu einer Ferienreise in seine Heimath, stößt dabei auf Hindernisse, findet einen Reisebegleiter, entwickelt seine Ansichten und Pläne in eingeschobenen Selbstgesprächen und besteigt endlich nach gemachten und empfangenen Besuchen die Eisenbahn. Der Anhang bietet eine Anzahl von Geschäftsbriefen und kurzen Privatmittheilungen in spanischer Sprache. Beide Theile sind fließend und leicht geschrieben und können als gute Muster der modernsten spanischen Umgangssprache empfohlen werden.

Br.

Bartholomäus Krüger's Spiel von den bäurischen Richtern und dem Landsknecht. 1580. Herausgegeben von Johannes Bolte. (Leipzig, Carl Reißner.) Eine sehr dankenswerthe Publication, die bei dem wieder neu erwachten Interesse für die Literatur des Mittelalters sicherlich viele Freunde finden wird. Mit Recht hebt der Herausgeber hervor, daß die treue Beobachtung des Lebens, die volksthümliche Sprache und das Geschick der Darstellung, wie sie sich in dieser Dichtung Bartholomäus Krüger's kundgeben, eine Neubelebung derselben rechtfertigen. Sie wird sicherlich auch heute noch „allen Richtern, Scheppen und sonsten jedermenniglichen ein Exempel" sein und in ihrer naiven Vorführung überall, wo man Sinn und Verständniß für die Dichtungsart jener Zeit besitzt, interessiren. Erwünscht ist die Einleitung des Herausgebers, der nicht nur über den Verfasser alles in Erfahrung Gebrachte publicirt und für den uneingeweihten Leser zahlreiche Anmerkungen und Erklärungen zum näheren Verständniß der Dichtung gibt, sondern auch über die Quelle, aus welcher der „Stadtschreiber und Organist zu Trebyn" seinen Stoff entnommen, sich des Näheren sachgemäß ausläßt. Und so mag man denn selber nachlesen, wie die „pewrischen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen und wie es ihnen so schrecklich hernach ergangen."

T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

hrsg. von Prof. Jos. Kürschner. Bd. 28. **Paul Fleming, Fr. v. Logau** u. **Ad. Olearius**, hrsg. von Prof. Dr. Oesterley. 8°. II u. 292 S. und Bd. 1. **Die älteste deutsche Litteratur** bis um das Jahr 1050. Bearb. von Prof. Dr. Paul Piper. 8°. VI u. 521 S. Brosch. à M. 2,50, geb. à M. 3,50.

Ein Fachmann wünscht d. regelmässige **militairische Correspondenz** etc. für eine grössere politische Zeitung zu übernehmen. Offert. unt. X. 1. beförd. d. Exped. d. Bl.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Briefe
von
Anna Maria von Hagedorn
an ihren jüngeren Sohn
Christian Ludwig
1731—32.
Herausgegeben von
Dr. Berthold Litzmann,
Dozent an der Universität Jena.
gr. 8. 1885. *M.* 2,50.

Im unterzeichneten Verlage erschien:

DAS WEIB

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien
von **Dr. med. H. Ploss.**

2 starke Bände. Preis brochirt 16 M., geb. 19 M.

Auch direct gegen vorherige Franco-Zahlung vom Verleger.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule**, zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule**, zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Ein pens. Oberlehrer in mittl. Jahren, Verf. vieler literarhistor. und philos. Schriften von anerkanntem Werth, in s. Jug. l. Jahre mit Erfolg Zeitungsredakteur, sucht bei bescheid. Ansprüchen Stell. als Redakteur od. ständ. Mitarbeiter an einem Blatte gemässigter Richtung. Offert. sub **J. T. 789 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder
aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. u. XV.
Ausgewählt und erläutert
von
Hans Blum.
Erster Band.
8. geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Dieses Werk ist das Ergebniß vieljähriger Forschungen und Vorarbeiten. Es vermittelt dem deutschen Leser eine Auswahl der kulturhistorisch, rechts- und sittengeschichtlich interessantesten Fälle der Sammlung des alten Gayot de Pitaval (starb 1743 als Advocat zu Paris), welcher der Stammvater aller modernen Sammlungen berühmter Criminalfälle geworden ist.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung: Der alte Pitaval. Ein Opfer des Cardinals Richelieu. Der falsche Herr von Caille. Ein geheimnißvoller Mord. Auf den Spuren der Frau von Maintenon. Die Geschichte des Fräulein von Sfrondate. Die Tragödie der Juden von Metz. Eine Gespenstergeschichte.

Der zweite (Schluß-) Band des Werkes wird im September d. J. ausgegeben.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können **nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 12 in Vorbereitung!

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/1 1/2 1/4 1/8 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 19. September 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland in Ostafrika. Von Friedrich von Hellwald. — Das letzte Werk Emil Riebeck's. Von H. Obst. — **Literatur und Kunst:** Philosophische Paradoxa. Von Carl du Prel. — Zwei Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Ein Herz und eine Seele. Von Wilhelm Berger. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Inserate.

Deutschland in Ostafrika.

Unter den mannigfachen Gebieten, welche seit dem Sommer des verflossenen Jahres das Deutsche Reich in dem schwarzen Erdtheil theils in Besitz nahm, theils seiner Schutzherrschaft unterstellte, sind die Erwerbungen in Ostafrika in mancher Hinsicht die bedeutendsten. Während die neuen Colonien an der Westküste vorwiegend reine Handelsstationen sind und voraussichtlich wohl noch lange bleiben dürften, stellt sich in den ostafrikanischen Besitzungen die Ausbeutung und Cultur des Bodens als die Hauptaufgabe dar. Die Blicke der Deutschen waren längst schon auf jene Gegenden gerichtet. Zwanzig Jahre sind es her, daß der hannöversche Baron Carl Claus von der Decken auf seinem eigenen Dampfschiffe „Welf" und einem kleineren Dampfer in die nahe am Aequator befindliche Mündung des Stromes Dschub einfuhr, welcher als eine geeignete Wasserstraße in das Innere der damals fast unbekannten und auch heute noch nicht genügend erforschten Somali-Halbinsel angesehen wird. Der „Welf" kam glücklich hinein, aber das kleine Dampfboot rechtfertigte seinen Namen „Passepartout" nicht, denn es ging verloren. Mit dem „Welf" gelangte von der Decken nach der von fanatischen Moslemin bewohnten Stadt Berdera, in deren Nähe eine Stromschnelle weiteres Vordringen verwehrte, der „Welf" aber scheiterte und Baron von der Decken sammt seinem Begleiter Dr. Linck im September 1865 von den Berderanern erstochen wurde. Seither ward wiederholt, besonders in den siebziger Jahren, darauf hingewiesen, daß Deutschland das Recht und die Pflicht habe, die Somal am Dschubflusse wegen dieses Mordes zur Rechenschaft zu ziehen und dort festen Fuß zu fassen. Zugleich aber hatte auf dieses Gebiet sowie auf andere Ländereien des Innern auch der Sultan von Sansibar sein Auge geworfen.

Sansibar bildet bekanntlich das beste und vielbenützte Thor für das äquatoriale Ostafrika. Die Wichtigkeit dieses Punktes ist nicht erst neuerdings erkannt. Schon vor vier Jahrhunderten haben Araber in dieser Küstengegend sich Handel treibend niedergelassen, bis die Portugiesen 1498 diesen zur Sicherung ihres indischen Handels brachen. Sie nahmen die Insel Unguja oder Sansibar 1503 in Besitz. Als aber im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert die Macht der Portugiesen sank, erhob sich in diesen Gegenden aufs Neue die der Araber. Es waren die Sultane des an der Ostküste Arabiens, sowohl am Indischen Ocean als auch am Persischen Meerbusen liegenden Reiches Oman oder Maskat, welche vor zweihundert Jahren ihre Herrschaft auf diese ostafrikanische Küste und die davor, unter 6—6½° s. Br., gelegene Insel ausdehnten, nachdem Sultan Seif 1648 auch das Reich Maskat von der seit Albuquerque drückenden Herrschaft der Portugiesen befreit hatte. Im Jahre 1784 schlug Sultan Sajjid von Maskat auch Sansibar zu seinem Reiche, dessen Handel und Verkehr von ihm in Verbindung mit den den Portugiesen feindlichen Engländern bedeutend vergrößert wurde. Diese Sultane von Oman waren zugleich Imame, d. h. sie vereinigten in sich die geistliche mit der weltlichen Gewalt; sie sind wahre Priesterkönige und stehen bei dem Volke in sehr hohem Ansehen. Der Imam Said-Said, welcher 1856 starb, hatte seine Residenz in Sansibar genommen, in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit dieses Küstenplatzes. Er ließ viele Araber von Oman dorthin übersiedeln, belebte Handel und Ackerbau, schloß Handelsverträge mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich ab und empfing einen britischen Consul in seiner Residenz. Bei seinem Tode theilte er das Doppelreich, indem er seinem ältesten Sohne Thaueni das eigentliche Oman oder Maskat hinterließ, während das westlich gelegene arabische Küstenland von Karka bis Katar Amdschid erhielt. Die afrikanischen Besitzungen dagegen erhielt Said-Medschid, welcher ein Jahrgeld von 40 000 Mariatheresiathalern an Oman entrichten sollte. Zunächst brach ein Krieg zwischen Amdschid und Thaueni aus; 1867 wurde letzterer von seinem eigenen Sohne Said-Selim ermordet. In Sansibar herrscht seit 1870 Sultan Bargasch ben Saïd, dem von den europäischen Mächten das Prädicat „Hoheit" zugestanden wird. Er gilt für einen sehr intelligenten Araber, dessen Gesichtsfarbe zwischen der des Deutschen und des Portugiesen steht, und verfügt aus der Verpachtung der Zölle über ein Einkommen von 1½—2 Millionen Mark sowie über eine ganz ansehnliche Flotille, welche einige Kriegsdampfer und Kaper zählt. Die Armee besteht aus einem Elitecorps von zwei Compagnien, jede zu 60 Mann, zwei Bataillonen zu sechs Compagnien, und der irregulären Truppe der Sipoys in der Stärke von 360 Mann und zählt im Ganzen 1400 Mann.

Jene Theilung des Reiches ist weniger nachtheilig für das Imamat von Oman als für das Sultanat Sansibar geworden. Jenes bildet eine festbegründete Macht in einer abgerundeten Masse; dieses ist dagegen auf die Inseln Sansibar, Pemba und Mafia oder Monfia beschränkt, sowie über ein Küstengebiet des gegenüberliegenden afrikanischen Festlandes, welches von Makdischu (Mogadora, Magadoscha) in 2°20′ n. Br. bis Cap Delgado in 10° 42′ s. Br. reicht, also von den Somal- und Gallstämmen bis zu dem portugiesischen Küstengebiete vom Mosambik — eine Strecke von 1600 km! Freilich gebietet der Sultan auch blos über die Küste; landeinwärts hat es mit seiner Macht so ziemlich ein Ende. Und selbst an der Küste ist in den Städten seine Autorität von eigener Art;

Digitized by Google

er ist weder Besitzer noch Herrscher, sondern ein Protector, der für seinen Schutz eine Auflage erhebt. Viele seiner Städte haben daher mehrere Herren. Die wichtigsten Plätze sind, von Norden nach Süden fortschreitend: Makdischu, Maska, Brawa oder Bárawa, die nördlich von der Mündung des Dschubflusses liegen, ferner Mombas oder Mwita mit 13—15 000 Einwohnern, Bagamoyo, Dar-es-Salau und Quiloa (Kiloa, Kilwa) mit 10—15 000 Einwohnern. Von dem arabischen Worte „Sahil", d. i. Seeküste, Plural „Sawahil", Adjectiv „Sawáhili" (gesprochen Saweili) nennt man diese Küste el Sawahil oder Suahiliküste. Das Mischvolk aus ursprünglichen Negern, eingedrungenen Galla und dazugekommenen Arabern, welches sie bewohnt, heißt Wasawahili, das Land Usawahili, der Einzelne ist ein M'sawahili und die Sprache das Kisawahili. Sansibar gegenüber und nördlich bis Mombas heißt die Küste Mrima, d. h. Gebirge; von Brawa bis Makdischu: el Benadir oder die Häfen, und südlich von Sansibar bis Quiloa Mungao. Was nun die Insel Sansibar selbst anbelangt, so ist dieselbe 1591 qkm groß und nach Gerhard Rohlfs ein einziger, prächtiger Garten, aber das Klima ist trotzdem für Europäer ungesund und an der Küste selbst sogar lebensgefährlich. Die Hauptstadt Sansibar, an der Westküste der gleichnamigen Insel gelegen, zählt heute 100 000 Einwohner (Neger und Araber), während die Europäer, meist aus den diplomatischen Agenten der fremden Mächte und dem Personal der europäischen Handelshäuser bestehend, ungefähr hundert Personen stark sind. Unter den deutschen sind die Hamburger Häuser Hansing & Co. und Oswald die bedeutendsten. Letztere Firma besitzt auf der Insel die größte Factorei, und ein Commis dieses Hauses war es auch, der 1863 unter dem Vorgänger Said Bargasch's dessen jüngere Schwester entführte und sich mit ihr in Aden trauen ließ, nachdem die Prinzessin zum Christenthum übergetreten war. Diese jetzt verwittwete Schwester, eine Madame Ruete, lebte lange Zeit in Dresden in sehr bescheidenen Verhältnissen. Uebrigens liegt der hauptsächlich Elfenbein, Gewürznelken, Gummi und Sesam umfassende Handel Sansibars keineswegs in den Händen der Europäer, weder der deutschen Häuser, deren Umsatz 1881 allerdings 4⅚ Millionen Mark betrug, noch der englischen, sondern fast ganz in jenen reicher Araber und namentlich Hindu, dort Banianen genannt, welche auch den Handel mit den Eingeborenen der Küste und des Innern Ostafrikas beherrschen. Ist Sansibar heute das Handelscentrum von ganz Ostafrika und als solches von großer Bedeutung, so war und ist es doch eben deshalb stark den Gelüsten seefahrender Völker, in erster Linie natürlich der Engländer, ausgesetzt, welche um so leichter dort Fuß zu fassen vermochten, als die von ihnen systematisch bewirkte Unterdrückung des Sklavenhandels ihnen dazu eine bequeme Handhabe bot. Sansibar war nämlich zugleich der Mittelpunkt und Hauptstapelplatz des ostafrikanischen Sklavenhandels, der auch des Sultans größte Einnahmequelle war. Zunächst drängte ihn England, auf dieselbe zu verzichten und den Sklavenhandel aufzuheben, welchem Ansinnen Said Bargasch 1871 endlich entsprach, nicht ohne dadurch seine Finanzen erheblich zu zerrütten. Damit nicht zufrieden, entsandte die britische Regierung 1872 einen ihrer bedeutendsten indischen Diplomaten, Sir Bartle Frere, mit einem Geschwader nach Sansibar, wo dieser am 12. Januar 1873 eintraf, um den Abschluß eines neuen Vertrages vom Sultan zu erwirken, welcher eine wirksamere Thätigkeit der europäischen Schiffe gegen den Sklavenhandel gestatten sollte. Said Bargasch zeigte sich anfänglich den Vorschlägen Sir Bartle Frere's, der nur vom deutschen Consul, Herrn Schultze, nennenswerthe moralische Unterstützung und Sympathie erfuhr, nicht abgeneigt, sah sich jedoch jedenfalls auf Andrängen der einflußreichen und hochgestellten Persönlichkeiten seines Reiches — die Engländer behaupten, auch hauptsächlich infolge der Rathschläge des französischen Consuls de Vienne — schließlich zu dem Bescheide genöthigt, daß er sowohl mit Rücksicht auf seine finanziellen Einkünfte, wie auch besonders aus dem Grunde, daß die Sklaverei eine hergebrachte, durch den Islam sanctionirte Einrichtung sei, deren Abschaffung seine Unterthanen vollständig zu Grunde richten würde, die Eingehung eines neuen Vertrages ablehnen müsse. Selbst einen diesbezüglich an ihn gerichteten Brief der Königin von England machte er nicht im geringsten Miene, zu erwidern. Das Erscheinen britischer Kriegsschiffe auf der Höhe von Sansibar gab indeß endlich den Forderungen Sir Bartle Frere's, der vorher auch mit Maskat einen den Import afrikanischer Sklaven verbietenden Vertrag abgeschlossen hatte, den nothwendigen Nachdruck.

Natürlich machten diese Vorgänge die Engländer keineswegs beliebt beim Sultan, und als er gar auf seinen Wunsch, behufs persönlicher Verständigung nach England kommen zu dürfen, die wenig höfliche Botschaft erhielt, daß man dort in jenem Augenblicke nicht empfangen könne, suchte er Anlehnung an das mächtig erstandene deutsche Reich und knüpfte 1874 in Berlin Verhandlungen an, um den Schutz Deutschlands zu erlangen. Seine Vorschläge wurden jedoch damals nicht in der Weise aufgenommen, wie er es wünschte, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich in die Arme Englands zu werfen, welches Ostafrika als seine ausschließliche Domäne beanspruchte. Daß er übrigens Ansprüche auf Englands Sympathien habe, war unter den Ausländern in Sansibar die herrschende Ueberzeugung, da man an Ort und Stelle am besten beurtheilen konnte, wie schwer es ihm ward, seine Macht über die unruhigen arabischen Häuptlinge und Sklavenhändler aufrecht zu erhalten. Die Engländer befolgten daher die kluge Politik, für seine Ergebenheit anderweitige politische Vortheile in Aussicht zu stellen. Zunächst gaben sie ihm das von einem aufrührerischen Häuptling entrissene Fort von Mombas zurück, indem die Schiffe „Riflemar", „Nassac" und „London" dasselbe am 20. Januar 1875 fünf Stunden lang bombardirten. Dann gewährten sie ihm Schutz gegen den Chediv, welcher 1875 den nördlichen Hafenplatz Brawa wegzunehmen drohte. Die Londoner Regierung beauftragte ihren Generalconsul in Sansibar, Dr. John Kirk (geb. 1833 in Forfarshire), einen schottischen Arzt, der als Naturforscher Livingstone auf seinen Reisen im Gebiete des Sambesi, des Schire und des Nyassasees begleitet hatte, sich an Bord der Schraubencorvette „Thetis" nach Brawa zu begeben, welches er von Egyptern besetzt fand, die sich seinem Landen widersetzten. Doch gelang es Dr. Kirk und dem Schiffscapitän Le Hunte Ward, bis zum egyptischen Commandanten zu dringen und ihn wegen seines Verfahrens zur Rede zu stellen. Auf dessen hochnäsige Antwort und das Benehmen der Egypter, welche Feuer zu geben drohten, begaben sich Kirk und Ward an Bord und verlangten gebieterisch eine Abbitte, die ihnen aber erst zu Theil ward, als die „Thetis" schlachtbereit auf 300 m der Küste nahe gekommen war. Das wichtigste Zugeständniß an Sultan Said Bargasch, welcher mittlerweile seine Absicht, Europa zu besuchen, doch 1875 zur Ausführung gebracht hatte, war aber die stillschweigende Zulassung der Ausdehnung seiner Herrschaft nach dem Innern des Festlandes.

Dort trugen sich indessen merkwürdige Dinge zu. Nördlich vom Aequator wühlten in Ostafrika fanatische Christen gegen den Islâm, während im Süden die muhammedanischen Somal die Galla zerstreuten und vernichteten, welche noch vor kurzer Zeit zwischen den Flüssen Dschub und Tana wohnten oder nomadisirten. Die dem Blutbade entronnenen Galla zogen nach dem südlichen Ufer des Tana, blieben aber auch dort nicht sicher vor den Somal, welche den Fluß überschreiten, die Viehheerden der Galla wegnehmen und die Leute tödten, welchen sie begegnen. Diese Wandlung der Dinge erfuhr man in Europa hauptsächlich durch die Gebrüder Clemens und A. Denhardt, zwei deutschen Forschern, welche seit 1878 im Gebiete des unteren und mittleren Tana thätig waren und wohl nicht wenig beitrugen, die Blicke der Deutschen auf jene Gegenden zu lenken. Noch ehe der colonialpolitische Gedanke in Deutschland zum siegreichen Durchbruche gelangte, schon 1880 ward eine deutsche Expedition unter Führung des Dr. Kayser und aus den Herren Dr. Paul Reichardt, Dr. Richard Böhm und Hauptmann von Schöler bestehend, nach Ostafrika ausgesandt. Sie brach im August 1880 von Bagamoyo auf, wandte sich aber nach dem Innern zur Erforschung des großen Tanganyikasees. Als Sir Bartle Frere sich 1882 wieder nach Sansibar begab, war er erstaunt, zu sehen, wie erfolgreich die

Digitized by Google

Deutschen in der Eröffnung des Handels längs der ganzen östlichen Küste gewesen, und es war daher nicht zu verwundern, daß ein deutscher Admiral empfahl, Sansibar sollte unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt werden. In der That war die Lage nicht mehr dieselbe wie 1874, die maritimen Kräfte des Reiches bedeutend gewachsen und wohl geeignet, eine active Politik zu unterstützen. Der Sultan Said Bargasch, obwohl er den englischen Generalconsul Dr. Kirk seinen „Freund" nannte und den Engländern den größten Einfluß einräumte, war im Allgemeinen seiner Neigung für die Deutschen treu geblieben, und als er nunmehr 1884 seine früheren Anerbietungen in Berlin wiederholte, beeilte sich diesmal die deutsche Regierung, dieselben durch Vermittlung des Herrn Oswald anzunehmen. Sie entsandte auch den berühmten Afrikareisenden Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs als ihren Generalconsul Ende 1884 nach Sansibar, was dem Gerüchte Glauben verlieh, Deutschland habe in der That das Protectorat über Sansibar und das dem Sultanate zinspflichtige Gebiet des ostafrikanischen Festlandes übernommen. Als Said Bargasch von den in Europa umlaufenden Gerüchten in Betreff seines Landes Kenntniß erhielt, versicherte er zwar Dr. Kirk, er denke nicht daran, das Protectorat irgend einer europäischen Macht nachzusuchen, da er überzeugt sei, daß England wie bisher ihn auch ferner beschützen werde, ohne daß er darum bitte; sollte er aber besonderen Schutzes bedürfen, dann würde er ihn in London nachsuchen — wie weit er dabei seine wirklichen Absichten aussprach, ist wohl nicht zu ermitteln. Jedenfalls ging aber die englische Anschauung dahin: wenn Sansibar unter europäischen Schutz kommen solle, so sollte es der Englands und keiner andern Macht sein. Sansibar ist schon lange der Sitz eines großartigen Handelsverkehrs zwischen den ostafrikanischen Ländern einerseits, Europa und Indien andererseits. Abgesehen von den paar großen Hamburger Firmen, ruht, wie schon bemerkt, der Handel in den Händen ostindischer Kaufleute, die der arabischen Bevölkerung durch ihre Sitten weit näher stehen als Europäer, seien es Engländer oder Deutsche. Da diese indische Colonie, darunter die Pächter der Zolleinnahmen, als britische Unterthanen nur unter der Jurisdiction des englischen Generalconsuls steht, so ist es selbstverständlich, daß dieser, obgleich gehaßt und gefürchtet, die beim Sultan einflußreichste Persönlichkeit ist. Zudem besteht nach Sansibar eine englisch-indische subventionirte Dampferverbindung, die Telegraphenverbindung ist in englischen Händen, und so ist es nur natürlich, daß unter diesen Verhältnissen der englische Einfluß in Sansibar der vorwiegende ist. Sansibar ist also keineswegs, wie man es vor einiger Zeit lesen konnte, „germanisirt"; immerhin wäre es bei Rohlfs' Eintreffen in Sansibar zu Anfang dieses Jahres vielleicht noch möglich gewesen, den Sultan zu bewegen, sich unter deutsches Protectorat zu stellen. Der deutsche Vertreter hatte indeß blos die Aufgabe, die Beziehungen mit dem Sultan durch Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrages zu erweitern. Zu ähnlichem Zwecke befand sich auch Namens der italienischen Regierung der Reisende Cecchi zur nämlichen Zeit in Sansibar. Für Dr. Rohlfs kam noch die aus den Beschlüssen der Berliner Conferenz sich ergebende Aufgabe hinzu, gemeinsam mit den Vertretern der anderen Conferenzmächte auf Erleichterung des Transithandels mit dem ostafrikanischen Festlande durch die unter der Herrschaft des Sultans stehenden Küstenstriche hinzuwirken. Said Bargasch hatte nämlich seine Herrschaft allmählich immer tiefer in das Festland hineingetragen, so daß das heute zu Sansibar gehörende festländische Gebiet eine Breite von 12—27 Meilen (welche?) hat. Das betreffende Blatt in Stieler's Handatlas (neueste Ausgabe) verzeichnet in der That den festländischen Besitz des Sultans als einen vom Cap Delgado bis zum Dschub fortlaufenden Küstenstreifen von wechselnder Breite. Da kam im Februar d. J. ebenso plötzlich als unerwartet die Nachricht, die Deutschen hätten ein Gebiet erworben im Rücken von Sansibar, so daß sich dieses Sultanat nicht mehr weiter dürfte ausdehnen können.

Die Nachricht beruhte auf vollster Wahrheit. Die seit einiger Zeit bestehende „Gesellschaft für deutsche Colonisation" hatte eine aus Dr. Peters, Graf Joachim Pfeil, Referendar Jühlke und Kaufmann August Otto bestehende Expediti nach Ostafrika ausgesandt, welche nach Sansibar und de gegenüberliegenden Küstenplatz Saadani sich begab, von n sie, dem Wamiflusse folgend, ins Innere sich wandte. Dor in den Landen Nguru, Usagua Makata, Ukami, hauptsächli aber in Usagara, auf dem Hochplateau zwischen der Sawahil küste und dem Tanganyikasee wurden von den Deutschen un fangreiche Gebiete von 138 000 qkm Areal erworben und di deutsche Flagge aufgehißt. Den Mitgliedern der Expedition ging es zwar ziemlich schlecht; Dr. Peters reiste am 7. De cember 1884 krank nach Deutschland zurück, Referendar Jühlk erkrankte in Sansibar, während Herr Otto in Usagara dem Klima erlegen war, so daß Graf Pfeil zu Muiaji, am Sitze der Centralverwaltung für die neu erworbenen Factoreien und Colonien, allein zurückblieb. Doch constituirte sich im April d. J. zu Berlin auf Grund der gemachten Erwerbungen, welche einen kaiserlichen Schutzbrief erlangten, die „deutsch-ostafrikanische Gesellschaft", welche sofort die Organisation einer förmlichen Auswanderung nach Usagara in die Hand nahm. Sultan Said Bargasch, der selbst Ansprüche auf Usagara erhob, war durch diese Vorgänge auf das Unangenehmste überrascht, und Deutschland ward bei ihm mit einem Schlage ebenso verhaßt, als es früher beliebt gewesen. Nicht blos legte er gegen die neuen Erwerbungen heftigen, wenn auch erfolglosen, Protest ein, sondern er ließ auch etwa 300 Soldaten unter dem Befehle seines Generals Mathews in die deutsche Colonie — von der freilich noch keine Spur zu sehen war — einrücken und den Ort Mkondgwa, in dessen Nähe sich Graf Pfeil befand, besetzen. Usagara war indessen, wenn überhaupt, nur dem Namen nach eine Besitzung des Sultans Said Bargasch, und da auf der Conferenz in Berlin Deutschland den Beschluß durchgesetzt hatte, daß nur die Landstriche als zu einem Staatswesen zugehörig betrachtet werden sollen, über welche letzteres eine wirkliche Herrschaft ausübt, so konnte sich Deutschland kraft des neuen Rechts diese Landstriche aneignen. Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft behauptet überdies, ihre Rechte durch unanfechtbare Verträge mit Häuptlingen erlangt zu haben, deren Souveränetät von dem Sultan bisher noch nicht bestritten war. Im Gegentheil habe er dadurch, daß er von den aus dem Innern kommenden Waaren an der Küste Zölle erhob, völkerrechtlich anerkannt, daß jenes Gebiet dem seinigen gegenüber Ausland sei. (?!) Endlich habe ein im Innern lebender Agent des Sultans dem Herrn Dr. Peters gegenüber schriftlich bestätigt, daß sein Herr, Said Bargasch, auf jene Landestheile keinen Anspruch irgend welcher Art erhebe, wie denn den Häuptlingen des Binnenlandes der Sansibarfürst nicht einmal dem Namen nach bekannt sei, was wir allerdings nur mit zweifelndem Kopfschütteln vernahmen. Immerhin war es nicht nöthig, das feindliche Auftreten des Sultans gegen Deutschland fremden Intriguen zuzuschreiben, wegen derer die italienische Regierung und ihr mit dem Kriegsschiffe „Agostino Barberigo" in besonderer Mission zu Sansibar weilender Vertreter, Capitän Cecchi, verdächtigt wurden. Wie schwach auch des Sultans Rechte auf das Innere begründet gewesen sein mögen, zweifellos lag in der Festsetzung der Deutschen im Rücken seines Gebietes eine schwere Verletzung seiner politischen Interessen, eine empfindliche Beeinträchtigung wenigstens seiner zukünftigen Machtsphäre. Von seinem Standpunkte war daher eine Verwahrung gegen eine solche Wendung der Dinge durchaus natürlich, wie denn sehr wahrscheinlich auch Deutschland nicht ruhig bleiben würde, falls z. B. eine fremde Macht im Rücken vom Kamerunland Gebiet ankaufen sollte. Ebenso natürlich war es, daß Sultan Said Bargasch, nachdem er mit Deutschland so üble Erfahrungen gemacht, sich zum zweiten Male, und nunmehr ganz, den Engländern in die Arme warf, welche ihrerseits an dem Eindringen der Deutschen in einen Kreis, welchen für einen ausschließlich britischen anzusehen sie sich gewöhnt hatten, auch keine Freude haben konnten. Das ohnehin mit Deutschland nicht auf bestem Fuße lebende Cabinet Gladstone kam dem Sultan bereitwillig entgegen; die englische Marinestation zur Ueberwachung des Sklavenhandels ward aufgehoben; es werden in Folge dessen wieder mehr Sklaven eingeführt, obwohl es des Sultans Pflicht ist, es zu verhüten.

Digitized by Google

Die Preise der Sklaven sind in weiterer Folge sehr gesunken. Generalconsul Kirk galt noch mehr als früher, galt Alles.

Die deutschen Erwerbungen sollten indeß nicht auf Usagara beschränkt bleiben. Schon seit Jahren waren, wie erwähnt, die Gebrüder Denhardt im Tanalande thätig, und einer von ihnen drang 1878 bis zum Platze Maßa vor. Diese Forscher, sehr gescheute und gewandte Leute, schufen sich mit Unterstützung der Hamburgischen Factoreien in Sansibar feste Beziehungen im Innern und traten zunächst unter sorgfältiger Vermeidung jedes Anscheines, als ob sie auf Gebietserwerbungen ausgingen, lediglich als Entdeckungsreisende auf, mit dem Zwecke, für den deutschen Handel neue Absatzgebiete zu suchen. Dann kehrten sie nach Deutschland zurück, wo sie Geldmittel zu einer neuen Expedition aufbrachten. Bei dieser, welche im Herbst vorigen Jahres abging, handelten sie zugleich im Auftrage einer stillen Colonisationsgesellschaft, an der unter anderen Rudolf Mosse, Jakob Landau, Geh. Regierungsrath Kayser, Löwe, der verstorbene Commerzienrath Kaufmann, F. Duncker, Dr. O. Kersten betheiligt sind. Diese Gesellschaft hatte ihr Augenmerk ebenfalls auf Usagara gerichtet, hier kam ihr aber Dr. Peters von der ostafrikanischen Gesellschaft durch schnelles Zugreifen zuvor. Durch Vermittlung der Gebrüder Denhardt wurde demnach ein im Mai d. J. bekannt gewordener Kaufvertrag mit dem Sultan von Witu, nördlich von der Tanamündung, abgeschlossen, welcher den Deutschen in dem kleinen äquatorialen Küstengebiete Freiheit des Handels und Freiheit der Niederlassung sichert, endlich die Gebrüder Denhardt zu Bevollmächtigten des Sultans bestellt. Das in dem Delta der Flüsse Tana und Osi gelegene Witureich ward nach wechselvollen Kämpfen mit den arabischen Fürsten von Oman und Sansibar durch den „Sultan" Simba, d. h. der Löwe, begründet, dessen Familie eine der ältesten und mächtigsten an der Somalküste ist, was freilich nicht viel besagen will. Dieser „Sultan der Sawahili", wie er genannt wird, der im Vergleiche zu Said Bargasch nur ein armseliger Häuptling ist, wurde schon im Jahre 1867 von dem zur Aufhellung von Baron von der Decken's Geschick ausgezogenen Richard Brenner besucht und äußerte angeblich schon damals den Wunsch, mit der preußischen Regierung einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abzuschließen, worin er sich verpflichtete, preußischen Unterthanen beliebiges Terrain zur Ansiedlung zu überlassen und volle Freiheit des Handels, insbesondere auch die Befreiung von jedem Durchgangszoll nach den angrenzenden Pokomo- und Gallaländern, zu gewähren. Das Anerbieten wurde damals natürlich dankend abgelehnt. Im Jahre 1877 besuchte diesen Löwensultan der deutsche Afrikaforscher Dr. G. A. Fischer, welcher, nebenbei bemerkt, die volle Glaubwürdigkeit der Brenner'schen Berichte über die Gallaländer in Zweifel zieht, und gewann sich des Mächtigen Freundschaft dadurch, daß er ihm unter andern Geschenken seinen einzigen, ihm noch übrig gebliebenen — Hosenträger verehrte. Witu ist eine im Urwalde liegende Stadt, deren Zugänge infolge der häufigen Streitigkeiten Simba's mit den arabischen Soldaten des Sultans von Sansibar, welcher durch den Besitz des Küstenstreifens das Witureich von der See abschneidet, absichtlich so versteckt angelegt sind, daß ein mit dem Terrain Unbekannter sie nur schwer finden kann. Die Bewohner von Witu gehören zu den südlichen Galla, dem von den Somal so arg bedrängten Volke. Mit den Negern haben sie nur die dunkle Hautfarbe gemein, während sie in Körperbau und Gesichtsbildung als Glieder der semitischen Rasse dem Europäer näher stehen. Die südlichen Galla sind vorwiegend Nomaden, doch leben die Einwohner von Witu zumeist vom Ackerbau. An der Küste, die aber sansibarisch ist, wird von Arabern und Hindu ein ziemlich lebhafter Handel getrieben, in Witu aber verlangt der edle Simba von den indischen Kaufleuten für die Erlaubniß, dort einen Laden zu eröffnen, eine Abgabe von 2—300 Dollars, auch pflegt er sich überdies noch Mehreres von ihren Waaren anzueignen, so daß die Hindu meist gezwungen sind, der Stadt den Rücken zu kehren. Zu Dr. Fischer's Zeit war nur ein einziger kleiner Hindukaufmann in dem Orte. Haupteinnahmen dieses kleinen Häuptlings, des neuen Freundes und Verbündeten des deutschen Reiches, ist der Wiedereinfang, beziehentlich die Auslieferung der ihren arabischen Herren an den Küstenplätzen entlaufenen Sklaven, wofür er ein Lösegeld von 20—30 Dollars zu erheben pflegt. In Witu herrscht natürlich ebenfalls Sklaverei. Auch über dieses Reich beanspruchte Said Bargasch die Oberhoheit und beantwortete daher die Mittheilung von dem Abschluß des neuen Vertrages mit Simba wie in Usagara mit militärischen Maßregeln gegen diesen Häuptling, indem er von Pangani nordwestlich, dann von Lamo aus — zwei unzweifelhaft Sansibar angehörenden Küstenorten — durch das Gebiet der sich für unabhängig erklärenden Simba ebenfalls 300 Mann gegen Westen entsandte, um daselbst seine Oberhoheit zu begründen. Dies scheint ihm auch in den westlich von Witu gelegenen Landschaften gelungen zu sein, wenn anders seines Generals Mathews Bericht vom 8. Juni d. J. auf Wahrheit beruht, wonach ihm „ein herzlicher Willkomm von den Häuptlingen von Kilima-Udschara, Dschagga, Taveta, Teita und Arnsha zu Teil wurde und daß, als sein Bote abging, 25 Häuptlinge einen die Oberhoheit des Sultans anerkennenden förmlichen Act unterzeichnet hätten, worauf die Sansibarer Flagge aufgehißt und begrüßt ward."

Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, welche von den Schritten der am Tana operirenden Konkurrenzgesellschaft keine Kenntniß hatte, sandte mittlerweile eine zweite, dritte und vierte Expedition nach Ostafrika, welche im Mai d. J. in Sansibar eintrafen. Die Expeditionen des Dr. Karl Jühlke, dessen erster Officier Premierlieutenant Weiß ist, in einer Stärke von 160 Mann, und jene des Regierungsbaumeisters Hörnecke mit den Herren von Anderten, von Carnap und Küntzell, ebenfalls in der Stärke von 160 Mann, wurden gegen Norden ausgesendet, und letztere war es, welche im Lamu von den Gebrüdern Denhardt erst den Abschluß des Wituvertrages erfuhr. Sie unternahm es sodann, auf fünf Booten den Tana hinaufzusegeln, hatte aber dabei viel von der feindlichen Haltung der sansibarischen Truppen zu leiden, welche sie angriffen und ihr auf Schritt und Tritt folgten, so daß es ihnen gelang, allmählich zwei Drittel der schwarzen Träger zur Desertion zu veranlassen. Mit dem Rest seiner Mannschaften trat Hörnecke mit seinen Berliner Begleitern den Rückmarsch an und erreichte unter den größten Schwierigkeiten Lamu. Erfolgreicher war Dr. Jühlke, welcher zehn neue Verträge mit Häuptlingen in dem Pangani-Gebiete abschloß, also eben dort, wo General Mathews für den Sultan gewirkt hatte, der nach einem Briefe Dr. Fischer's aus Sansibar vom 6. Juli in allen Gebieten zwischen Pangani, Mombas und Kilima-Udschara seine Flagge gehißt hat. Von den neuen Verträgen werden acht als unbestritten bezeichnet, zwei aber als controvers, darunter jener mit dem Sultan von Dschaggaland zu Mochi am 19. Juni d. J. abgeschlossene. In der dem Vertragsabschlusse vorangehenden Unterredung mit Dr. Jühlke erklärte der Sultan Mandara, ein unabhängiger Fürst zu sein. General Mathews habe ihn bestimmen wollen, den Deutschen nur mit einem Erlaubnißbrief Said Bargasch's den Zutritt in sein Land zu gestatten; doch habe er sich dessen geweigert. In dem Vertrage räumt Mandara der ostafrikanischen Gesellschaft das Recht auf die Justiz, Zölle, Steuern und die Ausnutzung der Seen und Forsten, sowie das alleinige Recht der Einführung weißer Kolonisten ein, ohne daß ersichtlich wäre, was den Häuptling zu solch' weitgehenden Zugeständnissen bewogen haben könnte. Denn daß ihm dafür sein Titel und sein Privatbesitz garantirt werde, ist doch wahrlich keine zureichende Entschädigung. Die ostafrikanische Gesellschaft legt aber auf die Behauptung des Dschaggalandes um so mehr Werth, als sich nach ihrer Meinung in das Kilima-Udscharagebiet am ersten die Auswanderung sofort würde leiten lassen. Eine vierte Expedition unter Major von Devivère mit Premierlieutenant von Kleist als erstem, Lieutenant von Bülow als zweitem Officier, ging am 4. Juni von Sansibar, nachdem sie dort die Bekanntschaft des Dr. Fischer gemacht, nach Usagara ab, um die seiner Expedition beigegebenen Landwirthe und den Gärtner Liedtke dort zu installiren. Schon früher, am 11. Mai, war dahin die Expedition des Gartentechnikers Schmidt, dessen Assistent Gärtner Morris ist, mit einer großen, hauptsächlich mit Gartengeräthen und Sämereien ausgerüsteten Karawane zu landwirthschaftlichen Versuchen abgegangen, und dem gleichen

Digitized by Google

Ziele strebte die fünfte Expedition der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu, welche unter der Führung des Lieutenants Schlüter und des Ingenieurs Rohde am 16. Juni in Sansibar eintraf. Eine sechste, wieder mit einigen Officieren, ging Mitte Juli von Berlin ab. Man kann sagen, jeder Dampfer bringt neue Expeditionen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft nach Sansibar. Karawanen werden in aller Eile ausgerüstet, um alsbald auf das Festland nach verschiedenen Richtungen hin überzusetzen. Alle diese Expeditionen sind bewaffnet mit guten Büchsen und Flinten, die angeworbenen Schwarzen zum großen Theil mit Zündnadelgewehren. Einen recht friedfertigen Eindruck machen diese zahlreichen, in die Hunderte von Köpfen starken und von Officieren befehligten Expeditionen aber nicht, und es ist anzunehmen, daß ihre Erscheinung nicht unwesentlich zum raschen und glatten Abschluß der Verträge beiträgt, womit die Häuptlinge sich beeilen, ihres Gebietes sich zu entäußern. So gelang es dem in Usagara weilenden Grafen Pfeil, durch zwei vom 10. Juni datirte und in Kisaki mit dem Oberhäuptling Golongo und einer Reihe von Unterhäuptlingen abgeschlossenen Verträge auch die Landschaft Chutu für die ostafrikanische Gesellschaft zu erwerben. Gegen die Art, wie solche bündigen Kaufverträge abgeschlossen werden, sind freilich von sachverständiger Seite mancherlei nicht unbegründete Bedenken vorgebracht worden, im Allgemeinen aber war das Vorgehen der ostafrikanischen Gesellschaft doch ein so erfolgreiches, daß die Belgier ihre in Ostafrika schon bestehenden Stationen freiwillig zurückzogen.

Die im ersten Unmuthe gegen die Deutschen unternommenen Schritte des Sultans von Sansibar mußten selbstverständlich bloße Schläge ins Wasser bleiben. Einem Conflicte mit dem mächtigen deutschen Reiche war der kleine Inselstaat ja nimmer gewachsen. Gegen die Besetzung Mkondgwas durch die Truppen des Sultans erhob Graf Pfeil natürlich energischen Protest und führte darüber Beschwerde beim Generalconsul Rohlfs. Für das Directorium der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ergaben sich aus den eingetretenen Verhältnissen keine weiteren Hemmnisse, als daß sie bis zur Beilegung des Streites weitere Auswanderung zur Uebersiedelung nach Ostafrika nicht ermuthigte. Zudem nahm sich die deutsche Reichsregierung der verletzten Interessen der Gesellschaft mit Wärme an und trat auf diplomatischem Wege sehr fest beim Sultan auf. Wie bei allen anderen deutschen Colonialunternehmungen, machte das Berliner Cabinet auch in der Sansibar-Angelegenheit von Anfang an England Mittheilung von seinen Absichten und Maßregeln. Sicher ist aber auch, daß England aus den früher angedeuteten Motiven das deutsche Vorgehen scheel angesehen und ihm, soweit es anging, Schwierigkeiten bereitet hat, indem englischerseits die Feindseligkeiten Said Bargasch's gegen die deutschen Unternehmungen durch Dr. Kirk genährt wurden. Mittlerweile erfolgte in England der Sturz des liberalen Ministeriums Gladstone, und der conservative Cabinetschef Lord Salisbury beeilte sich, das erkaltete Verhältniß zu Deutschland durch ein wärmeres zu ersetzen, indem er in der Sansibarfrage die erste Gelegenheit ergriff, seine deutschfreundliche Gesinnung durch die That zu beweisen. So konnte Europa alsbald durch die unvermuthete Nachricht überrascht werden, die beiden Regierungen befänden sich, was Sansibar angehe, im vollsten Einverständniß. Obwohl nun Generalconsul Rohlfs zurückberufen und durch einen im Orient erprobten Consulatsbeamten ersetzt ward, entschloß man sich doch in Berlin, dem arabischen Beherrscher des ostafrikanischen Sultanats eine handgreifliche Vorstellung von Deutschlands Macht beizubringen und ihn durch den Anblick eines deutschen Kriegsgeschwaders gefügigeren Sinnes zu machen. Said Bargasch, dem deutschfeindliche Rathgeber versichert hatten, daß die seit einiger Zeit an der ostafrikanischen Küste kreuzende Fregatte „Gneisenau" so ziemlich das einzige Kriegsschiff sei, welches das zur See machtlose deutsche Reich ihm gegenüber verwenden könne, soll anfangs ernstlich gewillt gewesen sein, einen deutschen Einschüchterungsversuch mit Gewalt zurückzuweisen und habe bereits alle Anstalten getroffen, um seine gesammten Streitkräfte auf Kriegsfuß zu setzen. Als jedoch im August das deutsche Geschwader, welches zuerst aus 5 stattlichen Schiffen mit einigen 60 Geschützen bestand und nach einigen Tagen durch weitere zwei Schiffe verstärkt wurde, auf der Rhede von Sansibar erschien und nach einigem Warten auf eine entgegenkommende Erklärung des Sultans sich dessen Palaste gegenüber vor Anker legte, mußte Said Bargasch sich von der absoluten Nutzlosigkeit jedes Widerstandes überzeugen. Er ließ, ohne daß ihm ein eigentliches Ultimatum gestellt worden, dem Commodore Paschen mittheilen, daß er die Oberhoheit des deutschen Reiches sowohl über die ursprünglichen Erwerbungen der ostafrikanischen Gesellschaft (Usagara), wie über Witu, das Küstengebiet am Tana bedingungslos anerkenne. Zugleich eröffnete Commodore Paschen Verhandlungen wegen der Entschädigungsansprüche, die in Folge der verübten Feindseligkeiten zwischen beiden Parteien gegenseitig anhängig gemacht worden sind. Im Momente, als wir dieses schreiben, ist eine Erledigung dieses Punktes noch nicht zu unserer Kenntniß gelangt, doch hofft man, die Sache werde in orientalischer Weise durch „Geschenke" ausgeglichen und damit zugleich ein besseres Einvernehmen angebahnt werden. Dazu bedürfte es freilich vor allem der Abberufung des Dr. John Kirk, an welchem Said Bargasch seit vielen Jahren einen Berather zur Seite hatte, der auf Schritt und Tritt die Autorität Englands gegenüber jeder anderen Concurrenz eifersüchtig zu wahren trachtete. Vorerst wäre indeß die Angelegenheit durch das Nachgeben des Sultans erledigt. Zu beklagen ist der ganze Zwischenfall aber immerhin, einmal weil er unnöthiger Weise eine Gegenstellung zwischen beiden Theilen schuf, dann aber weil es kein sehr günstiger Anfang der ostafrikanischen Unternehmungen Deutschlands war, in Streit zu gerathen mit dem einzigen afrikanischen Potentaten, welcher den Willen und die Fähigkeit besitzt, den europäischen Handel zu fördern.

Neuere Nachrichten aus Sansibar vom 25. August d. J. bringen die bedeutsame Mittheilung, daß die Schwester des Sultans und deren Familie, die viele Jahre hindurch in Deutschland lebten, in Sansibar angekommen sei. Gegenadmiral Knorr, der Commandant des deutschen Geschwaders, hat in deren Namen Anspruch auf einiges confiscirtes persönliches Eigenthum erhoben und verlangt vom Sultan den Abschluß eines neuen Handelsvertrages, der vortheilhafter für Deutschland ist als der bestehende. Was die ostafrikanische Gesellschaft anbetrifft, so sucht sie die völlig freie Verbindung mit der Küste zu erreichen, worauf sie hinreichend „Luft und Licht" hätte, um sich ausschließlich auf die Colonisationsarbeit zu werfen. Ueber die Giltigkeit ihrer neuen Erwerbungen in Chutu und am Kilima-Udschara hat indeß das Auswärtige Amt in Berlin bisher noch keine Entscheidung getroffen, und ebensowenig vermochte die Witu-Gesellschaft, d. h. Gebrüder Denhardt und Genossen, für das in Afrika erworbene, übrigens räumlich sehr eng begrenzte Gebiet einen kaiserlichen Schutzbrief zu erlangen. Die Reichsregierung mochte mit Recht das Nebeneinanderwirken verschiedener deutschen Interessentengruppen an der Ostküste Afrikas nicht begünstigen, was endlich die Tanagruppe bewog, sich mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu verständigen, um künftig Hand in Hand mit ihr zu gehen. Als passendste Grenzlinie zwischen den beiderseitigen Interessengebieten wurde die Wasserscheide zwischen den Schneebergen Kilima-Udschara und Kenia bezeichnet und eine Linie, die, westwärts hiervon in gleicher Breite bleibend, bis zum Ukerewesee verläuft, nach Osten hin aber sich südwärts senkt und bei etwa 3° Br. die Küste erreicht, so daß also die nördlich hiervon gelegenen Länder, einschließlich der Formosabai, in das Wirkungsgebiet des demnächst zu einer größeren Gesellschaft zu erweiternden Tana-Comités fallen würden, während südwärts davon die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft nach Belieben sich ausdehnen könnte, „soweit nicht etwa begründete Rechte Dritter sich dem entgegenstellen."

Friedrich von Hellwald.

Digitized by Google

Das letzte Werk Emil Riebeck's.

Von H. Obst.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Selten ist wohl das Goethe'sche Wort so gewissenhaft, so ganz im Geiste seines Urhebers befolgt worden, als durch den jüngst, leider viel zu früh, verstorbenen Emil Riebeck. Auch der Reichthum hat Pflichten, doppelte Pflichten, wenn man ihn nicht selber erworben, sondern von seinen Vätern überkommen erhalten hat. Wie ganz anders würde es um unsere socialen Zustände stehen, wenn die Tausende und aber Tausende, die ohne gesäet zu haben ernten, die dem lieben Gott die Tage wegstehlen und im Wohlleben dahinbringen, das Ererbte vergeuden und verprassen, die Wahrheit jenes Goethe'schen Wortes erkennen und beherzigen wollten. Vollkommen recht hat Professor Beeslay in einer auf der Londoner „Industrial Remuneration Conference" gehaltenen Rede, wenn er den Reichthum des Capitalisten als ein ihm von der Gesellschaft anvertrautes Gut betrachtet, das er zum Nutzen der Gesellschaft zu verwalten habe. Nicht minder recht hat auch Professor Dr. Neurath in Wien, wenn er sagt: „Nach moralischem Recht ist jedes Eigenthum nur in dem Sinne ein absolutes, wie die Macht eines absoluten Monarchen, und nur nach bestem Wissen und Gewissen anzuwenden." Der Besitz ist erst dann ein wirklich sittlich reiner, ein geheiligter, wenn er sich seiner Pflichten bewußt ist und dieselben erfüllt. „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last", so geht es auch mit dem Vermögen.

Wenn je Einer in dieser Beziehung sich seiner Pflichten, der Pflichten des Reichthums, bewußt gewesen ist, so ist es Emil Riebeck gewesen, der durch sein Wirken, durch sein Verwenden des väterlichen Erbes im Dienste der Wissenschaft sich im vollsten Maße das Recht auf dessen Besitz erworben hat, der weitgehenden Pläne, der fruchtbringenden Ideen nicht zu gedenken, deren Verwirklichung leider nur ein allzu früher Tod verhindert hat. Aber nicht nur mit seinen Millionen ist Riebeck zu Nutz und Frommen der Wissenschaft rastlos thätig gewesen, sich selber hat er in ihren Dienst gestellt und ist schließlich diesem Dienste zum Opfer gefallen, nachdem er noch kurz zuvor durch sein Prachtwerk: „Die Hügelstämme von Chittagong. Ergebnisse einer Reise im Jahre 1882 von Dr. Emil Riebeck." (Berlin. A. Asher & Co.) die Resultate seiner Forschungen und seines Sammeleifers zum Gemeingut der wissenschaftlichen Welt gemacht hat, während die von der Reise mitgebrachten reichen und seltenen Schätze zur Völkerkunde jenes entlegenen und noch wenig gekannten Gebietes in dem Königlichen Ethnographischen Museum in Berlin eine ihrer würdige Stelle und bleibende Stätte gefunden haben.

Tschittagong, welcher Schreibweise wir vor der von Riebeck angewandten, welcher sich der englischen bedient, den Vorzug geben, liegt am nördlichsten Theile des Meerbusens von Bengalen, wo es gemeinschaftlich mit dem südlich daranstoßenden Arakan den außerordentlich fruchtbaren nördlichen Theil des westlichen Küstensaumes von Hinterindien bildet. Die betreffende Region war bisher nur sehr wenig erforscht, um so verdienstlicher ist es von Riebeck, sich dieselbe als Specialfeld seiner Untersuchungen ausersehen zu haben, wozu ihm namentlich der, wenn es gilt, Licht in ein noch dunkles Gebiet der Völkerkunde zu bringen, unermüdliche Bastian Anregung und treffliche Winke gegeben hatte.

Im Anfang Februar des Jahres 1882 während seines Aufenthaltes in Calcutta entschloß sich Riebeck erst mit seinen Begleitern zu dem nicht ungefährlichen Unternehmen, denn Tschittagong gilt als der Hauptherd der Cholera, so daß es den Reisenden unmöglich war, einen passenden Dolmetscher für die Expedition zu finden. Trotzdem wurde am 13. Februar die Fahrt von Calcutta aus auf dem British-India-Dampfer „Comilla", die ziemlich stürmisch war, angetreten, und nach 36 Stunden an der Barre des Karnaphulifluſſes gelandet, worauf es stromaufwärts ging, so daß die Reisenden am 20. Februar in Tschittagong anlangten.

Der Mangel eines Dolmetschers, der sich gleich anfangs sehr fühlbar machte, war aber nicht das einzige Mißgeschick, das die Reisenden traf. So zog sich die Abreise nach Rangamati fast eine Woche hin, ausgefüllt mit endlosen Plackereien und Hinhaltungen, woran, wie Riebeck bemerkt, einzig und allein die Machtlosigkeit der englischen Behörde die Schuld trug, die bei den Eingeborenen jeglichen Ansehens zu entbehren schien. Bei jeder Gelegenheit sahen sich die Reisenden übervortheilt, und dazu begegnete man ihnen stets mit Mißtrauen, beschwerten sich dieselben aber, so fiel der Entscheid der Behörde meist zu deren Ungunsten aus; es war jedoch, wie schon gesagt, weniger böser Wille, als Impotenz der Regierung daran Schuld, ein Zeichen, das ja für das englische Regiment jetzt aller Orten charakteristisch geworden ist und nicht mehr Wunder nehmen darf.

Erst am 26. Februar schlug die Stunde der Erlösung, indem mit eintretender Fluth die Fahrt nach Rangamati angetreten wurde, aber wiederum ohne den so unentbehrlichen Dolmetscher, da zu der Furcht vor Fieber und Cholera noch ein neues Schreckmittel hinzugetreten war: die Nachricht von dem Aufstande des unabhängigen Stammes der Lushai, die von Hunger getrieben bereits die englische Grenze überschritten haben sollten. Die Fahrt bot nichts besonders Bemerkenswerthes; anfangs war die Landschaft ganz flach, später traten die Ausläufer des Gebirges heran, an dessen Fuße Tschandraguna liegt; um vier Uhr Nachmittags wurde Rangamati erreicht, welches romantisch auf der Höhe zahlreicher Hügel zerstreut liegt, wo die Reisenden, von dem Bezirkscommissar Forbes empfangen, bei diesem freundliche Aufnahme fanden.

Außerordentlich günstig für die Expedition war ein Vorschlag des Bezirkscommissars Forbes, der darauf hinausging, daß die Reisenden sich einem Recognoscirungszuge englischer Soldaten entlang der Grenze von Damargiri bis Ruma anschließen sollten, worauf Dr. Riebeck mit Freuden einging, rechnete er doch darauf, daß die hungrigen Magen der Lushais ihm für Reis manches hergeben würden, was denselben sonst nicht feil gewesen wäre, worin er sich auch nicht getäuscht hatte.

Nachdem er nochmals nach Tschittagong zurückgekehrt war, um für den angeführten Zweck seine Reisvorräthe zu vermehren, wurde am 8. März bei einbrechender Dunkelheit in drei Booten die Reise von Rangamati nach Damargiri angetreten. Bereits am ersten Halteplatze, dem Tschakmädorfe Kasalong, hatte Riebeck Gelegenheit, von den Lushais, welche der Hunger aus ihren Gemarkungen, die wohl fünfundzwanzig Tagmärsche entfernt lagen, hierher auf englisches Gebiet getrieben hatte, eine große Anzahl interessanter und werthvoller ethnographischer Gegenstände für wenig Hände voll Reis einzutauschen. „Ich vermochte somit hier", schreibt er, „auf dem verhältnißmäßig großen Gebiete von neun in Sprache, Sitten und Gebräuchen abweichenden, im Aussterben begriffenen Völkerschaften eine ethnologische Sammlung zu erwerben, wie sie nicht einmal das sonst in dieser Beziehung tonangebende England besitzt, trotzdem sich eine Anzahl hervorragender Regierungsbeamten und Schriftsteller, wie Lewin, hier längere Zeit aufgehalten haben. Es war eben die besondere Gunst der Verhältnisse, die mir zu statten kam."

Von Kasalong ging es dann weiter flußaufwärts bis zu den Katarakten von Peskiserra, wo Halt gemacht wurde. Dieselben mußten auf langen und schwierigen Wegen umgangen werden, während das Gepäck durch Kulis über die Berge jenseits der Katarakte geschafft werden mußte. Erst am 10. März langte die Karawane in der Militärstation Barkhal an, deren landschaftliche Reize ganz entzückend sein sollen. Von Barkhal aus wurde dann mit Ueberwindung mehrerer Stromschnellen Utan-Tschattra erreicht, wo neue Katarakte den Fluß unfahrbar machten. Dieselben mußten wieder umgangen werden, worauf dann Damargiri erreicht wurde, von wo aus der Recognoscirungszug nach Ruma angetreten werden sollte. Hier waren aber weder für Reis noch für Geld die unentbehrlichen Kulis zu beschaffen, trotzdem die hungernden Bergstämme in Haufen herumlungerten; nicht einmal zur Aufbesserung der Wege, die

Digitized by Google

zu ihren Dörfern und zu den Militärstationen führen, waren sie zu bewegen, obwohl sie Reis gern geschenkt annahmen, aber keine Gegenleistung dafür thun wollten. „Nirgendwo", bemerkt Riebeck hierzu, „trat mir die Schwäche der englischen Regierung, gegenüber diesem Gesindel, greller vor Augen. Es scheint, als wenn hier von oben herab das Losungswort ausgegeben sei, den Status quo selbst unter gelegentlichen Selbstdemüthigungen um jeden Preis zu erhalten."

Der Reis hatte hier seine Tauschkraft völlig eingebüßt, da die nothdürftigen Lebensmittel hier den Bergstämmen von der Regierung unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Riebeck's Rettung war hier die Autorität eines jungen Officiers, die Sprachkenntnisse eines englischen Sergeanten sowie dessen Fähigkeit, mit den Leuten umzugehen, ganz besonders aber die Schnapsflasche; wären diese drei nicht gewesen, so wäre der Ausflug nach Damargiri erfolglos geblieben. Den Branntwein fabricirte Riebeck in eigener Person, indem er Spiritus mit Wasser verdünnte und mit gebranntem Zucker versetzte, dafür erhielt er einen großen Theil der Geräthe der dortigen Lushais, auch ließen dieselben Körpermessungen an sich vornehmen und sich photographiren.

Die in Damargiri übrigbleibende Zeit wurde zu Ausflügen nach der vier englische Meilen entfernten Militärstation Sirtay, sowie nach den Dörfern Tangola und Pakhoma benutzt, wo wiederum werthvolle ethnologische Gegenstände eingehandelt wurden, die zu den kostbarsten Stücken der Tschittagang-Sammlung des Dr. Riebeck gehören. Hierauf wurde wieder von Damargiri aus die Thalfahrt nach Rangamati zurück angetreten, die nichts weniger als angenehm verlief, namentlich war das Passiren der Stromschnellen von Utan-Tschattra bei Nacht kein ungefährliches Wagstück.

In Rangamati wieder angekommen, fanden die Reisenden aufs Neue gastliche Aufnahme in dem Bungalow des Herrn Parish. Die nächsten Tage wurden verschiedene Streifzüge nach umliegenden Dörfern der Magh und Tchakmâ unternommen, die eine gute Ausbeute lieferten. Nach einer Fahrt von Rangamati nach Verschaserra wurde dann nach Tschittagong zurückgekehrt, womit der erste Theil der Reise, die zwar an Annehmlichkeiten nicht überreich gewesen war, aber eine desto reichere Ausbeute an ethnologischen Gegenständen geliefert hatte, sein Ende erreichte.

Sofort wurden nun in Tschittagong die nöthigen Vorbereitungen zu einem zweiten Hauptausfluge getroffen, der den Fluß Sangu hinauf über Diwanhât, Bandraban und Ruma nach Meduserra und von dort nach Uebersteigung des hohen Gebirgszuges Kantratong in Dalakmey am Koladanflusse die Tschittagongreise zum Abschluß bringen sollte.

In der Nacht vom 4. auf den 5. April wurde zur neuen Expedition aufgebrochen, um den Sangu hinauf zu fahren, der während der Ebbe so wenig Wasser besaß, daß die Kähne über die zahlreichen Untiefen weggeschoben werden mußten. Der Fluß ist vom Karnaphuli im Charakter seiner Uferlandschaften vollständig verschieden. Ist der letztere allenthalben mit Urwald und Dschungeln bewachsen, so besitzen die Gelände des Sangu überall eine reiche Cultur von Reis, Tabak, Korn, Rothpfeffer, süßen Kartoffeln und Gemüsen jeglicher Art, besonders Gurken und Melonen. Die Fauna ist nicht weniger gut vertreten. Unzählige Vögel, große und kleine, verschiedenfarbige Tauben, drei Schnepfenarten, Kibitze und sonstige Mitglieder der gefiederten Welt verleihen dem Ganzen einen besonderen Reiz. Auf dem Flusse selbst herrschte lebhafter Verkehr; viele Bambusflöße mit dem „Suna" genannten Dschungelgras werden von Bengâlis stromabwärts gesteuert. Wie die Ufer von Vögeln, so wimmelt der Fluß von Fischen, welche den eingeborenen Uferbewohnern leckere Beikost zu ihrem Currie gewähren; diese bestehen aus Magh, Bengâlî, Mro, Mrung und Kumi.

Der Fluß wurde immer seichter und die Bambusflöße häufiger. Am Nachmittage wurde Bandraban erreicht, welches von den aus Arakan eingewanderten Stämmen der Magh bewohnt wird. Mit dem Sohn eines Häuptlings schloß Riebeck durch Austausch mehrerer Cigarren Freundschaft. Der alte Häuptling aber selbst wurde im Opiumrausche angetroffen. Mit stierem Gesichtsausdrucke versprach dieser Alles, was von ihm gefordert wurde, hielt aber nichts davon. Dagegen war aber Riebeck so glücklich, von dessen krankem Bruder für ihm zu gewährende Arzenei einige alte buddhistische Palmblatthandschriften in barmanischer Schrift und zwei sehr werthvolle Schilde zu erwerben.

In Bandraban wurde zwei Tage verweilt, dann ging's mit Booten von geringerem Tiefgange unter einem furchtbaren Gewitter weiter nach Ruma, von wo aus verschiedene Ausflüge unternommen wurden. Am Tage nach der Ankunft in Ruma erschienen drei Mro mit zwei Frauen, die sich erst dann dazu bequemten, an sich Messungen und photographische Aufnahmen vornehmen und Gipsabgüsse nehmen zu lassen, nachdem die Reisenden sich selbst dazu hergegeben hatten.

Todmüde von ihrer anstrengenden Wanderung, kehrten die Reisenden noch in derselben Nacht zu ihren Booten zurück; nachdem sie lange durch das Wasser des Baches, der von den tropischen Regengüssen sehr angeschwollen war, hatten waten müssen, fuhren sie dann aufs Neue thalaufwärts weiter zur Einmündung des Monguflusses in den Sangu und weiter zu dem Mrodorfe Rengyung, von wo nach Ueberstehung eines furchtbaren Gewitters, das Alle bis auf die Haut durchnäßt hatte, und nach vielen Anstrengungen nach Ruma zurückgekehrt wurde.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte wurde in den kleinsten Einbäumen, die aufzutreiben waren, die Reise auf dem Sangu stromaufwärts fortgesetzt. Auf der Fahrt wurde Riebeck von einem heftigen Dschungelfieber befallen. Nichtsdestoweniger unternahm er es aber, von Meduserra, wo gelandet wurde, quer über eine dreifache Hügelkette nach Dalakmey am Koladanflusse in Arakan zu gehen. Der körperliche Zustand des Reisenden verschlimmerte sich aber zusehends, wobei es das Unglück gewollt hatte, daß der Medicinkasten durch einen sehr bedauerlichen Irrthum mit einem der nach Tschittagong zurückkehrenden Begleiter Riebeck's dahin mitgenommen worden war, so daß der Kranke ganz hilflos ohne das so unentbehrliche Chinin, seinem Zustande überlassen war. Zu den Kopf- und Magenbeschwerden gesellten sich Gelenkschmerzen, dann ließ aber das Fieber nach, nur um nach einer Unvorsichtigkeit desto heftiger zurückzukehren. Der Kranke war dadurch so entkräftet worden, daß er beim Aufstehen zusammenbrach und in einem tagelangen Fieberkrampf verfiel, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Zwei Kuli wurden nach Dalakmey geschickt, um Arznei von dort zu holen, unterdessen Riebeck im Urwalde hilflos und jedes Bewußtseins bar lag. Als endlich die Kulis mit der Arznei zurückkehrten, hatten sie noch acht Gefährten mitgebracht, um den Kranken über die steilen Gebirgswände auf abschüssigen Wegen hinüber zu transportiren. Man legte denselben in einen für ihn hergestellten Bambuskasten und trug ihn über den hohen Kantratong, alle zwei Minuten wegen der großen Schwierigkeiten absetzend. Nach langen Anstrengungen gelangten die Reisenden endlich an den Koladanfluß, auf welchem dann Dalakmey erreicht wurde, wo Riebeck im gastlichen Bungalow des Herrn Campbell freundliche Aufnahme fand und sich wieder erholen konnte. Doch die Folgen dieses bösartigen Fieberanfalles hat er nie wieder ganz überwinden können, noch lange nach Rückkehr in die Heimath sah man ihm dieselben an, seine Gesundheit war dadurch zerrüttet, der Körper gegen schädliche Einflüsse weniger widerstandsfähig geworden, infolge dessen die letzte Krankheit, die ihn befallen, ein leichtes Spiel hatte, seinem Leben ein Ende zu machen, so daß man das Wort des Sophokles: „*σμικρὰ παλαιὰ σώματ' ἐνάζει δοπή*" wohl dahin ändern kann: „schon eine kleine Kraft legt schwache Körper schlafen".

Nachdem sich Riebeck wieder besser fühlte, ließ er durch seinen arakanischen Dolmetscher ethnologische Gegenstände in den umliegenden Dörfern der Kumi sammeln, sich selbst machte er aber, trotz seiner Schwäche, ans Messen und Photographiren von Eingeborenen; auch Gipsabdrücke wurden genommen.

Zu Ehren des Gastes, der dafür auch einen Ochsen und den nöthigen Schnaps spendete, führten die Kumi bei Mondschein unter Gesang und Flötenspiel mit Pauken- und Tamtamschlagen sowie mit Händeklatschen einen Nationaltanz auf. Dabei hatte sich aber Riebeck zu viel zugemuthet, so daß er einen Rückfall seines Fiebers bekam. Krank wurde er von einem Boote den Koladanfluß hinab nach Balakuar befördert und ging dann

Digitized by Google

mit zwei Bären, die er in Dalakmey für den zoologischen Garten in Berlin angekauft hatte, über Akyab nach Rangun, wo er noch vierzehn Tage mit dem Fieber zu kämpfen hatte. Damit endete zugleich die beschwerliche und mühevolle Reise zu den Gebirgsstämmen von Tschittagong.

Das Hauptergebniß dieser beiden Expeditionen bilden die reichen Sammlungen, welche Dr. Riebeck in die Heimath mit zurückgebracht hat und die gegenwärtig eine werthvolle Abtheilung des Königlichen Ethnographischen Museums in Berlin bilden. Zum Gemeingut der wissenschaftlichen Welt sind sie aber erst durch die vorliegende glänzende Publication geworden, in welcher der größte Theil ihnen gewidmet ist. Auf sechszehn meisterhaft, theils in Farben-, theils in Lichtdruck ausgeführten und mit erläuterndem Text versehenen Tafeln werden uns die Stoffe, Kleidungsstücke und Schmucksachen, die Waffen, Werkzeuge und Instrumente, die Gefäße, Geschirre und sonstigen Gegenstände zum häuslichen Gebrauch, endlich Musikinstrumente und zur Cultur gehörende Gegenstände der Hügelstämme von Tschittagong vorgeführt. Einzel- und Gruppenbilder zeigen uns Typen der verschiedenen Stämme der Eingeborenen. Der Ethnolog findet hier ein reiches Material, wie es anderwärts nicht wieder zu finden, und das gleich werthvoll für die beschreibende, wie für die vergleichende Völkerkunde ist. Der „Völkergedanke", dem nachzugehen der Endzweck aller ethnologischen Forschung ist, tritt uns auch hier in jedem Stück entgegen und läßt uns sowohl die verwandtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen, wie die Eigenart seiner Aeußerungen deutlich erkennen, was dem Menschengeschlecht gemeinsam und was hier local eigenthümlich ist.

Nicht so reich wie das ethnologische ist das anthropologische Material, welches uns Riebeck mitgebracht hat, immerhin ist es sehr anerkennenswerth und hat genügt, einiges Licht in die dunkelsten Verhältnisse der Naturgeschichte jener Völkerstämme zu bringen. Wenn man dabei bedenkt, welche Schwierigkeiten der Reisende gerade bei Beschaffung anthropologischen Materiales zu überwinden, welchen Vorurtheilen er zu begegnen hat, so wird man das Verdienst Riebeck's auch in dieser Beziehung zu würdigen wissen und nicht gering anschlagen. Niedergelegt ist dasselbe auf vier Tafeln des Werkes, sowie in zwei stattlichen Tabellen, welche die Messungen Riebeck's enthalten. Der photographischen Aufnahmen würden noch mehr geboten worden sein, wenn nicht in Folge der Unachtsamkeit des Trägers, der aus Neugier den Plattenkasten geöffnet hatte, ein großer Theil derselben durch den zerstörenden Einfluß des Lichtes vernichtet worden wäre. Nur der übrig gebliebene Rest der Aufnahmen hat theils durch Holzschnitt, theils durch Lichtdruck in dem Werke wiedergegeben werden können.

Die Bearbeitung des anthropologischen Materials rührt von Grünwedel und von Virchow her. Zunächst gibt der Erstere eine kurze Charakteristik der Hügelstämme, welche sowohl nach ihren äußeren Merkmalen, wie nach ihrer Abstammung in zwei Hauptclassen zerfallen, in die Khyoung-thâ „die Kinder des Flusses" oder die Stämme, welche an den Flußläufen sich ansiedeln und in die Toung-thâ „die Hügelkinder", deren Dörfer auf den Höhen liegen. Leider müssen wir uns versagen, auf die Charakterisirung der zahlreichen einzelnen Stämme, die uns hier vorgeführt werden, näher einzugehen, nur hervorheben wollen wir, wie Virchow bemerkt, daß keiner derselben, weder genetisch noch thatsächlich, eine homogene Volksmasse bildet, sondern daß durch stete Einwanderung sich überall viel fremde Elemente vorfinden.

Wenn auch die Ergebnisse der Expedition nicht allenthalben den Hoffnungen und erstrebten Zielen entsprochen haben, namentlich durch die schwere Erkrankung des Dr. Riebeck und durch die leidige Regenzeit beinträchtigt worden sind, indem das Unternehmen dadurch ein vorzeitiges Ende erreichte, so kann doch die Wissenschaft, ganz besonders aber die Völkerkunde, welcher der Löwenantheil zugefallen ist, mit den Erfolgen durchaus zufrieden sein; die von der Reise mitgebrachten Sammlungen sind einzig in ihrer Art und haben die uneingeschränkteste Anerkennung und Würdigung von Seiten der Fachmänner gefunden, und unbedingt können wir uns dem Ausspruche Virchow's anschließen, wenn er sagt: „Manche Arbeit wird noch gethan werden müssen, um zum Ziele zu gelangen. Je mehr man sich aber dem Ziele nähern wird, um so dankbarer wird man der Männer gedenken, welche die ersten wahren Bausteine zum Aufbau des Wissens herangebracht haben, und Herr Riebeck kann sicher sein, daß seine Arbeit nicht umsonst gethan ist."

Literatur und Kunst.

Philosophische Paradoxa.

Von Carl du Prel.

Von dem Fortschritt der Menschheit in der Zukunft kann man nicht groß genug denken. Nur soll man nicht glauben, daß derselbe immer die Richtung einer geraden Linie einhalten wird. Wäre das richtig, so müßten wir uns von den Ansichten unserer Vorfahren immer weiter entfernen und es müßte dem Radicalismus in jeder Hinsicht das Wort geredet werden. Da jedoch der Fortschritt immer in Spirallinien sich bewegt, ist er ohne es zu wissen reactionär: er bringt alte Anschauungen zu neuer Geltung, aber auf einer höheren Stufe.

Das Princip der Arbeitstheilung gilt auch historisch. Jedes Jahrhundert hat seine besondere Aufgabe und kommt ihr gerade vermöge der Einseitigkeit nach, womit es ihr obliegt. Unsere Zeit hat die naturwissenschaftliche Erkenntniß der Welt gerade darum so weit gefördert, weil wir den Blick verloren haben für die anderen Seiten der Dinge. Wir glauben, Religion und Philosophie seien durch die Naturwissenschaft abgelöst; es wird sich aber später herausstellen, daß nur eine historische Arbeitstheilung stattgefunden hat.

Wer die ungefähre Richtung erkennen will, nach welcher die Meinungen künftiger Generationen weisen werden, braucht nur aus den Parteimeinungen des Tages den Mittelweg zu construiren. Das Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte gilt auch im geistigen Gebiete. Aus dem Entweder — Oder der jetzigen Anschauungen ergibt sich das Sowohl — Als auch der künftigen. Den Parteien gibt also die Geschichte niemals Recht, mögen sie nun auf Universitäten, in Facultäten gespalten, geistiger Arbeit obliegen, oder in Parlamenten sich gegenseitig falscher Richtung beschuldigen. Wenn unsere Professoren und Parlamentarier das einsähen, würden sie nicht nur bescheidener werden, sondern auch mehr Nutzen stiften. Sie würden ihr Gezänke einstellen, und statt daß jede Partei behauptet, die Wahrheit zu vertreten, würden sie gemeinsam dahin trachten, den Vereinigungspunkt zu suchen, der vorwärts vor allen Parteien liegt.

Ein Volk ist kräftig, wenn es von Heimathsliebe beseelt ist; es wird zu seinen höchsten Leistungen befähigt, wenn es zur Vaterlandsliebe gesteigert ist, aber es ist schon im Niedergang begriffen, wenn es bis zur Nationaleitelkeit fortgeschritten ist.

Wir sind immer sehr geneigt, von Erscheinungen, die wir uns nicht erklären können, zu behaupten, daß sie, weil den Naturgesetzen widersprechend, unmöglich seien. Mit der Zeit aber stellt sich immer heraus, daß solche Erscheinungen nur den uns bekannten Gesetzen widersprechen, aber einem vorher unbekannten Gesetze entsprechen, das jene aufhebt, wie die Anziehungskraft des Magneten das Gesetz der Schwere aufhebt.

Wenn man die Behauptung, daß irgend eine Erscheinung, die sich unserem Verständniß ganz und gar entzieht, unmöglich sei, in ihre Bestandtheile zerlegt, so ergeben sich deren zwei, welche in ihrer Vereinzelung zu behaupten Niemand die Kühnheit besitzt. Wer Unbegreifliches für unmöglich erklärt, behauptet damit, daß ihm alle Naturgesetze bekannt seien; er

Digitized by Google

behauptet ferner, daß ihm das Unbestrittene, Alltägliche auch verständlich sei. Wir verstehen aber nicht, warum der Stein zur Erde fällt; wir sind es nur gewohnt. Newton, der das Gesetz der Schwere entdeckte, gestand zu, nicht zu wissen, was die Schwere sei. Wer also die Grenze des Seins eben dort sucht, wo ihm die Gedanken ausgehen, verwechselt seinen subjectiven Horizont mit dem objectiven Horizont der Dinge.

Der Unglaube neuen Erscheinungen gegenüber ist meistens nur blinder Glaube an das alte System, worin für Neues kein Platz mehr ist. Es ist aber noch nicht ausgemacht, was in der Wissenschaft mehr Schaden gestiftet hat: der Köhlerglaube oder der Köhlerunglaube.

Gegen neue Erscheinungen verhalten wir uns in dem Maße ablehnend, als wir ihnen gegenüber intellectuell hülflos sind. Das wäre aber weit eher ein Grund, sie um so gründlicher zu untersuchen. Bei allen neuen Erscheinungen handelt es sich nicht im Mindesten darum, ob sie in unsere Systeme passen, sondern einzig und allein darum, ob sie wahr sind. Passen sie in unsere Systeme nicht, desto schlimmer für uns; wir müssen dann eben die Systeme umarbeiten. Denn darüber wird man wohl im Klaren sein, daß die Dinge sich nicht nach unserem Verstande zu richten brauchen, sondern dieser nach ihnen.

Wer seinen geistigen Genuß darin findet, Thatsachen zu entdecken, die sich seinem Verstande anbequemen, ist ein Gelehrter. Wer einen höheren Genuß darin findet, Thatsachen kennen zu lernen, denen sich sein Verstand anbequemen muß, ist ein Philosoph. Enthielte die Natur nur Thatsachen für Gelehrte, aber nicht für Philosophen, so wäre kein weiterer Fortschritt möglich. Aber glücklicher Weise wartet die Natur in ihren Erscheinungen nicht ab, bis die Gelehrten eine Meinung darüber haben; sie zwingt uns den Fortschritt ab durch ihre Ueberraschungen. Jeder Forscher sollte daher einsehen, daß das Neue, Unbegreifliche sein allerbester Freund ist. Es gibt aber Gelehrte, die das Unbegreifliche vornehm ablehnen, auch wenn es mit Fingern gezeigt werden kann; sie gleichen jenen Menschen, von welchen Goethe sagt, daß sie auf der Straße ihre besten Freunde umrennen.

Der Zweifel ist eben so oft nützlich als schädlich, löblich oder tadelnswerth. Es gibt ein gutes Mittel, sich klar darüber zu werden, von welcher Art unser Zweifel im einzelnen Falle ist. Wenn uns Zeugen von Gewicht die Thatsächlichkeit unbegreiflicher Erscheinungen verbürgen, an die wir durchaus nicht glauben können, so müssen wir uns fragen, ob wir den gleichen Zeugen glauben würden, wenn sie uns eine uns verständliche Erscheinung verbürgen würden, z. B. einen Meteoritenfall. Bejahen wir uns nun diese Frage, so haben wir uns damit selbst den Beweis geliefert, daß unser Zweifel nicht der Erkenntniß entspringt, sondern dem Willen, daß also unser Verstand durch den Willen verdunkelt ist. Wir sind aber nicht in der richtigen Geistesverfassung, wenn wir unsere Aufklärungsbedürftigkeit zwar erkennen, aber dabei immer wollen, daß diese Aufklärung unsere Vorurtheile schonen, d. h. nach einer bestimmten Seite ausfallen solle. Kant sagt, das sei „ungereimt".

Leverrier berechnete den Standort und die Masse eines Planeten, den noch kein Menschenauge gesehen hatte. Wie kam er dazu? Er beobachtete in der Bewegung des Uranus Unregelmäßigkeiten, die nach den Kepler'schen Gesetzen über Planetenbewegung nicht hätten sein sollen. Statt nun diese Unbegreiflichkeit zu ignoriren, machte er sie erst recht zu seinem Studium, und fand so mit dem Verstande, nicht mit den Augen, den Planeten Neptun, der diese Unregelmäßigkeiten hervorrief. Aus diesem Beispiele sollten wir lernen, daß gerade das Unbegreifliche vorzugsweise untersucht werden muß. Solche Erscheinungen, die nach unseren derzeitigen Kenntnissen nicht sein sollten, muß es aber geben, so lange der Fortschritt nicht vollendet ist; je unmöglicher sie uns erscheinen, desto geeigneter sind sie, uns in der Erkenntniß des Welträthsels wieder ein Stück vorwärts zu bringen. Gleichwohl finden gerade die Unbegreiflichkeiten der Natur immer den längsten und heftigsten Widerstand. Dies ist die Hauptursache für den schleppenden Gang des Fortschrittes von jeher gewesen. Die größten Entdeckungen wurden immer vorbereitet durch Anerkennung solcher Thatsachen, die den bestehenden Meinungen ganz zuwider liefen. Hätte Copernikus nicht die Bewegung der Erde und den relativen Stillstand der Sonne gelehrt — wovon die ganze Welt das Gegentheil glaubte — so wäre kein Kepler gekommen und kein Newton.

Die Einen leiden an Hallucinationen, die Anderen an Dem, was Platon Aorasie nennt; die Einen sehen, was nicht ist, die Anderen sehen nicht, was ist.

Wenn die Naturforschung in ihrer nicht ganz unberechtigten Selbstbefriedigung sich berufen fühlt, die übrigen Wissenschaften als überflüssige abzulösen, so wird sie zum Materialismus. Dieser verkennt das Princip der Arbeitstheilung. Er ist ein Theil und hält sich für das Ganze; er ist ein Wissenszweig und will eine Weltanschauung liefern. Wahr ist der Materialismus allerdings, aber nur so, wie es wahr ist, daß Goethe's Faust aus Tintenstrichen auf weißem Papier besteht, daß eine Sonate von Mozart aus Tonschwingungen zusammengesetzt ist, oder daß Thränen aus Salzwasser und phosphorsauren Alkalien zusammengesetzte Absonderungsproducte gewisser Drüsen sind. Das Alles ist richtig, erklärt aber nicht die Dichtkunst, nicht die Musik und nicht den Schmerz. Und ebenso ist auch die Welt noch mehr, als Kraft und Materie.

Die Materialisten vermeinen, durch den Nachweis der mechanischen Gesetze den Geist aus der Natur zu vertreiben. Aber wenn unsere Uhren mechanisch ablaufen, so ist das doch kein Beweis, daß keine Uhrmacher sind. Und wenn ein Stein im Fluge seine Curve nach den mechanischen Gesetzen des Falles beschreibt, so hindert das nicht, daß er mit der Absicht, ein bestimmtes Ziel zu treffen, aus einer Hand geschleudert wurde. Der Jahrhunderte lange Streit zwischen der mechanischen Weltanschauung und der teleologischen, welche ein Ziel der Entwickelung anerkennt, ist also ganz überflüssig; das Streitobject liegt gar nicht vor. Mechanismus und Teleologie stehen nicht im alternativen Verhältniß; denn ein Naturvorgang kann mechanisch sein, oder teleologisch, oder beides. Der Mechanismus ist also ein Specialfall der Teleologie, nicht sein Gegentheil.

Die Materialisten kennen nur den subjectiven Geist des Gehirns. Wenn aber ein gesetzmäßiger Parallelismus besteht zwischen Gehirnzuständen und der Qualität der Denkthätigkeit, so folgt daraus nicht nothwendig, daß der Geist sich aus dem Gehirn entwickelt; es könnte auch sein, daß er sich durch das Gehirn vermittelt, daß also das Gehirn nur die Bedingung ist, ohne welche sich der Geist irdisch nicht zeigt, aber nicht die Ursache, aus welcher er sich zeigt. Das Gehirn verhält sich zum Geist, wie das Instrument zum Spieler; wird jenes schlecht, so kann dieser allerdings keine Virtuosität mehr zeigen, aber doch noch besitzen. Nach der Logik der Materialisten könnte man aber aus dem Anlaufen der Brille auf eine Augenkrankheit schließen; man müßte sagen, Rafael, wenn ihm die Hand amputirt würde, wäre kein Maler mehr, Franz Liszt aber, weil im Besitze seiner Hände, sei ein Clavier. Der Geist ist nicht Function des Gehirns, sondern dieses, ja der ganze Körper, ist Organ des Geistes. Auf die Materialisten kann man also das Wort des Rousseau in der nouvelle Héloise anwenden: Sie leugnen, was ist, und erklären, was nicht ist.

Den Materialisten sollte man die Pistole auf die Brust setzen mit der Frage, ob sie die Moralgebote für verbindlich halten. Sie untersuchen immer nur die Frage, wie die Moral in der Culturgeschichte entstanden ist; das ist aber viel weniger interessant und nothwendig, als Aufklärung darüber, ob wir moralisch sein müssen. Diese Frage muß jeder ehrliche Materialist verneinen; denn wie sollte der Mensch moralisch

Digitized by Google

sein müssen, wenn er nur eine Mischung von chemischen Stoffen ist? Nur wenn es eine Metaphysik gibt, kann die Moral Pflicht sein. Gibt es aber in aller Welt nur Kraft und Stoff, nur eine Physik, dann kann ich höchstens dem Staatsanwalt verantwortlich sein.

In neuerer Zeit lieben es die Materialisten, sich zu einem „bloß theoretischen Materialismus" zu bekennen. Damit erklären sie es für möglich, daß man auch im Widerspruch mit seinen theoretischen Anschauungen sein Leben edel und moralisch gestalten kann. Das kann nun aber wohl der Einzelne, aber nicht ein ganzes Volk in fortlaufenden Generationen. Keine Macht der Welt kann es verhindern, daß der theoretische Materialismus mit der Zeit praktisches Lebensprincip wird. Unsere Generation zehrt noch von dem moralischen Capital, das wir von nichtmaterialistischen Vorfahren ererbt haben. In dem Maße, als dieses Capital aufgezehrt wird und unsere moralischen Anlagen durch den Verlust theoretischer Motive verkümmert werden, wird der Materialismus immer mehr praktisch werden; und wenn er so bei einem Volke in Fleisch und Blut überginge, wäre der gesellschaftliche Bestialismus seine Frucht. Wer erst sagen zu müssen glaubt, daß der Materialismus theoretisch bleiben sollte, gesteht damit selber zu, daß dieser in sich keinen Abhaltungsgrund hat, praktisch zu werden. Er muß sich also in dieser Richtung ausleben, mag man es wollen, oder nicht. Die Geschichte beweist es, daß noch immer und überall in den gesellschaftlichen Zuständen die Weltanschauung der Generationen sich realisirt hat, selbst wenn dabei dem menschlichen Egoismus noch so große Opfer abverlangt wurden. Davon wird der Materialismus um so weniger eine Ausnahme machen, als er den schlechten Instincten der Menschheit schmeichelt und den Egoismus theoretisch begründet, statt ihm einen Damm entgegen zu stellen.

Der Widerspruch der modernen Weltanschauung mit der Moral kommt nur zu Stande, wenn die Naturwissenschaft, die nur ein Zweig des Wissens ist, die Alleinherrschaft anstrebt und dadurch zum Materialismus wird, welcher das Welträthsel lösen zu können behauptet. Gibt sie diesen Anspruch auf, gesteht sie zu, daß sie nur die Außenseite der Dinge erforscht, deren Inneres aufzustellen Sache der Philosophie, Religion und Aesthetik ist, daß sie also nicht die einzig berechtigte Facultät ist und unsere Weltanschauung noch durch andere Factoren bestimmt werden muß, so ist auch wieder Platz gemacht für die Moral, und jener Widerspruch verschwindet.

Der Streit der Facultäten wird kein ewiger sein:

Wenn einmal die Theologen sich herbeilassen werden, einen Gott zu lehren, der die Naturgesetze in Gang hält, statt sie zu stören, dann werden sie auch von der Versöhnung mit der Naturwissenschaft nicht mehr weit entfernt sein.

Wenn die Naturforscher einsehen werden, daß die Naturgesetze, weit entfernt, eine letzte Erklärung zu sein, selbst ein Problem sind, daß der „Stoff", von dem sie reden, gar nicht existirt und die „Kraft" nur als Wille Sinn und Bedeutung hat, dann werden sie ihrerseits den Theologen näher rücken.

Wenn die Aerzte einmal ihre falsche Prämisse aufgeben werden, daß der Mensch nur eine Mischung von Chemikalien und weiter nichts sei, dann werden sie auch nicht mehr glauben, daß man durch Erweckung chemischer Processe in einem Organismus, d. h. durch Medicamente, Krankheiten heilen kann; wenn sie aus ihrer bereits vorhandenen Einsicht, daß nur die Natur heilt, und der Arzt nur ihr Hülfsarbeiter ist, die logische Folgerung ziehen, dann werden sie auch einsehen, daß es statt der vielen medicinischen Systeme, die wir haben, nur Ein wahres geben kann: das System, die Naturheilkraft zu stärken. Die Anerkennung dieser Heilkraft drängt aber zu einer anderen Definition des Menschen, als zur bloß chemischen, und zwar zu einer solchen, die mit der philosophischen und religiösen Definition in größerer Uebereinstimmung steht.

Wenn einmal die Juristen mehr die moralische Seite ihres Berufes erkennen werden, statt nur die wissenschaftliche; wenn sie auf den Ehrgeiz verzichten werden, durch rhetorische Künste und juridische Kniffe den gerechten Gang einer Sache aufzuhalten oder zu verhindern; wenn sie weniger darauf bedacht sein werden, als Juristen zu siegen, statt als Moralisten dem Rechte zur Geltung zu verhelfen: dann werden sie auch nicht mehr glauben, eine von den übrigen isolirte Facultät zu sein. So lange aber die intellectuelle Seite der Juristerei überwiegt, wird sie auch mehr als Plage, denn als Wohlthat angesehen werden, und mancher Processirende wird es bedauern, nicht unter einem Häuptling von klarem Verstande und entschiedenem Gerechtigkeitsgefühle zu stehen, der Streitsachen seiner Untergebenen auf mündlichem Wege schlichtet.

Wenn die Philosophen einmal so schreiben werden, daß das Volk erkennt und tief empfindet, es seien die Probleme der Philosophie die allerwichtigsten für den Menschen, werden sie auch Wurzeln fassen im Volke, von dem sie heute noch isolirt sind; sie werden dann als gleichberechtigte Facultät mit den übrigen anerkannt sein, und man wird sie nicht mehr als sonderbare Grübler anstaunen, sondern als Wohlthäter der Menschheit schätzen. Denn gerade das Volk, wenn es nicht durch den Fortschritt in einseitige Bildungsrichtungen gedrängt ist, bringt der Philosophie große Empfänglichkeit entgegen und hat ein ausgesprochenes metaphysisches Bedürfniß. Ohne das wäre es nicht möglich gewesen, daß die Völker immer und überall als die Träger religiöser Systeme sich zeigen. Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß die Philosophieprofessoren sich darauf verlegen sollten, religiöse Systeme zu schmieden; denn damit bringt man es höchstens zu einem Altkatholicismus.

Der Philosoph ist von Natur aus zur Eitelkeit viel weniger geneigt, als der bloße Gelehrte; denn wäre er selbst ein Genie, so könnte er doch nur momentan, beim Vergleiche seiner Fähigkeiten mit denen Anderer, sich überheben. Legt er aber diese Fähigkeiten als Maßstab an das von ihm zu lösende Welträthsel, so wird ihn das schnell zur Besinnung bringen und zur höchsten Bescheidenheit stimmen, Die Größe seiner Aufgabe verkleinert ihn in seinem Selbstbewußtsein. Nie kann auch nur ein Karrenschieber sich so unwissend fühlen, als ein Philosoph.

Es ist sehr gut, daß die Philosophie financiell zu den schlechtesten Geschäften gehört. Wäre sie einmal so einträglich, als die Börse, dann würde es auch in der Reihe der Philosophen nicht mehr reinlich aussehen. Die einzigen Philosophen, die etwas „verdient" haben, waren — die Sophisten.

Geniale Gedanken sind die größten Despoten. Eine sogenannte Republik der Geister gibt es nur dort, wo Keiner etwas lernen will.

Der wissenschaftliche Streit der Meinungen könnte sich nicht so endlos fortschleppen, wenn er bloß durch die Schwierigkeit der Probleme unterhalten wäre. Aus der Geschichte der Wissenschaften wie im persönlichen Leben ersieht man, daß den Worten als solchen noch kein Werth als Verständigungsmittel zukommt. Wie die Sprache das Verständigungsmittel überhaupt ist, so ist die logische Sprache das wissenschaftliche Verständigungsmittel. Und wie man sich einem Tauben überhaupt nicht verständlich machen kann, so einem unlogischen Menschen nicht in wissenschaftlichen Dingen. Wo man aber diese Schwierigkeit vorliegen sieht, da soll man auch sofort den Streit abbrechen; denn alle weitere Mühe ist so vergeblich, wie wenn man in einer Taubstummenanstalt auf der Flöte vortragen wollte.

Digitized by Google

Wenn der Darwinismus uns beweist, daß die Steigerung der Sinne und des Bewußtseins den Geschöpfen immer neue Seiten des Weltalls aufgedeckt hat, daß also im biologischen Proceß das Unsinnliche sinnlich wird, dann ist es ja gerade der Darwinismus, der uns zur Mystik führt. Daß wir also jenem huldigen und diese ablehnen, könnte nicht sein, wenn nicht in den Köpfen der Menschen oft das Widersprechendste friedlich beisammen wohnte.

Wir sind sehr civilisirt mit unseren Eisenbahnen, Telegraphen, Conditoreien und Theatern; aber von einer das Volk gleichmäßig durchtränkenden Cultur fehlt uns noch sehr viel. Wer nur intellectuell fortschreitet, ohne moralisch gleichen Schritt zu halten, der wird eben seine Intelligenz schließlich nur im Dienste seines Egoismus anwenden. Daher zeigt sich in unseren Tagen neben den merkwürdigsten Erfindungen ein rapides Anwachsen der Vergehen und Verbrechen; und zwar wird das Verbrechen immer raffinirter, und der Prügel des Kain hat sich bis zur Dynamitpatrone entwickelt.

Mehr als irgend ein Jahrhundert muß das Zeitalter Darwin's anerkennen, daß die Natur aristokratisch ist. Mehr als je wird aber in unseren socialen Zuständen der Aristokratismus negirt. Dies ist der größte Widerspruch unserer Zeit. Wenn der Kampf nur gegen die historischen Formen der Aristokratie geführt würde, so hätte das wenig zu bedeuten; denn ohne Mißbrauch der Gewalt geht es bei menschlichen Einrichtungen niemals ab, unberechtigte Uebergriffe werden daher immer vorhanden sein und bekämpft werden müssen. Unsere Zeit bekämpft aber den Begriff der Aristokratie als solchen, und wenn diese Richtung sich ausleben würde, wäre es gleichbedeutend mit dem Untergang der Cultur. Was von den Rassen der Pferde und Tauben ꝛc. gilt, daß sie nur nach aristokratischen Principien veredelt werden können, das gilt wohl noch mehr vom Menschengeschlechte. Aristokratie sichert den gelindesten Mißbrauch der Herrschaft. Je mehr Theilnehmer an der Herrschaft, desto wahrscheinlicher und größer der Mißbrauch. Herrschaft Aller, das ist Anarchie, und diese hat noch jedes Mal so sicher zum Bestialismus geführt, daß die Menschheit niemals diesen Zustand auch nur Monate lang ertrug, ohne in ihrem reactionären Bedürfniß wieder bis zum Absolutismus zurückgeworfen zu werden. Es bleibt uns somit nur die Hoffnung, daß jenes Volk, in welchem die sociale Gleichheit zur vollständigsten Ausbildung gelangen wird, den übrigen Völkern das warnende Beispiel zeigen wird, und daß wir so den Uebergang finden werden zu der einzigen Aristokratie, auf die sich das Wohl der Gesellschaft dauernd gründen läßt: die Aristokratie der Geister und der Charaktere.

Wer einem Volke nur zu sagen weiß, wie herrlich weit dasselbe es schon gebracht hat, der erzieht es zur Nationaleitelkeit und erweist ihm den verderblichsten Dienst. Darum: Nichts für ungut!

Zwei Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer.

Der Schweizer Dichter hat schon vor Jahren in seinem Roman-Debüt „Jürg Jenatsch" sein Meisterwerk gegeben. Eine Steigerung seines reichen Talents läßt sich in seinen späteren Novellen nicht beobachten, trat er doch als ein Gereifter, geradezu als fertiger Meister in die literarische Arena. Auch seine zwei jüngsten Veröffentlichungen: „Das Leiden eines Knaben" und „Die Hochzeit des Mönchs"*) zeigen keine größere Kunst, keine neue Seite; sie sind aber beide so typisch für seine Art und auch für seine Manier, daß sie zur Charakterisirung dieses genialen Novellisten, des ganzen Dichters vollständig hinreichen.

Der Held der ersten Novelle, der Knabe, ist der unbegabte Sohn des Marschalls Boufflers, welcher bei den Jesuiten erzogen und von ihnen gepeinigt wird, weil sein Vater einst eine Schurkerei des Ordens entlarvt hat. Wegen eines Schülerstreichs, dessen unwissentliches Werkzeug der kleine Julian ist — er zeichnet an die Wandtafel eine Biene mit der Unterschrift: bête-à-miel, was der langnasige Pater Amiel mit Recht auf sich bezieht — wird er von dem rachedurstigen Rector des Collegiums so unmenschlich durchgeprügelt, daß auch seine Seele Schaden nimmt. Von seinem Vater kurz darauf zur Tafel gezogen, muß der unglückliche Knabe ein Tischgespräch über Disciplinarstrafen anhören, das seine Geliebte mit dem altklugen Axiom schließt: „Körperliche Gewaltthat erträgt kein Unterthan des stolzesten der Könige; ein so Gebrandmarkter lebt nicht länger." Ein hitziges Fieber rafft den Knaben dahin. —

Verwickelter ist die Handlung der zweiten Novelle. Sie geht am Hofe Ezzelin's zu Padua vor. Der Mönch Astorre ist Zeuge, wie sein Bruder, da dieser just seine Braut Diana aus dem Kloster holt, sammt den drei Knaben seines ersten Bettes in der Brenta untergeht. Der alte und sieche Vater, dem der Mönch und die gerettete Braut die Jammerbotschaft überbringen, flucht und wettert sich in den Tod; doch gelingt es ihm noch, gestützt auf ein Breve des Papstes, wonach für den Fall, daß sein Stamm bis auf den letzten Sohn, den Mönch, erlöschen sollte, dieser ipso facto seiner Gelübde ledig sei, Astorre dem Kloster zu entreißen und weltlich zu machen. Das heilige Sacrament, das dem sterbenden Vater die letzte Weggehrung bringt, macht auch den Schwur des ungern gehorchenden Sohnes und seine Verlobung mit seines Bruders Wittwe gültig, und das gestorbene Antlitz des Alten trägt den deutlichen Ausdruck triumphirender List. Nur um die Seele des Vaters nicht umkommen zu lassen, aus Gründen der Pietät also, keineswegs aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, bricht Astorre das mehr sich selbst als der Kirche gegebene Gelübde und wirft seine Kutte ab, die ihn nicht drückte. Aber beim Ankauf des Brautrings will das Verhängniß, daß der Reif dem entmönchten Mönch aus der Hand fällt, davon rollt und am Finger der hübschen Antiope wiedergefunden und von Astorre großmüthig dort belassen wird. Die wahnsinnige Mutter des Mädchens schließt daraus und aus dem Umstande, daß man sie und ihre Tochter zur Vermählung lädt, auf Astorre's Entschluß, ihr Schwiegersohn zu werden. Wie groß ist daher ihr Erstaunen, als dieser am Hochzeitstage nicht mit ihrer Tochter, sondern mit Diana den Ring wechselt! Sie erhebt sich zu wilder Schmähung; es entsteht ein allgemeiner Streit, und die beleidigte Braut schlägt Antiope ins Antlitz. Germano, der Bruder Diana's, will deren Jähzorn wieder gutmachen, indem er selbst Antiope um Verzeihung und um ihre Hand bittet. Er nimmt Astorre als seinen Freiwerber mit, wird jedoch von Antiope abgewiesen, denn sie liebt den Mönch wieder. Die beiden Liebenden vermählen sich auf der Stelle mit Hülfe eines bestochenen Franciscaners. Der Frevel wird sofort ruchbar. Die Vermählten werden verhaftet und gefangen vor Ezzelin's Richterstuhl geführt. Der Tyrann ist gnädig gesinnt. Diana's Vater läßt sich die Schmach seiner Tochter von Astorre, der ihm seine ganze Habe opfert, bezahlen, und auch Germano muß auf Ezzelin's Befehl seine Herausforderung zurücknehmen. Die Hochzeit des Mönchs wird mit Masken gefeiert. Allein Diana, als Diana verkleidet, stößt Antiope, die ihr Astorre's Ring entreißen will, einen ihrer Pfeile ins Genick, worauf der Entkuttete ihren Bruder ersticht und von diesem selbst tödtlich getroffen wird. —

Der Verfasser betont sein relata refero. Er hat „Das Leiden eines Knaben" dem Leibarzte Fagon in den Mund gelegt, der die Geschichte in Gegenwart Ludwig's XIV. und der Maintenon erzählt: „Die Hochzeit des Mönchs" wird vor dem üppigen Veroneser Hofstaate Cangrande's della Scala berichtet. In dieser Erzählungsform, die schon in früheren Novellen Meyer's angewendet wird, verräth sich eine gewisse Manier, vor welcher der Verfasser sich zu hüten hat. Freilich ist in beiden Fällen die Umrahmung nicht weniger kunstvoll, als das Gemälde, der Erzähler, sein Vortrag und seine Umgebung nicht minder fesselnd, als seine Erzählung. Indem Fagon den Sonnenkönig mit seiner Geschichte unterhält, verfolgt er zugleich einen höheren Zweck: er bittet sich nach dem

*) Leipzig, H. Haessel.

Digitized by Google

Muster Lafontaine's drei Freiheiten aus, und diese sind keck genug, um den Feind der Protestanten aufs Empfindlichste zu treffen. Noch beziehungsreicher und dramatischer entwickelt sich die Geschichte des Erzählerkreises in der italienischen Novelle. Kein Geringerer als Dante trägt die Novelle vor. Es ist ein geistreiches, fast allzu geistreiches Spiel, daß er dabei die meisten Gestalten seines Märchens aus seiner Umgebung nimmt und ihnen nach dieser die Namen gibt. Das schwarzhaarige Haupt Ezzelin's, das wir schon aus dem „Inferno" kennen, entlehnt der Erzähler dem gastfreundlichen Scaliger, der diesen Kreis präsidirt; die edle Diana ist nach der Fürstin porträtirt, und die bewegliche Nebenbuhlerin Antiope borgt ihre Züge von der Freundin des Fürsten, womit Dante die Zweiweiberei Cangrande's strafen will, die vielleicht nur das Spiel eines Abends ist. Auch der Hofnarr, der elsäßische Ceremonienmeister, der deutsche Kriegsmann Germano, der klug blickende Jüngling Ascanio und der vornehme junge Cleriker sind aus dem Kreis am Herdfeuer in die Erzählung versetzt. Und Rahmen und Bild verwirren sich oft ein Bischen, und es amüsirt den unsterblichen Erzähler, daß er die Zuhörer manchmal „heftig auf der Schaukel seines Märchens sich wiegen" sieht. Vollendet ist die Kunst, wie der Verfasser den großen Florentiner gestaltet. Nur mit einem Strich wird sein Auftreten in der sinnlichen und muthwilligen Gesellschaft gezeichnet: ein ernster gravitätischer Mann, dessen große Züge und lange Gewänder aus einer anderen Welt zu sein schienen. Es ist ein hübscher Einfall, Dante nach seinem Schatten zu porträtiren: der Narr, welcher in dem Florentiner seinen Nebenbuhler um die nicht eben wählerische Gunst des Herren sieht, macht die Gesellschaft spottend auf das an der hellen Decke des hohen Gemaches sich abschattende Profil des Dichters aufmerksam. „Das Schattenbild Dante's glich einem Riesenweibe mit langgebogener Nase und hangender Lippe, einer Parze oder dergleichen." Sonst wird kaum noch ein anderer Zug beschrieben, als daß etwa ein malendes Beiwort wie „ernst", „schwermüthig" sich beimischt, aber aus seiner Rede entwickelt sich der Erzähler plastisch vor uns, und wir sehen ihn etwa so, wie er den Virgil schildert: „vor dem Tode sich neigend, der schon zur Erde ihn beugt, allein er machte die Augen stets zu Pforten des Himmels" . . .

E lui vedea chinarsi per la morte
Che l'aggravava già, inver la terra,
Ma degli occhi facea sempre al ciel porte.

Meyer übertreibt allerdings den Ernst und die Strenge dieses Dichterprofils. Sein Dante beobachtet, dichtet, leidet, haßt, aber liebt nicht. Diese Weltscheu stimmt nicht ganz. Alleghieri war kein vergrämter Hypochonder, sondern ein vielliebendes echtes Poetengemüth. Boccaccio spricht von seinem zügellosen Hang zur Ueppigkeit; er selbst bekennt stolz und zornig die Verirrungen seines Fleisches. Hier spricht er nie von seiner Gattin Gemma Donati, nicht einmal von Beatrice Portinari, und auf der Etschbrücke betrachtet er lieber die Wellen, als ein schönes Mädchen. Allein wir wissen, daß Dante noch mit fünfzig Jahren den Reizen der Gentucca von Lucca erlag und nur im Studium den Talisman gegen den Stachel der Sinne fand. Um so besser charakterisirt Meyer den Scholastiker und Gelehrten „in seines Lebenslaufes Mitte", den grollenden Verbannten der Republik Florenz, den Vorläufer Luther's, welcher trotzdem ein treuer Sohn der kämpfenden Kirche, den Aristokrat und Reactionär, welcher die Weltmonarchie des heiligen römischen Reiches wiederherstellen will, den von der Großartigkeit des göttlichen Kosmos durchdrungenen Denker, den strengen Sänger der Göttlichen Komödie. Ergreifend ist zumal das Zwischenspiel, wo Cangrande den Erzähler zur Rede stellt und tadelt, weil er selbst in seiner harmlosen Geschichte nicht unterlassen konnte, dem Hasse wider seine Vaterstadt Ausdruck zu geben!

Viele junge und scharfe Augen hafteten auf dem Florentiner. Dieser verhüllte sich schweigend das Haupt. Was in ihm vorging, weiß niemand. Als er es wieder erhob, war seine Stirne vergrämter, sein Mund bitterer, seine Nase länger. Dante lauschte. Der Wind pfiff um die Ecken der Burg und stieß einen schlecht verwahrten Laden auf. Monte Baldo hatte seine ersten Schauer gesendet. Man sah die Flocken stäuben und wirbeln, von der Flamme des Herdes beleuchtet. Der Dichter betrachtete den Schneesturm, und seine Tage, welche er sich entschlüpfen fühlte, erschienen ihm unter der Gestalt dieser bleichen Jagd und Flucht durch eine unstete Röthe. Er bebte vor Frost. Und seine feinfühligen Zuhörer empfanden mit ihm, daß ihn kein eigenes Heim, sondern nur wandelbare Gunst wechselnder Gönner bedache und vor dem Winter beschirme, welcher Landstraße und Feldweg mit Schnee bedeckte. Alle wurden es inne, und Cangrande, der von großer Gesinnung war, zuerst: Hier sitzt ein Heimatloser. — Der Fürst erhob sich, den Narren wie eine Feder von seinem Mantel schüttelnd, trat auf den Verbannten zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn an seinen eigenen Platz, nahe dem Feuer. „Er gebührt dir", sagte er, und Dante widersprach nicht.

Wüßten wir es nicht, daß Conrad Ferdinand Meyer von Hause aus französische Bildung genoß, daß er die französische Sprache und Literatur vor der deutschen studirte und sich erst später langsam und mühevoll wieder in den Geist seiner Muttersprache einleben mußte, an der antithetischen Form seines Denkens und Dichtens, welche specifisch romanisch ist und der mehr absichtslosen deutschen Art widerspricht, könnten wir es unschwer erkennen. Die Kenner seiner Balladen haben gewiß bemerkt, daß die Poesie des Gegensatzes dort die schönsten Wirkungen erzielt. Auch in seinen Erzählungen waltet die Antithese vor. Ein Pfarrer, der auf der Kanzel einen Schuß abfeuert, ein heirathender Mönch, der gequälte Sohn eines Marschalls von Frankreich, schon diese Stoffwahl markirt die Gegensätze des Lebens. Besonders in der Hochzeit des Mönchs bewegt sich die ganze Handlung in Widerspielen. Der geschichtenerzählende Verfasser der Göttlichen Komödie ist ein wirksamer Contrast, und nicht anders verhält es sich mit den Peripetien seiner Geschichte: der festliche Brautzug, der in den Wogen der Brenta versinkt; der im Tode noch den Sohn überlistende Vater; der Mädchenhals neben dem väterlichen Nacken auf dem Henkerblock; die vermeintliche tolle Brautmutter; die Werbung des liebenden Mönchs für Germano; die erzwungene Vermählung; die Begegnung von Hochzeits- und Leichenzug; die Tragödie auf dem Maskenball und die Parodie des Straßenpöbels . . . Selbst die schärfsten, schreiendsten Contraste werden nicht verschmäht. So tritt die närrische Olympia wie eine Kupplerin Zucht und Scham vor dem Kinde, das sie geboren, unter die Füße, indem sie in zügelloser Rede ihre Tochter der schützenden Hüllen beraubt und frech ihre Reize schildert. Aber Meyer zeigt sich überall als ein feinfühlender und im Grunde kerndeutscher Poet, welcher stets der Antithesenjagd zu entgehen und der Effecthascherei zu widerstehen und gerade die feinsten und ergreifendsten Wirkungen aus dem Gegensatz abzuleiten versteht. Man lese nur den hochpoetischen Schluß im „Leiden eines Knaben".

Der Vater setzte sich neben seinen Knaben, der jetzt unter dem Druck entsetzlicher Träume lag. „Ich will ihm wenigstens", murmelte der Marschall, „das Sterben erleichtern, was an mir liegt." — „Julian!" sprach er in seiner bestimmten Art. Das Kind erkannte ihn. — „Julian, Du mußt mir schon das Opfer bringen, Deine Studien zu unterbrechen. Wir gehen miteinander zum Heere ab. Der König hat an der Grenze Verluste erlitten, und auch der Jüngste muß jetzt seine Pflicht thun." Diese Rede verdoppelte die Reiselust eines Sterbenden . . . Einkauf von Rossen . . . Aufbruch . . . Ankunft im Lager . . . Eintritt in die Schlachtlinie . . . Das Auge leuchtete, aber die Brust begann zu röcheln. Die Agonie! flüsterte ich dem Marschall zu. — „Dort die englische Fahne! Nimm sie!" befahl der Vater. Der sterbende Knabe griff in die Luft. „Vive le roi!" schrie er und sank zurück, wie von einer Kugel durchbohrt. — — Armes Kind! — — Warum arm, da er hingegangen ist als ein Held?

Die Antithese spitzt, wie wir hier sehen, auch den Stil epigrammatisch zu. Die Sätze sind kurz. Nirgends ein Semicolon. Manchmal wird diese Gedrungenheit sogar dunkel und incorrect. „Sie erfuhren die weggeschleuderte Kutte des Mönchs so ziemlich mit allen Umständen ohne die vereinigten Hände Dianas und Astorres jedoch, welche noch nicht offenbar geworden war." Im Uebrigen ist die Sprache glatt und rein. Gottfried Keller's Schweizer Erdgeruch vermissen wir hier. Nur selten stoßen wir auf einen alemanischen Anklang, z. B. wenn Meyer von den „minderen" Glocken spricht oder statt:

Digitized by Google

Elend machen den Ausdruck: „beelenden" braucht. Gallicismen sind selten. „Gefolgt von" (suivi de) ist ja durch Goethe entschuldigt. Die Bilder sind frappant und immer originell. „Sie trug den breiten Nacken um einen schweren Gedanken tiefer . . ." „Seine Worte stürzten durcheinander, wie Krieger zu den Waffen . . ." „Der Mönch tritt nach verschleuderter Sandale auch den angezogenen ritterlichen Schuh zur Schlarpe, und der Cantus firmus vertönt in einen gellenden Gassenhauer." Ueberall die Antithese! Freilich fehlt dem Dichter die behagliche Fabulirlust. Er zielt vor Allem auf das Farbige, das Charakteristische, Philosophische; die Handlung ist ihm Nebensache.

Es ergeht ihm nicht immer so, wie er von seinem erzählenden Dante meldet: „Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte". Im Gegentheil bewegt sich seine Handlung im Zickzack, in gewaltsamen Sprüngen. Am geradesten geht noch Fagon's Erzählung auf ihr Ziel los. Dante erlaubt sich mehrfache Abschweifungen. Es ließe sich darüber streiten, ob das lange Gespräch über Kaiser und Papst den Rahmen der Novelle nicht sprengt; jedenfalls wird diese Abschweifung fein damit motivirt, daß der entkuttete Mönch hier zum erstenmal den Argwohn oder den Verrath der Welt gleichsam mit Händen greift. Ueber manchen Bildern schwebt eine balladenhafte Stimmung. Ein Beispiel: die junge Antiope sitzt am Fenster, dessen „in den Umriß eines Kleeblattes endigender Bogen voller Abendglorie war, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreise von Brust zu Nacken umfing. Ihre zerzauste Haarkrone ähnelte den Spitzen eines Dornenkranzes und die schmachtenden Lippen schlürften den Himmel". Die beiden um sie werbenden Männer stehen im Dämmerlichte vor dem zarten Haupte auf dem blassen Goldgrunde. Germano holt sich einen Korb und geht. Der Mönch, der für ihn geworben, verharrt in seiner flehenden Stellung. „Dann ergriff er Antiope's zitternde Hand und löste sie von ihrem Antlitz. Welcher Mund den andern suchte, weiß ich nicht, denn die Kammer war völlig finster geworden". Dazu der prächtige Humor, womit z. B. im „Leiden" die zwei Moutons, nämlich der Maler und sein Pudel, oder in der „Hochzeit" der joviale Ascanio oder der Hofnarr individualisirt sind. Die Scene, da der von Liebe berauschte Mönch von dem cyperweintrunkenen Narren geäfft wird und jedes Wort des Liebenden im gemeinen Spotte des Narren ausklingt, hätte ein Shakespeare nicht besser gemacht. Seine Figuren sind oft complicirt und schwer zu begreifen, aber es sind wirkliche, lebensprühende Menschen, an die wir glauben müssen. Hier schafft Meyer Unvergängliches, weitaus das Beste, was unsere Literatur seit Jahrzehnten hervorgebracht, und mit Dante, den er so fesselnd geschildert hat und schildern läßt, können wir dem Züricher Dichter zurufen: O Meister, mein Gesicht belebt sich so in Deinem Lichte, daß klar ich schaue, was mir Dein Gespräch beweist oder schildert . . ."

Maestro, il mio veder s'avviva
Si nel tuo lume, ch' io discerno chiaro
Quanto la tua ragion porti o descriva.

Theophil Zolling.

Feuilleton.

Ein Herz und eine Seele.

Von Wilhelm Berger.

Wie ein paar Kinder sahen sie aus, als sie vor dem Prediger standen, um ihren Ehebund einsegnen zu lassen. Die Hochzeitsgäste betrachteten sie mit Mitleid und hörten verwundert der Traurede zu, in welcher die große Aufgabe erörtert wurde, die in der Ehe beiden Gatten gesetzt sei. Du lieber Himmel! Wie konnte der Mann im Talar nur das Herz dazu haben, diese harmlosen Kleinen mit Dingen bange zu machen, von denen sie nichts verstanden!

Sie waren miteinander aufgewachsen. Er, Paul Ortlieb, war der einzige Sohn eines reichen Papierfabrikanten, sie ein früh verwaistes Bäschen, das sein Vater zu sich genommen hatte. Daß sie sich einmal heirathen würden, darüber waren sie schon im Alter von zehn Jahren einverstanden. Nur einmal seitdem hatte Hedwig ihr Jawort zurückgenommen, und das war geschehen, als Paul in einem jener Anfälle von Zerstörungslust, wie sie auch den bestgearteten Knaben zuweilen heimsuchen, ihre Lieblingspuppe am ganzen Leibe geschwärzt hatte. Aber am nächsten Tage verzieh sie dem Reuigen wieder, der tief in seine Sparbüchse gegriffen, um die Anschaffung einer neuen Puppe mit natürlichen gelben Haaren und blauseidenen Stiefeletten zu ermöglichen. Und von der Versöhnungsscene an, die sich bei der Ueberreichung dieses fürstlichen Geschenkes abspielte, bis zum Tage der Hochzeit war ihr Einvernehmen niemals wieder getrübt worden.

Als die Hochzeitsgesellschaft bei Tisch saß, wurde es schon nach der Suppe für die Anwesenden schwierig, den Gedanken festzuhalten, daß die beiden jungen Leutchen, die in der Mitte der Tafel, hinter einem lächerlich colossalen Brautbouquet versteckt, miteinander flüsterten, die Hauptpersonen bei der Festivität waren. Und ihnen selbst ging es ebenso. Im Grunde schämten sie sich etwas, so heimlich glücklich sie auch sein mochten. Um sie herum saßen die älteren Anverwandten, und Papa Ortlieb führte das große Wort. Der rüstige, joviale Mann fühlte sich als der Veranstalter dieser Lustbarkeit, in jedem Sinne. Er war es gewesen, der schließlich, der Liebelei unter seinen Augen überdrüssig werdend, das Machtwort gesprochen hatte: „Die Kinder sollen heirathen. Wachsen können sie in der Ehe mit einander. Und im Hause ist Raum genug für eine junge Wirthschaft neben der alten." — Mutter Ortlieb war nicht ganz einverstanden. Wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, so hätte ihr Sohn Paul einige Jahre in das Ausland gehen müssen; inzwischen wurde Hedwig selbstständiger, und später konnte man dann sehen, ob die Liebe zwischen den Beiden vorgehalten hatte und also von der richtigen Art war. Aber Mutter Ortlieb hatte längst darauf verzichtet, ihren Willen gegenüber demjenigen ihres Mannes geltend zu machen. Denn Herr Ortlieb senior war einer jener wohlmeinenden Autokraten, die da glauben, über alles, was den von ihnen irgendwie Abhängigen dienlich und ersprießlich sei, am allerbesten Bescheid zu wissen. Und daß sein Sohn etwas Weiteres von der Welt kennen lerne, als den Gang des Geschäftes innerhalb der Papierfabrik, hielt er für vollständig überflüssig. Was ferner Hedwig betraf, so war er der Ansicht, daß ein Frauenzimmer überhaupt nicht selbstständig zu werden brauche und die Tauglichkeit zu ihrem Beruf als Gattin und Mutter erst dann erwerbe, wenn sie unter dem Zwange der Pflicht stehe. So hatte denn Frau Ortlieb den Anordnungen ihres Mannes keinen Widerstand geleistet, vielmehr nach einigen heimlichen Seufzern ein Vergnügen darin gefunden, den künftigen Haushalt allen jenen Anforderungen gemäß auszustatten, welche die anspruchsvolle jüngere Generation stellte. Und in den letzten vierzehn Tagen war sie mit den Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier so eifrig beschäftigt gewesen, daß sie, endlich glücklich bei Tische sitzend, es als eine Wohlthat empfand, einmal ausruhen zu dürfen.

Zwischen dem vierten und fünften Gange wurde die Gesellschaft nochmals (und zum letzten Male) daran erinnert, weshalb sie eigentlich zusammen geladen worden war. Das junge Paar nämlich brach auf. Mutter Ortlieb hatte zwar der Köchin den Befehl gegeben, die Speisen so rasch nacheinander auf die Tafel zu schicken, daß die Kinder noch etwas von dem Dessert mitgenießen könnten; aber Mutter Ortlieb hatte die Länge der Reden nicht gekannt, welche verschiedene der Herren im Kopfe mit sich führten und deshalb der Köchin Unmögliches zugemuthet. Am schmerzlichsten war es für die junge Frau, daß sie von Tisch aufstehen mußte, ohne Eis bekommen zu haben. Auf dieses Eis hatte sie sich so gefreut! Natürlich sah sie gar nicht glücklich aus, als sie, am Arme Paul's davoneilend, den Nahesitzenden zunickte. Eine Tante, Schwester von Mutter Ortlieb, bemerkte: „Wie wird das Kind sich freuen, wenn es erst das schwere Kleid los ist! Es saß darin, wie ein Zwerg im Panzer." Und die Damen rings umher pflichteten ihr bei und erörterten dann untereinander

Digitized by Google

Stoff und Schnitt der eigenen Brautkleider und die wunderbaren Schicksale derselben im späteren Leben.

Vater Ortlieb war seinem Sohne in die Kammer gefolgt, worin derselbe Toilette für die Reise machte. „Du nimmst also erste Classe, Paul", sagte er. „Der Schaffner bekommt eine Mark, damit er Euch allein läßt. Billet und Gepäckschein verwahrst Du in der Geldtasche. In den Hotels tritt Wirth und Kellnern gegenüber höflich, aber entschieden, auf. Laßt Euch nichts abgehen; aber macht Euch nicht auffällig durch Bestellung ungewöhnlicher Speisen oder Getränke. Bezahle keine Rechnung, ehe Du sie genau durchgesehen hast. Mußt Du ein Trinkgeld geben, so miß es der Leistung entsprechend ab. Laß Dich nie verleiten, ein Uebriges zu thun, weil Dir vielleicht ein Portier oder ein anderer Angestellter in Livrée imponirt. Welche Gesichter diese Leute hinter Dir her machen, kann Dir gleichgültig sein, falls Du sicher bist, daß Du sie nicht wieder brauchen wirst. Macht keine kostspieligen Einkäufe unterwegs. Ihr werdet vieles sehen, was Euch neu ist und Euch gefällt. Frauen wollen immer alles gleich kaufen. Sei fest, Paul. Anschaffungen, auf Reisen gemacht, sind hernach zu Hause meist eine Quelle des Aergers. Schließt Euch nicht an fremde Personen an, sie seien denn Militärs, hohe Beamte oder Geistliche. Glaubt nicht, alles sehen zu müssen, was Euch als sehenswerth empfohlen wird. Wenn Ihr alte Gebäude oder alte Bilder häßlich findet, so sagt es Niemandem. Und schreibt uns häufig, aber immer nur, wo Ihr Euch befindet und ob Ihr wohl seid. Dagegen mache Dir kurze Notizen über Gesehenes und Erlebtes, damit Du uns an der Hand derselben später eine ausführliche Erzählung liefern kannst. Und nun reise mit Gott!"

Der würdige Polonius-Ortlieb ging festen Schrittes zu seinen Gästen zurück, und mit dem Bewußtsein, das Menschenmögliche gethan zu haben, um seinen Sohn bei dessen erstem Ausfluge vor Schaden und Enttäuschung zu bewahren. Das junge Paar aber zog ängstlich seines Weges. Erst als der Zug in Bewegung war und sie sich wirklich allein im Coupé befanden, athmeten sie wieder auf. Nur summten dem armen Paul noch die letzten Verhaltungsregeln seines Vaters in den Ohren. „Wenn wir doch erst wieder zu Hause wären!" seufzte er. Muthiger erwies sich seine kleine Frau. Als ihr Paul versprochen hatte, sie solle morgen in Berlin eine große Portion Eis haben, sah sie der nächsten Zukunft ohne Bangen entgegen. Sie nahm den Reisehut vom Kopfe und gab ihn an Paul, damit er ihn in das Netz lege; dann lehnte sie sich zurück und legte das blonde Köpfchen in die Ecke. „Du, Paul!" sagte sie ernsthaft. „Möchtest Du die Hochzeit noch einmal wieder durchmachen? — Ich nicht." — „Ich auch nicht, wenigstens nicht in meinen neuen Stiefeln. Ich wollte, der Pastor hätte sie angehabt, dann würde er nicht so lange geredet haben." — „Pfui, wie gottlos!" rügte Hedwig. Aber sie lachte, und wenn sie lachte, bekam ihr sonst unbedeutendes Gesichtchen einen liebreizenden Ausdruck. Paul blickte sie entzückt an. „Nein, daß Du jetzt meine Frau bist!" rief er verwundert aus; es war ihm eben wieder eingefallen. Nun beugte er sich über sie und wollte sie küssen. Auch hielt sie geduldig still; nur warnte sie: „Nimm meine Frisur in Acht, Paul! Wenn sie einmal verdorben ist, kann ich sie nicht wieder herstellen. Du weißt ja, Mama frisirt mich sonst immer." — Paul machte große Augen; aber er setzte sich bescheiden nieder und behielt nur ihre winzigen Hände in den seinigen. Sie erinnerten sich gegenseitig an gemeinsame Erlebnisse aus ihrer Kinderzeit und lachten miteinander über die kleinen Sorgen, die sie zusammen getragen hatten. Bald indessen wurde Paul wieder zärtlich. Da dachte Hedwig plötzlich an ihre Kofferschlüssel und fühlte darnach in der Kleidertasche. „Sie sind verloren!" rief sie aus. „Und Mama hat mich so viel gewarnt!" — „Was ist verloren?" — „Meine Schlüssel. Was fangen wir nur an?" — Und Beide suchten mit wachsender Unruhe, bis die Vermißten sich endlich in Paul's Westentasche fanden.

Immer weiter rollten die jugendlichen Vermählten von der Heimath hinweg, die sie noch nie verlassen hatten. Sie fanden jedoch sehr bald aus, daß sie sich in der Fremde nicht zu fürchten brauchten. Ueberall kamen ihnen die Leute mit einer lächelnden Aufmerksamkeit entgegen. Schon der erste Berliner Droschkenkutscher konnte sich nicht entschließen, auf seinen Bock zu klettern, bis er sich überzeugt hatte, daß neben dem „kleinen Madamken" das Fenster ordentlich schloß. Und im Hotel wurde das Paar sofort von dem ganzen Personal unter specielle Aufsicht genommen. Kaum daß sie zu fragen brauchten: jegliche Belehrung, deren sie bedurften, strömte von allen Seiten auf sie ein. Nahmen sie mit einer größeren Anzahl von Personen ein Schloß, eine Galerie in Augenschein, so richtete der führende Beamte, meist ein älterer, würdig aussehender Herr, immer das Wort an sie, und die Genossen ließen sie überall vortreten. Es war wie ein stillschweigendes Einverständniß Aller, daß die Kinder von ihrer Hochzeitsreise Genuß und Nutzen haben sollten. Und die Kinder ließen sich die allgemeine freundliche Theilnahme ohne Arg gefallen und fanden den Aufenthalt in der Fremde über alles Erwarten angenehm. Am liebsten gingen sie, Arm in Arm, von einem Ladenfenster zum andern. Was sie vornehmlich interessirte, waren nicht Gegenstände zum Putz und Schmuck, nicht Luxussachen und Producte des Kunstgewerbes, vielmehr praktische Dinge für den Haushalt. Es war ihnen unendlich schwer, daß sie draußen stehen bleiben mußten und nicht drinnen in den Läden nach Herzenslust aussuchen durften. Aber des Vaters ausdrückliches Verbot war bei Paul haften geblieben. „Paul, bleibe fest!" hatte Vater Ortlieb gesagt. Und Paul blieb fest; zwei, drei Tage lang. Endlich stellte ihm Hedwig vor: „Müssen wir denn zu Hause gleich Alles vorzeigen, was sich in unseren Koffern unterwegs eingefangen hat? Können wir es nicht für uns hüten? Allmählich mag ein Stück nach dem andern hervorkommen; Niemand wird Arg daraus haben." — Dies leuchtete Paul ein; seine kleine Hausschlange hatte mit arger List gesprochen, und er erlag der Versuchung. Fortan kehrten die Beiden stets bepackt in ihr Hotel zurück, und es dauerte nicht lange, da mußte sich neben Paul auch noch Hedwig auf den Deckel des Koffers setzen, damit er geschlossen werden konnte. Es waren lauter Kleinigkeiten von geringem Werth, die sie als Contrebande ansammelten: ein Eierkocher, eine Patent-Kaffeemühle, ein Pfefferstreuer, ein Gewürzkasten und dergleichen; aber Alles so unwiderstehlich hübsch und originell!

Zuweilen blieben sie Abends zu Hause, um die tagsüber gemachten Einkäufe herauszusparen, und ließen sich auf ihrem Zimmer Thee serviren. Dann bauten sie sämmtliche gekauften Gegenstände auf und freuten sich darüber, als wenn es eine Weihnachtsbescheerung wäre. Ehe aber der Kellner zum Abräumen heraufgeklingelt wurde, steckten sie die schönen Sachen wieder weg und setzten sich steif nebeneinander, Hedwig mit einem breiten Striche von einem Meter Länge, zum Besatz eines künftigen Unterrocks bestimmt, wovon indessen auf der ganzen Hochzeitsreise nur eine halbe Zacke fertig wurde.

Mittlerweile studirten Herr und Frau Ortlieb senior Morgens beim Kaffee die von den Kindern einlaufenden Briefchen. „Schreibt häufig, aber immer nur, wo Ihr Euch befindet, und ob Ihr wohl seid." So hatte Vater Ortlieb's Befehl gelautet. Und sehr gehorsam waren die Kinder, — zu gehorsam, meinte die Mama. Jetzt hatten sie Berlin verlassen und befanden sich in Dresden; einige Tage später, und eine Karte war aus der sächsischen Schweiz datirt. Paul schrieb: „Es geht uns vortrefflich"; Hedwig: „Wir amüsiren uns königlich." Weiter war mit aller Mühe von dem gelben Rücken des Cartonstücks nichts abzulesen. Herr Ortlieb indessen war zufrieden, und so mußte es Frau Ortlieb auch wohl sein. Lange dauerte es ja nicht mehr, bis die Reisenden wieder zu Hause eintrafen und nach den gemachten Aufzeichnungen ihre Erlebnisse haarklein berichteten. O diese Aufzeichnungen, diese unglücklichen täglichen Notizen, die Vater Ortlieb vorgeschrieben hatte! — Schon hatten Paul und Hedwig auf der Heimreise Dresden passirt, und der Schnellzug beförderte sie auf dem directesten Wege, ohne Aufenthalt, nach der Stadt, in der die Ortlieb'sche Papierfabrik florirte, als Paul plötzlich an diese Notizen dachte. Eine einzige hatte er in sein Taschenbuch geschrieben: „Ankunft in Berlin ein Uhr Morgens." Wie war es nur gekommen, daß zur Fortsetzung niemals Zeit übrig blieb? Paul fragte Hedwig; aber Hedwig

Digitized by Google

wußte es auch nicht. Nun mußten sie die Köpfe zusammenstecken und versuchen, sich über jeden langen Tag von vierzehn Tagen Rechenschaft zu geben. Es war fürwahr eine mühsame Arbeit! Und als sie auf der letzten Station damit fertig waren und ihr Werk nochmals überschauten, erschraken sie, als sie fanden, wie kahl und dürftig sich einige Tage ausnahmen. Das ging nicht an; wie würde Vater Ortlieb ihren Mangel an Unternehmungslust, ihre unverantwortliche Bequemlichkeitsliebe tadeln! Und flugs holte Hedwig den bereits auf die Seite gebrachten Bädeker hervor und dictirte daraus ihrem Manne zur Ausfüllung jener öden Stellen Sehenswürdigkeiten und gepriesene Aussichtspunkte, bis Paul's Gewissen schlug und er besorgt einwandte, daß er darüber ja nichts auszusagen wisse. Hedwig lachte; das Reisen hatte sie merkwürdig gewitzigt. „Heute lassen wir uns auf gründliches Erzählen nicht mehr ein", instruirte sie ihren Mann, „und morgen früh lesen wir aufmerksam die Beschreibung zusammen." —

Mutter Ortlieb war enttäuscht, als sie die Kinder wiedersah. Entweder schwebten sie ihr größer von Gestalt vor, oder sie hatte erwartet, dieselben würden in den vierzehn Reisetagen einen plötzlichen Schuß gethan haben: kurz, sie bekam einen gelinden Schrecken, als sie so wenig Fleisch und Bein an dem jungen Ehepaare fand und weder ihr Paul männlicher, noch ihre Schwiegertochter selbstbewußter geworden war. Indessen tröstete sie sich damit, dies werde im Laufe der Zeit schon kommen, und nahm sich vor, der Zweigansiedelung von Ortlieb junior ihre sämmtlichen Lebenserfahrungen zu gute kommen zu lassen. Dabei hatte sie nun freilich die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn Ortlieb senior decretirte: „Die jungen Leute müssen möglichst allein gelassen werden. Wenn Du ihnen beständig in die Töpfe guckst, Jettchen, so bleiben sie im Zustande der Unmündigkeit." — Wieder einmal war Ortlieb senior nach der Meinung seiner Ehehälfte hart und lieblos; aber sie mußte sich fügen, dem Scheine nach wenigstens, indem sie ihre officiellen Besuche, von Hausthür zu Hausthür gemacht, auf einen an jedem Tage einschränkte. Ortlieb konnte dieselben von der Fabrik aus controliren, was er auch möglichst that; die Hintertreppenbesuche jedoch, die ganz unlimitirt waren, sah er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Sie weiß etwas". Schwank in 4 Acten von Rudolf Kneisel. — „Sein Steckenpferd". Schwank in 4 Acten von Leon Treptow. — „Mädchen-Illusionen". Lustspiel in 4 Acten von Carl Görlitz.

„Zur Feier des 25jährigen Dichter-Jubiläums Rudolf Kneisel's ...." so stand es über der Ankündigung des obengenannten neuen Schwankes des unermüdlichen Lustspiel-Dichters auf den Zetteln des Wallnertheaters am 12. September d. J. zu lesen. Sollte das soviel heißen, daß am 12. September 1860 Rudolf Kneisel plötzlich anhub zu dichten? Oder erschien an jenem Tage etwa zum ersten Male ein Werk von ihm auf den Brettern? Etwas dunkel ist sicherlich der Sinn eines „Dichterjubiläums," aber gleichviel, soviel bleibt deutlich, daß nun schon ein Vierteljahrhundert lang ein Kreis von lachenden Gesichtern um die heitere Muse dieses Mannes sich schaart. Der neue Schwank verräth in seinem übermüthigen, lustigen Tone übrigens durchaus nichts von diesem ehrwürdigen Dichter-Alter seines Autors, ist im Gegentheile von einer so natürlichen Frische und Munterkeit, daß wir nur an der Geschicklichkeit in der Ausführung des Einzelnen den routinirten Bühnendichter zu erkennen vermögen.

Besonders der erste Act ist von hinreißender Lebendigkeit. Frau Räthin Möller, eine sehr erfahrene Dame in ehelichen Streitsachen, entwickelt ihren Nichten, von denen die eine, eine junge Frau, soeben das erste häusliche Gefecht sieglos geliefert hat, ihre famose Theorie, die Männer zu bezwingen. Alle Männer haben fortwährend ein böses Gewissen, sie sind die eigentlichen Träger der Erbsünde; von diesem Grundsatze geht sie aus. Sie werden deshalb, fährt sie fort, durch nichts mehr eingeschüchtert und gefügig gemacht, als durch das Gefühl, daß ihre Schandthaten entdeckt seien. Schon die geheimnißvolle Andeutung: „Du! Ich weiß etwas" ist für das Weib eine unwiderstehliche Waffe in dem permanenten Kampfe gegen die Tücke des Mannes.

Die verschiedenen Kunstgriffe bei der Handhabung dieser Waffe werden nun von der alten, kampfgewöhnten Dame mit überaus gutem Humor entwickelt, und da der Eingang des Stückes uns in eine harmlose Verirrung ihres Mannes lustig eingeweiht hat, ist in der That hierdurch eine Exposition von großer Wirkung geschaffen.

Leider verliert Kneisel in den folgenden Acten diesen so erfolgreich angeknüpften Faden und nimmt ihn nur ganz am Schlusse des Stückes wieder auf. Aber auch die heiteren kleinen Intriguen und Späße, mit welchen er den Zwischentheil ausfüllt, entbehren nicht einer unsere Lachmuskeln stets in Thätigkeit haltenden Spannkraft und machen, daß wir uns während einer Stunde wirklich gut unterhalten, ohne daß wir freilich nachher in der Lage wären, über die Unmasse von Schnurren und Anecdoten, die wir gehört, Rechenschaft zu geben. Die Jovialität in der Zeichnung der einzelnen Figuren macht überhaupt den Eindruck der Kneisel'schen Stücke zu einem behaglichen, und da er mit dieser in dem neuen Schwanke eine weise Beschränkung in den von ihm sonst (z. B. im „Papageno") beliebten derben Knalleffecten verbindet, werden wir nirgends durch allzu groteske Einfälle in diesem lächelnden Behagen gestört. Freilich müssen wir es immerhin noch mit in Kauf nehmen, daß ein wirksamer Actschluß durch einen echten Laubfrosch, der aus einer vorwitzig geöffneten Schachtel in die Mitte eines neugierigen Damenkreises springt, erzielt wird oder daß am Schlusse eines anderen Actes alle jungen Damen des Stückes in Ohnmacht fallen, aber das sind auch die einzigen stärkeren Zumuthungen, die an unsere Lachlust und unsere Nerven gestellt werden. Im Uebrigen verläuft das Ganze in der bescheidenen Harmlosigkeit, welche noch eine der anerkennenswerthen Eigenschaften des kleinbürgerlichen Tones in den Kneisel'schen Schwänken bildet.

Das Wallnertheater führte in der Besetzung dieses Jubiläumsschwankes eine ganze Schaar von Debütanten vor; jedoch scheint es in keinem derselben eine werthvolle Errungenschaft gemacht zu haben. Die an Stelle von Fräulein Odilon getretene jugendliche Liebhaberin, Fräulein Kramm, wird erst noch viel lernen müssen, ehe sie sich der Beliebtheit ihrer Vorgängerin erfreuen darf. Die alten Kräfte der Bühne bewährten sich dagegen aufs Neue als treffliche Darsteller dieser Gattung dramatischer Figuren.

Lediglich um zu registriren, wollen wir hier noch eines Stückes erwähnen, das im Belle-Alliance-Theater seit Mitte des vorigen Monats sich auf der Bühne erhielt. Es ist der Schwank „Sein Steckenpferd" von Leon Treptow, der die alte Idee, daß ein ungebildeter Parvenü in dem Bestreben, berühmte Persönlichkeiten in sein Haus zu ziehen und mit ihnen zu prahlen, sich in komische häusliche Conflicte stürzt, nicht ohne Geschick, jedoch ohne eigentlich durchschlagenden Humor behandelt. Die Figur eines schmarotzenden Schriftstellers ist in ihm mit satirischen Strichen gezeichnet. — Ein anderes Stück, das Lustspiel: „Mädchen-Illusionen" von Carl Görlitz, erlebte auf derselben Bühne einen durch die Darsteller nur mühsam verschleierten Mißerfolg. Es ist deshalb als abschreckendes Beispiel erwähnenswerth, weil in ihm zum ersten Male der barbarische Versuch unternommen wird, auf ein körperliches Leiden die Komik einer Figur zu begründen. Ein Morphiumsüchtiger wird in seinen abwechselnden Stimmungen — bald im Rausch, bald in der Entnüchterung — vorgeführt und bietet ein gräßliches Beispiel für einen auch in die Dramatik eingeführten, verzerrten Naturalismus dar.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Zweite Preisherabsetzung.
H. R. Mecklenburg in Berlin C. 2, Klosterstrasse 38, bietet gut gehalten an:

Meyer's gr. Conv.-Lex., 51 Hfzbd. (1200 M.) 150 M. — Meyer's Convers.-Lex. 3. A. 16 Hfzbde. (160 M.) 55 M. Spamer's Convers.-Lex., 8 Bände (150 M.) 40 M. — Brockhaus kl. Convers.-Lex., 3. A. Hfz. (15 M.) 8 M. — Schiller's sämmtl. W., N. illustr. A. (27 M.) 9 M. — Napoléon, hist. d. J. César, 2 Bde., m. 2 Atln., 1. Subcr.-A. 8 M. — Löbe's Encycl. d. ges. Landw., 6 Hlblwbde. 4 M. — Hervey, illustr. of mod. sculpt., Fol. Hfz. 9 M. — Murr-Kilian, Abbildgn. d. Alterth. a. Hercul. u. Pompeji, 8 Prbde., Fol. 22 M. — Deutschlds. Kunstsch. m. Text v. Görling, Woltmann, Abth. 219 (27 M.) 9 M. — Shakespeare W., hersg. v. Dingelstedt u. A., 10 Lwdbde. (27 M.) 9 M. — Bibl. d. Unthltg. u. d. W. 1881/82 je 13 Lwdbde. (à 9,75 M.) 4 M. — Rotteck, allg. Geschichte 8. ill. A. 7 Hfzbde. (26 M.) 9 M. — Panor. d. Wiss. u. d. Bildg. E. Samml. v. 12 Leitf. z. Selbstunterr. 1885. (25 M.) 9 M. — Peschel, Völkerkde. 1885 (12 M.) 7 M. — Stanley, W. ich Livingst. fand 1885 (20 M.) 10 M. — Höfler, J. Huss u. Abzug dtsch. Stud. a. Prag (5 M.) 2.50 M. — Mag. f. Lit. d. Ausl. verg. Jahrg. à 4 M. — Gartenlaube, versch. Jahrgänge à 2,75 M. — Land und Meer, 84 I. (6,50 M.) 3 M. — D. neu eröfnete Münzcabinet, dar. viele nirgds. mitgeth. Gold- u. Silbermzn. in Kupfer abg., sind beschr. v. J. Joachim, I. 125 Abb. 1761. Pb. 3 M. — Leitzmann, Wegw. a. d. Geb. ostschr. Münzkunde. 1869 (9 M.) 3,50 M. — Lochner's Samlg. merkw. Medaillen. I/II J. 1737/8 b. 5 M. — Noback, getr. Abb. d. vorn. Gold-, Platina- u. Silbermzn. all. Ldr. 119 Tafeln. 2,25 M. — Sammlung 14 selt. Schrift. u. Erlasse betr. Belagerung v. Danzig 1734. Hfz. 5 M.

Tadellos **neue**, meist **Prachtbände:** Wessely, Kunstübde. Frauen, Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. deutsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 15 M. auch einz. ohne Bandzahl je 5 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 7 M. — Polko A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlexikon der gesammten Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. — Hogarth, Zeichnungen 93 Stahlstiche m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A. Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. 1884. (16 M.) 9 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr., n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7,50 M., in eleganter Mappe 12 M. — Tizian Vercelli's W. n. e. Ausw. d. bedeutendst. W. v. L. d. Vinci, G. Reni, u. P. Veronese in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., Paris o. J. (20 M.) 12 M. — Schaermann, Erwrbng. d. Kr. Grossbrit. d. Königr. Hannover 1878 (2,40 M.) 1,30 M. — Ars moriendi, Photogr. Facsim. d. Univ. (60 M.) 16 M. — v. Scherzer, Weltindustrieen 1880 Lwbd. (9 M.) 4 M. — Weber's Demokrit. Ausw. Lwbd. 4 M. — Lehmann, Handbuch dtsch. Lit. 1884 Lwbd. (6 M.) 3 M. — Andree, Geogr. d. Welthandels m. gesch. Erltrg. 1877 Lwbd. (11 M.) 4 M. — Quentel, Ornamente u. Stickmuster N. d. Ausg. v. 1527. Lpz. 1880 (20 M.) 10 M. — Kat. d. Kunstsamml. v. E. Felix. M. Abb. von 36 Tafeln. 1885. (75 M.) 25 M. — Köhler, Entw. d. Tracht. m. 550 Abb. 1877 (16 M.) 7 M. — D. ges. Naturwissensch. v. Dippel, Mädler u. A. 3 Lwbde. mit 1321 Holzschn. 1877 (51 M.) 19 M. — Merling, elektr. Beleucht. 1882. (16 M.) 4 M. — Bässler, griech. Heldensaal 2 Bände. 1879. (8 M.) 5 M. — Doré, Reise wider Willen. 1885. Lwbd. 4,50 M. — Wolff, Tannhäuser 1885, 2 Lwbde. (10 M.) 7,50 M. — Buch der Erfindgn., neueste A. Lf. 1/43 (21 M.) 8 M. — Körner, Leyer und Schwert, Pr.-Ausg. (15 M.) 8 M. — Denkmäler der Kunst bearbeitet von Dr. W. Lübke und Dr. C. v. Lützow. IV. Aufl., neu, statt 30 M. für 20 M.

Technicum Mittweida SACHSEN. | Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule,** zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule,** zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Das Erscheinen der neuen Auflage von
Emil Weller's
Lexicon Pseudonymorum
oder Verzeichniss aller Autoren,
die sich falscher Namen bedienten,
ist nun zufolge der zahlreich eingelaufenen Subscriptionen gesichert. Dieses bedeutungsvolle Werk, welchem aus allen Kreisen die grössten Sympathien entgegen gebracht wurden, wird ca. 30 bis 40 Bogen gr. Lex.-Octav umfassen; der Subscriptionspreis beträgt M. 15. — bis M. 20. — bis zum Erscheinen des Werkes. Nach Ausgabe desselben tritt ein weit höherer Ladenpreis ein. Vorausbestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, ebenso auch die Verlagshandlung von **Alfred Coppenrath in Regensburg.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von E. A. SEEMANN in Leipzig.
Das jüngste Gericht
in der bildenden Kunst des frühen Mittelalters.
Eine kunstgeschichtliche Untersuchung
von
Dr. Georg Voss.
Ladenpr. 3 Mark.

„Die Voss'sche Schrift stellt sich jetzt jedenfalls als die erschöpfendste Behandlung des Gegenstandes dar. Was Umfang des Wissens, Sicherheit des Urtheils und Klarheit der Principien anlangt, so gebührt ihr unbedingtes Lob und man muss den Verfasser als einen vielversprechenden Mitarbeiter auf diesem Gebiete begrüssen."
Prof. F. X. Kraus (Repert. f. Kunstwissensch., VIII, 358.)

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.
Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's
Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.
5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.
In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. im Subscriptionspreis. Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln 1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.
Der jetzt so abnorm billige Subscr.-Preis erlischt vor Vollendung des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) für mich verbindlich wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko was erschienen. Fortsetzung franko.
NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 26. September 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Cosas de España. — Die erste socialpolitische Arbeiterbewegung in Deutschland. Von Georg Winter. — **Literatur und Kunst:** Das Philosophie-Studium. Von Eduard von Hartmann. — Ein deutscher Zola. Von Theophil Zolling. — Auch eine Chamisso-Biographie. Von Egh—. — **Feuilleton:** Ein Herz und eine Seele. Von Wilhelm Berger. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Das Spatenbräu. Von A. L. — Notizen. — **Offene Briefe und Antworten.** Von G. v. Loeper. — Inserate.

Cosas de España.

Madrid, 15. September.

So heißt ein geflügeltes Wort, das in unserem Büchmann zwar noch fehlt, aber in Frankreich, Italien und selbst in Spanien oft angeführt wird, wenn man Dinge bezeichnen will, die eben nur im schönen Spanien möglich sind. Verlotterte Zustände, unglaubliche Thatsachen, lächerliche Windmühlenkämpfe, Don Quijoterien sind eben „Dinge von Spanien" im ironischen oder verächtlichen Sinne. Jedenfalls eines der unsinnigsten sind die Ausbrüche der spanischen Nationaltollheit bei Anlaß der von Deutschland allerdings etwas plötzlich und energisch aufgeworfenen Carolinen-Frage. Als man in Madrid die Besitzergreifung von Yap durch das deutsche Kanonenboot erfuhr, vor welchem die spanischen Schiffe eine so klägliche Rolle gespielt, da wurde die Bevölkerung von einer allgemeinen Wuth ergriffen. Während der sofort einberufene Ministerrath geheime Beschlüsse faßte, strömte der Pöbel, bevor noch die Polizei interveniren konnte, vor das deutsche Gesandtschaftspalais, eröffnete gegen dessen Fenster einen Steinregen, verbrannte das Schild und riß die Fahne herunter, indem er mit seinem Geschrei: „Krieg Deutschland! Hoch Spanien! Tod den Deutschen!" die Luft erschütterte. Sämmtliche Zeitungen des In- und Auslandes brachten Beschreibungen dieser unerhörten Auftritte, so daß selbst ein Augenzeuge nicht mehr darauf zurückzukommen braucht. Die Provinzen aber folgten dem edlen Beispiele der Capitale. Jede Stadt, jedes Nest hatte seine antideutschen Kundgebungen. Ueberall trugen diese den nämlichen Charakter. Zusammengesetzt aus den Mitgliedern verschiedenster Vereine, Clubs, Studenten, gefolgt von einer Menge Neugieriger, pflegt der Zug zuerst vor das Haus des deutschen Consuls zu ziehen, um dort zu „protestiren", und dann vor die Wohnung des Gouverneurs oder Alcaden, welcher, je nach Temperament oder Laune, für den dargebrachten Patriotismus dankt oder den Manifestanten eine Agitation zu beenden räth, welche die Aufgabe der Regierung nur erschweren müsse. In Valencia vereinigten sich viele Garnisonsofficiere mit den Manifestanten und erwiesen sich nicht als die schlechtesten Schreier. In Vigo und anderswo wurden deutsche Fahnen heruntergerissen und die sie vertheidigenden Polizisten ausgepfiffen. In Sevilla, der Heimat des schlauen Barbiers, stieg der Enthusiasmus ins Ungeheuerliche. In Barcelona mußte die Gendarmerie die Ordnung wiederherstellen. Das Gefährliche bei diesen kindischen Manifestationen besteht darin, daß der Pöbel sich an Straßenauftäufe gewöhnt und damit leicht auf die Entschließungen der Regierung drücken oder diese überhaupt ändern könnte.

Ein bezeichnender Zwischenfall beleuchtet genugsam die Schwierigkeiten, auf die das Cabinet stößt. Der Minister des Innern hatte geglaubt, den Gouverneuren und localen Autoritäten die angekündigten Volksversammlungen verbieten zu müssen. Sei es, daß die diplomatische Lage in diesem Augenblick eine plötzliche Modification erlitt, die den Anhängern einer friedlichen Lösung unwillkommen war, sei es, daß das Ministerium sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, der allgemeinen Strömung zu widerstehen, kurz, Señor de Villaverde mußte plötzlich diese Befehle zurücknehmen und in der letzten Stunde seinen Untergebenen vorschreiben, die Manifestanten gewähren zu lassen. Die Regierung ist eben völlig ohnmächtig gegen das Volk, welches die Armee auf seiner Seite hat. Auch die Verbrüderung von Priestern und Officieren auf improvisirten Estraden habe ich hier mehrmals erlebt. Der Patriotismus feierte wahre Orgien. Cosas de España! . . .

Nicht minder außer Rand und Band gebärdete sich die Presse der Halbinsel. Sie hetzte maßlos gegen Deutschland und eröffnete Geldsammlungen, um dem Vaterlande damit Kriegsschiffe zu beschaffen. Dieses Beispiel fand, wenn auch ebenfalls nur in der Theorie, begeisterte Nachahmung. Die militärischen Casinos beschlossen, ebenfalls ein Schiff auf ihre Kosten bauen zu lassen. Die Städte Sevilla und Santander wollten sogar der Nation zwei Panzerschiffe stiften. Leider bleiben diese großartigen Geschenke bis zur Stunde nur auf dem Papier, und die spärlich eingegangenen Gelder gehen durch so viele Hände, daß für die neue Flotte gar nichts mehr übrig bleiben wird. Cosas de España! . . .

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die hiesigen Franzosen das Feuer weidlich schürten. Erst sprachen sie von einem échec de M. de Bismarck, dann machten sie die wichtige Entdeckung, daß Deutschland es im Grunde gar nicht auf Spanien, sondern abermals auf Frankreich abgesehen habe. Das A und O von Bismarck's Weisheit bestehe in der Feindschaft zwischen Frankreich und Spanien. Die Reise des Kronprinzen sei ein erster Versuch gewesen. Deutschland wäre es ganz erwünscht, wenn Spanien eine Republik würde, denn falls in Frankreich wieder ein Bourbon regierte, fände er in dem spanischen Bourbon von selbst einen Verbündeten, während ein republikanisches Spanien für ein monarchisches Frankreich ohne Gefahr für Deutschland sei. „Ist es gleich Tollheit, hat es doch Methode." Frankreich wird sich jedenfalls bei Zeiten erinnern, daß es in seinen schlimmen Tagen nur eine platonische Sympathie in Spanien fand, daß die spanische Candidatur eines Hohenzollern jenen Krieg veranlaßte, daß es,

Digitized by Google

wenn auch nicht dem spanischen Volke, so doch der gegenwärtigen Dynastie fast feindlich gegenübersteht. Uebrigens ist man in Paris, trotz Deroulède, Rochefort und Agence Havas, vorsichtig geworden. Nachdem die Pariser Journale bei Beginn des Conflicts heftig auf das „seeräuberische" Deutschland mitschimpften, ist jetzt Publicum und Presse einig darin, daß man strikteste Neutralität zu bewahren habe und mit keiner von beiden Mächten zu sympathisiren brauche. Frankreich leidet eben noch heute an den Nachwirkungen 1870/1 und ist vorsichtig geworden.

Unleugbar hat Deutschland seit Beginn des Streites Alles gethan, um der Empfindlichkeit des Gegners nicht allzu nahe zu treten — vielleicht ebenso sehr, weil es sich eines gewissen Maßes von Schuld bewußt war, als um den Freund unseres Kaisers, den Träger des monarchischen Princips jenseits der Pyrenäen, zu schonen. Milder und ruhiger hat noch kein Staatsmann jemals Pöbelausschreitungen gegen das Wappen seines Landes hingenommen und beurtheilt, als unser Kanzler. Bestimmt, höflich, ohne jede Spur von Erregung wird in der deutschen Note der spanische Protest und werden die spanischen Ansprüche auf die Carolinen zergliedert und geprüft. In ihrer unheimlich schlagenden und phrasenlosen Auseinandersetzung ist die Note ein stilistisches Meisterwerk (auch in der mir zu Gebote stehenden spanischen Uebersetzung des Correo, des Organs Sagasta's), so daß ihr ein schöner Platz in Bismarck's Werken gebührt. Die Aufnahme dieser besonnenen Note Seitens des spanischen Volkes war keine allzu günstige. Der Pöbel läßt sich nicht so leicht beruhigen, denn seine Unbildung macht ihn mißtrauisch und verständnißlos. Immerhin sind wenigstens die leitenden Kreise ruhiger geworden und wiegeln allerseits nach Kräften ab. Die Zuversicht des Grafen Benomar in eine glückliche Lösung, die nunmehrige Reserve, in die sich die spanische Regierung hüllt, haben glücklicherweise bewirkt, daß die Uebertreibungen der ersten Tage Verurtheilung finden. Die Haltung ist noch immer entschlossen, aber die Begeisterung hat oben merklich abgenommen. Man berechnet kälter, man vergleicht, man überlegt; kurz, es ist die richtige Stimmung für kaltblütige Unterhandlungen, die bisher unmöglich waren. Jetzt tröstet man sich und die Anderen damit, daß Deutschland nicht „effectiv" Besitz genommen hat, wie es selbst eingesteht, und daß der Kanzler die Thür zu Unterhandlungen öffnet und an die Freundschaft, welche beide Länder vereinigt, appellirt. Der erste Entschluß, die Principienfrage gar nicht zur Discussion zuzulassen, wurde wohlweislich aufgehoben. Ausdruck dieser versöhnlicheren Stimmung ist die Entschuldigungsnote aus Madrid vom 9. ds. Betreffend die Pöbelexcesse entspricht sie allen von Deutschland gestellten Forderungen, doch werden auch die Rechtstitel aufgeführt, welche Spanien den Carolinen gegenüber zu besitzen glaubt. Diese hinfälligen Titel werden die Grundlage von diplomatischen und schiedsgerichtlichen Verhandlungen abgeben.

Damit scheint der Conflict in eine diplomatische Phase getreten zu sein, die sich freilich langwierig gestalten dürfte. Leider ist die Stimmung des spanischen Volkes aber immer noch ungünstig. Das öffentliche Gefühl ist so aufgeregt, die Polemik der Presse aller Farben und der Volksversammlungen glaubt mit solcher Heftigkeit ihren Patriotismus constatiren zu müssen, daß das Ministerium Canovas, indem es durch die Annahme eines Schiedsgerichts die Rechte Spaniens angeblich verletzt, dem spanischen Volke gegenüber einen schweren Stand haben wird. Zu Anfang des Conflicts, bevor der öffentliche Geist aufzuflammen Zeit fand, wäre ohne Zweifel ein Schiedsgericht die allgemein willkommene Lösung der internationalen Schwierigkeit gewesen. Heute ist nicht nur die öffentliche Meinung erregt, aber auch die Regierung selbst eine Beute des patriotischen Argwohns. Jetzt schon ist Canovas' Lage gegenüber den Cortès nicht mehr so günstig. Die Liberalen verlangen die sofortige Einberufung der Cortès. Gewiß würde Canovas nicht mehr eine so nachgiebige Majorität finden, als letztes Jahr. Dabei will das Volk mit seinem hitzigen Temperament nimmermehr einsehen, daß Spaniens Rechte gar sehr der Discussion bedürftig sind, und gar nicht daran erinnert sein, daß auch die Londoner Regierung vor zehn Jahren rund heraus erklärte: „sie erkenne das von Spanien über die Carolinen-Inseln beanspruchte Recht nicht an, da Spanien dort nie eine wirkliche Herrschaft ausgeübt habe, noch auch jetzt ausübe". Mag also auch das Madrider Cabinet zum Frieden und zur Vermittelung neigen, das kriegerisch gesinnte Volk ist ein Factor, der in Betracht gezogen werden muß. Die Erregung der Geister verträgt sich heute mit der friedlichen Regelung dieser Frage sehr schlecht, und es steht zu befürchten, daß die gütliche Lösung des internationalen Streitpunkts das Signal zu einer inneren Revolution werde. Die Republikaner schüren zum Kriege. Sie bieten Alles auf, um jeden Vergleich zu hintertreiben, und sie werden, falls ein solcher zu Stande kommt, ihre ganze Wuth gegen die Monarchie richten. Ernste Symptome deuten auf eine gefahrdrohende Unzufriedenheit in der Armee und der Marine. In den Kasernen ist die Aufregung im Wachsen, trotz aller Sicherheitsmaßregeln der Polizei und trotz der beruhigenden Noten Deutschlands. Den Meldungen, daß in Spanien Alles ruhig sei, darf im Auslande nicht viel Glauben geschenkt werden, denn Alles passirt die Censur. Eine Wandlung ist nur insofern eingetreten, als die Aufregung weniger mehr den Carolinen gilt, sondern fast ausschließlich regierungsfeindlich geworden ist. Der Krieg mit Deutschland ist fast nur noch die Losung der Leute, welche der Monarchie das Ende bereiten wollen. Es gibt hier allerdings Republikaner, welche nichts Geringeres träumen, als Arm in Arm mit der französischen Schwesterrepublik den Krieg gegen Deutschland zu unternehmen. Der Mehrzahl, darunter auch die Umsturzpartei Zorilla's, die da und dort schon Schilderhebungen ins Werk gesetzt hat, sind die Carolinen und Deutschland nur ein Vorwand, um Alfonso zu stürzen; ist die Monarchie beseitigt, so werden auch sie es nicht verschmähen, sich dem Urtheil eines Schiedsgerichtes zu unterwerfen. Eine glückliche Minderzahl von Optimisten endlich calculirt, daß es der Regierung gelingen wird, die Kriegspartei niederzuhalten und die definitive Lösung der Frage formell in derselben Weise erfolgen werde, wie die Schwierigkeit im Frühling wegen des Sulu-Archipels zwischen England, Deutschland und Spanien. Deutschland werde Spaniens Souveränetät über die Carolinen- und Pelew-Inseln anerkennen und gleichzeitig dafür die volle Handels- und Schifffahrtsfreiheit in jenem Archipel im Verein mit England zugestanden erhalten. Schon die Erwägung, daß es sich in einem etwaigen Kriege mit Deutschland für die Spanier keineswegs um einen freien, fröhlichen Guerillakrieg oder einen heroischen Kampf in offener Feldschlacht handelt, sondern um einen höchst prosaischen Kampf gegen den Hunger und die Blokade, wird hoffentlich den Hetzern einige Mäßigung auferlegen. Auch die Meldung eines Berliner Blattes, daß das Nordsee-Uebungsgeschwader sich neu formirt und für sechs Monate verproviantirt, hat hier wie ein kalter Wasserstrahl gewirkt. Endlich dürfte eine theoretische Vergleichung der Kriegsmacht beider Nationen den altkastilischen Kriegseifer dämpfen. Schon die Ansicht sämmtlicher Pariser Blätter, daß der Ausgang eines deutsch-spanischen Krieges in Frankreich keinen Augenblick zweifelhaft sei, wurde hier übel vermerkt. Da es Deutschland nicht einfallen kann, seine erprobten Uhlanen und Husaren nach Spanien zu schicken, so lassen sich die Chancen eines Seekriegs ungefähr berechnen. Der ganz neuen deutschen Kriegsmarine kann Spanien eine keineswegs ernsthaft zu nehmende Flotte gegenüberstellen. Die Panzerschiffe, wie „Numancia" und „Zaragoza", sind vor 24 Jahren gebaut worden und gänzlich unfähig, etwa dem Angriff eines „Kaiser" zu widerstehen. Die spanische Flotte besteht aus 5 Panzerschiffen mit 60 Kanonen, 9 hölzernen Fregatten mit 220 Kanonen, 6 Kreuzern mit 48 Kanonen, 11 Kanonenbooten mit 41 Kanonen und etwa 50 kleinen Schiffen mit einer Kanone, höchstens zur Küstenschifffahrt geeignet und untüchtig zu jeder ernsthafteren Action. Die Blokade könnte ohne große Schwierigkeit über sämmtliche spanische Häfen erstreckt werden. Noch schlimmer wäre die Lage der Colonien. Cuba und Portorico werden von einer großen Bevölkerung und Havanna von guten Festungswerken geschützt, aber sie sind vielleicht noch besser vertheidigt durch die Nähe der Vereinigten Staaten, welche auf Grund der Monroe-Doctrin die Intervention einer europäischen Macht in den amerikanischen Gewässern verbieten will. Manilla, die Perle der Antillen, ist vielleicht genügend be-

Digitized by Google

festigt, um nicht viel fürchten zu müssen. Die Balearen würden das Schicksal der spanischen Häfen theilen; die Canarischen Inseln und vor Allem die Insel Fernando Po würde ohne weiteres einem feindlichen Escadre in die Hände fallen. Wichtiger wären die afrikanischen Besitzungen Ceuta, wo das Debarquement unter feindlichem Feuer schwierig wäre; alle übrigen unbedeutenden Häfen, auch die Chaffarinen, die man jetzt über Kopf und Hals befestigt, wären unschwer zu nehmen. Die Maroccaner aber würden wohl einen starken Widerstand entgegensetzen. Am meisten fürchtet man hier für Ceuta und Marocco, da man Deutschland die Absicht unterschiebt, einen der Schlüssel des Mittelländischen Meeres zu besitzen. Frankreich würde darunter ebenso leiden, als Spanien. Dieser Fall ist wohl im Auge zu behalten, falls eine Einigung in der Carolinenfrage nicht erzielt würde, denn kein Schlag wäre härter für Spanien, als der Verlust von Ceuta. Aber wie gesagt, wir glauben trotz des Kriegsgeschreis an eine friedliche Beilegung des Conflicts.

Hoffentlich sind die deutschen Journalisten, welche den Kronprinzen auf seiner Reise begleiteten und nicht genug von der Verbrüderung des spanischen und deutschen Volkes berichten konnten, mittlerweile aus ihrer Schwärmerei erwacht. Deutsches und spanisches Wesen stehen sich in der That viel zu ferne, um sich jemals zu begreifen, geschweige denn zu lieben. Die Kluft zwischen beiden Nationen, die man damals durch oratorische Blumen überstreuen zu können glaubte, klafft wieder in ganzer Größe. Mag auch der gegenwärtige Conflict zur vollen Befriedigung Spaniens beigelegt werden, so wird doch die „auch-himmelhohe" Freundschaft zu Deutschland jetzt auf Jahrzehnte hinaus gestört und unmöglich werden. Wie der Pendulendieb in der französischen Phantasie, so wird der deutsche „Seeräuber" in der spanischen nicht so bald wieder verschwinden. Wir Deutsche in Spanien bedauern das aufrichtig, und wir fragen uns zweifelnd, ob die Carolinen diesen Bruch werth sind. Gewiß lohnte es nicht der Mühe, König Alfonso als Uhlanen-Oberst in Paris beschimpfen zu lassen, um ihn hinterher bei seinem Volke in Mißcredit zu bringen, und sich eine Nation zum Feinde zu machen, die im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich zum Freunde zu haben von um so größerem Werth ist, als auch Italien sich von Mittel-Europa abgewendet hat. Und ebenso wenig rathsam war es, die für Deutschland errungenen Handelsvortheile aufs Spiel zu setzen und den Schwärmern für die Lateinische Union und den Herren Franzosen Ursache zu geben, den bisherigen Hüter des europäischen Friedens als Störenfried zu verunglimpfen.

Die erste socialpolitische Arbeiterbewegung in Deutschland.

Von Georg Winter.

Bei der eminenten Bedeutung und den immer colossaleren und gefahrdrohenderen Dimensionen, welche die socialistisch-communistische Bewegung in unseren Tagen erlangt hat, bei der immer wachsenden Aufmerksamkeit, welche die staatliche Gesetzgebung in neuester Zeit der socialen Reform zugewandt hat, muß es gewiß als eine auffallende Erscheinung betrachtet werden, daß es sich die Wissenschaft bisher verhältnißmäßig wenig angelegen sein ließ, sich über die Genesis der Bewegung klar zu werden und ihren früheren vorbereitenden Stadien eine eingehendere Betrachtung zu widmen: haben sich doch bisher so gut wie alle Darstellungen des Jahres 1848 ausschließlich mit der politischen Bewegung jenes Jahres beschäftigt, welche dieser Revolution ja allerdings ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat. Aber doch verdienen auch die Bestrebungen der Arbeiterpartei, welche sich während der krampfhaften Zuckungen des „tollen" Jahres zum ersten Male in größerem Umfange entwickelten, um so mehr die allgemeine Beachtung, als die heutige Socialdemokratie in allen ihren grundlegenden Principien auf die Ideen und Bestrebungen jener ersten deutschen Arbeiterbewegung zurückgeht und als eine große Anzahl der geistigen Leiter derselben die Keime ihrer socialpolitischen Ueberzeugungen eben damals in sich aufgenommen haben, wie das vor Allem von dem bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter des modernen Socialismus, W. Liebknecht, gilt. Gerade dieser Zusammenhang zwischen der Arbeiterbewegung der 40er und der der 60er bis 80er Jahre ist bisher fast immer übersehen, jedenfalls aber nicht genügend beachtet worden, weil er äußerlich und zeitlich in Folge der Contrerevolution und der Unterdrückung der socialistischen Propaganda in den 50er Jahren unterbrochen erscheint. Daß dieses zeitweise Verschwinden der socialen Bewegung aber nur ein scheinbares war, offenbarte sich mit voller Evidenz, als die gewaltsame Unterdrückung sich minderte und einer freien Entwickelung der socialen Ideen Raum gelassen wurde. Sofort schossen allenthalben wieder Arbeitervereine auf, die unmittelbar und consequent an jene erste Bewegung wieder anknüpften, und zwar war das System, welches alsbald die meisten Anhänger aufwies, das erste communistische System, welches in Deutschland zur Grundlage einer Massenagitation gedient hatte: das Weitling'sche. Man sieht, der innere Zusammenhang hatte niemals zu existiren aufgehört, er war nur latent geworden. Danach kann es kein Zweifel sein, daß eine genaue Kenntniß jener ersten Bewegung die nothwendige Vorbedingung der Erkenntniß der modernen Socialdemokratie und damit auch der Bekämpfung ihrer Ausschreitungen ist. Denn um eine irregeleitete Bewegung in ihre wahren und naturgemäßen Bahnen zu leiten, gilt es vor Allem, ihr Wesen nicht nur in allgemeinen Grundzügen, sondern auch in den einzelnen Phasen der Entwickelung kennen zu lernen. Sollte es denn nicht auf socialem Gebiete ebenso möglich sein, die historischen Erfahrungen für die Gestaltung der Gegenwart zu verwerthen, wie das auf politischem Gebiete längst anerkanntermaßen der Fall ist? Sollte nicht in der Erkenntniß der Wurzel des Uebels zugleich die Möglichkeit seiner Heilung liegen? Sollte das Gesetz der Analogie, welches auf politischem Gebiete schon so oft seine Wirksamkeit erwiesen hat, nicht auch auf socialem Giltigkeit beanspruchen?

Solchen Erwägungen verdankt das socialhistorische Werk, welchem diese Zeilen gewidmet sind, seine Entstehung.*) Es unternimmt es, auf Grund eingehendster und unbefangener Forschung jene erste Phase der Entwickelung bis ins Einzelnste zu zeichnen und zu analysiren, um durch diese historische Analyse zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß der zweiten Phase, die weiter nichts als eine unmittelbare Fortsetzung jener ersten ist, zu gelangen. Der Hauptnachdruck wird dabei auf die die Bewegung bestimmenden Theorien gelegt, auf denen im Grunde auch heute die socialdemokratische Propaganda in allen wesentlichen Momenten beruht.

Der Lösung dieser Aufgabe stellten sich naturgemäß große Schwierigkeiten entgegen, deren Ueberwindung dem Verfasser im Großen und Ganzen recht vortrefflich gelungen ist. Die hauptsächlichste Schwierigkeit lag natürlich in der Zusammenbringung des weithin verstreuten Materials: denn mit Recht glaubte der Verfasser, um zu einer erschöpfenden Darstellung nicht bloß der Theorien, sondern auch der praktischen Bewegung zu gelangen, sich nicht auf die größeren Werke eines Marx, Engels, Moses Heß, Grün, Weitling u. A., in denen diese eine systematische Darlegung ihrer Theorie gegeben hatten, beschränken, sondern auch die mehr ephemeren Producte und Versuche der geistigen Entwickelung in den Bereich seiner Betrachtung ziehen zu müssen. Dazu gehörte dann vornehmlich die Herbeischaffung der socialistischen Tagesliteratur, der Flugschriften und Zeitungen ꝛc. Leider aber ist von diesem zum Theil außerordentlich charakteristischen Material ein großer Theil verloren gegangen: eine Centralstelle für Sammlung derartiger Druckwerke existirte weder damals noch existirt sie heutzutage. Ist es nun schon schwierig, ein vollständiges Exemplar früherer Jahrgänge irgend einer nichtsocialistischen Zeitung zu erreichen, so ist das für socialistische periodische Druckschriften in Folge der häufigen Unterdrückung und Cassation derselben noch ungleich schwieriger. Es wäre gewiß

*) Dr. Georg Adler, Die Geschichte der ersten socialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland. Breslau, Ed. Trewendt.

Digitized by Google

von hoher Bedeutung für die historische Forschung späterer Zeiten, wenn irgend ein Institut zur Centralstelle der Sammlung der periodischen Literatur aller Parteien bestimmt würde: Jeder, der sich mit neuerer Geschichte eingehender beschäftigt, wird mehr oder weniger oft diesen Mangel dringend empfinden. Locale Sammlungen dieser Art gibt es allerdings hier und da, und aus ihnen wie aus den Bibliotheken von Arbeitervereinen u. dgl. ist es dem Verfasser in der That gelungen, eine relativ recht große Menge jener periodischen Literatur zusammenzubringen, zweifellos aber würde er noch mehr erreicht haben, wenn ihm eine nur einigermaßen vollständige Sammlung zu Gebote gestanden hätte. Immerhin ist Das, was er mit mühsamem Sammeleifer zusammengebracht hat, bedeutend und interessant genug. Vor Allem ist es ihm gelungen, fast vollständige Exemplare der bedeutendsten und von den hervorragendsten Socialisten redigirten Arbeiterblätter, so namentlich des Pariser „Vorwärts", des „Gesellschaftsspiegels", der „Rheinischen Jahrbücher", des „Deutschen Bürgerbuchs" u. a. zu erlangen, welche ihm neben den systematischen und grundlegenden Werken der Führer der Bewegung zur vornehmsten Grundlage seiner Untersuchungen, namentlich auch für den äußeren Verlauf der Bewegung, gedient haben. Auch der eigenthümlichen Erscheinung der socialen Poesie, welche in jenen periodischen Schriften eine nicht unbedeutende Rolle spielt, hat er, soweit sie für die Erkenntniß der socialistischen Ideen von erheblicher Bedeutung war, eingehende Aufmerksamkeit gewidmet; seine Resultate auf diesem Gebiete dürfen um so mehr das allgemeine Interesse beanspruchen, als sich unter Denen, welche ihre poetische Muse in den Dienst der communistischen Idee, theils vorübergehend, theils dauernd gestellt haben, sich keine geringeren als Heine, Börne, Freiligrath, Alfred Meißner, Wilhelm Jordan, Karl Beck u. a. befanden. Die hier wie in den periodischen Blättern überhaupt sich findenden einzelnen Aeußerungen und umfassenderen Darlegungen sind sehr geschickt für die Charakteristik der ganzen Bewegung verwerthet. Der Hauptnachdruck der Darstellung aber fällt natürlich auf das Marx-Engels'sche System, welches bis in die neueste Zeit hinein das hauptsächlich maßgebende geblieben ist und namentlich in Wilhelm Liebknecht einen ebenso begeisterten, als energischen und consequenten Vertreter gefunden hat. Gerade diese Thatsache ist für die Erkenntniß des Wesens der Bewegung außerordentlich charakteristisch. Denn zweifellos liegt die eminente geistige Befähigung des größten Denkers des Socialismus, Marx, fast ausschließlich in der Negation, in der zumeist übertrieben pessimistischen Kritik des Bestehenden, während er eine systematische Darlegung Dessen, was er an die Stelle dieses Bestehenden zu setzen gedachte, stets abwies. In dieser Hinsicht, in der positiven Durcharbeitung des zu Erstrebenden, sind ihm die Geister zweiten und dritten Grades, wie Weitling, Moses Heß, Grün u. a., erheblich überlegen gewesen; und gerade das ist das Verhängniß des Socialismus, dem er erliegen wird und erliegen muß. Gleichwohl aber verdienen gerade jene praktischen Versuche, die vereinzelt von den Socialisten für eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse unternommen wurden, um so größere Beachtung, weil in ihnen die einzige praktische Annäherung an das Bestehende, die einzige positive Arbeit und Leistung des Socialismus sich darstellt. Daher hat der Verfasser neben der Betrachtung der Theorien gerade diesen praktischen Versuchen, wie sie namentlich von der großen socialistischen Arbeiterverbrüderung unternommen wurden, eingehende Aufmerksamkeit gewidmet, weil in ihnen in der That eine Reihe positiver Gedanken zu Tage getreten sind, deren Durchführung wir uns jetzt allmählich immer mehr nähern. Namentlich würde das Hülfscassenwesen zweifellos schon in jener ersten Bewegung eine eminente Bedeutung und große Verbreitung dauernd gewonnen haben, wenn die darauf gerichteten und theilweise wirklich schon damals durchgeführten Bestrebungen nicht in den Zeiten der Contrerevolution an der äußeren Ungunst der Verhältnisse ein unüberwindliches Hinderniß gefunden hätten. Aus jenen ersten verunglückten Versuchen ist zweifellos für die allmähliche Realisirung der ihnen zu Grunde liegenden Idee in der Gegenwart viel zu lernen, und man wird dem Verfasser für die eingehenden Studien, welche er der Sache gewidmet hat, gewiß dankbar sein. Freilich hätte er für den äußeren Verlauf dieser ganzen Bewegung noch manche weitere Resultate gewinnen können, wenn er sich nicht im Großen und Ganzen auf das gedruckte Material beschränkt, sondern in größerem Maße, als er es gethan hat, die Untersuchungsacten wider die Hauptführer der Propaganda aus den Archiven der Staaten, die ihm zu diesem Zwecke gewiß Einsicht in ihre reichen Bestände gestattet hätten, zu verwerthen gesucht hätte. An den wenigen Stellen, an denen ihm dies Material zugänglich war — so namentlich die schweizer Untersuchungsacten mit den eingehenden Gutachten des Staatsrechtslehrers Bluntschli —, hat er aus demselben manches schöne und überraschende Resultat gewonnen. Von hohem Interesse sind da namentlich die Angaben über die Elemente, aus denen sich die socialistisch-communistischen Vereine recrutirten, und der überraschende Nachweis der Thatsache, daß dieselben fast ausschließlich nicht den am ungünstigsten gestellten, sondern den besser situirten Arbeiterclassen angehörten, bei denen selbst von den Untersuchungsrichtern ein gewisses ideales, wenn auch irregeleitetes Streben nicht blos zugegeben, sondern mit Nachdruck hervorgehoben wird. Bei der Verwerthung alles diesen, zum Theil sehr spröden Materials ist der Verfasser mit anerkennenswerther Objectivität verfahren. Wenn er auf der einen Seite auf die traurigen Ausschreitungen und principiellen Verirrungen, die wüsten Agitationsmittel und die oft cynische und gemeine Sprache der Leiter der Bewegung hinweist, so hat er doch auf der andern Seite auch nicht versäumt, die berechtigten Gedanken und Bestrebungen der Socialisten, wie die Mißgriffe und Fehler der besitzenden Classen als solche anzuerkennen und mit Nachdruck hervorzuheben. In der That ist es nur auf diesem Wege möglich, bei consequenter und energischer Bekämpfung der Ausschreitungen die wirklich berechtigten Forderungen zur Durchführung zu bringen, wie das in neuester Zeit auf den verschiedensten Wegen versucht worden ist: hierin liegt thatsächlich das einzige Mittel, einer zukünftigen socialen Revolution vorzubeugen und auf der Grundlage des historisch Bestehenden eine allmähliche gesundere Gestaltung der socialen Verhältnisse anzubahnen.

Besondere Aufmerksamkeit hat dann der Verfasser namentlich auch der Begründung, Fortentwickelung und den einzelnen Abzweigungen der Londoner communistischen „Internationale" gewidmet und nachgewiesen, wie und mit welchen Mitteln diese eine Zeit lang die gesammte socialistische Bewegung des Continents in den Händen hielt und leitete. Von hohem Interesse sind da namentlich auch die Ausführungen über die im Schooße dieser Internationale selbst sich allmählich geltend machenden Gegensätze, welche namentlich auf eine Beschränkung der fast despotischen Präponderanz von Karl Marx hinausliefen.

In einem Schlußwort hat dann der Verfasser die politisch-socialen Anwendungen und Consequenzen seiner historischen Darlegung gezogen, auf die Parallelen zwischen jener ersten und der heutigen Arbeiterbewegung aufmerksam gemacht und die einzelnen Verbindungsglieder zwischen beiden zu klarer Anschauung gebracht. Auf seine hier von ihm vorgetragene eigene Auffassung der socialpolitischen Probleme, welche zwischen extremem Individualismus und extremem Socialismus die Mitte hält und das Ziel in einem allmählichen, im Laufe von Jahrhunderten sich vollziehenden Uebergang von der rein individualistischen Productionsweise zu einer mehr socialistisch-organisirten sieht, vermögen wir hier nicht einzugehen: wir müßten uns dann in eine sehr ausführliche Polemik mit dem Herrn Verfasser einlassen, die wir um so weniger für nothwendig erachten, als wir das eigentlich Bedeutende des Werkes ausschließlich in seinen historischen Deductionen sehen, die, vollkommen objectiv gehalten, jedem Socialpolitiker, gleichviel zu welcher Partei er sich bekenne, eine sichere Grundlage der Erkenntniß der herrschenden Bewegung darbieten und zugleich, wie gesagt, für die sociale Reform der Gegenwart und Zukunft manchen trefflichen Anhaltspunkt gewähren.

Wie wir hören und wie sich aus dem letzten Absatz der Vorrede ergibt, haben wir es in dem vorliegenden umfassenden Werke mit einer Erstlingsarbeit des Verfassers zu thun, und

Digitized by Google

wir können im Hinblick darauf, trotz der hier und da hervortretenden mangelnden Durchbildung des eigenen Urtheils des Verfassers über das Wesen der gegenwärtigen Bewegung und ihre weitere Entwickelung in der Zukunft, nicht umhin, anzuerkennen, daß dem Verfasser eine große Befähigung zur Behandlung derartiger Probleme innewohnt, die für die Zukunft noch manche schöne Frucht seiner Studien in Aussicht stellt. Wir sind überzeugt, daß Jeder, der sich intensiver mit dem Wesen der gegenwärtig die Welt bewegenden socialen Probleme beschäftigt, das Werk trotz aller Schwächen im Einzelnen, auf die wir hier nicht einzugehen vermögen, nicht ohne die mannigfaltigste Anregung und Belehrung aus der Hand legen wird.

Literatur und Kunst.

Das Philosophie-Studium.

Von Eduard von Hartmann.

Unsere moderne Wissenschaft läuft Gefahr, am empirischen Material zu ersticken und im Specialismus zu verknöchern. Die Versenkung in die Erfahrung und die Arbeitstheilung sind die beiden Principien, durch welche sowohl die Naturwissenschaften wie die Gesellschaftswissenschaften und geschichtlichen Disciplinen einen so großen und raschen Aufschwung genommen haben. Aber die moderne Wissenschaft steht bereits wie der Zauberlehrling rathlos da und fühlt sich unfähig, die heraufbeschworenen Geister zu bannen. Die Erkenntniß verliert sich mehr und mehr im Einzelnen, anstatt Honig aus demselben heimzubringen für den gemeinsamen Stock der systematischen Wissenschaft, von der alle Specialforschung ausgegangen ist und zu der sie alle zurückkehren muß, wenn sie für die Menschheit Werth behalten soll. Wie Bergleute, die in verschiedenen Schachten und Stollen arbeiten, ohne gemeinsamen Plan des Abbaues sich immer weiter von einander entfernen müssen, bis schließlich keiner mehr das Klopfen des Andern hört, so geht es mit der immer weiter fortschreitenden Specialisirung der Specialfächer und Gebiete. Schon innerhalb des engeren Faches, z. B. der Mathematik, hört die Möglichkeit der Verständigung der Specialisten unter einander und ihrer gegenseitigen Controle mehr und mehr auf; selbst die praktische Heilkunst droht sich in lauter Specialheilkünste aufzulösen, und die Naturwissenschaften arten immer mehr zu einem zusammenhangslosen Sammelsurium kleinkrämerischer Detailnotizen aus.

Dabei schwillt die Literatur zu immer ungeheuerlicherer Ausdehnung an. Rund fünfzehntausend neue Werke jährlich in deutscher Sprache und etwa ebenso viel in französischer und englischer Sprache zusammengenommen, das macht allein schon in einem Menschenalter von einem drittel Jahrhundert eine Million Bücher, welche durch die in demselben Zeitraum erschienenen periodischen Druckschriften an Masse noch weit übertroffen werden. Wie die Thatsachenforscher in der Empirie, so gehen die historischen Forscher in der Literatur unter; jede zu behandelnde Detailfrage erfordert, um gründlich zu sein, schon jetzt das Studium eines so colossalen literarischen Materials, daß die Frage in ganz enger Begrenzung gestellt werden muß, wenn die Bearbeitung nicht gleich ins Ungemessene anschwellen soll. Wenn dieser in den beiden letzten Menschenaltern in Fluß gekommene Proceß noch ein Jahrhundert so fortgeht, so muß die europäische Geistesbildung in einem Grade erstarren, welcher alle Verknöcherung des chinesischen Mandarinenthums, Talmudismus oder Islamismus um ebensoviel hinter sich zurücklassen wird, wie die Bibliotheken unserer Urenkel den Bücherschatz der Chinesen, Juden und Muhamedaner.

Will die moderne Wissenschaft nicht sich selber zum Spott werden und die Welt zu dem Gefühl bringen, daß die Vernichtung einer solchen sich greisenhaft überlebenden Civilisation durch den Vandalismus der Socialdemokratie eine, wenn auch nur negative, culturgeschichtliche Wohlthat sein würde, so muß sie in sich gehen und bedenken, daß Arbeitstheilung und Empirie in der Wissenschaft niemals Selbstzweck, sondern nur dienende Mittel zu einem höheren Zweck, an sich aber bloß nothwendige Uebel sind. Diese Uebel sind nur dann unschädlich zu machen, wenn ein Jeder ihrer Gefahren und ihrer unmittelbaren Werthlosigkeit eingedenk bleibt und nie die Verpflichtung aus den Augen verliert, den Zusammenhang seiner Detailforschungen mit dem größeren Ganzen, dem sie dienen, und dem Zusammenhang des letzteren mit der einheitlichen Totalität der Wissenschaft festzuhalten. Nur weil das Gefühl dieser Verpflichtung entschwunden ist, konnte das Uebel die schon jetzt erreichte Ausdehnung gewinnen; das Gefühl der Verpflichtung ist aber darum den Forschern abhanden gekommen, weil ihnen das Verständniß für die einheitliche Totalität des menschheitlichen Erkenntnißsystems vor lauter Ueberschätzung der particulären und singulären Erfahrung verloren gegangen ist.

Anstatt einzusehen, daß die Empirie für alle Wissenschaften nur in demselben Sinne Mittel zum Zweck sein kann, wie die Technik für alle Künste, hat die Wissenschaft sich auf die „Suche" gelegt, wie die Kunst auf die „Mache"; es ist die höchste Zeit, von dieser verhängnißvollen Verwechselung zwischen Mittel und Zweck zurückzukommen und zu begreifen, daß alle zusammengeschleppten Materialien aus Natur und Geschichte noch ebenso wenig wissenschaftliche Erkenntniß ausmachen, wie die Routine der künstlerischen Technik ein Kunstwerk, sondern daß die Wissenschaft und Kunst erst da beginnen, wo die erweiterte Erfahrung oder gesteigerte Fertigkeit zu einem Unterbau von höherem Niveau werden, auf dem sich Werke des Geistes erheben.

Die einheitliche Totalität des Erkenntnißsystems hat man von jeher Philosophie genannt; die Ueberschätzung der Empirie hatte zur Kehrseite eine Unterschätzung der Philosophie, insbesondere ihres einheitlichen Centrums: der speculativen Metaphysik, ohne welchen die Philosophie in haltlose Trümmer auseinander fällt. Die Mißachtung der Philosophie führt nothwendig zur Ueberschätzung des selbstständigen Werthes der Einzelwissenschaften; sind aber erst einmal die Einzelwissenschaften aus ihrem Dienstbarkeitsverhältniß zur Philosophie herausgenommen, so geräth das ganze System in Auflösung, indem innerhalb jeder Einzelwissenschaft sich derselbe Vorgang wiederholt, d. h. jede Specialrichtung sich für berechtigt hält, ihren selbstständigen Werth gegen die Wissenschaft zu behaupten, deren Theil sie ist. So gelangt schließlich jeder Dreck und Quark dazu, den gleichen Werth wie die höchsten Blüthen des Geisteslebens vor dem Forum der Wissenschaft zu beanspruchen, weil er ebensogut Gegenstand der Erfahrung wie diese ist. Soll diesem Unfug unserer Zeit gesteuert werden, so müssen, damit die Specialforschungen wieder als dienstbare Glieder und Werkzeuge der Einzelwissenschaften begriffen werden, vor allen Dingen erst wieder alle Einzelwissenschaften als dienstbare Glieder und Werkzeuge der Philosophie begriffen werden, so muß der Philosophie im Bewußtsein der Vertreter der modernen Wissenschaft wieder die Stelle als Königin der Wissenschaften, oder als Wissenschaft der Wissenschaften, nämlich als einheitliche Totalität und inneres Band des menschlichen Erkenntnißsystems, eingeräumt werden.

So lange man dagegen wähnt, die Philosophie sei ein überwundener Standpunkt und die einheitliche Totalität der Wissenschaften müsse mit der Zeit von unten herauf sich ganz von selbst erbauen, wenn nur jeder Arbeiter an seinem Steine rüstig weiter klopfe, so lange wird die Zersplitterung, Entgeistigung und Versumpfung der Wissenschaften in atomistischer Specialisirung progressiv zunehmen. Die Empirie als solche bringt immer nur Divergenz ins Unendliche mit sich, die Convergenz der Ergebnisse muß immer erst der die Erfahrung bearbeitende Geist hineinbringen; um dies aber zu können, muß er ein Centrum als Zielpunkt der Convergenz im Sinn haben. Die Empirie wird ewig unfertig bleiben, weil sie ihrer Natur nach endlos ist; wollte der Geist auf die Beendigung der Empirie warten, bevor er die Ergebnisse im Sinne einer systematischen Einheit zieht, so würde er niemals

Digitized by Google

anfangen dürfen. Die Philosophie wird jederzeit unvollkommen sein müssen, weil jederzeit die Empirie unvollendet sein wird; aber auch die unvollkommenste Philosophie ist besser als gar keine und ist im Stande, die convergirende Bearbeitung der Erfahrung zu ermöglichen und das einheitliche System der Erkenntniß zu fördern.

Der Einfluß der Philosophie auf die Einzelwissenschaften und auf die allgemeine Bildung einer Zeit kann unter sonst gleichen Umständen um so größer sein, je vollkommener sie ist, und sie kann um so vollkommener sein, auf eine je vollständigere Empirie sie sich stützt. Da nun gegenwärtig eine vollständigere Empirie zur Verfügung steht als je zuvor, müßte auch eine vollkommenere Philosophie möglich sein, mithin auch deren Einfluß größer sein können als je zuvor. Allerdings ist es gegenwärtig durch den Umfang und die unverarbeitete Zersplitterung der Empirie dem Einzelnen fast unmöglich gemacht, dieselbe in dem Sinne zu umspannen und zu beherrschen, wie es einem Aristoteles, Leibniz oder auf viel niedrigerer Stufe selbst noch einem Alexander von Humboldt möglich war. Auch unter den Philosophen wäre jetzt eine Arbeitstheilung zum Zwecke einträchtigen Zusammenarbeitens nöthiger als je, damit die nächsten Ergebnisse der Materialien zunächst so gesichtet und geordnet würden, daß ein genialer Kopf sie endlich zusammenfassen könnte.

Davon ist aber keine Rede; die officiellen Vertreter der Philosophie in Deutschland sind vielmehr in denselben Fehler der divergenten Arbeitstheilung ohne philosophische Rücksichtnahme auf den Einheitspunkt des Erkenntnißsystems gerathen, wie die Vertreter der Einzelwissenschaften, und dieser Fehler, der bei ihnen doppelt tadelnswerth ist, hat natürlich dazu beigetragen, das Ansehen der Philosophie noch tiefer herunterzudrücken. Wenn die Mehrzahl der Universitätsphilosophen, die sonst über gar nichts einverstanden ist, doch darin einig ist, daß die speculative Metaphysik veraltete phantastische Mythologie ohne irgend welchen wissenschaftlichen Werth ist, und daß es die Hauptaufgabe der Universitätsphilosophie ist, die Metaphysik mit Fanatismus bis zur endlichen Vernichtung zu bekämpfen, so darf man sich nicht wundern, daß auch die Universitätsprofessoren der übrigen Wissenschaften schon aus Höflichkeit gegen ihre Collegen nicht widersprechen, und daß die Philosophie den letzten Rest von Ansehen, den sie vor einigen Jahrzehnten noch genoß, bei dem gegenwärtigen Geschlecht eingebüßt hat.

Die heutigen Kathederphilosophen sind im Durchschnitt unfähig nicht nur zu eigenen philosophischen Leistungen, denn zu solchen sind sie gar nicht verpflichtet, sondern auch zur geschichtlichen Uebermittelung unserer nationalen geistigen Errungenschaften, weil sie in diesen, ohne sie zu studiren, bloß die speculative Metaphysik hassen und verachten. Ihre Arbeiten bewegen sich meist auf dem Gebiete einer unfruchtbaren Aristotelischen oder Kantischen Philologie, falls sie sich nicht gar mit dem Nachkäuen der englisch-französischen Sensualisten und Positivisten begnügen; d. h. sie plagen sich ausschließlich mit veralteten und geschichtlich längst überwundenen Systemen vergangener Zeiten, welche für uns nothwendig schon darum zu unvollkommen sein müssen, um brauchbar zu sein, weil sie sich auf einen Standpunkt der Empirie stützen, gegen welchen die heutige sehr weit vorgeschritten ist. Günstigsten Falls bestehen die Leistungen unserer Universitätsphilosophen darin, daß sie, anstatt zu philosophiren, ebenfalls empirisches Material zusammenschleppen, indem sie den Physiologen auf dem Felde der Sinneswahrnehmung mit mühsamem geduldigen Experimentiren ins Handwerk pfuschen. Die Ausnahmen unter ihnen, welche die Geschichte der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts verstanden haben und anregend wiederzugeben wissen, sind mit der Laterne zu suchen; aber diese pflegen sich dann auch wieder zu keinem energischen Protest gegen das Treiben ihrer Collegen aufraffen zu können, und wagen sich nicht einmal mehr an den Versuch heran, die philosophischen Systeme, welche vor zwei oder drei Menschenaltern bewunderungswürdig waren, in einer dem heutigen Standpunkte der Empirie entsprechenden Weise umzubilden.

Wie ist es nun möglich, daß die Philosophie, trotz der Bestrebungen der Akademiker, sie zu Grunde zu richten, zu neuem Ansehen komme und dadurch die moderne Wissenschaft überhaupt vor völliger Verknöcherung und Versumpfung rette? Das radicalste Heilmittel wäre vielleicht das, sämmtliche Universitätsphilosophen zu pensioniren und die Philosophie als Gegenstand der Vorlesungen aus der philosophischen Facultät zu streichen. Aber das wäre eine unnöthige Verletzung der Lehrfreiheit unserer Universitäten. Ich glaube, daß man die heutigen Professoren und Docenten der Philosophie ruhig weiter dociren lassen kann, wenn man nur aufhört, ihre Vorlesungen direct oder indirect zu Zwangscollegien zu stempeln. Wahrscheinlich würden in kurzer Zeit die meisten ihre Vorlesungen aus Mangel an Zuhörern einstellen müssen. Es ist entschieden der Philosophie unwürdig, sie zu einem Zwangsstudium herabzusetzen, und der Erfolg davon muß gerade der umgekehrte von demjenigen sein, der damit beabsichtigt ist. Die erste Stufe der Entwürdigung hat die Philosophie damit überwunden, daß sie aufgehört hat, obligatorischer Unterrichtsgegenstand der Knaben in den Gymnasien zu sein; die zweite wird sie erst dann überwinden, wenn sie aufhört, obligatorischer Unterrichtsgegenstand für Jünglinge zu sein, die gar kein philosophisches Bedürfniß haben, sondern bloß Geistliche oder Lehrer oder Aerzte zu werden wünschen.

Es ist ja ein sehr schöner Gedanke, daß Philosophie das eigentliche und einzige Studium sei, durch welches man eine höhere allgemeine Bildung im akademischen Sinne des Worts erlangen könne, und es sieht verlockend aus, allen akademisch Gebildeten dieses Studium, sei es als Grundlage, sei es als Abschluß ihres Bildungsganges aufzuerlegen. Aber wie gestaltet sich dieser Gedanke in der nüchternen Wirklichkeit? Bei den Juristen hat man es längst aufgegeben, das Hören eines rechtsphilosophischen Collegs zu fordern, denn in der That ist Rechtsphilosophie für sich allein und außer allem Zusammenhang mit dem Ganzen der Philosophie betrieben nichts weniger als philosophisch zu nennen, und das Gemenge von unverdauten juristischen Brocken mit principiell verkehrten Naturrechts- oder Vernunftrechts-Theorien, das man meist unter dem Namen Rechtsphilosophie zu hören bekommt, kann nur dazu beitragen, den Mißcredit der Philosophie bei den angehenden Praktikern zu steigern. In dem Studiengang der Mediciner hatte sich das Studium der Philosophie schon vor längerer Zeit auf ein psychologisches Colleg reducirt, in welchem sie sich in der Regel schon um des Zeitmangels willen mit den dürrsten und dürftigsten Eintheilungen, Definitionen und Notizen begnügen mußten, ohne auch nur einen Hauch philosophischen Geistes durch ihre Seele wehen zu spüren. Glücklicher Weise ist es immer mehr außer Gebrauch gekommen, dieses Colleg zu hören, selbst dann, wenn es ausnahmsweise noch belegt wird, und nur die Zöglinge des Friedrich-Wilhelms-Instituts zu Berlin seufzen noch unter dem Zwange, den Besuch eines bestimmten psychologischen Collegs dienstlich controlirt zu sehen. In der Staatsprüfung der Theologen ist man so verständig gewesen, mit dem Culturexamen auch die Prülung in der Philosophie wieder zu beseitigen; der etwa 40 Seiten fange Auszug aus dem ohnehin schon allzu knappen Schwegler'schen „Grundriß der Philosophie", welcher zum Zweck dieser Prüfung mit Vorliebe gepaukt wurde, war geradezu ein Hohn auf die Sache. Es ist deshalb als ein großer Fortschritt anzusehen, daß die Prüfung in der Philosophie durch den Zwang zum Belegen eines philosophischen Collegs ersetzt ist, und es bleibt nur der weitere Schritt zu vollziehen, daß das Honorar dieses Zwangscollegs als Das anerkannt und ausgesprochen wird, was es thatsächlich ausschließlich ist, als eine Erhöhung der Prüfungsgebühren, so daß den Professoren die Unwahrheit des Besuchsattestes erspart wird.

Die Candidaten der Lehrerstaatsprüfung haben heute allein noch das wenig beneidenswerthe Vorrecht, in Philosophie wirklich geprüft zu werden. Was in aller Welt haben aber diese Philologen, Linguisten, Historiker, Literarhistoriker, Mathematiker und Naturforscher von Berufswegen mit Philosophie zu schaffen, seitdem der Unfug der philosophischen Propädeutik auf den Gymnasien in Wegfall gekommen ist? Wenn man aber wirklich nur darauf sich stützen will, daß die Philosophie zur höheren allgemeinen Bildung des Studirten gehört, warum mißt man denn die Juristen, Mediciner und Theologen mit

Digitized by Google

anderem Maße als die Lehrer, warum stellt man denn nicht entweder die Prüfung in der Philosophie für alle Facultäten wieder her, oder wandelt nicht auch bei den Lehrern die Prüfung in diesem Gegenstande in die bloße Verpflichtung um, Testate über gehörte Collegien beizubringen? Das Studium des Juristen und Theologen ist wahrlich nicht ausgedehnter und zeitraubender als dasjenige des Philologen, Linguisten oder Mathematikers, so daß entweder keinem von ihnen oder allen die Zeit bleibt, ihre allgemeine Bildung durch Philosophie zu vervollständigen. Wenn wirklich erst die Ablegung einer Staatsprüfung in der Philosophie den Aichstempel der höheren akademischen Bildung gewährt, so hätten ja die Lehrer gegenwärtig die Ehre, die einzigen wahrhaft gebildeten unter allen Akademikern zu sein!

Nun wird man aber schwerlich widersprechen, wenn ich behaupte, daß Jemand darum, weil er die Staatsprüfung in Philosophie bestanden hat, eben so wenig eine Ahnung von Philosophie zu haben braucht, wie Jemand, der sie nicht gemacht hat, und daß auch der größte Philosoph, wenn er sich nicht speciell auf diese Prüfung vorbereitet hätte, ganz ebenso wie jeder Dummkopf in derselben durchfallen würde. Ein Candidat mit ernsten philosophischen Interessen, der beispielsweise die Werke der drei größten Philosophen unseres Jahrhunderts, Schelling's, Schopenhauer's und Hegel's, mit Fleiß und Verständniß ganz durchstudirt hätte, würde ganz wenige Examinatoren finden, bei denen ihm dieses Studium etwas nützt, aber sehr viele, bei denen es ihn zu Falle bringen würde, wenn er seine „bornirte Liebhaberei für derartige metaphysische Mythologien" auch nur ganz leise durchschimmern ließe. Die wenigen Examinatoren in Deutschland, welche überhaupt fähig wären, ihn über Schelling und Hegel zu examiniren (denn Schopenhauer kommt ja nur als Gegenstand der verächtlichen Widerlegung in Betracht), kann er sich nicht aussuchen, sondern er muß darauf gefaßt sein, von Demjenigen geprüft zu werden, der gerade an der Reihe ist. Im günstigsten Falle ist dies ein Professor, der nichts fragt, als was aus den Dictatheften seiner Vorlesungen zu lernen ist; der Candidat hat dann gewöhnlich noch Zeit, diese Dictathefte sich zu verschaffen und einzupauken, nachdem er den Namen des Examinators erfahren hat. Im ungünstigen Falle bleibt er auf Paukbücher wie Schwegler's Grundriß angewiesen und hat dann alle Mühe darauf zu verwenden, unter der Hand die Richtung und die Liebhaberei des Examinators auszukundschaften, damit er sich ja hütet, eine demselben mißfällige Aeußerung zu thun, was ihm bei den meisten mehr schaden würde als kundgegebene Wissenslücken. Da die Mehrzahl der heutigen Universitätsprofessoren in dem Haß und der Verachtung gegen die Metaphysik einig ist, so hat er sich vor allen Dingen davor zu hüten, irgend ein positives philosophisches Interesse zu zeigen oder gar eine metaphysische Ansicht zu äußern, da dies die Verkehrtheit und Unfähigkeit seines philosophischen Urtheils schon zur Genüge beweisen würde. Weiß er dagegen ein kräftig Wörtlein gegen die Metaphysik an geeigneter Stelle bescheidentlich einfließen zu lassen, so hat er damit schon einen guten Stein im Brett. Fragt man ihn, mit welchem Philosophen er sich genauer befaßt habe, so nenne er ja keinen Metaphysiker, sondern womöglich einen der Engländer, welche gegen die Metaphysik und für den gesunden Menschenverstand geschrieben haben; dies ist schon deshalb empfehlenswerth, weil deren Gedankenkreis so arm ist, daß er leicht zu bewältigen ist. Will er aber einen Deutschen nennen, so gehe er ja nicht über Kant hinaus, und studire von dessen Werken nur die kritischen und negativ-dogmatischen, nicht etwa die positiven und mehr speculativen Partien.

Diese Regeln sind nicht von mir aufgestellt, sondern sie sind unter der studirenden Jugend ziemlich allgemein bekannt und werden von den Klügeren, welche im Leben ihr Fortkommen zu finden wissen, sorgsam beobachtet. Was hiernach der Prüfungszwang einzig und allein bewirken kann und bewirken muß, ist eine Steigerung des ohnehin schon in der Zeitströmung liegenden Mißcredits der Philosophie, insofern die Studirenden genöthigt werden, solche Collegien zu hören und solche Philosophen zu lesen, welche gegen die Möglichkeit und den Werth der eigentlichen Philosophie vom empirischen oder skeptischen Standpunkt aus ankämpfen. Außerdem aber werden die Studirenden, sei es direct durch das unfehlbare Absprechen und die zur Schau getragene Verachtung von Seiten der gehörten Docenten, sei es indirect durch das private Nachsprechen solcher Urtheile von Seiten der Hörer, ausdrücklich davon abgehalten, sich eine philosophische Bildung da anzueignen, wo sie allein zu gewinnen ist, nämlich bei wirklichen Philosophen. Entweder haben die jungen Leute, wie es bei 90—95% der Fall ist, kein philosophisches Bedürfniß, dann wird ihnen durch den Zwang, sich mit einer Vorbereitung für die philosophische Prüfung herumzuplagen, die Philosophie, die ihnen bloß gleichgültig war, erst recht verekelt; oder aber sie haben ein philosophisches Bedürfniß, dann würden sie ohne die Nöthigung, sich zur philosophischen Staatsprüfung vorzubereiten, vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, auf irgend eine Weise der wirklichen Philosophie näher getreten sein, während ihnen jetzt die Beschäftigung mit derselben noch vor der Bekanntschaft verleidet und ihrem philosophischen Bedürfniß statt des Brotes ein Stein geboten wird. Dadurch lassen sich dann die meisten noch rechtzeitig überzeugen, daß die Philosophie, die sie kennen zu lernen künstlich verhindert worden sind, denn doch nicht werth sei, studirt zu werden, und sie können nun aus philosophischer Einsicht den Chor der unphilosophischen Kameraden verstärken und führen, der in allen Tonarten die Philosophie verspottet und verhöhnt. Wenn doch noch ein Einzelner durch alle diese kunstvollen Vorkehrungen und Einrichtungen zur Verekelung der Philosophie sich hindurcharbeitet, so hat er es wahrlich einem guten Stern zu danken.

Wenn man auch von der durchschnittlichen Beschaffenheit der heutigen Universitätsphilosophen ganz absehen wollte, so bliebe der Zwang zum Hören vereinzelter philosophischer Collegien doch immerhin widersinnig. Entweder muß man mindestens vier Semester hindurch ein Colleg mit mindestens vier Wochenstunden über Geschichte der Philosophie (wie z. B. Kuno Fischer es hält) obligatorisch machen, oder man soll die Philosophie vollständig der akademischen Freiheit überlassen, welche sie gerade mehr als irgend ein anderer Gegenstand durch ihr innerstes Wesen verlangt. Ein Semester von drei bis vier Monaten ist viel zu kurz, um in einem Colleg von nicht mehr als vier Wochenstunden einem Anfänger irgend etwas Philosophisches von nachhaltiger Wirkung bieten zu können; entweder beschränkt man sich auf gemeinverständliche Trivialitäten, oder man gibt etwas Positives und schreckt dann durch die an die Aufmerksamkeit und das Verständniß gestellten Anforderungen schon wieder die meisten ab. Am gründlichsten ist diese Abschreckung, wenn mit dem Collegium logicum begonnen wird, dieser traurigen Ruine aristotelisch-mittelalterlicher Scholastik; dagegen pflegt sich die Trivialität am behaglichsten in der „Psychologie" zu ergehen.

Wären nur erst die Staatsprüfungen in der Philosophie abgeschafft, so würden sich auch die Promotionen in diesem Fache sehr vermindern, für deren Vorbereitung ähnliche Rücksichten zu beobachten sind, wie die oben angeführten. Soweit die Promotionen zwecklose Geldausgaben aus bloßer Titelsucht sind, kann es nur im allgemeinen Interesse (wenn auch nicht in demjenigen der Facultäten) liegen, wenn dieselben außer Uebung kommen und der Lehrer sich künftig ebenso mit dem Titel „Oberlehrer" wie der Mediciner mit dem Titel „Arzt" begnügt. Soweit aber die Promotionen eine Vorbereitungsstufe zur akademischen Docentenlaufbahn bilden, werden sie in der Philosophie um so seltener werden müssen, je geringer der Bedarf an philosophischen Docenten wird, und da der jetzige Bedarf wesentlich nur durch die philosophischen Staatsprüfungen der Lehrer bedingt ist, so würde mit dem Wegfall dieser letzteren auch die Zahl der Universitätsphilosophen allmählich sehr zusammenschmelzen. In demselben Maße würde das Ansehen der Philosophie in der studirenden Jugend und beim gebildeten Publikum allmählich wieder steigen.

Sieht man von solchen Philosophen ab, welche erst in Folge hervorragender philosophischer Leistungen eine Universitäts-

Digitized by Google

Professur erhielten (wie Hegel, F. A. Lange), oder welche zwar Universitätsprofessoren, aber nicht eigentlich Philosophieprofessoren waren (wie Kant), oder welche erst nachträglich während ihrer akademischen Laufbahn von der Naturwissenschaft oder Medicin zur Philosophie übergingen (wie Lotze, Wundt), so kann man die Förderung der Philosophie durch Philosophieprofessoren wie Fichte und Schelling als eine seltene Ausnahme betrachten. Zu allen Zeiten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, waren die Gesammtleistungen der unzünftigen philosophischen Literatur einer Generation denen der zünftigen bedeutend überlegen, ungefähr in demselben Maße, wie es bei der Poesie der Fall sein würde, wenn wir bei jeder Universität 2—6 officielle „akademische Dichter" hätten. Indem aber zu jeder Zeit die Universitätsphilosophie sich als die officielle und eigentliche Vertreterin der Philosophie ihrer Zeit gerirt und die Bedeutung der zeitgenössischen unzünftigen Philosophie zu ignoriren oder doch zu verkleinern gesucht hat, hat sie zu jeder Zeit dem Ansehen der gesammten Philosophie mehr geschadet als genützt. Dies war schon damals der Fall, als sie noch wirkliche Philosophie zum Inhalte hatte; um wie viel mehr muß es heute der Fall sein, wo sie zum größeren Theile nicht mehr Philosophie ist, sondern mehr und mehr zur principiellen „Antiphilosophie" heruntergekommen ist. Auch die sorgfältigste Auswahl unter den Docenten wäre außer Stande, alle gegenwärtigen deutschen Lehrstühle der Philosophie mit geeigneten Persönlichkeiten zu besetzen; deshalb ist aus der Besetzung der Mehrzahl derselben mit ungeeigneten nicht einmal Jemandem ein besonderer Vorwurf zu machen. Kein Fach bedarf aber auch weniger als die Philosophie des mündlichen Unterrichts, weil keines weniger dazu da ist, von unreifen Jünglingen ohne inneres Bedürfniß getrieben zu werden, und es in keinem Fach leichter und zugleich unentbehrlicher ist, unmittelbar aus der Quelle (d. h. aus dem überreichen Schatz der philosophischen Classiker) zu schöpfen. Kein Feld bedarf weniger als die Philosophie der staatlichen Pflege und des behördlichen Schutzes, aber keins bedarf auch dringender der vollen ungestörten Freiheit der Entwickelung, zu welcher jedoch auf den Universitäten so lange die Bedingungen fehlen, als collegialische und politische Rücksichten auf die mit der philosophischen zu einem Körper verkoppelte theologische Facultät unumgänglich sind. Wenn die Philosophie in dem „Volke der Denker" so lange trotz aller Verkümmerung durch eine unfreie Universitätsphilosophie und philosophische Staatsprüfungen und Zwangscollegien gediehen ist, so wäre es ein völlig unbegründeter Kleinmuth, zu fürchten, daß sie nicht mehr gedeihen könnte, wenn der Alp dieser Verkümmerung von ihr genommen und sie der vollen Freiheit zurückgegeben wird. Je weniger deutschen Jünglingen durch zwangsweise Quälerei mit einer unfreien und mehr oder minder unphilosophischen Philosophie der Geschmack an der Philosophie verdorben wird, desto mehr werden die abfälligen Urtheile gegen die Philosophie, welche jetzt unter den Gebildeten der Nation das Gewöhnliche sind, schwinden, und desto mehr Jünglinge werden dazu gelangen, ihren philosophischen Wahrheitstrieb da zu befriedigen, wo er allein die ihm angemessene und zugleich nahrhafte Kost findet, bei den Größten unter den deutschen Philosophen.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß auch aus der Lehrerprüfung über kurz oder lang die Philosophie als Prüfungsgegenstand ausscheiden wird, und daß einmal aller staatliche Zwang zum Hören oder Belegen philosophischer Vorlesungen aufhören wird; ob aber dieser Zopf noch früh genug abgeschnitten werden wird, und ob namentlich die Nachwirkungen dieses Fortschritts früh genug eintreten werden, um das bereits angerichtete Unheil vor dem Eintritt einer völligen Verknöcherung unserer Specialwissenschaften wieder gut zu machen, das scheint mir höchst fraglich. Deshalb wende ich mich an die studirende Jugend und fordere sie auf, bis zum Eintritt dieser Reform getrennte Buchführung zu halten, d. h. die Befriedigung ihrer philosophischen Bedürfnisse niemals und auf keine Weise mit der Vorbereitung zu den philosophischen Staatsprüfungen zu vermengen, vielmehr die letzteren als die leeren Formalitäten zu erledigen, zu denen sie längst herabgesunken sind, daneben aber mit ausdauerndem Eifer und stiller Andacht heimlich vor dem Examinatoren dem Studium der edelsten Geistesblüthen der neueren philosophischen Literatur obzuliegen und sich an ihnen mit echt philosophischem, echt modernem und echt deutschem Geiste zu erfüllen.

Ein deutscher Zola.

Die Pariser Moden pflegen in der Regel auf anderen als literarischen Gebieten viel schneller nach Deutschland verpflanzt zu werden. Es hat sogar ziemlich lange gedauert, bis die Manier Zola's und seiner Pariser Schüler bei uns nachgeahmt wurde. Erst in neuerer Zeit zeigen sich schwache Versuche in dieser Richtung. Zwar scheut man noch das Wort „Naturalismus", aber allerorten tauchen mehr oder minder junge Leute auf, welche das vielversprechende Aushängeschild des Realismus vor ihre stillosen, talententblößten Producte aufpflanzen, die sonst unbemerkt bleiben würden. Zola hat bei uns besonders einen Propheten gefunden, der sein ästhetisches Evangelium vertheidigt und neuerdings als Novellist praktisch anwendet. Es ist der aus Lemberg eingewanderte Georg Dolezal, der unter dem schwungvollen und jedenfalls gar nicht naturalistischen Pseudonym Oscar Welten in Berlin sein Zelt aufgeschlagen hat.

Als Kritiker lange Zeit eklektisch und das Schöne in allen Lagern preisend und das Schlechte muthig verdammend, hat er sich erst neuerdings zum Naturalismus bekehrt und den unglücklichen Einfall gehabt, Novellen à la Zola zu schreiben. Im Verlage von Wilhelm Jßleib in Berlin sind in rascher Aufeinanderfolge zwei Novellenbücher unter den Titeln: „Nicht für Kinder!" und „Buch der Unschuld" von ihm erschienen, denen er eine Kriegserklärung wider das Freibeuterthum der Leihbibliotheken angeheftet hat. Wir wollen hier nur den literarischen Werth dieser Bücher prüfen.

Die beiden Bände enthalten acht Novellen. Die erste: „Monsieur En-passant" behandelt den verletzten Stolz eines Weibes, das nur eine vorübergehende Liebschaft des Mannes zu sein glaubt und zuletzt einsieht, daß es ebenso echt wieder geliebt wird. Der Stoff ist nicht uninteressant, aber er müßte mit größerer psychologischer Feinheit ausgeführt werden, um nicht wie die dürre Lösung eines paradoxen Problems zu wirken. Ganz verschroben ist der Held aufgefaßt und entwickelt: ein Maler, der zum Don Juan wurde, weil er seine Frau im Wochenbette verlor. Er wagt nun nicht mehr ein Weib dauernd an sich zu fesseln, aus Furcht, es abermals durch den Tod zu verlieren. Um sich zu trösten, hat er den Jammer, der ihn traf, in zwei Bildern verewigt: auf dem ersten ist er als zärtlicher Storchvater conterfeit, der für die Storchmama Atzung sucht; auf dem zweiten sieht man ihn „auf einer verkohlten Sparre sitzend, mit hängenden Flügeln, mit gesenktem Kopf, ein todtes Schlänglein im Schnabel". Beneidenswerthe Besitzerin dieser beziehungreichen Thierstücke ist eine wunderschöne Gräfin, die entsagungsreiche Wittwe eines alten Mannes, und sie wird schließlich die Gattin des weiberfreundlichen, aber heirathsfeindlichen Malers, der wider Erwarten kein vorübergehender Liebhaber war, sondern nach einigem Kampf als ordentlicher Heirathscandidat auftritt.

„Eine Nacht gefangen" schildert das Abenteuer einer braven, schönen Jungfrau, die ihren Anbeter eine Nacht in ihrer Kammer behalten muß, sich dadurch entehrt sieht und erst durch ihre Verlobung mit ihm beruhigt wird. Man sollte es nicht für möglich halten, daß dieser von den Franzosen so schalkhaft behandelte Vaudeville-Stoff so langweilig und plump ausgeführt werden könnte. Recht unfein ist es auch, daß der junge Ehemann selbst die verfängliche Geschichte seiner Eheschließung einer punschfröhlichen Gesellschaft erzählt.

„Junge Hunde" ist eine rohe Nachahmung Zola's. In „La Joie de vivre" wird das Sterben eines treuen Hundes und das Liebesleben einer alljährlich werfenden Katze geschildert, und so sucht Welten sein Vorbild mit dieser Niederkunft einer Hündin und deren abschreckenden Wirkung auf eine junge Frau zu übertrumpfen. Die unappetitliche Geschichte übt eine ähnliche Wirkung auf jeden Leser aus.

Digitized by Google

„Zerbrochene Gläser" will eine psychologische Ehestandsgeschichte sein. Der saubere Theodor hat seine ehelichen Rechte anticipirt, und dafür nimmt seine dämonische Frau nach der Hochzeit Rache, indem sie seine Ehe zerstört, trotzdem sie ihn liebt. Das Undelicateste dabei ist, daß dieser Ehestandsjammer von der jungen Frau selbst einem zufälligen Reisegefährten auf der Strecke von Wien nach Linz zum Besten gegeben wird.

„Die Stubengenossen" ist eine Studentenhumoreske ohne Humor. Ein Studio liebt eine Theaterdame, die mit einem Nebenbuhler durchgeht. Das Komische sollte darin bestehen, daß der schüchterne Hans sich zu seiner Liebeserklärung Muth in einem Glase Absinth holt, denselben aber in Folge eines Mißverständnisses ohne Wasser trinkt und die verhängnißvollen Wirkungen auf einen nüchternen Magen gerade im entscheidenden Augenblicke zu fühlen bekommt. „Absynthe, absynthe, infernal poison", singt bekanntlich Alfred de Musset aus Erfahrung, dieweil er daran zu Grunde ging. Hans könnte Aehnliches berichten.

Es begann in seinem Magen zu knurren und grollen, so vernehmlich, daß Jolanthe, schreckhaft zusammenfahrend, rief: „Haben Sie nichts gehört? Mir war's als ob etwas knurrte." . . . Das Verhängniß in Gestalt des puren Absinths hatte sich nun einmal an seinen Magen geheftet und machte eben Anstalten, ihm wie früher die Liebeserklärung, so jetzt auch diesen glorioſen Moment zu verderben. Und da war's auch schon wieder: gr . . . grrru . . . grruuu laut, langathmig, nichtswürdig; und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne und er hätte mögen, daß die Erde ihn verschlinge. Doch die Erde war nicht so barmherzig, unbarmherzig aber benutzte der Nebenbuhler die Blöße seines Gegners und rief lachend: „Donnerwetter! In Ihrem Magen gehts ja um, als wären alle bösen Geister los. Das waren also Sie, was schon früher so geknurrt hat."

Während diese abgeschmackte Geschichte ganz gegen den naturalistischen Comment, der stets einem bestimmten Ort der Handlung fordert, in einer beliebigen Universitätsstadt spielt, versetzt uns die Weihnachtsgeschichte im „Buch der Unschuld" nach Wien. Die hübsche Tochter eines ländlichen Stationschefs reist zu Verwandten in die Stadt, um dort ihre Weihnachtseinkäufe zu besorgen, aber ein lockerer Vetter, ein Baron — nie ohne dieses! — stellt ihr nach, und sie vermag nur durch einen Sprung in den schon abfahrenden Eisenbahnzug ihre arg bedrohte Unschuld zu retten. Das Benehmen der Landpomeranze ist dabei nicht minder naiv, als die Verführungskunst des großstädtischen Versuchers.

Nach Berlin führt uns die „Apfelsinenprobe". An einem November-Abend des Jahres 1884 beginnt das denkwürdige Abenteuer. Die hübsche Lisa, die sich für die Oper ausbildet, wird auf offener Straße von einem unternehmenden jungen Herrn angesprochen. Gretchen giebt dem Doctor Faust eine schnippische Antwort. In Berlin pflegt es ein wenig anders zuzugehen, wenn wir dem Naturalisten nicht für Kinder glauben dürfen. Lisa, „eine Feindin aller Vorurtheile", gestattet dem Maler Wolgang, sie in ihre Wohnung zu begleiten, „um ihre Tante zu erwarten". Herr Wolfgang wünscht sogar noch weniger. Er hat vorhin bemerkt, daß Lisa in einen Laden trat und dort eine Apfelsine kaufte. Nun will er — unglaublich, aber wahr! — blos zusehen, wie sie die Orange ißt. Nichts weiter. „Das wird reizend sein", versichert der kleine Schäker, „es soll mir einen Vorwurf zu einem bezaubernden Genrebild geben." Na, na, denkt Lisa, und „sie glaubt sich im vorhinein sicher stellen zu müssen". Der Maler aber schwört, daß er sich mit ihr nicht mehr Freiheiten erlauben werde, als mit der Apfelsine, was Lisa zu der übermüthigen Entgegnung veranlaßt: „Die esse ich ja auf". Und da der hübsche Maler natürlich nicht wie ein Menschenfresser aussieht, so nimmt ihn Lisa mit in ihre Wohnung. Dort verspeist sie wirklich die Orange, und Wolfgang schaut ihr dabei andächtig zu. Jetzt kommt aber die Pointe! „Der Maler sah sie einen Moment forschend und prüfend an, beugte sich dann lächelnd vor, als sähe er etwas Besonderes auf ihrem Busen, griff mit beiden Händen nach der Broche an ihrem weißen Halse und löste diese geschickt und rasch vom Spitzenkrägelchen ab und machte sodann Miene, die Knöpfe ihrer Jacke zu öffnen." Natürlich protestirt Lisa. „Aber, mein Herr, Sie versprachen mir doch, sich keine Freiheiten zu nehmen." — „Allerdings nicht mehr, als Sie mit der Apfelsine", ist die Antwort. „Sie haben sie sorgfältig geschält, und dasselbe thue ich mit Ihnen", fuhr der Maler fort, „und wirklich rückte er um einen Knopf weiter, so daß der Spitzenbesatz des Hemdchens schon sichtbar wurde." Daher der Name: Apfelsinen-Probe.

„Sonnenaufgang, ein Waldidyll", heißt die letzte Geschichte. Sie behandelt den Ausflug eines Pärchens auf eine bewaldete Anhöhe, um dort den Sonnenaufgang zu sehen. Alle Erlebnisse dieses Spaziergangs werden umständlich, aber nicht entfernt mit jener plastischen Kraft und rührenden Kunst beschrieben, womit eine George Sand und ein Otto Roquette ähnliche peripatetische Wandlungen von Gleichgültigkeit bis zur Verliebung geschildert haben. Am Ende gönnt Alice dem angeblich Abschied nehmenden Oswald einen Kuß. „Die Sinnlichkeit eines in seiner Phantasie nicht erregten, naturfrischen Mädchens war in ihr geweckt worden, und ihr vielleicht kaum bewußter Wunsch nach neuen Küssen war wenig verschieden von dem Wunsche eines Kindes nach dem wiederholten Genuß einer besonders saftigen nnd wohlschmeckenden Frucht, die es bisher noch nicht gekannt hat." Die Heirath bildet auch hier das Ende. —

Nur um dem Leser einen Begriff vom Inhalte dieser naturalistischen Novellen zu geben, habe ich deren Fabel kurz angedeutet. Dem Verfasser wird damit kein Gefallen erwiesen, denn für den richtigen Naturalisten ist die Handlung eine höchst gleichgültige Sache. Der Zolaist geht jedem romanhaften Vorkommniß aus dem Wege und beschreibt nur die einfachste Natur, das Leben wie es ist, öde, inhaltlos, alltäglich, langweilig. Immerhin glaube ich, daß so sentimentale Geschichten wie der Flammentod der Malersfrau, so alberne Anecdoten wie die Apfelsinenprobe und die Stubennachbarn, so unmögliche Ausplaudereien wie „Eine Nacht gefangen" und „Zerbrochene Gläser" das energische Mißfallen des Pariser Meisters erregen würden, der in diesem Falle zu seinem Glücke kein Deutsch versteht. Aber nur auf die Ausführung kommt es ja an! Indessen beweist auch damit Welten, daß er den Naturalismus wohl kritisch zersetzen, doch keineswegs schöpferisch nachfühlen und gestalten kann. Die durchdringende Menschen- und Naturbeobachtung, die er in seinen „Zola-Abenden" mit Recht bei seinem Vorbild bewundert, mangelt ihm gänzlich. Seine Menschen sind ohne Lebensmöglichkeit, ausgeklügelte Probleme ohne Logik. Zwar orakelt er sentenziös: „Philosophische Purzelbäume kommen eben nur in Romanen vor, die Wirklichkeit fordert gebieterisch stätige folgerichtige Entwicklung" . . . aber wo findet sich in diesen acht „Novellen" nur einmal die Fähigkeit, auch nur der Versuch, wirkliche Menschen zu zeichnen? Aehnlich verhält es sich mit seinen Naturschilderungen. Sie sind weder exact noch anschaulich. Besonders imponiren will er uns offenbar mit seiner Beschreibung des Sonnenaufgangs, aber auch hier kommt er nicht über die herkömmlichen Phrasen hinaus. Es ist eine verwaschene, allgemein gehaltene Beschreibung, wie man sie sich hinterm Schreibtisch aus sentimentalen, bewundernden Redensarten zusammensetzt, — ein Theatersonnenaufgang mit bengalisch beleuchteten Coulissen. Auch der Winterlandschaft in der Weihnachtsgeschichte fehlt es an Gegenständlichkeit. Nirgend frische, unmittelbare Naturbeobachtung, nirgend das Bestreben nach Schärfe und Richtigkeit, nirgend die Suche nach dem einzig die Wirklichkeit wiedergebenden Eigenschaftswort. Flaubert, Zola, Daudet, die sich stundenlang das Gehirn um das mot propre martern, haben in Welten keinen Nachfolger. Ebenso verhält es sich mit dem Stil. Während seine französischen Vorbilder jeden Satz überlegen, jede Seite mehrmals durcharbeiten, schreibt Welten rasch und flott seine „Novellen" zusammen. Daher die Menge liederlich construirter Sätze, falscher Bilder, unrichtiger Ausdrücke. Von den Austriacismen: „rückwärtig", „begriffsstützig", „im vorhinein", den Berolinismen: „reinlegen", „klein beigeben" und nicht minder geschmackvollen Neubildungen wie „erlustiren" ganz zu schweigen, so finden sich bei dem deutschen Naturalisten dutzendweise Sätze wie folgender: „Er befahl eine Cigarre, welche ihm der Kellner staunend über seinen Heroismus eiligst brachte und ihn dann auch mit

Digitized by Google

Feuer bediente.“ Dabei ein erschreckender Mangel an Erzählungsgabe. Alles ist uninteressant und langweilig bis zur Unerlaubheit.

Um aber dem schlechten Geschmacke seiner Leser zu schmeicheln, befolgt Welten den bekannten Kniff Zola's, die langen Schilderungen und öden Erzählungen durch Pikanterien zu beleben. Allein bei Welten ist es niemals das aufrichtig grobe Wort, niemals die herzhafte Cochonnerie, sondern stets nur die blöde sauce piquante eines Clauren, welche statt der ehrlichen Entrüstung blos ein prickelndes Unbehagen hervorruft. Dann regen sich Welten's Helden auf an „dem unerwarteten Anblick schneeweißer Strümpfe“ oder seine Heldinnen zeigen „das schöngeformte Bein“ oder Beide drehen sich „wirbelnd im Kreise, daß die Röcke fliegen und die hellen Strumpfbandschnallen blinken.“ Besonders gerne spricht der Dichter von „keimenden“ und anderen Busen. „Ihr Busen hob und senkte sich rasch“ — „der sanft gewölbte herbe Busen hob den dünnen Stoff des Kleides“ — „den hochgehenden Wellenschlag ihrer kräftigen Brust konnte man selbst durch die starke Kleidung wahrnehmen“. „Da hob ein leiser, zitternder Seufzer Jolanthe's Brust; sie wölbte sich langsam, das Kleid spannend, und sank dann wieder in sanftem Wellenschlag.“ Sogar „was da kreucht und fleugt“ äußert eine leicht verzeihliche Vorliebe für diese Dinger:

Der Falter setzte sich nach kurzem Zögern unter ihre linke Brust, in halber Höhe unter der Schulter . . . Alice hatte sich nicht geregt, und es mit schalkhaftem Lächeln geduldet, daß der Falter sich solch discretes Plätzchen wählte. Und nun hielt sie den Athem ängstlich an, daß nicht die Bewegung ihres Busens den dünnen Stoff hebe und den Schmetterling verscheuche . . . Alice konnte den Athem nicht länger an sich halten, sie hatte es ohnehin schon zu lange gethan, und heftig hob und senkte sich ihre Brust, den Falter verscheuchend . . . und ein glückliches Lächeln, als empfinde sie es wie eine besondere Huldigung, daß der Falter sich auf ihre Brust gesetzt hatte, lag dabei auf ihrem Antlitz.

Und wenn schon das liebe Vieh derlei Liebhabereien zeigt, so ist es kaum verwunderlich, wenn auch Welten's Heldinnen selbst auf ihre Annehmlichkeiten aufmerksam machen.

„Mir zittert das Herz. Fühlen Sie nur selbst.“ Und an Hans herantretend, griff sie nach seiner Hand und drückte sie völlig unbefangen unter ihren vollen Busen. „Nicht wahr, wie's zittert!“ fuhr sie, nur mit sich selbst beschäftigt, fort und preßte ihr kleines, weiches Patschhändchen mit den Grübchen in jedem Gelenk fest auf seine Hand, die er höchst linkisch drehte, um ja nicht mehr als den Herzschlag zu fühlen.

Ein sonderbares Mädchen, nicht wahr? Eine Collegin von ihr äußert aber ihre freudige Aufregung auf nicht minder eigene Art:

„Hup! Hup!“ rief Alice, welche beim Erblicken des im Frühsonnenglanze ungemein freundlich anmuthenden Hauses freudige Erregung überkam; und „Hup! Hup!“ rief sie nochmals, den Schritt beschleunigend, mit ihrer hellen Stimme.

Na, also meinetwegen, wenn sie darauf besteht: „Hup! Hup!“ Zwei Mädchen beschließen auf der Straße ein fröhliches Geplauder mit folgender witzigen Bemerkung:

„Nun aber, Lisa, muß ich hinauf, denn es friert mich bereits in den Waden.“

„Und das will bei Dir schon etwas bedeuten, Ella.“

Ueberhaupt drücken Welten's Liebende ihre Gefühle auf ziemlich unerwartete Weise aus. Wer würde glauben, daß es sich im folgenden, wie gewöhnlich sehr eigenthümlich interpungirten Auftritt nicht um den Wuthausbruch eines Menschenfressers, sondern um den Liebesausdruck eines Anbeters handelt?

Er schob den schmalen Aermel etwas zurück und preßte auf das schneeweiße nackte Gelenk flammende Küsse, deren feuchte Gluth wie durchsickernd durch die feinen blauen Pulsadern sich verzehrend dem betäubten Mädchen mittheilten. Und jetzt gruben sich seine Zähne wollüstig in das volle Fleisch ihres Armes, daß Martha völlig außer sich, ihm mit einem leisen Schrei denselben entriß.

Jawohl, nur die glühendste Liebe spricht sich in diesem Küssen und Beißen aus! „Se amor non è che dunque è quel ch' io sento?“ Wenn das nicht Liebe ist, heiliger Petrark! Aber ich bitte um Verzeihung. Diese naturalistischen Liebespaare haben auch ihre schwachen romantischen Augenblicke, wo sie recht sentimental sein können, wie folgendes unbezahlbares Stillleben beweist.

„Sie hatte sich gesetzt und Hans hatte neben ihr Platz genommen. Die Sonne war gesunken, die Dämmerung brach rasch herein, eine Grille begann zu zirpen, ein Wagen rollte vorbei und in der Ferne ertönte der Pfiff einer Locomotive. Sonst war alles still, ächte, weihevolle, abendliche Stille.“

Ich danke für solch abendliche Stille mit Gezirp, Wagengerassel und Locomotivengepfiff!

Schließlich muß noch zur Charakterisirung des Berlin-Lemberger Zola bemerkt werden, daß diese Bücher nicht nur mit ihren vielversprechenden Titeln und ihrem „pikanten“ Inhalt, wodurch sie sich selbst zur pornographischen Literatur klassiren, sondern auch noch mit ihren nach Aufsehen zielenden Vorworten imponiren wollen: zwei juristischen Auseinandersetzungen über die für Schriftstellerkreise brennende Leihbibliothekfrage. Welten ist nämlich auf den Ausweg gerathen, seinem Leihbibliothekfutter ein Verbot des gewerbsmäßigen Verleihens voranzudrucken. Dieses ist nur dann gestattet, wenn die Leihbibliothekare einen höheren Preis als das Publicum für den Band bezahlen. Ob wohl diese kostspieligeren und die für das Publicum bestimmten wohlfeileren Exemplare wirklich einen so starken Absatz erzielten, als Welten in der Deutschen Schriftstellerzeitung behaupt? Sachverständige versicherten mir, daß die Leihbibliothekare der gegen sie gerichteten Waffe die Spitze abbrachen, indem sie die beiden Bücher gar nicht kauften, alldieweil Welten doch noch lange nicht zu jenen Autoren gehöre, welche in einer Leihbibliothek durchaus vertreten sein müssen. Der Verfasser aber betheuert, daß er sein Ziel vollkommen erreicht und mehrere Auflagen erzielt habe, denn das Publikum sei gerade durch das Leihbibliothekenverbot zur Kauflust angeregt worden. Ich befürchte sehr und kann mich auf die Autorität der von Welten angerufenen Buchhändler berufen, daß der Naturalist sich einer großen Täuschung hingibt. Blos die verfänglichen Inhalt vorspiegelnden Büchertitel tragen die Schuld, wenn die zwei Bände sich in der That eines größere Absatzes erfreuten. Der deutsche Zola möge einmal seine zukünftigen und hoffentlich besseren Erzeugnisse schlichtweg: „Erzählungen von Oscar Welten“ betiteln, und er dürfte wahrscheinlich das Wunder erleben, daß kein Mensch darnach greifen wird. Wer sich aber von den herausfordernden Titeln einmal täuschen ließ, der wird gewiß kein zweites Mal nach Welten's Hervorbringungen greifen, denn er weiß alsdann, daß der erste Novellenband allerdings „nichts für Kinder“, aber auch nichts für Erwachsene ist, und daß das „Buch der Unschuld“ statt der Unschuld höchstens die Langeweile herauszufordern vermag.

Theophil Zolling.

Auch eine Chamisso-Biographie.

Zur Säcularfeier der Geburt Adelbert von Chamisso's, welche im Januar 1881 eine große Anzahl biographischer und literarhistorischer Abhandlungen in den verschiedensten Zeitschriften und Tagesblättern hervorrief, erschien auch eine ausführlichere Monographie unter dem Titel „Chamisso und seine Zeit von Karl Fulda“. (Leipzig, Carl Reißner.) Mag auch das Unternehmen, dieses Buch jetzt noch einer Besprechung unterziehen zu wollen, auf den ersten Blick als ein verspätetes erscheinen: ein Beitrag zur Steuer der Wahrheit kommt nie zu spät. Der Verbreitung falscher Angaben aber entgegenzutreten, wird zur Pflicht, wenn es sich zeigt, daß andere Biographen sich veranlaßt sehen, aus einer so unzuverlässigen Quelle, wie der in Rede stehenden, zu schöpfen; wenn ferner auf diese Schrift als ein „sehr beachtenswerthes

Digitized by Google

Werk", enthaltend „höchst interessante neue Mittheilungen aus dem Leben" des Dichters (cfr. Gartenlaube 1881, Nr. 1) hingewiesen und dem kritiklosen Publicum ein gänzlich ungenügendes Buch als ein gutes empfohlen wurde.

Bei dem reichlich vorhandenen und dem Verfasser noch ganz besonders zugänglich gemachten Material war es für einen dieser Aufgabe gewachsenen Autor eine ebenso schöne als dankenswerthe Aufgabe, uns das Lebensbild Adelbert von Chamisso's in möglichster Treue und Vollständigkeit von Neuem vorzuführen. Die Beobachtung, daß dies Fulda in keiner Weise gelungen ist, macht zugleich den Wunsch rege, daß sich ein Berufenerer finden möge, in dessen Händen die ihm anzuvertrauenden Manuscripte eine bessere Verwerthung gewännen.

Fulda's Schrift, welche ihr Verfasser selbstbewußt „mein Buch" (S. 260) nennt und mit deren Abfassung sein „Lieblingswunsch, die Lebensgeschichte des großen Dichters zu schreiben" (S. 10 u. 11), erfüllt wurde, umfaßt 272 Seiten: von diesen gehören kaum 50 Seiten dem geistigen Eigenthum des Autors an. Um zu diesem Zahlenresultate zu gelangen, welches bei fortgesetztem Suchen sich vielleicht noch ungünstiger gestalten dürfte, war eine eingehende Durchforschung der einschlägigen Literatur nöthig: oft auch führte der Zufall auf die vom Verfasser z. Th. geflissentlich verschwiegenen Fundorte — Umstände, welche die verhältnißmäßig späte Veröffentlichung dieser Zeilen entschuldigen mögen.

Einen ganz besonderen Werth legt Fulda gleich zu Anfang des Buches darauf, den abweichenden Angaben der Literarhistoriker gegenüber, das richtige Geburtsdatum des Dichters festgestellt zu haben. Wir lesen auf Seite 14 und 15: „Ich habe . . . meine Nachforschungen fortgesetzt und bin so glücklich gewesen, am Schlusse eines an seinen Bruder Hippolyt gerichteten Briefes des Dichters folgende Bemerkung von seiner Hand zu finden: „„30. Jan. 1821: j'ai aujourd'hui 40 ans;" " . . ." — Der unbefangene Leser glaubt, es handele sich hier um eine bisher unbekannt gebliebene und erst der „glücklichen Nachforschung" Fulda's zu verdankenden Mittheilung von auf der Hand liegendem biographischen Werthe. Nun aber findet sich in sämmtlichen Auflagen der von Jul. Ed. Hitzig herausgegebenen Biographie („Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso," I. Aufl. 1839)*) als Anmerkung zu einem an de la Foye gerichteten Brief d. d. „Schöneberg, den 30. Januar 1821": „Heute bin ich 40 Jahre alt et Du?" Dies konnte dem Verfasser nicht unbekannt sein, da er ein gewisses Vertrautsein mit der Hitzig-Palm'schen Lebensdarstellung durch bogenweises wörtliches Abschreiben in seinem Buche documentirt.

Zu Fulda's eigensten Entdeckungen gehört aber, daß Chamisso als Second-Lieutenant seine Doctordissertation geschrieben und, als er die Doctorwürde erhalten, gesagt habe: „jetzt endlich bin ich Lieutenant in der Philosophie und Doctor im Regiment Goetz".**) — Max Koch, welcher in der biographischen Einleitung zu den jüngst bei Cotta erschienenen „Gesammelten Werken", 4 Bände, dies Ereigniß gleichfalls — und zwar auf Fulda fußend — berichtet, knüpft an den angeblichen Ausspruch „beim Erwerben des Wittenberger Doctordiploms" noch die Bemerkung, daß derselbe „ganz das Unhaltbare seines (des Dichters) Zustandes bezeichne." — In Wahrheit hat Chamisso weder eine Dissertation geschrieben, noch als Doctor irgend einer Facultät promovirt: er wurde vielmehr im Jahre 1819, nach Rückkehr von der Weltumsegelung seitens der Berliner Universität zum Doctor philosophiae honoris causa ernannt. In einem Briefe an de la Foye, Berlin, 20. September 1804, schreibt Chamisso: „Ich will diesen Winter studiren, Griechisch und Latein, vielleicht auch schreiben, vielleicht, auch eine Abhandlung schreiben, und mich für 14 Thlr. in Wittenberg zum Doctor philosophiae stempeln lassen, ich möchte gar zu gern Doctor im Regiment von Götze und Lieutenant in der Philosophie sein." (W. V, S. 49.) Aus dieser Bemerkung, deren letzte Wendung gewiß nur humoristisch, und nicht in dem von Koch angegebenen Sinne, aufzufassen ist,*) hat Fulda die obige Entstellung zu Wege gebracht.

Um vorläufig noch bei den dem Verfasser allein zugehörigen Aeußerungen und Urtheilen stehen zu bleiben, möge die Stellung hervorgehoben werden, die er dem Dichter in der Literaturgeschichte anweist. Schon zu Chamisso's Lebzeiten hatte man erkannt, daß er — namentlich in seiner späteren Schaffensperiode — den sogenannten Romantikern nicht zuzurechnen sei. So sagt H. Heine in seiner „Romantischen Schule" 1833: „Von Adelbert von Chamisso darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigenthümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen, als dem alten Deutschland angehört". Anders Fulda: er theilt ihm die sonderbare Rolle eines Bassisten im Romantiker-Terzett Chamisso-Schulze-Eichendorff zu!! Die Stelle ist zu kostbar, um sie nicht wiederzugeben. Wir lesen Seite 121 und 122 wörtlich: „Diese drei Sangeskräfte vereinigen sich auch gleichsam zum Schlußaccorde des Liedes der Romantik, zu einem gar herrlich ertönenden, das Herz ergreifenden Dreiklang, in dem jenes Lied verhallte. Chamisso sang sozusagen den Grundton, den Baßton des Accordes, der mit den Melodietönen so vertraute Eichendorff die oberste und Schulze die Mittelstimme." — —!

Wie weit entfernt Fulda überhaupt vom Verständniß für das dichterische Schaffen Chamisso's ist, zeigt u. A. folgender, in der That auf den Dichter gar keinen Bezug habende Satz: „Chamisso verstand es, vermöge seiner nationalen Doppelnatur und bei der ihm eigenartigen poetischen Veranlagung ganz besonders, alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und der Kunst und ihre unendlichen Reflexe in dem einen Brennpunkte der Poesie zusammenstrahlen zu lassen." (S. 122.) Von dem Sinn dieser gegenstandslosen Wortverbindungen ganz abgesehen, sei nur daran erinnert, daß es er geflissentlich vermieden hat, seine Poesien mit wissenschaftlichem Ballast zu beladen; aber auch „die tausendfarbigen Erscheinungen der Kunst und ihre unendlichen Reflexe" vermögen wir daselbst nicht zu finden — obschon wir wissen, daß er für die bildende Kunst, der er mit Stift und Pinsel selbst oblag, lebhaftestes Interesse hatte; für Musik hingegen soll ihm das künstlerische Empfinden gefehlt haben.

Als Curiosa sind ferner zu bezeichnen, wenn wir lesen, daß der Verfasser den auf Frankreichs Boden geborenen Dichter als „den edelsten ihrer (scil. der deutschen Nation) Söhne" (S. 1); oder als „einen Zeugen der ewigen Wahrheit, einen Tröster der Menschheit, welcher er in silbernen Schalen die goldenen Aepfel (cfr. Spr. Salom. 25, 11) der Kleinodien seiner Poesien darreichte" (S. 4); als „Seher und Prophet" (S. 256) preist; daß Lessing's Verdienste um die Erlösung der deutschen Poesie von der geistlosen französischen Herrschaft von „Chamisso's vorurtheilsvollem Blick anerkannt wurden" (S. 90) — u. a. m.

In Anbetracht der damals bevorstehenden Säcularfeier fühlte sich der Verfasser zu folgender Apostrophe veranlaßt: „Lodert denn fröhlich und festlich auf, zunächst (!) in allen deutschen Herzen und Gauen, ihr Flammen, zur Feier der 100jährigen Geburt Adelbert's von Chamisso, welches Fest zwei (!) Nationen jubelnd zu begehen in erster Linie berufen sind!" (S. 10.) Diesen selbigen Flammen begegneten wir schon drei Jahre zuvor in einem von Fulda „zum 21. August" ver-

*) V. und VI. Band der bei Weidmann-Berlin erschienenen „Werke". Die hier vorkommenden Citate beziehen sich auf die fünfte, von Friedr. Palm besorgte Auflage.

**) Soll heißen „von Götze". — Wir stoßen in diesem Buche auf nicht weniger als elf falsch geschriebene Namen.

*) Gerade so, wie wenn Chamisso an Varnhagen, der kurz nachdem er die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, als Fähndrich in österreichische Dienste eintrat, d. d. Berlin, 5. Juli 1809 schrieb: „Vom Fähndrich wollen wir nicht sprechen, — aber das österreichische Lieutenants- oder so Gott will Capitäns-Diplom und das Doctor-Patent — oder umgekehrt — ist ein Doppel-Skaphander um mit Ehren durchzuschwimmen à la cour et à la ville."

Digitized by Google

faßten Artikel in der Allgem. Litterar. Corresp. 1878 Nr. 23: nur sollten sie damals am Todestage des Dichters „in allen deutschen Herzen und Gauen auflodern".

Wenn der Verfasser seine eigenen Producte abschreibt, wie er es bezüglich des eben erwähnten Aufsatzes ausgiebig gethan hat, so läßt sich — so komisch auch die Wirkung in diesem Falle ist — dagegen nicht viel sagen. Protest aber muß eingelegt werden gegen das plagiatorische Verfahren, wie es Fulda an anderen Chamisso-Biographen verübt. Die Hitzig-Palm'sche Lebensbeschreibung mußte dem Verfasser als die ausgiebigste Fundgrube dienen. Anfänglich bemüht er sich zuweilen die Sätze des Originals in kleinen Einzelheiten zu verändern und so das directe Abschreiben zu bemänteln; im weiteren Verlaufe jedoch, namentlich vom 7. Capitel an, verfährt der Verfasser summarisch und copirt kurzer Hand: so Seite 157 bis 170, 237 bis 242 u. a., welche Wort für Wort den genannten Autoren entnommen sind, ohne jegliche Andeutung, daß es sich um fremdes Eigenthum handelt. Ferner werden, ohne den Autor an den betreffenden Stellen zu nennen, wörtlich abgeschrieben: Chabozy, „Ueber das Jugendleben Chamisso's", Jenaische Dissertation, Seite 5, 16 bis 20, 28 und 29 (bei F.: S. 18, 111 bis 114, 123, 124, 128, 129, 130); Vilmar, „Literaturgeschichte", II. Aufl. Seite 658 (F.: S. 16); Varnhagen, „Denkwürdigkeiten" II, Seite 63 (F.: S. 66). Selbst Büchmann's „Geflügelte Worte", XI. Aufl. Seite 131 und 132, werden in gleicher Weise verwendet. (F.: S. 5 u. 6.) — Friedr. Bodenstedt verdanken wir eine in der „Deutschen Revue", 3. Jahrg. 1878, I, Seite 58 bis 81, enthaltene sehr interessante Arbeit: „Neues von und über Adelbert von Chamisso", in der er eine Reihe bis dahin ungedruckter französischer Briefe, welche der Dichter an seine in Frankreich lebenden Angehörigen gerichtet hatte, in deutscher Uebersetzung mittheilt. Bei Fulda findet sich dieser Aufsatz nirgends erwähnt, wohl aber begegnen wir einer Anzahl von Sätzen (S. 11, 12, 13, 20 u. 21), welche wörtlich mit den entsprechenden von Bodenstedt (a. a. O. S. 58, 60 u. 62) übereinstimmen.

Gewiß auch nicht zu billigen, daneben aber wieder durch seine Komik wirksam, ist das Verfahren des Verfassers, die Worte und Gedanken Anderer sich anzueignen, ihnen aber eine nach seiner Meinung bessere Fassung zu geben. Es mag hierfür nur dies eine Beispiel dienen.

Varnhagen, „Denkwürdigkeiten" II, Seite 25:	Fulda, Seite 51:
„Selten mögen einem Menschen so beglückte Lebensauen sich ausbreiten, als mir der Zeitraum darbot, in welchen ich vom Ende des Maienmonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend jetzt einging."	„In dem Abschnitte „Jugendfreunde" rühmt Varnhagen in den Denkwürdigkeiten seines Lebens von sich, daß selten einem Menschen so beglückte Lebenslaunen (!) sich ausgebreitet hätten, als ihm der Zeitraum sich (!) geboten, in welchem er, vom Ende des Maimonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend einhergegangen (!) sei."

Eine ganz ähnliche Stelle findet sich Seite 3 und 4, wo abermals Varnhagen („Denkwürdigkeiten" VI, S. 190 u. 191) zur Verwendung gelangt.

Schwer verständlich bleibt, was den Verfasser veranlassen konnte, Chamisso's Prosa, da, wo er sie — und zwar nach Hitzig-Palm — citirt, willkürlich zu verändern und sie ihrer gerade bei diesem Schriftsteller aus nahe liegenden Gründen so äußerst charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu berauben. Ausdrücke wie „am mehrsten — annoch — wasmaßen — geldisch — herzig — machen" werden verfeinert in „am meisten (S. 72) — noch immer (75) — daß (87) — finanziell (87) — herzlich (198) — veranlassen (271)." Weitere Belege für dieses Verfahren finden sich auf Seite 64, 68, 88, 104, 114, 198 u. s. f. — Welch unglaubliche Sinnlosigkeiten bei diesen „Verbesserungen" zuweilen herauskommen, zeigt besonders ein auf Seite 87 befindlicher Passus. Aber auch andere Schriftsteller müssen sich die Fulda'schen Correcturen gefallen lassen, so Fouqué (S. 69 u. 70), Varnhagen (S. 61, 74), Vilmar (S. 124).

In einem Briefe an Freiligrath vom 28. April 1836 (W. VI, S. 334) spricht sich Chamisso, der bekanntlich die Terzinendichtung in unübertroffener Weise beherrschte („Salas y Gomez" u. a.), über dieselbe folgendermaßen aus: „Dann lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet." — Fulda, der zwei verschiedene an Freiligrath gerichtete Briefe hier satzweise untereinander vermengt, bringt es zu Stande, selbst diese klare und aus solcher Feder bedeutungsvolle Aeußerung in einen Unsinn zu verwandeln, indem er schreibt: „und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Reim (!) abgeschlossen ist."

In der Vorrede zur Uebersetzung von Béranger's Liedern sagt Chamisso u. A.: „Das französische Volkslied ist wesentlich frivol. Les rondes . . . sind ohne Ausnahme der Art, daß sich der Fremde höchlich verwundert, sie auch in gesitteten Kreisen ohne Arg im Schwange zu finden." (W. VI, S. 285.) Fulda, unter dem Scheine, seine eigene Anschauung wiederzugeben, sagt statt dessen: „ . . . Les rondes . . . sind ohne Ausnahme der Art, daß sich der Fremde höchstens (!) wundert (!) sie auch in gesitteten Kreisen zu finden." (S. 90.)

Aber selbst an die Dichtungen Chamisso's wagt sein „Biograph" Fulda die verbessernde Hand anzulegen. Nur zwei Beispiele mögen dies charakterisiren. Allbekannt sind die vom Dichter selbst in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommenen an Eugenie Hitzig gerichteten Verse

„Zehn Centner schwer aus lauterem Ducatengold
„Verfertige der Meister Goldschmied einen Stuhl" . . .,

mit der Ueberschrift „Der jungen Freundin ins Stammbuch". Hitzig schreibt darüber: „Er hatte ihr oft, noch da sie ein Kind war, prophezeit, daß sie nicht ledig durchs Leben gehen werde." (W. VI, S. 111.) Darauf sich beziehend, verspricht ihr der Dichter, mit aller Edelsteine Pracht verziert

„sothanen Stuhl,
„Darauf gemächlich Du in Ehren sitzen magst,
„Im Falle man Dich überhaupt nur sitzen läßt."

Fulda ist weder mit der Diction des Schlußverses, noch mit dem sechsfüßigen Jambenbau desselben einverstanden und ändert ihn folgendermaßen um:

„Wofern man überhaupt Dich sitzen läßt." (! S. 178.)

Aus des Dichters „Tragische Geschichte. 's war Einer, dem's zu Herzen ging" macht Fulda: „Eine (!) tragische Geschichte: es (!) war Einer, dem's zu Herzen ging." (S. 5.)

Im „Anhang" (S. 273—274) bringt der Verfasser den schönen Brief König Friedrich Wilhelm's IV., welchen dieser als Kronprinz unterm 16. Mai 1836 an Chamisso schrieb, in verstümmelter Wiedergabe zum Abdruck. Wir können uns hierbei die Bemerkung nicht versagen, daß dieser nämliche Brief, welcher in sämmtlichen fünf Auflagen der Hitzig-Palm'schen Biographie — also seit 1839, dem Jahre der I. Auflage — enthalten ist, im September 1878 in der Allgem. Literar. Corresp. Nr. 24 als besonderer Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ein Brief Friedrich Wilhelm's IV. an Adalbert von Chamisso. Mitgetheilt von Carl Fulda, Mr. und Stiftsrath des Fr. D. H." mit einleitenden, von Hitzig entlehnten Worten, erschien und zwar mit dem Anschein einer bisher unbekannten Publication — jedenfalls ohne Quellenangabe.

Die Behauptung, daß Chamisso, welcher als Page am Hofe Friedrich Wilhelm's II. auf Veranlassung der Königin noch besonderen Privatunterricht erhielt, „seine gesammte Bildung, Alles, was er geworden sei, seine Bedeutung als Dichter, Gelehrter, Naturforscher, das Hervortreten seiner, des geborenen Franzosen, deutschen Sängerweise vorzugsweise der sorgsamen . . . Erziehung zu verdanken habe, welche ihm auf Veranlassung . . . der Großeltern unseres Kaisers Wilhelm I. zu

Digitized by Google

Theil geworden sei" (S. 253) — diese Behauptung, welche für das Genie und die unser Aller Bewunderung herausfordernde geistige Energie des Dichters kaum noch etwas übrig läßt, frappirt ebenso, wie sie, weil sich eine gewisse Absichtlichkeit darin bemerkbar macht, „verstimmend" wirkt.

Als Probe, wie der Verfasser sich bei Schilderung von Chamisso's Charakter widerspricht, diene Folgendes. Nachdem auf Seite 57 der vom Dichter an Cérès Duvernay gestellte Heirathsantrag (nach Hitzig) als „jugendliche Thorheit" bezeichnet wurde, wird drei Seiten später, bei Erwähnung der Enttäuschung, welche dieses Verhältniß nach sich zog, „der alle wichtigen Lebensereignisse ernst und reiflich erwägende Mann" gerühmt. (S. 60.) — Um einen Begriff von der Breite der Erzählung zu geben, sei nur erwähnt, daß uns Fulda sechs Mal die Mittheilung macht, Chamisso habe in Gemeinschaft mit Gaudy die Lieder Béranger's ins Deutsche übertragen (S. 90, 196, 206, 237, resp. 248 u. 265); daß der Dichter, nachdem wir Seite 9 und 242 den Todestag erfahren haben, zwei Mal auf dem Friedhof vor dem Halleschen Thor beerdigt wird. (S. 243 u. 253.)

Wenn der Verfasser sagt: „Es soll die neue Lebensgeschichte des Dichters . . . eine Huldigung sein, dem Andenken des Unvergleichlichen geweiht" (S. 12), und glaubt „die vorhandenen Quellen mit den neuen zu einem Gesammtbild vereinigt" (S. 13) zu haben, so muß die Kritik ein derartiges, das Andenken des uns Allen theuern Dichters entstellendes Zerrbild mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Das einzig Neue, was das Buch enthält, sind — von einigen kleinen Anecdoten und Personalien abgesehen — 30 bisher ungedruckte, aus dem Französischen übersetzte Briefe Chamisso's aus den Jahren 1798 (?) und 1800, resp. 1819 bis 1830. Es bleibt zu bedauern, daß diese werthvollen Mittheilungen keine würdigere Verwendung erfahren haben, als die Aufnahme in ein solches Buch.

Egh—.

Feuilleton.

Ein Herz und eine Seele.

Von Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

Paul und Hedwig hatten ihre glücklichsten Stunden am Abend, wenn sie sicher waren, von keinem Menschen gestört zu werden. Dann — es muß gesagt werden — kochten sie miteinander in ihrer sauberen kleinen Küche mit den blitzblanken neuen Geschirren. Ja, sie kochten, brieten und buken, wie sie einst als Kinder über der Spiritusflamme eines Miniaturheerdes gethan hatten. Nur etwas ernsthafter jetzt als damals, da es die Bereitung ihres Abendbrotes galt, und sie immer hungrig waren. In der ersten Zeit verstiegen sie sich nicht zu complicirten Gerichten; Spiegeleier oder Pfannekuchen schienen ihnen die größten Delicatessen. Dann aber kaufte Paul ein Kochbuch und nun wurden sämmtliche Recepte, die sich unter der Rubrik „Mehlspeisen" darin vorfanden, in bunter Reihe aufgeführt. Das eben confirmirte Mädchen für Alles, frisch aus dem Waisenhause, welches von Mutter Ortlieb für den jungen Haushalt gemiethet worden war, hatte mit der Herrschaft vergnügte Abende. Es hieß eigentlich Petronella, wurde aber der Bequemlichkeit halber Peter genannt. Peter also, ein lang aufgeschossenes Ding mit spitzen Ellenbogen und geraden Schultern, durfte zusehen. Gewöhnlich saß sie bei diesen Kochbelustigungen auf einem niedrigen Schemel in ihrer Lieblingsattitüde, nämlich die gefalteten Hände um die heraufgezogenen Kniee gelegt und mit dem spitzen Kinn darauf ruhend. Während der Herr und die Madame, beide in blauen Leinenschürzen, emsig mit Mehl und Eiern, Zucker und Zuthaten hantierten, gingen ihre blöden Augen in stillem Wunder von dem Einen zum Andern. Zuweilen kam ihr der Gedanke, daß dieses Treiben der Herrschaft doch eigentlich gänzlich ungehörig sei und sie brach in den Vorwurf aus: „Aber wie mögen Sie das nur thun? Sie haben es ja gar nicht nöthig!" — Peter, dies dumme Mädchen, kannte eben die Welt noch nicht; sie wußte nicht, daß die Menschen immer mit dem größten Eifer diejenigen Beschäftigungen treiben, zu denen nichts sie zwingt. Wenn sie überhaupt zu Beobachtungen veranlagt gewesen wäre, so hätte sie ganz in der Nähe ein zweites Beispiel von diesem Hange der Wohlsituirten zur Verrichtung ungehöriger Arbeiten finden können. Herr Ortlieb senior nämlich ließ es sich nicht nehmen, im Schweiße seines Angesichts die Gemüsebeete in seinem großen Garten von Unkraut rein zu halten; er pflückte die Erbsen, die Bohnen und Erdbeeren, und kletterte sogar im Herbste auf hoher Leiter empor, um von dem alten Birnbaume im Hof die vortrefflichen Beurre gris herabzuholen, die er hernach größtentheils verschenkte. Eine wunderliche Welt, diese Welt, wohinein Peter gerathen war! Wer in Kutschen fahren kann, hackt Holz zu seinem Vergnügen, und der Holzhacker, dem sein Metier ganz und gar keinen Spaß macht, kann die Kutsche nicht finden, worin er zu seiner Erholung spazieren fahren möchte.

In den Fabrikhof gegenüber rollte ein Fuder Hadern, Stroh und Holzstoff nach dem anderen, und hinaus gingen Tag für Tag Ballen und Kisten: Papier, nichts als Papier, aus Maschinen kommend und dazu bestimmt, andere heißhungrige Maschinen zu speisen, die es dann wieder eiligst abwarfen, damit es ohne Verzug in die Hände der neuigkeitsbedürftigen Menschenkinder komme. Das Ortlieb'sche Geschäft ging seinen alten Gang und lieferte immer dieselbe gute Waare; auch die Leute darin arbeiteten in den eingefahrenen Geleisen weiter und hatten es nicht übermäßig sauer. Nur älter wurden sie dabei allmählich. Freilich verfährt die Zeit glimpflich; sie läßt es uns nicht eben unsanft merken, daß sie uns beim Schopfe hat und mit sich führt; nur zuweilen verhilft sie uns durch einen kleinen freundschaftlichen Wink zu der Einsicht, daß wir nicht mehr sind, was wir waren. Als die jungen Ortlieb's ein Jahr lang sich Mann und Frau genannt hatten, kam ihnen der Geschmack an ihren bisherigen Freuden langsam abhanden. Es war keine Frage: sie langweilten sich ein wenig, wenn sie allein waren. Die Flitterwochen lagen eben hinter ihnen; ein Abschnitt ihres Lebens war zu Ende und ein neuer wollte nicht beginnen. Was dieser neue Abschnitt ihnen bringen mußte, wußten sie gut genug, und wenn sie es nicht gewußt hätten, würden sie es durch Mutter Ortlieb erfahren haben, die zwar zuerst den lieben Gott inbrünstig gebeten hatte, die Kinder einstweilen vor Familienzuwachs zu bewahren, dann aber, als ihr Gebet erhört worden zu sein schien, anderen Sinnes wurde und schließlich das erste Enkelchen ungeduldig herbeisehnte.

„Wir bekommen keine Kinder, Mama", sagte Hedwig. „Paul und ich haben uns auch bereits darin gefunden." Die junge Frau machte dabei ein ganz gefaßtes Gesicht; aber froh war ihr wahrlich nicht zu Muthe, und gefunden hatten sich die jungen Gatten auch nicht. Im Gegentheil: eben jetzt waren sie nach langen Gesprächen zu dem Entschlusse gekommen, ein fremdes, möglichst kleines Kind zu sich zu nehmen; denn ein Kind wollten und mußten sie unter allen Umständen haben, und zwar so bald als möglich; die Sehnsucht nach einem lebendigen Püppchen, mit dem sie spielen konnten, war gar zu groß. Doch hielten sie noch ihren Plan geheim. Aber sie gingen Abends miteinander aus durch die Straßen, wo Arbeiter wohnten, und versuchten, fleißig um sich schauend, einen Säugling ausfindig zu machen, der ihnen Beiden gleich gut gefiel. Es kam auch vor, daß sie zu einer Frau herantraten, die vor der Thür ihres einstöckigen Häuschens ihr Jüngstes auf dem Schooße hielt, und es angelegentlich betrachteten, nach Geschlecht und Alter des Kleinen fragend und mit der Mutter freundliche Worte wechselnd. „Wie glücklich Sie sein müssen!" konnte dann wohl Hedwig mit schüchternem Entzücken ausrufen. Sie bekam freilich nicht immer diejenige Antwort, die sie in ihrer Unschuld erwartete. „Kinder sind für unsereins nicht immer ein Glück", hieß es zuweilen. „Wartung und Pflege hindern am Verdienen, und die Kosten wachsen. Man nimmt sie hin, weil es einmal nicht anders

Digitized by Google

ist." Solche Aeußerungen waren Hedwig unbegreiflich. „Welche Gefühllosigkeit!" sagte sie zu Paul, wenn die Beiden weitergingen. „Und wenn ich die Frau des ärmsten Tagelöhners wäre; an der Liebe zu meinem Kinde sollte mich nichts irre machen!" — Paul bewunderte seine Frau ob ihrer Energie; wenn er indessen von der Seite ihre zarte Figur betrachtete und sich daran erinnerte, wie sterbensmüde sie nach einer mit Peter vorgenommenen Zimmerputze zu sein pflegte, so kamen ihm doch Bedenken an der Dauerhaftigkeit ihres Heroismus, und er war froh, daß er kein Tagelöhner war, sondern der einzige Erbe der Papierfabrik von Ortlieb senior.

Nachdem diese Spaziergänge in dem Arbeiterviertel einige Wochen gedauert hatten, während deren ein halbes Hundert der verschiedenartigsten Säuglinge besichtigt und bewundert worden war, verbreitete sich in jenen Kreisen das Gerücht, die jungen Ortliebs suchten ein Kind, mit der Absicht, es als das ihrige anzunehmen. Da fand sich nun manches arme, geplagte Weib, das herzlich gern bereit war, von ihrem Ueberfluß eins abzugeben, manche junge, von Nahrungssorgen gequälte Mutter, die ihrem Liebling das Wohlleben bei vermögenden Pflegeeltern gegönnt hätte. Und es dauerte nicht lange, da begann eine Wanderung von Müttern mit sorgfältig eingewickelten Kindern zu der Wohnung von Ortlieb junior. Zu allen Tageszeiten strömten sie herein in ihrem besten Staat, die Verkäuferinnen von tauglichen Adoptivobjecten, und priesen ihre zappelnde Waare der bestürzten Hedwig an. Peter mußte allezeit mit dem Scheuerlappen bereit stehen, um die Fußspuren dieser Invasion aus Flur und Küche zu entfernen. Peter ließ es sich nicht nehmen, auch ihr Urtheil über die angebotenen kleinen Schreier abzugeben; war sie doch als künftige Wärterin des neuen Hausgenossen bei der Sache auf das höchste interessirt. Und Peter war unstreitig eine Sachkundige; sie besaß jüngere Geschwister und hatte über das Naturell derselben im Säuglingsalter nothgedrungene Erfahrungen gemacht. Phlegmatisches Temperament wußte sie von cholerischem recht gut zu unterscheiden, und es war ihr nicht zu verdenken, daß sie nur solche Sprößlinge empfahl, in denen das erstere deutlich ausgeprägt erschien.

Auch Paul blieb nicht verschont von diesem Sturmlauf der jüngsten Proletarier-Generation auf die Kost- und Schlafstelle in seinem Hause. Sobald er sich in der Papierfabrik blicken ließ, wurde er von irgend einem Arbeiter bei Seite genommen, der aus seinem Vorrath ein passendes Kind anzubieten hatte. „Wir in der Fabrik sind doch die Nächsten dazu", hielten ihm die entäußerungslustigen Väter vor. Paul, in seiner Verlegenheit, griff zu dem probaten Auskunftsmittel, sämmtliche Bittsteller an seine Frau zu verweisen, die allein zu entscheiden hätte; aber er hielt sich fortan so viel wie möglich im Contore auf, und wenn er einmal nicht vermeiden konnte, die Fabrikräume zu betreten, so huschte er hindurch wie ein gejagtes Wild, mit emporgehobenen Rockschößen, damit im Falle der Noth ihn nichts an schleunigster Flucht hindere.

Es konnte indessen nicht fehlen, daß dem alten Herrn Ortlieb, der ohnehin die Augen überall hatte, die Karawane von Frauen mit Kinderbündeln auffiel, die sich den ganzen Tag hindurch zu der Thür von seines Sohnes Wohnung hinbewegte. Zuerst dachte er, seine Schwiegertochter sei unter die wohlthätigen Frauen gegangen und bringe im übertriebenen Eifer des ersten Mitleids mit den Armen mehr Geld unter die Leute, als diesen gut sei. Er wollte mit Hedwig sprechen, sobald er sie sähe, nahm er sich vor. Dann aber, als er bei jeder der vermeintlichen Bettlerinnen unfehlbar ein kleines Kind entdeckte, ward er an der Richtigkeit seiner Vermuthung irre, und rasch entschlossen, wie er war, rief er die nächste Frau, die er von Hedwig kommen sah, zu sich herüber. Da erfuhr er denn von dem thörichten Projecte, das die „Kinder" sich ausgeheckt hatten, rief seinen Sohn vom Pulte und ging mit ihm schnurstracks zu Hedwig hinüber.

Es war nicht gut Kirschen essen mit dem alten Herrn, wenn derselbe Jemand auf einer Dummheit ertappt hatte. Er gab sich in dem gegenwärtigen Falle keine Mühe, die Motive zu untersuchen, welche bei dem jungen Ehepaare im Spiel gewesen waren; erbarmungslos wetterte er über „die närrische Idee, fremde Brut ins Nest zu nehmen, noch dazu solche, die man von der Gasse auflese". Er müsse sich solche Kinderstreiche auf das Entschiedenste verbitten; so lange er, Justus Ortlieb, lebe, wolle er nicht durch einen Zwischenläufer geärgert werden, der sich gebärde, als ob er zu seiner Familie gehöre. — Paul und Hedwig hingen die Köpfe; ihr schöner Traum war dahin. Selbst Petronella, genannt Peter, putzte an diesem Morgen nur mit halber Kraft an den messingenen Thürgriffen; die gute Seele bedauerte von Herzen ihre Herrschaft, die sich so sehr auf den Spaß gefreut hatte, den das Kindchen ihnen machen würde. Aber es war ihnen nicht zu helfen. Wenn der alte Herr Ortlieb einmal so gesprochen hatte, wie er gethan, dann konnte keine Macht der Erde seinen Willen beugen. Dies war Peter's Ansicht; sie hatte gehorcht und mußte es deshalb wissen..

Auch Mutter Ortlieb brummte, als sie von der Angelegenheit erfuhr; aber doch um ein Bedeutendes gelinder wie ihr hitziger Gemahl. Sie verstand die Sehnsucht nach Nachkommenschaft, die sich in dem abenteuerlichen Plane der „Kinder" Luft gemacht hatte und war deshalb zur Milde gestimmt. Das junge Paar freilich empfand ihren sanften Tadel ebenso bitter als die rauhen Scheltworte des Papas; sie konnten sich nicht überzeugen, daß sie etwas Unsinniges hatten ins Werk setzen wollen, und es kam ihnen zum erstenmale die kränkende Thatsache zum Bewußtsein, daß sie von ihren lieben Eltern bis auf den heutigen Tag als Unmündige behandelt worden waren und eigentlich nur auf einem sehr beschränkten Gebiet etwas zu sagen hatten. Untereinander gelobten sie sich, daß dies anders werden müsse. Aber wie war das zu machen, ohne offene Empörung, zu der keins von ihnen das Herz hatte?

Was nun übrigens jenen Einfall betraf, mittelst eines Kindes anderer Leute sich Elternfreuden zu verschaffen, so waren Paul und Hedwig bald genug froh, daß die Ausführung desselben auf Schwierigkeiten gestoßen war. Denn es kam die Zeit, da die junge Frau plötzlich von einer süßen Hoffnung fast schreckhaft bewegt wurde und es sie heiß und kalt überlief, wenn sie ihren Sinn auf die Zukunft richtete. Das Wunder war zu groß; sie konnte es nicht gleich fassen. Eine Weile trug sie zitternd ihr Geheimniß mit sich umher und war abwechselnd still und träumerisch und dann wieder fieberhaft erregt, bis sie nicht mehr an sich halten konnte und eines Abends, unter Lachen und Weinen, ihrem Paul die große Neuigkeit verrieth.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das Spatenbräu.

Mit einer gewissen Spannung haben wir seit einem Jahre der Vollendung des von einem Münchener Architekten erbauten und von einem Münchener Maler decorirten Spatenbräus in der Friedrichstraße entgegengesehen und dabei eine Reihe angenehmer Enttäuschungen erlebt.

Als zuerst die Nachricht von dem Vorhaben Sedlmayer's die Runde machte, da erhob sich vor unserer Phantasie sofort ein phantastisches Renaissancegebilde mit abenteuerlicher thurmreicher Silhouette und überladener Fassade voll wilder Fratzen und Schnörkel. Als aber durch das Gerüst die Anlage kenntlich wurde, entdeckten wir eine Architektur von so schlichten Mitteln, daß es wie eine Herausforderung gegen den in barbarischer Verschwendung von Material und Ornamenten prassenden Neuberliner Stil erschien. Keine Säulen, keine Pilaster; eine ruhige Wand mit großen Zwischenräumen, in der Mitte ein Erker, der sich in thurmartigem Abschluß über das Dach erhebt; die Fensterumrahmungen in Sandstein noch gothisirend in der Anlage, Bildhauerarbeit nur an den Schlußsteinen der Bogen im Erdgeschoß. Eine solche Zurückhaltung hätte man Seidel gar nicht zugetraut, zum wenigsten in Berlin mit Kaiser und von Großheim's Germania und Griesebach's Faberhaus als Gegenüber.

Digitized by Google

Aber die Erklärung lag nahe genug: die ganze Fassade sollte für die von Seitz und seinem Schüler Hupf auszuführenden Wandmalereien frei bleiben. Das stellten wir uns als eine ungeheure Aufgabe vor, über deren Vollendung nach den Erfahrungen im Zeughaus, an dessen Decorationen seit Jahren ein großer Theil der Künstlerschaft betheiligt ist, wohl einige Sommer ins Land ziehen würden. Als wir die Sommerreise antraten, war das Gerüst noch nicht aufgeschlagen, als wir wiederkamen, war die Decoration der Fassade sammt allen Innenräumen vollendet.

Dazu kam noch eine weitere Ueberraschung. Ohne uns eine klare Vorstellung gemacht zu haben, hatten wir doch eine unbestimmte Erwartung von allen denkbaren Renaissanceschnörkeln, von übersprudelnden Einfällen und Scherzen jeder Art gehegt. Und an dem vollendeten Hause fanden wir ebensoviel leergebliebene weiße Wandflächen wie Malerei, von Schnörkeln kaum genug, um an den Münchener Stil zu erinnern und statt ihrer an Blumen und Gemüsen aller Art eine gewisse Summe von Naturstudium. Im Ganzen wieder eine Mäßigung, die darum nicht unerfreulicher wirkte, daß sie unerwartet kam.

Das Wichtigste ist unten über den drei Bogen im Erdgeschoß — der mittlere unter dem Erker fast doppelt so hoch und breit wie die seitlichen — in bequemer Sichthöhe angebracht. Ein Mann und ein Weib, natürlich in der unvermeidlichen Renaissancetracht, sitzen zu den Seiten des Mittelbogens unter einem Ueberfluß von Früchten, Gemüsen und Blumen aller Art, die in Kränzen um die Bogen gehängt sind, wie eine heitere Festdecoration, in Haufen neben den Figuren liegen oder in Guirlanden über die weiße Mauerfläche herabhängen. Dieser Theil findet bei Berliner Künstlern am meisten Beifall. Ohne Zusammenhang hiermit schweben über den Figuren zu Seiten des Erkers zwei sonderbare geflügelte Grottesken mit wild verschlungenen Wurzelbeinen. Sie sind sehr lustig erfunden, dürften aber etwas zu kräftig und groß sein für das scherzhafte Motiv. Zwischen den Fenstern des ersten und zweiten Stocks baut sich eine wieder ganz unabhängig angelegte Composition auf. Ein breiter Fries trägt das in großen einfachen Buchstaben angelegte Firmenschild, darüber erheben sich zu Seiten des Erkers aus kräftigen Vasen zwei Pyramiden von Früchten und Blumen aller Art. Sie sind sehr dünn und schlank emporgeführt, dem Künstler wohl selber zu dünn gerathen, denn er läßt sie einen starken Schatten auf die Wand werfen. Leider kommt dadurch etwas unruhig Schwankendes in diesen Theil der Anlage. Vom dritten Stock ab, dessen Fenster durch lustige Gitter aus raschem Rollwerk mit grünen Zweigen durchsteckt gekrönt sind, trägt die Wand nicht viel Schmuck, mehr Wappen; ein breit angelegter Adler auf dem Erker und auf den Seitenflächen Agraffen, an die sich einige Malerschnörkel ansetzen, lassen die Composition lose ausklingen. Es ist eben nichts angebracht, das man lieber in größerer Nähe gehabt hätte.

Aufbau und Erfindung erscheinen, wie man sieht, nicht gerade tiefsinnig. Aber wir sind weit entfernt, dem Künstler daraus einen Vorwurf zu machen. Im Gegentheil, wir rechnen es dem Künstler hoch an, daß er außer den ganz allgemeinen Bezügen der Figuren mit Trinkgefäßen und der vielen eßbaren Früchte und Wurzeln keinerlei Anstrengung gemacht hat, etwas Besonderes ausdrücken zu wollen. Wir haben die allegorischen Verherrlichungen der Trink- und Eßpoesie von Herzen satt.

Die Technik der Keim'schen Mineralfarben soll dem Fresco Concurrenz machen. Ob sie in unserm Klima haltbar ist, ist noch nicht ausgemacht. Ihre Farben sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, ziemlich flau, aber von weit angenehmeren Tönen, als wir sie in Berliner Decorationen gewohnt sind. Außer einigen jüngeren Historienmalern wüßte ich Niemanden in Berlin, der an der Wand eine so saubere Platte zur Verfügung hätte.

Das Innere bereitet wohl manchem Berliner eine Enttäuschung. Es ist unendlich viel einfacher gehalten, als wir es von neuen Localen ersten Ranges gewohnt sind. Unten ein großer Saal, zur Hälfte gewölbt, zur Hälfte mit Holzdecke, hat keinen anderen Schmuck als eine mannshohe Wandtäfelung und einige Bilder auf den weiß getünchten Wänden. Aber es ist ein gemüthliches Bierlocal ohne Prätensionen. Im ersten Stock liegt der Hauptraum. Gegen die Pracht der Fassade fällt auch dieser ab. Hier sind die Wandvertäfelungen in einem nicht unangenehmen grünen Ton gestrichen, der durch rothe Abfasungen und weiße Ornamente belebt ist. Die Holzdecke correspondirt in der Farbe, nur daß sie mit weißen Ornamenten in der geschmacklosesten Weise überladen ist. Ein Zehntel thäte mehr. Auch die Wandflächen, flott bemalt mit altdeutschem Rankenwerk voller Thiergestalten, dem Bairischen Wappen, dem Reichsadler, könnten wir uns mit mäßigerem Schmuck hübscher denken. Ueberladung mag bei reichen Mitteln prunkvoll wirken; bei ärmlichen stößt sie ab. Und wozu immer und immer wieder diese abgeleierten Schnörkel? Was dagegen Naturformen leisten, haben doch dieselben Künstler an der Fassade gezeigt. Schade, daß der Effect des in der Conception sehr behaglichen Raumes durch diese Ueberflüssigkeiten gestört wird.

Sehr hübsch ist im ganzen Hause das Schmiedeeisen.

Die anfänglich sehr scharfen Debatten für und wider die Arbeit von Seitz und Seidel haben sich beruhigt. Man ist allmählich in dem mittleren Urtheil zusammengetroffen, daß wir es mit einem höchst interessanten Experimente zu thun haben, welches uns viel zu denken gibt. Ein Berliner hätte die Aufgabe sicherlich nicht so gelöst. Bei uns gibt es zwar keinen so fest eingearbeiteten Stil, wie ihn die Münchener in ihrer Renaissance besitzen, aber wir haben dafür auch nicht die unleidliche Manier. Es ist sicher, daß bei alledem die Fassade von Einfluß auf ähnliche Arbeiten bei uns bleiben wird und daß sich aus der Einrichtung des Innern manche hübsche Anregung holen läßt. Wir können sie brauchen, denn sicherlich sind die überladenen Prachteinrichtungen unserer vorzüglichsten Bierlocale, Restaurants und Cafés noch lange nicht das letzte Wort. Vielleicht findet sich einmal die Gelegenheit zu einer vergleichenden Uebersicht der Gattung.

A. L.

Notizen.

Vorstadtgeschichten von Heinrich Seidel. Dritte veränderte Auflage. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind. — Wir nehmen mit Vergnügen die Gelegenheit wahr, welche uns das Erscheinen der dritten Auflage des vorliegenden Büchleins darbietet, um abermals auf das liebenswürdige Talent des Verfassers hinzuweisen, welcher uns seine kleinen, aber prächtig ausgerundeten und tiefempfundenen Geschichten so anmuthig vorzuplaudern weiß. Es sind Unterhaltungen für die Schummerstunde, in der wir gerne von einer so gemüthlichen Welt träumen, die uns der Dichter mit viel Gefühl, zuweilen auch mit prächtigem Humor hier vorzaubert. In die neue Auflage sind die besten Stücke aus den früheren Sammlungen aufgenommen, so besonders das Cabinetstückchen: „Der gute alte Onkel“ und die hübsche kleine Novelle: „Im Atelier“. Wir empfehlen unseren Leserinnen die neue Sammlung aufs angelegentlichste. —e.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Doctor,

Zu Ihrem Kleist-Artikel möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Distichen im Körner-Stammbuch nicht von Julie Kunze verfaßt sind, sondern von Goethe nach einem Vorbild der griechischen Anthologie: Warnung, in der Rubrik des ersten Bandes der Gedichte: „Antiker Form sich nähernd“. Körner war bei dem Verlag der Goethe'schen Werke bei Göschen mitbetheiligt, und so war Julie mit diesen wohlbekannt.

Hochachtungsvoll und ergebenst
G. v. Loeper.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Zweite Preisherabsetzung.

H. R. Mecklenburg in **Berlin C. 2, Klosterstrasse 38,** bietet gut gehalten an:

Tadellos **neue,** meist **Prachtbände:** Wessely, Kunstübde. Frauen, Fol. M. Abb. (30 M.) 7 M. — Hoffweiler, Sicilien in Gegwt. u. Vergght. 4° (25 M.) 8 M. — Bodenstedt, Kunst und Leben. E. Almanach f. deutsch. Haus. 3 Bde. Lex. 8° (30 M.) 15 M. auch einz. ohne Bandzahl je 5 M. — Düntzer, Lessing's Leben (12 M.) 7 M. — Lewes, Goethe's Leben 2 Bde. (7,50 M.) 4,50 M. — Goethe's Faust Ausg. f. Bücherfrde. (20 M.) 7 M. — Polko A. d. Künstlerw. (6 M.) 4 M. — Weech, D. Deutschen s. d. Reform., 1879 (12 M.) 5,50 M. — v. Broglie, Friedrich II. u. M. Theresia. 1884 (10,50 M.) 6 M. — Hart, Orient u. Occidt., e. Blüthenl. v. Gedicht. a. d. Weltlit. 1885 (5,50 M.) 2,75 M. — Schwebel, Renaiss. und Rococo. Abhdl. z. Kulturgesch. d. dtsch. Reichshauptst. 1884 (7,50 M.) 4 M. — Rothschild, Hand- und Contorlex. 1881 (9 M.) 5 M. — Loebe's Handlexikon der gesammten Landw. 2 Bde. (10 M.) 5 M. — Hogarth, Zeichnungen 93 Stahlstiche m. T. (30 M.) 12 M. — Löwenstein, Ehret d. Frauen (20 M.) 12 M. — Köhler, D. Rhein, m. Aquarellb. (30 M.) 15 M. — Thüringen, m. Aquarellb. (30 M.) 12 M. — Weiss, Gesch. d. Tracht, d. Baues u. d. Geräthe d. alten Völker, m. ca. 2000 Holzschn. I/II. (27 M.) 10 M. — Stillfried-A. Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. 1884. (16 M.) 9 M. — Wessely, D. Landsknechte, 30 Lichtdr., n. Cranach, Amman u. A. (40 M.) 20 M. — Rafael Sanzio's W. in Umr. s. Gem., in Kpfr. gest., 235 Bl. gr. 4° (16 M.) 7.50 M., in eleganter Mappe 12 M. — Tizian Vercelli's W. n. e. Ausw. d. bedeutendst. W. v. L. d. Vinci, G. Reni, u. P. Veronese in Umr. ihr. Gem., in Kpfr. gest., Paris o. J. (20 M.) 12 M. — Schaermann, Erwrbng. d. Kr. Grossbrit. d. Königr. Hannover 1878 (2,40 M.) 1,30 M. — Ars moriendi, Photogr. Facsim. d. Univ. (60 M.) 16 M. — v. Scherzer, Weltindustrieen 1880 Lwbd. (9 M.) 4 M. — Weber's Demokrit. Ausw. Lwbd. 4 M. — Lehmann, Handbuch dtsch. Lit. 1884 Lwbd. (6 M.) 3 M. — Andree, Geogr. d. Welthandels m. gesch. Erltrg. 1877 Lwbd. (11 M.) 4 M. — Quentel, Ornamente u. Stickmuster N. d. Ausg. v. 1527. Lpz. 1880 (20 M.) 10 M. — Kat. d. Kunstsamml. v. E. Felix. M. Abb. von 36 Tafeln. 1885. (75 M.) 25 M. — Köhler, Entw. d. Tracht m. 550 Abb. 1877 (16 M.) 7 M. — D. ges. Naturwissensch. v. Dippel, Mädler u. A. 3 Lwbde. mit 1321 Holzschn. 1877 (51 M.) 19 M. — Merling, elektr. Beleucht. 1882. (16 M.) 4 M. — Bässler, griech. Heldensaal 2 Bände. 1879. (8 M.) 5 M. — Doré, Reise wider Willen. 1885. Lwbd. 4,50 M.

Schriftsteller

ersucht eine neubegr. Verlagsbuchhlg. um gefl. Offerten unter **P. M. 348, Haasenstein & Vogler, Berlin W., Potsdamerstr. 135.**

Ein Fachmann wünscht d. regelmässige **militairische Correspondenz** etc. für eine grössere politische Zeitung zu übernehmen. Offert. unt. X. 1. beförd. d. Exped. d. Bl.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brochirt 15 Mark. In 6 eleg. Leinwandbänden 20 Mark.

Verlag v. Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Prof. Dr. v. Schlechtendal-Hallier's

Flora von Deutschland, Österr.-Ungarn und der Schweiz.

5te Auflage. I. wohlfeile Ausgabe.

In Liefg. à 1 M. m. ca. 14—16 mustergilt. Orig.-Farbendrucktafeln nebst Text, oder Bänden im Preise v. 5—10 M. **im Subscriptionspreis.** Erschienen sind bis jetzt 2,200 Pflanzentafeln **1883 in Wissenschftl. Ausstlg. in Wien m. d. Gold. Med. prämiirt.** Der jetzt **so abnorm billige Subscr.-Preis** erlischt **vor Vollendung** des Werkes. Unterbrochene Subscriptionen können nur bis Ablauf d. J. (1885) **für mich verbindlich** wieder aufgenommen werden. An sichere Personen gegen monatliche Raten à 5 M. sofort franko **was** erschienen. Fortsetzung franko.

NB. Von 112 Familien befinden sich die letzten 18 in Vorbereitung!

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schloezer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg.

Briefe

von

Anna Maria von Hagedorn

an ihren jüngeren Sohn

Christian Ludwig

1731—32.

Herausgegeben von

Dr. Berthold Litzmann,

Dozent an der Universität Jena.

gr. 8. 1885. *M.* 2.50.

Im unterzeichneten Verlage erschien:

DAS WEIB

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien

von **Dr. med. H. Ploss.**

2 starke Bände. Preis brochirt 16 M., geb. 19 M.

Auch direct gegen vorherige Franco-Zahlung vom Verleger.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Katalog No. 15.

enth. Auswahl besserer Werke aus allen Wissenschaften (1600 Nrn.) erschien soeben.

Gratis u. franco.

Braunschweigisches Antiquariat von **Richard Sattler,** Braunschweig.

Ankauf v. Büchern jeder Art.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Technikum Mittweida

in Sachsen, die älteste und deshalb besuchteste derartige Fachschule, beginnt Mitte Oktober den Winterkurs. Sie zerfällt a) in eine **Maschinen-Ingenieur-Schule,** zur Ausbildung von Ingenieuren und Konstrukteuren für Maschinen- und Mühlenbau, von künftigen Fabrikanten aller Branchen, zu deren Betrieb maschinentechnische Kenntnisse nöthig sind; b) in eine **Werkmeister-Schule,** zur Ausbildung von Werkmeistern, Zeichnern, Monteuren für Maschinen- und Mühlenbau, sowie von künftigen Besitzern kleiner mechanischer Werkstätten, kleiner Mühlen, Bauschlossereien u. s. w. Die jährliche Frequenz beträgt über 400 Schüler aus allen Welttheilen. Programme erhält man jederzeit gratis durch Direktor K. Weitzel in Mittweida in Sachsen.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 3. October 1885. Band XXVIII

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Slavisirung in Oesterreich. Von Carl Pröll. — Emilio Castelar und die Gewissensfreiheit. Von Carlos von Gagern — **Literatur und Kunst:** Mondnacht am Strande. Von Martin Greif. — Neues über Grillparzer. Von Fritz Lemmermayer. — Zur Psychologie des Rührenden. Von Julius Duboc. — Eine Salontyrolergeschichte. Von Theophil Zolling. — Zum 70. Geburtstag Andreas Achenbach's. Von Karl von Perfall. — **Feuilleton:** Ein Herz und eine Seele. Von Wilhelm Berger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Neue Kunstwerke. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Zur Slavisirung in Oesterreich.

Von Karl Pröll.

Für den praktischen Politiker ist es heute nothwendiger, sich mit Rassen-Psychologie als mit staatsrechtlichen Fragen zu befassen. Erstere läßt uns die Charakterzüge des modernen Völkerlebens entdecken, während letztere nur dessen zufällige, raschem Wechsel unterworfene Gewandung bilden. Mit dieser Auffassung stellt man sich auf naturwissenschaftlichen Boden, gelangt man zum politischen Darwinismus. Aber merkwürdig, so sicher die Vererbungstheorie und der Kampf um das Dasein sich in den nationalen Erscheinungen der Gegenwart nachweisen läßt, dem Grundsatze von der Anpassung fehlt eine glaubhafte Bestätigung. Gerade jene Nationalitäten, die erst neuerdings in den Vordergrund getreten und ihr Daseinsrecht beweisen wollen, verschmähen es, sich dem Culturleben unseres Jahrhunderts anzupassen, greifen zu mittelalterlichen Traditionen, Bündnissen und Waffen. Haben wir es vielleicht nur mit bald vorübergehenden Uebergangsarten zu thun, welche ihr baldiges Dahinschwinden vorausempfinden und in dem Drange, sich zu retten, instinctiv Zuflucht bei verschollenen Gewalten nehmen. Oder ist der Völkerkampf um das Dasein überhaupt nicht mit der Erringung einer höheren Culturstufe verknüpft? Wer weiß es.

Solche streitende und zweifelnde Gedanken erfüllen uns den Sinn besonders dann, wenn wir einen Blick auf österreichische Zustände werfen, uns in den Wirrsalen der inneren Politik des Nachbarreiches zurechtfinden, den bis zur Weißglühhitze gediehenen Rassenhaß verstehen wollen. Die nackte Verzweiflung der Hunger-Emeuten, der religiöse Wahnsinn wundergläubiger und geistig verwahrloster Pöbelhaufen haben zu Brutalitäten und Gewaltthätigkeiten geführt, deren Wiedererweckung wir dem nationalen Fanatismus von Zwergvölkern verdanken. Was in Böhmen jetzt alle Tage passirt, was seinen markanten Ausdruck in der jüngsten „Königinhofer Vesper" gegen deutsche Turner gefunden, die allen Beschönigungsversuchen zum Trotz von dem czechischen Volke tief im Innersten gebilligt wird, das sind Auswüchse einer culturfremden Rohheit, Rückfälle in eine durch das Faustrecht gekennzeichnete mittelalterliche Zuchtlosigkeit. Die kanibalische Einfalt, welche glaubt, daß die Stärke des erschlagenen Gegners auf seinen Verspeiser übergehe, ist Tugend gegenüber dem aufgebauschten Größenwahn, welche der nationalen Seligkeit jede Cultursitte opfert. Was in Böhmen geschieht, zeigt nicht, wie Völker emporkommen durch redliche Geistesarbeit, sondern wie es auch sklavisch angelegte Nationalitäten gibt, welche uns erzittern lassen möchten, indem sie die Civilisation wie eine schwerlastende Kette zerreißen.

Wer dieses Urtheil zu hart findet, dem können wir den Nachweis erbringen, daß die Czechen ihre Nationalitätsbestrebungen in den Dienst der Reaction gestellt haben, daß sie den mittelalterlichen Mächten des Feudalismus und Clericalismus unterwürfig geworden, welche sie als Bundesgenossen gegen das Deutschthum angerufen. Nicht um Rassenbefreiung, um Ausgestaltung ihrer nationalen Eigenart ist es den Czechen zu thun, sondern um Rassen-Reaction. Für den Preis der Verdrängung der deutschen Landesgenossen geben sie unbedingt das angeborene, aber entwickelungsbedürftige Recht auf Culturgleichheit mit den übrigen Völkern und auf Erringung freiheitlicher Staatszustände auf. Die etwas überschwängliche, aber seelenreine Bewegung des Jahres 1848 ist in Oesterreich zuerst an der slavischen Reactionslüsternheit gescheitert. Ihr hat man es wesentlich zuzuschreiben, daß der Kremsierer Verfassungsentwurf — dieser relativ beste Lösungsversuch der mit irrationellen Größen behafteten Staatsrechts-Gleichung, welche Oesterreich der Staatskunst aufgibt — gescheitert ist. Sie hat es ermöglicht, daß die österreichische Regierungspolitik wie auf einem Drahtseile bald den centralistischen, bald den föderalistischen Fuß vorsetzt und alle Noth hat, nicht schon im nächsten Augenblicke herabzustürzen, während der Hof-Absolutismus ohne Dienstuniform und die verschleierte Reaction behaglich diesen Experimenten eines staatlichen Specialitätentheaters zusehen. Wir wollen übrigens noch durch Darlegung der Slavisirungs-Methode auf einem bestimmten Gebiete, in einem begrenzten Rahmen zu veranschaulichen suchen, wie Rassenfanatismus und politischer Rückschritt sich zusammenfinden und wie hierdurch auch wirthschaftliche Hebung und sociale Entfaltung vollständig gehemmt werden.

Das von uns gewählte Gebiet ist der Böhmerwald, ein an Naturschönheiten reicher Landesabschnitt im südwestlichen Böhmen zunächst der oberösterreichischen und der bayrischen Grenze bis zum Fichtelgebirge, welcher mit seinen ungeheuren Wäldern eine der Holzkammern Europas bildet. Diese ist freilich noch viel zu wenig ausgenützt, und der Hauptgrund hierfür bleibt, daß dem Massenreichthum eines Einzigen die Massenarmuth des größten Theiles der Bevölkerung gegenübersteht. Dieses Verhältniß bestand vor hundert Jahren, es besteht heute noch. Und die seltsame „sociale Mumifiscirung" ist in erster Linie auf die Institution des Fideicommisses zurückzuführen, welche die Anhäufung von Latifundien ermöglicht, das Erwerbsleben im Banne verflossener Zeiten hält, feudale Abhängigkeit sowie wirthschaftliche Unfreiheit während einer Generationenreihe conservirt hat. Die „gebundene Erde", das

Digitized by Google

„entnationalisirte Land" des fideicommissarischen Großgrundbesitzes beträgt in Böhmen 1/5 bis 1/6 der gesammten Fläche. Im Böhmerwald nennt aber die Primogenitur der Fürsten von Schwarzenberg weit über die Hälfte des Bodens ihr Eigen. Durch ein Pächtersystem, welches nur die Schollenfesselung einer tagelöhnernden Bevölkerung bezweckt, hat sie die gesetzlich beseitigte Hörigkeit thatsächlich zu erhalten gewußt. Im ausschließlichen Besitze der wirthschaftlichen Machtfactoren übt sie eine fast unbeschränkte Herrschaft aus. Um dieses für den Herrn so köstliche und bequeme patriarchalische Regiment nicht zu stören, hat die als zweite Vorsehung des Landes waltende Adelsfamilie bisher Alles zu verhindern gewußt, was zur Erschließung des Landes, zu seiner Angliederung an den großen Culturverkehr dienen könnte. Während die trotzigsten Alpenstöcke schon von Eisenschienen durchbohrt sind, begnügt sich das Böhmerwaldgebiet noch immer mit altväterischen Landstraßen und Postverbindungen, Bergflüssen oder -Bächen, Schwemmcanälen u. dgl. Was für Volksbildung geschehen, ist nur der staatlichen Einwirkung zu verdanken, die aber keine belebende Kraft dem Volkswohlstand mittheilen konnte. Es haust sich gut hier für die Schwarzenberg, aber der intelligente und erwerbslustige „Fremde" wird höchstens Glashütten bauen, wenn er sich mit dem Fürsten gut zu stellen und dessen Holz zu bekommen weiß. Erst im Strich der „kunischen" Freibauern, der von Alters her freier Boden war, und dort, wo rühriger Bürgergeist waltet, z. B. in Krummau, Wallern, Prachatitz, hört der niederdrückende Bann der wirthschaftlichen Allmacht eines souveränen Grundherrn auf, dem seine unfreien Sassen mehr unterthänig sich fühlen als dem Monarchen. Ein zahlloses Beamtenheer regelt und ordnet den Geist dieser Unterthänigkeit, freilich nicht zum Vortheil der diese theure Administration bestreitenden fürstlichen Casse.

Diesem in Mitte Europas weltabgeschnittenen Gebiet, dessen landschaftliche Reize einst noch zahlreiche Touristen heranziehen werden, hat sich in neuester Zeit auch die Aufmerksamkeit der in ihrem Chauvinismus unersättlichen Czechen zugewendet. Nachdem es der „nationalen" Presse gelungen, den Massen den begehrlichen Grundsatz: „Böhmen für die Czechen" einzuhauchen, ein Grundsatz, der zwei Millionen Deutsche als Eindringlinge ächtet, durfte die slavische Propaganda nicht zögern, auch den von Anbeginn deutschen Böhmerwald mit ihrer gewaltsamen Werbung zu beglücken. Die Mittel einer solchen Propaganda sind Rechtspflege, Schule, Verwaltung, zu denen sich noch nationalspeculative Geschäftsleute gesellen mögen. Und in der That, alle diese Anknüpfungspunkte sind benützt worden, wobei die Czechen nach einem schlauen Plane zuerst die Landstädte zu erobern suchen, weil ihnen dann die umgebenden kleinen Orte allmählich von selbst zufallen. So findet man bereits in Prachatitz, Winterberg, Bergreichenstein, ja selbst Krummau czechische Notare oder Advocaten, czechische Apotheker, Gewürzkrämer oder Wirthe, vor Allem aber czechische Capläne, Staatsbeamte und Richter, denen sich Beamte Schwarzenberg's zur Seite stellen. Es werden „Besedas", czechische Geselligkeits-Vereine und -Häuser, gegründet, und Krethi und Plethi herangezogen. Später kommt die czechische Privatschule, vom czechischen Schulverein oder Feudalen gegründet, welche, wenn sie sich drei Jahre hindurch vierzig Schüler zusammenhausirt hat, nach der schlauen Auslegung der ursprünglich ganz anders gedachten Gesetzesbestimmungen von den widerwilligen Gemeinden weitererhalten werden muß. Schließlich errichtet man noch rein czechische Hotels und Sommerfrischen in deutscher Gegend, wie z. B. die „Pension Procop" auf dem Spitzberg bei Eisenstein. Dieser czechischen Propaganda erscheint eben kein Mittel zu verächtlich oder zu klein. Sie denkt: Viele Hunde sind des Hasen Tod. Ist sie endlich nach jahrelangen Bemühungen dahin gelangt, die Macht zu gewinnen, vielleicht in die Gemeindevertretung einzudringen, dann geberden sich ihre Vorkämpfer ebenso rücksichtslos als renitent. Ein Beispiel hierfür ist der Kampf gegen die deutsche Schule in Schüttenhofen, wo die Gemeindeorgane deutsche Eltern durch die gesetzwidrigsten Drohungen dahin zu bringen suchen, ihre Kinder in die czechische Schule zu schicken, und wo unter Connivenz der kaiserlichen Behörden man seit neun Jahren die Wahl eines deutschen Ortsschulrathes verweigert. Daß man in neuester Zeit auch durch czechische Gewaltthätigkeiten im Königinhofer Stile die Deutschen an der Sprachgrenze einzuschüchtern sucht, sei nur nebenbei erwähnt.

Aber alle diese Mittel und Mittelchen, Kniffe und Pfiffe würden gegenüber einer ruhigen, festgewurzelten, zähe an ihren Gewohnheiten hängenden und deshalb schwer umzuwandelnden Bevölkerung wenig verfangen, wenn die Czechen nicht einen Haupttrumpf ausspielen könnten. Dieser ist der Fürst Adolf Josef Schwarzenberg, der Majoratserbe, der Nachkomme eines durch und durch deutschen, vor Jahrhunderten aus Franken eingewanderten Adelsgeschlechtes, welcher sich jetzt stolz als Sohn der großen czechischen Nation bekennt — ein nationaler Renegat im unzweideutigsten Sinne des Wortes. Seinen ganzen Einfluß und sein ganzes zur Hälfte bereits slavisches Beamtenheer hat er der czechischen Sache dienstbar gemacht, sich selbst wiederholt als Gegencandidaten des deutschen Vertrauensmannes aufstellen lassen. Durch den von seinen Organen ausgeübten Druck und durch die verschiedensten Drohungen und Verlockungen ist es ihm endlich gelungen, bei den letzten Reichstagswahlen den vielverdienten und die fürstliche Nullität thurmhoch überragenden Dr. Herbst aus dem Felde zu schlagen. Er wird nun in dem österreichischen Reichsrath als Mitglied des „czechischen Club" an den Berathungen der neuen Feldzugspläne gegen das Deutschthum theilnehmen und für deren Kriegscasse ansehnliche Beiträge zu liefern haben. Ja, Fürst Schwarzenberg verdient es, aller Welt als leuchtendes Beispiel der Untreue gegen sein eigenes Volk hingestellt zu werden. Und wodurch hat sich der durch seinen deutschen Adel nicht für verpflichtet gehaltene Fürst zu diesem Abfall verführen lassen, der von jeder selbstbewußten Nation geächtet werden muß? Dadurch, daß die Czechen stets sich den feudalen Wünschen nachgiebig erwiesen, um den Fuß besser auf die Deutschen setzen zu können, daß sie mit der Reaction durch Dick und Dünn gingen, wenn für sie nur ein nationales Profitchen abfiel. Und noch ein bedauerliches und charakterisches Moment müssen wir erwähnen. Die im Böhmerwald, namentlich bei Eisenstein, begüterte süddeutsche Linie der Hohenzollern wird getäuscht über die Lage der Dinge in Böhmen und über die Gesinnung ihrer Organe; sie weiß es bis zur Stunde nicht einmal, daß verschiedene ihrer Privatbeamten den czechischen Agitationsspuk mitmachen, sich ihre Sporen im Kampfe gegen die Deutschen verdienen.

Druck ruft Abwehr hervor; so auch der vereinte sociale, wirthschaftliche und politische Druck, den die Schwarzenberg im Böhmerwald jetzt zur Entnationalisirung ihrer eigenen Volksgenossen ausüben. Im verflossenen Jahre ist ein deutscher Böhmerwaldbund gegründet worden, der vor Kurzem in Prachatitz seine erste Hauptversammlung hielt und bereits gegen 100 Ortsgruppen mit mehr als 14000 Mitgliedern zählt. Freilich auch ein czechischer, von Schwarzenberg protegirter Gegenbund ist bereits hervorgetreten. Der deutsche Böhmerwaldbund wird aber unentwegt den Kampf aufnehmen, dessen letztes Ziel, wie ein Redner auf der Hauptversammlung betonte, Beseitigung des Fideicommisses ist. Sind doch die Macht-Nutznießer desselben jetzt die Czechen geworden!

Emilio Castelar und die Gewissensfreiheit.

Von Carlos von Gagern.

Es sind Zweifel ausgesprochen worden, ob die spanischen Liberalen, wenn sie, wie gegenwärtig sie es lebhafter hoffen, wieder ans Ruder kommen sollten, ihre Reden von Religions- und Gewissensfreiheit zur Wahrheit machen und den Muth haben würden, der in der letzten Zeit stetig anwachsenden Macht der Geistlichkeit Schranken zu setzen.

Diese Zweifel sind vollauf berechtigt. Es genügt, um sie zu begründen, auf denjenigen Mann hinzuweisen, der in seinem Vaterlande als Prototyp des Liberalismus gilt, auf Emilio

Digitized by Google

Castelar. Welche Stellung nimmt er der religiösen Frage gegenüber ein? Allerdings hat er sie in sein politisches Programm aufgenommen; in der großen Rede, die er Anfangs Juli gegen die äußere und innere Politik des Cabinets Canovas del Castillo in der Deputirtenkammer hielt, bemühte er sich jedoch, eine künstliche, sophistische Unterscheidung aufzustellen zwischen Katholicismus und Ultramontanismus, indem er nur den letzteren angriff. Zu einer klaren Anschauung darüber ist er Zeit seines Lebens nicht gekommen. Ein Bewunderer seiner Rednergabe machte ihm schon zur Zeit, als die Thronentsagung des Königs Amadeo im Februar 1873 die republikanische Partei und mit ihr Castelar ans Ruder brachte, den gerechten Vorwurf eines ewigen Hinüberspringens von der Philosophie zur religiösen Sentimentalität, von der positiven Wissenschaft zum schöngeisternden Mysticismus, von der Erde in den Himmel. Und seitdem hat er in dieser Hinsicht keinen Fortschritt aufzuweisen. In seiner Jugend verdiente er sich das tägliche Brod, indem er faulen, unwissenden aber reichen Geistlichen die Predigten schrieb, mit welchen sie ihre gläubigen Gemeinden erbauen wollten. Diese halbpfäffische Beschäftigung hat seiner ganzen späteren Laufbahn einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Trotz seiner Befürwortung der Religionsfreiheit erhitzt er durch seine Reden wie durch seine Artikel das überdies schon bis zum Wahnsinn aufgeregte religiöse Gefühl seiner Landsleute, und indem er Alles, was mit dem Katholicismus im Zusammenhang steht, idealisirt und dichterisch verklärt, verdammt er selbst zu vollständiger Unfruchtbarkeit seine sporadisch unternommenen Versuche, mit jenem die moderne Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Folgerichtigkeit gehörte ja nie zu den Eigenschaften, die ihn auszeichnen.

Leicht läßt sich die katholische Religion, namentlich in Spanien, mit einem poetischen Gewande umkleiden. Ein liberaler Politiker wie Castelar einer sein will, sollte sich aber nimmermehr dieser bedenklichen Neigung hingeben, denn die Folge wird und muß sein eine zunehmende Verpfaffung seines Landes. Je mehr diesem Nüchternheit, auch hinsichtlich der religiösen Meinungen, anerzogen wird, desto vortheilhafter für dasselbe! Der Ueberschwang an Phantasie war von jeher sein Unglück.

Wiederholt hatte ich über diesen Punkt briefliche Discussionen mit Castelar.

Einst schickte er mir einen Artikel über Rosalia de Castro, die er als die erhabenste Dichterin Galiziens feierte. „Unter der Voraussetzung", heißt es darin, „daß die Dichtkunst, wie jede andere Kunst, die tiefempfundene und zum schönen Ausdruck gebrachte Idee ist, erkläre ich, daß ich Niemanden kenne, der tiefer empfindet und sich schöner auszudrücken versteht, als Rosalia; Zärtlichkeit paart sich mit Wehmuth, Licht mit geheimnißvollem Dunkel, dichterische Begeisterung mit realistischer (!) Wahrheit." — — „Die Trauer umrahmt ihre Schläfen mit mystischem Heiligenschein; die Trauer wehklagt in allen Accorden ihrer Leier." — — „Ich kenne wenige Gefühle, die meisterhafter geschildert sind, als dasjenige, welches in ihrem Herzen das Innere der Kathedrale von Santiago erweckt. Man hört Greise und Greisinnen ihr Vaterunser beten; man sieht die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch die farbigen Fenster dringen und in den glänzenden Glasperlenschnüren der Kronleuchter sich brechen; man fühlt die Angst, die sie erpackt, wenn beim klagenden Geläute der Glocken sie die auf den Altarbildern gemalten Seelen im Fegefeuer erblicken und die Köpfe der Heiligen sich bewegen sehen, als ob sie einander irgend ein Mysterium mitzutheilen hätten; man staunt über die Macht der dichterischen Beschwörung und fragt sich, ob jene Bildsäulen eine Seele haben und die steinernen Lippen Worte, und die auf den Grabmälern ausgestreckten Erzbischöfe und Bischöfe die Kraft, sich von ihren marmorkalten Lagerstätten zu erheben und die von dem unsicheren Lichte der Lampen beleuchteten Crucifixe um Vergebung anzuflehen, und Unsere liebe Frau von der Einsamkeit (Nuestra Señora de la Soledad) Thränen, um die Schmerzen ihres göttlichen Sohnes und die Ewigkeit unsrer Sünden zu beweinen." — — „Eine Kirche, einziges Ideal des armen Volkes, welchem die Kunst unter der Form der Religion erscheint, mystisches Schiff, mit Heiligen bevölkert, welche Fürsprache für uns einlegen, und von Todten umgeben, die ihrer Auferstehung entgegenharren, strahlender Leuchtthurm, auf den Klippen der Welt entzündet, welcher sein einsames Licht weithin ausstrahlt, das gleich einem geheimnißvollen Sterne in der Sturmnacht uns leuchtet, Arche auf der Sintfluth unserer Thränen schwimmend, Gedankenstrich zwischen den Pfaden der Erde und den Pfaden der Ewigkeit, Zusammenfluß aller Sehnsucht, die zum Unendlichen emporstrebt, und aller Begeisterung, die vom Unendlichen herabsteigt — der Anblick einer Kirche ergreift stets wegen der Thränen, die, Trost heischend, in ihnen verdunsten, wegen der Leichen, die auf ihre Fliesen gefallen sind, Vergebung erwartend, wegen der Gebete, die unter ihren Wölbungen umherflattern und wegen der Ex-votos, die an ihren Wänden hängen, wegen der feurigen Zungen, in welchen der göttliche Geist zu allem Zufälligen spricht, und der Weihrauchwolken, die der menschliche Geist zu allem Absoluten emporsendet, wegen der Anstrengungen, von denen ihre Gewölbe, ihre Altäre, ihre Grabmäler Zeugniß ablegen, um das göttliche Geheimniß zu durchbrechen, welches die Unendlichkeit des Raumes in sich schließt, und das uns bewegt und erbeben macht von der Tiefe unseres Herzens bis zum Gipfel unserer Vernunft!"

Und so ging es weiter, Seiten lang. Ein verzückter Mönch hätte nicht anders schreiben können.

Bescheiden erwiderte ich ihm, daß derartige Schilderungen und Betrachtungen in Deutschland schwerlich Anklang finden würden, daß eine in dieser Weise eingeführte Dichterin dem deutschen Gefühl fremd bleiben werde: er verharrte bei seiner Ansicht, die große Rosalia de Castro werde wegen ihrer, ob auch mystischen, doch freisinnigen (!) Tendenzen unter dem sich dem Idealismus zuneigenden deutschen Volke sich viele Freunde erwerben.

Bei einer anderen Gelegenheit ertheilte er mir, der ich gerade im Begriff stand, politische Correspondenzen für eine große Madrider Zeitung — El Imparcial — zu beginnen, folgenden Rath: „Vergessen Sie nicht, lieber Freund, daß Ihre materialistischen Ideen in Spanien im höchsten Grade unvolksthümlich sind, denn das spanische ist ein, wenn auch nicht gerade ultramontanes, doch ein wesentlich spiritualistisches Volk!"

So denkt und urtheilt einer seiner freisinnigsten Parteiführer, den man sonst, namentlich wegen seiner Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit, nicht hoch genug stellen kann. Mit Leib und Seele wurzelt er in seinem Volke; er ist Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geblieben. Nur eine kleine Spanne hat er sich über dessen Anschauungen und Vorurtheile zu erheben vermocht, ja er ist stolz auf seine religiöse Beschränktheit. Wenn aber derart das Salz dumm ist, womit soll man salzen?

Ich sehe für das Spanien der Gegenwart keine Hoffnung, daß es aus eigener Kraft sich auf die Höhe unseres Jahrhunderts emporschwinge. Nur tiefer und tiefer versinkt es in das Mittelalter. Es stirbt an seiner Religion. Und — Castelar ist nicht der Arzt, es zu retten.

Literatur und Kunst.

Mondnacht am Strande.

Klar vom Strom gespiegelt
Ruht des Mondes Glanz,
Der doch auch beflügelt
Zieht im Wellentanz.

Da ich ihn begleite
Thalentlang im Lauf,
Blinkend mir zur Seite
Taucht er immer auf.

Digitized by Google

Stets wie im Entweichen
Und doch voll und rein
Streut er mir den gleichen
Fabelhaften Schein,

Da ich mit den Wogen
Wandre durch die Nacht,
Wachsend angezogen
Von der feuchten Pracht,

Die im Doppelbilde
Ihren Strahl mir schickt,
Heimisch im Gefilde,
Das von oben blickt.

So die Brust getragen
Von der Fülle Hauch,
Fühl' ich hell mir tagen
Dort die Fernen auch,

Ja herabgekommen
Ihren vollen Schein,
Und mir hingenommen
Mein vergänglich Sein.

Irdischem entfliehst Du
Niemals allzuschwer,
Himmlischem entziehst Du
Nicht die Seele mehr.

Martin Greif.

Neues über Grillparzer.

Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer.

Eine der österreichischen Aristokratie angehörende feinsinnige Dichterin war vom Jahre 1860 an mit Grillparzer in freundschaftlichem Verkehre gestanden, der bis zum Tode des letzteren gewährt hatte. In das Tagebuch, welches die Dame zu führen gewohnt, hatte sie nach jedem Besuche bei dem ausgezeichneten Dramatiker die empfangenen Eindrücke und die Aussprüche verzeichnet, welche er gethan. Diese in verschiedenen Heften zerstreuten Aussprüche sind unlängst in meine Hände gelangt, und da sie Manches enthalten, was der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, seien sie hiermit auszugsweise der Oeffentlichkeit übergeben. Wie gut die betreffende Dame zu hören und das Gehörte festzuhalten verstand, erhellt fast aus jeder der nachfolgenden Mittheilungen, denn diese stehen im vollen Einklange mit Allem, was wir über Grillparzer, den Menschen und Dichter wissen, den Verbitterten und Vereinsamten, welcher seine alten Tage lesend, betrachtend und raisonnirend im vierten Stockwerke eines alten Hauses in der Spiegelgasse zu Wien verbrachte.

Die Persönlichkeit Grillparzer's übte auf die Dame einen außergewöhnlichen Eindruck aus, wiederholt rühmt sie seine Freundlichkeit und Güte, seine einfache, milde und weise Art und gesteht, daß sich aus Allem, was er gesprochen, ein reicher Geist geoffenbart und sein ganzes Gehaben in ihr das Bewußtsein erzeugt habe, einem bedeutenden Manne gegenüberzustehen. — An Ausbrüchen von Hypochondrie, der Lebensgefährtin Grillparzer's, fehlte es nicht. Er klagte häufig über Schwerhörigkeit, die ihm sein geliebtes Klavierspiel unmöglich mache, über Mangel an Gedächtniß und Kopfschwäche, besonders seit dem Sommer 1863, wo er, als er eine lateinische Inschrift lesen wollte, im Römerbad einen Stock hoch hinab fiel und nur durch eine glückliche Wendung davor bewahrt wurde, an einen eisernen Knauf anzuprallen und sich todt zu schlagen. Als darauf Jemand sagte: „Sie haben uns einen Streich gespielt", entgegnete Grillparzer mit feinem Humor: „aber keinen Geniestreich". Er klagte mit Ruhe seine Leiden und wiederholte in den Absätzen mit milder Ergebung sein Lieblingswort: „in Gottes Namen", griff aber das Thema immer wieder aufs neue auf. Grillparzer liebte die Klage und war darin ein Meister, nicht allein, wie er in einem kleinen Gedichte sagte, als er „noch jung war", sondern auch in seinem Alter. An Grund hierzu hatte es ihm allerdings in seinem langen Leben niemals gemangelt, und sowohl die öffentlichen als seine privaten Verhältnisse waren für ihn oft eine drückende Last. Ueber seine Familie äußerte er sich sehr bitter; die Hinterbliebenen seines Bruders nannte er leichtsinniges, herabgekommenes Volk, das durch seine Ansprüche und sein Elend ihm das Alter verbittere. „Güte", meinte er, „ist das Höchste, aber vor der Gutmüthigkeit müßt' man sich in Acht nehmen. Man kann den Ansprüchen, die man einmal anzuerkennen angefangen hat, später nicht mehr gebieten." Hierauf wies er auf die Wahrheit des Wiener Spruches hin: „Besser der erste Verdruß."

Die politischen Verhältnisse verstimmten ihn aufs höchste. Seinem eigenen Geständnisse zufolge hatten dieselben sein Leben vernichtet, aber zu offenem Widerstande, zu männlich-edlem Dichterzorne vermochte er sich niemals aufzuraffen, sei es aus Zaghaftigkeit, sei es aus Liebe zu Oesterreich; er blieb immer der stille Frondeur, der mürrische, greinende, liberal-conservative Mann, der die angesammelte Galle in satirischen Epigrammen und bissigen Reden entlud. Solche finden sich auch in den mir vorliegenden Tagebuchblättern.

Es war im Anfang des Jahres 1864, also zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf soldatische Dinge gerichtet. In Oesterreich war Erzherzog Leopold zum Chef des Genie-Corps ernannt worden und Grillparzer sprach das bon mot: „Das Genie-Corps hat das Leopoldkreuz bekommen." Die Besetzung der meisten militärischen Stellen durch die nachgeborenen Söhne des hohen Adels und gar durch Erzherzoge tadelte er scharf. Wie begründet sein Tadel war, hat 1866 nur zu deutlich bewiesen. — Ueber den Zehnmillionen-Credit, welcher damals in Oesterreich viel Staub aufwirbelte, sagte er, es falle ihm der Witz Nestroy's aus „Einen Jux will er sich machen" ein, wo Jemand nebst Fasan auch noch wälschen Salat mit der Motivirung begehrt, weil er das frühere nicht bezahlen könne, gehe es schon unter einem. Schmerling, den Begründer der österreichischen Februarverfassung, beurtheilte er mit den Worten, er habe gerade so viel Leichtsinn und Ehrgeiz, als es seine Stellung fordere, und sei gerade das, was man brauche; ferner meinte er, daß Rechberg, obwohl er ihm nicht recht traue, doch mehr Einfluß und Kenntniß der Cabinette besitzen müsse, als die Redner der Opposition. Große Zufriedenheit äußerte Grillparzer darüber, daß er infolge seines schlimmen Gesundheitszustandes nicht im Herrenhaus, dessen lebenslängliches Mitglied er war, zu erscheinen brauche. „Ich verstehe nichts", sagte er, „die Andern verstehen zwar auch nichts, aber sie glauben, Alles zu verstehen, ich glaube das nicht."

Das Duell verwarf er. Er bemerkte, da handle man immer schlecht; wenn man das Duell annehme, handle man schlecht, und wenn man es ablehne, handle man auch schlecht; und um die Leute, welche im Duell fielen, sei es fast nie schade.

Als einmal im Jahre 1864 die Rede vom Garibaldi-Jubel in England war und die aristokratische Dichterin, der ich diese Notizen verdanke, den italienischen Patrioten mit Washington vergleichen wollte, that Grillparzer die Aeußerung: es sei ein Unglück, daß die republikanische Sache in England einen Vorkämpfer wie Washington gefunden habe, mindestens seien die Freiheitshelden Narren oder Schurken. Er habe die Freiheit satt und in 60 bis 80 Jahren würden die Völker, wohl wieder mit Unrecht, um absolute Regierungen beten. — Das ist der echte Grillparzer, der vor dem Jahre 48 unter der Polizeiherrschaft ächzte, aber die freiheitliche Bewegung des genannten Jahres mit schelen Augen und verweisenden Bemerkungen verfolgte. Auch er hatte das mächtige Bedürfniß, frei Athem zu holen, und war doch nicht herzhaft auf der Seite Derer, welche bestrebt waren, die Luft zu reinigen. Dieses Dilemma des Willens hängt mit dem Naturell Grill-

Digitized by Google

parzer's zusammen, das ein empfindliches, scheues und schwaches war.

Für Oesterreich, so versicherte er, sei die gute Zeit nicht unter Kaiser Franz gewesen, der war zu wenig gutmüthig, sondern unter Kaiser Ferdinand. Von ihm sprach er mit Anhänglichkeit und erzählte als charakteristisch, wie der Kaiser zu Zedlitz gesagt habe: „Das Amt im Ministerium des Aeußern müßt' schwer sein, und ich danke es meinem Vater noch im Grabe, daß er mir regieren gelernt hat." Weiter bemerkte Grillparzer, daß ihn Gottes Zorn in den Reichsrath gestellt habe, und es ihn ärgere, wie man dort über geringfügige Dinge debattire, während die wichtigsten Hauptfragen unerörtert blieben.

Seine Abneigung gegen Preußen verbarg er niemals. Sie war ungerecht und unmotivirt und kann nur mit Grillparzer's starker Vaterlandsliebe erklärt werden, der er in den Worten: „ich war immer stolz, ein Oesterreicher zu sein," einen ebenso deutlichen als bündigen Ausdruck verlieh. Sein gleichermaßen unschönes als unwahres Epigramm gegen die „Sieger von 1866"

„Ich jage!" — „Du jagst!" — „Er jagt!" —
„Gebt Acht! Ihr werdet gejagt!"

welches er in einer Anwandlnng galliger Laune zu Papier brachte, ist bekannt. Von demselben Geiste und derselben Gesinnung sind die Aussprüche, welche er jener Dame gegenüber bezüglich Preußens, und was damit zusammenhängt, gethan. „Seit zwanzig Jahren", behauptet er, „ist auf der Seite Preußens Alles — (der nun folgende Ausdruck ist zu stark, um gedruckt zu werden) und auf der Seite Oesterreichs Alles Dummheit. Der König von Preußen und Bismarck haben sich in ihren Ideen begegnet und zu demselben Ziele gestrebt, der König aus Ehrgeiz, Bismarck gleichfalls aus Ehrgeiz für sein Land, aber mit vollkommen überlegten und combinirten Mitteln." — Ueberhaupt kein besonderer Freund der Deutschen, zumal der Norddeutschen, vielleicht in Auflehnung gegen die Kälte, welche ihm diese allezeit entgegengebracht, war unserm Grillparzer auch das damals stolz und edel erwachende Selbstgefühl der Deutschen, ihr Drang nach nationaler Festigung und Einigung nach jahrhundertelanger Zerrüttung nicht sympathisch. Es fehlte ihm dafür jedes Verständniß. Daher auch sein Widerwille gegen Bismarck und dessen große Politik, welche diese Ziele verfolgte.

Damit steht es in Verbindung, wenn Grillparzer, wie den Kennern seiner Schriften bekannt sein dürfte, die mittelalterige Literatur der Deutschen und das in unserem Jahrhundert liebevoll betriebene Studium derselben abfällig beurtheilte und die Bearbeitung altgermanischer Stoffe verwarf. Als Hebbel's Nibelungen-Trilogie erschienen war, eine Dichtung, wo in der Gestalt der Chriemhild das Pathos der Liebe mit einer Gewalt und Großheit wie in keiner zweiten Tragödie zum Ausdruck gebracht wird, sagte er, wie ich meiner Quelle entnehme: es sei jetzt der Stoff durch das überhand nehmende Deutschthum Mode, vor zehn Jahren hätte das Drama nicht so großen Beifall gefunden wie jetzt, und verwarf die Wahl dieses Stoffes zur dramatischen Bearbeitung. Hier traf seine Abneigung gegen den Stoff mit seiner Theilnahmlosigkeit Hebbel gegenüber zusammen, der in der nämlichen Stadt wie Grillparzer lebte und dichtete. Sagte ihm, dem Scheuen, Weichlichen, die stark ausgeprägte, unbeugsam stolze Eigenart Hebbel's nicht zu, fürchtete er ihn als gefährlichen Rivalen auf dem Gebiete der Tragödie — wer weiß es! Gewiß ist, daß Hebbel nicht mit gleicher Münze lohnte und allzeit mit aufrichtiger Anerkennung Grillparzer beurtheilte. Als ihn Hebbel einmal auf der Straße sah, blickte er ihm theilnahmvoll nach und sagte zu seinem Begleiter: „Sehen Sie sich den ehrwürdigen Grillparzer nur an, Oesterreich wird schwerlich in Jahrhunderten seines Gleichen hervorbringen! Sie sehen hier einen Unsterblichen wandeln." Und über den von ihm wiederholt gelesenen ersten Act des „Ottokar" bemerkte er, davor würde Shakspeare die Mütze gelüftet haben.

Beschäftigt allerdings hat sich auch Grillparzer häufig mit Hebbel, und oft brachte er das Gespräch auf ihn. Was er meiner Gewährsmännin gegenüber an Hebbel besonders zu kriteln für gut fand, war eine gewisse, ihm unangenehme Excentricität. Wahrscheinlich hat Grillparzer darunter die Eigenthümlichkeit Hebbel's verstanden, nicht auf der Heerstraße Stoffe und Probleme zu suchen, sondern auf verborgenen und geheimnißvollen Wegen. Hebbel's Epos „Mutter und Kind" zog er trotzdem Heyse's „Thekla" vor, über welche er die Bemerkung macht, sie habe wohl Vorzüge, doch seien Stellen darin, z. B. das Horchen Thekla's auf die Predigt Tryphon's, wo die Situation nicht lebendig genug hervortrete, und fügte, die epische Dichtungsart mustergiltig charakterisirend, hinzu, man müsse im Epos Alles sehen, miterleben, bei einem Gastmahl mitessen, so habe es Homer in der „Ilias" gethan.

Grillparzer's Ansichten über Literatur, wenn auch manchmal von grämlicher Verbitterung und persönlichen Neigungen eingegeben, sind im Ganzen treffend, tiefdringend und fein. Als von Uhland die Rede war, erwähnte er tadelnd: seine Dramen seien nicht wie ein Strom, sondern wie ein See, doch müsse im Drama die Handlung dem fortreißenden Strome gleichen. Den Lyriker Uhland verehrte er; er sei, sagte er, ebenso wie Byron ein zu guter Lyriker gewesen, als daß er auch ein guter Dramatiker hätte sein können. Lingg bewunderte er wegen seiner Ursprünglichkeit, fand aber das historische Moment in ihm zu überwuchernd. Ein harmonisches Ganze könne aus einem Stoffe wie die „Völkerwanderung" nicht werden. Lingg's gleichnamiges Epos sei wie Bilder, die man, eines nach dem andern, verschiebe. Als einmal Schiller den Gesprächsgegenstand bildete, meinte Grillparzer, Schiller habe den „Demetrius" zur Bearbeitung gewählt, um Rußland zu gewinnen, doch hätte er den niedergeschriebenen Plan ändern müssen, wenn er das Stück hätte vollenden können. Eine Zuendeführung des Schiller'schen „Demetrius", wie sie Laube gewagt hat, wies Grillparzer als unmöglich ebenso von sich als Hebbel. Mißbilligend äußerte er sich über die jetzt (1860) gebräuchliche nationale Tendenz der deutschen Dramen. Große Geister wie Schiller, behauptete er, hätten mehr das Allgemein-Menschliche mit bloßer Berücksichtigung des Nationalen ins Auge gefaßt. Er sprach von der Geschicklichkeit der Frau Birch-Pfeiffer und lobte sie, bemerkte jedoch humoristisch, daß ihre „wohlzubereiteten Stücke aufgingen wie ein Product der Kochkunst."

Anerkennend sprach er sich über Racine und die französischen Classiker aus, die nur durch den Druck des Pariser Hofes gelitten hätten, welcher alles Natürliche ausschloß. „Alles mußte sich", so fuhr er fort, „der Etiquette anpassen; es hieß sozusagen mit Anstand leidenschaftlich sein und mit Anstand sterben." Bitter beklagt er die „neuere sittenverderbende oder vielmehr sittenverdorbene französische Dramatik, die in „Père prodigue" ihren Ausdruck findet". Wie die gesammte moderne Literatur Frankreich's, die er frivol nannte, so verdammte er auch „Les Misérables" von Victor Hugo, dem er im Ganzen „Talent" zuerkannte, besonders in „Marion de Lorme". Lobend äußerte er sich über Eötvös; dessen „Dorfnotär", sagte er, gefiele ihm, aber im Allgemeinen lese er nicht gern Romane — eine begreifliche Eigenschaft bei der Mittelmäßigkeit und Banalität auf diesem Gebiete. Besonders liebte er die Spanier, mit deren Dramen er sich über den Winter helfe; zwar hätten sie große Unwahrscheinlichkeiten, allein das störe ihn nicht.

Bezüglich seiner „Esther" sagte er, er habe sie nicht vollendet, weil vieles nicht auf die Scene hätte kommen können. „Libussa" sei fertig und werde nach seinem Tode wohl gedruckt und aufgeführt werden, er aber sei damit nicht zufrieden — doch ziehe er vor, wenn mit einem seiner Werke das Publicum nicht zufrieden und er es sei, als wenn sich das Umgekehrte ereigne. Ein charakteristisches Wort und ein Dichterwort! Grillparzer hat sich nie, wie der unechte, speculirende Tagespoet es thut, nach dem Begehr des Publicums gerichtet, ist nie zu ihm hinabgestiegen, sondern war stets bemüht, es zu sich emporzuziehen. An Stolz und Selbstgefühl hat es Grillparzer niemals gefehlt. Als ihm jene Dame einmal Byron's anerkennendes Wort über ihn: die Nachwelt werde lernen, seinen schweren Namen auszusprechen, citirte, erwiderte er zwar bescheiden: Byron habe sich manchmal geirrt, faßte aber doch die Anerkennung in ihrem vollen Werthe auf. Sein

Digitized by Google

Ausspruch, daß seine Werke zu dem Besten gehörten, was seit dem Tode unserer großen Dichter erschienen, ist in seinen Werken zu lesen.

Die letzte Aufzeichnung in den inhaltreichen Tagebüchern datirt vom 3. Februar 1871, knapp nach der großen Grillparzer-Feier. Der Dichter zeigte die ihm zugegangenen Geschenke, Adressen, Diplome, Briefe und sprach: „Ich kann nicht ausdrücken, wie dankbar ich bin." Ein Jahr später lag er auf der Bahre. Da gab es wieder eine große Grillparzer-Feier.

Ihren Notizen fügte die liebenswürdige Dichterin und Aristokratin die Bemerkung bei: „Er ist ein abgeklärter Geist, der aus einem reichen Schatz des Wissens und in der Unerschöpflichkeit des Genies Worte spricht, die wuchten und leuchten." Und nach ihrem letzten Besuche rief sie: „Ich hätte ihm die Hand küssen mögen!"

Zur Psychologie des Rührenden.

Von Julius Duboc.

Nichts gilt in Betreff der Rührung für ausgemachter, als daß sie die Function, um mich so auszudrücken, einer mitleidigen Seele ist und daher ihr natürliches Object an dem schmerzlichen Erlebniß eines Dritten hat, dem sich der Gerührte kraft seiner mitleidigen Natur sympathisch zuneigt. Ich wüßte nicht, daß von berufener Seite gegen dies Grundverhältniß in der Auffassung je Einspruch erhoben oder eine andere Darstellung des Sachverhalts versucht worden wäre. Die Schiller'sche Theorie von der Wirkung des Tragischen, wie sie sich in dem Aufsatz „Ueber die tragische Kunst" niedergelegt findet, operirt mit dem Rührungsvorgang fortwährend in dem oben gedachten Sinn und dies ist um so natürlicher, als die so aufgefaßte Rührung gerade das „Vergnügen des Mitleids" zu beweisen scheint, dessen Erregung die tragische Kunst nach Schiller bezweckt. Und in der That, wer hätte nicht schon bei einem gegebenen Anlaß einen Wonneschauer der Rührung in seinem Innern erzittern fühlen, während sich ihm gleichzeitig die Thräne der Theilnahme ins Auge drängte. Meint nicht Jeder, welcher die Darstellung einer traurig ergreifenden Begebenheit als sehr rührend bezeichnet, damit ein Lob auszusprechen, und ist nicht in diesem Lob gleichzeitig das Zugeständniß enthalten, daß ihn die Darstellung nicht abstoßend berührt, sondern seinem Herzen in irgend einer Weise eine wohlthuende Empfindung verschafft habe, was nicht blos der künstlerischen Form, sondern dem materiellen Inhalt des Rührenden zugerechnet wird. Hieran knüpft die Theorie von dem Vergnügen des Mitleids, von der Anziehungskraft, welche bei Gegenständen des Mitleids das eigentliche Leiden auf uns ausübe, von der Ergötzung durch den Schmerz u. s. w. mit scheinbarer Beweiskraft an. Allein eine genaue psychologische Analyse stellt den Thatbestand anders her und es ist nur ein Beweis von unserer Unzulänglichkeit und Unfertigkeit in psychologischen Messungen, daß wir durch den Schein verleitet, uns mit so entscheidenden und schwerwiegenden Irrthümern herumschleppen. Ich möchte daher an dieser Stelle einmal den alten „selbstverständlichen" und bisher unangefochtenen Satz, daß Rührung die Function einer mitleidigen Seele ist und sich auf einen Trauerfall bezieht, psychologisch beleuchten und — widerlegen.

Wann fühlen wir uns veranlaßt Etwas als rührend zu bezeichnen? — Das ist die erste Frage, auf die es ankommt, um dem auf den Grund zu kommen, warum wir etwas als rührend bezeichnen und, von dieser Erkenntniß geleitet, dann auch die Einsicht zu gewinnen, welche Rolle dem Schmerz, der Trauer dabei zufällt. Ist dieselbe Folge oder Ursache des Rührenden? Ist sie überhaupt ein unbedingt, unter allen Umständen begleitendes Moment und also ein sine qua non desselben? Letzteres ist nun keineswegs der Fall. Schon ein Kind, das mit Unschuldsmiene vor uns hintritt und mit unzulänglichen Kräften einen Wunsch stammelt, kann uns „sehr rührend" erscheinen, ohwohl hierin nichts unmittelbar Schmerzliches, nichts, womit wir Mitleid fühlen könnten, gelegen ist. Es ergiebt sich aus der Prüfung dieser und ähnlicher Fälle, daß Wehr-, Waffen-, Schutz- und Hülflosigkeit das Gefühl der Rührung mindestens begünstigt, ja sehr wesentlich bedingt, daher das Kindesalter wegen dieser ihm angehörigen Eigenschaften immer einen starken Anspruch darauf hat, uns rührend zn erscheinen. Aber auch dem Alter kommt aus demselben Grunde der gleiche Anspruch zu. Es kann etwas Rührendes haben, wenn eine Greisin sich mit versagenden Kräften müht aus dem Wenigen, das ihr geblieben ist, noch einen Strahl der Freude in ihr verdunkeltes Leben zu leiten.

Welcher Art ist nun dieser Eindruck? Prüfen wir die gegentheilige Wirkung, d. h. untersuchen wir, was die Rührung stört und aufhebt, so finden wir, daß dann eine Rührung in uns am wenigsten oder vielmehr gar nicht zu Stande kommt, wenn wir uns irgendwie provocirt, angestachelt oder herausgefordert fühlen. Liegt in der vorgeführten Situation, in der Eigenart oder dem Gebahren der Person irgend ein derartiges Moment, ein Moment, welches uns Veranlassung geben könnte, unser Selbst zu betonen, so ist von Rührung unter keinen Umständen die Rede. Jede Kraftleistung, durch die Jemand sich selbst geltend macht, kann und wird die verschiedenartigsten Gefühle erregen: Anerkennung, Bewunderung, Liebe oder Neid, Mißgunst, Verdruß, Furcht, nur Rührung nie. Das äußerste Gegentheil alles Herausfordernden ist die erste Bedingung, wenn ein rührender Eindruck zu Stande kommen soll. Dies ist nun sehr genau festzuhalten und daran weiter anzuknüpfen.

Schutz- und Hülflosigkeit sahen wir, begünstigt das Gefühl der Rührung und zwar deshalb, wie aus den der Rührung entgegengesetzten Momenten erhellt, weil ihr jede durch eine stark betonte Herauskehrung des fremden Selbst bewirkte Provocirung unseres Selbst abgeht. Aus demselben Grunde macht auch jeder Act selbstvergessener Liebe einen rührenden Eindruck. Was dort die Schwäche wirkt, wirkt hier das ethische Moment der Selbstlosigkeit. Das bindende Mittelglied für den rührenden Eindruck ist in beiden Fällen, daß wir von keinem sich hervordrängenden, scharf und schneidig auftretenden oder gar sich überhebenden Selbst berührt und beeinflußt werden, daß vielmehr der äußerste Gegensatz hiervon auf uns einwirkt.

Wir wissen nun, wann wir etwas als rührend bezeichnen, d. h. wie dies Etwas beschaffen sein muß, wir haben, um dem Warum näher zu kommen, nun weiter zu fragen: was in dem, der sich als gerührt bekennt, eigentlich vorgeht. Wir werden dabei auch genauer, wie die Frage gemeinhin beantwortet zu werden pflegt, erfahren, wie derjenige beschaffen sein muß, in dem eine Rührung eintreten soll. — Indem wir an der gewonnenen Essenz jedes rührenden Eindrucks — Unberührtheit von jeder Provocation des eigenen Selbst — festhalten, überblicken wir leicht die eigenthümliche Wirkung desselben in uns, welche vor Allem darin besteht, daß wir selbst jeder selbstischen Erregung enthoben werden. Und zwar geschieht dies in einer Form, die ganz besonders gelinde, besänftigend, einschmeichelnd mit uns umgeht, denn sie drängt uns keinen Kampf mit unserer Selbstischkeit, unserem Eigenwillen, unseren in dieser Richtung etwa liegenden Neigungen (der Eifersucht, der Ereiferung, des Neides, der Sucht nach Bewunderung u. s. w.) auf, sondern läßt diese, soweit sie vorhanden, gewissermaßen in Apathie verfallen, indem sie sich jeder unsanften Berührung derselben enthält. Die Folge hiervon muß für eine große Anzahl von Menschen eine wohlthuende, d. h. eine, die wohlthuend empfunden wird, sein. Wer sich innerlich nach Friede und Liebebethätigung sehnt, oft vielleicht vergeblich, wird zu der dieser ädaequaten Stimmung am besten oder wenigstens am leichtesten gegenüber einem Object gelangen können, das ihn in keiner Art und Weise zur Selbstischkeit erregt — und aus dieser Stimmung heraus ist es empfunden, wenn der Mensch dann von dem Object, das ihn so mit weichem Seelenathem anhaucht und schmeidigt, sagt: Wie rührend ist es! Im Zusammenhang mit dieser Ableitung ist es nun auch unschwer verständlich, wie es zugeht, daß ein schmerzlich Bewegendes, was, woran noch einmal zu

Digitized by Google

erinnern, durchaus kein sine qua non der Rührung darstellt, die Rührung und also auch das mit ihr verbundene Wohlgefühl in dem Betrachter nicht aufhebt, sondern eher noch erhöht. Es vertieft die Substanz, um mich so auszudrücken, dessen, wovon alle Rührung überhaupt abhängig erklärt worden ist: die inoffensive und deshalb durch nichts provocirende Natur des Objects. Ein Leidendes ist nicht in der Lage herauszufordern oder anzustacheln. Es thut dies um so weniger — und die Vertiefung reicht daher um so weiter, worauf hier besonderer Nachdruck zu legen ist, — je ruhiger, ergebener, geduldiger das Schmerzliche ertragen wird — denn gerade dies Verhalten belegt überzeugend die Inoffensivität, auf die es ankommt. Wird der Schmerz bitter, scharf, schneidend empfunden und demgemäß mit Kraft gegen ihn reagirt, so hebt dies die Rührung für den Betrachter auf. Umgekehrt: wird ihm geduldig und ergeben Stand gehalten, so steigert dies die Rührung aus dem angegebenen Grunde. Unser ethisch-ästhetisches Wohlgefühl aus Anlaß einer schmerzlichen Rührung, bezieht sich also viel weniger auf das Leiden selbst, als auf die Art, wie das Leiden aufgenommen und ertragen wird, weil dadurch die Quelle der Rührung in noch stärkeren Fluß kommt. Diese entscheidenden Momente werden fast regelmäßig mit einander verwechselt.

Zwei Folgen sind nach dem bisher Gesagten leicht zu übersehen. Zunächst widersteht das Rührende nicht nur absolut demjenigen, dem liebevolles Empfinden überhaupt nicht Bedürfniß ist, der keine Naturanlage dafür hat, — also dem Kaltherzigen, Lieblosen — sondern auch relativ dem, der Anstachelung, Provocation, Herausforderndes seiner Natur nach liebt. Ihm wird die Rührung, weil sie gerade auf dem Gegentheil hiervon beruht und aus ihm hervorwächst, leicht „zu viel". Sie stößt bei ihm auf eine gewisse Antipathie, nicht gerade, weil sich sein Herz ihr verschließt, sondern weil er nicht so passiv genommen werden möchte. Dieser Antipathie steht bei Anderen wieder die Sympathie gegenüber, die sich nicht sowohl auf den ethischen Kern des Rührenden, als gerade auf die Passivität, auf die gelinde, einlullende Einwirkung richtet, welche uns in dem Rührenden, insofern es sich jeder Provocation enthält, zu Theil wird. Danach richtet sich nun wieder zum großen Theil die Beliebtheit, deren sich das Rührende nach Alter, Geschlecht, Nation und Zeitstimmung erfreut, wie die abweisende Ungunst, die sich häufig gegen dasselbe wendet. Unsere Zeit ist aus leicht begreiflichen Gründen dem Rührenden im Allgemeinen nicht günstig gestimmt, namentlich nicht seinem Uebermaß, dem es in der Activität seines unruhigen Strebensdranges gern den Rücken kehrt. Hierin haben wir nun ein vollberechtigtes Moment so weit anzuerkennen, als sich die Abneigung gegen die dem rührenden Eindruck bei längerer Dauer der Einwirkung zuwachsende Energielosigkeit, die zur Erschlaffung ansteigen kann, richtet. Hieraus ergiebt sich wieder für die Kunst der allgemeine Satz, daß das Rührende niemals in die Breite ausgesponnen, sondern nur in kleinem Umfange sich entfalten sollte, daß das Gegentheil davon, wie beifällig es auch in gewissen Zeitperioden aufgenommen werden mag, einem richtigen Kunstprincip widerstreitet und geschmacklos, weil ungesund ist.

Wenn man diese Analyse, die kurz die wesentlichen Momente des Vorgangs der Rührung zusammenfaßt, ins Auge faßt, so sieht man leicht, daß das Wohlgefühl, welches die Rührung begleitet, durchaus kein „Vergnügen des Mitleids" beweist. Und das ist ethisch, wahrlich! von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Schiller gerieth hier soweit auf Abwege, daß er behaupten zu dürfen glaubte, daß „gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden bei Gegenständen des Mitleidens uns am mächtigsten anzieht", was er dann wieder durch eine höchst complicirte Rückbeziehung auf die Vernunft als „absolute Selbstthätigkeit" plausibel zu machen suchte, denn in dem Anblick des Leidens sei ein Angriff auf unsere Sinnlichkeit gelegen. Dieser Angriff rege „eine Kraft des Gemüths" auf — und zwar sei dies die Vernunft — sich ihm zu widersetzen und diese Kraftbethätigung, diese Befriedigung des Triebs der Thätigkeit also und zwar der absoluten Selbstbethätigung verschaffe uns den hohen Genuß, der uns namentlich durch die Tragödie zu Theil werde. Hiernach käme es darauf hinaus, daß der Mensch an dem Leiden eines Dritten einen legitimen Genuß empfände, weil ihm dadurch Gelegenheit verschafft würde, durch die Vernunft die Befriedigung seines Thätigkeitstriebes zu genießen. Glücklicherweise bedarf es all dieser Verkünstelung nicht, denn es gibt überhaupt kein „Vergnügen des Mitleids" außer im schlimmen und daher hier unbrauchbaren und unzulässigen Sinn durch Neugier, Schadenfreude, Phantasiekitzel u. s. w. Nein, die Schmerzempfindung des Menschen über ein ihm oder Anderen und in letzterem Fall durch das Mitleid sich zu Eigen gemachtes Leiden ist ein ethisch vollberechtigter, unwandelbarer Vorgang, der sich auf keine Weise, die das natürliche ethische Verhältniß nicht aufhöbe, in sein Gegentheil, d. h. in Vergnügen umsetzen läßt.

Eine Salontyrolergeschichte.

Wenn die Kritik irgend ein obscures Anfängerwerk auf ein Piedestal hebt, blos um es vor einer lachlustigen Corona herunterzuschlagen, so huldigt sie einem ziemlich wohlfeilen Vergnügen. Dieses Faustrecht hat nur dann seine Berechtigung, wenn es anspruchvollen Geistesblüten, wie etwa Oskar Welten's naturalistischen Novellen oder dem prunkvollen Schund gilt, der vom Verleger und von der für Recensionsexemplare stets dankbaren Provinzialkritik ausgetrommelt wird. Im letzteren Fall ist das mir vorliegende Buch: Umasunst! Eine Liebes- und Waidmannsgeschichte aus den Bergen von Klaus Hornbostel*). Ein feiner Octavband mit geschmackvollem Umschlagdruck; die rechte Seite nimmt eine frische Bleistiftskizze eines alten Försters ein, die freilich zu keiner Figur des Romans stimmen will. Auch von dem Titelbild von Simm weiß man nicht, ob der Maler nach dem Buche oder der Novellist dem Maler nachbilden wollte. Jedenfalls hat Keiner getroffen. An einem Eichentisch mit gedrehten Klumpfüßen, der von einer prächtigen Seidendecke halb verdeckt ist, sitzt auf einer geschnitzten Truhe in altdeutschem Gemache eine dralle Dirne, ein Buch in der Hand, das hübsche Blondköpfchen auf den nicht minder molligen Arm aufgestützt. Ganz übereinstimmend ist das Buch mit den unleserlichen Schwabacher Lettern, an die sich ein modernes Auge nur schwer gewöhnen kann, auf das röthlich abgetönte Papier der Fliegenden Blätter gedruckt; dazu gibt es elegante Randleisten und Fleurons, die nicht allzu bekannt sind, und ein Druckerzeichen à la Dürer, Alles sauber, elegant, altdeutsch, mit einem Worte: stilvoll. Zu alledem kommt, ich weiß nicht, ob als Beigabe, der Roman selbst, eine Geschichte, so minnig und sinnig, so sentimental und verlogen, so voll gemachter Alpenfreude und gesuchter Romantik, ein Abbild altdeutscher Renaissancemode und Salontyrolerei. Klaus Hornbostel nennt sich der Verfasser. Ob nur ein Pseudonym, ob Männlein oder Weiblein? Ich gestehe, daß ich mir darüber nicht ganz klar geworden bin. Einmal schien mir ein unreifer Primaner zu sprechen, manchmal glaubte ich ein hysterisches Frauenzimmer vor mir zu haben; oft stieg auch der Argwohn in mir auf, ob das Ganze nicht eine Mystification, eine gelungene Parodie auf Alpenfexerei und Dorfromantik, auf Geierwally'sche Krafthuberei wäre. Aber nein, dem Verfasser sitzt nicht der Schelm im Nacken. Solche Naivetäten macht man nicht, diese jugendlichen Schwärmereien sind ernst gemeint, diese kindische Weltanschauung lautet in ihrer Begeisterung überzeugt. Auch über der Nationalität des geschmackvollen Hornbostel schwebt ein Duster. Mehr oder minder angelernte bayrische und österreichische Naturlaute klingen aus der affectirten Volkssprache dieser Aelpler heraus, aber dann kommen wieder norddeutsche Wendungen, die mich stutzig machen. Einmal heißt es: „Nicht im Herzen, nur in den Augen sitzt bei den Männern die Untreue, sie sticht nur im Blut wie Mücken". Vielleicht sollte es heißen: sie steckt nur im Blut. So pflegt

*) München, Friedr. Ad. Ackermann, Kunstverlag.

Digitized by Google

der echte Berliner zu fragen: „Soll ick den Jaß (das Gas) anstechen?“ Hornbostel, Hornbostel, wenn man wirklich nur ein Tyroler von der Spree wäre! Schrecklich! . . .

Aber kommen wir zu unserer Geschichte! Umasunst (umsonst) ist eine sonderbare Meierei in den westlichen Voralpen. Sie ist ganz stilvoll eingerichtet. Verwitterte Adelswappen in der Mauer, Hirsch- und Eberköpfe, Jagdtrophäen, ein erkerhafter hoher Thurm, allerlei geschnitzte Wandschränke, mächtige grüne Kachelöfen mit breiten Holzbänken darum, geschwärzte und verräucherte Ahnenbilder. Die Heldin der Geschichte sitzt gleich anfangs in einem „prächtigen, altdeutsch getäfelten Raum“. Und wie stilvoll ist sie selbst, Rothtraut, die Tochter des Meiers, „in ihrer geschmackvollen Kleidertracht, halb Städterin, halb Tochter der Alpenwelt! Auf schlanken Oberschenkeln, geschwellt zur stolzen Hülle, wiegten sich die biegsame, seidenweiche Taille und der Oberbau des Körpers im schönen Ebenmaß der formvollen Figur . . . Sie brachte Aller Sinne in Bewegung, wenn sie kam und wenn sie ging, und ein Labeduft wie von frischen Linnen ging beständig von ihr aus, ein anderes Parfüm kannte sie nicht“.

Zu dieser Heldin paßt der stilvolle Held: ein flotter Jäger, dessen schönes Gesicht, schlanke Gestalt und „feingezogener“ schwarzer Schnurrbart nicht oft genug geschildert werden können. Und erst die elegante Toilette! Er wechselt sie ziemlich oft. Eines Morgens steht er „gerade vor dem Spiegel in kleidsamer Tracht, er zieht seinen Schnurrbart zu einer schön geformten Wellenlinie auseinander, ordnet das buschige Haar mit der weißen Scheitelbahn und legt das Halstuch in tadellose Falten über die breite Brust“. Als er gleich darauf eine Nachricht empfängt, fühlt er sich zu einem Toilettenwechsel veranlaßt. „Er zog sein Sammetjacket wieder aus, schlüpfte in seine Joppe, fuhr mit beiden Händen durchs Haar, daß er wild und verwegen aussah, dann pfiff er seinem Dachshund, nahm den Doppellauf von der Wand und schlich sich planlos, ziellos in den Wald hinaus.“ Dabei ist er das, was man einen verfluchten Kerl zu nennen pflegt: immer hinterm Weibervolk her. Und endlich nicht nur Jäger der Thiere und Weiber, sondern auch ein Meister auf dem Klapphorn. Anfänglich ist nie die Rede davon; um so überraschender stimmt es, wenn er plötzlich aus der Ferne stimmungsvoll und bescheiden seine Künstlerschaft verräth, wobei es Rothtraut sich „wie ein feiner Liebesnerv durch ihre Ohren hinab bestrickend ins Herz hineinwindet“. Bald stellt er sich aber der Geliebten selbst vor; leider wählt er den Augenblick ziemlich ungeschickt: nämlich just als sie mit einem alten, ausgemergelten Regierungsrath Hochzeit hält. Seit „Lucrezia Lammermoor“ war kein so ungebetener Hochzeitsgast mehr gesehen.

Da ging die Thüre auf und herein trat eine hohe Gestalt, das Antlitz erhitzt und versengt, die hohen Stiefel bestaubt, die Jagdjoppe zerrissen, das Halstuch weit gelockert, nur der Schnurrbart war sorgfältig in schöner Wellenlinie auseinandergezogen. Aller Augen richteten sich staunend auf den Ankömmling und Rothtraut erschrak, sie erkannte Reimar, er sah wild und trotzig aus, er stellte seinen mächtigen Bergstock in die Ecke, schaute sich nicht viel um, wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging mit elastischem Schritt auf den Ehrensitz der jungen Frau zu. „Von der Donnersteinspitze“, sagte Reimar mit sonorer Stimme und legte einen mächtigen Busch Edelweiß vor ihr auf den Tisch, „fast glaubte ich schon zu spät zu kommen“, fügte er leise hinzu. „Von der Donnersteinspitze?“ fragte Rothtraut überrascht und mit halber Stimme. „Von da, wo die Welt am schönsten, gnädige Frau.“ — Sein flammendes Auge suchte Rothtraut's Dankbarkeit in ihren Augen. Sie hielt nicht Stand. Unter seinem schwarzen Schnurrbart blitzten die weißen Zähne, ein mitleidig Lächeln zuckte um seine Lippen, und mit einer stummen Verneigung entfernte er sich so, wie er gekommen, bevor man ihn zurückhalten konnte . . . Es war ein wenig geeignetes Hochzeitsgewand, was er trug, aber die Schramme im Gesicht und das feuergeröthete Antlitz mit den lodernden Augen machte sie erbeben. Hier ging ein Liebeszauber vor, hatte ihr Jemand was in den Wein gemischt, das plötzlich ihren Busen schwellte? Sie zuckte mit der Wimper, als er sie ansah und es war ihr, als berühre er, unter den Tisch greifend, ihren Schooß mit seiner Faust, als erschüttere diese Faust mit einem kräftigen Stoß diese Tischplatte, welcher das große Kartenhaus, das da vor ihr im Geiste aufgebaut stand, in Nichts zerfallen machte.

Rothtraut mußte auf ihres Vaters Befehl den Regierungsrath heirathen, und dieser that es wiederum auf Befehl seines Landesfürsten, dem er eben das schöne Alpengewächs als Geliebte zuführen sollte. Der Herzog hatte nämlich Rothtraut auf einem Jagdfest kennen gelernt, woran auch seine Maitressen theilnahmen und wobei „das Defilé nackter Busen und Arme seine Nerven frottirte“. Er verliebte sich sofort in die Aelplerin, zeichnete sie sofort vor allen Damen aus und machte ihr sehr bedenklich den Hof.

In der Stadt kam die junge Frau Regierungsräthin, obwohl „ausgestattet mit dem ganzen Realismus eines kräftigen und gesunden Naturells“, über die Flitterwochen der jungen Ehe „fast unbehelligt von den Zärtlichkeiten ihres Gemahls hinweg“. Aber des Herzogs Favoritinnen bestrebten sich, sie auf ihre zukünftige Stellung vorzubereiten und einzuschulen. Bei einem Besuch in der Heimat hat Rothtraut eine großartige Erscheinung. Es zeigte sich ihr eine „markige, schlanke Gestalt auf der Hausthürschwelle, den Körper malerisch eingehüllt durch ein mächtiges Plaid, die langen, schmiegsamen Jagdstiefel hinaufgezogen bis an die Oberschenkel, den Schlapphut frei aus der Stirn nach hinten gedrückt, den Bart von Frost bereift.“ Wir erkennen diese stolze Erscheinung, und auch der Frau Regierungsräthin mag es ähnlich gehen. „Die kaum im Leben etwas miteinander gesprochen, sich kaum gesehen, sahen sich jetzt dicht und stumm ins Auge.“ Rothtraut umschließt sein markiges Handgelenk mit ihren beiden Händen und seine Hand ruht wie gewöhnlich „in ihrem Schooße.“ Bald darauf macht Rothtraut die Entdeckung, daß ihr Mann seine Spielschulden heimlich mit den Blancochecks ihres Vaters bezahlt, verliert ihn durch einen äußerst zeitigen Tod und weist den Heirathsantrag des Herzogs mit den vielsagenden Worten stolz zurück: „König Salomo in aller seiner Pracht und Herrlichkeit hatte über hundert Kebsweiber.“ Nun ist sie also wieder in der „Umasunst“, aber fest entschlossen, nicht wieder zu heirathen, denn „die Ehe ist das Grab der Liebe!“ Sie führt diese Absicht aus, und abermals ist es der flotte Jäger Reimar, der „ihre jungfräulichen Glieder befreien sollte von dem Zwange holder Mädchensitte.“ Festtäglich geschmückt geht Rothtraut eines Tages in den Wald, „den rothen Sonnenschirm munter im Kreise drehend.“ Und ihre Unschuld wird auf diesem Spaziergang auf eine harte Probe gestellt werden, denn im Walde war just, mit Respect zu sagen, der Teufel los. Alle Pflanzen und Vögel belauschen sie und reden über sie. Alles gemahnte sie ans Heirathen, erst das Minnewerben verliebter Schmetterlinge, dann eine Bauernhochzeit, endlich das Liebesspiel von Rehbock und Ricke, die sich „nichts schuldig bleiben“.

Plötzlich stolperte sie ein wenig, das kreuzweise geschlagene Strumpfband hatte sich gelöst, sie hob das Gewand und stemmte das schöne Bein gegen den Baumstumpf. Da knisterte es im dürren Wegedickicht und die stattliche Gestalt des Breitenbrunner Oberförsters stand vor ihr. „Darf ich meiner Herrin helfen?“ fragte er. „Waidmanns Heil, Herr Oberförster!“ sagte sie keck und hielt ihm den Fuß hin. Er zögerte ein wenig, verwirrt durch die schöne Erscheinung; da griff sie selber zu und schlang kunstgerecht eine feste Schleife. „Ich danke Herr“, sagte sie kurz und gewandt, setzte kräftig den Fuß ab, und die Hand auf die wogende Brust legend, schlug sie die Augen nieder. . . . Der wär' ihr Mann nicht, — und die rothbraunen Flechten schüttelnd, sich mit dem Rücken in ruhender Pose nachlässig gegen die aufgeschichteten Baumstämme lehnend, schlug sie die Kniee kreuzend übereinander und ruhte eine Weile so, das Haupt gestützt in Sinnen verloren. . . . Brünstige Schmetterlinge setzten sich auf ihren schwebenden Fuß, sie schaukelte ihn leise und freute sich des Faltermännchens, das seinem Weibchen unter viberirenden Bücklingen allerlei Liebes zu sagen schien. Plötzlich schwang sie ärgerlich den Fuß höher . . . durch das Muskelspiel ihres Fußes hatte sich ihr Strumpfband gelöst, es fiel lautlos ins Gras; sie erhob sich und eilte der dichten Buchenlichtung zu.

„Verschließe Deine Seele dem Gemeinen, aber gönne Deinem Körper die Sättigung der Sinne“, mit diesem Spruche, den sie aus ihren Büchern hatte, ist sie in der richtigen Stimmung,

Digitized by Google

um mit dem Jäger zusammenzutreffen. Sie „schlangen gewandt den Faden des Gesprächs.“ Auch die beliebten Bemerkungen über das Wetter finden sich ein. Bevor Reimar sich verabschiedet, thut er einen kostbaren Fund im knisternden Gesträuch. Er findet ihr verlorenes Strumpfband und bringt es ihr mit den freudigen Worten: „Ceriserothe Seide mit Goldbrokat trägt in dieser Gegend nur die Herrin von Obersdorf! Er ist auch in der That viel weniger schüchtern, als der Breitenbrunner Oberförster.

„Lächelnd und verlegen sah sie vor sich nieder und hob unwillkürlich ihr weißes Kleid um die Breite eines Fingers und zeigte den schönen Fuß. Damit hatte sie sich verrathen. „Es ist eine alte Sitte,“ — begann er, — „Die immer mehr abkommt,“ unterbrach sie ihn — „Daß der Finder eines Strumpfbandes es der Eigenthümerin selbst wieder umlegen darf.“ — sagte er schnell. — „So thun Sie es“, gab sie kurz zurück und raffte graziös das Gewand ein wenig an der Seite, diesmal um eine Handbreit höher. Er kniete vor der sitzenden jungen Frau, eine leichte Falte lag auf ihrer Stirn, dennoch umzuckte ein Lächeln die Mundwinkel und sie sah auf den anmuthigen Scheitel des galanten Freundes. „Unter oder über dem Knie?“ fragte er kurz und schnell. — „Wo Sie wollen!“ — „Eine alte gute Sitte!“ wollte sie noch sagen; aber es kam nicht mehr heraus, sie fühlte sich von seinen Lippen berührt. Da zog's ihr wie leichte Sommerfäden vom Nacken um den Busen in den Schooß. Mit einem Ruck schnellte sie den galanten Waidmann zu sich empor an ihre Lippen. So gährt der junge Most im Faß und sprengt die Reifen.

Dann kommt der hochdramatische Abschied.

Sie drehte sich noch einmal kurz zu ihm um, riß mit schnellem Ruck ein goldenes Armband mit schweren Gliedern von ihrem Handgelenk und warf es ihm zu. Reimar fing's mit beiden Händen auf, es war noch warm vom Pulsschlag der geliebten Frau. — „Umasunst?“ fragte er schelmisch. „Bis ich's lösen werde“, gab sie bedeutungsvoll zurück und hob den schönen Arm hoch gestreckt fast theatralisch zu.

Reimar aber fühlt nach dieser Scene das Bedürfniß, ein Bad zu nehmen. „Er schritt den kleinen Abhang hinab, dort im Versteck der Bäume ließ er sich an einem silberklaren Weiher nieder, er löste sein Halstuch, frische Kühlung strich ihm vom See entgegen, wie Balsam legte es sich um seine Brust, hurtig streifte er seine Gewänder ab und als sein Herz ruhiger schlug“ — wie vorsichtig! — „glitt er in die erfrischende Fluth, tauchte den schlanken geschmeidigen Körper und schwamm eine Weile in dem krystallenen Wasser.“

Den kurzen „Rausch an Manneslippe“ gönnt sich Rothtraut noch etliche Male. „Mit dem Stolz bekämpfte sie das Gemeine, hinter der Ruhe verbarg sie das lodernde Feuer vor den Leuten, mit der Mäßigung schürte sie die heilige Flamme.“ Dabei ist sie gar nicht eifersüchtig. Sie erlaubt ihrem Jäger, den Dirnen „die Köpfe einzuheizen“ und sieht auf dem Tanzboden herablassend zu, wie der Geliebte zumal mit einer zierlichen „Schwarzwäldnerin“ rastlos tanzt, deren „schlanke Lenden sich in wohlberechneten Schwingungen wiegen“. „Andere Paare tanzten höchstens dreimal herum, Reimar mit der leichtfüßigen Bärbe vier- bis fünfmal.“ Und Rothtraut genirt das ganz und gar nicht. Oder fast nicht, denn „als es wieder fünfmal im Kreise herumgeht“, da ruft sie fast ärgerlich: „Jetzt ist's genug.“ Dennoch behauptet der Verfasser, Reimar sei „während des ganzen Tanzabends nur halb bei der Sache“. Als aber die klatschenden Bauerstöchter von dem hübschen Jäger behaupten, sein Vater sei der selige Amtmann oder der Prinz von B., da muß Rothtraut freilich lachen: „Was fällt Ihnen ein, Liebe, ich kenne die Familie.“

Um das ganze herrliche Leben auf der Alm zu schildern, erzählt der Verfasser auch von einem pflichtschuldigen Fensterln zwischen Rothtraut und Reimar. Rothtraut legt ihre Wange auf seinen unvermeidlichen Scheitel und begegnet dennoch seiner Kühnheit sehr sittsam-streng, indem sie mit ihm endlose Schachpartien spielt. Ein richtiges Schachspielergemüth, versichert der Verfasser, hätte hier seine Freude gehabt. Einmal wird Reimar bei seiner Revanche unterbrochen, denn Rothtraut war aufgestanden und füllte ein natürlich stilvolles venetianisches Spitzglas voll des köstlichsten Weines. „Da hob die junge Frau das Glas, nahm einige Tropfen von dem goldenen Naß auf die Lippen, küßte den Freund mit dem aromatischen Kusse und ein Duft wie von frischem Linnen ging von ihr aus.“ Dies ist das Signal zu allerlei Scherzen. „Einmal fühlte sie unter dem Tisch sanft den Druck seines Fußes, und wenn er eine Figur rückte, hielt er sie gedankenlos eine Weile am Kopfe, bevor er sie von der Stelle schob, dadurch sah Rothtraut dann wieder unter seiner Manschette das goldene Armband und sie mußte wieder hineingreifen.“ Dann wünscht er sich zu überzeugen, ob sie ein Herz habe und preßt sein Ohr auf ihre Herzgrube. Erst als Reimar vom Heirathen spricht, entsteht, wie gewöhnlich, eine kurze Störung, und die Liebenden trennen sich „nach einer Kette von Trunkenheit.“

Jedenfalls kennt Rothtraut den sauberen Reimar doch nicht genügend. Obwohl er nämlich „beim Aufstreifen seines Hemdärmels und in Betrachtung der mächtigen Goldkette, die bis zum Elbogen hinaufgerutscht war, einsah, daß er jetzt machtlos dem Zauberkreise der liebenswürdigen Frau verfallen“, so erlaubt er sich doch, nachdem er sich mit ihr noch einmal als echter Alpenfex im Bergsteigen versucht, eine eklatante Untreue. Eben als die edle Rothtraut im Begriffe steht, ihr Gelübde zu brechen und sich mit ihm zu verheirathen, überrascht sie ihn in einer nicht mehr verfänglich zu nennenden Situation mit der zierlichen „Schwarzwäldnerin“. Untreue? I Gott bewahre. Bärbe ist nur Nothbehelf, nur Ersatzstück. „Wer mag“, beschönigt Hornbostel, „wer mag einem feurigen Manne Untreue vorwerfen, wenn er so liebt, wie Reimar liebte? In seiner lodernden Phantasie hielt er die feurige Rothtraut in den Armen, während er Bärbe küßte. Seine Untreue saß ja nicht im Herzen, er wußte nichts davon, er wollte die Untreue nicht; der gepriesene Zufall, auf den er immer warten sollte, war ihm nur nicht recht, und wenn der Lechzende sich jetzt an der hier zufällig sprudelnden Waldquelle erfrischte, so that er Rothtraut nicht weh damit, die ihn ja warten ließ.“ Das kann Jeder sagen! Jedenfalls verstand Rothtraut nichts von dieser bequemen Männerphilosophie. Wüthend greift sie nach einem just vorher gefundenen Gewehr eines Wilderers, schießt auf die „Schwarzwäldnerin“ und fehlt natürlich. Statt ihrer spürt aber Reimar eine scharfe Prellung am Arm, an jener Stelle, wo die goldene Armkette saß, glaubt den Wilderer vor sich zu haben und — „welcher Dämon hatte ihm das Verhängniß gestiftet!“ — schießt Rothtraut ins Herz, die mit einem schmerzlichen „Umasunst!“ stirbt. Reimar verläßt das Land, wird „der Typus des Alpenjägers, wie er sein soll“, verliert den Verstand und erreicht ein hohes Alter, indeß die schwere Armkette ihm ins Fleisch wächst. Da hört er eines Tages eine bekannte glockenreine Frauenstimme aus den Wolken, frei nach Goethe, rufen: „Warte nur, warte, bald kommst auch Du!“ er schmettert seine alte Doppelflinte in einen Abgrund und bricht todt zusammen.

Seltsamerweise ist sein letztes Wort nicht: „Umasunst!“ Dafür wird aber der Leser dieser Liebes- und Waidmannsgeschichte es ausrufen, wenn er den Werth des Buches und die daran verschwendete Zeit überschlägt.

Theophil Zolling.

Zum 70. Geburtstag Andreas Achenbach's.

Von Karl von Perfall.

In der rheinischen Kunststadt Düsseldorf feierte man in glänzender Weise am 29. September das 70. Geburtsfest des Meisters Andreas Achenbach, der für die Düsseldorfer Schule nicht nur, sondern für die deutsche Landschaftsmalerei überhaupt die Bedeutung eines Heros hat und hinsichtlich der Genialität und Ursprünglichkeit seines künstlerischen Wesens nur in Adolf Menzel einen gleichwerthigen Genossen findet.

Andreas Achenbach, der heute noch als Siebzigjähriger eine Vollkraft künstlerischen Vermögens entfaltet, welche vielen ernsten Kunstkennern bedeutsamer erscheint als seine Thätigkeit der vierziger und fünfziger Jahre und in der That in Saft der Farbe, in Sicherheit des technischen Wurfes, abgesehen von den Achenbach speciell eigenen Qualitäten, mit den größten

Digitized by Google

modernen Meistern der Landschaftstechnik in die Schranken tritt, ist im Jahre 1815 zu Cassel geboren, lebt aber seit 1823 in Düsseldorf, wo er auch als Schüler Schirmers von 1827—1835 die Akademie besuchte. Es gibt so viele ausgezeichnete Biographen des großen Landschafters, u. A. Friedrich Pecht, daß ich mir eine Schilderung seines Lebensganges den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber erlassen kann. Jeder, der in einer Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts blättert, erfährt sofort, daß Achenbach der Begründer der realistischen Landschaftsmalerei sei. Was das aber bedeutet, darüber wird er sich beim flüchtigen Blättern und vielleicht auch beim gründlichen Lesen nicht klar. Denken wir uns in jene Zeit zurück, da Andreas Achenbach als selbstständiger Künstler auftrat und, wenn auch nicht in einem Sprunge, so doch verhältnißmäßig sehr rasch die Klaue des realistischen Löwen zeigte. Es hat nichts zu sagen, daß Lessing in seinen Landschaften Töne anschlug, die damals realistisch anmutheten, weil sie eine herbere, energischere Abart der Romantik waren. Romantik und Antike waren zu jener Zeit die Parole der Kunst. In Düsseldorf im besonderen war die Romantik am Ruder. Diese Romantik hatte nun von der Natur keinen andern Begriff, als daß sie nur werth sei, durch das Spektrum der menschlichen subjectiven Stimmung gesehen zu werden; die Natur an sich war werthlos, sie gewann erst Bedeutung durch das, was der menschliche Gedanke, vor Allem das Gefühl in sie hineinlegte. In Folge dessen bildete sich auch in der Kunst ein Begriff des „Malerischen" heraus, der, heutigen Tages noch in manchen Köpfen spukend, die Natur nur da schön fand, wo die Erinnerung an historische Vergangenheit sich anknüpfen konnte oder wo nach bestimmten Gefühlsstimmungen sich die Wirklichkeit reguliren ließ. Neben der Romantik zog damals immer die Antike einher, beide beeinflußten einander. So kam es auch zur heroischen Landschaft, die im Grunde nichts anderes war als eine geläuterte Zopflandschaft. Bis in unsere Tage hinein hat sich aber die Tradition, nicht bei Künstlern, aber bei Laien fortgepflanzt, eine Landschaft sei nur schön, wenn sie die Ritterburgen des Rheines, die sonderbaren Felsgestaltungen des Riesengebirges oder gar die Wucht der Hochalpen bietet. In diesen Landschaftsgebilden tritt eben theils der romantische Zug zu Tage, theils bietet sich die Natur in einer so überwältigenden Großartigkeit, mit einer solchen Macht stellt sie den Schöpfungsgeist dar, daß auch der geistig ärmlichste Philister etwas ahnt von der Größe der Schöpfung. Wir sind aber in unseren Tagen immer mehr dazu gekommen die Schönheit der Natur auch noch anderswo zu suchen, wir entdecken die Reize des burgen- und felsenlosen Hügellandes und noch mehr, auch das Geheimniß der Haide finden wir. Unser Natursinn hat sich geschärft, wir empfinden nicht mehr nur die Knalleffecte der Natur nach, sondern gehen ihren Intimitäten liebevoll entgegen. Wir im prosaischen Zeitalter haben mehr Natursinn, als unsere Väter, die nur die großen, gewaltigwirkenden Masseneindrücke beachteten. Auf die Malerei hat sich dieses Zeitsymptom naturgemäß übertragen und sogar im Uebermaße. Man reißt die kleinen Fetzchen aus einer Landschaft heraus und liefert ein sog. „Stimmungsbild".

Das war aber zur Zeit, da Andreas Achenbach auftrat, noch anders. Er war der Reformator, der da bewies, daß man nicht blos mit Felsen und Ritterburgen, mit Moselstädtchen und ihren schiefwinkeligen Häusern „malerisch" sein kann; er gewann der spröden niederdeutschen Landschaft ihre Reize ab, er zeigte das Fesselnde holländischer Canalscenen mit ihren sonderbaren Architecturen, ihren charakteristischen Menschengestalten, er ging in die — Nordsee, die stürmische, brandende und stellte den zahmen Romantikern die Riesengewalten einer tobend entfesselten Natur gegenüber, einer Natur, die nicht präparirt war für die subjective Empfindung, die Natur an sich, objective Wirklichkeit war und damit riß er sofort den gesunden Instinkt der Laien fort. Sein Künstlerleben war ein Triumphzug. Ein Triumphzug wurde es, weil keiner jene geniale Leidenschaft besaß, der Natur gerade die schwierigsten Momente der vollsten Bewegung nachzubilden. Es giebt und gab treffliche Marinemaler, welche die sanfte Ostsee oder den Canal malten und malen in ihren interessanten Lichtspiegelungen. Es giebt dagegen keinen Maler der Gegenwart, der die wild bewegte, die temperamentvolle Nordsee malt, wie Andreas Achenbach. So hält er es auch in seinen niederdeutschen Binnenlandschaften. Da giebt es nur Gewitter oder Stürme mit reißenden Gießbächen.

Aber unser großer Andreas Achenbach ist namentlich auch in technischer Beziehung ein kühner Bahnbrecher. Seine Lüfte sind heute noch unübertroffen, seine coloristischen Wirkungen in der Verbindung von Wasser und Staffage bei den Marinen, seine Compositionsweise in den Binnenlandschaften mit der virtuosen Abwägung des Werthes in den an Gegenständlichkeit reichsten Motiven sucht ihresgleichen. Er ist nicht alt geworden, sondern er hat vielmehr in staunenswerther Weise Schritt gehalten mit den Fortschritten der Kunst, Fortschritte, deren Urheber er war. Er hat sich heute den breiten Vortrag, den Leuchtglanz der Farbe der Modernsten der Modernen angeeignet, hat aber dabei aus seiner guten alten Schirmer'schen Schule, die pedantische Kleinlichkeit hintanlassend, sich die Klarheit der Form bewahrt, sucht nicht nur in coloristischen Effecten die Landschaft aufzulösen, deren wesentliches Element auch in der Form, der Linie gelegen ist. Bei einer Productionskraft, die in der Kunstgeschichte der neueren Zeit nicht wieder bei einem Meister sich findet, läuft wohl manche Flüchtigkeit dazwischen durch, aber immer wieder richtet sich der Künstler zu alter Höhe auf und fordert die Gegenwart in Schranken, er, der Siebzigjährige, der nicht altert Angesichts der Riesenanstrengungen der modernen Technik. Freilich, er war als junger Maler so weit seiner Zeit vorangeeilt, daß ihn die Gegenwart erst jetzt einzuholen beginnt. Er war derjenige, der zu den alten Niederländern flüchtete, die wir jetzt mit Recht so hoch schätzen, zu einer Zeit, als hochlöbliche Professoren königlicher Akademieen, die es doch wissen mußten, in den alten Niederländern nur rohe Barbaren, Abtrünnige der echten und wahren Kunst sahen. Jetzt allerdings haben sich die Zeiten geändert und daß sie sich änderten, dazu trug Andreas Achenbach als einer der Ersten bei. Doch so viele Reformer hat es in den verschiedenen Zweigen künstlerischen Schaffens gegeben, wenige oder keiner aber, der mit 70 Jahren lächelnd sich der Gegenwart als ein Mitstreitender vorstellte. Das thut Andreas Achenbach, nicht nur in seinem eigenen Schaffen, sondern namentlich auch in der frischen, freudigen, von keinen Vorurtheilen des Alters gehemmten Art, mit welcher er neu auftauchende Talente anerkennt, wenn sie seine allerdings sehr scharfe Kritik glücklich passiren.

Feuilleton.

Ein Herz und eine Seele.

Von Wilhelm Berger.

(Schluß.)

Der gute Paul! Er wurde ordentlich blaß und konnte sich fürs erste gar nicht fassen. Seine kleine Frau gewann in seinen Augen eine ganz andere Würde, eine ganz andere Bedeutung; er liebte sie mit einer neuen Liebe. Am nächsten Morgen aber erfaßte ihn ein ungeheurer Wissensdurst; er ließ sich Bücher kommen und glaubte für ein paar Thaler sämmtliche Mysterien der Natur enthüllt zu erhalten. Es ging ihm nicht anders, wie es auch den Gescheutesten geht, wenn sie hinter das Räthsel des Lebens zu kommen suchen: er lernte wohl, durch welche Mittel Lebendiges sich entwickelt, durch welche Formen seine Bildung geht; darüber hinaus jedoch blieb ihm alles unbegreiflich. Bald genug merkte er, daß es dunkle Regionen gibt, die zu erhellen der menschliche Geist keine Leuchte besitzt. Und er schloß die gekauften Bücher in sein Pult und überließ das Weitere getrost dem lieben Gott, oder vielmehr, wie Paul sich ausgedrückt haben würde, der schöpferischen Kraft der Natur.

Und diese Kraft, die seit Millionen von Jahren unablässig thätig ist, ohne jemals zu ermüden, versagte auch diesmal

Digitized by Google

nicht, als ihr die Aufgabe gesetzt war, dem jungen Ortlieb'schen Ehepaare einen kleinen Justus in die Wiege zu schaffen. Der Justus erschien, als seine Zeit gekommen war, und fand alles zu seiner Aufnahme vorbereitet, weshalb er denn auch keinen Grund hatte, diese Welt für eine schlechte zu halten; vielmehr gab er seine Zufriedenheit mit derselben auf das Deutlichste zu erkennen, indem er sofort still und beharrlich die Flasche nahm, solchermaßen, um mit Schopenhauer zu reden, den Willen zum Leben energisch bejahend.

Der kleine Justus hatte im Anfang seines Lebens — die officielle Wärterin abgerechnet — zwei Kindermägde, nämlich Paul und Petronella, genannt Peter. Später kam dann noch seine eigene Mutter hinzu. Daß auch Großmutter Ortlieb gelegentlich hospitirte, verstand sich von selbst. Die Letztere hätte gerne das Regiment in der Kinderstube an sich gerissen; als indessen Hedwig wieder zu Kräften gekommen war, fand es sich, daß inzwischen in ihrem Köpfchen sich ein neuer Sinn aufgethan hatte, nämlich der Eigensinn, und daß sie über „ihr Kind" die unbedingte Oberherrschaft beanspruchte. Es war hart für die alte Frau, wenn ihr von der jungen gesagt wurde, ihre Ideen über Kinderpflege stammten noch aus der alten Zeit; seitdem sei man viel weiter gekommen und verfahre jetzt nach streng wissenschaftlichen Principien, anstatt, wie früher, nach vermeintlichen praktischen Erfahrungen, die nichts seien, als uralter Schlendrian. Natürlich hatte Hedwig diese Weisheit von ihrem Arzte, der, als jüngerer Mann noch ganz auf der Höhe der Zeit stehend, über den Verlauf des Lebensprocesses die modernsten, und darum richtigsten, Anschauungen haben mußte. Aber einerlei, woher Hedwig ihre Weisheit gekommen war, ihrer Schwiegermutter schmeckte sie bitter. Ortlieb senior, wie zu erwarten, war taub gegen ihre Klagen. „Du hast seinerzeit Deinen Sohn nach Deinem Gutdünken aufgebracht, so viel ich mich erinnere", sagte er, „es ist nicht mehr als billig, daß Du Hedwig gestattest, mit ihrem Sohne ebenso zu verfahren. Paul ist bei Deinem System groß geworden; Justus wird es ohne Zweifel bei dem ihrigen auch werden. Was eine gute Anlage hat, läßt sich so leicht nicht unterkriegen."

Daß sein Enkel Justus eine solche gute Anlage habe, davon war Ortlieb senior felsenfest überzeugt. Er hatte einmal gehört, daß Charaktereigenschaften sich auf die zweite Generation vererben. Nun sah er in dem kleinen Justus seinen eigentlichen Geschäftsnachfolger, mit welchem dereinst sein Geist wieder in die Papierfabrik fahren werde, nachdem Paul's interemistische Verwaltung zu Ende sei. Mit Paul jedoch, von dessen Fähigkeiten er nur eine geringe Meinung hatte, war eine Veränderung vor sich gegangen, seit er Vater geworden. Paul fühlte sich. Und es ärgerte ihn, daß sein Sohn Justus einen Vater hatte, der so wenig bedeutete, der zwar Theilhaber hieß, in Wirklichkeit aber nur Commis war. Wenn nun Justus älter wurde und aussand, welch untergeordnete Stellung sein Vater einnahm, wo würde der Respect bleiben? Schon schämte sich Paul vor dem Knirps in der Wiege, der doch noch nicht einmal „Papa" sagen konnte. Und er ermannte sich und nöthigte Herrn Ortlieb senior die Einwilligung zu einer längeren Geschäftsreise ab. „Paul nimmt einen Anlauf, Jettchen", sagte der Alte zu seiner Frau. „Aber Du sollst sehen: es wird nichts daraus. Die echte Ortlieb'sche Art hat er nicht. Da wird der kleine Justus noch einmal ein ganz anderer Kerl werden."

Paul ging indessen auf Reisen und sah sich nicht allein in der Kundschaft, sondern auch anderswo tüchtig um. Als er zurückkehrte, war ihm ein Bärtchen gewachsen, was ihn hauptsächlich seines Justus wegen freute, der daran etwas zu zausen fand, wenn er behutsam zugriff. Hedwig fand ihn stattlicher geworden, und er seinerseits wunderte sich, daß er solch eine kleine Frau hatte. Ortlieb senior hatte keine Veranlassung, mit den Erfolgen von Paul's Reise unzufrieden zu sein, konnte jedoch nicht unterlassen, auf eine bezügliche Frage seiner Frau zu bemerken, daß ein erster Erfolg gar nichts sagen wolle, da derselbe durch zufällige Umstände herbeigeführt sein könne. Es sei ja zu wünschen, daß Paul sich bewähre; aber er wolle dies noch keineswegs als sicher annehmen. Die Concurrenz sei groß und werde immer größer, und wer dabei mitkommen wolle, müsse Haare auf den Zähnen haben, was man von Paul eigentlich nicht sagen könne.

Also Paul reiste weiter, eins, zwei, drei Jahre lang, ohne daß dabei das Gewicht seiner Stimme in der Firma wesentlich zunahm, denn als Paul, der ja, in dem Geschäfte sozusagen aufgewachsen, sein Fach von Grund auf kannte, in der That beständig ansehnliche Bestellungen sammelte, kam Ortlieb senior sehr bald dazu, dies als etwas ganz Selbstverständliches zu betrachten. Er behielt nach wie vor die Zügel ausschließlich in den Händen, und wenn der Reisende nach Hause kam, so stand zwar bei Hedwig, dem kleinen Justus und bei Petronella, noch immer Peter genannt, seine Autorität durchaus nicht in Frage, drüben in dem Contor aber hatte er wenig zu sagen. Und indem er an Welt- und Menschenkenntniß wuchs und sich seines Werthes bewußt wurde, kam allmählich eine gereizte Stimmung gegen seinen Vater, den Autokraten, in ihm auf. Er glaubte den Anspruch erheben zu können, daß Jener ihn als gleichberechtigt neben sich treten lasse und geschäftliche Fragen freundschaftlich und collegialisch mit ihm erörtere; anstatt dessen war und blieb er das Kind, obgleich er jetzt, auch dem Aeußern nach, sich unter jungen Männern seines Alters ganz wohl sehen lassen konnte.

Das Leben ist ein beständiger Zweikampf, hat einmal Carlyle gesagt. Und wer einmal die Herrschaft hat, gibt sie so leicht nicht gutwillig ab. Es ist dies menschliche Natur. Soll der Vater zu Gunsten seines Sohnes sich eines Theiles seiner angestammten, lange Jahre unbestritten ausgeübten Autorität entäußern, so müssen starke, innere oder äußere, Gründe vorhanden sein, die ihn dazu zwingen. Gewöhnlich hilft die Natur, indem sie mit dem Alter die Neigung zur Bequemlichkeit sendet und dem Greise vorspiegelt, er könne im ruhigen Lebensgenuß eine Menge Freuden finden, die er sich bis dahin, im Drange der Arbeit, habe entgehen lassen. Aber es gibt auch, selbst unter den Bauern, die sonst alten Brauch zu respektiren pflegen, hartnäckige Charaktere, die sich durchaus nicht auf den Altentheil setzen lassen wollen, sondern den Griff der Pflugschaar in der Hand behalten, bis ihnen mit dem letzten Athemzuge die Pfeife aus dem zahnlosen Munde fällt. Und es war alle Aussicht vorhanden, daß bis an des alten Herrn Ortlieb Lebensende ebensowenig auch nur ein Bogen Papier in der Fabrik ohne seinen Befehl verfertigt, als eine Erdbeere in seinem Garten ohne seine Erlaubniß gepflückt werden durfte.

Und mittlerweile wurde der kleine Justus immer größer! Schon that der aufgeweckte Bursche allerlei vorwitzige Fragen. Wie lange würde es noch dauern und der Knabe, der jetzt schon eine unbestimmte Ahnung von der Allmacht des Großvaters hatte, kündigte seinem Vater den Gehorsam auf, oder appellirte wenigstens in streitigen Fällen an die höhere Instanz! — Und schon drängten weitere Kinder nach, die alle dereinst über ihren armseligen Knecht von Vater die Köpfe schütteln würden! Eine Henriette, zart wie ihre Mutter, hatte Justus' Platz in der Wiege eingenommen, und beschäftigte sich bereits in ihren Mußestunden damit, über den Theil der Außenwelt nachzusinnen, der sich in ihren blauen Augen abzeichnete. Und wie viele, noch ungeborene Augen, spionirende Organe kritscher Intelligenzen, konnten noch nachkommen! — Hedwig sympathisirte vollauf mit ihrem Manne. Ihr war alles einleuchtend, was er sagte, ihr schien alls billig, was er erstrebte. Die Beiden blieben, was sie seit dem Vorfall mit der geschwärzten Puppe gewesen waren: ein Herz und eine Seele. Freilich: Paul's Horizont erweiterte sich allmählich, während der ihrige mit jedem Kinde um ein weiteres Stück zuwuchs. Aber darin lag für Beide nichts Unnatürliches. Der Mann gehört der Welt, die Frau dem Hause; dies hatten sie eingesehen, seit sie durch Justus' Geburt aus den Kinderschuhen herausgeworfen worden waren. Und Paul, der doch jetzt weit umherkam und mit einer Menge von Frauen und Mädchen in Verkehr trat, die weit hübscher, ansehnlicher und geistig bedeutender waren als seine Hedwig wurde ihr dennoch mit keinem Gedanken untreu. Sein Bedürfniß, zu lieben, war früh in eine bestimmte Bahn gelenkt worden und verharrte darin, theils in Folge der natürlichen Trägheit, die aus jeder längeren Bewegung in derselben Richtung resultirt, theils durch den Einfluß

Digitized by Google

der Gewohnheit, welche dem sicheren Besitz, so mäßig derselbe auch relativ sein möge, täglich neue Reize verleiht.

Es ereignete sich einst, daß während Paul's Abwesenheit die Ortlieb'sche Papierfabrik bei einer ansehnlichen Submission eine Offerte eingereicht hatte. Dies war eigentlich gegen die Geschäftspraxis des hochconservativen Hauses; diesmal aber war Ortlieb senior zu einer Abweichung von derselben durch den Aerger veranlaßt worden, den ihm seit einiger Zeit die Concurrenz einer benachbarten Actiengesellschaft bereitet hatte, und über die er bei dieser Gelegenheit einen Sieg davonzutragen hoffte. Auch von dieser Angelegenheit erfuhr Paul nichts, bis er, wieder nach Hause gekommen, in den Büchern stöberte. Nun war zufällig auf seiner Reise zwischen ihm und einigen Fachgenossen von eben dieser Submission die Rede gewesen, und Paul hatte dabei erfahren, daß die Zuwendung des Auftrags an jene Actiengesellschaft beschlossene Sache und die Submission nur der Form halber erlassen sei. Auch war der von seinem Vater geforderte Preis lächerlich hoch, und ließ sich nur verstehen, wenn man wußte, daß der alte Herr die Erzeugnisse seiner Fabrik von vornherein für besser hielt als diejenigen irgend einer andern. Dies war ja nun an sich nicht tadelnswerth; ein Fabrikant, der nicht mit dem liebevollen Auge des Erzeugers auf seine Waare blickt, ist eben kein Mensch mehr, sondern eine gemüthlose Rechenmaschine. Nicht alle Vorurtheile sind absolut verwerflich; wenn mir das Gemüse am besten schmeckt, welches ich auf meinem eigenen Lande ziehe, wer will mir da beweisen, daß ich von meiner Einbildungskraft betrogen werde? — Aber im Geschäftsverkehr darf man wohl Schwächen haben, liebenswürdige, menschliche Schwächen; nur zeigen darf man sie nicht außerhalb der vier Wände. Wo es um Verkauf und Einkauf geht, um Mein und Dein, da weht eine scharfe Luft, und die gutherzigsten Leute lassen sich zu boshaften Bemerkungen hinreißen, wenn sie Andere auf unhaltbaren Chimären ertappen. Paul sah voraus, daß er auf seiner nächsten Reise über die von seinem Hause mit so viel Selbstbewußtsein eingereichte Offerte allerlei spitzige Scherze werde hören müssen, und so ließ er sich denn, zum erstenmal in seinem Leben, hinreißen, seinem Vater und Geschäftstheilhaber Vorwürfe zu machen.

Nun sind die Folgen des ersten ernstlichen Widerspruchs, den ein Autokrat erfährt, gänzlich unberechenbare. Ortlieb senior stutzte, nahm die Brille von der Nase und sah seinem Sohne mit starrer Verwunderung ins Gesicht. Aber er sagte nichts als: „So? Meinst Du?" und „Hm! Bist Du auch Deiner Sache gewiß?" — Und dann, als Paul seine Ansicht über den Fall klar und bündig dargelegt hatte, erhob er sich von seinem Drehstuhl und trat an das Fenster. Eine halbe Minute trommelte er ganz leise mit einer Hand an die Scheiben. Welche Melodie er sich zu dieser kriegerischen Begleitung dachte, hätte schwerlich der gewiegteste Musiker herausgefunden. Es mußte indessen wohl ein Retirirmarsch gewesen sein; denn nach Beendigung des Stückleins verließ er das Contor und begab sich langsam, die Hände auf dem Rücken, in seinen Garten. Es war kein passendes Wetter zu anstrengenden Arbeiten im Freien; die Sommersonne brannte hoch vom Himmel unbarmherzig hernieder und ein schirmloses Hauskäppchen gewährt einem alten Menschenkopfe nur einen sehr ungenügenden Schutz. Dennoch begann Herr Justus Ortlieb senior die welken Erbsenstäuden mit einem Eifer auszuraufen, als wenn sie ihm soeben die schlimmsten Beleidigungen ins Gesicht gesagt hätten. Nicht einmal war er damit zufrieden; er trug das nutzlose Kraut auch noch auf einen Haufen zusammen und stampfte es mit den Füßen nieder. Damit hatte er denn endlich seiner inneren Aufregung Luft gemacht; er that einen tiefen Athemzug und blickte um sich, ob etwa Jemand sein wunderliches Treiben beobachtet hätte. Nein; es war keine Seele innerhalb der Gartenmauern zu erblicken, und auch an den Hinterfenstern des Wohnhauses zeigte sich kein neugieriges Gesicht. Da nahm er sein Taschentuch heraus, trocknete sich den Schweiß ab und ging dahin zurück, woher er gekommen war. Unterwegs, einmal an der Gartenpforte und das zweite und letztemal vor dem Eingang in das Fabrikgebäude, brummte er vor sich hin: „Der Junge hat Recht; es war eine Dummheit." — Im Contor aber sagte er nichts, und wenn er hernach, im Laufe dieses denkwürdigen Tages, seinen Untergebenen irgend eine Anweisung zu geben hatte, so geschah dies mit einer ganz ungewöhnlichen Sanftmuth.

Paul hatte einen Sieg errungen; nur wußte er's nicht. Erst am Abend, als er und Hedwig bei den Alten zu Gast waren und der Papa sich eigenthümlich still und nachdenklich zeigte, dämmerte es ihm auf, daß in demselben der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit stark erschüttert sein möchte. Solche Erschütterung verursacht Schmerzen. Wer sich in seinem Kreise immer für den Klügsten gehalten hat und wird dann plötzlich inne, daß die Kleinen darin über ihn zu Gericht sitzen und seine Irrthümer dreist vor ihr Forum ziehen, der kann einen solch heftigen Fall in seiner eigenen Schätzung erleben, daß ihm alle Glieder davon weh thun. Paul's gutes Herz zog sich doch bei diesen Erwägungen etwas zusammen; aber er konnte das Gesagte nicht ungesagt machen und mußte den armen Papa grübeln lassen. Uebrigens kam derselbe mit keiner Silbe auf die Submissions-Angelegenheit zurück, weder jetzt noch später.

Mutter Ortlieb erfuhr nichts von dem Auftritt zwischen Vater und Sohn. Freilich entdeckte sie die Verwüstung auf dem Erbsenbeete; da aber Niemand als Thäter zu ermitteln war und ihr Mann so that, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge, so beruhigte sie sich darüber nach einigen Tagen. Daß Abends im gemeinsamen Schlafgemach ihr Justus jetzt zuweilen ohne bemerkbare Veranlassung in den Ausruf ausbrach: „Ja, ja, Jettchen, wir werden alt!" oder: „Die Kinder wachsen uns über den Kopf!" — dies fiel ihr allerdings auf. Aber es war ja die Wahrheit. Und was ließ sich dagegen machen?

Im Geschäfte befolgte Ortlieb senior fortan eine wahrhaft macchiavellistische Politik. Er fragte seinen Sohn nicht um seine Ansicht, wenn in einem zweifelhaften Fall eine Entscheidung zu treffen war. O nein! So tief demüthigte er sich nicht. Aber er legte dann die betreffenden Actenstücke mit der gleichmüthigsten Miene von der Welt auf Paul's Pult und sagte: „Du weißt ja Bescheid hiervon, Paul. Ich habe gerade keine Zeit zur Erledigung". Und auf diese Weise dankte Ortlieb senior allmählich ab, ohne sich die geringste Blöße zu geben. Es dauerte freilich längere Zeit, ehe die Gewalt vollständig auf den jüngeren Ortlieb übergegangen war. Auch dies indessen bewerkstelligte der alte Herr schließlich in raffinirter Weise. Er fing nämlich an, über schlechtes Befinden zu klagen, obgleich er aussah, wie das ewige Leben, und sein Appetit nicht die geringste Einbuße erlitten hatte. Dabei schimpfte er über die Unwissenheit der Aerzte. Er, sagte er häufig, werde keinem derselben seinen Leib zu Experimenten anvertrauen; ein verständiger Mann, behauptete er, welcher sich eine Reihe von Jahren beobachtet habe, müsse selbst am besten wissen, was ihm fromme. Und demgemäß verordnete er sich eine Badekur in Wiesbaden. Während derselben wünsche er kein Wort über Geschäfte zu hören, war sein letztes Wort an Paul, ehe er abreiste. Er wolle ruhige Nächte haben, setzte er heuchlerisch hinzu. Jettchen's Begleitung hatte er sich verbeten, worüber diese im Grunde nicht sehr unglücklich war, da sie nicht gerne in fremden Betten schlief und gegen Speisen aus fremden Küchen einen unbesiegbaren Widerwillen empfand. Wenn sie den spärlichen Briefen ihres Mannes Glauben schenken durfte — und warum sollte sie nicht? — so ging es mit seiner Gesundheit langsam besser. Im Spätsommer fand er eine Nachkur in der Schweiz nöthig und reiste nach Torasp, wo er so lange verblieb, als noch eine Partie Whist oder oder L'Hombre zusammenzubringen war. Und als er dann endlich nach Hause zurückkehrte, geschah es mit dem festen Vorsatz, im nächsten Jahre so um Pfingsten herum wieder krank zu werden. Es war gar zu schön, dies ungenirte Vagabundenleben in fremden Ländern; nur ein bischen theuer, wenn es mit Anstand geführt wurde. Aber er hatte ja die Mittel, und die Papierfabrik war auch noch da, die bisher, wenn alle Leute — er selbst mit — über schlechte Zeiten klagten, immer doch am Ende des Jahres seinem Capital-Conto einen hübschen Posten hinzugefügt hatte.

„Mit dem Alten ist es merkwürdig", sagte Paul im November zu seiner Frau, die gerade die Kinder — auch den

Digitized by Google

zuletzt gekommenen kleinen Heinrich — glücklich in den Schlaf gebracht und deshalb ausnahmsweise Muße hatte, ihm ein aufmerksames Ohr zu gönnen. „Seit er zurück ist, hat er sich nur ein einziges Mal im Contor sehen lassen. Komme ich ihm mit Fragen, so hört er mich zerstreut an und antwortet, er habe noch keine Lust, über diese Dinge wieder nachzudenken. Dabei befindet er sich augenscheinlich vortrefflich; wie die Mutter sagt, ist er alle paar Stunden hungrig und auch dann noch guter Laune."

„Ja, ja", versetzte Hedwig nickend, „Papa hat sich verändert. Stundenlang beschäftigt er sich mit dem kleinen Schlingel, dem Justus, hier und drüben, und läßt sich Alles von ihm bieten. Weißt Du, was ich glaube, Paul? — Papa hat jetzt seinen Rückzug aus dem Geschäfte beendet. Sein Zelt freilich hat er stehen lassen. Es soll so aussehen, als ob er jeden Augenblick wieder einrücken könnte. Aber, glaube mir, er thut es nicht."

„Weshalb tritt er denn nicht einfach aus?"

„Eitelkeit, Paul. Der Menschen wegen. Er will die Uniform weiter tragen; daß er a. D. ist, denkt er, weiß Niemand."

Er hat es auch bis auf diesen Augenblick nicht zugegeben, der alte Herr Justus Ortlieb, obgleich er von seiner Fabrik nur noch weiß, daß Papier darin gemacht wird. In den Sommermonaten ist er nie zu Hause anzutreffen; da hat er immer ein inneres Leiden zu curiren, über dessen eigentlichen Sitz er nicht ins Klare kommen kann und auch nie ins Klare kommen wird. Draußen ist er der alte, selbstbewußte, unfehlbare Autokrat; nur hat sich um seine Augenwinkel ein Zug von Schlauheit ausgebildet, seit er jenen strategisch meisterhaften Rückzug ausgeführt hat, durch welchen die drohende Revolution gegen sein Regiment bereits im ersten Anfange gegenstandlos wurde. Seine gute Frau versteht ihn weniger als je, fügt sich ihm indessen nach wie vor mit lobenswerther Ergebung. „Man kennt die Männer nie aus", klagt sie ihrer Schwiegertochter. „Mit dem meinigen bin ich nun schon dreißig Jahre verheirathet und ich müßte doch eigentlich in ihm lesen können wie in einem deutschen Buch. Aber nein: mit jedem Jahr gibt er mir neue Räthsel auf, und ich glaube, wenn ich einmal sterbe, weiß ich noch immer nicht, woran ich mit ihm gewesen bin."

Neulich war endlich der Zeitpunkt gekommen, da Paul seinen Justus zur Schule abführte. Vorher, als er schon den nagelneuen Tornister von Seehundsfell auf dem kleinen Rücken befestigt hatte, hielt er dem von Stolz aufgeblähten Knirps eine väterliche Standrede. „Du sollst nun etwas lernen, Justus", sagte er, „damit Du dereinst ein tüchtiger Papierfabrikant werdest, wie Dein Großvater und Dein Vater." — Hedwig nickte Beifall, und auch Petronella, jetzt nicht mehr Peter genannt, hatte nichts gegen das Lob einzuwenden, das der Herr sich ertheilte. — „Sei also fleißig, Justus." — („Und rutsche nicht auf der Schulbank hin und her", schaltete Hedwig ein, „sonst setze ich Dir Leder auf die Hosen.") — „Mit Deinen Cameraden sei verträglich; wenn Dir aber einer Unrecht thut, so sackle nicht lange, sondern haue ihn. Merke Dir, mein Sohn: der Friedfertige spielt eine klägliche Rolle in dieser kriegerischen Welt; er wird überall in anderer Leute Karre gespannt, und muß ziehen. Doch das verstehst Du noch nicht. — Gegen die Lehrer sei bescheiden und in allen Stücken gehorsam; sie haben die Gewalt und Du bist immer gegen sie im Unrecht. Auf der Straße betrage Dich wie anständiger Leute Kind. Rufe keinem Betrunkenen, keinem Buckligen oder Hinkenden ein Schimpfwort nach; bedenke, daß diese Leute ohnehin schon übel genug daran sind. Werfe weder nach Hunden noch nach Katzen mit Steinen; diese Thiere führen inmitten der civilisirten Menschheit ein erbärmliches Leben und haben deshalb Anspruch auf Schonung, so unnütz sie auch meistens sind —"

„Bist Du bald fertig?" fiel Hedwig ein. „Du wirst noch zu spät kommen zur Schule über Deinen komischen Ermahnungen!"

„Wahr, Hedwig! — Also, Junge, küsse Deine Mutter, und dann vorwärts!" — Ich finde, Frau Ortlieb junior", setzte er lachend hinzu, „es ist sehr viel genußreicher, zu ermahnen als ermahnt zu werden. Meine letzte Predigt habe ich am Abend unseres Hochzeitstages empfangen — mit ebenso offenem Munde, glaub' ich, als der kleine Schlingel da soeben die meinige. Ja, ja: Alles hat seine Zeit im Leben! Der Stock geht abwärts von einer Hand zur andern und in den Geprügelten wachsen die Zuchtmeister der neuen Generation heran —"

„Paul, die Uhr ist gleich acht!"

„Da siehst Du, wie wir alt werden!" schloß Paul. „Aber immer noch, wie in den Zeiten unserer langen Knechtschaft, ein Herz und eine Seele! Nicht wahr, Hedchen?"

Und sie küßte, statt jeder Antwort, den Zuchtmeister ihrer Kinder herzlich auf den Mund, und drängte ihn zur Thür hinaus.

Aus der Hauptstadt.

Neue Kunstwerke.

Unsere Berliner Künstler werden diesen Winter voraussichtlich keine besonderen Trümpfe ausspielen. Steht doch die große Jubiläumsausstellung vor der Thür, die zwar dem Titel nach keine internationale sein wird, aber doch aller Wahrscheinlichkeit nach vom Auslande dem Vernehmen nach reicher beschickt wird, als wir es sonst an unsern akademischen Ausstellungen leider gewohnt sind. Illusionen dürfen wir uns freilich nicht machen. Die eigentliche Ursache der Zurückhaltung des Auslandes lag bisher nur zum kleinsten Theile in politischer Aversion. Bei den Franzosen wäre sie zu verstehen. Was aber konnte vor dem jüngsten Putsch die spanischen Künstler abhalten; ihre Arbeiten nach Berlin zu schicken? Weshalb kamen die Engländer nicht, warum blieben die Italiener und Oesterreicher aus? — Sicherlich nur deshalb, weil Berlin keine Garantie für den Verkauf bietet und obendrein an der Welt Ende liegt. Wir haben oft genug darüber zu klagen gehabt, daß nicht einmal die Künstlerschaft süddeutscher Kunststädte auf eine genügende Vertretung bedacht war. Sie würde zweifellos alle Anstrengung machen im Wettkampf mit unsern einheimischen Kräften, wenn Berlin einen Kunstmarkt besäße. Doch das ist die Blüthe einer Civilisation, welche man von einer Weltstadt halb amerikanischen Charakters mit reicher, aber noch gänzlich traditionsloser Bevölkerung nicht erwarten darf.

Wir bedauern es nicht, wenn in den nächsten Monaten die Production den Athem anhält, denn um so ruhiger kann sich die Wirksamkeit der Ausstellung farbiger Skulptur entfalten, die in der Nationalgalerie Ende October eröffnet werden soll. Wir werden in einer der nächsten Nummern ausführlich den Plan dieses einschneidenden Unternehmens darlegen, dem wir den nachhaltigsten Erfolg wünschen. Sonst ist bis jetzt noch nichts in Sicht außer den Ausstellungen im Künstlerverein, die eine ähnliche Ausdehnung erfahren sollen wie nach dem Ausfall der akademischen Ausstellung vor zwei Jahren, und den Neuigkeiten, welche die Kunsthandlung von Fritz Gurlitt bieten wird.

Was letztere anlangt, haben wir zunächst einige im Lauf des Sommers eingegangene Werke zu erwähnen.

Das Bedeutendste sind vier farbige Marmorbüsten und ein bemaltes Marmorrelief von Prell und Volkmann.

Zum ersten Mal bieten sie uns in dem Relief eine ganze, wenn auch nur ein Drittel lebensgroße Figur. Es ist eine Eva unter dem Baum der Erkenntniß. Sie steht in ruhiger Haltung da, die Rechte in die Seite gestemmt, in der ausgestreckten Linken den mit beblättertem Zweige abgerissenen Apfel: es scheint die Bewegung zweifelnden Zögerns zu sein, obwohl sich Volkmann gehütet hat, dies durch eine Geberde ausdrücken zu wollen. Die Krone des Baumes wird eben über dem Ansatz durch den im Rundbogen das Bild schließenden Rahmen abgeschnitten. Er ist aus dem Marmorblock gearbeitet, ohne weiteren Schmuck als die stumpfe Politur der Fläche. Diese glatte kalte Einfassung hebt durch einen glücklichen Kontrast das warme Leben des eingeschlossenen Bildes, an dem keine Stelle der Farbe entbehrt. Von dem vielleicht etwas scharfblauen Himmel,

Digitized by Google

an dessen unterm Saum sich niedere dunkle Berge hinziehen, hebt sich in blühendem Leben das matte Fleisch des nackten Körpers ab, während der braune Baumstamm und die grünen Zweige mit den goldigen Früchten dem Hintergrunde eine große Mannigfaltigkeit verleihen. Ueber die Behandlung des Fleisches herrscht nur ein Urtheil: Bisher ist noch nirgend etwas Aehnliches geglückt. Bei den immerhin geringen Dimensionen durfte der Ton nicht mit der Kraft des Lebens wetteifern, er zieht sich gleichmäßig, nur hier und da ein Gelenk leicht accentuirend, über den ganzen Körper. Das Gesicht mit den dunklen blickenden Augen wird von gelbem Haar eingerahmt. Wo die Glieder sich berühren, sind leichte braune Schatten angegeben, deren Nothwendigkeit uns nicht zwingend scheint. Eine besonders auffallende reizvolle Partie bilden die bloßen Füße in dem Grase.

Dieses Werk hat durch seine unwiderlegliche Beweiskraft schon manchen Schwankenden überzeugt und manchen in feindlichem Sinne Ueberzeugten schwankend gemacht. Wir begrüßen es als ersten Gipfel des Neulandes, nach dem wir lange vergeblich ausgelugt haben.

Daß so schnell schon ein solches Resultat zu verzeichnen sein würde, hätten wir uns noch vor einem Jahre nicht träumen lassen. Es sind jetzt zwei Jahre her, daß Volkmanns erste Frauenbüste von der Nationalgalerie angekauft wurde. Er hatte sie leicht getönt, um Gewand und Haar vom Fleisch loszuheben, und an Farbe nicht mehr geboten, als wir auch sonst schon erlebt hatten, nur daß mit mehr künstlerischem Bewußtsein auf die Gliederung der Massen und den Kontrast des anzudeutenden Materials hingearbeitet war. Nach diesem ersten Schritt trieb es den Künstler auf dem eingeschlagenen Weg mit unwiderstehlicher Consequenz weiter. Es kamen die Bruchstücke von Reliefs, die wir seiner Zeit besprochen haben, die Eva und die vier Büsten. Jetzt arbeitet Volkmann an einer lebensgroßen Statue.

Der Zeit nach gehen zwei der Büsten der Eva voran. Sie sind sämmtlich jetzt bei Gurlitt ausgestellt, haben jedoch leider ein sehr wenig günstiges Licht, sodaß bei Abendbeleuchtung weit besser herauskommt, was die Urheber beabsichtigten, als bei Tage.

Es versteht sich von selbst, daß eine vollrunde Skulptur farbig ganz anders behandelt sein will, als das Relief. Bei letzterem wird das Verfahren wesentlich erleichtert durch die prinzipielle Annäherung an die Malerei. Viel schwieriger liegt die Sache bei dem Vollbilde, das wie die lebende Gestalt vom Licht umspielt wird. Hier wäre es von großer Wichtigkeit, wenn uns aus früheren Perioden eine ganz erhaltene farbige Marmorstatue oder Büste überliefert wäre, um uns den Weg zu weisen. Wir haben aber nichts, als den Marmor, der höchstens lehrt, in welcher Weise der Grund für den Auftrag der Farbe an Haar und Gewand, für die Lasirung des Fleisches vorbereitet war. Ueber die wichtige Frage, wie weit die Bemalung Schatten angab, erhalten wir nirgend Aufschluß. Wir möchten uns der Ansicht zuneigen, daß man dem natürlichen Schatten nicht vorgegriffen hat, selbst am Rande des Haares und um die Augen nicht.

Diese beiden früheren Frauenbüsten sind für das Vestibül in der Steglitzer Villa bestimmt, an dessen Wänden und Thüren Max Klinger sich zum ersten Mal in monumentalerer Malerei erprobt hat. Für Beleuchtung durch Oberlicht bestimmt, machen sich namentlich diese Büsten in dem Gurlitt'schen Local weit besser bei Abend als bei Tag. Auge und Mund erhalten ihr volles Leben erst durch die richtige Beschattung. Die Farbe geht hier noch nicht auf eine detaillirte Nachahmung jeder Eigenthümlichkeit und Zufälligkeit der Natur aus, sondern gibt die Massen als Ganzes. Das Fleisch hat seinen transparenten Ton, der an den Wangen ein wenig aufgelichtet ist, Haar und Gewand fassen ihn als undurchsichtige Massen ein. Dies ist ein Weg, große kräftige Wirkung zu erreichen. Wohin der entgegengesetzte führt, muß noch erst ausprobirt werden. Wir möchten glauben, daß auch in der farbigen Sculptur viele Wege nach Rom führen. Wie in der Malerei, wird von der künstlerischen Individualität unendlich viel abhängen. Der Eine geht auf die große Gesammtwirkung, verlangt von dem Genießenden, daß er sich in bestimmter Entfernung halte und das Detail außer Acht lasse, der Eigenart des Andern entspricht es, sich in die Wiedergabe alles Dessen zu versenken, was überhaupt sichtbar ist. Warum soll bei der farbigen Sculptur nicht von vornherein diese Mannigfaltigkeit der menschlichen Anlagen so gut berücksichtigt werden wie bei der Malerei, wo das Monumentale die Miniatur nicht ausschließt. Die Mittel der farbigen Sculptur — möge bald die Zeit kommen, wo sie schlechtweg Sculptur heißt! — sind noch unendlich reicher als die der Malerei, das darf man nie vergessen. — Die beiden letzten Büsten sind nicht für einen bestimmten Platz gedacht. In der Angabe der Schatten ist deshalb mit mehr Zurückhaltung verfahren, sonst ist das Prineip des Colorits dasselbe. Besonders gelungen erscheint die Dunkelhaarige mit dem gelben Gewand.

Es ist mit diesen farbigen Marmorsculpturen schon ein großer Schritt vorwärts geschehen. Wie schnell wir jetzt voran kommen, wird nicht zum kleinsten Theile von der Theilnahme der Gebildeten abhängen.

Wir haben immer und immer wieder zu betonen, daß nicht die Künstler allein den Fortschritt tragen können. Aus vielen Gründen nicht. Niemand kann von ihnen verlangen, daß sie allein die schweren Opfer an Zeit und Geld bringen sollen, die das Experimentiren kostet. Was das gemeinsame Vorgehen mit verständigen Nichtkünstlern an Förderung und Anregung gewähren kann, haben wir leider zu selten noch erfahren. Wo es in dem Grade fehlt wie bei uns, kommt schließlich nichts Andres heraus als die Abhängigkeit des Künstlers von dem banalsten Ungeschmack, der ihn wider seinen Willen in die verkehrte Richtung treibt.

Unter den Bildern ragt durch poetische Stimmung und seltene malerische Qualitäten eine Landschaft von Müller-Breslau hervor. Der Einfluß Böcklin's ist für die Erfindung und malerische Behandlung nicht zu verkennen, aber nur der oberflächliche Betrachter wird an eine Nachahmung denken. Am Rande eines Gehölzes, das im Hintergrund wie eine dunkle Wand gegen den Himmel ragt, bewegt sich auf der grünen Wiese eine Gesellschaft in antiker Tracht. Eine helle Herme, aus blüthenbesäten wilden Rosen aufragend, scheint für ihr Treiben den Mittelpunkt abzugeben. In langen Schlangenlinien zieht sich das blühende Rosengebüsch am Waldrand entlang in den Hintergrund, ein liebliches Motiv. Ganz herrlich thürmt sich über dem dunklen Walde ein leuchtendes weißes Wolkengebilde am blauen Himmel auf. Wenn nicht an allen Ecken und Enden im Bilde sich ein Naturstudium von bewußter Kraft bezeugte, dieser leuchtende Himmel würde uns verrathen, woher der Künstler seine Nahrung zieht. Es ist doch sonderbar, daß heutzutage inmitten all' der gewissenhaften Abschriften der Natur gerade die ideale Landschaft allein es zu einer einschlagenden Wirkung bringt.

Ein sonniges Idyll hat Maximilian von Schmaedel aus München hergesandt. Es ist die liebevolle Wiedergabe eines Klostergartens innerhalb unübersteigbar hoher aber freundlich berankter Mauern, zwischen dessen Gemüsebeeten geschäftige Nonnen arbeiten; das Liebenswürdigste, was wir seit längerer Zeit aus München gesehen.

A. L.

Notizen.

Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben von Johann Rittig. (New-York, E. Steiger u. Co.) Unter den vielen Feuilletonsammlungen, mit denen jetzt unsere Literatur bereichert wird, ist die vorliegende sicher eine der interessantesten; denn jedem Europäer, der nicht gewohnheitsmäßiger und eifriger Leser amerikanischer Zeitungen ist, wird sie eine Menge von ihm bisher gänzlich neuen Zügen aus dem amerikanischen speciell New-Yorker Leben übermitteln und ihm zugleich ein treffliches Gesammtbild von den Zuständen „drüben" gewähren. Der Autor hat die kleinen Skizzen und Schilderungen, die er hier gesammelt vorlegt, im Laufe der Jahre für die „New-Yorker Staats-Zeitung" geschrieben, und der Verleger dieser Zeitung gibt sie jetzt als ersten Band eines Serienwerkes heraus, welches unter dem Titel: „Bilder aus dem amerikanischen Leben" eine Ergänzung der in demselben Verlage erscheinenden, von Carl Schurz begründeten „Geschichtsblätter, Mittheilungen aus dem Leben der Deutschen in Amerika," bilden soll. — Mehrere der Skizzen treten im novellistischen

Digitized by Google

Gewande auf. Der Verfasser hat sie „Schlichte Geschichten" genannt. Sie behandeln in einem echt deutschen, warmen, man möchte sagen gemüthlichen Tone kleine Vorfälle, die sich eben so gut in Deutschland als drüben ereignet haben könnten. Um so echter amerikanisch sind die „Charakterfiguren" aus der nächsten Abtheilung des Buches. Leute, wie der „Gentleman-Proletär," der „Dollar-Mann," der „Salon-Sklave", finden sich allerdings auch bei uns zahlreich vor, aber nicht so urwüchsig und scharf ausgeprägt, wie Rittig sie schildert, und gar Figuren, wie der „Unabhängige", der „Mephistoffel" oder wie die „Selbstständigen jungen Damen" können nur auf amerikanischem Boden emporwachsen. Der Schilderung des weiblichen Amerikanerthums widmet überhaupt der geistvolle Plauderer einen verhältnißmäßig bedeutenden Raum; eine ganze Abtheilung des Buches: „Auf den Pfaden der New-Yorkerin" mit 10 Kapiteln behandelt die für uns noch vielfach unverständlichen Erscheinungen nnd Auswüchse in der Existenz der jungen amerikanischen Damen. In der letzten Abtheilung des Buches „Buntes Volk" würfelt dann Rittig noch einige abenteuerliche Figuren aus dem Leben der Amerikanischen Großstadt bunt durcheinander und schließt damit seine sehr unterhaltende und lesenswerthe Sammlung.

Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt und dem Marchese Lucchesini. Kritisch festgestellte Auswahl in deutscher Uebersetzung, herausgegeben von Fritz Bischoff. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. — Ueber die im vorigen Jahre von Heinrich Koser veranstaltete Veröffentlichung der Memoiren und Tagebücher von Heinrich de Catt aus den K. Preuß. Staatsarchiven ist in der „Gegenwart" bereits eingehend berichtet worden. Dieselbe erfolgte bekanntlich in der Ursprache des französischen Textes. Eine etwas voreilig durch die Grunow'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig herausgegebene deutsche Auswahl aus de Catt's Memoiren hat seiner Zeit eine energische Zurückweisung durch den Director der Staatsarchive, H. v. Sybel, erfahren, wobei zugleich in Aussicht gestellt wurde, daß eine autorisirte, kritische Auswahl aus jenem Werke in deutscher Sprache demnächst erscheinen werde. Wir müssen annehmen, daß das vorliegende Buch dieselbe darstellt. In ihm sind aus de Catt's Memoiren einige wenige, aber sehr interessante Stücke wiedergegeben und so zusammengestellt, daß eine Uebersicht über den Zusammenhang und die Schreibweise jener später erfolgten Bearbeitung des Tagebuchsmaterials ermöglicht und zugleich die Abweichungen von den authentischen Angaben des Tagebuchs, welche sich de Catt in den Memoiren erlaubte, durch kritische Noten deutlich gemacht werden. In dieser Form wird die Lectüre der Memoiren wohl nun auch dem unkritischen, größeren Publicum ohne Schaden für seine Geschichtskunde möglich und fruchtbringend sein. Aus dem Tagebuch selbst ist der Theil, welcher die bösen Jahre von 1760—62 umfaßt, angefügt. — Als Anhang zu diesen Veröffentlichungen ist das Tagebuch des Marchese Lucchesini gegeben. Dieser Mann gehörte, nachdem de Catt 1780 aus nicht völlig aufgeklärten Gründen in Ungnade gefallen, zu der intimen Umgebung des Königs und nahm besonders stets an der Tafelrunde zu Sanssouci Theil. Er hat unverzüglich nach Tische die Gespräche niedergeschrieben, welche daselbst geführt wurden; die Aufzeichnungen in italienischer Sprache befinden sich ebenfalls im Kgl. Geheimen Staatsarchive in Berlin und sollen demnächst im Urtexte veröffentlicht werden. Sie umfassen, unter dem Titel: „Interessantes von der Tafel des Königs", die Zeit von 1780 bis zum September 1783, und sind in der That interessant, weil sie ein gutes Bild von dem geistigen Wesen des schon gealterten Königs gewähren. O. B.

Kohinor, Mal' Occhio, Die Trovatella, Die Holzhauer. Novellen von A. Baron von Roberts. Dresden und Leipzig, Verlag von H. Minden. — Die vier Stücke der vorliegenden Sammlung sind bereits in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden; das letzte, „Die Holzhauer", in dem Feuilleton der „Gegenwart". Unsere Leser konnten an demselben die Eigenart des Barons von Roberts als Erzählers genügend kennen lernen, denn sie tritt gerade in dieser Novelle besonders deutlich hervor. Eine knappe, echt novellistisch concentrirte Handlung, die ohne Breite und Abschweifung entwickelt wird, eine mit zuweilen übermäßigem Aufwande von Leidenschaftlichkeit durchgeführte Charakterisirung der Figuren, die allerdings nicht tief geht, sondern immer nur eine besonders scharf hervortretende und für den vorliegenden Zweck gerade wichtige Seite der Persönlichkeit ins Auge faßt und schließlich eine lebhafte, gewandte Sprache, die oft plastisch ausgerundet ist und die gute Beobachtungsgabe des Verfassers verräth — das sind die Eigenthümlichkeiten der Erzählungen des Barons von Roberts. Die vorzügliche feuilletonistische Beanlagung des Autors weist ihn auf die Behandlung derartiger kleinen novellistischen Cabinetsstücke besonders hin, und wo er sich auf dieses Gebiet beschränkt, wird er Meister bleiben, wie das die vier vorliegenden kurzen Erzählungen beweisen. O. B.

Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer (Gotha, Schlößmann.). — Das vorliegende Buch darf als ein ausgezeichneter Beitrag zur Volkskunde zunächst der thüringer Lande empfohlen werden. Es schildert vor Allem den Bauersmann, wie er leibt und lebt, nach seinen Licht- wie Schattenseiten und zwar nach den verschiedensten Seiten und Lebensbeziehungen hin. Die gesammte Darstellung und Zeichnung beruht durchaus auf richtiger und genauester Erfassung des Lebens, der Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten des Landmannes, so daß gerade hierin, in der haarscharfen, lebensvollen Schilderung die großen Vorzüge und die Verdienstlichkeit des kleinen Werkes beruhen. Den Freund der Culturgeschichte interessiren vor Allem die Charakteristiken der Denk- und Lebensweise des Bauern in seinem eigenen Hause und Gehöfte, bei der Gründung und Führung des Hausstandes, in seinen verschiedenen Lebenslagen, gegenüber den Ansprüchen und Fortschritten der Zeit, in seinem Verhältniß zu seinen Nachbarn und Gemeindegenossen, zu den Beamteten in seiner Mitte u. s. w. In die Darstellung verwoben ist eine ganze Reihe guter Volkssprüchwörter. Dem Freunde der Religionsgeschichte werden andererseits die genauen Angaben über die Stellung des naturwüchsigen Landmannes zur Religion überhaupt, zur religiösen Anschauung seiner Vorfahren, zu Aberglauben, Unglauben und bibelgemäßem kirchlichem Glauben willkommen sein. Danach bemißt sich auch das Verhältniß zur Kirche der Gegenwart und zu deren Dienern, das der Verfasser ins Licht stellt. L.

Von der Deutschen Nordostmark. Vier preußische Historien von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) Das neueste Werk des überaus fruchtbaren und beliebten Schriftstellers versetzt uns in des Dichters Heimathsprovinz und führt Geschichten aus verschiedenen Jahrhunderten, die sich in markiger Lebendigkeit vor unseren Augen abspielen, auf ihrem historisch altberühmten Boden uns vor. Alles ist festgegliedert, kernig, natürlich und ungezwungen; ein gesunder, strammer, preußischer Geist weht uns aus diesen Geschichten entgegen. Hin und wieder haben wir wohl die Empfindung, als ginge es ein bischen nüchtern und hausbacken her, und etwas mehr poetischer Schwung würde uns erwünscht sein. Während „Der Schulmeister von Labiau" ein in seiner schneidigen Kürze ergreifendes Bild aus der ersten Regierungszeit Herzogs Albrechts von Preußen gibt, bringt „Resi, die Salzburgerin" ein kulturhistorisch werthvolles Gemälde aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. und aus den Zuständen zur Zeit der Ansiedelung der flüchtigen Salzburger Protestanten in preußisch Littauen. Hier ist Alles zu einem umfassenden Bilde sorgfältig zusammengetragen, anschaulich geschildert und voll treffender Einzelzüge. Weniger dichterisch als culturhistorisch interessant ist die Novelle „Das Bannrecht" aus der Zeit der Aufhebung der Mühlengerechtigkeiten unter Friedrich Wilhelm III.; aber ein ebenso erhebendes Bild aus Preußens schwersten Tagen, da die königliche Residenz nach Memel verlegt war und der corsische Eroberer um eines Theaterscandals willen die preußischen Kronrechte bedrohte, entwirft „Famhon", eine Erzählung, die in ihrer schlichten Innigkeit künstlerische Wirkungen hervorbringt. Wichert's Buch ist von einem so patriotischen Geist durchweht und, ohne viel culturhistorischen Kleinkram mitzuschleppen, doch so sehr im Sinne der geschilderten Zeiten geschrieben, daß das Buch sicher Freunde im deutschen Hause sich erwerben wird. T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Berühmte antike und moderne
Bildhauerwerke
von **Marmor, Elfenbeinmasse** und von **Gyps.**
Illustrirtes Preisverzeichniss gratis, besseres mit Phototypien à 1 Mark.
Ausgrabungen aus Pergamon, Olympia, Tanagra.
Portrait-Büsten.
Gebrüder Micheli,
BERLIN,
Unter den Linden No. 12.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.
1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffl. Cacao.
Preis: per 5/1 3/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die
Berliner Zeitung
mit drei Beilagen
1. Deutsches Heim.
2. Gerichtslaube.
3. Aus alter und neuer Zeit.
Pro Quartal Abonnement in Berlin M. 4,20
Ausserhalb bei jedem Postamt „ 4,50
Wer zweckmässig annonciren will, der wähle die
Berliner Zeitung.

Technicum Mittweida SACHSEN. Fachschule für **Maschinen-Techniker** Eintritt: April, October.

Soeben erschienen, in allen Buchhandlgn. vorräthig:
Karpeles, Gustav, Geschichte der Jüdischen Literatur. gr. 8°. Lfg. 1. 2.
Umfang einige 60 Bogen. Erscheint in Lfgn. zu je M. 1,00 und wird Anfang 1886 abgeschlossen vorliegen.
Ausführliche Prospecte mit anerkennenden Urtheilen der Herren Prof. Franz Delitzsch und Georg Ebers, M. Lazarus u. H. Steinthal auf Verlangen **unberechnet.**
Brandes, Georg (Kopenhagen), **Ludw. Holberg und seine Zeitgenossen.** Mit dem Bilde Holbergs in Holzstich. 8°. VI u. 254 S. geh. M. 4,50. geb. M. 5,50
Geiger, Ludw., Prof. (Berlin), **Firlifimini und andere Curiosa.** 12°. VI u. 167 S. geh. M. 4,00.
Hillebrand, Karl, Culturgeschichtliches. Aus dem Nachlasse. (Zeiten, Völker u. Menschen Bd. VII.) Mit Bildniß des Verf. 8°. XII u. 335 S. geh. M. 6,00. geb. M. 7,00.
Bildniß Karl Hillebrand's. Holzstich nach der Büste von Adolf Hildebrand in Florenz. Auf Kupferdruckpapier mit breitem Rande (zum Einrahmen). M. 0,75.
Mayer, Gustav, Prof. (Graz), **Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde.** 8°. VIII u. 412 S. geh. M. 7,00. geb. M. 8,00.
Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Fürs Haus.
Praktisches Wochenblatt für alle Hausfrauen.
Herausgegeben von Clara v. Studnitz in Dresden.
1 Mark viertelj. — Notariell beglaubigte Auflage: **100000.**
Anzeigen 10 Pf. für 10000 Abdrücke einer Zeile. Die Beilage von 1000 Preislisten, Prospekten, Circularen u. s. w kostet 3 Mark.
Probenummer gratis durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle „Fürs Haus" in Dresden, N.

Das im October beginnende neue erste Quartal der
Deutschen
Roman-Zeitung,
redigirt von **Otto von Leixner,**
Verlag von **Otto Janke in Berlin,**
veröffentlicht folgende Romane:
Die Söhne Gustav Wasas von **Karl Berkow.**
Die Archenbach, Familienroman von **Georg Hartwig.**
Falkenried von **M. A. Enders.**
Auf der Grenzwacht von **Ferd. Sonnenburg.**
Verknüpft und getrennt von **Richard Frenden-berg.**
Glücksjäger von **Otto von Leixner** 2c. 2c.
Jede Nummer enthält einen Bogen Feuilleton mit Beiträgen **O. v. Leixner's!** Zunächst: „Höflichkeit und Wahrhaftigkeit." „Recepte zur Herstellung lyrischer Gedichte." „Was der Papierkorb erzählt" 2c. 2c. — Abonnement pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4.) für 3½ Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.
Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Die
„Hamburger Nachrichten"
(gegründet 1792)
bekanntlich die größte, bedeutendste und verbreitetste politische Zeitung namentlich des nordwestlichen Deutschlands, erscheinen täglich in **2 Ausgaben** Morgens und Abends um 7 Uhr; am Sonntag erscheint nur die Morgen-, am Montag nur die Abendausgabe. Die Versendung geschieht mit erster Post nach der Ausgabe. Abonnementspreis im deutschen Postgebiet incl. Postaufschlag Mk. 10 per Quartal. Sämmtliche Postanstalten nehmen Abonnements an.
Für Anzeigen beträgt der Insertionspreis die Petitzeile 40 Pfennige Reichsmünze. Die Einsendungen von Inseraten sind franco an die Expedition der „Hamburger Nachrichten" zu adressiren, welche auch auf franco Anfragen betr. Preis 2c. umgehend Auskunft franco ertheilt. Gleichfalls nehmen die am Kopf des Blattes bezeichneten Annoncen-Bureaux auswärtige Anzeigen für die „Hamburger Nachrichten" an.
Die nur für das Ausland bestimmte Wochen-Ausgabe der „Hamburger Nachrichten" erscheint jeden Freitag, Morgens. Preis für die Länder des Weltpostvereins incl. Porto Mk. 5 per Quartal. Für Anzeigen in der Wochen-Ausgabe beträgt der Insertionspreis für die viergespaltene Petitzeile 30 Pfennige.
Hamburg, September 1885.
Hermann's Erben,
Herausgeber und Verleger der „Hamburger Nachrichten".

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Rieger in Stuttgart.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 10. October 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der deutsch-spanische Conflict. Von Gustav Diercks. — **Literatur und Kunst:** Johanna Spyri. Von Oskar Bulle. — Heine und Laube bei George Sand. Von Gustav Karpeles. — Eine Ausstellung farbiger Sculptur. Von Alfred Lichtwark. — **Feuilleton:** Philemon und Baucis. Von Gustav Schwarzkopf. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der deutsch-spanische Conflict.

Von Gustav Diercks.

Madrid, 20. September 1885.

Man hört jetzt hier zuweilen in diplomatischen Kreisen die Aeußerung: „Hätte Bismarck gewußt, was die Carolinenfrage für eine Wendung, für einen Charakter annehmen würde, so hätte er nicht in das Wespennest gestochen, nicht an den Carolinen gerührt."

Nach Allem, was man über des Kanzlers Ansichten über diesen plötzlich entstandenen ernsten Conflict weiß, hat er allerdings wohl schwerlich geglaubt, daß die Angelegenheit eine solche Wendung nehmen könnte. Er hat mit dem eigenartigen im Ausland und vollends in Deutschland so wenig bekannten spanischen Nationalcharakter nicht gerechnet — haben doch selbst hier in Spanien die augenblicklichen Machthaber und Staatslenker nicht geahnt, daß die öffentliche Meinung sich so energisch äußern würde.

Ehe wir auf die Ursachen dieser ungeheuren Aufregung eingehen, die man weder in Berlin, noch in La Granja, noch in Madrid erwartet und vorausgesehen hatte, müssen wir der Frage nahe treten, mit denen wir diese Zeilen eröffneten.

Ich glaube, Bismarck würde, unter bestimmter Voraussicht der Ereignisse, die sich in den letzten Wochen abgespielt, die Sache zwar anders eingeleitet, anders behandelt, aber sie unter keinen Umständen aufgegeben haben, denn früher oder später mußte die Carolinenfrage zur Behandlung und zum Austrag kommen.

Die Regelung der völlig unhaltbaren Verhältnisse in Oceanien und im Stillen Ocean war nur eine Frage der Zeit. Sobald überhaupt Deutschland daran dachte, Colonialpolitik zu treiben, richtete sich das Auge Bismarck's und der Interessenten naturgemäß nach jenen Gegenden, die verhältnißmäßig wenig erforscht, wo die Besitzverhältnisse noch gar nicht geregelt sind, wo noch viel unzweifelhaft „herrenloses Gut" vorhanden ist, nach jenen zahllosen Inselgruppen, die berufen sind, in nicht zu langer Zeitferne eine sehr bedeutende Rolle im Weltverkehr zu spielen. Daß gerade die Carolinen, Palauinseln und die benachbarten Archipele von jeher das Auge Bismarck's auf sich lenkten, beweist die Geschichte, beweist hauptsächlich jene bekannte Note von 1875, durch die deutscher- wie auch englischerseits Spanien das Besitzrecht auf jene Inseln abgesprochen wurde.

Als dann die Idee der Durchstechung des Isthmus von Panama eifriger ventilirt und ihre Verwirklichung dann vollends angebahnt wurde, war es für einen nur einigermaßen scharfblickenden Geist, wie viel mehr für Bismarck, unzweifelhaft, daß gerade jenen Inselgruppen eine großartige Zukunft bevorstand, und sicher würde man schon vor Jahren der Besitzergreifung der Carolinen nahegetreten sein, wenn sich die deutsche Colonialpolitik früher hätte frei entwickeln können.

Bismarck verlor die Carolinen von jener Zeit an nie mehr aus dem Auge, und es wurde jede Gelegenheit wahrgenommen, um der spanischen Regierung die Absichten Deutschlands auf diese und die nahegelegenen Inselgruppen deutlich zu erkennen zu geben. Spanien that dagegen nichts, sein jetzt zur Geltung gebrachtes Recht auf die Carolinen, die Palau-, die Gilbert- und Marschallinseln geltend zu machen und zu beweisen. Diplomatische Actenstücke, die diese Frage behandelten, sind uns zwar unbekannt, dagegen ist es Thatsache, daß besonders in den letzten zwei Jahren wiederholentlich und bei den verschiedensten Gelegenheiten sowohl in Madrid wie in Berlin diese Frage deutscherseits und zwar so unzweideutig berührt worden ist, daß Spanien noch vollauf Zeit gehabt hätte, jene von ihm als sein Eigenthum betrachteten Inselgruppen factisch und materiell zu besetzen.

Die Interessen der über Oceanien verstreuten deutschen Kaufleute erheischten nun gebieterisch, endlich auf die eine oder die andere Weise den anarchischen Zuständen in jenen Gebieten ein Ende zu machen; daß es dabei zu mehr oder minder ernsten Auseinandersetzungen mit Spanien kommen mußte, war sicher vorauszusehen, denn es konnte Bismarck selbstverständlich nicht unbekannt sein, wie man über diese Angelegenheit in Madrid dachte, und vor einem solchen kleinen Conflict konnte und durfte er im Interesse Deutschlands nicht zurückschrecken. Bekannt mit der spanischen Administration, mit den zahllosen veralteten, des Mittelalters würdigen und ihm entsprechenden Bestimmungen für den Schifffahrtsverkehr in spanischen Gewässern, konnte es nicht im Interesse des deutschen Handels liegen, die Carolinen ꝛc. dieser spanischen Mißwirthschaft anheimzugeben und etwa gar Spanien aufzufordern, doch nur jene Archipele zu besetzen — denn das hätte so viel geheißen, als Spanien zu bitten, sich durch den regen deutschen Handel dort nach Kräften zu bereichern und ihm zahllose Hemmnisse entgegenzusetzen, wie sie überall bestehen, wo die spanische Flagge weht. So war es nur logisch, die Carolinen einfach zu besetzen oder, falls Spanien wirklich in der Lage war, sein Besitzrecht auf sie unzweifelhaft nachzuweisen, derartige Verträge für den Handels- und Schifffahrtsverkehr mit Spanien abzuschließen, daß die Interessen der Deutschen daselbst völlig gesichert, der Entwickelung des Handels keine Schranken gesetzt wurden.

Gegen diese Denk- und Handlungsweise Bismarck's ist

Digitized by Google

vernünftigerweise nichts einzuwenden, wenn sie mit den Grundsätzen des internationalen, des Völkerrechts übereinstimmt — und dies ist der Hauptpunkt, um den sich die ganze Angelegenheit dreht. Bismarck behauptet, auf einer sicheren Rechtsbasis zu stehen, die Spanier bestreiten dies einmüthig und bezeichnen das Verhalten Deutschlands als rechtswidrig.

Endlich scheint es außer Zweifel, daß Bismarck eine Gelegenheit wünschte, um endlich einmal ein allgemein gültiges internationales Colonialrecht feststellen zu lassen, wofür auf der Congoconferenz allerdings die Grundlagen geschaffen wurden, die jedoch zu allgemein gültigen internationalen Gesetzen zu erheben, sich dort noch nicht die Gelegenheit bot. Ein Blick in die Werke, die das Völkerrecht behandeln, beweist, daß hier allerdings noch eine Lücke besteht, die den modernen Verhältnissen und Anschauungen entsprechend ausgefüllt werden muß. Daß hierzu durch einen Conflict wie den gegenwärtigen die beste Gelegenheit geboten wird, liegt auf der Hand. Die große Entfaltung des deutschen Handels, die rege Colonialpolitik machen aber erforderlich, daß ohne weiteren Verzug durch Feststellung eines internationalen neuen Colonialrechts weiteren Conflicten vorgebeugt wird, wie sie jetzt jeden Augenblick eintreten können. Daher eben auch die Beharrlichkeit Bismarck's, die vorliegende deutsch-spanische Streitfrage einem Schiedsspruch oder einer internationalen Conferenz zu unterbreiten. In jedem dieser Fälle wird es darauf hinauskommen, die durch den Wortlaut des Protokolls der Congoconferenz bis jetzt nur für Westafrika festgestellten Bestimmungen und völkerrechtlichen Grundsätze mit mehr oder minder großen Abänderungen zu verallgemeinern.

Aus diesem selben Grunde sträubte sich daher auch Spanien mit allen Kräften gegen den Schiedsspruch und die europäische Conferenz, weil es voraussah, daß ihm daraus große Schäden erwachsen werden.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen nun zunächst auf die Ursache ein, die das Entstehen dieses großen Conflicts zur Folge hatten, der die ganze europäische Welt in Unruhe versetzte, wenngleich man sowohl im spanischen Cabinet wie im auswärtigen Amt zu Berlin keinen Augenblick an die Möglichkeit eines Krieges dachte. Es handelte sich in diesem Conflict viel weniger um eine Machtfrage als vielmehr um eine theoretische Rechtsfrage, die im diplomatischen Verkehr der beiden Cabinete zu erledigen war und die zunächst zu keinem Kriege Veranlassung gab.

Die conservative Regierung des Augenblicks war eine Frühgeburt und von vornherein kaum lebensfähig, nur mit Mühe konnte sie ihre kümmerliche Existenz fristen, und jeder Schritt, den sie that, machte sie unpopulärer, gefährdete ihre Existenz mehr. Ihre zahllosen Mißgriffe, die Verwicklungen, die sie durch ihre innere wie die äußere Politik herbeiführte, gaben den Oppositionen Veranlassung zu immer heftigerem Kampf gegen sie. Ihre deutschfreundliche Politik, der Dank für die von Deutschland her gewährte Unterstützung, war allen Oppositionsparteien ein Dorn im Auge, und durch sie wollte man sie stürzen, sobald sich eine Gelegenheit bot.

Die Regierung sah sich unter solchen Umständen jeden Augenblick auf das furchtbarste bedroht; sie wußte, daß die Revolutionäre an der Arbeit waren, um den Thron und sie selbst zu stürzen — sie brauchte ein Abzugsmittel für den Volksunwillen, der sich mit jedem Tage drohender gegen sie und den Thron erhob.

Da kam ganz unerwartet die Nachricht von der Absicht der deutschen Regierung, das Protectorat über die Carolinen zu erklären; und unter diesen Voraussetzungen nahm der Conflict den ernsten Charakter an, unter dem er die ganze europäische Welt in Unruhe versetzte.

Es muß nun aber constatirt werden, daß in den Budgetdebatten der diesjährigen Cortes der Carolinen gedacht worden ist, daß man ferner seit Ende vorigen, mindestens seit Ende Februar dieses Jahres an die factische Besetzung der Carolinen gedacht hat, und es scheint mir, als wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" zu weit ging, wenn sie das bezügliche Decret vom März für untergeschoben hielt, es ist kaum anzunehmen, daß die Regierung derartiges wagen durfte. Ob das Decret aber rechtskräftige Form hatte — das ist eine andere Frage.

Ferner erhellt aus den bis jetzt hier aus Manila eingetroffenen Privat-Correspondenzen, die allerdings merkwürdigerweise fast alle conservativen Ursprungs zu sein scheinen, daß schon Anfang Juli die Vorbereitungen für die Carolinenexpedition getroffen wurde, die von den Inseln factischen Besitz ergreifen und eine militärisch-politische Regierung auf Yap einsetzen sollte.

Obenerwähntes königliches Decret, sowie die Absendung dieser Expedition beweisen aber vor allen Dingen, und dies ist von höchster Wichtigkeit, daß die spanische Regierung die durch die Congoconferenz für Westafrika festgestellten Grundsätze eines modernen reformirten Colonialrechts anerkannte, ihnen gemäß die Nothwendigkeit einsah, von den von ihr als spanisches Eigenthum erklärten Inselgruppen Mikronesiens, die bisher keine Spuren thatsächlicher Verwaltung seitens Spaniens aufzuweisen hatten, nunmehr factisch und materiell Besitz zu ergreifen. Damit widerspricht sie den von ihr und von allen übrigen Spaniern gegen Deutschland nachher ins Feld geführten Behauptungen.

Die Unbestimmtheit der den Commandanten der beiden nach Yap entsandten spanischen Kriegsschiffe und dem für Yap bestimmten Gouverneur ertheilten Befehle, führte zu so ernsten Differenzen zwischen letzterem und dem Capitän des „San Quintin", daß es offenbar zwischen ihnen zu Thätlichkeiten kam, in denen Capriles verwundet wurde. Auch dieser Umstand gibt viel zu denken und bildet einen weitern Punkt in dieser im Ganzen so merkwürdigen Angelegenheit. Ein eigenthümlicher Zufall endlich war es, daß der „Velasco", der den beiden genannten Kriegsschiffen mit neuen Instructionen nach Yap nachgesandt wurde, unterwegs Havarie erleiden mußte!

Faßt man alle diese und eine Anzahl nebensächliche Umstände zusammen, so kann man kaum umhin zu glauben, daß in Bezug auf diese Carolinenfrage ein ziemlich verwegenes Spiel getrieben worden ist, das zu enträthseln nur durch die Indiscretion sehr hoher Beamten möglich sein würde und diese werden sich selbstverständlich wohl hüten, irgend etwas verlauten zu lassen, was ihnen verderblich sein kann. Das Schuldbuch der Conservativen ist schon so ungeheuer umfangreich, sie haben den Oppositionsparteien und dem Lande schon so sehr viel Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihrer Verwaltung, zum Kampf gegen sich gegeben, daß sie in dieser heiklen Angelegenheit, die vermuthlich Veranlassung zu einem Regierungswechsel geben wird, nicht noch neues schwereres Anklagematerial liefern möchten, als sie schon geliefert haben.

Zur Auflösung dieser vielen Räthsel dienen vielleicht auch die Grundsätze, von denen die Regierung in diesem Falle ausgehen mußte und die die leitenden waren.

Cánovas, den wir als die Seele der Conservativen, als den Leiter der ganzen Regierungsmaschine betrachten müssen, und der vielleicht der bedeutendste, vor Allem aber der geschickteste und schlaueste Politiker des heutigen Spanien ist und den Traditionen der früheren spanischen Politik in gewissem Sinne folgt, nämlich in Hinsicht auf die geheime Cabinetspolitik, ist sich der Ohnmacht des Landes, das er regiert, völlig bewußt und daher ein entschiedener Gegner einer großartigen äußeren Politik. Er weiß sehr wohl, daß dazu viel Geld gehört — und das ist in den Staatskassen nicht zu finden. Die Colonialpolitik muß sich in den allerengsten Schranken bewegen, denn Spanien hat keine den heutigen Erfordernissen auch nur ganz entfernt entsprechende Marine. Die äußere und die Colonialpolitik müssen sich also darauf beschränken, zu versuchen, die wenigen überseeischen Besitzungen dem Lande möglichst zu erhalten, und ernste, internationale Conflicte zu vermeiden.

Da nun, nach den modernen internationalen Rechtsanschauungen, wie sie auf der Congoconferenz aufgestellt waren, wirklich rechtskräftige Besitztitel nicht beizubringen waren, da die Regierung wußte, was ihr bevorstand, wenn die Opposition und die öffentliche Meinung erfuhren, daß das conservative Ministerium durch seine Lässigkeit in der Ausführung der geplanten factischen materiellen Besetzung der Carolinen, die letzteren möglicherweise aufzugeben gezwungen war; da sie vor-

Digitized by Google

aussah, daß die Revolutionäre diese Gelegenheit zu ihrem Sturz und zu dem des Thrones unfehlbar benutzen würden, da sie nicht hoffen durfte, die ganze Angelegenheit völlig geheim zu halten, so entfesselte sie, ihren oben angeführten leitenden Grundsätzen gemäß, die Volksleidenschaft und ertheilte ihrer Presse die bezügliche Ordre. Die letztere und durch sie die Regierung gaben vor, die auf der Congoconferenz entwickelten internationalen Colonialrechtssatzungen nicht anerkennen zu können, obgleich diesen Aeußerungen das Decret vom März und die Entsendung der Expedition nach Yap direct widersprachen. Man stützte sich auf das historische Recht der Entdeckung und versuchte zu beweisen, daß Spanien stets Hoheitsrechte über die Carolinen-, die Palau-, die Marschall- und Gilbertinseln ausgeübt habe, daß seine Souveränetät von den Eingeborenen dieser Archipele gewünscht worden sei. Gerade dies letzte Argument beweist aber an sich, daß die Eingeborenen, die, wie man behauptet, die spanische Souveränetät wünschten, dieselbe bis dahin nicht anerkannt hatten!

Es ist hinlänglich bekannt, wie die durch die ministerielle Presse gegebene Anregung im ganzen Lande wirkte. Alle Oppositionsparteien, alle revolutionären Elemente ergriffen mit Freuden diese günstige Gelegenheit, um sowohl gegen die ihnen in den Tod verhaßten Deutschen zu demonstriren, hauptsächlich aber unter diesem Deckmantel auch für ihre eigenen Interessen und Ideale zu wirken.

Die Regierung wagte nicht die ihr zu Gebote stehenden Mittel zur Unterdrückung dieser nationalen Erregung anzuwenden, und ihr Verhalten war in dieser Hinsicht Deutschland gegenüber im höchsten Grade zweideutig.

Diese Bewegung ging von den gebildeten Classen der Bevölkerung, von den höchsten Ständen aus, und daher sind ihre Folgen auch so nachhaltig.

Die Lösung des Conflicts dreht sich ganz ausschließlich um die Rechtsfrage.

Es handelt sich darum, was die beiden contrahirenden Parteien für ihre bezügliche Auffassung derselben beizubringen vermögen.

Die Ansichten Bismarck's hierüber sind bereits durch die Note vom 31. August klargestellt. Die der spanischen Regierung werden aus Furcht vor den Oppositionsparteien so geheim wie möglich gehalten, da das Cabinet keine absolut rechtskräftigen Besitztitel beibringen kann, keine, die eben der modernen Interpretation des internationalen und Kolonialrechts entsprechen. Die Regierung wagt vor den Augen der ihr im Allgemeinen feindlich gesonnenen Nation nicht, ihre frühere Politik zu befolgen, die aus den Depeschen Layard's an Derby vom November 1876 und Januar 1877 deutlich erhellt, denn das wäre ihr sofortiger Sturz, so muß sie sich also vor den Augen der ganzen Welt selbst dementiren und die Anschauung adoptiren, die ihr die öffentliche Meinung des Landes aufdrängt, und das Recht der Entdeckung für sich in Anspruch nehmen. Alle übrigen Beweismittel, die sie für ihr Recht bisher hat aufführen können, haben sich als hinfällig erwiesen, sie ist somit völlig dem guten Willen der deutschen Regierung preisgegeben, und dieser ist ja in der That so groß, wie er nur sein kann.

Es würde zu weit führen, alle diese im Allgemeinen bereits bekannten Rechtstitel Spaniens noch einer eingehenden Kritik zu unterziehen und auf ihren wirklichen Werth hin zu prüfen. — Das Resultat bleibt dasselbe und die deutsche und die spanische Rechtsanschauung sind aus dem Grunde nicht zu vereinbaren, weil die hiesige Regierung es nicht wagen kann, sich der allgemeinen spanischen Auffassung der Rechtsfrage zu widersetzen. Die ganze Angelegenheit hat von vorn herein einen ausgeprägt dramatischen Charakter gehabt, und hinter den spanischen Staatscoulissen haben sich höchst merkwürdige Scenen abgespielt, die wir früher oder später kennen lernen werden. Die Komödie wird auch jetzt noch fortgesetzt, obgleich in Wirklichkeit kein Grund mehr dazu vorhanden ist. In Madrid wie in Berlin weiß man bereits ganz genau, wie die Sache enden wird.

Dem Zwang der öffentlichen Meinung folgend, lehnte die spanische Regierung die Unterbreitung des Conflicts unter einen Schiedsspruch entschieden ab. Deutschland konnte davon nicht abstehen, und da es seine Rücksicht gegen das wankende spanische Cabinet nicht so weit treiben konnte, die deutsche Ehre durch das rückhaltlose Aufgeben seiner Ansprüche zu verletzen, so wurde das überaus geschickte Auskunftsmittel der Erwählung des Papstes zum „Vermittler" gefunden.

Dieser Schritt war so überraschend, daß man an die Möglichkeit desselben noch bis vor wenigen Tagen hier nicht glauben konnte, aber, man muß gestehen, er ist sehr fein berechnet und seine Wirkungen machen sich bereits auf das deutlichste bemerkbar. Italien ist durch diese Entscheidung ein kräftiger Wink gegeben worden, seine schwankende Politik Deutschland gegenüber aufzugeben; die Ultramontanen Deutschlands wie Spaniens werden mit der deutschen Politik ausgesöhnt, sie werden belehrt über die friedlichen Absichten des Reichskanzlers und dem Papst wird eine Gelegenheit geboten, den Frieden mit dem deutschen Reiche abzuschließen.

Zwar werden hier auch manche Stimmen laut, die diese Auskunft beklagen, denn man sagt, wenn der Papst die ihm vorgelegte Streitfrage in einem Spanien nicht befriedigenden Sinne löst, so wird sein Ansehn und das der Religion hier sehr stark geschädigt werden, ja es können daraus antireligiöse Bewegungen entstehen wie vorher antideutsche. Im Allgemeinen ist man aber über diesen Entschluß der beiden Regierungen hier jedoch im höchsten Grade befriedigt. Die Ultramontanen erblicken hierin den Beginn einer neuen Aera für das Papstthum und von den Kanzeln herunter wird das großartige Ereigniß in überschwänglicher Weise als ein großer Triumph der Allmacht des päpstlichen Stuhles gefeiert. Ueberdies ist die Presse fast einstimmig der Ansicht, daß eine für Spanien ungünstige Entscheidung des Papstes eine absolute Unmöglichkeit ist, da derselbe bereits durch den „Osservatore Romano" das gute Recht der Spanier in seiner vollen Größe anerkannt hat.

Die ministerielle Presse benutzt überdies den günstigen Augenblick, um der Regierung Loblieder zu singen und dem Lande zum Bewußtsein zu bringen, was dieselbe Großes in diesem Falle geleistet hat: sie hat einen verderblichen Krieg verhütet; sie hat Deutschland veranlaßt, die Besetzung Yaps als null und nichtig zu erklären ꝛc. ꝛc. — kurz — noch nie hat eine Regierung einen größeren diplomatischen Erfolg erzielt, als die gegenwärtige!

Wir werden sehen, ob dies der Fall ist und wie Spanien aus dem Conflict hervorgeht. Soweit wir die Sachlage bis jetzt zu beurtheilen vermögen, ist Deutschland geneigt, Spaniens Souveränetät über die westliche Carolinengruppe mit der Hauptinsel Yap unter der Bedingung des freien Handels- und Schifffahrtsverkehrs anzuerkennen, während Spanien auch die mittlere und die östliche Gruppe, nämlich die Marschall- und Gilbertinseln, als sein Eigenthum reclamirt.

Die Consequenzen dieses Conflicts sind für Spanien außerordentlich große; vor Allem werden sich seine Einflüsse auf die innere Politik binnen Kurzem bemerkbar machen. Die Oppositionsparteien lassen sich durch den Schein, den die diplomatischen Verhandlungen gewähren, nicht täuschen und sie werden die erste Gelegenheit ergreifen, die sich bietet, um gerade auf der Basis dieses Conflicts den Kampf gegen die Regierung mit größter Energie aufzunehmen und dieselbe zu stürzen. Es fehlt hierzu nicht viel, denn dieses gegenwärtige Cabinet ist bereits seit lange erschüttert, und nur die Uneinigkeit der Liberalen hat es noch bis heute am Leben erhalten.

Ein vollständiger Regierungswechsel steht somit binnen kürzester Frist als eine directe Folge dieser internationalen Differenz bevor.

Die durch den Conflict erzeugte nationale Bewegung ferner ist bedeutend nachhaltiger, als man im Auslande annimmt. Wenngleich in Wirklichkeit keine Veranlassung zu einem Kriege vorhanden war, so erstrebte man ihn doch theils, theils glaubte man an die Möglichkeit desselben, und das gab Veranlassung, die nationalen Kräfte, über die Spanien in einem Kriegsfall verfügt, einmal Revue passiren zu lassen. Der Mangel einer Kriegsflotte war es da vor Allem, der auf das empfindlichste gefühlt wurde, und daß denselben ohne Zeitverlust abgeholfen werden muß, steht für alle spanischen

Digitized by Google

Politiker fest. Das Hauptinteresse jeder Regierung wird sonach in erster Linie auf die Beschaffung einer den modernen Anforderungen entsprechenden Kriegsflotte gerichtet sein. Nebenbei aber ist nicht zu verkennen, daß die im ersten Augenblick in das Unsinnige ausartende patriotische Bewegung ihre dauernden Folgen haben wird. Die zum Zwecke des Ankaufs von Torpedobooten und Kanonenbooten eröffneten Sammlungen werden, wenngleich mit wesentlich geringerem Enthusiasmus, doch wirklich fortgesetzt werden und die dadurch gewonnenen Mittel werden für etwa zwei bis drei Kriegsfahrzeuge verwendet werden.

Hauptsächlich aber hat ein Theil der Industrie unter dem Einfluß dieses Conflicts einen Aufschwung genommen, der wohl zu beachten ist und der die fremde Industrie schädigen wird. Mehrere große Eisengießereien und Maschinenbaugesellschaften haben diese Bewegung in ergiebiger Weise benutzt, ihre Thätigkeit beträchtlich zu erweitern, und haben zum Theil bereits, unter Einführung zeitgemäßer neuer Einrichtungen, Arbeiten übernommen, die sonst dem Auslande überwiesen wurden. Besonders strebt man dahin, das erforderliche Kriegsmaterial in ausgedehntestem Maße in den nationalen Werkstätten anfertigen zu lassen.

Die äußere Politik Spaniens wird durch diesen Conflict ebenfalls in wesentlich andere Bahnen eingelenkt werden und zwar gleicherweise durch die Conservativen wie durch die Liberalen. Da die Letzteren berufen sind, binnen kurzer Zeit die Regierung zu übernehmen, die die Conservativen nur noch mühsam in ihren Händen zu bewahren suchen, und da sie niemals deutschfreundlich gesinnt gewesen sind und sein werden, so wird eine Veränderung der Beziehungen beider Länder zu einander sich bald bemerkbar machen. Zunächst wird ein Handelsvertrag mit England angebahnt werden, um dadurch dem deutschen Handel hier ein bedeutendes mächtiges Gegengewicht zu schaffen. Wenn somit vielleicht im Augenblick die Verluste des deutschen Handels nicht so beträchtliche sein werden, als man ursprünglich anzunehmen Veranlassung hatte, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß diese Verluste im Laufe der Zeit wachsen werden. Ein Theil des Großhandels, der jetzt in deutschen Händen liegt und denselben trotz dieses Conflicts zur Zeit noch verbleibt, wird, sobald ein englischer Handelsvertrag abgeschlossen ist, in englische Hände übergehen.

Es sind dies nicht flüchtige Bemerkungen, sondern ernste Wahrheiten, für die bereits die Anzeichen vorliegen, und es wird lange dauern, ehe es dem deutschen Handel und der deutschen Industrie gelingen wird, wieder so ausschließlich, wie es bis zu diesem Jahr der Fall war, in Spanien zu dominiren.

Literatur und Kunst.

Johanna Spyri.

Von Oskar Bulle.

Vor nunmehr fünf Jahren tauchte der Name Johanna Spyri zum ersten Male auf dem Titelblatte eines kleinen Buches auf; seitdem ist er auf zwölf Bändchen zu lesen, von denen die meisten in öfterer, das eine schon in siebenter Auflage in einem berühmten Verlage, dem von Fr. Andr. Perthes in Gotha, erschienen sind. Diese rasche Aufeinanderfolge und ebenso rasche Verbreitung der Werke einer Schriftstellerin ist selbst für unsere rasche Zeit bemerkenswerth und wird nur erklärlich durch einen schon bei der ersten Bekanntschaft uns herzlich anmuthenden Inhalt.

Als ich vor einiger Zeit auf den Hülferuf eines Freundes hin, der eine „Volksbibliothek" auf dem Lande zu gründen unternommen hatte, mich in der Volksschriftenliteratur etwas umschaute, kam zum ersten Male ein Bändchen aus jenem Dutzend in meine Hände. „Zwei Volksschriften von Johanna Spyri", so lautete der bescheidene Titel. Der Name der Autorin wies mich von vorneherein auf die Schweiz hin, in welcher auch die Handlung der beiden einfachen Erzählungen sich abspielt, und nähere Erkundigungen belehrten mich, daß die Schriftstellerin eine Frau Stadtschreiber in Zürich sei, und daß sie — wie groß war mein Erstaunen! — noch elf andere Bücher, „Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche Kinder lieb haben", und Anderes mehr verfaßt habe. Sogleich suchte ich mich in den Besitz des ganzen Dutzend zu setzen, denn jene zwei Erzählungen hatten mir unter dem ganzen Wust von Volksschriften, den ich damals durchstöberte, besonders gefallen; sie erinnerten mich in vielen Stücken an die kleinen Geschichten aus dem Harze der vortrefflichen Marie Nathusius, welche wohl als unerreichte Muster für diese Gattung unserer Literatur dastehen: derselbe einfache und trauliche Ton in der Darstellung, ein warmer Humor, der sich in der Zeichnung der Figuren überall ausdrückt, und daneben große Schärfe in der Charakterisirung der Menschen und in der Wiedergabe des Localcolorits überraschten mich bei der mir bisher fremden Volksschriftstellerin. Auch das religiöse Element fand ich mit derselben Wahrheit und Natürlichkeit, wie bei Marie Nathusius, und ohne jene Aufdringlichkeit eingeflochten, welche mir den großen Haufen der anderen Volksschriften so widerlich machte.

Unter den elf anderen Bändchen, die ich nunmehr zur Lectüre vornahm, fand ich nur zwei, welche die Bezeichnung: „Geschichten für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben" nicht auf dem Titelblatte tragen. Es sind zwei kurze Novellen: „Im Rhonethale" und „Verschollen, nicht vergessen". Die letztere enthält ein Erlebniß, welches die Verfasserin „ihren guten Freundinnen, den jungen Mädchen" erzählt: aus einem im vollsten Enthusiasmus der Jugend geschlossenen Mädchenbündniß entwickelt sich die hingebende, fast dienende Freundschaft, die ein einfaches, minderbegabtes, aber herzensgutes Wesen einer geistig hoch über ihr stehenden, von künstlerischem Streben erfüllten Frau entgegenbringt und durch alle bitteren Lebensschicksale der Letzteren hindurch bis über den Tod hinaus bewahrt. „Im Rhonethale" schildert den Herzenskampf eines Mädchens, das in der leidenschaftlichen Sehnsucht nach einem freieren, geistig angeregten Leben den Geliebten, einen nach der Einsamkeit einer weltabgelegenen Gebirgspfarre verlangenden Geistlichen von sich gestoßen und zugleich aus Eifersucht ihre Schwester unglücklich gemacht hat. In einem Curorte des Rhonethales gewinnt sie eine Freundin, welche ihrer Verzweiflung das rechte Trostesmittel, das Gebet, darbietet; sie überwindet sich selbst und findet den Weg zu ihrem Geliebten zurück, nachdem auch die Schwester aus ihrem Unglücke erlöst ist. Es sind, wie wir sehen, zwei tiefe, psychologische Aufgaben, welche die Verfasserin in diesen beiden Novellen zu lösen unternommen und, wie mir es scheint, höchst glücklich durchgeführt hat.

Jedoch entfaltet sich in dieser Behandlung von novellistischen Stoffen Frau Spyri's Talent nicht zu der Höhe, welche wir in den Geschichten für Kinder immer wieder bewundern müssen. Das behagliche Ausdehnen in die Breite, das Verweilen bei kleinen, für den Gang der Handlung bedeutungslosen Einzelheiten, welche den Kindergeschichten, wie wir später sehen werden, einen eigenthümlichen Reiz verleihen, schadet der Entwicklung jener psychologischen Probleme und schwächt unsere Aufmerksamkeit für die Hauptfiguren ab; wir sind ein wenig ermüdet, bis wir „Im Rhonethale" zu dem eigentlichen Kernpunkt der Erzählung gelangen, und wünschen am Ende lieber, daß die schönen Kinder-Episoden, welche uns auf dem Wege aufgehalten haben, nicht mit der Liebesgeschichte verkuppelt worden wären. Die eine derselben, welche das flüchtige Bekanntwerden zweier Kinder schildert, die sich nach Jahren als reife Menschen in jenem Rhonethale wieder begegnen, ist allerdings eine prächtige Schilderung einer Scene aus dem Kinderleben, wie ich mich nicht erinnere, sie jemals in derselben Einfachheit und Lieblichkeit gelesen zu haben. Die Kinder wollen einen kranken Vogel durch eine Kaltwassercur, von deren Heilsamkeit sie so viel haben sprechen hören, wieder herstellen; sie halten ihn unter die Röhre des Brunnens und der Vogel stirbt in ihren Händen. Nun gehen sie in tiefem Schmerze an das Begräbniß des Thierchens. Eine schöne Schachtel dient als Sarg, in Moos und Blumen betten

Digitized by Google

sie die Leiche und singen dazu das einzige Lied, welches ihnen rasch einfällt: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod.“ Nachher regen sich in ihnen die schweren Gedanken, ob der Vogel wohl auch in den Himmel kommen werde. „Nur wenn er seine Pflicht gethan hat, sonst nicht“, sagt der Junge. Das wissen Beide aber nicht so bestimmt; da findet denn das Mädchen das Auskunftsmittel, daß sie auf einen Zettel schreibt: „Lieber Gott, sei Du dem Vogel gnädig und nimm ihn in den Himmel“, und diesen Zettel legt sie mit in das Grab. „Ich will auch Blumen darauf pflanzen“, sagt sie dann „und wenn Du wieder kommst, dann ist das Grab wie ein Garten“. „Und ich will ein Monument aus Stein hauen lassen“, sagt der Knabe, „das kommt mitten in die Blumen hinein.“ Damit trennen sich die Kinder nach kurzem Beisammensein. So reizend in ihrer Einfachheit diese erste Begegnung uns aber auch entgegentritt, so sehr vermissen wir bei dem Wiederzusammentreffen der Beiden, das Jahrzehnte später stattfindet, eine tiefere Beziehung jener Kindheitsepisode auf den Gang der Handlung. Wie eine schöne Titelvignette steht sie ohne weitere Nachwirkung auf den eigentlichen Inhalt der Novelle am Eingange.

Dieser Mangel an Concentration der Handlung, der in den beiden Novellen fühlbar wird, ist gänzlich vermieden in den Kindergeschichten der Verfasserin. Wir betreten, sobald wir uns in diese vertiefen, das Gebiet, auf welchem Johanna Spyri als echte Dichterin mit voller Souveränetät über Form und Composition herrscht. Kinder sind hier die alleinigen Träger der Handlung, ihre kleinen Leiden und Freuden, ihre oft harten Schicksale, ihr harmloses und doch schon so bedeutungsvolles Treiben der alleinige Inhalt der Erzählungen, und abgerundet, in sich zusammengefaßt, immer auf einen bestimmten Punkt hinzielend tritt uns deshalb die Composition einer jeden der kleinen Dichtungen entgegen.

Ein fröhliches Gewimmel schallt aus den neun Bänden der Geschichten für Kinder her, denn in den meisten dieser Geschichten ist es nicht das berühmte einsame Kind, das Ottilie Wildermuth so gerne zum Gegenstande ihrer Erzählungen machte, sondern es sind Kinderschaaren, „Kinderschwärme“, welche mit lautem Halloh und in entzückender Mannigfaltigkeit auf den Schauplatz ihrer Thaten herausstürmen. Auch nicht die immer tugendhaften und folgsamen Kinder, die in den verschiedenen Töchteralbums ihr stilles und unnatürliches Wesen treiben, sind es, die in Johanna Spyri's Schriften uns begegnen, sondern es sind oft wilde und unnütze Taugenichtse, kleine sonderbare Gesellen mit all den tollen und überspannten Ideen im Kopfe, welche erst ein rechtes Leben in die Kinderwelt bringen. Weder von den berüchtigten „Tugendbolden“, noch von den ganz schwarzen „Bösewichten“ unserer verbreitetsten Kinderschriften finden wir in den Spyri'schen Kinderschwärmen Exemplare vor. Mit der unbefangenen Natürlichkeit, welche die kostbarste Eigenschaft unserer kleinen Lieblinge ist, begehen die Fani's und Fredi's und Wili's ihre Dummheiten und Streiche und fragen dabei nicht viel danach, ob sie andern Kindern, die davon lesen sollen, ein schlechtes Beispiel geben. Das Moralisiren liegt der Schöpferin dieser lebensvollen Kindergestalten gänzlich ferne. Auch die Väter und Mütter und Tanten in ihren Geschichten sind nicht lediglich dazu da, in erbaulichen pädagogischen Lehren eine sogenannte „Moral“ zu liefern. Sie leben mit den Kleinen und haben ihre Sorgen und Freuden an ihnen, sie greifen helfend und wehrend ein, wenn es nöthig ist, lassen aber sonst der Kinderwelt ihren Reichthum und vor Allem ihre Originalität. Diese Naturwahrheit der Schilderung in den Spyri'schen Kindergeschichten, welche uns weder idealisirte kleine Engel noch verzerrte Teufelsfratzen zeigt, macht jene Dichtungen ebenso für Erwachsene wie für Kinder genußreich. Ein echter Realismus waltet in der Darstellung vor, die so von Humor und Schalkhaftigkeit durchwürzt ist, daß wir uns mit demselben Behagen in sie vertiefen, mit welchem wir uns unter unseren greifbaren Lieblingen herumtummeln.

Es sind hauptsächlich vier aus den Spyri'schen Erzählungen, welche uns jene bunten „Kinderschwärme“ vorführen. Als die humorvollste und anmuthigste unter ihnen wieder möchte ich die bezeichnen, welche sich: „Ein Landaufenthalt von Onkel Titus“ betitelt. Onkel Titus, ein büchervergrabener Gelehrter, muß seiner Gesundheit halber einen Sommeraufenthalt in der Schweiz nehmen. Seine stets jammernde Frau und ihr Pflegekind begleiten ihn. Man hat nach vielen Erkundigungen eine ganz stille Gegend gefunden, in der Onkel Titus ohne Störung weiterarbeiten kann, und zieht höchst beruhigt und befriedigt ein. Aber ein entsetzliches Schauspiel ist den ländliche Stille suchenden Leuten gleich am ersten Abend bereitet. Drüben steht ein großes Haus, das bisher ganz ruhig aussah.

„Jetzt auf einmal ertönte von dem Platz drüben ein ziemlicher Lärm; Dora (das Pflegekind) lief ans andere Fenster und schaute hinaus. Es stand ein großer Wagen mitten auf dem Platz, davor stampften die zwei braunen Rosse voller Ungeduld. Aus dem Hause heraus kam es nun gestürzt — eins — zwei — drei — vier — immer noch — fünf — sechs — Buben und Mägdlein und: „Ich! Ich! Ich auf den Bock!“ schrie es von da und dort, und immer lauter und lauter riefen alle durcheinander, und mitten in dem Kinderknäuel drinnen sprang der Hund hochauf, einmal an den und einmal an jenen und heulte vor Freude; — es war ein Lärm, wie er seit undenklichen Zeiten die Ohren der Tante Ninette nicht getroffen hatte.

„Um's Himmelswillen, was geht denn da vor?“ rief sie entsetzt aus, „wohin sind wir gerathen“.

— — Jetzt war ein Junge auf das Rad gesprungen und kletterte auf den Bock hinauf, dann bückte er sich wieder weit hinab und streckte seinen Arm dem Hunde entgegen, der immerzu mit Freudengeheul hochauf sprang. „Komm, Schnurri! komm, Schnurri!“ rief fortwährend der Junge aus voller Kehle und riß an Pfoten und Ohren und dem Zottelfell des Hundes, bis der Kutscher den Heulenden mit einem Schwung hinaufwarf. Unterdessen hob der hochgewachsene Aelteste ein zappelndes Mädchen empor und beförderte es mit nicht weniger Schwung in den Wagen hinein. „Mich auch, Jul, mich auch! Mich noch höher! Mich noch viel höher!“ schrieen derweilen zwei Buben auf einmal, ein größerer und ein kugelrunder kleiner, und beide sprangen jauchzend vor Erwartung an dem großen Bruder empor. Dann erfolgte zweimal der Schwung und das Jauchzen wurde noch lauter, und nun sprang der Große selbst in den Wagen und zog zuletzt noch die Schwester hinein, und nun fuhr der Schlag mit ungeheurem Knallen ins Schloß, denn der große Jul hatte Kraft in den Muskeln. — —“

Die Kinderschaar, in die wir durch diese lebensvolle Schilderung eingeführt werden, wird nun im Verlaufe der Erzählung aufs Prächtigste charakterisirt. Jul, der Aelteste, ist der auf Ferien daheim weilende Primaner, der sich mit der Gouvernante neckt und seine jüngeren Geschwister mit großer Behaglichkeit tyrannisirt. Sie müssen ihm die Reitstiefel ausziehen, und da sie den Stuhl, auf dem er sitzt, dabei durchs Zimmer schleifen, entsteht begreiflicherweise abermals ein Höllenlärm, der den ruhebedürftigen Gelehrten arg stört. Paula, die dreizehnjährige, ist die jugendliche Schwärmerin, die sich nach einer Busenfreundin sehnt, und der auf sie folgende Rolf „mit breiter Stirn und festem Nacken“ ist der Gelehrte des Hauses, unermüdlich in dem Erfinden gereimter Räthsel, mit deren Auflösung er alle Hausgenossen plagt. An ihn reiht sich ein prächtiges Pärchen: „Wili und Lili, die ins achte Jahr eingetretenen Zwillinge, die immer zusammen genannt wurden und zusammen lebten und strebten und öfter allerlei Dinge ausführten, von denen sie nicht selten eine deutliche Ahnung hatten, daß sie nicht ausgeführt werden sollten.“ Das Jüngste des halben Dutzends ist der fünfjährige Huldreich, genannt Hunne, ein liebenswürdiger Bub, der die dummen Streiche seiner älteren Geschwister getreulich nachahmt. — Das Zusammenleben dieser kleinen Gesellschaft ist mit einer bewunderungswürdigen Naturwahrheit ausgemalt. Wie es so häufig vorkommt, hat eine momentane Manie das junge Volk ergriffen: das Räthselfieber. Nach Anleitung des Rolf ergehen sich Alle in den komischsten Räthseln; „wir könnten einen eigenen Angestellten brauchen“, sagt der Vater, „der nichts thun würde, als Räthsel auflösen.“ Selbst die Schularbeiten leiden unter dieser Räthselwuth, von der auch der kleine Hunne nicht frei ist. Die arme Gouvernante hat ihre große Noth mit ihren Pflegebefohlenen, besonders mit dem Zwillingspaar, das erstaunlich erfindungsreich in Unnützigkeiten ist. Einmal verursachen sie eine Feuersbrunst,

Digitized by Google

dann unternehmen sie im Waschhause in einem Zuber eine große Schifffahrt, die natürlich kläglich endet. Schließlich vergreifen sie sich noch an Rolf's Bogen und Pfeilen und treiben Schießübungen, bei denen sie das einsame Nachbarskind, die Pflegetochter des Gelehrten, verwunden. Dieser letzte Streich gibt natürlich Veranlassung zu einer Annäherung jenes Kindes an die lärmvolle Gesellschaft, auch Onkel Titus, der schon wieder ausziehen wollte, findet in Folge dessen ein ruhiges Plätzchen in einem verborgenen Winkel des Nachbargartens und die immer jammernde Tante Ninette lernt sich an Kinder gewöhnen. So endet der Landaufenthalt, besonders nachdem Dora als das Kind einer Jugendfreundin erkannt und für immer in den fröhlichen Kinderschwarm eingereiht worden ist, in höchster Zufriedenheit.

Wir sehen, daß die ganze Verwicklung und Entwicklung der Handlung in dieser kleinen Erzählung lediglich der Kinderschaar obliegt; die Erwachsenen erscheinen nur als die nothwendigen Requisite, nicht aber als die moralisirenden Leiter bei den Vorgängen. Dieser Umstand ist es, welcher allen Spyri'schen Kindergeschichten gemeinsam ist und sie erst zu treuen Spiegelbildern des Kinderlebens gestaltet. Wir sehen ferner, daß gerade die selbstständigen Handlungen der Kleinen von der Verfasserin mit besonderer Vorliebe erzählt sind, wenn dieselben auch, wie es ja in keiner Kinderschaar ausbleibt, nur in unnützen und komischen Streichen bestehen. Wir finden in keinem dieser Kinder, wie in so vielen anderen der Jugendschriften, schon die Gefühle und Reflexionen der Erwachsenen vor, sondern sehen sie auch in der lieblichen Unbeholfenheit, die für kindliche Gehirne das Natürliche ist, ihre Gedanken entwickeln. Auch hierin hat Johanna Spyri den sehr richtigen Blick bewiesen, der in den Kindern nicht kleine Puppen, sondern originelle, nach eigenen Gesetzen handelnde Lebewesen schaut.

Wie im „Onkel Titus", sind auch in der zweibändigen Erzählung: „Wo Gritli's Kinder hingekommen sind", ferner in den kürzeren Geschichten: „Wie es in Waldhausen zugeht" und: „Der Mutter Lieb" kinderreiche Häuser der Schauplatz der Handlung. Ich muß es mir leider versagen, auch diese anderen Schwärme so ausführlich vorzuführen, wie die Kinderschaar im „Onkel Titus", und kann nur darauf hinweisen, daß man nirgends einer Wiederholung der ersten Typen begegnet. Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Kinderköpfen hat Johanna Spyri's Feder geschaffen. Neben jene freundschaftsbedürftige Paula stellen sich eine phantastische Emmy, eine neugierige Sally und eine praktische Elsa als gleichalterige Genossinnen, neben den Räthselerfinder Rolf ein prächtiger kleiner Naturforscher Fredi, der stets alle Taschen voll Spinnen und Käfer hat, oder ein wilder, fauler und trotziger Lex. Der Aelteste im „Gritli" hat das Festfieber und gründet Sänger- und Turnvereine, während in „Der Mutter Lieb" der geschichtskundige Edi als ein zweiter Fabius Cunctator seine Heldenschaaren, mit denen er die Jugend eines anderen Dorfes befehdet, vorsichtig auf den Bergen herumführt. Der junge Aristokrat fehlt ebensowenig in der Kinderschaar, wie der kleine Geldprotze oder der geniale und leichtsinnige Künstler. Und selbst die Allerjüngsten, der Hunne und das Rieckli mit dem Hanseli und der dicke Ritz, sind mit wenigen Strichen, aber seltener Anmuth auf das Mannigfaltigste gezeichnet. Daneben eine erstaunliche Fülle von kleinen Zügen und Anekdoten aus dem Kinderleben, die mit großem Humor aufgefaßt und vorgetragen sind und den Bildern eine wunderbare Lebendigkeit verleihen.

Den Mittelpunkt einer jeden Handlung in diesen kinderreichen Geschichten bildet eine fremde Kindesgestalt, welche gewöhnlich durch Vermittlung jener Kinderschaar aus trüben Verhältnissen zum Licht emporgezogen wird. In „Gritli" ist es das sanfte Elseli, im „Onkel Titus" die einsame Dora, welche von den Kinderschwärmen gleichsam adoptirt werden; in der Erzählung aus „Waldhausen" tritt das Proletarierkind, die Gatti, als Spielgefährtin der Amtmannskinder in den Vordergrund, und in „Der Mutter Lieb" erscheint unter den Sprößlingen des Pfarrhauses plötzlich der fremde Knabe, welcher sich später als der Abkömmling einer nordischen Adelsfamilie entpuppt. Diese einsamen Geschöpfe stehen als die Hauptfiguren in den Erzählungen da, und auf ihre Charakterisirung hat Johanna Spyri besondere Sorgfalt verwendet. Es sind tief aufgefaßte und originell entwickelte Kindesgestalten, denen aber, auch wenn ihnen frühe harte Schicksale eine größere Reife verliehen haben, als den anderen Kindsköpfen in der Geschichte, doch die Jugendlichkeit nicht abgeht, die ihnen den poetischen Reiz verleiht. Sie werden meistens wider Willen und ohne es zu wissen in Verhältnisse hineingezogen, die der ganzen Geschichte einen ernsteren Hintergrund geben, und verlieren dabei nicht die harmlose Auffassung vom Leben, die auch ihren Gefährten eigenthümlich ist. Sie bleiben Kinder, so sehr auch der Ernst des Lebens an sie herantritt, und bilden sich nicht zu den überklugen, Alles vermögenden Menschlein um, welche die „guten Kinder" in anderen Kindergeschichten so oft sind.

Dieser Zug der fröhlichen und harmlosen Kindlichkeit bleibt den Spyri'schen Gestalten stets eigen, auch wenn sie ohne die vermittelnde Beigabe von Kinderschwärmen für sich allein den Rahmen einer Erzählung ausfüllen. Die größte und bekannteste unter den Kinder-Monographien Johanna Spyri's ist die zweibändige Erzählung: „Heidi". Sie ist wohl überhaupt die bedeutendste unter den Kindergeschichten. Heidi ist ein kleines Mädchen, das bei einem alten, gegen die Welt verbitterten Großvater auf einsamer Alp lebt, nur das Geisen-Peterli und die Geisenheerde sind ihre Genossen. Mit wunderbarer Kunst hat es Johanna Spyri verstanden, das Erwachen dieser Kindesseele unter den Eindrücken einer mächtigen Natur zu schildern. Der Ziegenhirt bildet in seiner ungekünstelten Derbheit den humorvollen Gegensatz gegen das zartere Naturkind, das ohne Unterricht und selbst ohne die in den Kindergeschichten übliche Unterweisung von Gott und der Welt, gut, wie die Natur selbst, aufwächst. Als es acht Jahre geworden, wird es plötzlich in die Cultur verstoßen; es kommt als Spielgefährtin eines kranken Mädchens in ein reiches Frankfurter Haus. Die Scenen, welche aus der unausbleiblichen Reibung zwischen Cultur und Natur nun hervorgehen, sind oft von packendstem Humor gefärbt, oft aber auch mit ergreifender Tragik durchsetzt. Das Kind leidet über seine Kräfte unter dem Zwiespalt, in den es geworfen wurde, und kehrt auf die Alm zurück. Sie bringt dorthin ihre natürliche Kindlichkeit unverletzt wieder, aber sie bringt auch einen Schatz mit, zu dem eine edle Frau in Frankfurt ihr verhalf, den kindlichen Glauben an Gott, und mit diesem Schatz erfüllt sie nun auch den weltfeindlichen Großvater und verbreitet Licht und Leben in alle Verhältnisse, die sie umgeben. — Dies ist im Großen und Ganzen der Gang der Handlung in „Heidi". Die Geschichte bietet den besten Beleg dafür, in welcher Weise Johanna Spyri das religiöse Moment in ihre Erzählungen zu verweben weiß. Es geschieht dies auf eine so natürliche, so keusche Art, daß selbst die Erzählungen Ottilie Wildermuth's davor zurückstehen müssen. Man verspürt nirgends die verstimmende Absicht oder gar die Aufdringlichkeit des religiösen Moments, unter welcher das Künstlerische derartiger Jugendschriften nur allzu oft bitter leiden muß. Die Entwicklung des kindlichen Gemüthes nach allen Seiten hin ist die erste Aufgabe der Erzählerin, und die Anknüpfung dieser Entwicklung an den tief im Volke wurzelnden Gottesglauben geschieht gerade da, wo es nöthig wird. Heidi macht ihre Leseübungen an dem Bette einer alten Großmutter in dem Gesangbuche — wie einfach und natürlich, wie lieblich ist dieses Bild.

Auch in den übrigen, die Leiden und Freuden einzelner Kinder oder Kinderpaare behandelnden Erzählungen tritt diese keusche Behandlung der Religion deutlich hervor. In vielen von ihnen bildet wie in „Heidi" das Anfangs unbewußte und gänzlich unbefangene Auffassen eines Liedes oder eines Spruches durch das Kind den ersten Anlaß zu der mächtigen Einwirkung des Gottvertrauens auf das Kindesherz, einer Einwirkung, die schließlich den Hauptinhalt der Geschichte ausmacht. Johanna Spyri hat eine Vorliebe für die kräftigen, im Volke als ein dauernder Schatz lebendigen Lieder Paul Gerhardt's, und wo wir in den Kindergeschichten einem Kirchenliede begegnen, ist es ein solches von jenem Sänger.

Digitized by Google

Neben „Heidi", dieser schönen Dichtung von der weltüberwindenden Macht eines harmlosen Kindergemüthes, ist es besonders die Erzählung: „Am Silser- und am Gardasee", welche von einer tiefen, poetischen Conception Zeugniß ablegt. Ein nach dem Ober-Engadin verschlagenes Italiener-Büblein wandert aus nur mit einer Geige unter dem Arm und einem Liede im Herzen, um die alte Heimath am Gardasee wiederzufinden, und gelangt in seiner harmlosen kindlichen Unbefangenheit zum Ziele. Die in demselben Bande enthaltene Erzählung: „Wieseli", sowie die „Kurzen Geschichten": „Beim Weiden-Joseph", „Rosen-Resli", der „Toni von Kandergrund", „Und wer nur Gott zum Freunde hat, dem hilft er allerwegen" und „In sicherer Hut" verkünden, jede in ihrer Weise, aber alle in herzgewinnenden Fassung, dasselbe Evangelium von dem unwiderstehlicher Zauber der fröhlichen Kinderunschuld.

Eine einzige Erzählung steht ihrem Inhalte nach außerhalb dieses festgeschlossenen Reigens und wirkt durch einen dämonischen Zug, der durch das Kindesherz geht, das sie schildert, fast erschütternd, es ist die in dem Bändchen: „Aus unserem Lande" enthaltene Geschichte: „Daheim und wieder draußen". Ein Findelkind, das schon viel in der Welt herumgestoßen worden ist, findet endlich eine Heimath auf dem Lindenhof, wo es als „kleines Knechtlein" eine gütige Bauernfrau zur Herrin hat. Die Umstände wollen es, daß der Bub' nach einiger Zeit überflüssig wird und sich anderswo nach Unterkunft umsehen muß. Aber nirgends hat er Ruhe und Ausdauer, überall läuft er aus der Arbeit weg und rennt hin nach dem Lindenhofe, um dort hinter der Scheune zu sitzen und die Hühner zu füttern oder die liebgewordenen Kühe zu streicheln. Er wird hart gezüchtigt, wird trotzig und ganz verwahrlost; er kann seine geheimen Spaziergänge nach der „Heimath" nicht lassen; endlich, als Alle an ihm verzweifeln, nimmt die Lindenhof-Bäuerin ihn wieder auf, und fortan ist er wieder der gute, fleißige Bub'. Man muß die Stelle lesen, in welcher die Freude geschildert wird, die der Junge äußert, als er an der Hand der Bäuerin endlich wieder heimkehrt, um die ganze tiefergreifende poetische Gewalt dieser Erzählung zu empfinden.

Ich bin nun an dem Ende meines Ganges durch die Spyri'schen Schriften angelangt. Oft lag mir die Versuchung nahe, mehr als es schon geschehen ist, die vortreffliche Schriftstellerin selbst reden zu lassen, denn eine Aufgabe bleibt in diesem Berichte ungelöst: nämlich von der überraschenden plastischen Darstellungsgabe derselben einen Begriff zu geben. Man muß diese Bändchen selbst lesen, muß die mit dem tiefsten Humor allerorten durchwürzten Schilderungen auf sich wirken lassen, um sich ein deutliches Bild von dem Zauber der Sprache und der Anmuth der Composition machen zu können. Dazu tritt noch der anheimelnde Klang vieler Provinzialismen, von denen sich ja kein Schweizer Schriftsteller ganz frei machen kann und kein echter Volksschriftsteller frei machen darf, ferner die ungekünstelte Einfachheit der Auffassung von Menschen und Landschaften, um das Gefallen an diesen herzergreifenden Geschichten zu steigern. Es sind in der That nicht nur ethische sondern auch künstlerische Vorzüge, welche Johanna Spyri einen hervorragenden Platz unter den Jugendschriftstellern anweisen und ihre Werke zu einem Schatze machen werden nicht nur für Kinder, sondern auch für Solche, welche die Kinder liebhaben — und das sind wir ja Alle.

Heine und Laube bei George Sand.

Von Gustav Karpeles.

Indem ich daran gehe, einen Besuch bei George Sand zu schildern, den ich selbst nicht abgestattet, muß ich zuvor eines Besuches gedenken, den ich vor etwa drei Jahren bei Heinrich Laube in Wien gemacht habe. Der ursächliche Zusammenhang dieser beiden Besuche wird nicht allzuschwer zu errathen sein, wenn ich sofort hinzufüge, daß damals gerade der zweite Band von Laube's „Erinnerungen" erschienen war und daß unser Gespräch naturgemäß — nach einigen rasch abgewickelten literargeschäftlichen Präliminarien — sich um diese Erinnerungen, um Laube's zweimaligen Aufenthalt in Paris und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Heinrich Heine drehte. Ich bat Laube, mir noch mehr zu erzählen, als in den „Erinnerungen" stände. Er lehnte dies ziemlich barsch ab: „Was ich gewußt, habe ich geschrieben, mehr taugt nichts." Auf meine Bitte, wenigstens einige nur kurz berührte Punkte, so namentlich das Verhältniß Heine's zu den französischen Notabilitäten seiner Zeit ausführlicher zu schildern, da diese Verhältnisse ebenso interessant als unbekannt seien, holte er aus einem Schubfach ein altes, deutsches Zeitungsblatt hervor, das seinen Besuch, den er mit Heine zusammen bei George Sand gemacht, schildert, und das er mir mit Randglossen analysirte, die ich mir, ebenso wie die wichtigsten Mittheilungen aus jenem heute vollständig unbekannten Aufsatz, genau aufgezeichnet habe.

Von diesem Besuch, den Laube in seinen „Erinnerungen" mit ein paar Zeilen kurz abgefertigt hat, will ich hier ein Weiteres erzählen, nachdem nun fast alle die Hauptpersonen jener Visite die kühle Erde deckt. Laube war schon dreiviertel Jahr in Frankreich, ehe er sich an diesen Besuch wagte. Und zwar hatte er nach eigenem Geständniß der Sprache wegen so lange gezögert, deren völlige Beherrschung ihm überaus schwer wurde. Als er Heine einmal sein Leid klagte, bemerkte dieser: „Warten Sie, bis Sie von Ihrer Reise in die Provinzen zurückgekehrt sind! Hier in Paris spricht man zu viel Deutsch, um gut Französisch zu lernen; in der Provinz hört man nicht überall das beste Französisch, aber man hört und spricht nur Französisch, und vom besten Französisch kann überhaupt erst nach einigen Jahren die Rede sein — das ist wie Wein. Kaum gelesen und gekeltert ist er nur für den ersten Durst."

Laube ließ sich dies gesagt sein und unternahm in der That zuerst seine Reise in die französischen Provinzen, die er bis Algier ausdehnte. Nach seiner Rückkehr — ich weiß nicht, ob er da das Französisch besser beherrscht hat — wollte er nun endlich George Sand, die damals auf dem Gipfel ihres literarischen Ruhmes stand, kennen lernen. Er fragte Heine: Sind Sie mit Madame Dudevant genauer bekannt?" „O ja!" erwiederte dieser, „aber ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen; vor zwei Jahren war ich oft bei ihr." „Wird die Dame Ihnen diese Vernachlässigung nicht übel genommen haben und Sie jetzt kalt aufnehmen?" fragte wiederum Laube. „Ich denke nicht; sie lebt ja auch in Paris und ihre Bücher lese ich doch alle", lautete die Antwort Heine's. Man weiß, wie hoch er George Sand als „den größten Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen," zu schätzen wußte. Aber auch ihre Schwächen suchte Heine als ein wahrer Freund zu verdecken. Auf die Frage Laube's: „Und wer ist jetzt ihr Cavalier?" gab Heine die folgende charakteristische Antwort: „Chopin, der Claviervirtuos, ein liebenswürdiger Mann, dünn, schmal, vergeistigt wie ein deutscher Poet aus der Trösteinsamkeit." „Virtuosen müssen ihr besonders angenehm sein", bemerkte Laube. „War nicht auch Liszt lange Zeit ihr Liebling?" — Darauf Heine: „Sie sucht Gott und er ist ja nirgends schneller zur Hand als in der Musik. Das ist so allgemein, das fordert keinen Widerspruch heraus, das ist niemals dumm, weil es niemals klug zu sein braucht, das ist Alles, was man eben will und kann — das erlöst vom Geiste, der uns peinigt, ohne doch geistlos zu machen." —

An einem sonnigen Wintertag des Jahres 1839 war's

Digitized by Google

daß die beiden deutschen Dichter die Fahrt zu der französischen Schriftstellerin unternahmen. Natürlich trafen sie sie nicht zu Hause und überlegten nun, wen sie von den nahewohnenden Schriftstellern überfallen sollten, Custine, Balzac oder Jules Janin. Heine war eben bei Allen beliebt; er galt ihnen fast als ein Franzose und sie sprachen von ihm, wie wir etwa von Chamisso sprechen. Mancher weiß gar nicht, daß dieser aus Frankreich, jener aus Deutschland stammt. Allerdings haben wir aber ein größeres Recht, Chamisso für einen Deutschen, als Jene, Heine für einen Franzosen zu erklären.

Am andern Morgen wurde der Versuch wiederholt. Laube wollte nicht nach Deutschland zurückkehren, ohne das „literarische Mannweib" gesehen zu haben, von dem man sich in der Heimat so ungeheuerliche Geschichten erzählte. Diesmal trafen sie die Dichterin glücklich zu Hause. Allerdings lag sie — es war gegen 2 Uhr Mittags — noch zu Bette. Aber sie ließ durch ihre Zofe melden, daß sie sofort aufstehen und die Herren empfangen werde.

Als wenn es gestern gewesen wäre, so erinnerte sich Laube noch nach mehr als vierzig langen Jahren jeder Einzelheit dieses Besuches, so schilderte er mir in seiner kurzen, aber treffenden Weise das Interieur der Wohnung, den Eindruck der Erscheinung von George Sand. Schon nach der ersten Begrüßung und Vorstellung war es ihm klar geworden, daß die Bezeichnung „Mannweib" für diese Frau eine durchaus irreführende sei. Den besten Platz ihres Salons nahm das Bild ihres Sohnes ein, eines Knaben von etwa 12 bis 14 Jahren, „ein echter Van Dyk", wie Laube sagte, „ein liebes Menschenantlitz", wie George Sand freudestrahlend hinzufügte. Sie war ein echtes Weib — im Leben wie in ihren Büchern, deren Hauptgedanken Laube in seiner knappen Art sehr richtig so zusammenfaßte: Sie ist von einem Manne verfolgt, der viel von einem Dämon hat, selten den Geist, sonst aber alle Schrecken und Reize des Dämons. Sie ist ferner von einem Drang nach Religion getrieben, der Alles an ihr durchdringt — sie sehnt sich, sie schmachtet nach einem Gott, dem sie sich hingeben möchte!

Das Gespräch wurde natürlich zwischen den Dreien französisch geführt. Und daß George Sand „das schönste Französisch" sprach, diese Versicherung hätte uns Laube nicht erst zu geben brauchen. In einem eigenthümlich geschnittenen, braunen Morgenmantel, den Kopf unbedeckt, das schwarze, volle Haar griechisch gescheitelt und in einen tief hinabgehenden Knoten geschlungen, also eigentlich ganz modern! — so erschien George Sand vor den beiden deutschen Dichtern. Inzwischen bereitete ihr Chopin die Chocolade am Kamin und sie trank sie, indem sie Heine „mit heiterer Herzlichkeit" begrüßte. Er schien ihr sehr werth zu sein, erzählt Laube. „Sie fuhr ihm mit der Hand über das Haar und schalt ihn äußerst anmuthig, daß er sie so lange nicht aufgesucht habe."

Von Schriftstellerei war zunächst nicht die Rede, wie denn überhaupt in französischen Literaturkreisen derartige Themata nur sehr selten erörtert werden. Höchstens literarische Anecdoten oder Honorarfragen werden in solchen Gesellschaften geduldet, sobald keiner der Anwesenden dadurch verletzt werden kann. Da aber Heine das große Wort führte, dessen humoristisches Steckenpferd doch nun einmal die Literatur war und blieb, so fehlte es nicht an Scherzen, ironischen Bemerkungen und Malicen über bekannte Persönlichkeiten der französischen Gesellschaft. Mit mildem Ernst und mit seltener Klarheit antwortete George Sand auf alle Bemerkungen des deutschen Dichters. Dann nahm sie aus einem Etui Papiercigarretten und bot solche der Reihe nach an. Keiner von den Herren — die Gesellschaft hatte sich inzwischen vergrößert — rauchte. Auch Heine nicht. Endlich wandte sie sich an Laube: „Ach, Sie kommen aus Deutschland, Sie rauchen mit mir eine Cigarre?"

Von den neuhinzugekommenen Personen des Kreises nennt Laube nur den jungen Herzog von Larochefoucauld, — Sosthènes — denselben „Cavalier der Legitimität", der ein eifriges Mitglied der sogenannten Chambre introuvable war und deren politische Grundsätze bis zu seinem Tode (1864) bewahrte. Mit einem kleinen schwarzen Hündchen erschien der junge Herzog, der sich übrigens recht schweigsam verhielt und nur den aufmerksamen Zuhörer spielte. Auch ein bekannter französischer Schauspieler, Bocage, hatte sich eingefunden, von dem aber gleichfalls nicht viel zu hören war. Desto mehr sprach aber sofort nach seinem Eintreten der letzte der Gäste, ein kleines, dürftiges, älteres Männchen, altmodisch in einen dunkelgrünen Rock gekleidet, in starkledernen Schuhen mit groben, grauen Strümpfen einherspazierend — der berühmte Abbé Lammenais, der gefeierte Schriftsteller, der kurz vorher in seinen „Paroles d'un croyant" die Revolution im erhabensten Bibelstyl verherrlicht hatte, der nun mit Kirche und Monarchie in heftiger Fehde lebte und der wohl deshalb auch ein guter Freund von George Sand war, die den zunächst etwas schüchtern auftretenden Abbé freundlich und vertraut willkommen hieß.

Wie ein „stubenblasser deutscher Gelehrter" erschien dieser berühmte Lammenais, von dem er sich eine so ganz andere Vorstellung gemacht, unserm Laube. „Er sah aus, als ob er von seiner bretagnischen Meernebel-Einsamkeit eben gekommen wäre". Das Gespräch nahm aber doch nach dem Auftreten des schüchternen Abbé eine höhere Wendung und zog alsbald die wichtigsten Fragen der Religion und der Philosophie in seinen Kreis.

Auf diesen Gebieten war aber Heine erst recht zu Hause. Waren doch kaum fünf Jahre darüber hingegangen, seit er den Franzosen das schwere Schulgeheimniß der deutschen Philosophie ausgeplaudert hatte, die nun sein rechtes Element war, in dem er mit dem größten Behagen sich bewegte! Die Schlagworte „Spiritualismus" und „Sensualismus" waren ihm damals wirklich so geläufig, wie zu anderen Zeiten Austern mit Champagner und schöne Frauen. Nur daß er diese Begriffe allerdings ganz anders faßte, wie die französische Schulphilosophie, die durch dieselben die entgegenstehenden Ansichten über die Natur unserer Erkenntnisse ausdrückte. Er sah vielmehr in diesen zwei Worten zwei sociale Systeme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundsatz basirt ist, daß man alle Ansprüche der Sinne verachten muß, um ausschließlich dem Geiste die Herrschaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrschaft strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu fletriren sucht, während das andere System, der Sensualismus, die Rechte des Fleisches wieder in Anspruch nimmt, welche man weder vernichten soll noch kann."

Wenn uns also Laube erzählt, daß Heine auch damals das Gespräch auf sein Schlagwort vom Sensualismus lenkte, so können wir uns die Wendung, die dasselbe nahm, schon aus seinem Buche „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" bequem selbst construiren. Mit freiem dithyrambischen Schwung hat er sicherlich den gewaltigen, die ganze Weltgeschichte durchziehenden Kampf zwischen Spiritualismus und Sensualismus geschildert und mit poetischem Feuer den Sieg des letzteren Systems verherrlicht als einen Sieg der Freiheit und der Lust über die Knechtschaft des Dogmas und des Glaubens! Nun war auch Lammenais ohne Frage ein freier Geist, ein unabhängiger Denker. Zu den Consequenzen der Theorie, die Heine aufstellte, konnte er sich aber doch von seinem Standpunkt aus unmöglich fügen, ebensowenig wie wir etwa heute diesen Emancipationstheorien unbedingt zustimmen würden. Heine's Haß gegen das Christenthum war ein ungerechter, einseitiger. Er sah in ihm nur die Quelle aller Uebel und Kämpfe; er verkannte aber in seiner einseitigen Negation die große weltgeschichtliche Culturmission und den tiefen ethischen Lehrgehalt des Christenthums. Auch da konnte ihm Lammenais natürlich nicht folgen, so radical auch sein theologischer Standpunkt war. Es wäre sicher zu einer heftigen Wortfehde gekommen, wenn sich nicht etwas Seltsames, Wunderbares zugetragen hätte, etwas so Seltsames, daß wir es kaum glauben würden, hätte es nicht ein so glaubwürdiger Zeuge ausdrücklich berichtet:

Der feurige Abbé, der glänzende Prediger und Schriftsteller, war nämlich ganz ohnmächtig dem leichtsinnigen, aber geistvollen Poeten gegenüber, dem sonst die Gabe der Rede gänzlich versagt war! So geschickt auch George Sand, als die sorgsame Wirthin, einzulenken, zu vermitteln suchte, so oft sie auch Heine über den Kopf und durch die Haare fuhr, so liebenswürdig sie ihn „Wildfang" titulirte, es half Alles nichts.

Digitized by Google

Je mehr Heine seine Position behauptete, desto mehr zog sich Lammenais zurück. Es war klar: „Er hatte die freche Neigung, Lammenais aufzuziehen". Um Laube's Vergnügen zu erhöhen, flüsterte er ihm leise ins Ohr: „Dieser sentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papst zu werden; hör' zu!"

Und dann rückte er mit immer schärferen Wendungen hervor. Es mochte ihm schmeicheln, einen so hohen Würdenträger der Kirche in die Enge treiben zu können. „Nie habe ich Heine so mächtig gesehen in gesellschaftlichem Verkehr. Oft sprach er sein Französisch — das er übrigens fein cultivirte — zähe und stockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu suchen, die schlagendsten Ausdrücke wie ein überlegener Franzose". Und ein ander Mal ergänzt Laube seinen Bericht: „An jenem Morgen sprach er französisch, wie ich es nie wieder von ihm gehört: ein Beweis, wie sehr er Mensch der Stimmung war und wie viel Vorbereitetes zerstreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung gesammelt werden konnte".

Er, der allen Zeugnissen zufolge sonst selten in geschlossener Form sprach und noch seltener in systematischer Geschlossenheit seine Gedanken zu vertheidigen pflegte, war heute ein ganz Anderer. Er griff den bretagnischen Spiritualismus so schonungslos witzig an, daß die ganze Gesellschaft in Bewegung gerieth.

Das Gespräch war inzwischen zu einem Dialog zwischen Heine und Lammenais geworden, zu einem förmlichen Rededuell, bei dem George Sand hin und wieder zwar zu interveniren, abzulehnen suchte, ohne daß sie jedoch die heiteren Wendungen Heine's ernsthaft hätte anhören können. Auch sie mußte lachen, wie alle Uebrigen. Sie war selbst nicht witzig, hatte aber doch ein feines Verständniß für die graciösen Wendungen des Humors bei Heine, die sie „als eine eigenthümliche Kraft, welche ihr abging", respectirte. Scharf zutreffend charakterisirt Laube die Stellung dieser drei bedeutenden Geister zu einander in folgenden Sätzen: „Zwischen Lammenais und der Sand gab es ein innerliches Bündniß religiösen Sinnes. Er übersah ihre sinnlichen Bedürfnisse, sie übersah seine kirchlichen Anknüpfungen und Wünsche. Das ehrliche, religiöse Herz war ihnen gemeinschaftlich, ihr beiderseitiges Verhältniß zu Heine war der freie Geist, welchen sie ihm Beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lammenais fast mißbrauchte — zu meinem Erstaunen mißbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrschung der französischen Sprache".

Und doch lachte auch die Sand über Heine's Sarkasmen. Selbst Lammenais lächelte, er lachte sogar zuweilen, aber „säuerlich, unerquicklich, wie Einer, der kein freies Lachen besitzt". Er ließ sich von dem unbequemen Weltkind sogar humoristische Anspielungen auf seinen abgelehnten Cardinalpurpur gefallen, die ihn sonst in Verlegenheit gebracht hätten. Vielleicht hatten ihn die Angriffe des Dichters außer Fassung gebracht, weil er gewohnt war, allein und ohne Widerrede zu sprechen. Deshalb zog er diesmal den kürzeren, während Heine in eine immer frischere Kampfesstimmung sich hineinredete, obwohl ihn die Sand immer wieder mit den Augen bat, er möchte doch endlich aufhören.

Alles sah gespannt auf Lammenais und erwartete eine schlagende Antwort auf jene geistreichen, feinen Nadelstiche. Vergebens. Der Mann, der mit der Gluth und dem Feuer eines biblischen Propheten seine freien Ueberzeugungen in Wort und Schrift vertheidigt hatte, war heute machtlos gegen den Dichter, mit dem er ja eigentlich die Grundidee des freien Denkens theilte. Freilich, Lammenais war fromm und ernst, Heine war leicht und frivol — damals wenigstens. Wenn Lammenais Heine's „Geständnisse" noch erlebt hätte, so wäre ihm der Triumph vergönnt gewesen, den Spötter auf seiner Seite und bei seinen Anschauungen zu sehen. Diesen Triumph erlebte er allerdings nicht mehr. Und auch aus jenem Wortgefecht ging er nicht als Sieger hervor. Zwar erwartete die ganze Gesellschaft einen bedeutenden Abschluß des Gesprächs gerade von dem redegewandten leidenschaftlichen Manne. Auch Heine mag dies wohl gefürchtet haben. Es kam aber nicht. Vielmehr suchte Lammenais angelegentlich das Gespräch auf andere, weltlichere Themata abzulenken, wohin ihm schließlich die Gesellschaft schon aus Artigkeit folgen mußte.

Wenn man nun aber nach all' dem Vorhergegangenen etwa wird behaupten wollen, Heine habe sich gegen diese oberste gesellschaftliche Pflicht der Artigkeit eines Gastes gegen den Anderen in jenem Kreise vergangen, so muß man doch vorher zweierlei bedenken: Erstens dürfen die Lebensgewohnheiten und Gesellschaften großer, erlauchter Geister nicht mit dem Maaßstab der Alltäglichkeit gemessen werden, zweitens aber hat Heine schon von jeher eine Antipathie gegen den freisinnigen Priester gehegt, der er einmal Ausdruck geben mußte. So war denn jenes Gespräch ja nicht etwa ein bloßes Wortgefecht — es war der Kampf zweier Weltanschauungen, die seit Jahrhunderten in heißem Ringen sich die Herrschaft streitig machen und die noch heute nicht sich versöhnt haben. Wer da glauben möchte, daß ich zu viel in jenes Gespräch hineininterpretire, der wird gut daran thun, Heine's Buch über Ludwig Börne an jenen Stellen durchzulesen, wo er mit leidenschaftlichem Eifer sich gegen Lammenais wendet, gegen die Verbindung der Demokratie mit dem Katholicismus auftritt und endlich zu Schlüssen gelangt, die nicht nur wahrhaft prophetischen Fernblick, sondern auch jenen echten Patriotismus verrathen, den ihm seine Gegner bis auf diesen Tag noch abzusprechen geneigt sind. Ausgehend von Börne und Lammenais kommt Heine zu der historischen Perspective:

„Wir armen Deutschen, die wir leider keinen Spaß verstehen, wir haben das Fraternisiren des Republikanismus und des Katholicismus für baaren Ernst genommen, und dieser Irrthum kann uns einst sehr theuer zu stehen kommen. Arme deutsche Republikaner, die ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, ihr werdet, wenn euch solcher Exorcismus gelänge, erst recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe gerathen! Wie gar manche deutsche Patrioten, um protestantische Regierungen zu befehden, mit der katholischen Partei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich so viele Herzeleid bereiteten*), man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimüthig gestehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Partei nur Ersterem den Sieg wünsche . . ."

Diese merkwürdigen Worte schrieb Heine im Jahre 1839, also vielleicht wenige Tage oder Wochen nach jenem Gespräch mit Lammenais. In der That, es gilt von Heine noch mehr wie von Börne, was er selbst von diesem behauptete: In der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verschämt, wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelndem Murrsinn versteckte, aber in unbewachter Stunde desto gewaltsamer hervorbrach!

Und eine solche „unbewachte Stunde" war wohl auch die, in der er die protestantischen Ideen dem republikanischen Katholicismus gegenüber mit allen Waffen der Satyre und des Geistes vertheidigte. Insofern hat jener Besuch eine über das Persönliche hinausgehende allgemeine Bedeutung, und wir freuen uns, zu hören, was Laube berichtet: „Er herrschte bei diesem Lever wie ein Imperator des Geistes!"

Lammenais aber, dem vor Allem daran liegen mochte, den Eindruck seiner Niederlage abzuschwächen, suchte durch verdoppelte Liebenswürdigkeit gegen jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft wieder das verlorene Terrain zu gewinnen. Schließlich wandte er sich auch an Heinrich Laube und fragte ihn nach dem Kölner Wirren, die damals alle Welt beschäftigten, nach dem Posener Erzbischof Dunin und den kirchlichen Streitfragen in Deutschland. Er versicherte ihm, „daß er den Deutschen das Beste in diesen Fragen zutraue, daß er die größte Hochachtung für die deutsche Wissenschaft und Bildung hege, daß er die deutsche Sprache gern verstehen und Deutschland gern kennen lernen möchte". Eine edle Revanche des geistvollen Priesters an Heine, der lächelnd zuhörte und seinem Freunde schließlich zuflüsterte: „Mehr können Sie doch unmöglich verlangen!"

*) Man darf diese Aeußerung wohl mehr als eine Uebertreibung oder Einbildung des Dichters, denn als historische Wahrheit ansehen!

Digitized by Google

Damit endete zur allgemeinen Zufriedenheit jenes Lever bei George Sand, bei dem zum ersten Mal vielleicht ein Deutscher das große Wort geführt und vielleicht auch zum ersten Mal der Sensualismus den Spiritualismus besiegt hat.

Eine Ausstellung farbiger Sculptur.

Von Alfred Lichtwark.

Wir stehen in Berlin vor einem in aller Stille vorbereiteten Ereigniß, das, wenn es durchschlägt, in der Entwickelung der modernen Kunst einen Markstein bilden wird: der Ausstellung farbiger Bildwerke in der Nationalgalerie. Bei der ungewöhnlichen Bedeutung des Unternehmens, das vor andern zeitgemäß genannt werden darf, möchten wir im Voraus den Plan der Direction der Nationalgalerie an dieser Stelle darlegen. Der Ausfall wird, da der Nachdruck auf den farbigen Sculpturen vergangener Epochen liegt, nicht wenig von der Unterstützung deutscher Museen, Kirchen und Sammler abhängen.

Die Discussion über das Thema, welche auch in diesen Blättern angeschlagen, aber noch nicht ausgetragen ist, fängt an, die gebildeten Stände lebhafter zu interessiren. Bei den Künstlern und Historikern sind seit Quatremère de Quincy's grundlegendem Werk über den Jupiter von Olympia (1815) die Erörterungen nicht wieder zur Ruhe gekommen, ohne daß man zu einem allgemein anerkannten Resultate gelangt wäre. Weder hat die ästhetisch-historische Analysis für die Praxis Regeln aufstellen können — man muß es von ihr auch gar nicht verlangen —, noch ist bis jetzt trotz vieler Versuche ein durchschlagendes modernes Werk von einem Künstler geschaffen worden. Man darf dieses negative Ergebniß siebzigjähriger Arbeit jedoch nicht als einen Beweis der Fruchtlosigkeit auffassen. Mit einem durch die Tradition von Jahrhunderten eingewurzelten Brauch ist so bald nicht zu brechen, und noch schwieriger entsteht das Neue. Daß aber in diesen siebzig Jahren die Bewegung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter um sich gegriffen hat, daß so viele verfehlte Experimente und absprechende Urtheile vergessen wurden und immer neue Kämpfer mit dem Wort und der That in die Schranken traten, mag als Bürgschaft dienen, daß der farbigen Sculptur die Zukunft gehört. Heute ist die producirende Generation von der Nothwendigkeit überzeugt, daß schon jetzt der Sculptur die Farbe muß zurückgewonnen werden, und sie wird ihren Willen durchsetzen.

Daß es so lange gedauert hat, ehe die Bewegung in das richtige Geleis kam, lag wesentlich an der ständigen Bezugnahme auf die Antike. Viele der Streitschriften kümmern sich um den brennenden Tageskampf überhaupt nicht, sondern ventiliren lediglich die Frage, wie es im Alterthum gewesen sein möge. Und selbst viele Forscher, die auf unsere Zeit unmittelbar Einfluß gewinnen wollten, suchten durch den Hinweis auf das Verfahren der Alten ihr Vorhaben zu kräftigen. Für die Praxis ist es jedoch eine ziemlich gleichgültige Frage, ob die Alten ihre Statuen bemalt haben oder nicht. War es ihre Kunstweise — und wir sind davon überzeugt — so ist uns das ein Rückhalt, dessen Werth wir nicht unterschätzen. Gelänge es auf der andern Seite, den modernen Gegnern der Farbigkeit nachzuweisen, daß die Alten den Marmor weiß gelassen — auch gut. Wir stehen in tausend Dingen jetzt Gott sei Dank endlich auf freien Füßen, warum nicht auch hier? Das Schlimmste ist jedoch, daß von den Philologen und Archäologen, die uns nicht sagen können, wie es war, sich jeder nach seinem Geschmack eine antike Polychromie zurechtgetönt hat, die beileibe keinen Schritt weitergegangen sein darf, als er ihr jetzt nachweisen kann. Jeder, der den Umfang der antiken Polychromie durch positive Behauptungen abmessen will und diese zur Grundlage eines modernen Experiments macht, befindet sich auf einem Abwege. Wie ist es denkbar, daß wir an die Antike anknüpfen sollten, wo wir doch kein einziges in seiner Farbigkeit erhaltenes Bildwerk des Alterthums als Wegweiser benutzen können? Daß experimentirende Künstler sich von vagen Theorien haben beeinflussen lassen, ist wesentlich Schuld an dem bisherigen Scheitern der bestgemeinten Versuche.

Wir haben in diesen Blättern wiederholt darauf hingewiesen, daß wir die Antike bei unsern Experimenten gar nicht brauchen, sondern aus allen Perioden, von allen Culturvölkern der Welt unzählige Meisterwerke polychromer Sculptur als Vorbilder zur Verfügung haben. Daß wir uns erst jetzt auf sie besinnen, liegt an der einseitigen Schätzung der Antike, neben der bisher nichts anderes Geltung hatte. Aber wie vor hundert Jahren unsere literarische Empfindung sich von den Fesseln der Philologie befreit hat, wie wir damals uns bewußt wurden, daß wir in Shakespeare, in Molière, in Cervantes, in der Volkspoesie der classischen Literatur Ebenbürtiges und doch ganz von ihr Unabhängiges an die Seite zu stellen hatten, so haben wir jetzt für die selbstständige Kunst aller Völker und Zeiten Empfindung gewonnen und können mit einem Gefühl freudigen Stolzes in dem neuerworbenen Gebiet Umschau halten. Wir sind auch über die nüchterne Werthschätzung philologischer Perioden hinaus. Als wir auf der Schulbank saßen, wurde uns in der Kunst eine Art Monotheismus gepredigt, dessen Mittelpunkt für die moderne Zeit Raffael, für die alte Phidias war. Neben ihnen wurden alle Anderen nur bedingungsweise geachtet. Auch da vermögen wir jetzt zu genießen, was nur in seiner Art gut ist, ohne uns die Freude durch den Gedanken verkümmern zu lassen, daß Andere anderes noch besser gemacht haben.

Auf diesen Fortschritt in unserer Empfindung gründet die Verwaltung der Nationalgalerie ihr Vorhaben. So sehr sie einerseits bemüht ist, von modernen Künstlern farbige Bildwerke für die Ausstellung zu erlangen, ebenso sehr ist sie sich bewußt, daß für die Einwirkung auf die Künstler und das Publicum der Schwerpunkt in der Vereinigung alter Werke liegen wird.

Für die Künstler muß es von großem Werth sein, sich zu vergewissern, was schon existirt, damit sie jetzt bei der Neugestaltung nicht Kraft, Zeit und Mittel daran setzen, Dinge zu finden, die längst entschieden sind und auf denen sie von vornherein weiter bauen können. Das Publicum wird sich viel leichter mit den wohlerhaltenen, in sich abgeschlossenen Werken vergangener Perioden befreunden, als mit unvollkommenen tastenden Versuchen, die voraussichtlich in weitaus den meisten Fällen nicht das Richtige treffen. Und es kommt bei dieser Gelegenheit unendlich viel darauf an, das werkthätige Interesse zunächst der gebildeten Stände zu gewinnen; denn wir dürfen nicht erwarten, daß sich ohne energische Betheiligung derselben viel erreichen ließe. Es ist nicht genug, daß das Publicum kauft, was gerade fertig ist. Es muß sich für das Entstehende interessiren, muß Wünsche und Ansichten hegen, muß Aufgaben stellen. Der höheren Kunst ist mit den bestehenden Verhältnissen, die den Einfluß des Consumenten auf die Production so gut wie gänzlich ausschließen, ebenso wenig gedient, wie dem Kunstgewerbe mit den großen Magazinen, die eine verwirrende Fülle höherer und niederer Dutzendwaare zur Auswahl bieten und in dem Consumenten gerade Das ersticken, was in früherer Zeit den Träger einer Kunstblüthe abgegeben hat, das Interesse und Urtheil. Sind wir doch allmählich so weit gekommen, daß der Künstlerstand diese unnatürliche Lage der Dinge als Basis seiner Existenz generalisirt hat. Weil jetzt in Deutschland so geringe Kunstbildung herrscht, daß man in der That ein Urtheil nur wenigen zählbaren Ausnahmen zusprechen kann, so soll überhaupt kein Nichtkünstler im Stande sein, eine eigene Ansicht über Kunstproducte zu haben. Der Künstler soll nur seinen eigenen Eingebungen nachgehen und sich von Niemandem dreinreden lassen. Der Künstlerstand macht unter sich aus, was gut und böse ist, das Publicum hat ein Kunstwerk in willenloser Demuth wie aus der Hand des Himmels zu empfangen und urtheilslos zu genießen. Es ist schwer zu sagen, wer mehr dabei verliert, das Publicum, das zum stumpfen Thier erniedrigt wird, oder der Künstler, der gar nicht mehr weiß, was es heißt, verstanden und getragen zu werden. Für die Sculptur in ihrer abstracten Farblosigkeit hat das Volk bisher absolut

Digitized by Google

nichts übrig gehabt. Man müßte ihm denn schon den Verschleiß der Kneipen an patriotischen Gipsbüsten anrechnen. Daß farbige Bildwerke so populär wie die Malerei werden, beweist die bunte Kleinkunst selbst der Perioden, die in der monumentalen Plastik der Farblosigkeit huldigten. Jetzt gilt es also, vom ersten Augenblicke an der in neue Bahnen einlenkenden Kunst die allgemeine Theilnahme zu sichern. Sie könnte dann ein Hebel werden, der auch das Interesse für die Nachbarkünste emporbringen hilft.

Was wir an modernen Leistungen und Versuchen zu erwarten haben, läßt sich durchaus noch nicht überschauen. Große Hoffnungen hegen wir nicht. Das Experimentiren in edlen Materialien, dem Marmor vor Allem, ist den jüngeren Künstlern, von denen allein wir Wesentliches erwarten dürfen, ein viel zu kostspieliger Genuß. Und bei den Versuchen mit angestrichenem Gips haben wir schon mehr als einen verzweifeln sehen. Leider werden wohl Gipse, die im Grunde ganz überflüssig sind, da sie nichts lehren, was man nicht ohnehin wußte, eine Heerschaar bilden, aus der die wenigen Arbeiten in wirklichen Materialien wie Marmor, Holz oder Terracotta sorgfältig auszuscheiden sind.

Auf der andern Seite läßt sich der Umfang Dessen, was an Kunstwerken älterer Zeit zur Verfügung stehen wird, schon ziemlich genau bestimmen. Die wichtigsten Schöpfungen lassen sich sogar einzeln aufzählen. Es wird die ganze Welt in Contribution gesetzt von Japan bis Holstein und keine Periode vergessen von den alten Egyptern bis zum Rococo, denn die farbige Sculptur in ihrem ganzen Gebiet steht auf der Fahne. Neben dem Colossalbilde wird die Porzellanfigur nicht fehlen und an Materialien der ganze Reichthum von Mitteln zur Anschauung gebracht werden, der zur Verfügung steht. Eine Sammlung Photographien wird das Material ergänzen. Die neueren Methoden sichern ja die unverschobene Uebermittelung der Valeurs, so daß selbst blau und gelb nicht aus dem Rahmen fallen. Die Resultate mit Aufnahmen farbiger Bildwerke sind ganz überraschend und reichen vollkommen aus, um eine Vorstellung von der Gesammtwirkung zu geben.

Freilich müssen die Originalwerke doch erst eine allgemeine Idee gegeben haben. In dieser Beziehung sind wir in Berlin so glücklich, aus dem Besitz des Staates eine größere Anzahl ausgezeichneter Arbeiten vorführen zu können. Zum Theil alter Besitz der Museen, wurden sie doch früher nicht recht geachtet und in ihrem vollen Werth erst jetzt erkannt. Zahlreiche glückliche Erwerbungen haben in jüngster Zeit den alten Bestand erweitert. Aber da immer nur einzelne Stücke zur Zeit hinzukamen und da die Abtheilung für die Sculptur der christlichen Epoche in ungünstigen Räumen untergebracht ist, so ist selbst der gebildeten Welt in Berlin der hohe Werth dieser Abtheilung noch nicht ins Bewußtsein getreten. Wenn die Ausstellung farbiger Sculptur die Aufmerksamkeit auf diesen Besitz lenkte und weiter nichts erreichte, so würde dies schon einen Erfolg bedeuten.

An mittelalterlichen bemalten Bildwerken ist das Museum noch nicht reich, doch genügen die Beispiele, einen Begriff von dem Umfange der Bemalung und ihrer Art zu vermitteln. Hier ist ja auch an den Altären ein weitschichtiges Material so wohlbekannt, daß es nur in Erinnerung gebracht zu werden braucht. Unsere deutsche Renaissance, die den alten Vortheil nicht aufgegeben hat und bis in ihre letzten Ausläufer festhielt, wird durch die beiden großartigen Büsten eines Imhof'schen Ehepaares und einen überaus lebenswahren Kopf vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sowie durch einige Reliefs genügend angedeutet sein: Kommt es doch durchaus nicht auf die Masse an! Von vielen schönen Grabsteinen aus Mittel- und Südwestdeutschland mögen Photographien Kunde geben. Hielt sich doch bis tief ins siebzehnte Jahrhundert hinein die Sitte lebendig, das Bildniß des Verstorbenen in allen Farben des Lebens auf seiner Grabstätte anzubringen. In einzelnen Kirchen, wie im Dom zu Würzburg, folgt eine ununterbrochene Ueberlieferung vom frühen Mittelalter bis ins Rococo denselben Principien: Man sollte kaum auf den Gedanken kommen, daß eine gewaltige künstlerische Revolution in der freien Kunst nebenhergegangen ist, so gleichmäßig fließt der Strom der Ueberlieferung in diesen halb dem Cultus angehörigen Arbeiten dahin. In der Gruftcapelle der Reventlow im Dom zu Schleswig fand ich sogar eine Broncefigur aus den achtziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, deren Gesicht sowie nackte Hände und Füße fleischfarben bemalt waren. Man wird sicher bei dieser Gelegenheit noch mehr Beispiele späten Vorkommens dieser naiven mittelalterlichen Behandlungsart entdecken. Im sechzehnten Jahrhundert kommen noch bemalte silberne Porträtbüsten vor. Von der Bemalung getriebener Statuetten im fünfzehnten Jahrhundert wird die schöne silberne Madonna des Lüneburger Silberschatzes im Kunstgewerbemuseum zu Berlin eine vortheilhafte Vorstellung geben.

Weit wichtiger noch, in einzelnen Partien geradezu maßgebend für uns ist die große unabhängige italienische Plastik der Frührenaissance und die geheimnißvolle, noch so wenig gewürdigte Sculptur Spaniens im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Was erstere angeht, so besitzen unsere Museen außer einer Anzahl Thon- und Stuckbüsten auch mehrere Marmorsculpturen, über deren einstige Bemalung kein Zweifel sein kann. Die wichtigste und schönste darunter ist die Büste der Marietta Strozzi, aus deren Haar und Gewand die Farbenspuren im Lauf der Jahrhunderte nicht entfernt sind. Es kommen eine ganze Reihe kleinerer und größerer Sculpturen hinzu, die in ihrer Gesammtheit ein ausreichendes Bild von dem Umfange der farbigen Sculptur im Quattrocento geben.

Aus der großen Zeit der spanischen Kunst besitzen wir leider nur ein Beispiel, die Büste der Mater dolorosa, die W. Bode vor einigen Jahren in Madrid erwarb. Aber in ihrer Zartheit und Energie vermag sie eine völlig ausreichende Anschauung von dem Wesen der spanischen Plastik zu geben. Wir haben sie schon mehrfach als Beispiel angeführt. Aus hiesigen Privatsammlungen werden einige sehr schöne, wenn auch weniger bedeutende Arbeiten hinzu kommen, Photographien nach den Hauptwerken werden in ausreichender Fülle das Bild ergänzen.

Von entlegenen Culturen sind hauptsächlich die egyptische und die japanische zu berücksichtigen. Die egyptische Abtheilung unserer Museen, leider nicht im Besitz eines Hauptwerkes wie der Schreiber des Louvre oder die berühmten Statuen des Museum zu Bulaq, vermag doch eine höchst ansehnliche Ausstellung von werthvollen Kleinsculpturen und Masken beizusteuern. Viel reicher wird voraussichtlich die japanische Abtheilung. Hier bildet den Mittelpunkt die Cultstatue eines Kaisers aus dem Besitz unseres ethnographischen Museums, auf die ich schon früher hinwies. Um sie werden sich die köstlichen Reliefs, die farbigen Broncen und die unerhört mannigfaltigen Werke der Thonplastik gruppiren. Es ist höchst erfreulich, daß der Gesammtbesitz unserer Museen einmal nach diesem Gesichtspunkt geordnet werden kann.

Das wäre in den äußersten Umrissen, was etwa zu erwarten steht. Wir sind überzeugt, daß aus allen Theilen Deutschlands Privatsammlungen sich betheiligen werden, namentlich in Allem, was die Kleinsculptur des Porzellans, des bemalten Silbers, des Email, des Wachses (die Porträts!), des Holzes anlangt. Die bedeutendsten Berliner Sammler haben ihre Zusage bereits ertheilt. Auf alle Fälle haben wir eine ungeahnte Fülle von Beweismaterial zu erwarten.

Es ist in dieser Anzeige nicht meine Absicht gewesen, mich mit den in diesen Blättern ausgesprochenen gegentheiligen Ansichten auseinanderzusetzen, dazu mag die Ausstellung, der ich die weiteste Unterstützung wünsche, Gelegenheit geben. Aber eins möchte ich schon hier zurückweisen, das mir bei den meisten allgemeinen Besprechungen über moderne Kunst unangenehm aufgefallen ist, die ewige Klage über das Virtuosenthum, über die einseitige Pflege der Technik. Damit werden der modernen Kunst Eigenschaften angedichtet, die sie zu besitzen sich glücklich schätzen würde. Was ihr fehlt, und das unterscheidet sie zu ihrem Nachtheil von früheren, in sicherer Ueberlieferung schaffenden Perioden — ist gerade die technische Grundlage. Man wolle nie vergessen, daß Jeder, der heute malt, so gut wie von vorn hat anfangen müssen, denn die vergangene Generation hat mit den letzten Resten der alten Tradition nach einem System aufgeräumt, dem Cornelius in seinem Wahlspruch den kräftigsten Ausdruck verliehen hat: „Die Künste hab' ich verachtet" —

Digitized by Google

das heißt das sichere, keinem Besinnen, keinem Tasten unterworfene Können. — Es hat sich bitter an ihm gerächt.

Von den heutigen Künstlern, die sich, jeder auf anderm Wege, mit der Ergründung der Geheimnisse abmühen, ohne Aussicht, selber die Früchte ihrer Arbeit zu ernten, ist keiner, der die Aufgabe unserer Generation verkennt, keiner, der sein Können ohne Weiteres neben das der Altmeister vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert stellte; sie wissen zu gut, worauf es ankommt. Warum will man denn auch für unsere Zeit nicht anerkennen, was man bei abgeschlossenen Perioden nicht allein gelten läßt, sondern hier und da mit wahrer Verzückung bewundert? Oder hat man aus dem Munde eines Aesthetikers schon einmal eine Klage über die absolute Vollendung eines van Eyck, eines Memling vernommen? Was ist aber daneben die höchste Virtuosität, der sich ein lebender Künstler rühmen darf! Die technische Meisterschaft ist nicht ein Abweg, auf dem die Kunst in den Sumpf geräth, sondern ihre unumgängliche Grundlage. Sie steht in der Luft, wenn sie daneben baut.

Wir haben in der modernen Entwickelung der Aquarelltechnik, die jetzt bereits ein zu Allem gefügiges Instrument geworden, gesehen, wohin die Ausbildung der Technik führt. Eine ganz frische, naive Anschauung der Natur, die uns auf dem Boden der Oeltechnik viel schwerer geworden wäre, hat sich an ihr herausgebildet. Ihrem Vorgang hat sich die Oelmalerei wohl oder übel anschließen müssen. Gelingt es uns jetzt, in ähnlicher Weise die Wiederaufnahme der farbigen Plastik populär zu machen, so werden wir damit unserem gesammten Kunstleben und Kunstschaffen einen Impuls geben, dessen Wirkungen sich noch gar nicht absehen lassen. Darum möge man uns bei dieser Gelegenheit wenigstens mit der Klage verschonen, es sollte dem Virtuosenthum Vorschub geleistet werden.

Feuilleton.

Philemon und Baucis.

Eine Skizze von Gustav Schwarzkopf.

Einer jungen Dame, welche eben aus der Pension kam und die mit anerkennenswerther Geschicklichkeit jede Gelegenheit benützte, vor einem kleineren oder größeren Publicum mit ihrem Reichthum an gründlichen Kenntnissen in allen Fächern zu brilliren, war es vorbehalten geblieben, für die beiden alten Leute die Namen Philemon und Baucis ausfindig zu machen, welche weiteren Kreisen gefielen und schließlich allgemein acceptirt wurden. So allgemein, daß selbst Diejenigen, denen es sehr wohl bekannt war, daß sich Philemon und Baucis eigentlich Signor und Signora Negrini nannten, nicht mehr daran dachten, ihre Freunde mit den ihnen gebührenden Namen zu bezeichnen. „Ich habe heute mit Philemon eine Partie Billard gespielt", sagten die Männer, „Baucis hat schon wieder ein neues Kammermädchen", ließen sich die Frauen vernehmen, und Fremde, welche zum ersten Mal das freundliche Villen-Viertel besuchten, machte man auf ein elegantes kleines Häuschen aufmerksam und setzte erklärend hinzu: „Das ist die Hütte von Philemon und Baucis."

Die äußere Erscheinung von Philemon und Baucis entsprach nicht ganz dem Bild, das wir uns gemeiniglich von dem berühmten Paar machen; wie sich ihre Persönlichkeiten dem ersten Blick zeigten, waren sie sogar sehr geeignet, das Vorstellungsvermögen der jungen Dame, welche ihnen aus eigener Machtvollkommenheit die mythologischen Namen gegeben hatte, bedenklich zu compromittiren. Philemon's Figur war ziemlich stattlich, sein Gang tänzelnd, seine Haltung gekünstelt; sein dichtes, graues, sorgfältig gepflegtes, in der Mitte gescheiteltes Haar war in kunstvollen Locken frisirt, auf welchen ein etwas zu kleiner hoher Seidenhut mit weit ausgebogenen Rändern sehr kokett saß, ein kleines Schnurrbärtchen von bedenklicher Schwärze zierte seine Lippen; seine Kleidung war gewählt, mit der neuesten Mode Schritt haltend, eine allzu große Anzahl kostbarer Ringe glänzte an seinen fleischigen, weißen Fingern, große Diamanten von tadelloser Reinheit zierten seine Hembbrust, und im Knopfloch seines Gehrocks war ein goldenes Kettchen mit zahlreichen Miniaturorden befestigt.

Baucis hatte die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, in welcher es für sie schicklich gewesen wäre, grau zu werden. Außerdem wäre mit dieser Neuerung eine überflüssige Ausgabe verbunden gewesen, da sie noch eine bedeutende Menge rabenschwarzer Haare vorräthig hatte. In dieser Farbe waren auch ihre Brauen gehalten, welche zwei wunderbar geschwungene Bogen bildeten, ein zartes, jugendfrisches Roth bedeckte ihre Wangen. Ihre Gestalt war klein und graziös, ihre Formen neigten zu bedenklicher Fülle hin, hatten aber die Taille noch nicht zu zerstören vermocht. Ihre mit vollendetem Geschmack arrangirten, mit Chic getragenen Roben waren immer um einen halben Zoll kürzer, als es die Mode gerade vorschrieb und ließen zwei elegant beschuhte Kinderfüßchen erblicken, welche geeignet waren, einen Chinesen in gelinde Raserei zu versetzen. Auch sie war decorirt. Wenn sie in großer Toilette erschien, so trug sie am Ausschnitt ihres Kleides zwei Medaillen für Kunst und Wissenschaft, welche ihr von italienischen Akademien gegen baare Bezahlung verliehen worden waren.

Philemon zählte nach seiner Angabe — und man hatte keinen Grund, dieselbe zu bezweifeln — 64 Jahre. Baucis ließ sich nicht dazu herbei, über diesen delicaten Punkt eine genaue Auskunft zu geben. Eine Nachbarin, welche es als physischen Schmerz empfand, wenn sich irgend etwas von ihr nicht ergründen lassen wollte, verfiel endlich darauf, in dem allwissenden Conversationslexikon Nachforschungen anzustellen, und dieses wußte ihr zu melden, daß auch Signora Negrini bereits ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert habe. Das Conversationslexikon bestätigte übrigens vollinhaltlich auch die übrigen Angaben des populären Paares. Philemon, Signor Negrini, hatte als mehrfacher Kammersänger in der alten und neuen Welt Triumphe gefeiert, war von den verschiedensten Souveränen mit Tabatièren und Busennadeln beglückt worden; Baucis, das heißt Signora Negrini, hatte mit ihren Pirouetten in der alten und neuen Welt zahllose Köpfe verdreht, Lorbeern und die verschiedensten Münzsorten geerntet, und dreimal in ihrem Leben hatten begeisterte Verehrer den Beweis erbracht, daß sie auch in Betreff auf Zugkraft die Concurrenz mit Pferden aushalten konnten.

Baucis gab auf Verlangen mit ihrem im höchsten Discant sich bewegenden Stimmchen diese ruhmreichen Episoden aus ihrem Leben in allen Details zum Besten, Philemon hörte mit wohlwollendem Lächeln zu, erlaubte sich aber niemals eine Unterbrechung, eine Verbesserung, wie sie unwillkürlich Demjenigen entschlüpft, der Zeuge einer Begebenheit war. Genau so verhielt sich Baucis, wenn Philemon der Gesellschaft von seinen Triumphen erzählte; auch hier gewann man den Eindruck, daß sie dieselben nur aus seinen Berichten kannte. Das war ja nur natürlich! Die berühmten Gatten hatten eben ihre Kunstreisen nicht immer gemeinsam unternommen. Aber einigen Gästen, die zu hören und aus dem Gehörten Schlüsse zu ziehen verstanden, fiel es auch noch auf, daß die gemeinschaftlichen Erinnerungen des berühmten Paares sich in merkwürdigen Sprüngen bewegten, eigentlich erst vier Jahre alt zu sein schienen. Und doch waren sie, nach eigenem Geständniß, nahezu 40 Jahre verheirathet. Sie erinnerten sich an kleine Begebenheiten aus dem ersten Jahr ihrer Ehe und sie sprachen mit Vorliebe von Dingen, welche sich in den letzten vier Jahren ereignet hatten, eben in der Zeit, welche sie fast ganz in dem kleinen Häuschen unter ihren neuen Beinamen verlebt hatten. Was in der Zwischenzeit an Freuden und Schmerzen in ihrem ehelichen Leben vorgekommen war, schien in ihrem Gedächtniß keine Spuren zurückgelassen zu haben.

Auch das Conversationslexikon wußte darüber keine Auskunft zu ertheilen. Ueber das Familienleben hatte man ihm keine Daten zukommen lassen. Es beschränkte sich darauf, zu melden, daß Signor und Signora Negrini an demselben

Digitized by Google

großen Hoftheater beinahe gleichzeitig ihre Carrière begonnen und bereits im ersten Jahr ihrer künstlerischen Thätigkeit den Bund fürs Leben geschlossen hatten. Und das entsprach allerdings vollkommen der Wahrheit.

Carlo Negrini, der, als er noch dem nützlichen Beruf oblag, Pelzwaaren durch sorgfältige und energische Behandlung vor den Motten zu bewahren, schlechtweg „Karl Schwarzer" hieß, sang an demselben Hoftheater kleine und kleinste Tenorpartien, bei welchem seine nachmalige Gattin, damals noch Fräulein Kathi Gruber, als Tänzerin in der zweiten Quadrille thätig war. Nach dem Ausspruch einiger ihnen wohlgesinnten Habitués lag in seiner Kehle und in ihren Beinen eine bedeutende Zukunft, an welche zu glauben Direction und Regisseure sich jedoch nicht bestimmen lassen wollten. Die Gewißheit, sympathisches Fühlen bei Demjenigen zu finden, der unter demselben Leid zu leiden hatte, das Bedürfniß, sich auszusprechen über die unverdiente Zurücksetzung, die ihnen zu Theil wurde, führte eine intimere Annäherung der beiden jungen Leute herbei, und sie fanden kein wirksameres Mittel, über die Qualen des unbefriedigten Ehrgeizes hinwegzukommen, als sie durch die „süßen Qualen" der Liebe zu paralysiren.

Alle Arien, welche vor dem Publicum zu singen Carlo durch die Rücksichtslosigkeit der Direction verhindert wurde, sang er nunmehr der Geliebten vor, und das unter den Requisiten der Tänzerin vorräthige süße, bestrickende Lächeln, welches bestimmt war, bei einem eventuellen Solo ganze Parquetreihen zu elektrisiren, es kam nun ungetheilt dem Herzensfreunde zu Gute.

Fräulein Kathi Gruber war selbst ein wenig überrascht, eines Tages als Frau Negrini zu erwachen. Sie hatte nicht einen Augenblick daran gedacht, niemals den Wunsch empfunden, ihre Beziehungen zu Carlo in legitime zu verwandeln, und seinen Antrag, seine Frau zu werden, hatte sie zuerst mit einem erstaunten, naiven: „Wozu? Wir lieben uns ja!" beantwortet.

Aber er wußte so süß zu schmeicheln, so überzeugend darzustellen, wie sie vereint die Welt erobern würden, und ihrem damals noch etwas kleinbürgerlichen Sinn, ihrer noch nicht auf der Höhe ihres Berufes stehenden Art zu denken und zu empfinden, erschien die Aussicht, baldigst „Frau" genannt zu werden, so verlockend, daß sie ohne Bedenken allen stolzen Träumen entsagte, sich freiwillig ihres Anspruchs auf eine neunzackige Krone begab, welche für sich zu erwarten zu den durch eine ehrwürdige Tradition geheiligten, unveräußerlichen Rechten jeder Tänzerin gehört.

Nur zu bald mußte das verliebte Paar einsehen, daß es mit der eiligen Eheschließung eine durch nichts gut zu machende Albernheit begangen hatte. Sie hatten ihre Stellungen aufgegeben, weil sie nicht länger in zweiter und dritter Reihe stehen wollten. Es ward ihnen sehr schwer, ein gemeinsames Engagement zu finden, welches Beider Ansprüche befriedigte, und es gelang schließlich nur dadurch, daß sich Frau Negrini dazu bequemen mußte, auf den ihr mit Recht zukommenden Titel „Frau" zu verzichten und unter ihrem Mädchennamen aufzutreten. Der erfahrene Director erklärte, er dürfe es nicht wagen, seinem Publicum eine verheirathete Tänzerin zuzumuthen. Die zum Fräulein degradirte Künstlerin erregte den Enthusiasmus des neuen Publicums, ihr Gatte, der Tenor, fand eine ziemlich kühle Aufnahme. Man fand ihn zu unfertig, zu linkisch. Herr Negrini, der alle Ursache hatte seine Frau um ihre künstlerischen Erfolge zu beneiden, verbesserte seine Situation durchaus nicht, indem er sich auch noch einfallen ließ, eifersüchtig die mehr oder weniger deutlichen Huldigungen zu controliren, deren Gegenstand seine schöne Gemahlin war. Er erlaubte sich Bouquets abzulehnen, Einladungen zu unterschlagen, wirkliche Diamanten den Spendern zurückzuschicken. Eine liebende Frau, welche aber doch in erster Linie sich als Künstlerin fühlt, erträgt viel, aber man darf ihr nichts Uebermenschliches zumuthen. Signora Negrini, welche wirklich noch nicht daran gedacht hatte, die ihr gezogenen Grenzen um ein Nennenswerthes zu überschreiten, machte ihrem Gatten einige Scenen, welche eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit ihres sonst so sanftmüthigen Temperaments bekundeten. Carlo beantwortete die heftigen Auslassungen seiner schönen Frau mit einem Ultimatum: er wußte es durchzusetzen, daß dem Incognito der Tänzerin ein Ende gemacht, daß sie fortan auch auf dem Theaterzettel als seine Gattin bezeichnet wurde. Die Wirkung dieser Demonstration blieb nicht aus. Es wurde leer um die schöne Frau, der Applaus verlor an Intensität, die duftenden Huldigungen wurden immer spärlicher, um endlich ganz aufzuhören. Das gute Einvernehmen der beiden Gatten wurde durch diese Maßregel allerdings nicht wieder hergestellt. Die in ihren heiligsten Rechten verletzte Frau hatte nur selten ein freundliches Wort oder ein Lächeln für den tyrannischen Mann, und ein unsichtbarer Zeuge der erregten Scenen und der Stürme, welche die kleine Häuslichkeit erschütterten, wäre gewiß nicht zu der Vermuthung berechtigt gewesen, daß er hier zwei Leutchen vor sich habe, welche sich noch in den Honigmonaten der Ehe befanden. Dieser unerträglichen Situation sollte ein Ende gemacht werden. Carlo beschloß, daß seine Frau ihre künstlerische Carrière aufzugeben habe; sie hinderte ihn nur, und er traute sich die Fähigkeit zu, für die Erhaltung Beider reichlich aufkommen zu können. Kathi hatte dieses Ansinnen erst in heftigster Weise zurückgewiesen und sich dann doch, scheinbar willig, gefügt. In ihrem hübschen Gesichtchen hatte sich ein trotziger, unfreundlicher Zug eingenistet, ihre Haltung wurde träge und apathisch und ihre mürrische Laune wurde selbst nicht durch die glänzenden Erfolge verscheucht, welche ihr Gatte in seinem neuen Engagement errang. Endlich hatte er sich, endlich ein Publicum gefunden, das an ihn glaubte, endlich ward er bewundert, gefeiert, umschmeichelt. Die wenigen Stunden, die er noch in Gesellschaft seiner Frau zubrachte, füllte er damit aus, ausschließlich von sich, seinen Triumphen, seinen stolzen Hoffnungen zu sprechen. Mit zur Schau getragener Theilnahmlosigkeit, den leeren Blick auf die Decke gerichtet, ihre Hände damit beschäftigend, irgend einen Gegenstand hin und her zu schieben, hörte sie ihm zu. Diese Gleichgültigkeit empörte ihn, verletzte seine Eitelkeit, und er ließ sich zu heftigen, rohen Worten hinreißen, auf welche sie die passende Entgegnung wahrlich nicht schuldig blieb. Diese Gemüthsbewegungen schadeten seiner Stimme, er fühlte das, und er war es der Mitwelt schuldig, sich davor zu bewahren. Die zärtliche Aufmerksamkeit, die man ihm in seinem eigenen Hause verweigerte, er war nicht verlegen, sie anderswo zu finden. Wenn sie es nicht anders wollte, um so besser! Nicht allzu lange ertrug die junge Frau die Vernachlässigung, die Einsamkeit. Sie empfand nicht die geringste Neigung, sich mit ihrer Häuslichkeit zu beschäftigen, und sie verzehrte sich in Sehnsucht nach dem Lampenlicht, nach den Huldigungen, auf welche sie ein Anrecht hatte; der Anblick von Blumen, welche für Andere bestimmt waren, machte sie krank. Und all' das Glück, das sie noch finden konnte, ihre Jugend und Schönheit, sollte sie einem Manne opfern, der sie nicht mehr liebte und der sich nun erlaubte, sie zu betrügen? Nein, wahrlich nein! Er wollte es ja offenbar nicht anders, um so besser. Eines Tages war sie aus ihrer gemeinschaftlichen Wohnung verschwunden. Ein zurückgelassener Brief, der an energischer, deutlicher Ausdrucksweise Nichts, an Orthographie Einiges zu wünschen übrig ließ, zeigte dem Gatten an, daß sie ihn nicht mehr liebe, und daß sie eher sterben, als jemals zu ihm zurückkehren wolle. Signor Negrini fand sich ziemlich rasch in die neue Situation. Einen Moment dachte er freilich daran, die Entflohene gewaltsam zurückbringen zu lassen, seinen Willen durchzusetzen, „ihr den Herrn zu zeigen". Nach reiflicher Ueberlegung verwarf er den Gedanken. Wozu das? Wenn sie ihn nun doch nicht mehr liebte! Und ganz aufrichtig sagte er sich, daß auch er sie entbehren könne, er hatte Ersatz gefunden. Es taugte nicht für ihn, an ein Weib gefesselt zu sein; was sie gethan, war sehr klug gethan, er wolle es dabei lassen. Sie würde es noch bereuen, er nicht.

Und er hätte es beinahe über sich gebracht, ihrer ohne Groll zu denken, aber seine Eitelkeit kam nicht darüber hinweg, daß es ihr so leicht geworden war, ihn aufzugeben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Eine neue Operette und ein neues Ballet. Italienische Oper im Kroll-Theater. Frl. Schläger. Frl. Renard. Concerte Teresina Tua. Die Geschwister Milanollo.

Die Opernsaison hat mit zwei halbkünstlerischen Neuheiten begonnen. Das Walhalla-Operetten-Theater brachte ein erstes Opus von Dellinger, „Don Cesar"; die Königliche Oper importirte „Wiener Walzer" aus der österreichischen Hauptstadt. Der Text von „Don Cesar" ist dem gleichnamigen Stück „Don Cesar de Bazan" von Dumanoir nachgebildet, der den Namen seines Helden dem Victor Hugo'schen Ruy Blas entlehnte. Das französische Lustspiel gehört zu den angenehmsten, lustigsten, und die Wahl desselben zur Grundlage des Textes war eine glückliche. Das Libretto ist auch geschickt gemacht, die Verse sind im Ganzen ganz hübsch. Es wird allerdings sehr viel gesprochen, aber dieser Fehler gehört einmal zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Operette.

Die Musik des Herrn Dellinger giebt Zeugniß von dem Streben, einen bessern Stil in die Gattung hineinzubringen. Die Instrumentation ist sorgfältiger gearbeitet, und in einigen Melodien tritt eine vornehmere Haltung zu Tage. Allerdings kommt das alte Gelärm der Posaune, der Trommel und der leidige Couplet-Zuschnitt noch oft genug vor; andererseits bringt das Erstlingswerk Interessantes und Melodisches, daß man dem Componisten ein aufmunterndes Lob zugestehen darf. Freilich ist die Frage offen zu halten, ob er sein Ziel erreichen wird und kann? Er will — so lautet seine Verkündigung — die Operette reformiren. Ich für meinen Theil glaube: Wer die Operette reformiren will, der darf gar keine componiren, d. h. er muß Alles vermeiden, was ohne den hergebrachten Operetten-Stil gar nicht durchzuführen ist, wie z. B. die leidigen Couplets mit dem wiederkehrenden Schlagwort, eine Gattung, die eigentlich erst aus der Posse in die Opernmusik hineingebracht worden ist. Eine wahrhaft gedeihliche Umgestaltung der Operette könnte nach meiner Ueberzeugung nur in einer Richtung unternommen werden: mit dem Versuche, den leichten eleganten Stil der Offenbach'schen ersten reizenden einactigen Stücke „Hochzeit bei der Laterne", „Fortunio's Lied" u. A. ins Deutsche, Humoristische zu übertragen, also mehr die Singspiel-Gattung zu pflegen, als die der Operette; diese letztere ist nicht dauernd zu verbessern; es kann hie und da einmal etwas Besseres in ihr geleistet werden, aber die Gattung selbst ist nicht auf eine höhere Stufe zu bringen. Alle diese Betrachtungen dürfen uns jedoch nicht hindern, das Talent des Herrn Dellinger anzuerkennen. Die Darstellung war ganz ausgezeichnet. Die Damen Erdösy, Seebold, die Herren Philipp, Korschén und Link boten das unterhaltendste Zusammenspiel, das man nur wünschen konnte. Das Publicum nahm die Neuheit sehr günstig auf und rief die Darsteller und den Componisten, der sein Opus dirigirte, oft und sehr lebhaft.

Die Königliche Oper brachte das obengenannte Tanzdivertissement „in drei Bildern": 1. Wiener Tänze vor 100 Jahren, 2. Ball im Apollo-Saal im Jahre 1830, 3. Gartenball im „Wurstelprater". Diese drei Bilder können als ein sehr unterhaltendes Intermezzo gelten, als eine Tanzposse; die Bedeutung eines Ballets wird ihnen wohl Niemand beilegen wollen. Die Wiener Bummler mit ihren Liebchen, Nähmädchen, Wäscherinnen und tutte quante in getreuester Nachahmung, Walzer und Redowa tanzend darzustellen, dann ein paar Ungarische Soldaten als Czárdás-Tänzer erscheinen zu lassen: als Intermezzo eines phantastischen Ballets wäre es ganz scharmant. „Wiener Walzer" gefielen über die Maßen und sind in kurzen Zwischenräumen schon öfters wiederholt worden; und wer kann gegen den Erfolg ankämpfen, zumal gegen den eines Tanzes? Wir wollen nichtsdestoweniger die optimistische Hoffnung nicht aufgeben, daß das Ballet nach und nach zu seiner wahren Bestimmung, dem Kunsttanze, zurückgeführt werden wird; daß die großen technischen Fortschritte im Theaterwesen, Beleuchtung, Decoration, Costümen dazu benutzt werden, auch im Ballet neue Wirkungen zu erzielen. In Italien hat man das begriffen; das geniale Ballet „Excelsior" ist der beste Beweis; man wird doch im idealistischen Deutschland nicht dem Grotesken, Plump-Amüsanten den Vorzug geben wollen? Warum sollte nicht bei uns gerade das Malerische als das meist Berechtigte anerkannt werden? Aber der Widerspruch, den Immermann einmal „Herr der Welt" nannte, zeigt sich als solcher nicht blos in den großen politischen Ereignissen, sondern auch in kleineren und kleinsten Dingen; und so erklärt sich's auch, daß bezüglich des Ballets einerseits sehr viel von Eleganz und Tanzvirtuosität geredet wird, andererseits aber das Entgegengesetzte größeren Erfolg findet. Die Musik zu „Wiener Walzer" ist nach dem Theaterzettel aus den älteren Vater Strauß'schen und Lanner'schen Walzern zusammengesetzt. Wir kennen diese Letzteren alle sehr genau, denn wir haben sie gehört und noch danach getanzt, dürfen daher einige Competenz des Urtheiles beanspruchen und mit gutem Gewissen behaupten, daß die schönsten Weisen Strauß' und Lanner's in der Zusammenstellung nicht zu hören waren. Doch wir haben uns schon lange genug mit dieser Kleinigkeit aufgehalten und wollen nunmehr wieder zum eigentlich Musikalischen zurückkehren.

Zwei aus Wien stammende Gesangskünstlerinnen haben in letzter Zeit in Berlin sehr bedeutende Erfolge errungen: Fräulein Toni Schläger im Kroll-Theater, Fräulein Renard in der Königlichen Oper, in der sie angestellt worden ist. Fräulein Schläger ist eine sehr begabte dramatische Sängerin (Valentine in den „Hugenotten", Lucrezia Borgia, Jüdin), die eine schöne und kräftige Stimme mit feurigem Vortrage und lebhaftem wirksamen Spiele vereinigt. Hier und da könnte sie freilich der Schönheitsgrenze mehr Aufmerksamkeit zuwenden und Uebertreibungen vermeiden; aber wo sind heute die Künstler, die ihre Kraft mäßigen, die einen momentanen Effect der Gesammtleistung unterordnen? Fräulein Schläger hat sehr gefallen. Fräulein Renard ist eine junge, sehr bühnengewandte und musikalisch sichere Sängerin. Ihr Vortrag ist lebhaft und anmuthig; ob er aus dem Gemüthe entspringt und nicht aus großer, wenn auch natürlicher Gewandtheit, darüber läßt sich insofern nicht bestimmt urtheilen, als die drei Rollen, in welchen Fräulein Renard aufgetreten ist, mehr die letztere Eigenschaft verlangen als tiefes Gemüth: Carmen, Mignon und die bezähmte Widerspänstige sind eben nur Probsteine für das Amalgama des Bühnentalents, nicht für das reine Gold wahrer Empfindung. Doch immerhin kann Fräulein Renard als ein Gewinn für die Königl. Oper bezeichnet werden, und bei ihrer Jugend und ihrem entschieden bedeutenden Talente kann noch Vieles sich entwickeln. Sie hat ausnehmend gefallen.

Den Concertreigen hat diesen Herbst Teresina Tua im Krolltheater begonnen. Liebenswürdig und graziös wie immer, hat sie dieses Mal auch einen bedeutend künstlerischen Fortschritt gezeigt in dem Vortrage des Beethoven'schen Concerts, der vielfach zu loben war; namentlich das Adagio gelang vorzüglich. Mit ihr zu gleicher Zeit traten zwei ganz junge Geigerinnen im Philharmonischen Saale auf; sie tragen den einst so gefeierten Namen Milanollo — aber der Name thut wenig zur Sache. Sie besitzen eine für ihr sehr jugendliches Alter sehr gute Technik; auch Spuren von Begabung für Vortrag konnten wir wahrnehmen, Aber es wäre besser gewesen, die Kinder noch lernen zu lassen, anstatt sie so unfertig in die Welt zu schicken mit so abgespielten werthlosen Compositionen, wie die, welche sie vortrugen.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Notizen.

Gesammelte Erzählungen von Malvida von Meysenburg. Zürich, Verlags-Magazin. — Die Verfasserin der vorliegenden Novellensammlung hat sich bisher durch ihre „Memoiren einer Idealistin" in weiteren Kreisen bekannt gemacht und fügt nun jener vielversprechenden Probe ihrer schriftstellerischen Beanlagung ein neues schwerwiegendes Zeugniß hinzu. Auch diese vier Novellen tragen das Gepräge einer scharf ausgebildeten und tief angelegten künstlerischen Anschauungsweise von dem Leben und seinen hervortretendsten Erscheinungen und verrathen einen Autor, der viel erlebt und tüchtig über das Erlebte nachgedacht, dabei aber auch den vorgefundenen Stoff mit warmem Gefühle durchdrungen hat. Die Composition der Dichtungen ist zwar zu breit und ein Abschweifen von dem eigentlichen Gange der Handlung wirkt zuweilen störend, so bedeutend auch die Gegenstände sein mögen, auf die wir dabei hingelenkt werden — für diese Mängel entschädigt aber eine reiche und lebhafte, wie es scheint an den besten Vorbildern genährte Sprache und ein gedankenerfüllter Dialog. Die Stoffe der vier Novellen sind vorwiegend düsterer Natur, und nur in einem Falle ist ein versöhnender Abschluß gegeben worden; sie entstammen aber auch etwas tiefer liegenden Regionen des menschlichen Herzens, als sie in Novellen gewöhnlich zur Schilderung gelangen und führen in eigenartiger, ich möchte fast sagen grübelnder Weise uns in die ernstesten Fragen hinein. So beschäftigt sich die erste Erzählung „Zu spät" mit der verfehlten idealistischen Erziehung eines reich und glücklich beanlagten Jünglings und den traurigen Folgen allzu weichherziger Mutterliebe. Der Ausspruch Goethe's: „Alles, was den Geist befreit, ohne ihm die Herrschaft über sich selbst zu geben, ist verderblich" ist dieser Erzählung als Motto vorgesetzt und im Ganzen gut angewandt. Der Jüngling fällt in die Gewalt eines verführerischen Weibes, die mit der Mutter um ihn einen bösen Kampf kämpft und und kehrt, gebrochen an Leib und Seele, zu spät in die Mutterarme zurück. Die Art der weichlichen Erziehung, welche lediglich das immer glücklich sein, nicht das glücklich werden, im Auge hat und welche es versäumt, dem Jüngling die Herrschaft über sich selbst zu geben durch die Erkenntniß, ist, ohne daß dabei zu viel theoretisirt wird, trefflich in dieser Novelle gekennzeichnet. Die zweite Erzählung, „Der heilige Michael", ist ebenso wie die dritte, „Unerfüllt", weniger der Besprechung werth, dagegen erhebt sich die letzte, „Der Pfad der Aebtissin. Eine Sommerskizze aus Italien", zu der vollen Höhe eines Kunstwerkes empor. Die Handlung ist einfach und concentrirt: ein junger katholischer Priester, der auf weltabgeschlossener Gebirgshöhe haust, lernt eine junge Deutsche, die dorthin zum Besuche des Gutsherrn kam, kennen und lieben. Seine Liebe bleibt unerwidert; der Jüngling bändigt seine ihn fast übermannende Leidenschaftlichkeit unter die Pflichten seines erhabenen Berufs. Die Entwickelung dieser einfachen Handlung ist eine überaus reiche und fesselnde. Das Aufleben des jungen Priesters, als er zum ersten Male vom Zauber einer reichen, herrlich ausgebildeten Menschenseele sich berührt fühlt und die ihn berauschende feine geistige Athmosphäre des Schlosses mit vollen Zügen athmen kann, daneben die in ihrer Einfachheit und Wahrheit warm berührenden Lebensformen der frommen italienischen Landbevölkerung auf jenen Höhen, und der tiefe aber segensreiche Einfluß der Kirche und ihres Vertreters auf die Herzen dieser Leute — das Alles ist mit wunderbarer Anmuth und Kunst geschildert, so daß der Ausgang, die Resignation des Priesters mit Hülfe der Stützen, die ihm sein Beruf gewährt, sehr natürlich und folgerichtig entwickelt erscheint. Die Worte, mit welchen die Verfasserin diese Novelle schließt, sind bedeutsam für die Tendenz derselben: „Wir haben uns zu sehr gewöhnt", sagt die Begleiterin der jungen Deutschen, „mit dem scharfen Messer der Kritik nicht nur die verlebten Formen anzugreifen, sondern auch den Inhalt damit wegzuwerfen, und es kommt doch nur überall auf den Geist und die Wahrheit an, um auch die Form neu zu adeln." In der That erscheinen uns in dieser letzten Skizze der Sammlung Geist und Wahrheit in ihrer schönsten Vereinigung. O. B.

Berliner Novellen aus der Gesellschaft. Von Arthur von Loy. Berlin, Kogge u. Fritze. — Warum sich die vorliegenden Novellen gerade für „Berliner Kinder" ausgeben, wird aus ihrem Inhalt nicht ersichtlich. Etwa weil die Linden und der Thiergarten öfters darin genannt werden? Etwas specifisch Unterscheidendes von anderen Novellen, die in beliebigen deutschen Großstädten spielen, tragen sie wirklich nicht an sich. Trefflich sind namentlich die zwei Geschichten „Der interessante Redacteur" und „Die Erklärung" welche von einem frischen Erzählertalent zeugen.

O. B.

Seine Schuld. Roman von J. Boy-Ed. (2 Bde. Leipzig, Carl Reißner). — In Frau Ida Boy-Ed haben wir es unzweifelhaft mit einer der begabtesten Vertreterinnen der weiblichen Schriftstellerwelt zu thun, die gar nicht nöthig hätte, irgendwen durch die ominöse Verschweigung ihres Vornamens, in der doch immer ein bischen Coketterie liegt, täuschen zu wollen. Wenn alle modernen Federheldinnen so zu schreiben im Stande wären, wie sie, — man würde sich die bis ins Bedrohliche wachsende Zahl derselben gerne gefallen lassen. Von den schon traditionell gewordenen Fehlern weiblicher Schreibart haften freilich einige auch ihr an, und überschwängliches Lob ihr gegenüber wäre noch nicht am Platze. Aber ihre Schwächen werden von ihren Vorzügen überwogen, und sind wir zudem überzeugt, daß sie ihr Bestes noch nicht gegeben hat, sondern daß wir von diesem kräftigen und eigenartigen Talent bei gehöriger Pflege, Selbstkritik und Freihalten von Ueberproduction Gutes und Vortreffliches erwarten dürfen. „Seine Schuld" ist unzweifelhaft ein interessantes Buch, — auch für Männer. J. Boy-Ed weiß frisch, flott und anschaulich zu erzählen. Ihr Stil hat gar nichts von weiblicher Weitschweifigkeit, Vorliebe für's Detail und langathmiger Ausschmückung an sich; sie geht keck und sicher auf ihr Ziel los, vergißt keinen Augenblick das nothwendige Weiterschreiten der Handlung und vertieft sich nie in Nebensächliches. Und dabei hat sie vortrefflich beobachtet und weiß anschaulich wiederzugeben, was ihr bemerkenswerth erschienen ist. Der Roman entwirft ein Bild großstädtischen modernen Lebens und Treibens von oft frappirender Wahrheit. Die Fabel ist nicht gerade besonders originell oder spannend erfunden, aber hübsch erzählt und reizvoll ausgesponnen. Die Schilderung der kleinstädtischen Häuslichkeit des Schultyrannen, das Maleratelier Meister Stephan's, die Poliklinik unter dem Protectorate der vornehmen Damen, die stille Häuslichkeit des erblindeten Professors, — das Alles sind Bilder von intimem Reiz, die von der hohen, dichterischen Begabung der Verfasserin Zeugniß ablegen. Dazu sind einzelne Gestalten von erfreulicher, individueller Färbung, ohne jeden schablonenhaften Roman-Beigeschmack, keine Figuren aus dem eisernen Bestand unserer modernen Belletristik. Dahin rechnen wir Meister Stephan und seinen Diener, dahin in manchen Scenen auch die anmuthige Soubrette der Handlung, Lili. Am Wenigsten befriedigt, wie meistens in Frauen-Romanen, der Held selber. In manchen Augenblicken unverständlich, mehr schön und interessant, — was für schriftstellernde Frauen immer die Hauptsache zu sein scheint, — als energisch und männlich, hin- und herschwankend, immer über sich selber unklar, erregt er nur geringe Sympathien, und die beiden Frauen, die sich um seinen Besitz streiten, sind uns nicht recht glaubhaft gemacht. Dafür entschädigt die liebevoll ausgeführte Charakteristik der Nebenpersonen und erfreut der dichterische Schwung in einzelnen Capiteln, der sich einmal — in der Schilderung der Sturmnacht am Meere — zu echtem Pathos und wilder Leidenschaftlichkeit steigert. Ein paar überflüssige, recht romanhafte Zuthaten abgerechnet, zeugt das ganze Buch in Erfindung und Ausstattung von ernstem, verständigen Wollen und beachtenswerthem Können, dessen kein Mann sich zu schämen hätte. T—n.

Digitized by Google

Inserate.

Eine Ausgabe von Immanuel Kant's Briefwechsel wird seit langem von dem Bibliothekar an der Königsberger Königl. und Universitäts-Bibliothek Herrn Dr. R. Reicke in Gemeinschaft mit Herrn Oberlehrer Fr. Sintenis in Dorpat vorbereitet. Um aber eine wirklich möglichst vollständige Sammlung herausgeben zu können, ist eine theilweise Mithilfe weiterer Kreise durchaus erforderlich. Es ergeht daher an alle Besitzer von Briefen von oder an Kant die dringende Bitte, dieselben zur Kenntnissnahme an Herrn Dr. Reicke in Königsberg direct oder durch Vermittlung der Verlagsbuchhandlung Leopold Voss in Hamburg einzusenden. Auch die kleinsten Notizen sind willkommen, ebenso Briefe von Kant's Zeitgenossen, in denen seiner erwähnt wird, da durch dieselben leicht sonst unerklärbare anderweitige Briefstellen aufgeklärt, die Chronologie, Absender oder Empfänger festgestellt werden können. Was in der Hand des Einzelnen zusammenhanglos, unbedeutend erscheint, ist im Vergleich mit anderm, vorhandenem Material häufig von unschätzbarem Werth. Bei der allgemeinen Verehrung, welche noch heute dem bahnbrechenden Geiste des Königsberger Philosophen gezollt wird, darf wohl die vorstehende Bitte eines allseitig bereiten Entgegenkommens gewärtig sein.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.
1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Die gelesenste Zeitung in Berlin ist die
Berliner Zeitung
mit drei Beilagen
1. Deutsches Heim.
2. Gerichtslaube.
3. Aus alter und neuer Zeit.
Pro Quartal Abonnement in Berlin M. 4,20
Ausserhalb bei jedem Postamt „ 4,50

Wer zweckmässig annonciren will, der wähle die
Berliner Zeitung.

Im Verlage von **König & Schulz** in **Hamburg** soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der
Orthodoxismus vor der Wissenschaft.
Offenes Sendschreiben
an Herrn Professor Conrad Hermann in Leipzig,
als Erwiderung auf die Besprechung desselben in dem „Theologischen Litteraturblatt" (Leipzig 1885 Nr. 26)
über die
„Urkunde der Wissenschaft" (Berlin 1885)
vom Verfasser der letzteren.
Preis 2 Mk. 50 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Richard Wagner,
Entwürfe, Gedanken, Fragmente.
Aus nachgelassenen Papieren zusammengestellt.
170 S. gr. 8. geh. *M* 6.—. Eleg. geb. *M* 7.50.

Den Kennern der Wagnerischen Schriften — und doch nicht etwa nur diesen allein — muss das vorliegende Werk von grösstem Werthe sein; denn es belehrt in Aufzeichnungen des Meisters über die Entstehung seiner Hauptschriften, insbesondere der grundlegenden ersten über „Kunst und Revolution", „Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama", wozu noch ein „Künstlerthum der Zukunft" geplant war, für welches die meisten der in den ersten Abschnitten des Werkes enthaltenen Gedanken und Ausführungen bestimmt gewesen sind. Man gewinnt durch diese fragmentarischen und doch auf ein grosses einheitliches Gesammtbild höchst interessant hindeutenden Aufzeichnungen einen bisher kaum noch in dieser Weise gewährten Blick in die schöpferische, geistige Persönlichkeit des Meisters. Den Abschluss des Ganzen bildet jener letzte Aufsatz des Meisters, den er zur Vollendung der grossen Reihe über „Religion und Kunst" zwei Tage vor seinem Tode in Venedig begonnen und nicht mehr zu Ende geführt hatte: „Ueber das Weibliche im Menschlichen".

Neuer Verlag von Wilh. Engelmann in Leipzig.

Bary, A. de, Vorlesungen über Bacterien. Mit 18 Holzschnitten. gr. 8°. 1885. 3 Mk.

Ebers, G., Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Mit 1 Lichtdruck und 1 Holzschnitt. 8°. 1885. geh. 5 Mk., geb. Mk. 6,50.

Noiré, L., Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe. gr. 8°. 1885. geh. 8 Mk. geb. 10 Mk.

Wundt, W., Essays, gr. 8°. 1885. geh. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Inhalt: Philosophie und Wissenschaft. — Die Theorie der Materie. — Die Unendlichkeit der Welt. — Gehirn und Seele. — Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. — Die Messung psychischer Vorgänge. — Die Thierpsychologie. — Gefühl und Vorstellung. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Die Sprache und das Denken. — Die Entwicklung des Willens. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. — Der Spiritismus. — Lessing und die kritische Methode.

Das im October beginnende neue erste Quartal der
Deutschen
Roman-Zeitung,
redigirt von **Otto von Leixner,**
Verlag von **Otto Janke in Berlin,**
Abonnement pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4.) für 3½ Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

veröffentlicht folgende Romane:
Die Söhne Gustav Wasas von **Karl Berkow.**
Die Archenbach, Familienroman von **Georg Hartwig.**
Falkenried von **M. A. Enders.**
Auf der Grenzwacht von **Ferd. Sonnenburg.**
Verknüpft und getrennt von **Richard Freudenberg.**
Glücksjäger von **Otto von Leixner** 2c. 2c.
Jede Nummer enthält einen Bogen Feuilleton mit Beiträgen **O. v. Leixner's!** Zunächst: „Höflichkeit und Wahrhaftigkeit." „Recepte zur Herstellung lyrischer Gedichte." „Was der Papierkorb erzählt" 2c. 2c. —

Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Dante Alighieri's Paradies.
Dritte Abtheilung der Göttlichen Komödie.
Genau nach dem Versmasse des Originals in deutsche Reime übertragen und mit Anmerkungen versehen
von
Julius Francke.
VIII, 218 S. gr. 8. geh. *M* 5.—. Eleg. geb. *M* 6.50.

Mit dieser dritten Abtheilung der Göttlichen Komödie ist die neue Uebertragung des grossen Gedichtes abgeschlossen. Dieselbe soll die Schönheiten des Werkes nach den verschiedenen Richtungen hin dem deutschen Leser erschliessen und ihm ermöglichen, sich den grossen italienischen Dichter mehr als bisher anzueignen.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 17. October 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die großbulgarische Bewegung. Von Austriacus. — Das Nationalitätenmosaik auf der Balkanhalbinsel. Von Paul Dehn. — Ultima Thule. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Morgen der Shakespeare-Forschung. Von Hermann Isaac. — Düntzer's Goethe-Abhandlungen. Von Ernst Ziel. — Zur Geschichte der Reformation. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Philemon und Baucis. Von Gustav Schwarzkopf. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung im Künstlerverein. Von A. L. — Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die großbulgarische Bewegung.

Mit einer für den entfernten Beobachter sehr überraschenden Plötzlichkeit ist die ostrumelische Revolution ausgebrochen und ist da eine vollendete Thatsache geschaffen worden, die das ganze friedliebende Europa, wegen ihrer möglichen Consequenzen ebensosehr, als durch die Deutlichkeit, mit welcher sie alle von höchsten und autoritativen Stellen gegebenen Friedensversicherungen in Frage stellt, in Schrecken versetzt. Aber die Dinge sind nicht, sie werden — sagt der Geschichtsphilosoph, und so erscheint die ostrumelische Revolution vielleicht Manchem wie eine Rakete, die zum friedlichen Nachthimmel hinaufschießt; in Wahrheit ist sie doch nur eine Aeußerung eines schon lange auf bulgarischem Boden unterirdisch wühlenden Brandes.

Die „großbulgarische Bewegung" ist gut sieben Jahre alt, die auf nationale „Einheit" gerichteten Bestrebungen datiren eigentlich schon von den Tagen des Berliner Congresses, der die Theilung in ein Fürstenthum Bulgarien und eine autonome türkische Provinz Rumelien vorgenommen und damit auch schon die Agitation für „Vereinigung" der getretenen „Brüder" hervorgerufen hat. Das bulgarische „Up ewig ungedeelt" klang seither unausgesetzt und fand ein Echo in allen russischen politischen Kreisen. Der Vertrag von San Stefano stipulirte ein großes Fürstenthum Bulgarien, der Berliner Congreß vollzog die Theilung. Ob die Unterzeichner des Vertrages von Berlin wirklich glaubten, ein Werk auch nur von einiger Dauer zu schaffen? Ob sie von dem Entwickelungsgang der Dinge heute gar so sehr überrascht sind? Im Fürstenthum wie in Ostrumelien haben die Bestrebungen zur Vereinigung nie mehr geruht, das bulgarische Nationalgefühl ist wachgeblieben und hat sich immer mehr gestärkt, und das Losungswort „Bulgarien für die Bulgaren" ist bis in das letzte Bauernhaus gedrungen. Die Scheidewand, welche der Berliner Diplomaten-Congreß gezogen, galt als nicht vorhanden, der Verkehr zwischen Bulgarien und Rumelien auf allen Gebieten so intim, wurde systematisch politisch durch Mignetten von Politikern, deren Programm die Union war; aus Ostrumelien wanderten zahlreiche hochgebildete, durch ihren Verkehr mit Constantinopel, mit Europa in den Handelsplätzen erfahrene Männer nach dem Fürstenthume aus, sie bildeten, wie einstmals die lombardischen Emigranten in Piemont, den Mittelpunkt für die Unionsbestrebungen, breiteten hüben und drüben den Gedanken der Bulgaria unita aus und erhielten die Einheitsbewegung im Fürstenthum Bulgarien wie in Ostrumelien; Rußlands Einfluß unterstützte in den ersten Jahren diese Bewegung nachhaltig. In Bulgarien selbst, wie sehr sich auch die Parteien bekämpften und Conservative, Liberale und Radicale einander verfolgten, so viele von Regierungs- und Systemwechseln einander folgten, in dem Punkte, die Einigung mit allen Mitteln zu fördern, stimmten alle Bulgaren überein, und Fürst Alexander, der vor manchem kleinen Staatsstreich nicht zurückschreckt, war und ist in diesem Punkte ohnmächtig; er läßt sich von der Welle der nationalen Politik tragen, vielleicht nur deshalb, um die vielfachen, ihn zum Theil ignorirenden Parteien um seine Person zu einigen, sich mit der Erfüllung eines nationalen Programms auf seinem Fürstenstuhle zu befestigen. Der Einheitsgedanke stützt sich natürlich, wie das im Zeitalter der Nationalitäten-Politik und der historischen Individualitäten nicht anders möglich, auch auf nationale Traditionen, auf das Singen und Sagen vom alten herrlichen Bulgarenreiche, und schon sieht man das dritte mächtige Bulgarenreich entstehen, nachdem schon vor Jahren die Abiturienten in den Schulen das Wiedererstehen des Bulgarenreiches als officielle Schulaufgabe behandelt haben.

Man arbeitet eben nach beliebten Mustern, ja völlig nach der Schablone der „Befreiung vom türkischen Joche"! Ob man das Ziel auf einmal erreicht, oder stufenweise, man geht so vor wie Rumänien und Serbien. Auch diese hatten sich „befreit", mußten zunächst mit einem Theil des begehrten Gebietes vorlieb nehmen und unter der Oberlehnsherrschaft des Großherrn bleiben. Diese Phase glauben die Bulgaren überstanden zu haben und jenen zweiten Schritt unternehmen zu sollen. Auch die Mahnungen zur Ruhe und zur Achtung des Sultans und der Verträge wären glücklich überstanden; jetzt ist man dabei, eine vollendete Thatsache zu schaffen, die entweder Geltung behalten oder nur mit dem Schwerte der Türkei rückgängig gemacht werden kann. Das Letztere fürchten die Großmächte, einmal wegen der Bulgarian associties, dann aus Liebe zum Frieden!?!

Wann hätte auch die Türkei gegen irgend eine rebellische Bevölkerung vor dem Forum Europas Recht behalten? Man fällt ihr in den Arm, um den Brand zu localisiren — und an der ausgebrannten Stelle erhebt sich ein slavisches Königreich. Keine Zauberei! Man hält die Türkei von der Selbsthilfe ab, indem man ihr dafür ganz Europas diplomatische Hilfe zusagt, die sich gewöhnlich in einer allgemeinen Auftheilung türkischen Besitzes äußert.

Wer Augen hatte zu sehen, der sah die großbulgarische Bewegung wachsen, die Zollschranken zwischen Bulgarien und Ostrumelien fallen auf Kosten und trotz Einspruchs der Pforte, bulgarische Soldaten und ostrumelische Milizen, die gleichbewaffnet sind, fraternisiren, hörte gelegentlich auch Karawelow den bulgarischen Premier versichern, daß die Einheit nur mehr eine Frage der nächsten Zeit sei.

Digitized by Google

Gewiß, die Türkei hat ihre Rechte, und keine Macht kann ihr sie bestreiten. Sie darf z. B. die Balkanpässe überschreiten, in Ostrumelien Ordnung machen, die Rebellen zu Paaren treiben; sie könnte das eben geknüpfte Band zwischen Rumelien und Bulgarien zerschneiden, die Vereinigung aufheben; aber sofort würde man an einigen anderen Punkten Aufstände anzetteln, der Einmarsch der Türken brächte einen bulgarisch-türkischen Krieg, und der bliebe nicht auf Bulgarien beschränkt, ob Rußland officiell für Bulgarien, „die Vorhut Rußlands", Krieg führt, oder officiös, d. h. nur die Kampfmittel liefert. Die Türkei wird also einen Krieg auf dem Papier vorziehen, und der ist für sie auch weniger kostspielig. Sie wird auf der Conferenz der Mächte eine Anklage gegen Bulgarien richten, den Beweis liefern, daß der Tribut von Philippopel nicht einmal ordnungsmäßig gezahlt wurde, sich darauf berufen, daß die Verfassung Ostrumelien unter die aurorité politique et militaire directe des Sultans stelle und die Vertheidigung seiner Grenzen ihm übertrage, wie er ja auch den christlichen Gouverneur, dessen Generalsecretär und sämmtliche Stabsofficiere zu ernennen, die Directoren der Aemter zu bestätigen und das Recht der Begnadigung hat. Aber welcher Art Herrschaft war es, wenn alle Steuer-, Unterrichts-, Arbeits-, Handels-, Ackerbau-Gesetze, die Organisation der Verwaltung und Justiz der provinzialen Gesetzgebung vorbehalten waren? Die ganze Beamtenschaft war bulgarisch und russophil, das niedere Officiercorps bestand und besteht aus Russen. Die ganze Verwaltung war selbstständig, christlich, in Geist und Wesen antitürkisch. Der Provinz ein türkisches Haupt zu geben, verbot die Verfassung und der Berliner Friede. Die Türkei hatte durch das Sanctionsrecht einen vetoartigen Einfluß, sie hat ihn nicht geübt; wenn sie ihn einmal zu üben versuchte, wie in der Frage der Zurückberufung der geflohenen Mohamedaner, so beharrte sie nicht auf ihrem Rechte. War also der Charakter der Verwaltung ganz national, die Gesetzgebung selbstständig provinzial, das Land vom Einheitsgedanken durchwühlt, so begreift man, daß die Losreißung kein schweres Stück Arbeit, sondern ein Werk des Moments war. Schon 1881 war Alles zur Losreißung vorbereitet. Aber der Moment schien damals nicht günstig, weil Oesterreich und Rußland nicht jene Beziehungen hatten, die heute zwischen beiden Staaten herrschen, von denen die Bevölkerungen der Halbinsel, bald in Hoffnung, bald in Argwohn, sagen, wenn sie sich friedlich einigten, dann würde auch einmal eine friedliche Theilung verschiedener Gebiete der türkischen Herrschaft in Europa folgen und die „Befreiung" der Christen im Osten sich vollenden. Auch im letzten Maimonate d. J. wurde viel Staub aufgewirbelt von einer macedonischen Bewegung, die man gerüchtweise mit einem Vorstoße Oesterreichs in Zusammenhang brachte. Damals dementirte Herr von Kallay recht energisch jeglichen Actionsplan. Das war jedoch lange vor Kremsier und der ostrumelischen Revolution. Jetzt ist auch schon die Frage acut: „Welchen Einfluß hat die bulgarische Bewegung auf Macedonien?"

Austriacus.

Das Nationalitätenmosaik auf der Balkanhalbinsel.

Von Paul Dehn.

Was ist es, daß die Völker der Balkanhalbinsel beständig in Aufregung erhält und nicht zur Ruhe kommen läßt, so daß selbst der kleinste Putsch, ja sogar ein unbegründetes Gerücht Alles in eine gewisse Aufregung versetzt? Ist nicht für die Mehrzahl derselben ihr höchstes Ziel, von der türkischen Herrschaft und Verwaltung befreit zu werden, im Wesentlichen in Erfüllung gegangen? Sind sie nicht in bessere erträgliche Verhältnisse überführt und zum größten Theile in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit zu einer politischen Selbstständigkeit gebracht worden, welche noch die Väter des lebenden Geschlechtes kaum zu erträumen wagten? Sollten sie sich nicht in friedlicher Arbeit, in der Herstellung einer geordneten Verwaltung, in der Hebung ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit, also nach innen, zu consolidiren suchen, anstatt über ihre von der Diplomatie gesteckte Grenzen hinaus nach außen hin zu blicken und zu streben?

Um es kurz zu sagen: das, was die Balkanvölker seit ihrer Befreiung mehr oder minder bewußt anstreben: die nationale Einheit mit staatlicher Selbstständigkeit, wie sie sonst in Europa zu finden, ist ihnen noch nicht geworden und konnte ihnen auch nicht gewährt werden, weil die eigenthümlich verwickelten thatsächlichen Verhältnisse auch ohne das Eingreifen der hohen Politik der Verwirklichung dieses Bestrebens unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten.

Welches sind diese thatsächlichen Verhältnisse?

Es ist nicht leicht, den Mittel- und Westeuropäern in ihren national homogenen Bevölkerungsverhältnissen eine anschauliche Schilderung des Nationalitätengemisches zu geben, wie es in Südosteuropa allerwärts anzutreffen ist, von Prag an bis über Konstantinopel hinaus. Langsam vermannigfaltigt sich das nationale Nebeneinander. In Böhmen stehen nur zwei Nationalitäten gegen einander, in Ungarn bereits deren sechs, nämlich Magyaren, Deutsche, Slowaken, Ruthenen, Wallachen und Serbo-Kroaten, ungerechnet die polnischen, bulgarischen und italienischen Einstreuungen, und dementsprechend stellt sich das Sprachengemisch. In Galatz fand ich eine Apotheke in sechs Sprachen angekündigt: in rumänischer, bulgarischer, hebräischer, griechischer, deutscher und französischer Sprache. In den Küstenstädten erreicht das Gemisch seinen Höhepunkt. Bei einer Wanderung durch die kleine rumänische Hafenstadt Constanza (früher Küstendsche) mit 3000 Einwohnern traf ich Rumänen, Bulgaren, Türken und Tartaren, Russen, Polen, Ungarn, Griechen, Armenier, polnische und spanische Juden, Zigeuner und außerdem Deutsche, Engländer, Franzosen und Italiener. In Konstantinopel traten dazu noch Araber, Kurden, Perser, Albanesen ꝛc. Ein Jeder spricht seine Nationalsprache, entweder ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise, eine jede Nationalität lebt und wohnt für sich abgeschlossen. Es findet keine Vermischung statt, vielmehr empfindet man gegenseitig Abneigung, Argwohn, Haß, selbst Verachtung, die Ergebnisse Jahrhunderte langer, blutiger, unglücklicher Kämpfe um das nationale Dasein, um Haus und Weib und Leben.

So mannigfaltig wie in den Hafenplätzen ist im Innern der Balkanhalbinsel das Nationalitätenmosaik nun allerdings nicht; aber es ist doch noch verschiedenartig genug und, was die Hauptsache ist, staatlich so schwierig zusammenzufassen und dazu so unglücklich zusammengefaßt, daß die Hoffnung auch nur der zahlreicheren Stämme auf nationale Vereinigung mit staatlicher Selbstständigkeit vorerst nicht verwirklicht werden kann.

Auf der Balkanhalbinsel, begrenzt im Norden durch Rumänien und Oesterreich-Ungarn, ausschließlich dieser Staaten, doch einschließlich Bosniens und der Herzegowina, leben in runder Zahl etwa 13 Millionen Menschen, welche sich gruppiren lassen einmal nach ihrem Staatsverbande und sodann nach ihrer nationalen Zusammengehörigkeit und zwar wie folgt:

nach Staatsangehörigkeit		nach der Nationalität	
Bulgarien u. Ostrumelien	mit 2,8 Mill.	Bulgaren	mit 4,5 Mill.
Serbien	„ 1,5 „	Serben	„ 2,4 „
Griechenland	„ 1,9 „	Griechen	„ 2,1 „
Unmittelbare Türkei	„ 5,0 „	Türken	„ 1,6 „
Bosnien, Herzegowina	„ 1,4 „	Albanesen	„ 1,6 „
Montenegro	„ 0,2 „		

Hiezu treten noch bei den Serben und Albanesen bemerkenswerthe Unterschiede des religiösen Bekenntnisses, denn es gibt sowohl Serben als Albanesen römisch-katholischen, griechisch-orthodoxen und mohamedanischen Bekenntnisses.

Es bestehen demnach auf der Balkanhalbinsel sechs Staatengebilde, wie sie von den europäischen Mächten nach Erwägungen der hohen Politik geschaffen worden sind, und fünf an Zahl und Zusammenhang hervorragende Nationalitäten, wobei die verstreuten wallachischen, jüdischen, zigeunerischen, armenischen und europäischen Elemente hier nicht berücksichtigt wurden, weil bei ihnen von politischen Bestrebungen keine Rede ist. Wären jene sechs Staaten nun derart abge-

Digitized by Google

grenzt, daß sie im Großen und Ganzen die zusammengehörigen Nationalitäten umschlössen, so wäre die erste Grundlage friedlicher Zustände und Entwickelung geschaffen. Das ist aber keineswegs der Fall.

Da sind zuerst die Bulgaren, sie fanden sich in drei, ja in vier Staaten zerstreut, in Bulgarien und Ostrumelien als Stock der Bevölkerung, im türkischen Macedonien ebenfalls überwiegend, endlich vorwiegend auch in Neu-Serbien, in den Bezirken von Wranja, Leskowatz, Pivot und Nisch, wo fast gar keine Serben wohnen. Früher oder später werden die Bulgaren sich in einem nationalen Staat zusammenfinden, was ihnen Europa auf die Dauer nicht weigern kann, und dann wird es sich bitter rächen, daß man rein bulgarische Bezirke an Serbien gab.

Erheblich schwieriger wird es für die Serben und Kroaten sein, sich staatlich zu consolidiren. Außerhalb Oesterreich-Ungarns wohnen auf der Balkanhalbinsel etwa $2^1/_2$ Millionen Serben, etwa $1^1/_4$ Mill. in Serbien selbst, $^1/_4$ Mill. in Montenegro, 1 Mill. in Bosnien und der Herzegowina, dazu in Oesterreich-Ungarn noch $3^1/_4$ Mill. Serben und Serbo-Kroaten, namentlich in Slavonien, Kroatien, Küstenland und Dalmatien. Mit $5^3/_4$ Mill. wären die Serben zahlreicher als die Bulgaren; allein sie sind nicht nur staatlich, sondern auch confessionell zersplittert (in Römisch-Katholische, Griechisch-Orthodoxe und Muselmännische), und in unabsehbarer Ferne steht der chauvinistische Traum eines Groß-Serbien oder Groß-Kroatien zwischen Donau, Drau und Adria. Dazu die thörichte Politik des Königreichs Serbien, nach Süden, nach Kossowo-Polje (zu deutsch Amselfeld), nach dem sogenannten Alt-Serbien zu wollen, wo vor Jahrhunderten zwar Serben wohnten, aber nach der blutigen Schlacht auf dem Amselfeld mit den Oesterreichern verdrängt wurden, wo jetzt waffengeübte mohammedanische Albanesen sitzen und in blutigen Kämpfen ihren Besitz vertheidigen werden. Nicht nach dem Osten und Südosten, wo Bulgaren wohnen, und nicht nach dem Süden, wo Albanesen vorwiegen, nach Südosten, wo Albanesen vorherrschen, nicht nach Gebieten ohne serbische Bevölkerung sollte man im Königreich Serbien gewisse nationale Vergrößerungsgelüste lenken, sondern, wenn man denn schon einmal mit dem Feuer spielen will, nach Gegenden mit serbischer Bevölkerung, nach dem Westen. Da steht freilich Oesterreich-Ungarn auf der Wacht, im Interesse seiner serbischen Provinzen, im Interesse der Freiheit des Weges nach Saloniki, und Serbien wird also auch dorthin Frieden halten müssen.

Am weitesten vorgeschritten in der Bildung eines nationalen Staates sind die Griechen, doch sollte dieses Land, um seine wirthschaftliche Consolidirung nicht aufs Neue und bedenklicher als je zu stören, vorerst auf weiteren Gebietszuwachs, insbesondere auf die ihm im Vertrage von San Stephano verheißenen Grenzen, vorerst verzichten. Auf Saloniki, welches weder eine serbische, noch bulgarische, noch griechische, noch türkische, sondern eine spanische Judenstadt ist, wird Griechenland wohl für immer seine Ansprüche fahren lassen müssen, ebenso auf Konstantinopel.

Verhältnißmäßig am erfreulichsten und natürlichsten vollzieht sich die Entwickelung der Dinge bei den Albanesen, welche zwar tapfer und wild, aber nicht räuberisch, vielmehr wirthschaftlich productionsfähig und consumtionsfähig sind. Gegen die türkische Herrschaft, wie gegen ihre Nachbarschaft, haben sie allezeit, trotz der Dreitheilung des Glaubensbekenntnisses, geschlossen und wacker zusammengehalten und sich eine gewisse Selbstständigkeit inmitten ihrer Berge zu erhalten gewußt. Wenn auch für sie einst die Zeit staatlicher Selbstständigkeit gekommen sein wird, werden sie, wie ehedem, eine föderative Republik bilden.

Und die Muselmänner? Es sollen ihrer noch $1^1/_2$ Millionen in Europa sein, hauptsächlich in Konstantinopel selbst, in den Städten Rumeliens und Macedoniens und in Bosnien. Allein ihre Zahl nimmt fortgesetzt ab, sie wandern aus, von dem Innern der Balkanhalbinsel nach Kleinasien, sie vermindern sich durch Mangel an Geburten, sie sterben aus. Was dann aus Süd-Rumelien, was aus Konstantinopel werden soll, aus dieser gefährlichen Stadt, welche mit ihrer Eigenart bisher noch alle ihre Eroberer, auch die wildesten und stärksten, gebändigt und erschlafft hat — darüber mögen kommende Geschlechter streiten und entscheiden. Vom wirthschaftspolitischen Gesichtspunkt aus betrachtet, läge beiläufig die Umwandelung Konstantinopels zu einer freien Stadt nicht im Interesse Deutschlands, welches wünschen und darauf hinarbeiten muß, daß auf der Balkanhalbinsel ein starker, productionsfähiger und consumtionskräftiger Staat oder Staatenbund als sein wirthschaftliches Ergänzungsgebiet erstehe und daß bis dahin die zusammenhaltende Oberhoheit des türkischen Reiches unterstützt werde.

An der beständigen Unruhe und Aufregung in den Balkanländern trägt das bestehende Nationalitätenmosaik, welches mit seinem Nebeneinander sich noch fortgesetzt verschärft und keineswegs abschwächt, die Hauptschuld, zunächst deshalb, weil es mit den neuen Staatengebilden nicht in Einklang gebracht worden ist, was aus verschiedenen Gründen nicht möglich war. Das letzte Ziel der Balkanvölker, die staatliche Selbstständigkeit auf Grundlage der nationalen Einheit, kann auch in absehbarer Zeit nicht völlig erreicht, von den Mächten vorerst nicht gewährt werden, aus Gründen, welche in den angedeuteten thatsächlichen Verhältnissen und hochpolitischen Rücksichten liegen. Es ist daher Europa genöthigt, die Staaten und Völker der Balkanhalbinsel beständig zu überwachen, bis sie sich politisch und national arrondirt und consolidirt haben, und es ist die nothwendige Ueberwachung mit größter Aufmerksamkeit zu üben, da dieser Prozeß mit überraschender Schnelligkeit und mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich geht.

Ultima Thule.

Von Gustav Weisbrodt.

Die afghanische Frage oder was man die afghanische Frage nennt — ist oder scheint gelöst: definitiv ausgetragen ist sie nicht. Man hat sie einstweilen mit Compromissen nothdürftig überkleistert, aber der Zusammenstoß der beiden Riesenmächte, der jetzt noch abgewendet worden, wird, wir möchten sagen mit Naturnothwendigkeit, erfolgen, und welche von ihnen auch als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen mag, kein großer Schlag wird in Central-Asien geführt werden, der nicht in Europa widerhallt und sich in Europa fühlbar macht. Ein Staat von der Bedeutung Rußlands kann und wird nicht ruhen, bis er sich, wenn Constantinopel ihm versagt bleibt, in anderer Richtung den freien Zutritt zum offenen Meer, der großen Heerstraße des Fortschritts, erkämpft hat. Wann und wie, das gehört der Zukunft an, deren Reich uns verschlossen ist, aber wenn das Werdende keine Spur hat, das Gewordene hat Zeichen und drückt sie weisend unserem Wege auf.

Vorläufig haben wir die zahllosen Phasen der afghanisch-russischen Grenzregulirung vor uns vorüberziehen sehen, wir haben eine Zeit lang hindurch den Augenblick nahe geglaubt, wo die Waffen diese Regulirung vollziehen würden, und wir dürfen jetzt den friedlichen Austrag der noch vorhandenen Differenzen für gesichert halten. Aber, ob auch die brennende afghanische Frage zunächst zur Ruhe gebracht worden, die größere central-asiatische Frage, von welcher sie nur ein Theil, lebt fort, und ihre dereinstige Lösung, die wohl aufgehalten, aber nicht verhindert werden kann, wird die halbe Welt mit Trümmern überdecken.

Es ist deshalb Zeit, von einer Arbeit Notiz zu nehmen, in welcher der österreichische Generalmajor Haymerle, der Bruder des zu früh dahingegangenen Ministers des Auswärtigen, derselbe, der als Militär-Attaché der Botschaft in Rom die „Italicae res“ geschrieben, mit einer Fülle von Kenntnissen und Geist die Natur der central-asiatischen Frage erforscht und in ihre Zukunft hineinleuchtet. Die Arbeit nennt sich: „Ultima Thule“.

Wir wollen weder der geographischen und ethnographischen, noch der streng militärischen Einleitung ins Detail folgen: wir treten sofort in medias res ein.

Welches sind die Ziele Rußlands? Die Existenz des

Digitized by Google

Testaments Peter's des Großen mag noch so fragwürdig sein, aber die Thatsache darf man als zweifellos betrachten, daß Rußland feststehende politische Ziele verfolgt, und diese Ziele sind aus seiner ganzen und namentlich aus seiner neuesten Geschichte deutlich herauszulesen. Bleibe es dahingestellt, ob Rußland nur seinen bisherigen colossalen asiatischen Besitz sichern und entwickeln und an einer im Süden dieses Besitzes abgesteckten ethnographischen Grenze Halt machen will, oder ob es, mittelst einer Eisenbahn durch Persien bis an den Persischen Meerbusen das offene Meer zu erreichen gedenkt, oder ob es zuerst Persien sich vollständig anzugliedern und von da aus durch Klein-Asien sich auf Constantinopel, das ihm, Oesterreich in der Flanke des strategischen Defilés zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meer, auf der europäischen Seite nicht erreichbar, zu stürzen beabsichtigt, oder endlich ob es nichts Geringeres im Auge hat, als die englische Macht in Asien ganz zu zertrümmern und die Erbschaft des Monopols des englischen Handels anzutreten — darüber mögen Andere streiten: das Eine ist sicher, daß nach allen Richtungen hin Rußland daran arbeitet, eine „große Kette zu schmieden, welche der englischen Machtstellung in Asien um den Hals geworfen werden und sie vom Leben zum Tode bringen soll." Mit seiner gegenwärtigen Küsten-Entwickelung und mit den gegebenen Auslaufpunkten seines Handels kann es sich nicht begnügen. Die Häfen des Bothnischen, Finnischen und Riga'schen Meerbusens sind regelmäßig vom November bis in den Mai, die arktischen Häfen noch länger zugefroren, selbst der Hafen von Odessa ist nur neun Monate hindurch eisfrei; im Schwarzen Meer erschweren zudem heftigst auftretende Stürme und zahlreiche Klippen und Untiefen die Schifffahrt; die Ostsee endlich wie das Schwarze Meer kann durch eine, hier von den Dardanellen, dort östlich des Kattegats kreuzende feindliche Flotte mit leichtester Mühe gesperrt werden, und es ist also für Rußland eine Lebensfrage, ein offenes Meer zu gewinnen, an dessen Küsten es sich militärisch und handelspolitisch unbehindert etabliren kann. Das Mittelländische Meer ist dieses Meer nicht: besäße Rußland auch den Bosporus und die Dardanellen, so stände es immer erst am Mittelländischen Meere und würde dort den festen Positionen Englands auf Cypern, Malta und Gibraltar begegnen. Das Meer, das es braucht und nach dem es strebt, kann nur der Indische Ocean sein, der, mit mächtigen Einbuchtungen tief in den asiatischen Continent eindringend, Arabien und Persien, Beludschistan, Vorder- und Hinter-Indien, also alle jene reichgesegneten Länder bespült, die mit den Ueberlieferungen uralter Cultur und Religion geheimnißvoll in die Gegenwart hineinreichen und die nahezu unerschöpflichen köstlichsten Schätze bergen.

Die nächste Etappe zum Indischen Ocean ist für Rußland der Persische Meerbusen. Militärisch hätte es dort wenig gewonnen, denn eine englische Flotte, wenn sie sich vor die Straße von Ormus legte, könnte, wie die Ostsee und das Schwarze Meer, auch den Persischen Meerbusen sperren, aber es stände doch schon mit seinem Handel am Weltmeer, und der Handel und die Kaufleute waren — das zeigt die Geschichte von der Gründung Karthagos durch die Phönicier an bis zur Besitzergreifung des Amur-Gebietes durch die Russen — von jeher die Pioniere der militärischen und financiellen Macht des Staats. Damit aber Rußland sich am Persischen Meerbusen dauernd festsetzen kann, muß Persien erst russisch werden: Rußland kann seine maritime Stellung nicht auf die bloße Gastfreundschaft und auf die schwankende Politik einer jedem fremden Einfluß zugänglichen Regierung stützen.

Ist die Gewinnung des offenen Meeres für Rußland eine Lebensfrage, so kann es an seinen dermaligen asiatischen Grenzen nicht stehen bleiben, und wo es auch über sie hinausstrebt, stößt es auf die englische Macht. Der Kampf ist ein Kampf um die Handels-Oberherrlichkeit in Asien: einzelne Eroberungs- und Religionskriege ausgenommen, haben sich alle großen Kriege um Handels-Interessen bewegt. Rußland kann aber den Krieg nicht an den Indus tragen, so lange Afghanistan selbstständig ist oder unter englischem Einfluß steht: Afghanistan, durch welches die zwei Haupt-Einbruchslinien nach Indien führen, muß also unterworfen werden. Was Rußland auf dem politischen Felde thut, thut es ganz. Den günstigen Zeitpunkt abwarten, dann aber ohne Zaudern vorgehen, nicht mit halben Maßregeln sich abgeben — das ist die russische Taktik. Rußland wird England an den Quellen seiner Macht aufsuchen, und diese liegen in Indien.

Im Vortheil ist England nicht, so lange seine Politik, wie bisher, eine lediglich abwehrende ist, so lange es sich bloß darauf beschränkt, Rußland vom Meer und von der unmittelbaren Nachbarschaft Indiens abzuhalten: immer und unter allen Verhältnissen ist Der im Vortheil, der positive Ziele verfolgt. Das Wenigste, was England zu thun hat, ist, daß es seine Defensive offensiv führt, daß es nicht länger in der falschen Sentimentalität verharrt, welche es abhielt, zu einer Zeit, wo Rußland vom orientalischen Kriege erschöpft war, das besiegte Afghanistan ganz und für immer unter seine Botmäßigkeit zu zwingen. Aber der günstige Augenblick wurde versäumt, und wer weiß, ob er wiederkehrt. Rußland muß vorwärts, und es wird vorwärts gehen. Ein Staat, der Alles in sich trägt, was bei menschlichen Gebilden an Kraft zu denken, und der über elementare, wenn auch theilweise noch latente, Gewalten verfügt, wird sich auf die Dauer nicht vom großen Weltverkehr absperren lassen. Die Mittel der russischen Politik sind drastischer als die der englischen. Rußland droht nicht, es handelt, und für Den, auf welchen sein gewaltiger Arm niederfällt, gibt es Nichts als unbedingte Unterwerfung. Hat es aber die Unterwerfung beendet, dann kommt die Organisirung, die, wie primitiv auch nach europäischen Begriffen, doch für asiatische Verhältnisse vollständig ausreicht. Turkmenien, Chiwa, Buchara, Samarkand und Kokan, in die russische Provinz „Turkestan" umgetauft, führen den asiatischen Völkerschaften die unermeßliche Macht Rußlands vor Augen.

Wenn man auf der Karte sieht, daß Rußland mit seinen asiatischen Territorien den ganzen Norden dieses Continents in einer ununterbrochenen Ausdehnung von 130 Längen-Graden einnimmt, wenn man weiß, daß das europäisch-asiatische Rußland ein zusammenhängendes Areal von 400 000 geographischen Quadratmeilen umfaßt, dessen äußerster Süden (am Ararat) vom höchsten Norden (bei Kola) 700 Meilen, dessen äußerster Westen (bei Kalisch) vom asiatischen Ost-Cap 2500 geographische Meilen in der Luftlinie entfernt ist, wenn man sich vor Augen hält, daß es über ein Heer von 2 Millionen Menschen gebietet, wenn man endlich erwägt, daß dieses ungeheure Reich und diese ungeheure Macht von einem einheitlichen Willen nach feststehenden Zielen geleitet wird, dann wird der erste Eindruck der sein, daß keine Macht der Erde ihm zu widerstehen im Stande ist. Aber derselbe colossale Raum, der es so furchtbar erscheinen läßt, ist in gewissem Sinne seine Schwäche. Was an lebendem und todtem Material auf den jeweiligen Kriegsschauplatz zu schaffen, bedarf einer unverhältnißmäßig langen Zeit, und sowohl die topographische Beschaffenheit des Landes als sein Klima, sowohl die wenig civilisirte und dünn gesäete Bevölkerung, als der Mangel jeglicher Industrie für die Bedürfnisse des Heeres, endlich die den Operationsraum durchziehenden ungeheuren Steppen und Wüsten mit dem daraus sich ergebenden Mangel an Wasser und Verpflegungsmitteln, alle diese Verhältnisse sind wesentlich beschränkend für eine rasche und sichere Kriegführung. Die Basis Rußlands in einem Angriff auf Indien liegt in dem Raum zwischen dem Kaspischen Meer, Chiwa-Merw und Buchara mit südlicher Front, aber die Ernährung dieser Basis im Großen ist doch nur vom europäischen Rußland aus zu bewerkstelligen, und dieses große Reservoir liegt am äußersten rechten Flügel der Basis, die Verbindung außerdem ist noch wenig entwickelt und kann eben so oft durch das Klima als durch die noch keineswegs ganz gebändigten umwohnenden Stämme unterbrochen werden; für die Eisenbahnen, wenn sie dereinst gebaut sein sollten, ist, namentlich zur Zeit der Winterfröste und der Sommerdürre, nicht einmal der Wasservorrath, den die Locomotiven bedingen, gesichert, und am Ende ist es auch mit Eisenbahnen überhaupt noch nicht gethan, denn die Truppen können von ihnen doch nur bis zu einem bestimmten Punkt befördert werden und müssen dann zu Fuß weiter. Aber auch die Topographie des Kriegsschauplatzes verhindert die Verwendung überwältigend großer Truppen-

Digitized by Google

massen. Durch die bisherigen militärischen Erfolge Rußlands in Asien darf man sich nicht blenden lassen, denn es kämpfte dort immer nur mit kleinen Aufgeboten (selten über 10 000 Mann), noch dazu von wenig Schulung. Daß Rußlands Flotte, zumal sie sich in die Ostsee- und in die Schwarze Meer-Flotte theilt, der englischen nicht gewachsen, brauchen wir nicht zu betonen, nur den Kaperkrieg könnte Rußland mit Vortheil führen, denn seine Handelsflotte bietet den Engländern zu Repressalien nur 4000 Schiffe, während die englische Handelsflotte 26 000 Schiffe zählt, darunter 5000 Dampfer. Die englische Flotte gibt freilich auf dem central-asiatischen Kriegsschauplatz nicht die Entscheidung: sie kann wohl, die Dardanellen forcirend oder mit Genehmigung der Pforte, in das Schwarze Meer einlaufen und dort Odessa einäschern, Poti und Batum bombardiren, aber einen dieser Plätze den Russen dauernd zu entreißen, das vermag sie Angesichts der beträchtlichen Streitkräfte in der Nähe nicht. England ist in Central-Asien auf den Landkrieg angewiesen, und dieser dreht sich in erster Linie um Afghanistan. Hält Afghanistan treu zu ihm, so wird Rußland seine jetzigen Grenzen in Central-Asien nicht zu überschreiten im Stande sein; stellt sich aber, aus irgend einem Grunde, Afghanistan an die Seite Rußlands, so kann England den Krieg in und um Afghanistan nicht führen, sondern muß seine eigene Position am Indus vertheidigen, und diese Vertheidigung, wenn sie sich auch direct auf den Indus basirt, wird nicht als passive Vertheidigung hinter dem Fluß, sondern, mit der Möglichkeit offensiven Vorgehens, vorwärts desselben ins Werk zu setzen sein, sonst würde der Indus nicht lange vertheidigt werden können.

Die Befestigung des Indus selbst, der von oberhalb Attok bis zu seiner Mündung (mit den Krümmungen eine Strecke von 230 Meilen) schiffbar ist, eine Breite von 160 bis 530 Fuß und eine Tiefe von 9, 12 und 15 Fuß hat (zwischen Attok und Karabagh 180 Fuß), wird nur durch gruppenweise Anlagen von Offensiv-Brückenköpfen an den den einzelnen Angriffsrichtungen entsprechenden und durch die Gebirgs-Debouchés deutlich vorgezeichneten Punkten des Flusses mit einzelnen befestigten Zwischenpunkten durchzuführen sein, aber der aus der Länge der Linie für die Vertheidigung sich ergebende Nachtheil kann erst als ausgeglichen betrachtet werden, wenn Shikapur und Attok (die Eisenbahn Shikapur-Lahore-Attok macht einen riesigen Umweg) durch eine im Bereich des linken Ufers laufende Bahn auf dem kürzesten Wege verbunden sind.

Die Engländer sind am Indus in derselben Lage, wie die Deutschen am Rhein, wenn auch der Indus viel länger als die deutsche Rheinstrecke und das anliegende Terrain ein anderes ist als das Rheinthal; es würde also der Fluß Festungsgruppen erhalten, es würde eine Kanonenboot- und Torpedo-Flotille organisirt werden und es würden die wichtigen Gebirgspässe durch permanente, weder zu beherrschende noch zu umgehende Forts gesperrt werden müssen; vielleicht wäre es sogar von großer politischer Bedeutung, der indischen Bevölkerung durch eine umfassende Befestigung der Grenze die Sicherheit ihres Landes zu verbürgen. Eine derart befestigte Indus-Linie würden die Russen, auch mit Unterstützung der Afghanen, schwerlich zu forciren im Stande sein. Wohl hat Rußland, wenn das Kriegsglück es auch nur bis an den Indus führt, einen bedeutenden Theil seines Programms verwirklicht, es wird dann das Wort jenes russischen Generals erfüllt sein: „Wir müssen vorwärts, immer vorwärts, bis Ordnung auf Ordnung stößt", und die Engländer werden schließlich einen modus vivendi concediren müssen, der die Ausbeutung Asiens zwischen den Baumwoll-Fürsten von Manchester und den Kaufleuten von Nischni-Nowgorod theilt, aber die Macht Englands wird dadurch nicht gebrochen. Ein Volk, welches einen Bacon, einen Locke und einen Reid, einen Newton, einen Ferguson, einen Faraday, einen Humphrey Davy und einen Darwin, einen Smith und einen John Stuart Mill, einen Hume, einen Gibbon, einen Carlyle, einen Macaulay, einen Shakespeare, einen Milton, einen Dryden, einen Pope und einen Byron, einen Walter Scott und einen Bulwer gezeugt, ein Volk, welches großgezogen und beherrscht wurde von Königen wie Elisabeth und Wilhelm von Oranien und von Staatsmännern wie Chatam, Burke, Fox, Pitt, Peel, Palmerston und Disraeli, ein Volk, welches die Fahne der Freiheit und der Aufklärung allen Völkern der Neuzeit vorangetragen und in den fernsten Welttheilen die Macht seiner Civilisation erprobt hat, ein Volk, welches mit seinen Entdeckungen und Erfindungen in erster Reihe steht und dessen Dichter und Philosophen den höchsten menschlichen Empfindungen den edelsten Ausdruck gegeben, ein Volk, welches selbst vor einem Napoleon sich nicht gebeugt, sondern ihm 20 Jahre hindurch die Stirn geboten und ihn endlich an das Felsen-Eiland St. Helena geschmiedet, ein Volk endlich, welches erfüllt ist von diesen glorreichen Traditionen und dessen Jugend aufwächst in der Atmosphäre unsterblichen Ruhmes und in dem Glauben an den Stern des Vaterlandes — ein solches Volk geht nicht so bald zu Grunde. England hat schon schwierigere Krisen als die jetzige siegreich bestanden, es hat auch aus der tiefsten Erniedrigung, die ihm kaum noch die Geltung einer Macht zweiten Ranges gelassen, sich wieder aufgerafft und zählt, weil es Tapferkeit mit Reichthum, Freiheit mit Ordnung glücklich zu vereinigen weiß, noch immer zu den ersten Nationen der Welt.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Morgen der Shakespeare-Forschung.

Von Hermann Isaac.

Unter den mannigfachen Graden geistiger Erkrankung gibt es, wie bekannt, ganz harmlose mentale Affectionen localer Natur, unter denen die betroffene Persönlichkeit für alle ihr obliegende Verrichtungen des Lebens vollkommen dispositionsfähig bleibt und mit Ausnahme einer kleinen verkümmerten Stelle in ihrem geistigen Organismus in der That durchaus gesund ist. Solch ein Mensch gleicht einem stattlichen Gebäude, das irgendwo einen unbedeutenden, nur bei näherer Prüfung sichtbaren Riß hat; einem klangvollen Instrument, an dem eine einzelne Saite verstimmt ist; einem complicirten Maschinenwerk, das mit unveränderter Präcision und Energie seine Bestimmung erfüllt, auch nachdem sich ein winziges, Nebenzwecken dienstbares Rädchen gelöst hat.

Auch in den Reihen der wissenschaftlichen Arbeiter kommen Erscheinungen einer solchen partiellen Erkrankung vor, die mit Dem, was man im gewöhnlichen Leben eine „fixe Idee" nennt, die allergrößte Aehnlichkeit haben. Uns Allen sind Fälle in der wissenschaftlichen Literatur bekannt, wo Jemand den staunenswerthesten Scharfsinn aufgewandt hat, um etwas Unmögliches zu beweisen. Das mag hingehen, wenn dunkle, der Aufklärung bedürftige Gebiete in Frage kommen, die als solche direct zur Hypothesenbildung herausfordern; es wäre natürlich zu weit gegangen, jede unglückliche, unerweisliche Hypothese auf eine geistige Erkrankung des Finders zurückführen zu wollen. Wenn aber Jemand unumstößlich beglaubigte historische Thatsachen als nicht vorhanden betrachtet und an die Stelle ganz klarer, bekannter Verhältnisse eine Hypothese setzt, die jenen Thatsachen gegenüber absolut hoffnungslos ist: dann mag er im Uebrigen ein umsichtiger Hausvater, ein gewandter Advocat, ein tüchtiger Staatsbürger sein — er ist doch Patient; die Krankheit, an der er leidet, ist die Hypothesensucht.

Man denke sich eine Zeit, Jahrhunderte später, wo die Lebensumstände Schiller's nicht mehr allgemein bekannt sind wie heute und die Kenntniß der Quellen für seine Biographie nur noch im Besitz weniger Fachleute, wenn auch Allen erreichbar ist. Nun läse Jemand zufällig nach einander die Werke von Schiller und Fichte, entdeckte darin eine Reihe von gedanklichen Parallelismen und käme auf Grund derselben zu der abenteuerlichen Vermuthung, daß die beiderseitigen Werke vielleicht nur einen unter zwei Namen auftretenden Urheber hätten; ließe sich auch durch die Untersuchung der das Gegentheil beweisenden Quellen nicht abschrecken, sondern schriebe ein dickes Buch zur Begründung der Hypothese, daß der

Digitized by Google

Philosoph Fichte Schiller's Dramen geschrieben habe — so könnte er vielleicht bei der allgemeinen Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse einige Anhänger erwerben, die Kundigen würden aber nicht umhin können, einen solchen Menschen als von einer fixen Idee besessen darzustellen.

Ein weit hergeholtes Beispiel, wird man sagen — aber nur solange man nicht weiß, daß in den letzten Jahrzehnten 255 Schriften und Bücher verfaßt worden sind über die Frage, ob der Philosoph, Physiker und Staatsmann Bacon Shakespeare's Dramen gedichtet habe; daß sich im vorigen Jahre in London eine Gesellschaft, „the Baconian Society", gebildet hat mit dem ganz speciellen Zwecke, den Dichter Shakespeare als mythisch aus der Welt zu schaffen; daß die Frage seitdem auch in Deutschland allen Ernstes discutirt wird, und daß in diesem Jahre eins der Hauptwerke für die Bacon-Theorie ins Deutsche übersetzt worden ist: „The Shakesperean Myth", verfaßt von dem Amerikaner Morgan. Wäre das Letztere nicht geschehen — eine im Auslande grassirende Krankheit hätte uns über die Empfindung eines stillen Beileides hinaus nicht erregen können; wie sie unter den betreffenden klimatischen und biologischen Verhältnissen entsteht, muß sie auch im Lande selbst curirt werden. Da sie aber in diesem Falle einen entschieden contagiösen Charakter gezeigt hat, müssen wir auch bei uns die erforderlichen sanitären Vorkehrungen treffen.

Wir wollen zur Ehre der deutschen Gebildeten annehmen, daß wir der überwiegenden Mehrzahl derselben etwas Neues sagen mit der Mittheilung, daß die Bacon-Theorie schon 30 Jahre alt ist. Die Entdeckerin derselben war eine amerikanische Dame, Miß Delia Bacon. Sie wies zuerst mit Entrüstung die Annahme von sich, daß ein so „unwissender Bursche" wie Shakespeare die unter seinem Namen gehenden Dramen verfaßt haben könnte: die Verfasser seien ein „Conclave von Höflingen und Gelehrten" gewesen, zu denen auch Bacon gehört habe, und diese hätten mit ihrer Schöpfung keineswegs einen einseitig künstlerischen Zweck im Auge gehabt, sondern in ihnen eine tiefe „politische Philosophie" niedergelegt vermittelst einer Art von poetischer Geheimschrift, zu welcher der Schlüssel im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen sei. Miß Delia's divinatorischem Genius war es vorbehalten, diesen Schlüssel wieder aufzufinden; nicht zufrieden damit, wollte sie Das, was die Welt als „wirblichte und irre Worte" verlachte, documentarisch beweisen; denn ihr prophetischer Geist hatte ihr enthüllt, daß der Schlüssel zu der Geheimlehre noch jetzt handschriftlich existire, verborgen — im Grabe Shakespeare's. Feuereifrig, wie Entdecker zu sein pflegen, war sie mittellos nach England, nach Stratford übergesiedelt, hatte sich unter furchtbaren Entbehrungen längere Zeit dort aufgehalten, um Anhänger für ihre Doctrin zu werben und das Grab des vermeintlichen Dichters zu öffnen. Aber das Mißtrauen, der Hohn der gedankenlosen Menschheit hatte sie unverrichteter Sache zurückgetrieben, sie war gestorben an „gebrochenem Herzen". Wir fügen zur Steuer der Wahrheit und zur Charakteristik dieser beklagenswerthen Persönlichkeit hinzu, daß der Ort, an dem sie „gebrochenen Herzens" starb, ein Irrenhaus war; denn es ist wohl unmöglich, eine so schwindlige Theorie mit einem derartigen Ende ihrer Verkünderin nicht in causalen Zusammenhang zu bringen.

Miß Delia Bacon hat ihre Lehre in einem ungeheuren Bande niedergelegt, dessen Titel zu nennen zwecklos wäre, da er zwar nicht vergriffen, sondern unberührt in das ruhmlose Massengrab der Maculatur gesunken ist. Die Bedeutung dieser Leistung kann nicht besser bezeichnet werden, als durch die Worte Hawthorne's: „Es war das Schicksal dieses merkwürdigen Buches, daß es niemals mehr als einen einzigen Leser gehabt hat" — es war ein „genialer" junger Mann seiner Bekanntschaft. Appleton Morgan erzählt uns, daß er „sich an diese schwierigste Lectüre gemacht" habe — hat er sie vollendet, so mag er es der Welt verkünden; denn wer sich durch solchen Urwald von Unsinn mit leidlich heiler Haut hindurchgehauen hat, der hat wenigstens ein Anrecht auf Unsterblichkeit erworben — als Verrichter einer Herkules-Arbeit. Im Uebrigen begnügen sich die Baconianer damit, etwa wie die Gelehrten des Mittelalters Plato gegenüber, mit ehrfurchtsvoller Scheu zu sprechen von der unergründlichen Tiefe, der unfaßbaren Erhabenheit dieses Buches — mit sieben Siegeln, einen kurzen Journal-Artikel aber, den ihre „Sibylle" leider auch verfaßt hat, praktisch zu verwenden.

Der nichtfachmännische Leser wird vermuthen, daß eine Theorie, die sich vor unseren Augen so ostentativ entfaltet, doch wohl einen festeren Standpunkt haben muß als den weichen Boden einer solchen Schrift, der Ausgeburt eines kranken, wahnbesessenen Hirns; die Zeugnisse für die dichterische Thätigkeit Shakespeare's müssen wohl spärlich und zweifelhaft sein, wenn man die letztere überhaupt bestreiten, die Gründe für Bacon's Autorschaft neu und gewichtig, wenn man ihn an Shakespeare's Stelle zu setzen wagen darf. Daß nun aber genau das Gegentheil der Fall ist, daß eine stattliche Zahl authentischer zeitgenössischer Zeugnisse für Shakespeare's Dichtergröße existirt, während kein Satz, kein Wort aus jener Zeit von dem dramatischen Dichter Bacon spricht, darin documentirt sich für jedes ungetrübte Auge die — nervöse Degeneration, der die Verfechter einer solchen Theorie verfallen sein müssen. Ihr Verfahren hat in der That nichts mit wissenschaftlicher Strenge, mit der gesunden Logik gemein. Nur eine inzelnes, schlagendes Beispiel. In einem Gedicht jener Zeit heißt es:

Du Seele unsrer Zeit, kamst sie zu schmücken
Als unsrer Bühne Wunder und Entzücken! . . .
Du bist ein Monument auch ohne Grab,
Du lebst in Deinem Werk, solang die Weisen
Geist haben, Dich zu lesen und zu preisen . . .
Und wußtest Du auch wenig nur Latein,
Noch weniger Griechisch, ist doch Größe Dein,
Davor selbst der gewalt'ge Aeschylus,
Euripides, Sophokles sich beugen muß.
Sie aus der Gruft möcht' ich heraufbeschwören,
Deines Kothurns erhabnen Schritt zu hören.
Voll Stolz war Rom, voll Uebermuth Athen —
Sie haben Deines Gleichen nicht gesehn.
Triumph, Britannia! Du nennst ihn Dein eigen,
Dem sich Europas Bühnen alle neigen.
Nicht bloß für unsre Zeit er lebt: für immer!
Noch standen in der Jugend Morgenschimmer
Die Musen, als er wie Apollo kam
Und unser Ohr und Herz gefangen nahm.
Stolz war auf seinen schaffenden Verstand
Selbst die Natur, trug freudig sein Gewand,
So reich gesponnen und so fein gewoben,
Daß sie seitdem nichts andres mehr mag loben . . .
Strahl' fort, Du Stern der Dichter, strahl' hernieder,
Erhebe die gesunkne Bühne wieder,
Die trauernd und in Nacht bärg' ihr Gesicht;
Blieb Deiner Werke ewiger Tag ihr nicht.

Diese Verse könnten heute geschrieben sein — so vollkommen ist in ihnen die Größe Shakespeare's erfaßt — verriethe nicht jene pedantische Anspielung auf die geringe classische Bildung des Dichters den eitlen, eifersüchtigen Humanisten. Es ist der Nachruf, den Ben Jonson, der intimste Freund Shakespeare's, für die von zwei anderen Freunden und Standesgenossen, Heminge und Condell, veranstaltete erste Gesammt-Ausgabe seiner Werke (1623) dichtete. Wie ist es nun möglich, dieses vereinte Zeugniß von Männern, welche mit Shakespeare Jahre hindurch in der engsten Berührung lebten und als Dichter und Schauspieler an seinen Schöpfungen das größte persönliche Interesse nehmen mußten,*) denen er, wenn sie ihn bei der Arbeit trafen, manche eben fertig gewordene Scene vorgelesen haben wird, zu entkräften? Vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, der historischen Wissenschaft ist es unmöglich; aber Morgan würde nicht Baconianer sein, wenn so kleine logische Unebenheiten ihm

*) Heminge und Condell wissen in ihrer Widmung sogar zu berichten — was auch von Ben Jonson in einem anderen Passus über Shakespeare bestätigt wird, daß er in all seinen Dichtungen nie eine Stelle ausstrich — das heißt, sagt Herr Morgan: Shakespeare war ein sorgfältiger Rollen-Copist!

Digitized by Google

Schwierigkeiten bereiteten. Morgan sagt: Wenn Bacon Gründe hatte, als Verfasser der Dramen seinen Namen hinter dem Shakespeare's zu verstecken, so hatte er auch alle Veranlassung, diese Mystification nicht bekannt werden zu lassen; entweder also wußten diese Leute — und natürlich auch alle andern Zeitgenossen, die Shakespeare als großen und berühmten Dichter preisen — nichts von dem Betruge, oder wenn sie davon wußten, verheimlichten sie ihn aus materiellem Interesse: Ben Jonson war ein armer Teufel, der seine Stücke an den Theaterdirector Shakespeare losschlug und Geld von ihm borgte, und die Schauspieler waren von ihm abhängig — auch noch 7 Jahre nach seinem Tode?! Nun führt er noch eine andere Stelle an, in welcher der als verbittert, launenhaft und neidisch bekannte Freund die Dichtungen Shakespeare's herabsetzt, übersieht aber dabei geflissentlich, daß diese wiederum ein authentisches Zeugniß für die dichterische Thätigkeit desselben enthält.

Aber Shakespeare hat ja doch selbst zwei größere Gedichte seinem Gönner Southampton dedicirt, die wird er doch wahrscheinlich selbst geschrieben haben! Mit nichten, sagt Herr Morgan; es gab im damaligen England nur einen Mann, der schamlos genug war, so schlüpfrige Gedichte auf seinen Namen zu nehmen, nur einen Peer, der solche Poesie zu protegiren wagte. — Also Bacon schämte sich, daß er „Venus and Adonis" und „The Rape of Lucrece" geschrieben hatte; er schämte sich aber nicht, sie drucken zu lassen und sie einem hochstehenden Manne — unter einem Pseudonym! — zu dediciren. Und Shakespeare, eine Art von literarischem Packträger, bekam ein kleines Douceur und empfand einen cynischen Stolz, in den Augen der Welt für den Verfasser so schlimmer Gedichte zu gelten. — Par nobile fratrum! — — Ja, Herr Morgan — in der „Gegenwart" darf man auch Amerikaner apostrophiren — das kommt davon, wenn man über Dinge und Zeiten schreibt, die man nicht kennt. Denn es ist unmöglich, daß Sie diesen Ausspruch hätten thun können, wenn Sie sich nur ein wenig in der Literatur jener Periode umgesehen hätten; schon eine gründliche Lectüre Shakespeare's hätte Ihnen eine ganz andere Meinung von den damaligen sittlichen Anschauungen beibringen müssen. Es ist bezeugt — wo? und von wem? müßte Derjenige, der über Shakespeare schreibt, wissen —, daß „Venus and Adonis" eine Lieblingslectüre von Alt und Jung war und zwar deshalb, weil das Gedicht trotz seiner Ueppigkeit durch Zartheit und Anmuth weit über das niedrige und widrige Niveau der damaligen Unterhaltungs-Literatur emporragte.

Shakespeare hat auch autobiographische Sonette gedichtet, die er nach dem Zeugniß eines durchaus glaubwürdigen Zeitgenossen im intimen Freundeskreise circuliren ließ; hier spricht er unter Anderem von der Verachtung, die seinem Stande zu Theil wird. Soll nun Bacon nicht bloß den Namen, sondern die ganze Persönlichkeit Shakespeare's übernommen, soll der Jurist sich als dem Schauspielerstande angehörig gedacht haben? Wie stellt sich die Bacon-Theorie zu diesen authentischen Urkunden? — Herr Morgan wird denken: zur rechten Zeit schweigen ist auch eine Kunst.

Wie aber sind denn die Baconianer darauf gekommen, Shakespeare als Betrüger hinzustellen? weshalb soll er denn nicht seine Dramen selbst geschrieben haben? Man mag das Morgan'sche Buch von Anfang bis zu Ende durchlesen, man findet viel haltloses Geschwätz, das immerfort bis zur äußersten Ermüdung wiederholt wird — wie hätte sonst der Band zu Stande kommen können? — etwas, das einem verständigen, der Widerlegung würdigen Grunde ähnliche sähe, nicht. Oder ist das etwa ein Grund, wenn Morgan uns auf ca. 100 Seiten klar zu machen sucht, daß das großartige, allseitige Wissen, das in den Dramen niedergelegt ist, wohl im Besitz Bacon's, aber nicht Shakespeare's sein konnte? Weshalb denn nicht, Herr Morgan? Auch Ihnen ist es nicht an der Wiege gesungen worden, daß Sie einmal philologische und literarhistorische Studien machen sollten; die Natur hatte Sie offenbar zum Advocaten bestimmt. Und Sie haben sich doch auf dem Gebiete der Shakespeare-Forschung Ihre hübschen Kenntnisse erworben, vermöge deren Sie im Stande sind, einen stattlichen Band wenigstens quantitativ zu füllen. Wenn Sie sich nun einen unendlich viel größeren, vielseitigeren Geist als Ihren eigenen denken — ein Genie — weshalb sollte ein solches sich nicht in der kurzen Spanne eines Menschenlebens eine das ganze Menschenleben umfassende Bildung erobern können, die nichts mit Ihrem lückenhaften, zufällig und kritiklos zusammengerafften Wissen gemein hat? Weshalb sollte Bacon ein Genie gewesen sein und Shakespeare nicht? — Er stammte aus einer zu ungebildeten Familie. — Der Genius besiegt die Hindernisse, die anderen Menschen verhängnißvoll werden. — Er war selbst so ungebildet, daß er seinen Namen zu verschiedenen Zeiten verschieden schrieb. — Die Sache ist nicht ganz sicher, Herr Morgan. Aber wenn es so wäre, so kann nur die Ignoranz ein Zeichen von Unbildung darin sehen; wer nur einen einzigen alten Druck aus jener Zeit in Händen gehabt hat, weiß, daß die allergebildetsten Leute ein Wort in dieser Zeile so, in der nächsten anders schrieben; daß das bewußte Streben nach einer einheitlichen Orthographie ein Kennzeichen reiferer Literatur-Epochen ist; diese literarhistorische oder philologische Elementarkenntniß geht Ihnen somit ab. — Es gab damals noch keine größeren Büchersammlungen, und wenn es welche gab, standen sie dem ersten besten Theaterdirector gewiß nicht offen. — Hand aufs Herz, Herr Morgan! Wissen Sie, ob es damals Bibliotheken in London gab oder nicht? — Es gab welche und sie werden dem Freunde hoher Adliger offengestanden haben; aber Sie wissen das nicht. Sie stellen sich unter dem Jahrhundert Shakespeare's ein Zeitalter vor, in welchem „die Gelehrten noch in Klöstern lebten"; in welchem man, wenn man die Alten studiren wollte, sich theure und seltene Handschriften verschaffen mußte. Sie scheinen thatsächlich nicht zu wissen, daß Heinrich VIII. vor Shakespeare gelebt hat und daß die Buchdruckerkunst im 15. und nicht im 17. Jahrhundert erfunden worden ist; daß jene Zeit kein dringenderes Bedürfniß haben konnte, als nach Vervielfältigung der Classiker und nach Latinisirung der Griechen für die des Griechischen Unkundigen. Sie haben überhaupt keine Ahnung von dem großartigen Geistesfrühling des Abendlandes, den man die Renaissance nennt, von dem heißen Wissensstreben, von dem Glanz der künstlerischen Leistungen, von der hochentwickelten Urbanität und der ganzen durchgeistigten Schönheit des Lebens in jener Zeit. Ja, Shakespeare hätte der „Bauernbursche", der „Schlächterjunge", der „Saufaus", der „Stratforder Taugenichts", den Sie so gern aus ihm machen möchten, wirklich gewesen sein müssen, wenn er in dieser von einem göttlichen Hauche belebten Zeit seine unvergleichlichen Gaben hätte verkümmern lassen und nicht entwickelt hätte zur Freude aller kommenden Geschlechter.

Wie aber ist man auf Bacon verfallen. Wie ist es möglich gewesen, in diesem kaltsinnigen Denker, diesem geschmeidigen, rechnenden Höfling, diesem schurkischen Charakter den Repräsentanten von Shakespeare's warmer, schöner Menschlichkeit zu finden? — Zehn Morgans können diese eine naheliegende Frage eines einzelnen Verständigen nicht beantworten. — Herr Morgan will einige dunkle Stellen aus Briefen an und von Bacon so verstanden wissen, als ob sie auf seine heimliche Beschäftigung mit der Dichtkunst anspielten. Gesetzt den Fall, wir wären so freundlich, ihm das zuzugeben, so können wir doch den Verzicht auf die in uns gelegte Denkfähigkeit nicht so weit treiben, mit ihm als erwiesen zu betrachten, daß diese geheimen Dichtungen Shakespeares Dramen waren. — Ferner hat eine Mrs. Pott in einem für die Baconianer allein epochemachenden Werke einige Hundert fragwürdiger Parallelstellen aus den Schriften Shakespeare's und Bacon's zusammengestellt und damit den unmöglichen Beweis, daß die Sonne der Mond ist, glänzend erbracht zu haben geglaubt. Die Rücksicht, die man mit Damen gern nimmt, kann man Männern nicht erweisen: wenn Herr Morgan ein Buch über literarische Verhältnisse jener Zeit schreibt, verlangen wir von ihm das Wissen, daß es damals keinen Schutz und keine Achtung des geistigen Eigenthums gab. Wollten wir auf dem von Mrs. Pott betretenen Wege fortschreiten, so könnten wir auch beweisen, daß ein Einzelner der Verfasser der zahllosen lyrischen Gedichtsammlungen jener Zeit sei: so ähnlich sind sie

Digitized by Google

sich alle in Gegenständen, Gedanken, Bildern, Wendungen, Worten.

Herr Morgan ist glücklicherweise in die Shakespeare-Literatur so weit eingedrungen, daß er zugestehen muß: die Zeitgenossen Shakespeare's haben ihn für den Dichter der unter seinem Namen bekannten Dramen gehalten. Da er aber von Natur für seine Theorien prädisponirt ist, so ist es ihm nicht gegeben, das Selbstverständliche einzusehen: daß, wenn es möglich war, an den Zeitgenossen einen so colossalen Betrug auszuüben, es nachlebenden Geschlechtern um so unmöglicher sein wird, ihn aufzudecken. Selbst wenn aber die Urkunden, nach denen die Baconianer vergeblich ausschauen, gefunden werden sollten, so würde jeder ernsthafte Mann viel eher geneigt sein, diese Urkunden als Falsificate zu betrachten, als eine so ungeheuerliche Mystification für möglich zu halten.

Daß es in Deutschland Männer gibt, die mit der Wissenschaft in hinlänglich morganatischer Ehe leben, um Morgan's Bücher in unser liebes Deutsch übertragen zu können, müssen wir bedauern. Derartigen Männern wollen wir nicht versäumen, zum Schluß noch so ein kleines Morgan-Nüßchen zum Knacken zu verabreichen. In einem letztjährigen Hefte von „Shakespeariana"*) wendet sich Morgan an die englische Nation und fordert sie auf, eine lang versäumte Pflicht endlich zu erfüllen, die Gebeine ihres größtes Sohnes auszuscharren und ihm eine seiner würdige Ruhestätte zu bereiten. — Die Herren werden natürlich denken, Bacon sei gemeint — nun, sie sind ja an logische Ueberraschungen gewöhnt — Herr Morgan spricht von dem in Stratford begrabenen berüchtigten Wilddieb, Trunkenbold, Libertin, Geizhals und Betrüger, dem Theaterdirector Shakespeare, der gegen Geld und gute Worte seinen Namen für die von Bacon verfaßten Dramen hergab, der aber dennoch gleichzeitig Britannias „größter Sohn", d. h. also der Verfasser der Shakespeare'schen Dramen ist. Herrn Müller-Mylius, der in Journal-Artikeln den Verkünder und gleichsam die Morgenröthe dieses Morgan gespielt, der schließlich diese neue Sonne der Shakespeare-Forschung in einer von stattlicher englischer Sprachkenntniß**) zeugenden Uebersetzung über unser Land heraufbeschworen hat, ihn fordern wir auf, seinen Heros vor dem Hohngelächter des gemeinen gesunden Menschenverstandes zu retten und den Nachweis zu unternehmen, daß die Shakespeare'schen Dramen sowohl ausschließlich von Bacon als auch ausschließlich von Shakespeare geschrieben sind. — Das ist die Aufgabe des Herrn Müller-Mylius; wir Andern aber, die wir „conservativ" den Gesetzen der alten, beschränkten Logik folgen, noch nicht kalifornisch denken gelernt haben, wir dürfen nach den amüsanten Stunden, die er uns bereitet hat, diesem Herrn Morgan — wenigstens für Deutschland! — eine freundliche gute Nacht! wünschen.

*) Da kein Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß diese Gattung von Shakespeare-Forschern liest, was über Shakespeare geschrieben wird, so sei in ihrem Interesse hinzugefügt, daß „Shakespeariana" eine amerikanische Monatsschrift von der allem Irdischen anhaftenden gemischten Güte ist, die neben vielen tüchtigen Mitarbeitern auch Männern wie Morgan Aufnahme gewährt.

**) S. die Kritik von Prof. Zupitza im „Literaturblatt".

Düntzer's Goethe-Abhandlungen.

Besprochen von Ernst Ziel.

Man hat der wissenschaftlichen Thätigkeit des Cölnischen Literaturforschers oft genug — und meistens sehr mit Unrecht — professorliche Kleinlichkeitskrämerei und schulmeisterliche Pedanterie vorgeworfen; man hat behauptet, Düntzer verwechsele vielfach das lebensvolle Eingehen auf Geist und Wesen unserer Dichter mit einer todten Registermacherei, die geistige Beurtheilung von Dichterpersönlichkeiten und Dichtwerken mit einer inhaltsleeren Notizenjägerei, die lediglich auf die Aufbauschung zufälliger Außendinge im Leben unserer Literaturheroen hinauslaufe. Wie wenig Wahres an dieser Insinuation, das erhellt augenfällig aus der neuesten Veröffentlichung unseres gelehrten Literarhistorikers, dem soeben erschienenen ersten Bande seiner „Abhandlung zu Goethe's Leben und Werken" (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag [Ernst Hoppe]). Es ist wahr, das Register- und Notizenartige, das in der Düntzer'schen Darstellungsweise mitunter hervortritt, gibt ihr häufig ein archivarisches und chronikales Gepräge, aber stets dient dieses bei Düntzer als Beleg oder Beweisstück zur Aufhellung oder Richtigstellung eines bisher dunklen oder mißdeuteten Moments im inneren oder äußeren Leben unserer Dichter oder im Organismus dieses oder jenes Dichtwerkes. Wer sich der lichtgebenden Resultate der Düntzer'schen Untersuchungen freuet, aber sich sträubt, die oft umständlichen und reizlosen Wege mitzugehen, die zu diesen Resultaten führen, der ist ein sonderbarer Schwärmer: er will den Zweck, aber er scheuet die Mittel. Es ist klar: wo es gilt, die Linien und Fäden aufzuweisen, die aus den Lebensdaten eines Autors in Gemüth und Geist desselben wie in die Werkstätte seines künstlerischen Schaffens hineinführen, da ist ein methodisches Rechnen mit biographischen Aeußerlichkeiten, ein umständliches Buchen, Wägen und Vergleichen unerläßlich, und da geht es denn freilich nicht ab ohne oft recht nüchternes und farbloses Hantieren mit Kalenderzahlen und Geschlechtsregistern, mit scheinbar geringfügigen Stellen aus Briefen und Büchern u. s. w. Aber gerade in der streng wissenschaftlichen Beweisführung aus der Logik der Thatsachen heraus liegt die Hauptkraft der Düntzer'schen Methode wie ihr eigenthümlicher Reiz, und bei den wichtigen und oft so überraschend interessanten Ergebnissen, zu denen die Untersuchungen unseres Gelehrten führen, darf man ihm wohl die todten Stellen und Lagunen zu Gute halten, welche seine oft genug auf trockene und nüchterne Auseinandersetzungen nothwendig angewiesene Darstellung allerdings hier und da aufzuweisen hat.

Diejenigen, welche in dem wackern Düntzer nichts als einen literarhistorischen Registrator und Notizensammler erblicken, dürften eine Handhabe zur Begründung ihres höchst einseitigen Urtheils wohl nur in einem einzigen Aufsatze des sehr verdienstlichen Buches finden: in der Abhandlung „Charlotte Buff und ihre Familie". Die langathmigen genealogischen Mittheilungen über die Geschwister Charlottens und deren Nachkommen sowie über deren eigene Descendenz athmen in ihrer im Grunde doch ziemlich interesselosen Ausführlichkeit allerdings etwas wie Schwüle der Ermüdung, welche den in Sachen der Form feinfühligen Leser überall da befällt, wo es einem Autor nicht gelungen ist, seine Materie aus ihrer unorganischen Stofflichkeit in lebensvolle Anschaulichkeit und Rundung umzusetzen.

Das in allen seinen Theilen auf eingehenden und umfassen Studien beruhende Buch enthält außer der soeben erwähnten Abhandlung noch die Aufsätze: „Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg", „Gretchen", „Goethe's Beziehungen zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern" und „Minna Herzlieb und Goethe's ‚Wahlverwandtschaften'" — Arbeiten, die zum Theil bereits früher in verschiedenen Zeitschriften zum Abdruck gelangten und hier in mehr oder weniger eingreifender Neubearbeitung vorliegen.

Wie der Essay über Charlotte Buff und ihre Familie dem bereits feststehenden Bilde von Goethe's Lotte neue schätzenswerthe Züge hinzufügt, und zwar besonders soweit es sich um ihre späteren Familienverhältnisse handelt, so eröffnen auch die sich mit Gretchen, Johanna Schopenhauer und Minna Herzlieb beschäftigenden Artikel uns tiefe und interessante Einblicke in Leben und Seele der drei ausgezeichneten Frauengestalten und enthalten somit, namentlich auch in Folge mannigfacher Aufklärungen und Berichtigungen, überaus dankenswerthe Beiträge zu dem Capitel: Goethe und die Frauen.

Als der bedeutsamste und reichhaltigste unter den gesammten Aufsätzen dieses Bandes muß wohl der über Johanna Schopenhauer bezeichnet werden. Düntzer stützt sich in den hier gemachten Mittheilungen über die eigenartige Frau und ihre Beziehungen zu dem Olympier von Weimar in erster Linie auf eine lange Reihe in seinen Besitz gelangter Briefe

Digitized by Google

der Schopenhauer an ihren Sohn, den berühmten Philosophen, und füllt damit eine bisher peinlich klaffende Lücke im Leben Goethe's aus, welche in den Winter 1806 bis 1807 fällt. Die unserm Literarhistoriker vorliegenden Briefe beleuchten das Verhältniß Goethe's zur Frau Schopenhauer und ihren Kindern bis zum Frühling 1808; für die spätere Periode aber, bis zum Tode Johanna's, hat Düntzer sich besonders in den Mittheilungen Gwimmer's, den Briefen Adele Schopenhauer's an ihren Bruder Arthur und an Goethe, sowie in der Correspondenz der Frau Schopenhauer mit Karl von Holtei reich fließende Quellen zu eröffnen gewußt. Der hochinteressante Aufsatz wirft ein helles Licht auf die reinen und schönen Beziehungen, welche unser Dichter in einer für ihn unerfreulichen und drückenden Zeit mit der aus Hamburg nach Weimar verzogenen Frau Schopenhauer unterhielt; seine Heirath mit der Vulpius hatte ihn in der Weimarschen Gesellschaft nahezu vereinsamt, und besonders die Frauen des Hofes und der höheren Kreise waren es, welche bemüht waren, ihm aus den verspäteten Myrthen Christianens einen stachlichen Dornenkranz zu flechten. In dieser Stimmung fand Goethe, nach Verständniß dürstend, in den bescheidenen Abendgesellschaften der seltenen und geistvollen Frau aus dem Norden, die mit ungeheuchelter Begeisterung zu ihm aufblickte, Trost und Erholung. Düntzer hat es verstanden, die markante Eigenart und schlichte Poesie, welche den in den Schopenhauer'schen Abendgesellschaften versammelten Kreis bedeutender Menschen kennzeichnete, und den wohlthuenden Einfluß, den dieser Kreis auf Goethe ausübte, in lichtvoller Plastik hinzustellen; er hat damit einen werthvollen Beitrag zum Leben unseres großen Dichters geliefert.

In den Essays über Charlotte Buff und Johanna Schopenhauer werden der Goethe-Forschung neue und zum Theil hochbedeutsame Quellen erschlossen. Um ganz Anderes handelt es sich in den Aufsätzen über Gretchen — das Gretchen aus „Dichtung und Wahrheit" ist gemeint — und Minna Herzlieb, welche beide vorwiegend kritisch-polemischer Natur sind. Die Untersuchungen über Gretchen wenden sich ihrem Hauptinhalte nach gegen Scherer's Behauptung, Goethe's Frankfurter Jugendgeliebte sei identisch mit jenem Mädchen, welches der junge Leipziger Student in einem Briefe (vom 1. October 1766) an seinen Freund Moors mit dem bloßen Anfangsbuchstaben W. bezeichnet und von der er dort in einem fast verächtlichen Tone spricht. Im Widerspruch mit dieser Behauptung Scherer's erblickt Düntzer in der W. das oft erwähnte „Trauerspielmädchen", dessen Goethe einen Monat nach seiner Abreise von Frankfurt in einem Briefe an Riese gedenkt, und gelangt zu der Ansicht, daß wir zwar Gretchen's Namen nicht kennen, daß aber Goethe's Darstellung seines Verhältnisses zu ihr in den wesentlichen Zügen nicht weniger auf Wahrheit beruhe, wie die von seiner Liebe zu Käthchen, Friederiken, Lotten und Lilli und daß es ein Act der Willkür sei, wenn Scherer diese W. der lieblichen Gestalt von Goethe's Jugendliebe in entstellender Weise unterschiebe. Er führt seine Untersuchung mit Umsicht und Schärfe, leider aber nicht ohne einen gewissen, oft ins Persönliche fallenden Ton der Gereiztheit gegen Scherer. Seine Beweisführung läßt wohl keinen Zweifel zu, daß eine Identificirung der W. mit Gretchen allerdings auf einer Reihe von Trugschlüssen beruht.

Polemisirt der Aufsatz über Gretchen gegen Scherer, so richten die vier Artikel über Minna Herzlieb ihre Spitze gegen die einschlägigen Arbeiten von Adolf Stahr, von einem Anonymus der „Preußischen Jahrbücher", von Hermann Grimm, von August Hesse und von Fr. von Hohenhausen und gipfeln im Wesentlichen in dem Nachweis, daß von einer dauernden leidenschaftlichen und tieftragischen Liebe Goethe's zu Minna Herzlieb, für welche man die Beweisgründe aus den „Sonetten" und dem Ottilien-Charakter der „Wahlverwandtschaften" hernehmen wollte, gar nicht die Rede sein kann. Düntzer kommt in seinen feinsinnigen und geistreichen Darlegungen zu dem Endresultat: Goethe habe zwar vermuthlich eine kurze Zeit hindurch eine feurige Regung für die liebreizende Züllichauerin genährt, sei ihr aber alsdann nur mit ruhiger Herzlichkeit zugethan gewesen; er habe sie in einigen seiner Sonette gefeiert, einzelne ihrer Züge seiner Ottilie verliehen und ihr stets eine innige Zuneigung bewahrt. Die mit dem Aufwand schneidiger Kritik geschriebenen vier Aufsätze dürften für die Beurtheilung Minna Herzlieb's in vieler Beziehung eine abschließende Bedeutung haben.

Von hohem Interesse endlich ist das Bild, welches Düntzer in seiner umfangreichen Abhandlung von dem Freundschaftsbunde Goethe's mit dem Reichsgrafen Friedrich Leopold von Stolberg entwirft. Es kam ihm dabei, wie er ausdrücklich erklärt, nicht auf genaue Darstellung aller Einzelheiten an. Den Kernpunkt des höchst fesselnden Artikels bilden vielmehr lichtvolle Mittheilungen über die bekannten Aufreizungen Klopstock's gegen Goethe und über die daraus resultirende gegenseitige Entfremdung unseres Dichters und Stolberg's, die endlich in den „Xenien" zu völligem Bruche gedieh. Es wird uns hier ein Freundschafts- und Feindschaftscapitel im Lebensbuche Goethe's aufgeschlagen, das, wie der Verfasser sehr richtig andeutet, gerade heute, wo die „halbe Heiligsprechung" Stolberg's und die ganze Verdammung Goethe's von Seiten der katholischen Kirche so eifrig betrieben wird, die Bedeutung einer actuellen Richtigstellung hat, welche an der Hand der Thatsachen ein vielfach verkanntes Verhältniß kritisch beleuchtet und Goethe dabei in das Licht der Sympathie aller gerecht Urtheilenden stellt.

Die Düntzer'schen „Abhandlungen" bereichern die Goethe-Literatur mit überaus werthvollen Beiträgen und erwecken in dem verständnißvollen Leser den Wunsch, dem vorliegenden ersten Bande möge sich die Fortsetzung in nicht allzu ferner Zeit anschließen. Zu erwarten haben wir von dieser Fortsetzung, laut Vorwort, Aufsätze über Goethe's Beziehung zur Stadt Cöln, über seine politischen Dichtungen, über die „Stella", über den „Satyros" und über das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern".

Zur Geschichte der Reformation.

Von Bruno Gebhardt.

Bis zum Erscheinen von Ranke's grundlegendem Werke „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (die erste Ausgabe 1839—47) schien die Behandlung und Darstellung dieser Epoche eine Domäne der Theologen zu sein. Offensiv von katholischer Seite, apologetisch von protestantischer, im siebenzehnten Jahrhundert Maimbourg und Seckendorf, im neunzehnten Döllinger einerseits und die zahlreichen protestantischen Werke, unter denen das von Ph. Marheinecke hervorragt, andererseits wuchs die Literatur über diesen Zeitabschnitt ins Unermeßliche, ohne daß eine wirkliche historische Auffassung, unbeeinflußt von der dogmatischen oder kirchenpolitischen Controverse, erwuchs. Ranke's Buch trat in diese Lücke und füllte sie sofort meisterhaft aus. Es sind Jahre seit seinem ersten Erscheinen verflossen, eine Fülle urkundlichen Materials, kritischer Untersuchungen hat seitdem Erkenntniß und Verständniß dieser Periode deutscher Geschichte gefördert, aber jeder, der an diesen Gegenstand der Forschung herantritt, ist genöthigt und verpflichtet, das Fundament, auf dem er weiterbauen will, aus Ranke zu entnehmen. Nach Auffassung und Urtheil, nach Gruppirung und Darstellung bleibt das Werk des Altmeisters der eiserne Bestand der deutschen und auch ausländischen Historiographie, und was bei einem bewußt durchgeführten Gegensatz gegen Ranke entsteht, das hat Jedem, der sehen kann und sehen will, Janssen gezeigt.

Auf diesen Gedankengang führt uns das hübsche Buch von Gottlob Egelhaaf, dessen Titel*) dem des Ranke'schen gleichlautet, und dessen Verfasser mit freudiger Bewunderung gesteht, wieviel er dem Meister verdankt.

Der Ausgangspunkt der reformatorischen Bewegung war rein dogmatisch: die Ablaßfrage ohne Rücksicht auf ihre praktische Ausbeutung durch die Kirche bildete den Inhalt der

*) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Berlin 1885.

Digitized by Google

95 Thesen, die ersten Kämpfe Luther's und seiner Gegner drehten sich um diesen Gegenstand. Im Fortgange des Streites treten dann auch die kirchenpolitischen Reformfragen hinzu, und es läßt sich genau der Moment bezeichnen, in dem der Reformator mit diesen Dingen bekannt wurde; aus Hutten's Schriften und aus den Verhandlungen, Beschwerden und Flugblättern des Augsburger Reichstags (1518) ersah er, wie die kirchliche Theorie und die kirchliche Praxis eng zusammenhingen, wie letztere auf erstere gestützt zu den unerträglichsten Mißbräuchen führte. Mehr denn 100 Jahre zuvor waren diese Klagen über die Aussaugung des deutschen Volkes durch die Curie erhoben worden, nie hatten sie geruht, nie geschwiegen, aber nie auch waren sie abgestellt worden, jetzt war auch dafür die Zeit gekommen. Die dogmatische Controverse griff fürs erste in die Kreise der Bildung; Humanisten, auch der älteren Richtung, und Geistliche nahmen für und wider die kirchliche Ablaßtheorie Stellung. Als aber Luther seine Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" in die Massen hineinwarf, als auch der Ungebildetste aus dem Volke nun belehrt wurde, wo Grund und Quelle alles Uebels lag, da war die Bewegung aus einem Pfaffenstreit — Papst Leo selbst sah den Kampf zuerst ja bloß als einen solchen zwischen Augustinern und Dominikanern an — zur Sache des deutschen Volkes geworden, „das kirchliche und nationale Element durchdrangen sich" und zu ihnen trat das sociale. Möge die tendenziöse Geschichtschreibung die Stellung des deutschen Bauernstandes vor der Reformation noch so rosig schildern, eine Reihe von socialen Aufständen, die vor dem Jahre 1517 stattgefunden hatten, beweist hinreichend, daß tiefe Schäden vorhanden waren, die das Volk nur auf gewaltsamem Wege heilen zu können glaubte. Als jetzt von Luther die „Freiheit eines Christenmenschen" verkündet wurde, wo sollte in den auf Erlösung von drückendem Joche harrenden Schaaren die Mäßigung vorhanden sein, um diese Lehre in den Grenzen, die der Reformator selbst gezogen hatte, aufzufassen und festzuhalten? Ein gewaltiger Sturm brauste durch Deutschland, aus den Tiefen empor stieg der Wehruf der geknechteten Menschheit, der vierte Stand erhob sich zum Kampf gegen alle weltliche und geistliche Gewalt, gegen alle natürlichen und historischen Einrichtungen. Maßlos auf der Seite der Bauern, maßlos auf der Seite der Herren ward dieser Kampf geführt und zum Segen für die Zukunft Deutschlands siegte die Cultur über die Uncultur. In diesem Augenblicke wurde aber die reformatorische Sache aus einer Angelegenheit des ganzen Volkes bis zur tiefsten Schicht hinab eine Angelegenheit der besseren, gebildeten Stände und lenkte in das Fahrwasser der Politik ein. Wie der ungestörte Fortgang und die Ausbreitung des Protestantismus von politischen Einflüssen abhing, so war für den Anschluß an die neue Kirche bei Vielen die politische Erwägung maßgebend, und die Sache des Glaubens ward, nicht im Sinne der Reformatoren, je länger, je mehr ein Object des politischen Handels. Die äußeren Verhältnisse erwirkten den der reformatorischen Sache günstigen Reichstagsabschied zu Speier (1526), sie zwangen den Kaiser dem Nürnberger Religionsfrieden beizustimmen (1532), rein politische Erwägungen lenkten Moritz von Sachsen in seinem für den Protestantismus so verhängnißvollen Auftreten und führten den Augsburger Religionsfrieden herbei, in dem die Keime schwerer Kämpfe und namenlosen Unglücks für das deutsche Volk lagen.

Welch' anderen Gang hatte die Bewegung doch genommen, als ihr Urheber je gedacht haben mag! Luther war gewiß eine allezeit kampffrohe Natur und unerschrocken und muthvoll im Bewußtsein seiner guten und gerechten Sache; aber als er von hinnen schied, muß sein Blick trübe in die Zukunft gerichtet gewesen sein, denn er sah die Flamme, die er geschürt, zu helllohendem Brande werden und sein deutsches Volk davon erfaßt. Luther war weder der „theure Gottesmann" noch der leichtsinnige Mönch, der, um seinen Lüsten zu fröhnen, den Abfall von Rom begonnen hat. Stark in der Liebe und stark im Haß, ein Mensch mit gewaltigen, großen Gaben des Geistes und des Herzens, aber auch mit einer diesen Gaben entsprechenden Leidenschaftlichkeit, ein Mann, dessen Licht hoch und weit hervorleuchtet, der aber auch nicht des Schattens entbehrt, selbstständig, energisch und doch beeinflußt von Strömungen der verschiedensten Art. Der alte Satz, daß jede Zeit das Product der vorhergehenden Zeiten, daß Jeder auch der Größte ein Kind seiner Zeit und somit auch ein Erbe der Vergangenheit sei, wird an hervorragenden Persönlichkeiten der Geschichte immer deutlicher, je klarer ihr Sein, Denken und Handeln sich entwickelt. Und so steht auch Luther nicht isolirt, sondern als Mittelpunkt einer Reihe von Geistern, die ein Band umschlingt, eine Strömung durchläuft, und so steht auch sein Werk nicht isolirt, sondern im Zusammenhang mit Ideen, die lange vorher wirksam waren und bis auf den heutigen Tag fortwirken. Alle Gegensätze, die sich im Laufe der Jahrhunderte gegen die römische Kirche herausgebildet hatten, schienen in ihm vereint und lebendig geworden zu sein, und so gab es auch in der Entwickelung seiner theologischen Anschauungen eine kurze Periode, in der jener sich den uralten Ideen der Waldensergemeinden näherte. Luther schritt bald darüber hinaus, und im Gegensatz zu ihm versuchten andere Männer jenen Ansichten Geltung zu verschaffen. Die Versuche mißglückten an ihrer eigenen Maßlosigkeit, aber die Gedankenkreise, aus denen sie hervorgingen, verschwanden nicht. Die Continuität in der Entwickelung dieser von der Kirche stets als ketzerisch verfolgten, stillen Gemeinden nachzuweisen, hat Keller in seinem Buche „Die Reformation und die älteren Reformparteien"*) versucht. Es ist unleugbar ein genial concipirtes Werk, das mit großer Gelehrsamkeit und scharfsinnigem Forschen die oft unmerklichsten Spuren verfolgt und allerdings vielfach nur hypothetische Zusammenhänge aufweist. Das Resultat, welches das Keller'sche Werk bietet, ist geradezu erstaunlich: in den Waldensern hat sich das apostolische Christenthum rein und lauter erhalten und aus den Gemeinden dieser „Brüder", wie sie sich selbst nannten, geht eine Strömung, die durch sechs Jahrhunderte verfolgt wird. Fast alle ketzerischen Secten, welche unter verschiedenen Namen auftauchen und von der alten Kirche verfolgt werden, gehören zu jenen; von ihnen aus erstreckt sich ein großartiger Zug geistiger Zusammengehörigkeit durch die Männer, die im Kampfe gegen das Papstthum auf Seiten des Kaisers Ludwig standen, durch die deutschen Bauhütten, durch die Mystiker wie Eckart und Tauler bis zu den böhmischen Brüdern, bis zu Männern wie Staupitz und die zum Nürnberger Kreise Gehörigen. Noch einmal steigt die Bewegung unter Denk und Hubmaier empor, in Sebastian Franck und Caspar Schwenkfeld, in den Rosenkreuzern und Freimaurern, in den Mennonitengemeinden und dem Spener'schen Pietismus, in den englischen Revolutionskirchen finden sie ihre Ausläufer, Lessing und Kant stehen unter dem Banne dieses Gedankenkreises, Schleiermacher und Schiller sind davon beeinflußt und seine Wirkung ist noch nicht abgeschlossen. Gewiß, die Entwickelung ist zu großartig, um ganz sicher zu sein, der Zusammenhang mancher Kreise ist zu äußerlich, die Hypothese oft erstaunlich kühn, aber die Wirkung des ganzen Buches ist unzweifelhaft eine fesselnde und bestechende. Die sorgfältige Nachprüfung wird Vieles als unsicher ausscheiden, aber es bleibt noch genug übrig, was neues Licht auf viele dunklen Verhältnisse wirft, was das Buch zu einer hervorragenden Erscheinung macht, und was ihm den eifervollen Zorn der Theologen zuziehen muß.

*) Leipzig, 1885.

Feuilleton.

Philemon und Baucis.

Eine Skizze von Gustav Schwarzkopf.

(Schluß.)

Jeder der beiden Gatten machte von nun ab allein seinen Weg, der auch Beide auf jene Höhe führte, die sie angestrebt hatten, die ihnen erreichbar war.

Aus Beiden waren reisende Virtuosen geworden, welche

Digitized by Google

mit ihren wenigen eingelernten Rollen von Stadt zu Stadt zogen; in diese oder jene Residenz, welche Signor Negrini gerade verließ, hielt vielleicht schon nach wenigen Tagen oder Wochen seine Gattin ihren Einzug, aber niemals während ihrer langjährigen Laufbahn führte sie der Zufall zusammen.

Sie vermieden sich nicht absichtlich, sie dachten gar nicht aneinander, ja, Jeder von ihnen hätte die Existenz des Anderen vergessen, wären sie nicht durch die Zeitungen unablässig daran gemahnt worden. Die Reclame-Notizen der Blätter unterrichten ihn über den wachsenden Ruf seiner Frau, welche seinen wohlklingenden Namen beibehalten hatte, und hielten sie auf dem Laufenden über die glänzenden Erfolge ihres Mannes. Die eigenthümliche Beklemmung, welche sie anfänglich empfanden, wenn sie den gemeinsamen Namen lasen, hatte sich bald verloren, und bald dachte Keiner von ihnen daran, daß Derjenige, der zufällig denselben Namen führte, dem Anderen einst nahegestanden hatte. Sie hatten so viel neue Liebe gefunden, so zahlreiche neue Freunde erworben, Beider Leben war so reich an Triumphen, Genüssen, geräuschvollen Freuden, so ausgefüllt mit Nichtigkeiten aller Art, wie hätten sie Zeit finden sollen, sich an diese armselige kurze Episode in ihrem Leben zu erinnern!

Im letzten Jahrzehnt ihrer künstlerischen Wirksamkeit wurden sie nicht einmal mehr durch Zeitungsnotizen aneinander erinnert. Signora Negrini brachte diese Zeit in Italien zu, ihr Gatte entzückte mit den letzten Resten seiner Stimme die neue Welt; Beider Ruhm war im Erblassen, ihre Namen wurden nicht mehr genannt. Dann kam das Alter, welches sich nicht mehr verbergen ließ, die Unfähigkeit. Die Tänzerin hatte sich an die Jugend geklammert und ihre Kunst ausgeübt, so lange ihr physisches Können ausreichte; der Tenor hatte gesungen, so lange sich noch ein Impresario fand, der sich von dem Wohlklang des bekannten Namens in kleinen Städten einige Einnahmen versprach; als man ihnen in unzweideutigster Weise zu erkennen gab, daß man nichts mehr von ihnen wissen wollte, entschlossen sie sich endlich, sich von der Oeffentlichkeit zurückzuziehen. Das geschah fast zu gleicher Zeit. Sie hatten Beide große Summen erworben und wieder in unsinniger Weise vergeudet, sie für Putz und Tand, er im Spiel; was Jedem von ihnen blieb, war ein in den letzten Jahren zusammengerafftes bescheidenes Vermögen, dessen Erträgnisse ein zwar sorgenfreies, aber durchaus nicht luxuriöses Leben gestattete. Freunde, Bewunderer, Verehrer und Parasiten hatten sich zurückgezogen, der alte Tenor hatte Niemanden mehr, der ihn umschmeichelte, die alte Tänzerin fand keinen Arm, auf welchen sie sich stützen konnte. Sie standen allein, ohne Ziel, ohne Lebensaufgabe, ohne Interesse, ohne Halt. Er hatte sich in einer kleinen Stadt niedergelassen, die ihn durch ihre Einförmigkeit, durch ihren Mangel an Leben und Bewegung zur Verzweiflung brachte, sie lebte einsam und freudlos in einer großen Straße der Residenz, welche nichts mehr von ihrem früheren Ruhm wissen wollte, deren glänzende Feste und rauschende Vergnügungen nicht mehr für sie vorhanden waren. Er verbrachte seine Tage im Kaffeehaus, auf der Promenade, sie las schlechte Romane und kramte in ihren Liebesbriefen. Den Sommer über schleppte sie ihre Langeweile von einem Badeort zum andern. In einem neuaufblühenden Curort, für welchen eben in eifrigster und wirksamster Weise Reclame gemacht wurde, fanden sie sich zufällig. Als Herr Negrini seinen gefeierten Namen mit allen ihm zukommenden Titeln in die Fremdenliste eintrug, fiel ihm der Name seiner Gattin auf, welche einige Tage vor ihm angekommen war. Wie sonderbar, daß er so gar nicht mehr an sie gedacht hatte! Was sollte er thun? Abreisen? Warum eigentlich? Können sie nicht ruhig an demselben Ort nebeneinander leben? Was ist denn eigentlich so Schlimmes zwischen ihnen vorgefallen? Er erinnert sich gar nicht mehr an die Ursache ihrer Trennung. Er wäre wohl neugierig, sie zu sehen, zu sprechen — wenn er es recht überlegte, so gebot es die Höflichkeit, ihr seine Aufwartung zu machen. Sie würde ja auch seinen Namen lesen, ihn vielleicht erwarten und ihn für feig und unhöflich halten, wenn er nicht —. Er überlegte nicht länger und ließ sich bei seiner Frau melden. Eine Viertelstunde, die ihm sehr lange schien, verging, dann trat die Dame des Hauses ein, und die beiden Gatten standen sich nach fünfunddreißigjähriger Trennung zum ersten Mal gegenüber. Es dauerte einige Minuten, bis sie Worte der Begrüßung fanden, sie brauchten Zeit, sich wiederzuerkennen, aus den alten, abgelebten, durch allerlei Kunstmitteln entstellten Gesichtern, die ihnen engegenschauten, einen Zug herauszufinden, der sie an das blühende, jugendfrische Antlitz von einstgemahnte.

Von dieser Stunde an sah man Signor und Signora Negrini zu jeder Tageszeit beisammen und sie langweilten sich nicht, niemals schien es ihnen an einem Gesprächsthema zu fehlen. Sie waren einander ja so neu und doch so wohl bekannt. Wie auf Verabredung hatten sie Beide den Ton alter Freunde angeschlagen, welche widrige Zufälle lange von einander entfernt gehalten hatten und die sich nun aufrichtig des Wiedersehens freuten. Tactvoll vermieden sie es, über die Ursachen ihrer „Entfremdung" zu sprechen, — es wäre ja thöricht gewesen, die Freude des Wiedersehens durch unangenehme Erinnerungen zu trüben. Uebrigens schien es jetzt Jedem von ihnen unerklärlich, daß es überhaupt jemals dazu hatte kommen können. Gab es einen liebenswürdigeren Mann als Carlo? Wo fand man eine Frau, die reizender zu plaudern, besser zuzuhören, liebenswürdiger zu lächeln verstand? Jeder von ihnen war erstaunt über die wunderbare Verwandlung des Anderen, entzückt, bei dem Anderen die Gewandtheit, die weltmännischen Formen, den Ton, die Manieren, die Nuancen und Minauderien der Gesellschaft zu finden, das ganze Rüstzeug, das, wie sie sich wohl erinnerten, der Andere früher nicht besaß, daß Jeder von ihnen sich im Verkehr mit der Welt, mit zahlreichen Dritten angeeignet hatte.

Und dazu kam, daß sie nach und nach, sich selbst unbewußt, dahin gelangten, die Veränderung in ihrer äußeren Erscheinung, die sie zuerst peinlich berührt hatte, nicht mehr zu bemerken, zum mindesten nicht mehr als Enttäuschung, als Unbehagen zu empfinden. Es war ja nur natürlich, daß man sich im Laufe der Jahre „ein wenig" verändert hatte, trotz alledem war er noch ein stattlicher Mann, sie noch immer eine schöne Frau. Etwas von der Liebe, die sie einst für einander gefühlt hatten, die nicht Zeit gehabt hatte, sich auszuleben, war gleichzeitig wieder in ihnen erwacht; er warb um die alte Frau mit einer Ausdauer und Hingebung, wie er einst um das junge Mädchen geworben hatte, und er umgab sie mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, der ritterlichsten Galanterie, die sich an den besten Mustern gebildet hatte. Sie stützte sich vertrauensvoll auf seinen Arm und sah zu ihm auf mit einem Blick, einem Lächeln, welche, von ihr nur bei besonders großen Anlässen ins Treffen geschickt, noch viel von ihrer Frische, ihrem Zauber bewahrt hatten. Keiner von ihnen hatte es ausdrücklich ausgesprochen, und doch galt es Beiden als selbstverständlich, daß sie fortan zusammenbleiben würden. Und der Umstand, daß Beider Vermögen vereint und gemeinsam verzehrt, ihnen eine viel glänzendere Lebensweise möglich machen würde, war keineswegs in erster Reihe für diesen Entschluß maßgebend. Nein, Jeder von ihnen fühlte es, daß er einzig und allein nur noch auf den Anderen angewiesen sei, nur durch die Hülfe des Anderen sich noch das Leben lebenswerth gestalten könne. Die Welt kümmerte sich nicht mehr um sie, verweigerte ihnen Liebe, Anerkennung, Beachtung, und ihnen war es doch zum Bedürfniß geworden, geliebt, umschmeichelt, bewundert zu werden, und sie hatten schmerzlich darunter gelitten, da sie es entbehren mußten. Sie empfanden den Wunsch, für Jemanden Sorge tragen zu dürfen, und von liebevoller Sorge umgeben zu sein, die Sehnsucht, sich mittheilen, im Gespräch mit einem Gleichgesinnten noch einmal die glänzende Vergangenheit durchleben zu können. Und für die alte Tänzerin, welcher das Leben Alles geboten hatte, die Leidenschaften und Bewunderung erregt, der aber noch Niemand Achtung bezeigt hatte, war noch ein anderer Grund bestimmend; es reizte sie, sich auch einmal mit den äußeren Anzeichen bürgerlicher Ehrbarkeit zu schmücken, sie beneidete die plump aussehenden, geschmacklos überladenen Bürgerfrauen, die sich so zuversichtlich auf den Arm des Gatten stützten; nun konnte auch sie sich diesen Luxus gestatten, und sie wollte es, sie wollte ihr Leben in der Maske einer ehrbaren Frau beschließen. Der nächste Herbst schon fand das neuvereinigte Paar in dem

Digitized by Google

eleganten kleinen Häuschen, das sie gemiethet hatten, und in kürzester Zeit hatten sie sich durch ihre rührende Zärtlichkeit die ehrenden Beinamen erworben, unter welchen sie bald das ganze Villenviertel kannte.

Signora Negrini lächelte huldvoll, als sie davon erfuhr; die Bezeichnung gefiel ihr. Sie hatte einmal in einem Ballet „Baucis" Triumphe gefeiert, und sie erklärte jetzt ihrem Gatten, wen er sich unter Philemon vorzustellen habe. Sie selbst that alles Mögliche, sich des Namens würdig zu erweisen. Sie kochte für Philemon Kraftsuppen, überwachte die Zubereitung seiner Lieblingsspeisen, wickelte ihn in Baumwolle, behütete und pflegte ihn und bewachte seinen Schlummer; sie fand seine kleinen Schwächen und Gewohnheiten heraus, schmeichelte denselben und nahm sie auch wohl selbst an: sie kannte nur einen Willen, den seinigen, nur ein Glück, seine Wünsche zu errathen, zu erfüllen. Philemon blieb nicht zurück in zärtlicher Rücksicht, in liebevoller Aufmerksamkeit; er unterließ es niemals, wenn er kam oder ging, das kleine Händchen seiner Gefährtin respectvoll an die Lippen zu drücken, und er trieb eine wahre Verschwendung in Blumen, mit welchen er ihr Zimmer schmückte. Sie gingen nur selten in Gesellschaft, sie fühlten sich so wohlig in ihrer Häuslichkeit, die sie nie gekannt hatten, und sie waren sich selbst genug. Den einen Abend brachten sie in Philemon's Salon, den folgenden in Baucis' Boudoir zu. Beide Räume hatten ein sonderbares Ansehen; die Wände bedeckt mit welken Lorbeerkränzen, mit langen bunten Bändern, mit Costumbildern, mit Biographien berühmter Künstler, auf Etageren unzählige Nippes, kostbare Angebinde, über welche sich lange, lange Geschichten erzählen ließen, silberne Kränze, Amulette, Theaterrequisiten aller Art, auf den Tischen Albums, Mappen, Adressen; im Zimmer Philemon's als kostbarstes Stück ein mit edlen Steinen besetzter Degen, den ihm begeisterte Verehrer nach der Darstellung des „Raoul" überreicht hatten, im Salon der Tänzerin auf sammtner Unterlage und unter einem Glassturz ein blauer Atlasschuh, aus welchem einige Enthusiasten einst auf das Wohl der Diva getrunken hatten. Und unter all diesem Kram die beiden alten Leute, die nicht müde werden, einander von den vergangenen Herrlichkeiten zu erzählen, sie, das Bild Manrico's betrachtend, der seit Jahrzehnten mit drohender Geberde nach oben blickte, er, das Portrait der „Sylphide" ansehend, die ihn anstarrt mit ihrem widerwärtig süßen, festgefrorenen Lächeln; zuweilen versucht er es, mit halber Stimme eine Arie zu trällern, über deren hohe Töne er geschickt hinweggleitet; sie lauscht andächtig — sie hat ihn ja nie in seiner Glanzzeit gehört — und klatscht Beifall, er revanchirt sich, wenn sie, um eine Geschichte zu illustriren, mit ihren kokett beschuhten Füßchen einige Pas markirt. Sie haben unzählige, gemeinsame Bekannte, an deren Eigenthümlichkeiten sie sich lachend erinnern. Wenn Baucis besonders guter Laune ist, fordert sie ihren Philemon auf, von seinen Eroberungen, seinen Liebesabenteuern zu sprechen. Er sträubt sich ein wenig, dann erzählt er mit dem breiten Behagen des alt gewordenen Don Juans, das allzu Pikante nur leicht verhüllend, sie hört ihm zu mit einem wohlgefälligen, schlauen, lüsternen Lächeln. Sie selbst schweigt über diesen Punkt, und er ist discret genug, niemals danach zu fragen. Sie kümmern sich um nichts, was in der Welt geschieht, alle großen, weltbewegenden Ereignisse gehen spurlos an ihnen vorüber, sie haben es auch jetzt nicht gelernt, sich dafür zu interessiren; Philemon hat im Kaffeehause einige dunkle Begriffe über die augenblickliche Constellation in Europa aufgeklaubt, ohne sie weiter zu verarbeiten; seit er keinen Orden mehr zu erwarten hat, interessirt es ihn auch nicht, wer augenblicklich in diesem oder jenem Lande regiert. Seine Zufriedenheit wird dadurch nicht im geringsten alterirt. Baucis hat sich nie für derlei Fragen interessirt. Aber ihr Gesichtskreis hat sich doch erweitert. Sie beschäftigt sich jetzt mit Dingen, an die sie früher nie gedacht hatte. Sie ist Mitglied eines Hausfrauenvereins, Ehrendame einer Volksküche, ihr Ziel ist erreicht; wenn sie am Arm ihres Philemon auf der Promenade erscheint, braucht sie vor keiner der ehrbaren Frauen den Blick zu senken.

Beide fühlen sich glücklich. Hie und da werden sie aus ihrer Ruhe, ihrer Behaglichkeit aufgeschreckt. Das leichteste Unwohlsein, unter dem Philemon leidet, macht Baucis erzittern, eine vorübergehende Schwäche, die Baucis befällt, setzt Philemon in Angst. Sie gehen dann einige Tage umher, angstvoll, in gedrückter Stimmung, sich mit scheuen, prüfenden Blicken messend, vor ihren eigenen Gedanken erschreckend; ihr Glück ist ja noch so jung! Aber ist erst der geringfügige Anlaß vorüber, dann hält auch ihre trübe Stimmung nicht länger an, lächelnd, mit heiterer Zuversicht blicken sie wieder um sich, ihren Nachbarn das erfreuliche Schauspiel friedlicher Eintracht, ungetrübter Zufriedenheit bietend. Die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihnen gilt, die Neugierde, welche alle ihre Schritte verfolgt, ficht sie nicht an, belästigt sie nicht im geringsten; im Gegentheil, sie ist nothwendig zu ihrem Glück, sie sind stolz darauf, wieder ein Publicum gefunden zu haben, wieder bewundert, beneidet zu werden. Und das geschieht in reichem Maße. Frauen, welche sich vernachlässigt fühlen, preisen seufzend das Loos der glücklichen Baucis, Männer, welche über Mangel an liebevoller Zärtlichkeit zu klagen haben, beneiden den glücklichen Philemon, junge Leute, welche in den Ehestand treten, ermahnt man immerdar, sich das edle Paar vor Augen zu halten, und unverbesserliche Skeptiker, welche es nicht glauben wollen, daß nach vierzigjähriger Ehe zwei Gatten einander noch zärtlich lieben können, verweist man triumphirend auf das leuchtende Beispiel, welches Philemon und Baucis geben.

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung im Künstlerverein.

Es ist nicht viel los, pflegt in der Gesellschaft die Antwort auf die Frage zu lauten, was der Künstlerverein zusammengebracht habe. Freilich bietet er nichts Sensationelles, das ein fashionables Salonthema abgeben könnte, und für die zahlreichen Schöpfungen der jungen Generation, über deren Stoff sich nicht viel reden läßt, ist noch kein sonderliches Interesse vorhanden. Vorläufig finden die gemalten Novellen von Max Schmidt ein weit andächtigeres Entgegenkommen als die köstlichste Landschaft von Schuster. Aber es bereitet sich doch der Umschwung vor. Es gibt schon Kreise, die aus dem sentimentalen Dusel heraus sind und kräftige Kost verlangen. Nicht lange, und es wird nur noch das Vorrecht der malenden Frauen sein, rührende Rebusse zu produciren, — gerade wie in der Literatur. Wenn wir an den Inhalt der Ausstellungsräume von der andern Seite herantreten, so kommen wir zu einem wesentlich verschiedenen Resultat. Neben den wenigen Lieblingen des großen Publicums, die vorläufig noch dominiren, erhebt die junge Schaar das Haupt, der die Zukunft gehört.

Einer von Denen, auf die wir in Berlin zu zählen gewohnt waren, ist in der vergangenen Woche einem langen Leiden erlegen, Paul Klette, der scharfe Beobachter und geistreiche Zeichner, in weiteren Kreisen durch seine humoristischen Beiträge zu Schorers Familienblatt bekannt. Der Künstlerverein, unter dessen Mitgliedern er durch schlagfertigen Witz und liebenswürdigen Humor berühmt war, der bei aller Kaustik nie verletzte, weil er immer sachlich war und aus einem harmlosen Gemüth stammte, hat ihn durch eine Ausstellung seiner Handzeichnungen und Skizzen geehrt. Leider nur eine beschränkte Auswahl und durch kein einziges Bild ergänzt. Er ist allerdings nicht viel zum Bildermalen gekommen. Von der künstlerischen Eigenart gibt die Ausstellung eine richtige Vorstellung, nicht aber von dem Umfang seiner Leistungen.

Klette gehörte zu dem Kreis auserlesener Begabungen, die sich um Gussow geschaart hatten, als dieser noch seine seltene Lehrkraft ausübte. Wer erst in den letzten Jahren nach Berlin gekommen ist, kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie kräftig Gussow auf Klinger, Prell, Hans Hermann, Petersen, Koch, Voigtländer, die jetzt selbstständig weiter geschritten sind, eingewirkt hat. Sein Ruhm ist fast zur Fabel geworden, seitdem er nur noch Damen unterrichtet und nichts als Portraits und Studienköpfe ausstellt. Mehr als einmal habe ich

Digitized by Google

den Wunsch äußern hören, daß doch einmal „Das Kätzchen", „Willkommen", „Die beiden Alten" oder „Der Blumenfreund" wieder auftauchen möchten, damit auch der Nachwuchs den originellen Künstler könnte kennen lernen. Er ist auf dem besten Wege, bei lebendigem Leibe eine legendarische Persönlichkeit zu werden, von der man nur noch weiß, daß sie in der jüngsten Bewegung der Berliner Schule den nachhaltigsten Anstoß gegeben hat, — das nebenbei. Klette's Naturell kam Gussow's Anregung entgegen. Schon während seiner Lehrzeit in Dresden als Bildhauer war er unter seinen Kameraden wegen seiner scharfen Skizzen angesehen. Hätte er länger unter Gussow's Einfluß gestanden, so würde er sich wohl nachhaltiger dem Malen zugewendet haben. So aber gab er seiner angeborenen Natur zu viel Spielraum, indem er die Skizze selbstständig machte. Er war darin ganz ein Deutscher; mit Ausnahme von Holbein haben ja fast alle unsere großen Begabungen des eigentlich malerischen Sinnes entbehrt. Schongauer, Wohlgemuth, Dürer waren zuallererst Zeichner, und in unserm Jahrhundert haben wir es erlebt, daß eine Schule aufkam, die überhaupt gar nicht mehr malen wollte. Der Typus ist Dürer. Seine Zeichnungen sind nur ausnahmsweise, wie bei den großen Italienern und Niederländern, Vorbereitungen für das Bild und weiter nichts. Sie sind im Gegensatz dazu schon an sich fertig, das Bild, zu dem sie dienen sollen, kann über sie nicht mehr hinaus und wird deshalb leicht minderwerthig. Dürer hatte auch als Maler große Gedanken, aber „er verdarb seine Bilder, wenn er sie malte". Aehnlich ging es Klette, und wer seine Skizzen ansieht, der begreift wohl, daß es ihn nicht drängte, aus ihnen Bilder zu machen. Was ihn an den Dingen interessirte, ist schon ganz in der Skizze; sie ist viel zu fertig, zu bildmäßig aufgefaßt, um als bloße Vorarbeit gelten zu können.

Es ist sehr zu bedauern, daß nicht noch mehr beschafft werden konnten. Bei Klette wiegen die Handzeichnungen schwerer als bei Andren. Vielleicht ist es möglich, daß aus Privatbesitz eine genügende Anzahl sich vereinigen läßt, um noch eine Serie auszustellen. So wäre es von großem Interesse, seine sämmtlichen Studien nach den Indianern bei Kastan beisammen zu haben. Auch von den köstlichen Fischern und Schiffern, den derben Dorfkindern und den Typen der Hauptstadt, wie der köstliche Droschkenkutscher, der etwas blasirt dreinschauende junge Künstler, existiren noch mehr. Ein Talent von so seltener Frische und Ursprünglichkeit darf nicht so ohne Nachhall vom Schauplatze verschwinden, wenn es auch erlag, ehe es durchgedrungen war. Möchte Klette in dem Handzeichnungscabinet der Nationalgalerie wenigstens mit einigen seiner vorzüglichsten Leistungen vertreten sein. Er darf nicht fehlen, wenn es einst darauf ankommt, ein Bild von der Entwickelung unserer Zeit zu entwerfen.

Unter den Neuheiten der Ausstellung machen Fritz von Uhde's Jünger in Emmaus sicherlich am meisten von sich reden, wenn auch dies Bild so wenig wie das Tischgebet an den großen Wurf des Christus als Kinderfreund hinanragt. Durfte man nach diesem ersten Versuch auf dem Gebiet religiöser Stoffe gespannt sein, wie sich der Künstler weiter entwickeln würde, so haben die folgenden Werke die Erwartung nicht befriedigt. Nicht, daß sie als Malerei abgefallen wären. Im Gegentheil stehen sie, was Raumgefühl und Beobachtung anlangt, nicht zurück und sind in der Erscheinung eher noch trefflicher; namentlich geht ihnen der kreidige Ton ab. Aber zum Stoff steht Uhde noch schiefer als bei dem Kinderfreund.

An diesem Bilde wirkte die packende Charakteristik der Kindergestalten so eindringlich, daß darüber die Absichtlichkeit der Contraste allmählich vergessen wurde. Man hatte wohl zu Anfang die gewaltsame Zusammenstellung des Herrn in idealer Gewandung und der Kinder in modernen Kleidern mit verschossenen Anilinfarben abgelehnt; das Local des bairischen Bauernzimmers statt des Platzes im Freien, den die Bibel angibt, hatte man als eine Consequenz der Uebertragung in unserer Zeit schon nicht mehr zuzugeben brauchen. Konnte der Vorgang nicht auch bei uns viel natürlicher im Freien gedacht werden? Der Innenraum war eine ganz willkürliche und überflüssige Zuthat. — Bei dem Tischgebet wurde dem modernen Beschauer noch mehr zugemuthet; Christus, der symbolisch als Gast gebeten wird, tritt leibhaftig in das niedere Gemach, ohne daß einer der Anwesenden im Geringsten darüber erstaunt ist. Der Hausvater weist ihm demüthig seinen Platz, und im nächsten Augenblick wird er mit ihnen essen. Das klingt phantastisch, verräth aber, wie die Anlage des Kinderfreundes, geradezu Mangel an fruchtbarer Phantasie. Bei den Jüngern in Emmaus stehen wir wieder auf biblischem Boden. Aber nur dem Stoffe nach. Die Formen sind wieder die der niedrigsten Alltäglichkeit, in der wir uns nun einmal sammt und sonders die heiligen Geschichten nicht denken können. Man halte uns nicht die Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts vor. Sie hatten sich das Leben Christi und die Erzählungen des alten Testaments in den heimathlichen Formen gedacht, ehe sie sie malten, und das ganze Volk dachte wie die Künstler. Diese suchten auch nie Etwas darin, derbe, rohe Menschen um den Herrn zu versammeln, sie wollten gar nicht auffallen.

Uhde erinnert denn auch in den Jüngern zu Emmaus nur äußerlich an sie. Von Rembrandt, der den köstlichen Stoff in vielfacher Gestaltung hinterlassen hat, existirt eine Zeichnung (reproducirt in Blanc's liebenswürdigem Werk), die mit Uhde's Bild dieselbe Raumdisposition aufweist. Während in der Regel Christus zwischen den Jüngern hinter dem Tisch gesehen wird, ist hier sein Platz an der rechten Seite, so daß einer der Jünger dem Beschauer den Rücken wendet. Rembrandt hat einen spätern Moment gewählt: der Herr ist bereits verschwunden, und die Jünger blicken erschrocken auf den leeren Sessel, auf den das volle Licht der Kerze fällt, die der vorderste verdeckt, denn die Scene ist, wie es der Wortlaut der Bibel gestattet, bei Abend gedacht.

Uhde wählte den Moment vorher: „Und es geschah, daß er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen." Christus hat das Brot in der Hand und blickt wie im Gebet nach oben. Sein scharfes Profil hebt sich von einer Wand ab, deren helle Erleuchtung wie ein Heiligenschein wirkt. Einer der Jünger hat ihn erkannt, er ist aufgesprungen und beugt sich mit krampfhaft gefalteten Händen vor, wie in brünstigem Gebet. Der andre, im Halbprofil gesehen, weiß noch nicht, wer neben ihm sitzt. Im Hintergrunde macht sich ein Aufwärter zu schaffen und im Nebenraume ist ein Weib bei der Arbeit. Der Christus trägt denselben etwas weiblichen Typus, den Uhde schon auf den andern Bildern gewählt; nur daß seine Nase auffallend stark vorspringt. Die Jünger sind von stupidem Gesichtsausdruck, ungewaschen und ungekämmt, leibhaftige Handwerksburschen, wie sie von der staubigen Landstraße ins Wirthshaus treten. Unendlicher Fleiß ist auf die Aeußerlichkeiten verwandt. Mit welcher Bravour sind nicht die Heringe in der Schüssel gemalt, die Teller, Messer und Gabeln, der Krug. Die Disposition des Raumes und seine coloristische Belebung mit der grünblauen Wand und den rothen Balken würde jedem Genremaler Ehre einbringen. Aber das Ganze zeugt davon, daß Uhde im Tiefsten stumpf ist gegen den Inhalt des Bibelworts. Er würde sich, um nur Eins zu nennen, nicht so vordrängen mit seinem Können bei der Darstellung der Heringe und des ordinären Tischgeräths. Man stelle sich einmal dieselbe Scene bei Rembrandt vor, dem es immer nur auf die Hauptsache ankommt. Auch bei ihm ist die ganze gemeine Wirklichkeit da, aber er, der Alles kann, ordnet sie der schlichten Hoheit seines Stoffes bedingungslos unter. Oder man vergegenwärtige sich, wie Gebhard dergleichen Themata behandelt. — Alle Achtung vor Uhde's Können, aber wir würden mehr Genuß davon haben, wenn er uns den Zwiespalt ersparte. Als wir uns in seinen Kinderfreund hineindachten, hofften wir, er würde die bizarren Aeußerlichkeiten abstreifen und uns immer größere, einfachere Erscheinungen zeigen. Es ist umgekehrt gekommen.

Scheurenberg, der vielgestaltigste unserer Künstler, ist diesmal mit einem größeren Historiengemälde erschienen, das alle Welt auf den ersten Anblick für einen Spangenberg gehalten hat. Der Stoff, Luther's Verlobung, mag zu dieser Anlehung in der Behandlungsart geführt haben. Den Mittelpunkt bildet das junge Brautpaar, Luther, der die Hände des Mädchens ergriffen hat und sie, den Blick nach oben gewandt, wie in heiliger Betheurung emporhebt. Sein Profil ist nicht ganz so lebendig geworden wie das verschämte Antlitz der Katharina, für das dem Künstler, wie uns scheint, der Zufall ein äußerst

Digitized by Google

günstiges Vorbild geboten hat. Hinter ihnen steht der bärtige Lucas Cranach, am Tisch auf der anderen Seite sitzt die Familie des Stadtschreibers Reichenbach, in dessen Hause die Verlobung stattfand. Eine Magd lauscht neugierig an der halboffenen Thür. — Es ist zwar im Allgemeinen gleichgültig, ob auf einem Historienbilde alles Kostümliche bis auf das Jahrzehnt stimmt; ganz sicher wird sich der Künstler nur äußerst selten fühlen können. Aber so wenig wie die Käthe eine geraffte Rococotoilette tragen dürfte, sollte die Großmutter in einem Stuhle sitzen, der in den letzten Lebensjahren des großen Kurfürsten jung war. Heut stört dies nur Wenige, aber wenn in zehn oder zwanzig Jahren das ungeheure Maß von Stilkenntniß, das jetzt gebraut wird, in breitere Schichten gesickert ist, fällt dergleichen gerade so scharf in die Augen, wie uns heute die Unmöglichkeit der romantischen Rittertracht unserer Großväter. — Wenn auf einem großen Historienbilde eine derartige Nebensache, die nicht ganz stimmt, so viel nicht auf sich hat, muß man von einem eigentlichen Kostümstück, das weiter nichts will, als das farbige Drum und Dran einer vergangenen Zeit ins Leben rufen, historische Genauigkeit geradezu verlangen. Es ist absurd, wenn Leute aus den mittleren Jahren des siebzehnten Jahrhunderts Möbel in ihren Zimmern haben, die erst für die Aussteuer ihrer Enkel oder Urenkel gemacht sein können, — wie auf dem übrigens sehr hübschen Interieur: „Nach schweren Tagen" von Probst. A. L.

Dramatische Aufführungen.

„Ein Tropfen Gift." Schauspiel in 4 Aufzügen von Oskar Blumenthal.

Die neueste dramatische Arbeit des Verfassers des „Probepfeil" und der „großen Glocke" hat bei ihrer ersten Aufführung im „Deutschen Theater" einen unbestrittenen und durchschlagenden Erfolg errungen. Das Publikum befand sich in dem Zustande der günstigsten Voreingenommenheit, und keine der vielen Thränen, die auf der Bühne vergossen wurden, fiel auf einen felsigen Boden in den Herzen der Zuschauer, keiner der vielen guten und witzigen Einfälle des Dialogs ward begraben unter den Dornen einer allzu kritischen Stimmung. Man hat im Hause unten nicht weniger geweint und gelacht, als auf der Bühne droben, man hat sich gerne rühren und erheitern lassen, und wenn man auch zuweilen ungläubig und verwundert den Kopf schütteln mußte, hat man doch keinen Augenblick das Gefühl verloren, gut unterhalten zu werden.

Es ist natürlich, daß dieses Gefühl und die empfängliche Theilnahme der Zuhörer allein noch nicht einem Werke den Stempel der Vortrefflichkeit verleihen können, und es muß erlaubt sein, in das laute Beifallrufen, das in einem großen Theile der Tagespresse seinen Nachhall fand, einen leisen Ton des Zweifels hereinklingen zu lassen.

Zuerst möge anerkannt werden, daß der Autor sowohl hinsichtlich der Feinheit und Würde des Dialogs als auch in Betreff der Tiefe der Grundideen der Handlung einen weiten Schritt über seine bisherigen Werke hinaus gethan hat. Die Sprache ist durchaus vornehm und gefällig, durchleuchtet von vielen Blitzen des Witzes, getragen von einer oft ergreifenden Wärme des Gefühls. Und die beiden Gedanken, welche, geschickt und innig ineinander verwebt, den Inhalt des Stückes ausmachen, sind von ernster und zuweilen erschütternder Kraft.

Graf Vahlberg, der Exminister eines im Jahre 1866 durch Preußen depossedirten Fürsten, trägt seit zwanzig Jahren den Fluch des unheimlichen Verdachtes auf sich, Verräther an seinem Herrn und seinem engeren Vaterlande geworden zu sein. Ein Vertrag, welchen jener Fürst heimlich mit Oesterreich abgeschlossen hatte und von dem nur außer ihm sein Minister wußte, ist an Preußen ausgeliefert worden und hat hierdurch den Anlaß zur Entthronung des Fürsten und Annectirung des Landes gegeben. Eine Scandalbroschüre, die wie jene berüchtigte Schrift über die Société de Berlin, heimliche und hämische Angriffe gegen die vornehme Gesellschaft schleudert, deckt jetzt nach zwanzig Jahren die Geschichte jenes Vertrages auf und läßt deutlich den Grafen Vahlberg als den Verräther erkennen. Ein Tropfen Gift ist hierdurch in die Adern der Gesellschaft geflößt worden; die Verleumdung wird geglaubt und greift in verheerender Weise um sich. Bald ist die Familie des Grafen in ihrer Stellung isolirt, selbst von den besten und treuesten Freunden verlassen. Die Tochter des Hauses, deren Gemahl selbst in seiner Stellung unter diesem Verdachte leidet, bietet alle Mittel auf, um das gräßliche Dunkel zu lichten; vergebens! Ein junger Lebemann, Freiherr von Mettenborn, bietet ihr in egoistischer Absicht seine Dienste, anfangs zur Unterdrückung jener Broschüre, später zur Eruirung des wirklichen Schuldigen auf, sie weist ihn stolz ab, sie glaubt noch nicht an die Macht jenes Giftes. Als sie aber diese Macht in ihrer ganzen Herbe empfunden, kommt der Freiherr wieder, als Erlöser, als Besitzer des Schlüssels zu jenem Geheimniß. Er hat in den Papieren seines verstorbenen Vaters eine Darstellung des wahren Sachverhalts gefunden. Er kommt als Befreier aus der peinigenden Noth, aber zugleich auch als der Triumphirende, der nun die Früchte seines Sieges aus den Händen der wahnsinnig geliebten jungen Frau zu empfangen hofft. Aber sein schändlicher Triumph schwindet vor der Herzensreinheit der edlen Gestalt, vor ihrer Arglosigkeit, vor der jubelnden Kindesliebe, die nun den Vater gerettet sieht, schwindet wie die Nebel vor der klaren Sonne. Er wird durch die harmlose, uneigennützige Freude der Tochter, der aufathmenden Gattin in seinen niederträchtigen Absichten verwirrt, wird bekehrt von einer hämischen Welt- und Menschenverachtung zu einer gläubigen Verehrung ihres edlen und reinen Herzens.

Dieser letzte Gedanke und die Scene, in der er in durchaus künstlerischer Weise durch den Autor sowohl wie durch die Darsteller zum Ausdruck gebracht wird, sind der Höhepunkt des Dramas äußerlich wie innerlich. Was vorhergeht, was nachfolgt, ist geschickt ersonnen, aber nicht dichterisch gefühlt; nur diese einzige kurze Stelle des Werkes ist werth, daß sie besteht.

Vieler Künstlichkeit und in Folge derselben vieler Unwahrscheinlichkeiten hat der Verfasser bedurft, um diese Scene zu motiviren und später aus ihr die Consequenzen zu ziehen. Mir macht es den Eindruck, als habe er sie in einem wahrhaft dichterischen Augenblicke concipirt und nachher mühevoll den Anfang und das Ende um sie herumgeschweißt. Denn nicht wie aus einem Gusse — wie etwa der „Probepfeil" — erscheint das ganze Werk. Jener Höhepunkt ist an den Ausgang des dritten Actes verlegt. Was soll nun im vierten Acte noch kommen? fragte man sich ganz richtig in der Zwischenpause. Das unselige Geheimniß ist gelöst, der Graf von dem Verdachte gereinigt, der Angriff des verliebten Bösewichts auf die tugendreine Frau abgeschlagen, was also nun noch? Ob Herr Blumenthal diesen falschen Aufbau seines Stückes nicht selbst herausgefühlt hat? Das Gefühl für solche Unrichtigkeiten geht ihm doch sonst nicht ab. Hat er sich vielleicht nur deshalb noch zu dem vierten Acte entschlossen, weil auch die Schauspiele von Sardou meistens vier Acte haben? Die Geschicklichkeit, mit der er diesen Act, der sich ausnimmt wie die Confitüren und das Obst nach den Hauptgängen des Diners, gefüllt hat, ist übrigens anzuerkennen. Er hat sich ein Liebespaar aus den drei Acten reservirt, das noch nicht ganz fertig mit der Verlobung ist; dieses wird nun in heiterster Weise verlobt, der Himmel ist ja nun wieder rein. Außerdem hat er sich — unbegreiflicher Weise — die Aufklärung jenes geheimnißvollen Verraths für einige der Betheiligten aufgespart; ein prinzlicher deus ex machina muß zu diesem Zwecke auf den Brettern erscheinen. Schließlich läßt er die komische Figur des Stücks, einen vagabondirenden Baron, der aus der Tasche seiner Freunde lebt, weil er es versteht, stets mit ihnen „ein Herz und — eine Casse" zu haben, noch einige Schnurrpfeifereien treiben. So — nun hat auch der vierte Act die erforderliche Länge, und das Ganze endet als ein Lustspiel, das in seiner Jugend einst Schauspiel war.

Die Anläufe zu dieser erheiternden Metamorphose sind übrigens schon in den vorhergehenden Acten häufig genug erkennbar, und man soll hieraus dem Autor keinen Vorwurf machen — auch im Leben mischt sich ja Ernst und Scherz unlöslich ineinander. Aber die Lustspielelemente hätten doch zuweilen etwas weniger episodisch auftreten sollen. Die Idee z. B. ist ganz reizend, daß ein junges Liebespaar, ohne eine Ahnung von den Wolken zu haben, die sich über der Familie auf-

Digitized by Google

thürmen, heiter und nur mit sich beschäftigt arglos in dem Wirrsaal dahinlebt, aber der Verliebte müßte dann nur nicht ein Offizier sein, der von dem „Scandal“ Kenntniß zu nehmen oft genug im Stücke Veranlassung hat. Er nimmt sich — man verzeihe den starken Ausdruck — dabei gar zu dumm aus. Und soll vielleicht auch der Ehemann der tapferen jungen Frau, der „biedere Cacaotrinker“, wie er einmal mit einer merkwürdigen Anspielung genannt wird, um des komischen Effectes willen sich ebenso ausnehmen, oder ist er nur verzeichnet? Aus dieser Figur wird man nicht klug. Gibt es ferner wohl derartig bornirte Assessoren, wie jener, der so haltungslos zwischen Entrüstung über den Scandal und Devotion gegen den alten Grafen herumbaumelt? In diesen kleinen Nebenfiguren läßt sich eine Nachlässigkeit in der Ausarbeitung nicht verkennen, während wir wieder bei anderen, z. B. dem Geheimrath Fabricius, der zwischen seinem Benehmen „als Mensch und als Beamter“ so fein zu unterscheiden weiß, die Accuratesse der Zeichnung bewundern müssen.

Noch ein Wort über den politischen Hintergrund der Handlung! Jeder Mensch weiß, daß es 1866 keinen deutschen Fürsten gab, der aus Begeisterung für ein Großdeutschland freiwillig sein Land den Preußen in die Hände gespielt hat. Blumenthal läßt seinen Fürsten, den edelmüthigen Patrioten, diesen merkwürdigen Streich begehen. Ist das erlaubt? Nach meiner Meinung darf die Möglichkeit einer Voraussetzung im Drama nie an allerorts bekannten historischen Thatsachen scheitern. Man hat gesagt, daß auch Tellheim wohl nie mit den Sächsischen Ständen verhandelt hat, aber der Möglichkeit dieser Verhandlung stehen keine offenbaren und genau bekannten Facta entgegen; sie muß zugegeben werden. Hier aber ist die Möglichkeit, abgesehen von ihrer geringen logischen Begründung, für jeden der Zuhörer ausgeschlossen, und hierdurch wird der Illusion ein empfindlicher Stoß versetzt. Die erstaunliche Kunde, daß der Fürst selbst jenes Document den Preußen überlieferte, ist nicht nur eine historische, sondern auch eine dramatische Härte.

Es war schon vor der Aufführung des Stückes bekannt geworden, daß die Hauptrolle für Frau Hedwig Niemann geschrieben sei. Diese Künstlerin hat in der That in derselben wieder ein Meisterstück geschaffen, und es ist nur zu bedauern, daß sie in der Hauptscene ihre Kunst, trefflich zu weinen, allzusehr ausübte. Auch Herrn Friedmann's „Freiherr von Mettenborn“ war eine trefflich durchgearbeitete und durchgeführte Gestalt. Ueberhaupt hat der Verfasser der trefflichen Besetzung der Rollen einen Theil seines Triumphes zu verdanken. O. B.

Notizen.

Der letzte Wikinger. Erzählung von Thomas Lange. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Joh. Lehmann. — Nicht ein historischer Roman, wie wohl der Titel vermuthen lassen könnte, sondern ein Lebensbild aus unserer Zeit, ein seltsames, aber immer kraftvoll gezeichnetes Bild. Es bereitet anfangs Schwierigkeiten, sich in die Sprache des dänischen Dichters, der uns schon durch eine ebenso seltsame Erzählung „Die hellen Nächte“ bekannt ist, hineinzulesen, aber hat man sie einmal überwunden, so bleibt ein wirklich dauernder Genuß. Der „letzte Wikinger“ ist der Sohn eines Seeräubers und selbst Seeräuber, bis er als noch junger Mann durch einen Sturm, der sein Kaperschiff vernichtet, an den Ort der Handlung, ein jütländisches Kirchspiel, verschlagen wird. Der Pfarrer ist sein Retter und wird sein Freund und Lehrer. Jahrelang lebt er bei ihm, von ihm zum Christenthum, das er vorher noch nicht kannte, geführt und durch die stillschweigende Liebe zu des Pfarrers unglücklicher Schwester und zu ihrem Sohn gefesselt. Dieser, ein kräftiger Knabe, ganz dem „Wikinger“ ergeben und mit ihm vertraut, kommt in den Wellen um; des Pfarrers Schwester stirbt aus Gram. An ihrer Leiche steigt mit dem Groll über den grausamen Gott, der dieses ihm geschickt, die ganze ursprüngliche Wikingerwildheit wieder in ihm auf, er verläßt seinen Freund, den Pfarrer, um sich wieder auf das Meer, „den Dämon, der seit seiner Kindheit ihn gelockt und gezogen, seine Seele mit Unruhe erfüllt hat“, zu begeben. Er versucht vieles und begibt sich in die größten Gefahren, scheinbar zur Rettung von Schiffbrüchigen, in der That aber, um sein wildes Wesen auszustürmen, um Ruhm als Seeheld zu ernten. Ein Tag des Unglücks läßt diesen Ruhm zerschellen, vernichtet sein Selbstbewußtsein. Da steigt die Sehnsucht in ihm auf nach dem „Märchen seines Lebens“, nach jenem Kirchspiel und seinem Freund; er schifft hin, ein Sturm zerschellt die Barke, als er schon dem Ziele nahe ist, und er wird abermals von dem Pfarrer gerettet. Aber der Lebensretter findet selbst seinen Tod in jener Stunde. Einsam verlebt nun der „letzte Wikinger“ seinen Lebensabend an der Stätte, wo das „Märchen seines Lebens“ gespielt. — Diese Fabel ist so einfach ausgesponnen, dabei aber mit so viel sinnigen, die Tiefe der Menschennatur berührenden Zügen erzählt, daß wir dieser Dichtung kaum ein ähnlich ergreifendes und naturwahres Lebensbild aus unserer neueren Literatur zur Seite stellen können.

Ueber gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen von Otto Zacharias (Leipzig, Denicke). — Dieses Buch ist für alle Diejenigen bestimmt, „die sich mit dem Geiste der modernen Naturforschung durchdringen wollen, und nicht blos einzelne Thatsachen und Theorien derselben kennen zu lernen wünschen“. Der Verfasser, schon längst unseren Lesern durch seine gemeinverständlichen Vorträge und Aufsätze über naturwissenschaftliche Themata bekannt, beschäftigt sich in den vorliegenden Abhandlungen mit einigen schon das ganze letzte Jahrzehnt hindurch die Köpfe vorzugsweise in Aufregung setzenden Fragen, welche die philosophischen Schlußfolgerungen, die aus den bisherigen Resultaten der Naturforschung gezogen werden können, und die Gültigkeit der Methode der letzteren betreffen. In dem ersten Aufsatze: „Ueber Causalzusammenhang und Gesetzlichkeit in der Natur“ stellt sich Zacharias vornehmlich den unter den heutigen Naturforschern so häufig sich vorfindenden „genügsamen Geistern“ entgegen, welche der Meinung Ausdruck geben, das ein den Naturerscheinungen als Letztes zu Grunde liegendes metaphysisches Substrat eine unwissenschaftliche Annahme, ein naturphilosophischer Popanz sei, der gar keinen reellen Werth für den Fortschritt der Wissenschaft besitze. Er weist auf sehr folgerichtige überzeugende Art und unterstützt von Aeußerungen Tyndall's, Huxley's, Du Bois-Reymond's u. A. nach, daß stets für unser causales Erkennen die Natur der Bedingungen, unter denen die Kräfte der anorganischen Welt zusammentreten und in einer ganz bestimmten „Richtung“, nämlich zur Erzeugung von Leben, thätig sind, unerklärlich bleibt. Also das berühmte: Ignorabimus! In dem zweiten, ebenfalls naturphilosophischen Aufsatze: „Der Zweckbegriff in seiner Anwendung auf Naturdinge“ geht er zunächst zu dem anderen ungelösten Probleme, wie aus der Materie Empfindung entstehen könne, über und weist dann nach, daß wir uns von dem Bewußtsein, daß hinter dem für uns allein begreiflichen Mechanismus der Welt noch eine unbegreifliche teleologische Weltursache liege, nie freimachen können und dürfen: „es ist etwas in uns, das nicht zu Grunde gehen kann, auch wenn der Erdball auf die Sonne stürzte und sich dort in eine Wolke von glühendem Gas verwandelte“. — Der Ton, in welcher der Naturforscher die Heißsporne unter seinen eigenen Kollegen zurechtweist, macht diese beiden Aufsätze besonders lesens- und beachtenswerth. Die vier anderen, kürzeren Abhandlungen des Buches über speciell naturwissenschaftliche Probleme sind ebenfalls von allgemeinem Interesse und ebenso anziehend als lehrreich geschrieben.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Das Märchen vom Glück.

Erzählung

von **P. W. Zell. 4 M.**

Das Märchen vom Glück ist eine jener fesselnden Geschichten, welche den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung erhalten. Poetisch duftig mit romantischem Hintergrund voll packender Momente.

Hervorragende Novität!

In **Fr. Manke's Verlag** in **Jena** erschien soeben:

Das Inka-Reich.

Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsuyu.

Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von

Dr. R. B. Brehm.

Kaiserl. Deutscher Gesandtschaftsarzt in Madrid.

Mit einer Karte in Chromodruck und Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. 881/2 Bog. Preis 16 M. Eleg. geb. 18 M.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auflage 344.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **König & Schulz** in **Hamburg** soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Orthodoxismus vor der Wissenschaft.

Offenes Sendschreiben

an Herrn Professor Conrad Hermann in Leipzig,

als Erwiderung auf die Besprechung desselben in dem „Theologischen Litteraturblatt" (Leipzig 1885 Nr. 26)

über die

„Urkunde der Wissenschaft" (Berlin 1885) vom Verfasser der letzteren.

Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die in unserem Auftrage auf Grund amtlicher Quellen bearbeitete

Geschichte der Französischen Kolonie

in Brandenburg-Preußen

von

Dr. Ed. Muret

ist in unserem Selbstverlage erschienen; ebenso die auf unsere Veranlassung entworfene und geprägte

Jubel-Medaille

zum Andenken an die bevorstehende Feier des 200 jähr. Bestehens der franz. reform. Gemeinden.

Der festgesetzte Preis beträgt:

für ein Exemplar der „Geschichte der franz. Kolonie" (gut und dauerhaft kartonnirt) **8 Mark,**

für ein Exemplar der „Jubel-Medaille" in Kupferbronze nebst solidem Leder-Etui **12 Mark.**

Zu beziehen durch die Herren:

Hoflieferant Arnous (C.) Schloßplatz Nr. 3,
Kaufmann Beccard (N.) Krausnickstr. Nr. 19,
Rektor Bonnell (N.) Zehdenikerstr. Nr. 16/18,
Verlagsbuchhändler Henri Sauvage (W.) Französischestr. Nr. 33d,
Fabrikbesitzer Ed. Farre (N.) Borsigstr. Nr. 8,
Pelzwaarenhändler Zyrewitz (S.) Kommandantenstr. Nr. 24,
sämmtlich in Berlin wohnhaft.

Berlin, im Oktober 1885.

Das Konsistorium der Französischen Kirche.

Die Kunst für Alle

Neue Kunst-Zeitschrift

Unter besonderer Mitwirkung von Friedr. Pecht

herausgegeben von der

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft

vormals Friedrich Bruckmann in München

Groß Quart-Format

Monatlich 2 Hefte. Preis pro Heft 60 Pf.

Durch die Post (Reichspostverz. Nr. 2916 c, bayr. Verz. Nr. 386 a) 3 M. 60 Pf. für das Vierteljahr (6 Hefte).

Jedes Heft enthält ca 1½ Bogen Text und 4 Bilderbeilagen.

Heft 1 wird am 1. Oktober 1885 ausgegeben.

Das erste Heft liefert jede Buch- und Kunsthandlung zur Einsichtnahme.

Vollständige Jahrgänge von Zeitschriften

wie Romanzeitung, Romanbibliothek, Gegenwart, Globus, Ueber Land und Meer, Westermann, Gartenlaube, Daheim 2c. 2c. verkauft zu billigsten Preisen und versendet franco Preis-Verzeichniß

W. Latte, Buchhandlung, Berlin C., Münzstraße 23a.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.

Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Freund & Jeckel in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 24. October 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Parlamentarische Gedankenspähne. I. Von Verax. — Pariser Deutschthum. Von Theophil Zolling. — **Literatur und Kunst:** Ludwig Richter von der religiösen Seite. Von Robert Waldmüller. — Wiener Opernabende. Von G. Doempke. — Zur Philosophie der Naturwissenschaft. Von Th. Achelis. — Die Antwerpener Weltausstellung. Von Alfred Lichtwark. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. — **Aus der Hauptstadt:** Die Ausstellung im Künstlerverein. (Schluß.) Von A. L. — Von den Theatern. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

Parlamentarische Gedankenspähne.

I.

Eine Reihe deutscher Staaten steht vor den Wahlen zum Landtage oder hat sie eben vollzogen. Aber welcher Unterschied in der Bewegung der Massen zwischen heute und vor einem Jahr, als die Agitation für die Reichstagswahlen durch das Land ging! Deutlicher als je erkennt man, daß selbst das preußische Abgeordnetenhaus vor dem Reichstage in den Schatten getreten ist. So war es der natürliche Gang der Dinge: die Glanzzeit der süddeutschen Kammern war vorüber, als auch in Preußen eine constitutionelle Verfassung eingeführt ward, und die Bedeutung des preußischen Abgeordnetenhauses mußte schwinden, sobald sich ihm eine Vertretung des gesammten deutschen Volkes zur Seite stellte. Was den Kammerverhandlungen zuerst in Süddeutschland, dann in Preußen einen allgemeinen Reiz verlieh, war die Frage der staatlichen Einigung Deutschlands und der freiheitlichen Gestaltung des gesammten öffentlichen Lebens. Jetzt ist die Hütung und der Ausbau der nationalen Einheit ganz auf den Reichstag übergegangen, und auch die Sorge für die politische Freiheit liegt zum größten Theile in seiner Competenz. Den Einzellandtagen ist zwar mit den Steuer- und Selbstverwaltungs-, mit den Kirchen- und Schulangelegenheiten noch ein weites Gebiet allgemein interessirender Verhandlungsgegenstände verblieben, das ihnen von Reichs wegen so leicht nicht geschmälert werden kann. Aber die großen materiellen Interessenfragen unterliegen schon jetzt zum überwiegenden Theile der Entscheidung des Reichstages, oder sie werden, wie z. B. das Eisenbahnwesen, in Zukunft mit Naturnothwendigkeit immer mehr der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches unterworfen werden. So ist es nur selbstverständlich, daß die öffentliche Meinung von allen Vertretungskörpern dem Reichstage das größte Gewicht beimißt, und dementsprechend ist auch im Reichstage allein der Maßstab für die Entwickelung des parlamentarischen Wesens in Deutschland zu suchen. Ein halbes Menschenalter und darüber ist vergangen, seitdem er ins Leben gerufen worden — Zeit genug, um sich einmal unbefangen Rechenschaft darüber zu geben, wie diese Entwickelung sich praktisch gestaltet hat.

Nirgends in der Welt ist die constitutionelle Doctrin im Sinne des Parlamentarismus schärfer ausgeprägt worden, als in Deutschland. Man kann den „liberalen Professoren" keinen Vorwurf daraus machen. Die Forderung eines bestimmenden Einflusses der Völker auf die staatlichen Dinge war die bewegende Idee der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Je länger und hartnäckiger ihr von den beiden Großmächten im deutschen Bunde Widerstand entgegengesetzt ward, um so kategorischer, zugespitzter wurde die Theorie. Besonders seitdem man in der belgischen Verfassung Englands constitutionelle Erbweisheit in sauberen Paragraphen festgelegt erhalten zu haben meinte, schien kein Zweifel mehr möglich, daß man auch für Deutschland das unfehlbare Recept in der Tasche habe. Die Reichsverfassung von 1849 ist dann ein classisches Monument dafür geworden, wie schön man sich Alles zurechtgelegt hatte.

Erfahrungen hat man mit ihr nicht machen können. Umsomehr mit der wenig jüngeren preußischen Verfassung, in der trotz aller Revision ein gut Stück von dem belgischen Muster erhalten geblieben war. Der Conflict in den sechziger Jahren hat sich im Grunde um die Frage gedreht: ob parlamentarische Regierung oder nicht. Einen schlagenderen Beweis, wie tief die abstracte constitutionelle Doctrin in die Masse eingedrungen war, als die damaligen Erfahrungen, kann man sich nicht denken. In den weiten Schichten des Bürgerthums galt es sozusagen als selbstverständlich, daß das Ministerium Bismarck von Rechts wegen der Majorität des Abgeordnetenhauses das Feld zu räumen habe. Freunde wie Gegner der parlamentarischen Regierungsweise verglichen jene Zeit mit den Kämpfen des englischen Parlaments gegen die Stuarts. Und dann die Wendung von 1866! Wenn jemals die Geschichte eine von den unmittelbaren Zeitgenossen verurtheilte Politik gerechtfertigt hat, so hier. Wie sehr immer das Abgeordnetenhaus formell im Rechte sein mochte, — die Streitfrage, über welche der Verfassungskampf entbrannt war, die neue Heereseinrichtung, war durch den Erfolg aufs Glänzendste zu Gunsten der Regierung entschieden, und, was das Wichtigste war, der Regierung war mit diesem Erfolge in überraschendster Weise gelungen, was die Majorität des Abgeordnetenhauses selbst als ihre höchste Aufgabe betrachtete, die praktische Lösung des nationalen Einigungsproblems. Damit war in dem Kampfe um Errichtung des parlamentarischen Regierungssystems die Partie für die Volksvertretung so gründlich wie möglich verloren.

Und unter dem frischen Eindrucke dieser Thatsache wurde die Verfassung des Norddeutschen Bundes, der Norddeutsche Reichstag geschaffen. Künftigen Geschlechtern wird es unbegreiflich erscheinen, daß damals noch aufrichtige Patrioten der naiven Meinung sein konnten, man brauchte nur die Reichsverfassung von 1849 dem Norddeutschen Bunde anzupassen, und das Gebäude wäre fertig. Wir Mitlebenden, die wir den gänzlich unvermittelten Umschwung am eigenen Leibe erfuhren, konnten uns diese Erscheinung erklären; aber unver-

Digitized by Google

ständlich wird es auch für uns, wie es sogar heute noch eine ihrer ganzen Natur nach fest auf dem Boden des Nationalstaates stehende Partei geben mag, deren rein oppositionelle Haltung im Grunde von der Fiction ausgeht, daß eine Machtstellung des Reichstages, wie sie sich nach der Schablone einer einseitigen parlamentarisch-constitutionellen Doctrin ergibt, zu den unveräußerlichen Rechten des Volkes gehöre.

Das parlamentarische Wesen hat sich seit 1866 bei uns entwickelt, wie es sich auf dem Boden der geschichtlichen Thatsachen entwickeln mußte. Nach einem so vollständigen Siege des Königthumes war das Verlangen einer Staatseinrichtung, derzufolge das Ministerium der jeweiligen Majorität des Parlaments zu entnehmen sein würde, eine lächerliche Phantasterei. Eine Anwandlung zu Zugeständnissen in dieser Richtung hätte dem erfolggekrönten Staatsmanne, welcher die Krone Preußens berieth, wahrlich am letzten kommen können. Eher hätte für ihn wohl die Versuchung eines absolutistischen Regiments nahe gelegen. Es ist eines der merkwürdigsten Zeugnisse für die staatsmännische Weisheit des Fürsten Bismarck, daß er ihr widerstanden und die Theilnahme der Volksvertretung an den Staatsgeschäften in einem Maße eingeräumt hat, welches alle vernünftig, d. h. aus der Gesammterwägung der realen Verhältnisse heraus Urtheilenden im Wesentlichen befriedigen muß.

Reiner Absolutismus, autokratischer Cäsarismus hat deutscher Art nie entsprochen. Vom ersten Augenblicke an, da die Monarchie in der deutschen Geschichte auftritt, ist sie nicht nur von einem Rathe der Großen umgeben gewesen, sondern es finden sich auch Einrichtungen, welche die Gesetzgebung an die Zustimmung des Volkes gebunden erscheinen lassen. Der Absolutismus, welcher die überlebten ständischen Formen zerbrach und den modernen Staat ins Werk richtete, war eine historisch nothwendige Uebergangsstufe; sobald das allgemeine Staatsbürgerthum geschaffen war, mußte das Bedürfniß einer Mitbestimmung des Volkes über seine Geschicke um so stärker empfunden werden. Aber ebensowenig, wie die gänzlich unumschränkte Alleinherrschaft, hat in unserer Geschichte eine Mitregierung des Volkes Boden, welche die Monarchie zu einer wesenlosen Form herabdrückt. Das deutsche Königthum ist immer eine selbstständige Macht gewesen; in ihm, nicht in den Parteien, lag allezeit die treibende Kraft unseres Staatslebens. Ueberall, wo die Parlamentsherrschaft besteht, ist sie durch einen Sieg der Revolution über die monarchische Gewalt vorbereitet. In Deutschland fehlt diese Voraussetzung. Wie ist es möglich, daß Menschen mit offenen Augen diesen Unterschied übersehen?

Manche meinen, daß nur der durch die große nationale Umgestaltung verursachte außerordentliche Zustand — wobei man insbesondere die eigenthümliche Machtstellung des gegenwärtigen Reichskanzlers im Auge hat — überwunden zu sein brauche, um den Sieg des parlamentarischen Systems unaufhaltsam zu machen. Eine arge Täuschung! Nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck mag Vieles in der Organisation der Reichsverwaltung geändert, es mag sogar ein collegialisches Reichsministerium geschaffen werden, aber die Aussichten für das parlamentarische Regime werden dadurch nicht gebessert. Im gewöhnlichen Sinne ist dasselbe schon auf dem Boden unserer bundesstaatlichen Verfassung überhaupt nicht möglich; denn der Reichskanzer als solcher, bezw. ein Reichsministerium als solches trägt nicht jene volle Verantwortung für die gesammte Reichspolitik, wie es seitens der entsprechenden Organe in den Einzelstaaten der Fall ist. Vielmehr fällt diese Verantwortung bezüglich aller Beschlüsse des Bundesrathes auf die particularen Regierungen. Der Kaiser könnte den oder die Führer der Reichstagsmehrheit zum Reichskanzler bezw. zu Reichsministern ernennen, aber für die Durchführung eines bestimmten Programms würden dieselben sich nicht verpflichten können, aus dem einfachen Grunde, weil Preußen im Bundesrathe majorisirt werden kann. Damit würde der Sinn der parlamentarischen Regierung von vornherein wegfallen.

Auch unser Parteiwesen wäre wohl ein unübersteigliches Hinderniß. Die Voraussetzung der parlamentarischen Regierungsweise, die Zusammensetzung des Parlaments aus zwei compacten Parteien, wird bei uns in absehbarer Zeit nicht erfüllt werden. Es ist ein Irrthum, zu meinen, daß das ultramontane Centrum sich nach Wiederherstellung eines leidlichen Verhältnisses zwischen Preußen und dem Papste auflösen werde. Das Centrum hat vor den Maigesetzen bestanden, es hat sich im preußischen Abgeordnetenhause — ganz abgesehen von den Ansätzen zu einer clericalen Partei vor 1870 — mitten während des deutsch-französischen Krieges gebildet und von dort aus sofort in die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstage eingegriffen, nicht zur Beseitigung bestehender Uebelstände, sondern, wie es in dem Wahlaufrufe vom 11. Januar 1871 heißt, zur Abwehr „möglicher Eingriffe der Gesetzgebung" in die kirchliche Freiheit und das Recht der Religionsgesellschaften. „Möglich" werden solche Eingriffe immer bleiben. Die Centrumspartei ist nicht eine uns eigenthümliche Erscheinung, sie ist lediglich die deutsche Spielart jenes Ultramontanismus, der überall in ähnlicher Weise auftritt, auf dessen Entstehen und Vergehen specifisch deutsche Verhältnisse und Vorgänge ohne entscheidenden Einfluß sind. Der particularistische Zug, welcher das Centrum anfangs in einen scharfen Gegensatz zum deutschen Nationalstaate stellte, mag sich mit der Zeit abschleifen, sein ultramontaner Charakter aber und demgemäß seine Unversöhnlichkeit gegenüber sehr wesentlichen Grundlagen des modernen Staates wird bleiben. Möglich, daß das Centrum bei fortschreitender „Versumpfung" des „Culturkampfes" in seinem parlamentarischen Bestande nicht unerheblich geschwächt wird, an ein vollständiges Verschwinden desselben aber ist nicht zu denken.

Indeß, nicht nur die in der Doctrin herkömmliche Zweitheilung des Parlaments ist bei uns nicht möglich, sondern auch eine in dem Maße feste Coalitionsmajorität, daß sich eine wirkliche parlamentarische Regierung auf sie gründen ließe, ist nicht zu erwarten. Zunächst kann jede Parteienverbindung, an welcher das Centrum betheiligt ist, schon in Folge der eigenthümlichen Natur des letzteren auf politische Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen. Aber auch in dem glücklicheren Falle, daß das Centrum außer Acht gelassen werden könnte, stellt sich nach den gemachten Erfahrungen die Sache nicht viel besser. Selbst in jenen Zeiten, da der Reichstag in der über 150 Mitglieder zählenden nationalliberalen Fraction den erfolgreichen Versuch einer Parteibildung in großem Style gesehen hat, ist nicht eine dauernde Coalition zu Stande gekommen, sondern diese Fraction hat sich wiederholt gezwungen gesehen, ihr Zusammenarbeiten mit den Conservativen durch eine Verbindung mit der Fortschrittspartei zu unterbrechen. Und wie tief immer heutzutage das Bedürfniß einer Majorität der gemäßigten Parteien empfunden werden mag, — eine feste Masse, die sich mit einer aus ihr hervorgegangenen Regierung unter allen Umständen solidarisch erweisen würde, wird man sich darunter kaum vorzustellen wagen.

Alles Streben nach Erweiterung der Machtsphäre des Parlamentarismus in Deutschland ist sonach angesichts der auf parlamentarischem Gebiete selbst herrschenden Verhältnisse und der historisch gegebenen Factoren unseres Staatslebens ein zum mindesten unfruchtbares Beginnen. Andererseits aber soll man auch nicht vergessen, daß das einmal zugestandene Maß der Theilnahme des Volkes an den staatlichen Angelegenheiten nicht ohne Gefahr geschmälert werden kann. Ist es Pflicht der Minister, die Prärogative der Krone zu wahren, so steht es nicht minder der Volksvertretung zu, über den Rechten des Volkes und des Parlamentes eifersüchtig zu wachen. Die Möglichkeit ließe sich ja denken, daß ein Parlament, trotz wiederholter Auflösung, unter der Herrschaft einer terroristischen Majorität eine offenbar zum Verderben des Staates führende Richtung einschlüge. In diesem Falle würde wohl keine starke Regierung vor einem Staatsstreiche zurückschrecken, und die Geschichte würde einen solchen Schritt ebenso gut heißen, wie sie oft genug die gewaltsame Entfernung staatsgefährlicher Dynastien gerechtfertigt hat. Aber der deutsche Parlamentarismus mag noch so viel Mängel haben, — gefahrvolle Uebelstände, die zu jenem äußersten Einschreiten gegen ihn berechtigten, hat er sicherlich nicht verursacht.

Dennoch ist Thatsache, daß die Reichsregierung den Versuch einer — allerdings gesetzlichen — Einschränkung der Rechte des Reichstages gemacht, und daß man in Folge dessen

Digitized by Google

in weiten Kreisen eine Zeit lang an den Plan einer Ersetzung der allgemeinen politischen Volksvertretung durch eine Interessenvertretung geglaubt hat. Glücklicherweise scheint man diesen antiparlamentarischen Feldzug nunmehr aufgegeben zu haben. Die Aeußerung des Fürsten Bismarck, daß er nichts Besseres an die Stelle des Reichstags zu setzen wisse, mag den Friedensschluß bezeichnen.

Und so ergibt sich als Wesen des deutschen Constitutionalismus eine kraftvolle, in der Wahl der Minister nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich unbeschränkte, die Politik nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich leitende Krone und eine selbstständige Volksvertretung mit entscheidender Stimme in der Gesetzgebung und vermöge des Budgetrechts auch von erheblichem Einflusse auf die laufende Verwaltung. Das ist — trotz der bundesstaatlichen Verfassung — so im Reiche, und es ist so in den namhafteren Einzelstaaten. Jedes Rütteln an diesem Grundverhältniß ist vom Uebel.

Verax.

Pariser Deutschthum.

Wer vor vier Jahren eine zuvor unternommene Reise um die Pariser Welt beschrieb, der wird, falls er nur einigermaßen gründlich studirt, richtig gesehen und rücksichtslos porträtirt hat, von den seither erschienenen Büchern über Frankreich und dessen Hauptstadt nur selten Lügen gestraft oder eines Besseren belehrt. Das Paris von heute ist die leicht entzündliche Hauptstadt der vierten Republik von damals. Aber das Eine müssen wir doch gestehen, daß es sich allem Anschein nach dazumal an der Seine angenehmer leben ließ, als gegenwärtig, und daß wir unsere Nachfolger nicht zu beneiden brauchen. Sofern man nur einigermaßen mit jener Höflichkeit auftrat, die der Landeseingeborene in der Regel übt und von jedem Fremden wieder verlangen darf, sofern der Deutsche seine glorreiche Reichsangehörigkeit nicht allzu sehr an die große Glocke hing, so lebten wir dazumal bei einigem Fleiß und etwas Geschick wie der oft citirte Herrgott in Frankreich. Das scheint nun anders geworden zu sein, wenn wir den heutigen Pariser Correspondenten glauben dürfen. Die Patriotenliga, die einst noch ziemlich leise auftrat, ist jetzt eine Macht geworden, die den Pariser Spießbürger terrorisirt. Der Deutschenhaß, der vor Jahren nur unter der Asche glomm, überfällt jetzt harmlose Reisende in patentirter Jägerjoppe, erobert gemüthliche Turnerkneipen und reißt bescheiden flatternde schwarzweißrothe Fahnen vom Hotel Continental herunter. Wahrlich, zu unserer Zeit war es offenbar besser, und wenn wir auch, wie gesagt, neuere Pariser Beschreibungen im Ganzen ohne große Belehrung lesen, diejenigen Capitel, welche von dem dortigen Deutschthum handeln, nöthigen uns Aelteren stets ein bedenkliches Schütteln des Kopfes ab. So geht es uns auch mit der eben erschienenen „Pariser Luft“ von Arthur Mennell.*) Schon das ist ein schlimmes Zeichen, daß hier die Erörterungen über das Pariser Deutschthum fast die Hälfte des Buches einnehmen. In den Siebzigerjahren genügte ein mäßiges Capitel über die Fremden in Paris, um den großen Einfluß des eingewanderten Elements zu kennzeichnen. Ebenso wäre es uns nicht eingefallen, drei lange Capitel dem Militarismus zu widmen. Wir waren eben fest überzeugt, daß der Frieden lange nicht gestört werde. Das scheint Alles anders geworden in vier Jahren. Mennell schildert weniger und polemisirt mehr in seinem Buche. Paris gefällt ihm zwar auch und nöthigt ihm Bewunderung ab, allein die Furcht, ja der Widerwillen liegen bei ihm stets unter der Oberfläche. Er ist überzeugt, daß der Deutschenhaß die Versöhnung der beiden Culturvölker unmöglich macht, daß der Deutsche auf lange hinaus in Paris angefeindet und nicht mehr zu Hause sein wird, daß der Bruderkrieg in Bälde losbrechen muß. Offen gesagt, ich glaube zwar, der Verfasser übertreibt ein wenig, aber wir müssen doch dem Schwarzseher dankbar sein, der sich in die Schaar der lustigen Genußmenschen mischt und vor allzu großer Sorglosigkeit warnt.

Weil wir Paris-Studenten an die Seine gewallfahrtet waren, um vor allem Paris und die Pariser — nicht zu vergessen die Pariserinnen! — kennen zu lernen, so war es uns Princip, nur mit Franzosen zu verkehren, den Deutschen aus dem Wege zu gehen und höchstens Deutsch — nicht immer das beste! — zu schreiben, wenn wir unsere Landsleute daheim in die Ergebnisse unserer Studien einweihen wollten. Darum irrt Mennell, wenn er bei der Schätzung der deutschen Pariser Bevölkerung vom Grundsatz ausgeht, daß jeder Deutsche als eingefleischter Vereinsmensch auch einem landsmännischen Verein angehören müsse. Es wäre sogar traurig, wenn es so wäre, denn dadurch würde die Absicht manches Muttersöhnchens, in die Geheimnisse der französischen Sprache einzudringen, erschwert oder gar vereitelt. Uns und vielen Anderen war es aber gerade um Fortschritte in dieser Hinsicht zu thun. Daher entdeckt uns Mennell, der Paris nach anderen Principien studirt zu haben scheint, in seinen Capiteln über Pariser Deutschthum eine ganz neue Welt, die übrigens der Entdeckung lohnt.

Es sind im Ganzen drei deutsche Vereine, die sich die Pflege der Geselligkeit in Paris zum Ziele gesetzt haben. Daneben besteht seit drei Jahrzehnten der Deutsche Hülfsverein, dessen Ballfeste reiche Erträgnisse liefern. Wären freilich nicht einige Pariser Freunde vom Schlage der Barone Sarter und Erlanger und erhielte er nicht von den deutschen Fürsten einen Jahresbeitrag, so wäre es übel um ihn bestellt, denn seine dreihundert Mitglieder sind bei weitem nicht ausreichend, um seine Casse genügend zu füllen. Auch ein Verein deutscher Studenten existirt in Paris, dessen im Grunde einzige Aufgabe darin besteht, studirende Landsleute vor Prellerei zu schützen. Vor Enttäuschungen betrübsamerer Art kann er leider nicht bewahren, denn vor Allem ist die Vorstellung, die man sich in Deutschland von dem Wesen der Sorbonne macht, gründlich falsch.

Sind unsere Universitäten dazu bestimmt, den Studirenden mit Rücksicht auf seine allgemeine Ausbildung zur Erlernung seiner Berufswissenschaft zu führen, so wird in Frankreich letztere in Specialschulen für Mediciner, Juristen, Chemiker und Philologen gelehrt, ohne daß die humanistische Ausbildung der Lernenden geleitet wird. Wer von ihnen Neigung hat, sich dieselbe anzueignen, der geht daneben zu den Vorlesungen der Sorbonne. Das aber sind Wenige, so daß man von Studenten der Sorbonne kaum sprechen kann. In Wahrheit besteht hier das Publicum vorwiegend aus älteren Franzosen, Damen und deutschen Studenten. Privatissima werden gar nicht gelesen. Seminarien sind unbekannt. Keiner der Professoren liest mehr als zwei Stunden wöchentlich. Von den 1700 Hörern der Sorbonne, unter denen kaum 400 regelmäßige Besucher, sind über hundert Deutsche und hiervon wieder etwa fünfzig Reichsangehörige. Namentlich die Damen sind sehr lerneifrig, weil ihnen ein Diplom der Sorbonne von großem Nutzen sein kann. Im Uebrigen erhalten unsere Studenten in Paris keine geistige Nahrung, die sie in der Heimath nicht besser und billiger haben können. Der große Werth des Studiums der Manuscripte in der Nationalbibliothek wird dadurch verringert, daß das Arbeiten unvortheilhaft ist, weil man nicht mehr als zwei Bücher gleichzeitig erhält.

Nicht minder unangenehm als die Stellung der deutschen Studenten ist auch die der jungen deutschen Kaufleute in Paris geworden. Mennell schildert an der Hand eines angeblich gefundenen Briefes die Stellung eines deutschen Commis in Paris. Auf das Comtoir ist die Deutschenhetze gedrungen, so daß fast nur noch deutsche Hiebe helfen können. Der deutsche Commis, der in englischen Geschäften thätig war, hält es in den loddrigen Pariser Comtoirs kaum aus. Hier herrscht der elende Mechanismus, der jedes große Arbeiten verhindert. Bei alledem steht der Jüngste wie der Aelteste hier auf derselben Stufe der Selbstherrlichkeit. Keiner hilft dem Andern, und ein sechssprachiger Correspondent thut gut, seine Briefe hübsch selber zu copiren und zur Post zu tragen.

*) Leipzig, Albert Unflad.

Digitized by Google

Der Ausläufer ist dort nicht selten eine wichtigere Persönlichkeit, als der Procurist. Dabei sind die Gehälter im Allgemeinen die reinen Hungerlöhne. Bei Fould, welcher, obgleich seine Vorfahren aus Deutschland kamen, keine Deutschen annimmt, bekommt ein dreisprachiger Correspondent monatlich 100 Francs, und dieses Haus ist eines der ersten von Paris. Stellenlose Deutsche findet man häufig. Sind sie arm, so geht es ihnen erbärmlich. Trotzdem arbeiten Viele in deutschen Geschäften, da unsere Landsleute an der Seine noch immer einen großen Theil des Commissionsgeschäftes in der Hand haben. Diese fingen fast Alle ohne Ausnahme mit kleinen Mitteln an. Der deutsche Kaufmann blickt weiter hinaus und ist unternehmender als der Franzose, welcher nur überall da, wo der Kleinhandel in Betracht kommt, der Beherrscher der Situation bleibt. Es fehlt diesem an Initiative, was auch die Abnahme des Exports erklärt. Keineswegs aber ist der 11. Artikel des Frankfurter Vertrags an dem Rückgang des Pariser Handels schuld.

Trotzdem und alledem nimmt das Pariser Deutschthum immer mehr über Hand. Norbau ist der Ansicht, daß etwa 60 000 Reichsdeutsche in Paris wohnen. Mennell stimmt nur für 25 000, und er dürfte der Wahrheit näher kommen. Macht man keinen Unterschied zwischen den dort lebenden Elsässern, Schweizern, Deutschösterreichern, Luxemburgern und Reichsdeutschen, so wird man wohl zu dem Schlusse gelangen, daß unsere Sprache die Muttersprache von hunderttausend jetzt in Paris lebenden Menschen ist und daß sich ungefähr 50—60 000 Seelen derselben als Umgangssprache bedienen. Besonders groß ist auch die Zahl der Deutschen, welche sich nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt naturalisiren lassen. Auf solche Weise dringt das beste Blut in den französischen Körper, wobei unsere ehemaligen Landsleute unsere stärksten Feinde werden. Der Elsaß gab Frankreich seine besten Soldaten von Kellermann angefangen bis zu Uhrich. Lebebur und Meyer nennen sich zwei Admiräle der heutigen französischen Flotte. Schmitz, Wolff, Schneegans sind gegenwärtig Corpscommandeure. Die französische Rang- und Quartierliste wimmelt von deutschen Namen. Ebenso die Verwaltung, das Parlament, der Buchhandel, die Börse und Bank, die Universität, die Journalistik und namentlich auch die jüngste Lyrik. Die halbe Polizei, fast jeder Concièrge ist deutsch, und der Scharfrichter von Paris heißt Deibler . . . Sogar unser Deutsch dringt immer mehr in die französische Umgangssprache. Der Gebrauch deutscher Worte ist zahlreicher, als man dem „nationalen" Franzosen zutrauen möchte. Ohne Zweifel tragen die Elsässer zur Germanisirung des Pariser Argot am meisten bei. Aber auch mit dem Bier dringt der deutsche Geist nach Frankreich. Mennell hat ein großes Pariser Bierfeuilleton verfaßt, denn ohne Zweifel ist der Trank des Gambrinus ein starker Germanisator. Die Deutschenhetzer haben das auch richtig erkannt, und in der liebenswürdigen Verfolgung alles Deutschen, deren sich eine große Anzahl französischer Journalisten befleißigt, spielt unser harmloses Bier eine große Rolle. Von Zeit zu Zeit erinnert man sich nämlich an der Seine des „entnervenden Einflusses, den das deutsche Bier auf die französische Jugend übt". Das deutsche Bier soll bekämpft werden, weil es verfälscht ist, weil eine Unmasse von Kneipen entstanden sind, deren ganzer Zuschnitt verderbliche Einflüsse namentlich auf die Jugend übt, und endlich: weil es deutsch ist. Der erste Grund ist, so allgemein gehalten, hinfällig, denn man trinkt in Paris ebenso gutes und reines Bier, wenn auch beträchtlich theurer, als an der besten deutschen Quelle. Wenn in den Cafés und einigen hundert Kneipen mit purem Rattengift aufgewartet wird, so ist daran unser deutsches Bier, dessen Namen hier gemißbraucht wird, wahrlich ebenso unschuldig, als an den Kneipen mit galanter Bedienung, über welche hier viel Scandalöses erzählt wird. Aber auch die Musik germanisirt Paris. Die Concerte des Conservatoriums spielen fast ausschließlich deutsche Musik, die Opernhäuser bereichern sich mit Mozart und Weber, und die Militärmusik entwickelt sich ganz nach deutschem Muster. Neuerdings wird von den zahlreichen Wagnerianern, zu denen die gesammte musikalische Kritik gehört, dafür plädirt, die arg gefährdete Große Oper durch die Aufführungen von „Lohengrin" und „Tannhäuser" zu retten. Die Association des Dames françaises, die Gründungen von Genossenschaften à la Schultze-Delitzsch, die Turn- und Schützenvereine, sie alle weisen auf deutsche Vorbilder hin. Der Aufbau der Schule und der Armee sind überall im Hinblick auf deutsche Schule und deutsche Armee ausgebaut worden. Der erste Unterricht beginnt schon in der ersten Classe der Vorschule, in welcher der Schüler die gothischen Buchstaben zu schreiben hat, ohne daß er die Worte, die diesen folgen (man benützt die Düsseldorfer Hefte) verstände. Der eigentliche Unterricht fängt in der unserer Sexta entsprechenden Classe an und umfaßt von dieser bis zur Quinta vier, bis zur Tertia drei, in der Obertertia zwei, in den bei den Secundas und den Unterprimas wieder drei und in der Oberprima eine Stunde. Auch die Kaserne ist nach deutschem Muster organisirt worden. Die Militärcasinos haben sich bewährt, nur die Einjährig-Freiwilligen-Institution ist wieder abgeschafft worden. Wie weit man in Frankreich die Beschäftigung mit dem Deutschen treibt, beweisen auch die Instructionsbücher der Soldaten, in denen ein umständliches questionnaire usuel français-allemand zu finden ist, woraus wir folgende bezeichnende Uebersetzungen entnehmen:

Aux armes = inns guévair; aujourd'hui = hoyte; camp = lagueur; capitaine = haouptmann; cidre = apfailvain; coucher = chlaffen; itinéraire = marchriktoung; linge = layneundzoyg; la route traverse-t-elle? = furt de strassé nak; combien y a-t-il d'habitans dans = vi fil ainvonneur zind in; où est l'ennemi? = vo stait dair faynnd? etc.

Es ist zwar bekannt, daß die Mitglieder der Patriotenliga die Ladenbesitzer, wo deutsche Waaren ausliegen, mit Erfolg einschüchtern, denn Niemand ist furchtsamer als der Pariser, der bei jedem Auflauf den Laden schließt? Nichts desto weniger sind die englischen Waaren, auch wo sie als solche bezeichnet werden, meist von deutscher Herkunft, und die Confection der großen Bazars kommt zum größeren Theil aus Berlin. Daß man auch in den Kiosks deutsche Zeitschriften und in den Buchläden deutsche Bücher und massenhafte Uebersetzungen aus dem Deutschen findet, hat Mennell zuerst in unserem Blatte (Nr. 30) nachgewiesen. Die drei Worte: „Man spricht Deutsch", die nach dem Kriege aus den Schaufenstern verschwanden, erscheinen wieder überall, denn es kommen noch immer deutsche Vergnügungs- und Handlungsreisende in so stattlicher Anzahl nach Paris, als daß der Handel nicht gezwungen wäre, mit ihnen zu rechnen. Aber wäre dem auch nicht so, was schadeten solche Aeußerlichkeiten? Das Entscheidende ist, daß kein Fußbreit ernster Culturarbeit bei uns gethan wird, ohne daß man in Paris fragt: „Wie ist es in Deutschland?" Hoffen wir, daß der deutsche Geist, der in das französische Leben eindrang, weiter schreite auf seinem unblutigen Eroberungszuge und uns das große Nachbarvolk immer näher bringe.

Theophil Zolling.

Literatur und Kunst.

Ludwig Richter von der religiösen Seite.

Von Robert Waldmüller.

Die seit Jahren erwartete Selbstbiographie des Schöpfers so vieler volksthümlich gewordenen, über den ganzen Erdball verstreuten Holzschnittzeichnungen, Ludwig Richter's Selbstbiographie ist denn endlich ans Licht der Oeffentlichkeit getreten, gerade zu der nämlichen Zeit, wo in der Hauptstadt des Deutschen Reichs vor Geschwornen über die Quellen verhandelt wird, aus denen der Künstler seine Inspirationen schöpft, und wo in allen Zeitungen dem Bedürfniß der Menge Rechnung getragen wird, einzudringen in die labyrinthischen Wirrgänge dieses geheimnißvollen Gebiets. Wenn dasselbe

Digitized by Google

nur zu oft vor dem scharfen Licht des nüchternen Verstandes nicht bestehen kann und wenn solcher Art der in Rede stehende Prozeß nur den Schadenfrohen und den Neidern Freude bereiten wird, während er vorurtheilsfreie Gemüther mit peinlicher Theilnahme erfüllt, so darf die Richter'sche Selbstbiographie als ein Labetrunk aus reiner Gebirgsquelle bezeichnet werden, und es ist eine glückliche Fügung, daß ihr perlender Sprudel eben jetzt, wo es so Viele nach erhebender Stärkung verlangen muß, für Alle erschlossen worden ist.

Die Aufzeichnungen Ludwig Richter's sind nicht ganz so weit gediehen, wie es beabsichtigt war. „Es war seine Absicht", sagt der Sohn und Herausgeber in dem Vorwort, „dem 25. Capitel . . . noch ein anderes, letztes folgen zu lassen, in welchem er über seine weiteren Erlebnisse und Arbeiten kurz berichten, dann aber in einer längeren Schlußbetrachtung das Resultat seiner gesammten Lebenserfahrungen zu einer Art künstlerischem und religiösem Glaubensbekenntniß zusammenfassen wollte, um auf Gesinnungsverwandte fördernd und anregend zu wirken." Am 19. Juni 1884 hat der Tod, wie man weiß, den Künstler unvorhergesehen aus diesem Leben abgerufen, und so ist jenes Schlußcapitel denn nicht mehr geschrieben worden.

Dem Leser bleibt somit überlassen, selbst die Summe jener ihm erschlossenen Lebenserfahrungen zu ziehen, und er wird dies während der Lectüre schon, ohne darauf besonders auszugehen, von selbst thun.

Daß Richter weit lebhaftere religiöse Seelenbedürfnisse in sich trug als die Mehrzahl der heutigen modernen Menschen, das ist vor Allem der Grundzug aller künstlerischen Impulse, von denen das Buch Rechenschaft gibt.

Wie wurden diese Bedürfnisse befriedigt?

Es wird allgemein interessiren, über diese wichtige Seite seiner Künstlernatur ins Klare zu kommen.

Als er plötzlich aus dem Leben abgerufen wurde und nun der katholische Friedhof ihn in seinen Schooß aufnahm, kam es zu Tage, daß weit und breit Unklarheit über die Confession, zu der er sich bekannt hatte, herrschend gewesen war. Er sollte, so hieß es jetzt erst, die Messe mit Regelmäßigkeit besucht haben. Manche seiner Aeußerungen milder Art und ebenso seine langjährigen Verbindungen mit andersgläubigen Freunden mußten hervorgesucht werden, um Diejenigen zu widerlegen, welche ihn nun nicht anders als im Lichte des Ultramontanismus auffassen zu können meinten. Richter, hieß es, war ja allem Halben abhold. Ist er Katholik gewesen, so ist er es ganz gewesen.

Daß im Deutschen Reich, so lange die große Glocke des Centrums den Ton angibt, die Anhänger der katholischen Kirche gar Vielen für durchweg streitbar gesinnte Leute gelten, ist nur zu begreiflich.

Hören wir nun, was Richter über confessionelle Dinge in seinen Lebenserinnerungen sagt.

Zunächst: Wie weit reichte die katholische Tradition in seiner Familie zurück?

„Beide Großeltern (väterlicherseits) waren lutherisch gewesen; ja, die Großmutter war die Tochter eines Schulmeisters in Wachau und einer ihrer Brüder (lutherischer) Pastor in Döbrichau bei Wittenberg. Einige Jahre nach seiner Verheirathung hatte Großvater seine Kupferdruckerei in Dresden eingerichtet, und dort war ihm durch einen katholischen Geistlichen die Aussicht geworden, die neuen Cassenbillets zum Druck zu bekommen . . . Er wurde katholisch und drang auch in seine Frau, überzutreten. Die Arme kämpfte mit aller Macht dagegen und weinte Tag und Nacht. Sie wußte sich nicht zu helfen und verzweifelte schier . . . Endlich faßte sie in ihres Herzens Jammer den Entschluß, an ihren Bruder, den Pfarrer, zu schreiben. Dieser rieth ihr, obwohl mit schwerem Herzen, ihren Kindern das Opfer zu bringen. Sie solle sich an ihren Gott und Heiland halten und ihm vertrauen, er sei in dieser wie in jener Kirche der nämliche. Sie that den Schritt, dem ihr Herz widerstrebte, um des Friedens willen und Mann und Kindern zu Liebe und blieb nach wie vor einfältig fromm. Später erblindete sie, und Nacht und Einsamkeit umhüllten sie noch dreißig Jahre."

Ob jene Vorspiegelung mit den Cassenbillets zu etwas Weiterem führte, wird nicht erwähnt.

Dagegen erfahren wir, daß der kleine Adrian Ludwig — unser Autobiograph, also der Enkel jenes katholisch gewordenen Paars, — protestantisch getauft wurde, aber dann in die katholische Schule kam, „welche ganz nahe am Zwinger stand und deren Raum jetzt das Museum mit seinen Schätzen deckt. An der Stelle, wo jetzt die himmlische Sixtina schwebt, schwitzte ich über dem A B C und noch mehr über dem Einmal-Eins".

Es war Gebrauch, daß die Schüler der katholischen Schule nach Beendigung des Morgenunterrichts täglich in geordnetem Zuge in die Messe marschirten, und Richter, obschon protestantisch getauft, mußte mit marschiren. „Da ich aber kein Gebetbuch besaß, so betrachtete ich gewöhnlich während der ganzen Zeit das große Altarbild, die Himmelfahrt Christi von Raphael Mengs." Uebrigens scheint für das fehlende Gebetbuch auch anderer Ersatz gewesen zu sein. „Der Knabe, welcher mir zunächst kniete, hatte einst die Genoveva von Schmid (dem Verfasser der Ostereier) mitgebracht, und wir lasen die schöne Geschichte während der Messe. Als sie aber gar zu rührend wurde und meine Thränen allzureichlich auf das Buch tröpfelten . . . mußten wir die Lectüre in der Kirche schließen." Richter fügt hinzu, es sei ihm kaum zweifelhaft, daß die Erzählung von der armen Genoveva auf ihn erbauender gewirkt habe, „als die mir damals noch wenig verständlichen Gebete seichter Andachtsbücher".

Durchaus mangelhaft wie alles Uebrige sei denn auch der Religionsunterricht gewesen, „die sieben Todsünden, die Gebote der Kirche u. dergl. — Alles wurde dürr abgeleiert".

So kam ihm denn erst „im Kasperletheater einer der tiefsten Eindrücke religiöser Art". Man führte nämlich die Puppenkomödie „Dr. Faust" auf. Darin hatte Dr. Faust eine Frage an das „schlotternde" Teufelchen Vitzli Putzli zu thun, ob es zuweilen Verlangen nach der ewigen Seligkeit spüre, worauf Vitzli Putzli zitternd antwortete:

„Herr Doctor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte und ihre Sprossen wären lauter scharfe Scheermesser, ich würde nicht ablassen, sie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerschnitten hinauf gelangen sollte." Dieser drastische Ausdruck, sagt Richter, ließ mich die Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelte, vollkommen nachempfinden.

Katholischer Schüler zu sein, war damals übrigens in den Augen der lutherischen Schlingel etwas nicht Correctes. Unter dem Feldgeschrei „katholische Möpse" gab es Keile, und nach vergeblicher Gegenwehr „wurden die Katholischen auf's Haupt — vulgo auf die Pelzmütze — geschlagen. Dies waren die rohesten und heftigsten confessionellen Streitigkeiten, die ich zu bestehen hatte".

Es kam dann die Kriegszeit und mit ihr die bittere Noth des Lebens heran. Richter wie seine Geschwister mußten dem fleißigen, mit dem Radiren von Kupferplatten seinen Unterhalt mühsam erschwingenden Vater bei seinen Arbeiten helfen. Als der Knabe zum Jüngling herangewachsen war, verschaffte ihm der Landschaftsmaler Graff die Gelegenheit, Frankreich im Gefolge des russischen Fürsten Narischkin als dessen Zeichner zu bereisen, und nachdem Richter mit hundert Ducaten im Beutel von dieser Reise voll großer Eindrücke wieder in Dresden eingerückt war, wurde dem bald wieder drückend über ihn hereingebrochenen blos mechanischen Broderwerb im Jahre 1823 — als er 20 Jahre zählte — durch das großmüthige Anerbieten des Buchhändlers Arnold ein Ende gemacht: er wolle Richter für einen dreijährigen, lediglich seiner Ausbildung gewidmeten Aufenthalt in Italien ohne jede Gegenleistung jährlich mit 400 Thalern ausstatten.

Auf der nun dahin angetretenen Fußwanderung beginnen religiöse Regungen sich öfter und vernehmbarer als bisher zu melden. So als in Salzburg ein schiffbrüchiger, von Triest nach Holland sich mit Fechten durchhelfender Steuermann auch ihn um eine kleine Wegzehrung angeht und nach Empfang derselben mit den Worten dankt: „ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reisegefährten!" Wer ist es denn? fragt Richter. „Es ist der liebe Herrgott selber", lautet die Antwort, „und hier habe ich seine Worte; wenn ich mit ihm rede, so antwortet er mir daraus. So wandere ich getrost, junger Herr!" Dabei zog

Digitized by Google

er ein kleines Buch aus der Tasche, das neue Testament. Richter fügt hinzu:

„Mich hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen . . . Ich hatte an Gott nicht gedacht, für mich war er eine ferne, unbestimmte Macht, und dieser Mann sprach und sah darein, als kenne er ihn recht wohl, als stehe er im lebendigsten Verkehr mit ihm, woraus ihm ein so getroster Muth, eine so freudige Zuversicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein, war mir völlig fremd; ich hatte nie eine Bibel gelesen."

Bald darauf wird der junge Künstler durch Regenwetter in einem ärmlichen Wirthshause des Zillerthales festgehalten. Nach mancher Stunde unmuthigen Müßigsitzens verschafft er sich von der Wirthin etwas Lectüre. Darunter reizt ihn, als dankbaren Stipendiaten des Buchhändlers Arnold, ein bei diesem erschienenes Büchlein, betitelt „Beicht- und Communion-Buch von Jaspis". Mit Verwunderung erfüllt, las er und las er sich immer tiefer hinein, denn der Inhalt bot etwas ihm durchaus Neues. „Ich war überrascht, erstaunt, daß man so lange Reden und Aussprüche Christi besitze . . . Ich wurde in eine seltsame, unruhige Bewegung versetzt, es war, wie in Uhland's verlorener Kirche, der geheimnißvolle Glockenton im Walde."

Solche Stimmungen, abgelöst durch das sammelnde blos künstlerische Schauen inmitten der großartigen Tyroler Natur, begleiteten den Fußwanderer nach Innsbruck, wo wiederum zwischen dem fleißigen Skizziren die Ruhestunden zum Lesen erreichbarer guter Bücher benutzt wurden. Mit sehr unklaren Vorstellungen über die Ziele der in Rom siegreich aufgetauchten Schule der Präraffaeliten war er ausgezogen, jetzt kamen die Wiener Nachdrücke der Kunstschriften Tieck's und Wackenroder's, sowie Schlegel's Schrift „über christliche Kunst" durch die Gefälligkeit eines Buchhändlers in seine Hände. „Ich lag vier bis fünf Tage über diesen Büchern, so daß mir endlich der Kopf brannte . . . Bisher schien mir die neuere Richtung vorzüglich in der Rückkehr aus dem Manierismus zur Natur zu bestehen; ich sah nun, daß noch ein Drittes dazu kam: der Geist der Poesie, welcher aus der blos materiellen Natur dem empfänglichen Sinne des Künstlers entgegentritt und das Gewöhnliche in Form und Gedanken zum Bedeutenden hinaufhebt."

Aber „mit Worten" war hier nichts zu thun, es war Zeit, daß er selbst „Hand anlege" und zwar in Rom, wo ja die Führer für das Betreten dieses neuen Wegs ihm erreichbar sein würden.

Wie wenig die in seinem Gemüth zu leisem Klingen gelangte religiöse Saite bei diesem brennenden Verlangen nach Klärung seiner künstlerischen Strebeziele von dem Manierismus des sogenannten Nazarenerthums berührt worden war, beweist wohl am besten der Ankauf, durch welchen er beim Scheiden von Innsbruck seinen Koffer beschwerte — es war eine Homerübersetzung.

In Verona findet er dann in Girolamo dai Libri's Madonna mit dem Kinde, vor welchem drei Engel musiciren, gewissermaßen den Schlüssel zu dem Tempel, auf dessen Betreten Schlegel's „Christliche Kunst" ihn vorbereitet hatte. Mit Recht sagt der feinsinnige von Quandt: „Libri ist einer von den wenigen Künstlern, die so rein von fremden Einflüssen blieben, daß ihre Werke nicht an eine bestimmte Zeit erinnern, sondern das Gesammtgefühl der Menschen ansprechen". Und Richter bekennt: „dieser alte, liebe Maler und Illustrator ist so eigentlich mein Schutzpatron gewesen und hat mir zuerst die Pforten für das innere Heiligthum der Kunst erschlossen".

Ueber Florenz, wo der Hausmeister im Pallast Pitti ihm barsch das Berühren von Gegenständen untersagt (Richter hatte mit freudiger Beschämung die von ihm radirten Ansichten von „Dresden und Umgebung" auf einem Tische der fürstlichen Gemächer entdeckt), geht die Reise nun endlich nach Rom, wo der Thorschreiber ihn auf dem Passirschein mit dem Namen „il Signor Landschaft" betitelt und wo die Kanonen eben in das Läuten aller Glocken der ewigen Stadt hineindonnern, denn das Conclave hat Leo XII. auf den Stuhl Petri berufen.

Il Signor Landschaft war ein Titel, über welchen damals gewiß nicht wenig gelacht worden ist, und dennoch betonte derselbe, ohne es zu wollen, Dasjenige, was den jungen Künstler behüten konnte, nicht völlig in die Fußstapfen einer, seiner Beanlagung fremden Kunstgenossenschaft zu treten. Richter war Landschafter; daneben hatte er einen lebhaften Sinn für das Volksleben, selbst in der drastischen Weise Callot's und Chodowiecki's; die heilige Geschichte zum ausschließlichen oder auch nur vorwiegenden Gegenstande seiner künstlerischen Thätigkeit zu machen, diese Versuchung trat daher, trotz seiner ausgesprochen religiös gewordenen Gemüthsverfassung, nicht eigentlich an ihn heran.

Solcher Art wurde er vor den Uebertreibungen bewahrt, zu denen viele unselbstständiger beanlagte junge Nachbeter des neuen künstlerischen Dogmas sich hinreißen ließen. Richter sagt über das an sich achtungswerthe Streben selbst:

„Gut deutsch und ehrlich fromm wollten alle diejenigen jungen Künstler sein, in denen ein edlerer Geist lebte. Vaterland und Glaube, irdische und himmlische Heimath waren die beiden Pole, inmitten derer sich das gesunde Leben bewegte; in dem einen wurzelte das Gemüth, nach dem andern strebte der Geist. Unter dieser jungen Schaar gab es nun freilich Manche, die im Aeußerlichen hängen blieben, Andre, welche diese Anschauungen in ein solches Extrem trieben, daß der Thorheit Thür und Thor geöffnet war. So sahen z. B. Manche in Raphael schon den Abfall von der wahren Kunst und ließen nur seine Jugendwerke gelten."

Bekanntlich datiren aus der Periode dieser heftigen Erregung unter den jungen protestantischen Künstlern manche Uebertritte zum Katholicismus. Richter war durch sein wunderliches Verhältniß zu beiden Confessionen nicht in der Lage, sich mit diesen Consequenzen jener Erregung persönlich zu befassen. In einer früheren Phase seiner Lebensgeschichte erzählt er, der Religionsunterricht in der Schule habe ihm nichts geboten, er, der Knabe, sei aber auch nachher in keine Kirche gekommen, und seinem Verlangen nach den höchsten Dingen sei daher keinerlei Befriedigung geworden. Einmal habe aber Jemand in Gegenwart von Richter's Vater sogar einen schmutzigen, lästerlichen Witz über eine der evangelischen Erzählungen gemacht, wogegen der Vater nichts einzuwenden gehabt habe, und diese Verspottung von Dingen, die er in der Schule einfach als wahr und als heilig angenommen habe, sei die Ursache gewesen, daß ihm lange, lange Zeit in Sachen des Uebersinnlichen nichts mehr festgestanden habe.

Nachdem nun jene Devise „gut deutsch und ehrlich fromm" als freudiges Bekenntniß über dem Verkehr derjenigen Künstler schwebte, mit denen Richter sich in Rom vorzugsweise berührte, ergriff er mit Eifer auch die Gelegenheit, zunächst die kirchenhistorischen Vorträge Richard Rothe's, des Predigers an der preußischen Gesandtschaftscapelle, und dann die Predigten desselben zu hören.

Mit Bezug hierauf sagte Richter:

„Von Confession und Kirchenthum war unter uns fast niemals die Rede, nicht Form und Uniform war es, was uns am Herzen lag, sondern die Sache selbst, der Glaube und Beweis des Geistes und der Kraft, und es war selbstverständlich, daß ich mich zu Denen hielt, von welchen mir dies neue Leben, dieser Umschwung aller Anschauungen gekommen war. Hatte mein Besuch der protestantischen Capelle auf dem Capitol einigen katholischen Landsleuten, wie ich später erfahren mußte, großes Aergerniß gegeben, so war ich damals ganz ohne Ahnung davon; ich dachte weder an Protestantismus noch Katholicismus, sondern fühlte in Wirklichkeit das Glück, Christo anzugehören und sein Wort zu haben. Das Wachsen in der Erkenntniß und die Pflege dieses neuen Lebens war fortan nächst der Kunst mein lebendigstes Bestreben."

Solcher Auffassung des Christenthums entspricht denn auch Richter's Vorliebe für Bücher wie Schubert's „Altes und Neues", ein Werk, das in jenem Künstlerkreise fleißig gelesen wurde und tiefe Wirkungen hervorbrachte. „Dergleichen Wirkungen", sagt er, „begreift man nur, wenn man den Rationalismus der verkümmerten Volkskirche bedenkt, welcher auf den protestantischen Kanzeln sein Wesen trieb. Er war so recht das Christenthum des Philisters." Jung-Stilling's Bücher und Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi" und ebenso eine große Anzahl anderer, aus bewegter Seele hervorgegangener Schriften, gleichviel ob katholischen oder protestantischen Stempels, scheinen daher für Richter's religiöses Bedürfniß von

Digitized by Google

gleichwerthiger Anziehungskraft gewesen zu sein, und Walch's Ausgabe der Werke Luther's, aus welcher sein Freund Maydell ihm allabendlich in Civitella vorlas, begeisterte und erbaute den Hörer nicht minder als den Leser. Ebenso hatte er zu dem Protestanten Rehbenitz das engste Verhältniß, wie er daneben die beiden katholischen Brüder Eberhard (Franz und Konrad), welche Hausaltäre, Bildstöckle und Aehnliches in altherkömmlicher Art ausführten, und zwar schon ehe Overbeck, Cornelius und Veit nach Rom kamen, von Herzen gern hatte. „Sie, die beiden Eberhard, wie der protestantische Rehbenitz", sagt Richter, „stehen in meinem Herzen in der Gallerie der Schutzheiligen, d. i. solcher Menschen, welche ich auf meinem Lebenswege angetroffen, die in Einfalt und Lauterkeit nach Dem trachteten, was droben ist, und den Schein nicht achteten, weil sie von den Kräften einer künftigen Welt geschmeckt hatten."

Richter's neunzigjähriger Großvater, der, wie alle Convertiten, in kirchlichen Dingen sich keiner Lauheit verdächtig machen wollte und dem aus Rom heimgekehrten Enkel gern Gelegenheit bot, sich über religiöse Dinge vernehmen zu lassen, merkte denn auch bald, daß man aus der ewigen Stadt heimkehren könne, ohne päpstlicher als der Papst geworden zu sein. Er nannte Das, was der Enkel von dem lebendigen Christus und von der Kraft des Evangeliums redete, eitel „herrnhutische" Weisheit.

Wenig anders freilich sprechen die Herrnhuter, als beispielsweise der schon erwähnte Maydell in dem von Richter mitgetheilten Briefe an Letztern sich ausdrückt, und es ist nicht zu verwundern, daß der Großvater Richter, dem kein Verständniß für die Richtung seines „unkirchlich" gewordenen Enkels zuzumuthen war, in ihm einen Anhänger Zinzendorf's erblickte.

„Für die äußere Kirche", bekennt Richter auch noch beim Abschluß seiner Meißner „sieben magern Jahre", hatte ich wenig Interesse. Zur Osterzeit ging ich nach Dresden in die katholische Kirche zum Empfang des h. Abendmahls, und in Meißen hörte ich zuweilen eine protestantische Predigt im Dom oder in S. Afra, bei welcher ich aber selten die Erbauung fand, die ich suchte."

Wo er diese Erbauung fand, ist bereits angedeutet worden. Er kommt in der spätern Abtheilung seiner Erinnerungen darauf mit den Worten zurück:

„Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist." Und er setzt hinzu: „Dies kann man wohl im Allgemeinen auch auf Bücher und besonders in Beziehung auf Lieblingsschriftsteller anwenden." Das erste dieser Bücher, aus dem Richter auf gut protestantische Weise Erbauung schöpfte, war die Bibel, dann der „Sailer'sche Kempis", demnächst Claudius und, wie schon erwähnt, G. H. v. Schubert. Er fährt fort:

„Ueberhaupt hatten sich die confessionellen Gegensätze noch gar nicht so zugespitzt, wie es bald darauf der Fall wurde; vielmehr lebte man in einer Strömung, wo alle innerlich lebendigen Christen, Katholiken wie Protestanten, sich über den aufgerichteten Zaun hinüber freundschaftlich die Hände reichten, und zwar nicht sowohl aus kühler Toleranz, sondern aus dem Gefühl des innigen Einsseins mit dem Einen, dem Heiland und Erlöser Aller. Man brauchte in dieser Beziehung oft das Bild oder Gleichniß eines Herrn, dessen Truppen, obwohl einer Fahne folgend, doch verschiedene Uniformen tragen. Für mich gab es nur jene eine, unsichtbare Kirche, von der es in dem Liede heißt:

Die Seelen all', die Er erneut,
Sind, was wir heil'ge Kirche nennen."

Damit ist Richter's Verhältniß zu den ewigen Dingen wohl in ausreichender Weise klargestellt. Weder die orthodox Lutherischen noch die Päpstlichen können ihn zu den Ihrigen zählen, ebenso wenig wie Diejenigen, für welche die Worte Glaube und Unsterblichkeit inhaltslos sind, weil sie sich außerhalb des Rahmens des sinnlich Wahrnehmbaren bewegen.

Und daß dem so ist, dessen dürfen wir uns freuen, mögen wir uns nun gleichviel zu welcher religiösen Richtung bekennen. Nur weil Richter's künstlerischer Flug ihn höher hob als die trennenden Grenzpfähle der Bekenntnisse, nur deshalb ist über seine gesammte schöpferische Thätigkeit jene heitre Lebensfreudigkeit ausgegossen, welche es, selbst inmitten unserer confessionell zerklüfteten Zeit, Allen gestattet, beim sinnigen sich Aneignen seiner Werke „über den aufgerichteten Zaun hinüber sich freundschaftlich die Hände zu reichen".

Wiener Opernabende.

Von G. Doempke.

Ein Buch besteht aus Blättern, aber sind es Feuilletons werth, ein Buch zu bilden? That ihr Schöpfer wohl daran, die lose und lustig in eine Zeitung hineingestreuten Blüthenknospen der Laune in einen ernst dareinschauenden Band zu versammeln; die buntschillernden Eintagsfliegen einzufangen und dem Publicum nochmals in conservirendem Spiritus vorzusetzen? Wie oft und mit gutem Grunde hat man nicht diese Frage aufgeworfen! Der Feuilletonist der Journale schreibt in den Flugsand und die rinnende Welle. Und doch ist es längst mit Hochachtung anerkannt worden, wie viel gediegenes Wissen, wie viel Geist und Talent sich bei der Ausbreitung und dem hohen Stande der heutigen Zeitungspublicistik tagtäglich in der viel aber flüchtig gelesenen Rubrik unter dem Strich verzettelt. Ganz besonders auf musikalischem Gebiet ist der Natur der Sache nach die Zahl der wahrhaft guten Bücher, welche dabei für ein größeres gebildetes Publicum geeignet wären, im eigentlichen Sinne beschränkt und vermag mit den gerade hier eigenthümlich complicirten Bedürfnissen und Stimmungen des Tages nicht genug gleichen Schritt zu halten. Da ist eine gewisse Gewähr vorhanden, daß die vollhaltigsten solcher schriftstellerischen Samenkörner, mit einigem Ordnungssinn zusammengetragen, nicht nur dem engeren Kreis der Freunde, sondern auch einem großen fremden Publicum, welches dem Autor und seiner Zeitung nicht nahe steht, schmackhafte Nahrung und vielfältigen Genuß zu bereiten im Stande seien. Der Erfolg, den unsere besten Feuilletonisten mit solchen Blüthen- und Aehrenlesen mehrfach erzielt haben, mag er auch weder der Production noch der Verbreitung anspruchsvollerer in sich geschlossener Bücher besonders förderlich sein, scheint jene Annahme zu bestätigen, und zu den Meistern des deutschen Feuilletons innerhalb der kritischen Zunft darf sich ohne Zweifel Max Kalbeck zählen, der in Engel's „Bibliothek für Ost und West" unter dem Titel „Wiener Opernabende" eine Serie jener erlesenen musikkritischen Feuilletonarbeiten hat erscheinen lassen, die seit einigen Jahren zuerst in der Wiener „Allgemeinen Zeitung" und gegenwärtig in der alten „Presse" die Aufmerksamkeit der österreichischen Musikcapitale erregen.

Macht der ehrliche Unwille den Satiriker und der echte Brustton den Redner, so gesellt sich dazu bei Max Kalbeck, um ihn zu einem der hervorragendsten Tageskritiker seines Fachs zu machen, die Kenntniß des schier unausmeßbaren musikalischen Gebiets nicht nur in seinen Hauptprovinzen, sondern auch in vielen engeren und intimeren Departements; ferner jener natürliche Scharfblick, der sich nicht durch den Schein blenden läßt, sondern auf den Grund des Wesens dringt, und ein gereifter und geläuterter Geschmack, das Ergebniß vielseitiger künstlerischer Beobachtung und Erfahrung — alles Das gehoben und zum rechten Ziel geleitet durch eine moralische Haupteigenschaft, den Muth der Ueberzeugung, der die Milde nicht ausschließt und den Irrthum nicht abwehrt, aber mit Bewußtsein gegen alle selbstsüchtige Liebedienerei den Schild hochhält. Wenn ein einziger Aufsatz der Sammlung in letzterer Beziehung eine Ausnahme bildet, so war uns dies nur ein neuer Beweis, wie schwer es selbst den Besten wird, das Urtheil stets und unbedingt von der oft unbemerkten Macht persönlicher Einflüsse frei zu halten. Es handelt sich da um eine schwache, bald nach ihrer Geburt verschollene Oper eines sonst verdienten Componisten, dessen persönliche Liebenswürdigkeit offenbar einigen Antheil hatte an dem Urtheil, daß sein Talent „eine ihm vorgeschriebene Mission" erfülle und daß seine „Melodien wegen ihrer Durch-

Digitized by Google

sichtigkeit weniger tief erscheinen als sie sind." Man merkt's trotz der großen Gewandtheit des Verfassers, der Ton kommt ihm diesmal nicht recht von Herzen, und es ist charakteristisch für die seltene Ausnahme, daß sie sich dem feineren Ohr fast ohne nähere Einsicht in den Gegenstand bald zu erkennen gibt.

Aber alle jene gerühmten Vorzüge sind glücklicherweise in der deutschen Kunstschriftstellerei nicht so durchaus selten, daß nicht eine würdige Tafelrunde von Genossen sie mit Max Kalbeck theilen sollten. Sein Eigenstes, der Originalstempel seiner kritischen Leistungen, ist die schriftstellerische Form, der stilistische Ausdruck: wie er sagt, was er gediegenes zu sagen hat. Kalbeck ist ein Virtuose des geistreich funkelnden Witzworts, des scharf zugespitzten Aperçus; die elegantesten Formen der Ironie und Satire stehen ihm in reicher Fülle zu Gebote, und in heiterem Vollgefühl der Kraft kann es ihm wohl auch einmal passiren, daß er von seiner geistigen Fechterkunst einen zu rücksichtslosen Gebrauch macht und auf den pikanten Effect hin einen zierlichen Hieb über die Schnur hinaus thut. Jedenfalls gibt es der Leute genug, die sich nicht gefreut haben, von ihm kritisch tätowirt zu werden, während die lachenden Zuschauer auf seiner Seite standen. Aber im Grunde ist Max Kalbeck — wie jeder echte Humorist — eine ernste, ja eine elegische Natur. Daß er von Haus aus lyrischer Dichter ist, würde man, auch wenn man es nicht aus seinen älteren Gedichtsammlungen wüßte, zwischen und in den Zeilen seiner Musikkritiken lesen. Die in eigenen Schöpfungen geübte Phantasie kommt dem Kritiker bei der Auffassung fremder Phantasieproducte aufs wirksamste zu Hülfe, sie befähigt ihn zu einem lebendigen Anschauen des Gesammtwurfs einer Kunstleistung und zu einem feinfühligen Nachempfinden ihrer feinsten und tiefliegenden Absichten, wie es bei kritischen Naturen selten gefunden wird. Kalbeck kann in seinen Kritiken Schwärmer, Enthusiast, Poet sein; glücklicherweise verliert er darüber sehr selten die urtheilende Klarheit des Verstandes, und es ist höchst bezeichnend für die Kraft und Gesundheit seiner musikalischen Natur, daß dieser Lyriker auf dem ästhetischen Richterstuhle sich von den Irrlehren der neudeutschen Schule fast vollständig unbeeinflußt gehalten hat. Gerade einem so beanlagten Kritiker hätte man es am ehesten zu Gute halten mögen, wenn er sich in jugendlich-dichterischer Gefühlsverirrung jenen Korybantenchören angeschlossen hätte, welche, die gemeine Illusion mit künstlerischer Darstellung verwechselnd, eine feste Zusammenschweißung theatralischer Halb- und Bastardkünste als die erhabene Allkunst feiern. Und welch ein unbezahlbarer Gewinn wäre für den inferioren Bayreuthianischen Journalismus eine Feder wie diese gewesen! Allein Kalbeck ist ein zu guter Musiker, ein zu klarer Denker, ein zu fein gebildeter Geist, als daß er in jener Atmosphäre von romantischem Nebel und Weihrauchduft hätte athmen können. Der klare Aether der Classicität ist sein Lebenselement, in ihr athmet er frei und behaglich, ohne sich den Vorzügen der Modernen zu verschließen. Ein entschiedener und zielbewußter Gegner der Wagner'schen Wort- und Tonprincipien war er stets, und wenn ihn in seiner Broschüre über den Nibelungenring die sensationelle Neuheit des in erster, frischer Empfänglichkeit Geschauten und nicht minder das Streben nach recht sichtbarer Unparteilichkeit an einzelnen Stellen doch zu fast schwärmerischen Beifallslauten hingerissen hatten, von welchen er sich heute freihalten würde, so gehört seine kritische Zergliederung des „Tristan" in dieser Sammlung nach Wort und Text zu dem Schneidigsten, was über dieses denkwürdige Tondrama geschrieben worden ist.

Daß der hochentwickelte Sinn des Dichters für stilistische Formschönheit, für das sinnvolle Spiel der Bilder und den Schmuck der Rede ganz besonders dem Musikfeuilletonisten zu Statten kommt, leuchtet ein. Daß er dem Kritiker auch zum Fallstrick werden kann, diese Erfahrung bleibt freilich auch Max Kalbeck nicht ganz erspart, und es gibt Fälle, in denen er des poetischen Ueberschwanges nicht Herr zu werden vermag und das Reizvolle einer stilistischen Wendung, den Glanz einer Pointe auf Kosten der nüchternen Sachlichkeit bevorzugt. Ueberhaupt liebt es Kalbeck, dem Cultus der subjectiven Empfindung in der Kritik das Wort zu reden; aber man muß gestehen, er kann es mit minderer Gefahr als ein Anderer, da seine Subjectivität eine künstlerisch so fein durchgebildete und wissenschaftlich so geläuterte ist. Aber wo er nicht überzeugt — und wie selten wird ein Kritiker Stimmeneinheit für sich haben — regt er seinen Leser doch an und gewinnt ihn durch die Grazie seines Geistes. „Die drei Künstlerinnen, welche den Orpheus, die Eurydike und den Eros sangen", sagt er gelegentlich des Gluck'schen „Orpheus", „verdienen jede ihren Kranz, und zwar Fräulein Papier einen von Lorbeern, Frau Kupfer einen von Rosen und Fräulein Braga einen von Tausendschönchen gewundenen." Kann man die Gestalten der Oper sinniger und lieblicher bekränzen? Aber verdienen es auch die drei Sängerinnen? Wir wenigstens würden der entsetzlich tremolirenden Frau Kupfer im günstigsten Falle einen Kranz aus Espenlaub dedicirt haben. Dennoch, wer wird das reizende kritische Epigramm nicht mit Vergnügen lesen, auch wenn er ihm nicht beizupflichten vermag? Kalbeck zeigt eine gewisse geistige Verwandtschaft mit dem verstorbenen Louis Ehlert, namentlich auch in der vornehmen Scheu vor einer bekannteren und hergebrachteren Wendung, selbst wo sie manchmal die natürlichste und richtigste wäre, steht aber unserer Meinung nach an Tiefe und Klarheit des Urtheils jenem voran.

Auf Einzelheiten der reichgehaltenen und wohlgesichteten Sammlung eingehen, hieße unter Umständen auf die Kritik eine Antikritik setzen, mit der dem Leser dieser Anzeige nicht gedient sein kann. Sie hatte keinen anderen Zweck als den, weitere Kreise auf einen Charakterkopf des kritischen Feuilletons aufmerksam zu machen, welcher außerhalb Oesterreichs, namentlich in Norddeutschland, weniger bekannt sein dürfte, als er es werth ist und den kennen zu lernen, Freunden der Musik und einer erlesenen schriftstellerischen Darstellung gewiß von Genuß sein wird.

Zur Philosophie der Naturwissenschaft.

Von Th. Achelis.

Von den verschiedensten Seiten aus werden in neuerer Zeit mehr oder minder gelungene Anläufe gemacht, um die zeitweilig unversöhnlich scheinende Feindschaft zwischen den beiden großen Gegnern, der Philosophie und Naturwissenschaft, endgültig zu beseitigen; wie gesagt, durchaus nicht immer mit gutem Erfolge. Denn in dem Eifer des guten Wissens übersah man nur zu häufig die wesentlichen Unterschiede, die nur durch eine künstliche Auffassung sich begleichen ließen. Einer der originellsten Versuche dieser Art (und im Laufe der Entwickelung immer folgenreicher), ist von der Ethnologie ausgegangen, die in vielen ihrer Vertreter es nicht mehr mit einer bloßen Materialsammlung bewenden läßt, sondern mit allen Kräften danach strebt, die scheinbar unübersehbare Masse des Stoffs nach philosophischen Principien zu gliedern, also eine umfassende Weltanschauung auf exacter, inductiver Basis zu construiren. Diese junge, noch vielfach in ihrer weitgreifenden Bedeutung verkannte Wissenschaft unternimmt es, an der Hand eines, wie gesagt, möglichst ausgedehnten Materials und auf Grund einer thunlichst objectiven Methode eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auf der Erde zu schreiben, wie es sich auf unserem Planeten in den einzelnen wichtigen Differenzirungen entfaltet hat. Religion, Recht, Sitte, Kunst, Sprache, Zahl u. s. f., kurzum, alle Manifestationen des menschlichen Geistes gehören in diese Perspective, die eben zu Folge ihrer unbeschränkten Totalität sich nicht an die landläufigen historischen und topographischen Sonderungen hält, sondern alle Völker des Erdballs in ihren verschiedenen Culturstufen ohne Unterschied begreift. Eine Reihe durch Geist und Wissen hervorragender Männer hat sich dieser fast unendlichen Aufgabe gewidmet, unter denen der bekannte Berliner Gelehrte Ad. Bastian wohl zu den ersten zählen möchte. Auch die jüngste Schrift*)

*) Timor und umliegende Inseln. Reiseergebnisse. Studien, Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1885.

Digitized by Google

dieses ausgezeichneten Forschers bietet in dem (auch als Separatabdruck erschienenen) Vorwort*) eine Fülle von Gedanken, welche namentlich auf eine Reform der Psychologie im ethnologischen Sinne abzielen.

Vor allen Dingen ist die Behutsamkeit anzuerkennen, mit der der berühmte Reisende bei der Aufstellung von etwaigen Hypothesen und der Begründung des eingenommenen Standpunktes überhaupt verfährt; ganz besonders ist ihm die Voreiligkeit und Hast manches Darwinisten (z. B. Haeckel's) unbequem, weil sie in der That nur dazu angethan ist, die Sicherheit der naturwissenschaftlichen Methode dem großen Publicum zu verdächtigen. Alle seine metaphysischen Untersuchungen, die über den gesicherten Boden der exacten Erfahrung hinausgehen, verzögern nur die Lösung der betr. Probleme, schon aus dem Grunde, weil die Fragestellung eine unrichtige und die Beweisführung dem zu Folge ebenso unzureichend ist. „Ursprungsfragen führen in die Metaphysik weg und fort, über den gesicherten Fußauftritt exacter Naturwissenschaft hinaus, zurück in das alchymistische Stadium der Metall-Umwandlungen, während die Chemie sich jetzt mit ihren Elementen, so bunt sie auch in ihrer Vielheit aussehen mögen, vorläufig genügen läßt, und zum Besten praktischer Verschönerungen und Verbesserungen des Lebens ruhig weiter arbeitet, in Aussicht auf fernere Aufklärungen, die kommen mögen und kommen werden. Die Ewigkeit einer Welt überhaupt a parte ante und a parte post berührt nicht direct die sublunare Welt ... Ob sich statt des Creator mundi extra mundi, der ex necessitate naturee oder ex libertate voluntatis geschaffen, eine Entstehung setzt ἐξαμόρφονῦλης oder ἐξοδκδντων aus Plato's μὴδν . . . bleibt leeres Wortgeklimper für die Naturwissenschaft ihrer soweit umschriebenen Grenzen, die deshalb indeß noch keine unüberschreitbare Grenze bilden. Vorwitzige Uebereilung dagegen straft sich selbst und die bisher auf ihrem glänzenden Siegeszuge überall triumphirende Induction hat sich schmähliche Niederlagen gefallen lassen müssen, als sie unbedacht gegen die Festen, in denen sich seit Olim's Zeiten die Philosophie festgesetzt, anstürmen zu können meinte, ohne sich vorher mit dem erforderlichen Rüstzeug vorgesehen zu haben. Diese specifisch naturwissenschaftliche Fassung der Psychologie basirt für Bastian indeß nicht in der landläufigen Begründung auf dem physiologischen Unterbau jener Wissenschaft, vielmehr, um einen bekannten, wenn auch nicht völlig zutreffenden Namen zu gebrauchen, in der völkerpsychologischen Perspective. Nicht der singulare Mensch also, sondern das Genus in seinen verschiedenen Entwickelungsstadien ist fürder das Object dieser psychogenetischen Forschung, die mit vollständiger Sicherheit in diesen einzelnen Organisationsstufen die Geschichte der menschlichen Seele studiren kann. „Immer wird der Ausgangspunkt statt vom Individuum vom Gesellschaftswesen zu nehmen sein, da in ihm erst menschliche Eigenthümlichkeit zu dem ihr charakteristischen Ausdruck kommt, mit dem im Wechselverkehr geklärten Gedanken. . . . Den primären Ausgangspunkt der Studien in inductiver Psychologie bildet der Gesellschaftsgedanke, für den Menschen als Zoon politikon. Nicht die Individuen sind es, welche die Gesellschaft bilden, sondern die Gesellschaft ist es, welche das Individuum bildet, weil die Individuen nur in und für die Gesellschaft existiren, und so innerhalb dieser erst zum Bewußtsein kommen." Nicht nur die speculative Methode der Psychologie, welche dialektisch die verschiedenen Vermögen und Kräfte der Seele untersucht, sondern auch die sehr fragwürdige, dennoch immer wieder auftauchende Figur des sog. Urmenschen ist somit ein für alle Mal gründlich abgethan. Mag diese letzterwähnte Gestalt auch die Phantasie noch so sehr zu idyllischen Schilderungen begeistern, es fehlt ihr eben das erste Ingredienz wissenschaftlicher Sicherheit und Beweisbarkeit, die Objectivität. Ueberall, wohin die exacte Forschung vorgedrungen, existirt der Mensch nur als Gesellschaftswesen, in bestimmten ethnographischen Organisationen, die je nach der Höhe ihrer Entwickelung auch den Fortschritt des menschlichen Geistes bekunden. Die Geschichte also des Völkerlebens, in den mannigfachsten Bildungen von der structurlosen Masse der Geschlechtsgenossenschaft bis zu den complicirten Formen des staatlichen Daseins, ist eo ipso gleich der Geschichte des menschlichen Bewußtseins, und es kommt nur auf den kundigen Blick an, diese Entfaltung in ihren einzelnen Differenzirungen zu erfassen. Alles Apriorische muß (freilich bis zu einer bestimmten Grenze hin) seine concrete Genesis aufweisen können, um überhaupt in der Wissenschaft verwandt werden zu können; den Endpunkt nämlich dieses äonenlangen Processes wird kein noch so scharfes Auge entdecken können, weil er sich in pfadloser Nacht verliert. Aber es ist auch nicht die Aufgabe der ernsten Wissenschaft, die Dinge in ihrer sog. Entstehung zu verfolgen und den Ursprung der Welt und ihrer Elemente zu erweisen — das würde schon nach Kant in transcendente Fernen sich verirren heißen —, sondern uns und die Welt in ihrem Zusammenhang begreifen zu lernen. Denn thatsächlich kommt jede wissenschaftliche Analyse darauf hinaus, das Sein, welches der Mensch sonst nur unbewußt und instinctiv durchlebt, bewußt und mit voller Klarheit zu erfassen. Nur dadurch, durch diese Umleuchtung des Horizontes wird die Philosophie zu dem, womit man sie auch gelegentlich bezeichnet hat, zu einer Orientirung in der Welt.

Außer diesen mehr erkenntniß-theoretischen Betrachtungen (um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen) enthält die angeführte Schrift auch manche ethische Erörterungen, die begreiflicher Weise wiederum den socialen Ursprung der moralischen Verpflichtungen hervorkehren. „Als den Menschen im Charakter das Gesellschaftswesen betreffend kann die Moral nicht aus individueller Psychologie ihre Darlegung erhalten, obwohl nach dem aufgenommenen Verständniß des Volksbewußtseins in das der Individuen dieses sich selbst als integrirend entwickelnder Theil fühlen wird und also mit der Fähigkeit begabt, aus eigener Kraft regulirend einzugreifen. Die pflichtgemäße Bildung der Principien läuft dann in die desellschaftliche oder staatliche Verwirklichung aus, während garüber hinaus Jeder nach seiner Façon selig werden mag . . ." Das naturae convenientes virere der Alten faßt Bastian deshalb als die Beobachtung des social sanctionirten Kanons auf, der selbstverständlich je nach der Structur der bezüglichen Organisation erheblichen Schwankungen unterworfen ist. Je unentwickelter diese Association ist, desto roher und dürftiger das ihr angehörige Individuum, das unterschiedlos in der chaotischen Masse sich bewegt; erst mit höheren Differenzirungen bilden sich bestimmte, scharf charakteristische Persönlichkeiten heraus und mit ihnen gegenüber den früheren communistischen Zerrbildern individuelle Rechte und Verpflichtungen. Die Urzeit hingegen kennt noch Nichts von diesen uns so geläufigen Grundsätzen des sittlichen und öffentlichen Lebens, Nichts von einer individuellen Ehe, von einem individuellen Eigenthum, von individueller Schuld und Strafe. Deshalb aber kann auch kein absolutes Moralgebot, kein kategorischer Imperativ u. dergl. existiren, sondern nur relative Werthschätzungen und Bestimmungen. „Der Wilde, der den Fremden tödtet als Feind, handelt (weil in allgemein stetigem Kriegszustande) nicht unmoralischer als der Soldat, der, wenn sein Staat im Krieg liegt, die Waffen ergreift zur Vertheidigung eines Angriffs." Deshalb ist es Thorheit, einen solchen Sohn der rohen Natur mit Begriffen und Urtheilen richten zu wollen, die nur der verfeinerten europäischen Civilisation entsprechen. Das an sich Gute ist eine bloße Abstraction, ein leerer Schemen, noch nie realisirt und der Verwirklichung fähig; nur innerhalb der bezüglichen ethischen Organisation kann von einem objectiven Kriterium der lobens- oder tadelnswerthen Handlungen des Einzelnen die Rede sein, weil eben diese Beziehung des Individuums zu dem ihr umgebenden Gesellschaftskreise die allererste Voraussetzung des Sittlichen bildet. Der eigentliche Ursprung der Sittlichkeit, sofern er nicht äußerlich durch die Gestalt und Form der betreffenden socialen Association bedingt ist, geht weit über die Grenzen der exacten Wissenschaft hinaus, wenigstens noch zur Zeit, und führt, wie die Frage nach der Entstehung des Individuums überhaupt, in die Tiefen kosmischer Mystik hinein. Nur soviel läßt sich mit Sicherheit sagen, daß für die primitiven Zeiten Sitte und Moral so ziemlich zusammenfallen und

*) Metaphysische Prolegomena für die Psychologie als Naturwissenschaft.

Digitized by Google

erst später bei schärferer Ausbildung individueller Factoren sich Conflicte zwischen beiden Gebieten herausstellen, die nicht selten zu Ungunsten der Sitte, d. h. des traditionellen Fühlens und Meinens enden. Der Entwickelung aber der einzelnen sittlichen Ideen wird man wiederum nur dadurch auf die Spur kommen, daß man die Geschichte jener socialen Organismen studirt, als deren concreter Niederschlag sie eben zu gelten haben.

Die Antwerpener Weltausstellung.

Von Alfred Lichtwark.

In den Berichten der französischen und der deutschen Zeitschriften spiegelt sich klar der Erfolg der einen und die Niederlage, welche die andere Nation auf der internationalen Ausstellung in der belgischen Welthandelsstadt davongetragen. Die Franzosen sehen Alles rosig. Ihnen kommt kein Zweifel, wozu Weltausstellungen eigentlich nütze sind, — sie heben ihre Abtheilung in den Himmel, wissen ein freundlich aufmunterndes Wort für die Belgier zu sagen und können sich außerdem noch das patriotische Vergnügen bereiten, über die deutsche Abtheilung herzufallen. — Deutsche Berichte pflegen mit einem Klageliede über Weltausstellungen im Allgemeinen — wo hätten sie uns auch Segen gebracht? — und die Antwerpener im Besondern anzufangen und schreiten im weitern Verlauf umgekehrt wie die Franzosen vor: über die Veranstaltung des eigenen Volkes haben sie bittere Worte, die Ausstellung des „Erbfeindes" müssen sie mit unverhohlener Hochachtung behandeln; d. h. die wenigen, die es ehrlich meinen. Denn bei dieser Gelegenheit hat es sich wieder einmal gezeigt, wie wenig wir Deutschen gewohnt sind, uns über unsere Leistungen die Wahrheit einzugestehen. Es ist unser Fluch, daß wir uns so bald zufrieden geben. Wenn wir nach deutschen Urtheilen uns ein Bild machen wollten, so besäßen wir jetzt die erste Kunstindustrie der Welt, während wir eigentlich in keinem Zweige das Allerhöchste leisten. Und doch ist es eine Erfahrung, die alle früheren Epochen bestätigen, daß keine noch so massenhafte Herstellung von Mittelgut die Grundlage einer bedeutenden Industrie abgeben kann. Freilich sind wir immer noch besser, als unsere Vertretung in Antwerpen schließen läßt. Aber welcher der Besucher hat ein Interesse daran, es uns zu glauben?

Wir haben uns wieder einmal durch Halbheit eine Niederlage bereitet. Das Deutsche Reich hat die officielle Theilnahme abgelehnt. Man weiß, daß der Reichskanzler sich im Princip bei derartigen Anlässen stets abweisend verhält, gerade so, wie er auch bis jetzt eine Weltausstellung in Berlin nicht gebilligt hat. So bleibt auf den ausländischen Ausstellungen der Privatspeculatian das Feld überlassen. Nun könnte ja immer noch Bedeutendes geleistet werden, wenn alle großen Firmen und Verbände in der That zusammenträten und die Mittel für eine würdige Repräsentation gewährten. Aber das ist in Antwerpen nicht geschehen. Festgegründete Häuser mit sicheren Verbindungen haben heutzutage nur ein ganz geringes Interesse daran, auf Weltausstellungen zu erscheinen, ja, es ist manchen Zweigen geradezu gefährlich. Wozu da die großen Opfer bringen, die eine würdige Vertretung fordert? So kommt es, daß in Antwerpen die deutsche Abtheilung mit wenigen Ausnahmen nur von Häusern zweiten und dritten Ranges beschickt wurde, die in ihrer Gesammtheit von unsern wirklichen Leistungen nur ein schiefes Bild geben und die Mittel zu einer würdigen Ausstattung nicht zusammengebracht haben. Aber sie dürfen unter dem Adler des Reiches ausstellen, und es ist absolut nicht zu errathen, daß sie in ihrer Gesammtheit kein Recht haben, sich als Vertreter der deutschen Industrie hinzustellen. Wir müssen bei solchen Zuständen dringend verlangen, daß das Reich in Zukunft, wenn es die officielle Betheiligung verweigert, auch dafür sorgt, daß die deutsche Abtheilung sich gibt, wie sie ist, als Privatspeculation. Damit wäre dem Hohn und Spott, den wir in Antwerpen über uns mußten ergehen lassen, die Spitze abgebrochen, er träfe nicht, wie jetzt, die ganze Nation, sondern nur Die, welche sich freiwillig bloßgestellt haben.

Wir sind um so schlimmer gefahren, als unsere Ausstellungsnachbarn, die Franzosen, unsägliche Anstrengungen gemacht haben. Die Regierung gab für die Ausstattung der Räume sechsmalhunderttausend Francs, hunderttausend mehr, als Belgien aufgewandt hat. Die weltbekannten französischen Firmen sind fast ohne Ausnahme auf dem Platze gewesen, und Regierungscommissare und Privataussteller haben einander in die Hände gearbeitet, ein Ausstattungsstück zu schaffen, das an Geschmack und Sachlichkeit himmelhoch über der ärmlichen, geschmacklosen Decoration der deutschen Ausstellung steht. Wenn uns die Betheiligung an dem Antwerpener Unternehmen einen Vortheil bringen kann, so ist es der, daß wir in uns gehen und uns zum letzten Mal dazu hergegeben haben, den Franzosen als Folie zu dienen. Bei einem Nachbar wie wir muß dem blödesten Auge aufgehen, was die Franzosen leisten.

Wir werden uns deshalb in diesem Bericht, der sich ja ohnehin auf Aussteller und Ausstellungsstücke im Einzelnen nicht einlassen kann, vor Allem einmal die Bedingungen klar machen, unter denen die Franzosen so Großes erreichen. Sie stehen ja nicht nur uns voran, sondern lassen selbst die Belgier, die so große Anstrengungen gemacht haben, die Oesterreicher, deren geschmackvolle Decoration einen ansehnlichen Erfolg davongetragen hat, und die Italiener, die eine Fülle bunter lustiger Dinge in wirrem Durcheinander vorführen, weit hinter sich zurück.

Als Grundlage der französischen Ausstattungskunst haben wir eine unbedingte Sachlichkeit zu bezeichnen. Die Decoration ist nicht Selbstzweck, sie will nicht für sich gesehen und bewundert werden, sie ordnet sich unter. Ueberall ist sie bemüht, ruhige Hintergründe zu schaffen, das Zerstreute in Gruppen zusammen zu fassen, ein einzelnes Prunkstück aus der Masse des Minderwerthigen loszulösen. Wo wäre dies besser angebracht als auf einer Weltausstellung, in der man sich der verwirrenden Fülle nirgend erwehren kann.

Den besten Begriff von der hohen Kunst der französischen Decorateure, die hinter ihrem Werke ganz verschwinden, gibt die Anlage und Ausstattung des großen Saales, in welchem der Staat die Erzeugnisse seiner Manufacturen ausstellt, — es ist ja bekannt, daß in Frankreich, welche Regierungsform auch herrschen möge, für Kunstzwecke stets in gleicher Ausgiebigkeit Mittel fließen, und zwar nicht sowohl für die Erziehung der Künstler, die bei uns Unsummen ergebnißlos verschlingt, als für ihre Beschäftigung. Gewisse Industriezweige, für deren kostbarste Erzeugnisse der Markt der ganzen Welt keinen Absatz bietet, arbeiten für den Staat als einzigen Abnehmer, so die Porzellanmanufactur zu Sèvres und die Teppichmanufacturen. Für diese war der Saal hergerichtet.

Bei der Anlage schon hatte man Sorge getragen, ihn dem Getriebe der großen Verkehrsadern zu entziehen, ohne ihn zu verstecken. Er liegt zwischen zwei Corridoren, die den Strom der Besucher an ihm vorüberleiten. Nach der Hauptseite öffnet er sich mit einem Portal und zwei großen Fensterbögen. Die andere Seite ist nur durch ein Portal unterbrochen. Sonst hat der große Langsaal bis oben hinauf geschlossene Wände, was eine überaus beruhigende Wirkung ausübt, denn gerade die Ruhe und Concentration ist es, die in einer großen Ausstellung so schwer zu erreichen ist.

Die Ausstattung ist mit eben so sicherem Tact berechnet, wie die Anlage. Einfache, gediegene, aber keineswegs prunkende Sitzmöbel in der Mitte geben dem Besucher die beste Gelegenheit, das raffinirte Ganze auf sich wirken zu lassen. Wie wohlthätig berührt es, daß mit dem Raum nicht gespart ist. Zwischen der Reihe von Möbeln und den Wänden ist die breite, mit Cocosmatten bedeckte Bodenfläche ganz frei. Nirgend steht ein Postament im Wege, die Besucher können bequem umherwandeln, und es wird eigentlich nie voll. Man kann die Füße ausstrecken, ohne die Passage zu hindern. Alle Ausstellungsgegenstände sind an den Wänden aufgestellt, bald in Glasschränken, bald freistehend auf Wandtischen oder credenzartigen Aufbauten. Darüber sind die hohen Wände mit den schönsten Erzeugnissen der Teppichmanufacturen des Staates

Digitized by Google

geschmückt — nicht bedeckt. Das Alles hebt sich ruhig von dem rothen Tuch ab, mit dem die Wände ausgeschlagen sind: farbiger Schmuck beginnt erst hoch über den Teppichen, so hoch, daß kein Schimmer davon ablenkend in die Augen fällt, wenn man die Ausstellungsgegenstände fixirt. Es ist derselbe in kräftigen Farben gemalte Fries mit dem lorbeergeschmückten Wappenschilde der Republik, der, alle Säle der französischen Abtheilung umspannend, verhütet, daß ein Zweifel über die Zugehörigkeit entstehe. Die Thürvorhänge von rothem Tuch fallen nicht aus dem schlichten Charakter der übrigen Motive heraus, die Schränke sind aus schwarzem Holz. Daß Wandtische mit ihren geschnitzten und vergoldeten Füßen die Einfachheit der dunklen Schränke rhythmisch unterbrechen, ist ein Beweis mehr von der Sicherheit der künstlerischen Absicht. Ebenso die weise Sparsamkeit, mit welcher Blattpflanzen zur Belebung des Raumes herangezogen sind. Man weiß, wie leicht hier ein Zuviel die glücklichste Harmonie zerstört.

Dieselbe Zurückhaltung hat bei der Aufstellung der Porzellane gewirkt. Man wollte nicht durch Masse und Häufung blenden, sondern jedes der kostbaren Werke für sich zur Geltung kommen lassen. Wenn das Auge bei der Betrachtung all der zierlichen blanken Einzelheiten des Porzellans ermüdet ist, bieten die herrlichen Landschaften und Blumenstücke der Wandteppiche erquickende Ruhepunkte.

Der Raum als Ganzes ist was er sein soll, der Schwerpunkt einer Ausstellung. Man hat keinen Augenblick die Empfindung, in einer Privatsammlung zu sein oder in einem Museum. Dieser vornehmste Ort war zugleich der behaglichste, nach dem wir immer wieder zurückgekehrt sind, wenn es galt, für eine ruhige Viertelstunde dem Gewirre zu entfliehen. Und mit wie einfachen Mitteln ist das Alles erreicht! Weder Juteplüsch, noch Goldleisten, noch Makartbouquets, noch auf die Wände schablonirte Riesenornamente, nirgend der allergeringste Versuch, die Decoration als solche zur Geltung zu bringen.

Vor Allem Eins berührt bei dieser Kunst den Deutschen angenehm, wenn es ihn auch mit Wehmuth an die Leistungen der eigenen Decorateure erinnert. Weder in diesem Hauptsaal noch irgendwo sonst zeigen die Franzosen eine Neigung, durch Anspielungen auf ihre Sitten und Sagen Effect machen zu wollen. Es gibt in der französischen Decoration kein Seitenstück zum Barbarossa, zum Gambrinus, zu den Rheinsagen und Trinkgebräuchen, mit deren Darstellung wir so verschwenderisch umgehen. Für Ausstellungen in der Heimath, wo all Das verstanden wird, ist es unter Umständen am Platz, muß aber strenge zurückgewiesen werden, wo es sich um ein Publicum handelt, das dafür kein Verständniß mitbringt. Es wird kopfschütteln und spotten.

Wenn auch diese officielle Veranstaltung den Glanzpunkt bildet, behaupten doch die Ausstellungen der französischen Privatindustrie daneben ihren Rang. Die Regierungs-Commissare haben überall vorgearbeitet. Nirgend in der ganzen Ausstellung ist so viel Raum, nirgend hat man es besser verstanden, zu gruppiren und abzuschließen. Mit der größten Sorgfalt sind die Nachbarschaften berechnet, und, das Hauptgeheimniß des wirkungsvollen Arrangements, wo es irgend möglich war, haben sich die verwandten Industrien zu Collectivausstellungen verbunden. Daran fehlt es bei uns noch durchgehend.

Auch die Privatausstellen der französischen Section zeigen, daß sie unter allen die Einzigen sind, die auf früheren Ausstellungen gelernt haben, worauf es ankommt. Sie vermeiden durchweg die Häufung, wissen ihre Erzeugnisse so zu gruppiren, daß der Besucher sich überall einem in sich geschlossenen Ganzen gegenüber befindet, das er bewältigen kann. Dabei schonen sie den Platz nicht, obgleich er ihnen so theuer zu stehen kommt. Besonders hervorragende Stücke stellen sie ganz allein hin, um ja ihre Wirkung nicht zu schädigen, und mit decorativen Zuthaten verfahren sie äußerst vorsichtig. Es ist mir nicht ein einziges Mal begegnet, daß ich einen Moment im Zweifel war, ob ich ein Decorations- oder Ausstellungsstück vor mir hätte, während man in der deutschen Abtheilung oft genug erst die Zierrathe eliminiren muß.

Mit glänzendem Erfolg wissen verwandte Industrien sich zu gemeinsamen Aufbauten zu vereinigen. Auch dazu fehlt bei uns der große Zug, denn hier gilt es gerade für die leistungsfähigen Häuser, sich zum Wohl des Ganzen unterzuordnen. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Collectiv-Ausstellung der Lyoner Seidenfabrikanten. Sie haben gemeinsam einen großen Saal geschaffen, ähnlich dem der Staatsmanufacturen, nur eben dem besonderen Zwecke angepaßt. Er ist von polygonalem Grundriß und wird eingeschlossen von hohen schwarzen Schränken *eines* Schemas, die nur die beiden Eingänge freilassen. In der Mitte ein Glasschrank, daneben jederseits auf dem mit Matten belegten Boden ein Rundsitz von einer schönen Broncefigur überragt. Die Sache hätte nicht einheitlicher ausfallen können, wenn sie nur für eine Firma berechnet wäre. Aber über jeder Doppelthür steht ein anderer Name in großen goldenen Lettern, die einen zusammenhangenden Fries bilden. Auch in der Wahl der Farben haben die Nachbarn auf einander Rücksicht genommen, so daß keiner sich vordrängt und keiner leidet. Also wieder dieselbe vornehme Gleichgültigkeit gegen Prunk und Flitter, dasselbe Streben nach einer ruhigen harmonischen Gesammterscheinung. Neben dem künstlerischen Eindruck fällt dabei auch der moralische einer vertrauenerweckenden Solidität ins Gewicht.

Was eine glückliche Disposition selbst mit einem minderwerthigen Stoffe erreicht, zeigt die tunesische Ausstellung, die unter dem Schirm der Republik aufgebaut ist. Sie öffnet sich nach dem Hauptgange mit zeltartigem Aufbau aus orientalischen Stoffen. Im Innern wird das Arrangement durch ein Repräsentationsbild des Bey beherrscht und die vielen Scharteken der herabgekommenen modernen orientalischen Industrie sind mit allerlei Rohproducten an edlen Gesteinen so munter arrangirt, daß man einen äußerst freundlichen Eindruck mitnimmt.

Welch ein Abstand, wenn man von der französischen Abtheilung nach der deutschen hinübergeht. Aus klaren übersichtlichen Dispositionen großer Massen kommt man in ein Gewirr von kleinlichen Arrangements, aus denen nur zu selten ein würdiges Einzelbild auftaucht. Die Signatur ist Verzettelung.

Geradezu abschreckend ist neben den Leistungen der Franzosen Alles, was auf gemeinsame Kosten an Decorationen geleistet ist. Während die französische Seite des Hauptschiffes sich als eine würdige Architektur repräsentirt, deren Gebälk mit den Wappenschilden der Republik geschmückt, wie ein prächtiger Rahmen den Inhalt isolirt, macht sich gegenüber bei uns die geschmackloseste und ärmlichste Decoration breit, die wir seit langer Zeit gesehen. Draperien aus blauen und weißen Stoffen — letztere natürlich schon vor der Eröffnung schmutzig — hangen in langweiligen Falten herunter und werden überschnitten von großen öden, fischtellerartig ovalen Schilden mit dem Adler des Reiches. Von unten wachsen, die Eisenconstruction der Pfeiler verdeckend, Holzbauten dagegen mit allerlei ausgesägten Fratzen und eingemalten Decorationsbildern. Für den Schmuck der Seitenhallen ist so gut wie niches geschehen. Nur daß in den Eisenconstructionen der Verdachung dicke rothviolette Stricke lose umherhangen. Man stelle sich nur einmal den Gesammteindruck von der französischen Seite aus vor, das schmutzige Blau und Weiß der Vorhänge, das trübe Holz darunter und dahinter das in der Masse von der Seite doch mitsprechende Rothviolett der losen Stricke.

Es war dann auch die Fabel der Ausstellung geworden. Die fremden Nationen führten ihren Besuch an die Stellen, von denen aus dies Arrangement sich am lächerlichsten präsentirte. Und das mußten wir fast jedesmal mit ansehen. Wirklich, es ist die allerhöchste Zeit, daß das Reich ein Einsehen hat. Es darf nicht gestatten, daß sein Adler einer solchen Unzulänglichkeit die Weihe gibt.

Wir wollen uns auf die Veranstaltungen einzelner Firmen nicht einlassen, die nach Kräften zu retten suchten, was möglich war. Konnte es doch keine so weit bringen, daß sie einer der großen französischen Nachbarinnen das Gleichgewicht gehalten hätte, geschweige denn einen beherrschenden Mittelpunkt hätte bilden können, wie der Saal der französischen Staatsmanufacturen. Derartiges fehlte bei uns ganz und gar.

Da haben sich andere Nationen, die weit weniger Raum

Digitized by Google

beanspruchten, weit geschlossener zu präsentiren gewußt. Vor allen Rußland, das durchweg nur Rohproducte ausstellt, aber in die Eisenhallen einen geschlossenen, lustig bunten Holzpalast eingebaut hat, der keinen Augenblick im Zweifel läßt, wo man sich befindet. Auch mit dem Raum ist man dort weit opulenter verfahren als anderswo, mit Ausnahme Frankreichs.

Dann kommt gleich die geschickt inscenirte Ausstellung des Wiener Gewerbevereins. Oesterreich hat sich zwar officiell nicht betheiligt wegen der Ausstellung in Budapest, aber der Kaiser, der ja über ungemessene Privatmittel verfügt, hat zum Schmuck ein Riesenwerk des vergangenen Jahrhunderts hergeliehen, die prächtigen Eisenwerke aus Schlockhoff. Sie hegen mit ihren colossalen Thoren und Gittern die Abtheilung ein, deren Centrum sehr exponirt in der großen Hauptachse liegt. Ohne diesen Abschluß würde es sehr schwer gehalten haben, sich gegen die Umgebung abzugrenzen.

Merkwürdig ungeschickt haben sich die Italiener benommen. Wenn sie trotzdem einen großen Erfolg davongetragen haben, so liegt dies an der Vollständigkeit, mit der durch die Unterstützung des Staates alle ihre großen Luxusindustrien erschienen sind. Der Staat, dessen Zuschuß ein enormer sein muß — die Höhe war von den Commissaren nicht zu erfahren —, zahlt nicht nur die Platzmiethe und die Decoration, sondern auch beide Frachten für alle eingesandten Waaren. Es ist kein Zweifel, daß sich für die Holzarbeiten und Majoliken, für die Glaswaaren und die Schmuckarbeiten der italienischen Industrie ein weiter Markt eröffnet hat, denn die Sachen waren munter und gar nicht theuer. Sie boten uns allerdings nichts Neues, denn es ist uns aus Berliner Lagern ja hinreichend bekannt, wie sich die italienische Kunstindustrie bei hoher technischer Vollendung zwischen den beiden Extremen der Imitation alter Arbeiten und dem wildesten Naturalismus bewegt. Die Majoliken sind entweder Kopien nach den alten Waaren aus Urbino, Faenza, Caffaggiolo oder es sind moderne Vasen, an denen ein Schwarm von Schulkindern klettert und was dergleichen Motive mehr sind. Aber alles das ist mehr aufgehäuft als geordnet, von einer Centralisation wie bei den Franzosen zeigt sich nirgend eine Spur. Von der Unruhe läßt sich schwer eine Vorstellung geben, und doch wirkt das Ganze weit besser als unsere Abtheilung. Es hat in der Fülle gleichartiger Dinge, die da ausgeschüttet sind, etwas von der strotzenden farbigen Wirkung eines großen Gemüsemarkts.

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

I.

Das lange schwarze Haar verworren zurückgeworfen, den Halbärmel des weißen Kleides absichtslos von der runden Schulter gestreift, die beiden Hände niederhängend und die zwei Zeigefinger gleich den Gliedern einer Kette zusammenhakend, steht vor einem hohen gothischen Fenster eine junge schöne Dame, unbeweglich wie eine Statue, — nicht einmal merkt man, daß sie Athem holt. Ihren feinen Zügen fehlt blos eine Regung, dem edlen Gesicht blos die Farbe, den großen dunkeln Augen blos der Glanz, damit man glaube, daß Leben in dieser Gestalt wohnt.

Was sie durch das Fenster vor sich sieht, ist das Meer, dessen Wogen sich an den Felsen des schottischen Gestades brechen, — wer mag wissen, an welchem? Diese Stelle wird nicht von Schiffen aufgesucht, das Meer ist weithin mit langgedehnten Felsenriffen bedeckt, auf welchen sich Möven sonnen, auf der endlosen Wasserfläche ist nicht einmal das Segel einer Fischerbarke zu erspähen, — Sandbänke sind das hier, ein verfluchter Ort. Eine geeignete Zufluchtsstätte für ein Lustschloß, welches nicht zu dem Zwecke erbaut wurde, um Gäste zu empfangen.

Auf der Uferhöhe ziehen sich dichte Gruppen prächtiger uralter Bäume hin, die das Castell auf zwei Seiten umschließen, welches sich blos von der Meeresseite her frei dem Auge darbietet.

Und auf diesem Meere ist nichts zu erblicken, — trotzdem vermag jene schweigsame Dame mit den glanzlosen Augen dasselbe stundenlang zu betrachten.

Im Hintergrunde des Gemaches flüstern zwei Dienstleute: ein Diener und eine Dienerin, lachend mit einander und stoßen sich gegeenseitig mit den Ellbogen an, wer denn von ihnen zuerst die stumme Dame anreden soll. Der Diener hat mit dem Theetisch zu schaffen, auf welchem ein mächtiger silberner Kessel, chinesische Schalen und Tassen bereit stehen, und die Dienerin macht sich am Toilettetisch zu thun, auf welchem ein aus einem einzigen Jaspisstück geschnittener Mohrenknabe mit beiden Händen einen runden Spiegel hält.

„Mylady", beginnt der Diener endlich mit studirter Unterwürfigkeit: „Das Wasser verdampft in dem Theekessel."

Es erfolgt keine Antwort.

„Wünschen Mylady nicht, daß ich Ihr Haar in Ordnung bringe?"

Die Dame antwortet nicht.

Die beiden Dienstleute flüstern wieder, das Mädchen beginnt abermals:

„Madame!"

Da überwältigt sie der Lachreiz; Beide halten die Hände vor den Mund, um den Ausbruch ihrer Heiterkeit zu unterdrücken und blicken sich dann gegenseitig vorwurfsvoll an, wie wenn eines das andere beschuldigen wollte, Anlaß zu dieser Verletzung des Respects gegeben zu haben.

Und die Dame wendet sich nicht einmal zurück, um sich nach dem Grunde des Lachens zu erkundigen.

Jetzt tritt eine dritte Person ins Zimmer: der „Herr".

Er ist von schmächtiger Gestalt, sein Gesicht ist fein und glatt wie das eines Kindes, — er gleicht eher einem frühreifen Knaben, der seinen Kopf mit männlichem Hochmuth zu tragen versteht, als einem Manne, der sein kindliches Gesicht lange zu erhalten gewußt.

Der Eintretende wirft einen fragenden Blick auf die beiden Dienstleute, die sich mit stummen Gesticulationen bemühen, ihn von dem Resultat ihrer bisherigen Bemühungen in Kenntniß zu setzen, worauf sie sich auf einen Wink ihres Gebieters zurückziehen.

Im Zimmer bleiben jetzt blos zwei Personen zurück: der „Herr" und die Dame, über deren Lippen noch kein Laut getreten.

Langsam tritt der Herr zu der schweigenden Gestalt, ergreift deren Hand, hebt sie empor und küßt dieselbe.

„Guten Morgen."

Die schweigsame Dame hört nicht, fühlt nicht, antwortet nicht.

Da schlingt der Herr mit vertraulicher Zärtlichkeit den Arm um die schlanke Gestalt und dort, wo der Aermel des Gewandes herabgeglitten ist, drückt er einen Kuß auf die glatte Schulter und flüstert ihr zärtlich ins Ohr:

„Guten Morgen!"

Die schweigsame Dame erröthet nicht, lächelt nicht, antwortet nicht.

Jetzt wirft sich der Herr in einen Fauteuil, welchen er neben die Regungslose geschoben hat, um sie im Profil betrachten zu können, läßt den einen Fuß über die Lehne des Stuhles hängen, und indem er sich mit der einen Hand den Knoten seiner Halsbinde zurechtrückt, stützt er das Kinn in die andere Hand und spricht stechenden Tones:

„Guten Morgen, mein Fräulein!"

Bei diesen Worten wendet sich das Gesicht der schweigsamen Gestalt voll Staunen und Betroffenheit dem Sprecher zu. Den Lippen entschlüpfte kein Laut, doch die Augen! ah, die besaßen die wunderbare Fähigkeit, alles auszudrücken, und diese Augen antworteten deutlich genug: „ist dieser Mensch verrückt geworden?"

„Ich bin nicht verrückt, mein Fräulein", spricht der Herr, indem er sich bequem in seinen Fauteuil zurücklehnt. „Ich habe mich ganz richtig ausgedrückt. Sie wollen dies nur

Digitized by Google

schwer begreifen, und wundere ich mich auch gar nicht hierüber. Damen sind in dieser Beziehung sehr empfindlich. Und am Ende ist's doch gleichgiltig, ob man Sie nun „Miß" oder „Mylady" nennt — —."

Die Augen der Schweigsamen erwiderten: „mich kann man nicht verletzen."

„Mein liebes Fräulein, noch damals, da ich Sie gewaltsam zum Altar schleppte und Sie zwang, sich mit mir trauen zu lassen, versprachen Sie mir, daß ich von jenem Momente an kein Wort von Ihren Lippen vernehmen werde; aber auch ich gelobte Ihnen, Sie unbedingt zum Sprechen zu bringen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß ich auf sehr rauhe Weise in Ihren Besitz gelangte. Für dieses Vergehen würde ein Anderer in England vielleicht gar bestraft werden. Ein veritabler „rapt" — Mädchenraub. Indessen ist dies meine Sache, machen Sie sich keine Sorgen hierüber. Drei Tage und drei Nächte in geschlossenem Wagen über Stock und Stein, durch Dick und Dünn. Dann ohne Aufenthalt in die Kirche, in eine enge, dunkle Dorfcapelle, ohne Stühle, ohne Heiligenbilder. Auf dem Altare brannten im Ganzen vier Kerzen, da im Dorfe nicht mehr aufzutreiben waren. Die Kutte des Geistlichen hatte ein Loch, so groß wie ein Galeerenfenster, und das Gebetbuch ermangelte des Titelblattes, sowie des Deckels. Immerhin aber war das ein sehr geeigneter Ort, um ein flüchtiges Liebespärchen ohne jegliche unangenehme Erkundigungen trauen zu lassen. Habe ich Recht?"

Aus den Augen der stummen Dame blitzte die Anklage einer unangenehmen Erinnerung.

„Sie entsinnen sich noch jenes Auftrittes? Gewiß, war es doch erst gestern. Ich ließ Ihnen freie Wahl: entweder — oder. Wollen Sie sich mit mir trauen lassen oder nicht? Und Sie fanden, daß das Erstere vorzuziehen sei, und so wurden Sie meine Gattin. So war es doch, mein Fräulein?"

Die stumme Dame zuckte mit den Schultern; — wer sollte auf sinnlose Worte antworten?

„Das ist einmal geschehen, und vor vollendeten Thatsachen pflegt man überall in der Welt die Thüren zu öffnen. Mir aber ist ein Skrupel bei der Sache aufgestiegen. Ich bin nämlich nicht ganz sicher, ob der Mensch, der uns traute, in Wirklichkeit ein Geistlicher war! Schien es Ihnen nicht auch, daß die Physiognomie dieses ehrwürdigen Herrn eine verdammte Aehnlichkeit mit Sammy, meinem Kammerdiener, hatte?"

Die Augen der Dame drückten namenlosen Schrecken aus.

„Ja, ich bin selbst darüber nicht ganz beruhigt, ob das Buch, aus welchem er die Trauformel verlas, nicht etwa eine Sammlung von Robin's Räuberballaden war, und die Matrikel, in welche wir unsere Namen eintrugen, habe ich stark im Verdachte, die Fremdenliste eines Dorfwirthshauses gewesen zu sein, und endlich duftete die angebliche Kirche so nachdrücklich nach Gin und Porter, wie wenn die Dorfgelage zuweilen dort gefeiert werden würden."

Das Gesicht der Dame glühte nunmehr und ihre flammenden Augen wandten sich voll Haß und Wuth ihrem Peiniger zu.

Der aber sprang lachend von seinem Platze auf und fuhr scherzenden Tones fort:

„Ich glaube in der That, mein schönes Fräulein, daß man uns höllisch angeführt hat. Doch ändert das ja nichts an der Sache. Ich bleibe Ihnen trotzdem ebenso treu ergeben, wie wenn uns der Erzbischof von Oxford seinen Segen ertheilt hätte; Sie sind unumschränkte Gebieterin über mein Haus, meine Dienstleute, meines Herzens und Geldbeutels. Sie können sich von Jedermann „Mylady" nennen lassen, in Gegenwart dritter Personen werde ich Ihnen dieselbe Anrede zu Theil werden lassen, auf den Schlag Ihrer Wagen lassen Sie immerhin mein Wappen und in die Ecken Ihrer Taschentücher meine Krone anbringen. Bestimmen Sie einen Juwelier und eine Modewaarenhändlerin zu Ihren Lieferanten, — Ihre Rechnungen werde ich stets ohne Prüfung bezahlen. Ich werde Sie gerade so ehren und schätzen, wie der Lordkanzler die Myladykanzlerin."

In dem wirren Rollen und dem spähenden wilden Blick in den Augen der Dame lag der Gedanke an Flucht deutlich ausgeprägt. Der Herr verstand dies.

„Hier, mein liebes Fräulein, sind Sie sehr gut aufgehoben; Sie bewohnen ein bequemes, vornehmes, mit Allem reichlich versehenes Schloß auf einer Halbinsel am Meeresstrande im Westen von Schottland, sechsundneunzig Meilen von London entfernt, und bei der Landzunge kamen wir, wie Sie bemerkt haben werden, über eine Brücke, woraus Sie ersehen können, daß dieselbe durchschnitten ist. Die ganze Besitzung ist von meinen Leuten bewohnt und die Meeresseite ist für Schiffe unzugänglich. Und selbst wenn Sie von hier entfliehen könnten — wohin würden Sie gehen? was würden Sie anfangen? Wie wollten Sie sich Genugthuung verschaffen? Das Processiren verschlingt viel Geld. Auf welche Weise würden Sie beweisen, daß Sie mir nicht freiwillig gefolgt sind? Höchstens würden Sie erreichen, daß die Zeitungen Ihr Unglück ausposaunen, alle Welt sich einen Tag lang darüber entsetzen, zwei Tage lang allerlei Glossen schneiden und schließlich das Ganze vergessen würde. London ist weit und das Schwert der Gerechtigkeit hoch."

Noch immer verließ kein Laut die Lippen des gequälten Weibes, doch ihre Augen brannten fieberhaft, ihre Hände ballten sich krampfhaft zusammen und ihr ganzes wildes Aussehen schien eine maßlose Drohung, einen unbezähmbar wilden Rachedurst auszudrücken.

„Ich weiß, ich weiß", sprach der Herr ruhig; „jener gewisse junge Mann. Seien Sie darob ganz unbesorgt, mein schönes Fräulein, er wird uns nicht finden können. Ich habe Sorge getragen dafür, daß er einem Kriegswerber in die Hände falle. Sie wissen ja, auf welche Weise die Schiffsflotte Ihrer Majestät mit Mannschaft versehen zu werden pflegt? Einer dieser Werber bemächtigte sich auch Lyonel's — so hieß er doch, wie? — und seither segelt er bereits gen Gibraltar. Man führt ihn nach Ostindien, von wo er vier Jahre lang nicht zurückkehren wird."

Gebrochen von Schmerz und Wuth neigte die Dame verzagt das Haupt und ihre Augen sprachen nichts mehr; sie schloß die Lider, wie wenn sie liebe Erinnerungen, Schmach, Liebe und Rache mit einem Trauerflor überdecken wollte.

„Sehen Sie, liebe Athalie, ich war ganz aufrichtig und habe Ihnen Alles mitgetheilt, was ich wußte. Und nun überlasse ich es Ihnen, über das Vernommene nachzudenken. Sie sind vollkommen Herrin der Situation, die Sie ganz nach eigenem Gutdünken gestalten können. Sie können dieselbe zu einer rauhen, Sie können sie aber auch zu einer angenehmen machen. Sie können längere und kürzere Zeit zwischen Poesie und Philosophie schwanken. Sie können im Schlosse heftige Auftritte herbeiführen, können Ihren Unmuth, wenn Sie es für gut finden, an Ihren Dienstleuten, an Ihren Möbeln und Ihrer Umgebung ausüben, ich habe Sorge getragen, daß dieselben alles — ohne Widerrede geschehen lassen. Ich weiß, daß das anfänglich nicht anders möglich ist."

Das Gesicht der Dame gewann bei diesen Worten wieder seinen marmornen Ausdruck zurück; sie verließ das Fenster, an welchem sie bisher gestanden, und trat mit gleichgültiger Miene zu dem Theetisch, wo sie frisches Wasser in den Kessel goß, wie wenn sie für nichts weiter auf der Welt Interesse hätte.

„Sie wissen, Athalie, daß ich kein türkischer Seraskier bin; ich weiß sehr gut, daß man die grüne Schale der Nuß nicht mit dem Messer entfernen muß, um zu dem süßen Kern zu gelangen, da wir uns dadurch die Finger beschmutzen würden; — wenn wir sie friedlich stehen lassen, fällt sie von selbst ab. Ich will Ihnen Zeit und Ruhe gönnen. Nicht einmal mit meinen Besuchen werde ich Ihnen zur Last fallen. Die kleine Episode, die sich zwischen uns abgespielt, soll keinen Anlaß zu traurigen Erinnerungen geben. Die Zimmer, die Sie bewohnen werden, sind ausnahmslos von innen zu verschließen und geheime Thüren, durch die Jemand Sie überraschen könnte, sind nicht vorhanden. Wenn Sie aber einmal in eine jener melancholischen Gemüthsstimmungen verfallen sollten, die die gewöhnlichen Cryptogamen der Einsamkeit zu sein pflegen, in denen man sich nach einem Freundesantlitz sehnt, selbst wenn dasselbe durch Gewährung von

Digitized by Google

Verzeihung erkauft werden sollte, — dann mögen Sie sich dieses kleinen Schlüssels bedienen, der die Thür des Corridors erschließt, durch welchen die schöne Athalie zu ihrem allergetreuesten, seiner Befreiung mit Geduld entgegensehenden Sklaven gelangen kann."

Voll stummer Verachtung ergriff die Dame mit der silbernen Zuckerzange den auf den Tisch gelegten Schlüssel — mit der bloßen Hand erfaßte sie ihn nicht — und warf ihn zur Erde.

Der Herr lächelte.

„Wenn es Ihnen aber mehr zusagen sollte, in einer finstern Nacht meiner Aufsicht zum Trotze aus dem Schlosse zu entfliehen, sich nach London durchzubetteln, dort die eigene Schmach zu verkünden, die Welt glauben zu machen, was heutzutage Niemand mehr glaubt, sich von allen Leuten auslachen zu lassen und dort zu enden, wo so viele enden, die Tags über seidene Kleider tragen, — nun so sei auch dies Ihrem Ermessen überlassen."

Mylord küßte der Dame abermals die Hand und verließ sie.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung im Künstlerverein.

(Schluß.)

Es ist sonderbar, wie schwer es uns in diesem Jahrhundert wird, in der Kunst uns selber zu finden, uns Deutschen ganz besonders. Seitdem das große Historienbild vom Schauplatz getreten, sollte man meinen, daß nun auch das Genre sich dem modernen Leben zuwenden würde, wie dies bei den Franzosen und Engländern schon geschehen. Aber es entschließt sich bei uns nur langsam zu dem Schritt und wird, wie es scheint, nur auf vielfachen Umwegen zum Ziel kommen. Unter den sämmtlichen Bildern im Künstlerverein ist keins, das frischweg unser Leben schilderte. Man müßte denn die Scherze von H. Lessing, ein Officier, der plötzlich entdeckt, daß er beim Scharmiren mit einem Bauernmädchen von einer Dame aus der Gesellschaft beobachtet wird, und von W. Amberg ausnehmen, der eine Scene aus der Sommerfrische vorführt. Die wenigen, die sonst doch in unsere Zeit greifen, suchen ihre Stoffe abseits bei den Bauern, den Mönchen, den Bierphilistern. Es mag ein Zufall sein, daß gerade nichts andres da ist, aber die Möglichkeit, daß auf einer Ausstellung von diesem Umfang die künstlerische Gestaltung unserer eigenen Daseinsformen fast ganz fehlen kann, spricht deutlich genug.

Claus Meyer, dessen Physiognomie sich das Ausstellungspublicum merkwürdig rasch gemerkt hat, ist um zwei Jahrhunderte weiter in die Vergangenheit zurückgewichen. Sonst bot er meistens Phantasien über die Themate der holländischen Genremaler des siebzehnten Jahrhunderts; diesmal schildert er in derselben Manier, nur um mehrere Schattirungen grauer und einförmiger, einen Altweiberklatsch vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es sieht aus, als hätte er sich an den Kupferstichen Israel's von Meckenen, die so lustige Schilderungen jener Uebergangszeit enthalten, für die Periode begeistert. Wenigstens rufen einem die spitzen Vogelgesichter der alten Weiber die Typen Israel's ins Gedächtniß. Die weißen Wände des Gemaches werden von Möbeln kaum unterbrochen, nur daß sich eine Banktruhe nach orientalischer Art um das Zimmer zieht; das hocheinfallende Licht des nicht sichtbaren Fensters zeichnet, ähnlich wie bei Dürer's Hieronymus im Gehäus, die Butzen auf die Wand. Spitze Schnabelschuhe, die auf dem Boden liegen, und spielende junge Katzen bringen eine geringe Abwechslung hinzu. Wenn man einen Augenblick vor dem Bilde gestanden hat, vermißt man die gerollten Schriftbänder über den Figuren, die der gute Israel so bunt durcheinander zu schlingen weiß. — Wie viel amüsanter ist aber der alte halb vergessene Westphale, der erste unter den deutschen Künstlern, der das Genre geradezu gepflegt hat. Wir reproduciren so viel unnütze alte Scharteken, weshalb nicht lieber einmal in einem hübschen Bändchen die sämmtlichen Zeitbilder dieses Meisters? So unselbstständig er in seinen höheren Stoffen ist, hier steht er auf lange Zeit als der Einzige da.

Mit seinem „Verlassen" macht Max Schmidt einen etwas gewaltthätigen Angriff auf die Rührseligkeit. Es ist die Katastrophe eines Dorfromans. Der oberbairische oder Tyroler Don Juan kommt mit seiner Geliebten oder jungen Frau auf dem Heimweg an einem Muttergottesbilde vorbei, vor dem an der Erde die Verführte mit ihrem Kinde liegt. In gemischter Empfindung hat sich ihr die Legitime zugewandt, während der Bösewicht das ganze Unbehagen ausdrücken muß, das ihm die Situation bereitet. Eine sonderbare Kunst, die sich alle erdenkliche Mühe gibt, die Aufmerksamkeit von sich selber abzulenken, indem sie Alles darauf anlegt, die fabulirenden Seelenkräfte aufzuregen. — Merkwürdig, wie zählebig die gemalte Dorfgeschichte sich erweist, während man in der Literatur nicht viel mehr von ihr wissen will. Uns ist schließlich eine reine Zustandsmalerei wie bei Claus Meyer fast noch lieber, wenn sie selbst zu entlegenen Stoffen greift. Hans Dahl, der sich mit seiner Specialität lachender Bauernmädchen fast eben so schnell wie Meyer ein Publicum erworben hat, zeigt keinen neuen Charakterzug in seiner „Frühlingsstimmung" mit dem lachenden jungen Mädchen, das unter einem blühenden Apfelbaum im Grase sitzt und thut, als sähe sie den über dem Zaune auftauchenden Burschen nicht. Gustav Hellquist hat uns eins der liebenswürdigsten Bilder der Ausstellung beschеert. Sein „Idyll" malt das weltabgewandte Leben der Mönche in ihrer Beschäftigung im Klostergarten. Vorn steht einer am Beet und pflegt die Blumen, weiter hinten sitzt ein anderer mit umwickeltem Kopf und liest in einer Zeitung von verdächtig kleinem Format. Der Vorwurf ist sehr beliebt in München. Hellquist hat etwas Eigenartiges in der Behandlung des Raumes, was auch hier zu Tage tritt. Es wird von dem hügeligen Garten nur ein kleiner Ausschnitt gezeigt, aber die Bewegung des Terrains ist so energisch, daß man sich sofort vor einem großen Raume fühlt. — Harburger, dessen Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter" immer bedeutender werden, stellt ein behagliches Wirthshausbild aus mit all den prächtigen Eigenschaften, die wir an ihm lieben.

Damit hätten wir das eigentliche Genre übersehen. Landschaften gibt es reichlich die dreifache Anzahl. Aber auch hier tritt uns keine neue Gestalt entgegen, noch auch zeigt sich einer der alten Freunde von neuer Seite.

Am meisten Aufsehen hat unter den Landschaften der Wintermorgen im Riesengebirge von Rudolf Schuster erregt. Er hat uns aber trotz seiner großen Qualitäten nicht überrascht, denn die köstlichen Bilder, die seit Jahren von ihm auf den Ausstellungen erschienen, ließen uns jeden neuen Katalog zunächst darauf hin durchsehen, ob auch sein Name darin aufgeführt sei. Daß er dem Publicum noch nicht so geläufig ist wie hundert andere, die ihm nicht das Wasser reichen, erklärt sich von selber durch die hohen Anforderungen, die er an sich stellt. Er studirt weit mehr, als er producirt und thut sich in der Durchbildung seiner Gemälde nie genug. So kommt es, daß nur in größeren Abständen Werke von ihm an die Oeffentlichkeit bringen. Es kommt hinzu, daß sie nichts weithin Auffallendes haben. Sie terrorisiren ihre Umgebung weder durch ihr Format noch durch gewaltsame Effecte und wirken weitaus am günstigsten, wenn sie, der Bilderwand entrissen, die, wie der Tod, Alles gleichmacht, nur für sich da sind. — Auch diesmal ist der Umfang des Rahmens nur gering, aber es ist ein ungeheures Gebirgspanorama hineingebannt. Von den kahlen Feldern des Vordergrundes fällt das Terrain langsam ab ins Thal, aus dem sich zerstreute Hütten erheben. Langsam steigt es jenseit wieder an bis zu dem Walde, über dem sich dräuend der dunkle Gebirgsrücken erhebt, der schon das Schneekleid trägt. Man hat das Gefühl eines unendlichen Raumes vor dem kleinen Bilde, noch stärker als bei Hellquist. Dabei ist an dem reichen Detail nichts unterschlagen und Alles steht von Luft umflossen genau an seinem Platze. Gerade, wie wenn man von der verkehrten Seite durch ein Fernrohr sieht. — Es will uns scheinen, als ob der Künstler, der so viel kann, von dessen Studienmaterial man Wunderdinge erzählt, zu ängstlich producirte. Warum greift er nicht einmal zu großem Format? Das

Digitized by Google

Beste wäre freilich, er malte uns einmal ein wirkliches Panorama. Dabei würde er seine Kraft am sichersten entfalten lernen. —

Die übrigen Landschafter bieten nichts wesentlich Neues. A. von Meckel, dem seine Orientbilder auf den letzten Ausstellungen große Erfolge eingetragen haben, vereinigt in einer Oasenansicht die „Lieblinge des Beduinen", Dattelpalmen, schöne Weiber und Kamele. Er wird in der Zeichnung, auf die bei dem harten Licht des Südens so viel ankommt, allgemein bewundert. — Kallmorgen in Karlsruhe stellt zwei hübsche Frühlingslandschaften aus, die, wie seine früheren Arbeiten, den Einfluß Schönleber's verrathen. Von Schirm in Breslau ist eine Oberlandschaft in Frühlingsstimmung zu erwähnen; von Douzette eine Waldlandschaft aus dem herrlichen Forst zu Prerow. A. Hertel ist durch einige farbenkräftige Aquarelle sehr glücklich vertreten. Es kommen hinzu Landschaften von Andorff, Ludwig, Kamecke, Oesterley, Krabbes, Tübbecke.

Im Portrait hat sich C. Fehr eine große Popularität erworben. Er schickt fast regelmäßig eine ganze Reihe auf die Ausstellungen. Nils Gude, der längere Zeit nicht erschienen war, bietet ein tüchtiges Porträt des Landschafters Schirm. Außerdem stellen Graf Harrach, Fechner, Brack und Koner neue Werke aus. Letzterer, dem auf der letzten akademischen Ausstellung die etwas gezierte Fingerbewegung auf einem sonst ausgezeichneten Damenporträt einen schönen Erfolg beeinträchtigt hat, macht die Scharte mit einem ausgezeichneten schlichten Männerbildniß wett. A. L.

Von den Theatern.

Die Italienische Oper im Krolltheater. Offenbach-Cyclus im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater.

Seit zwei Wochen hat der Impresario Herr Strakosch (ein Bruder des berühmten Gesanglehrers, des ersten Unterrichters und Schwagers der Adelina Patti) Italienische Opern-Aufführungen im Krolltheater veranstaltet, ohne einen erfreulichen Erfolg zu erzielen; es steht sogar zu befürchten, daß das Interesse des Publicums, das schon beim Beginn keinen hohen Wärmegrad gezeigt hat, nach und nach auf einen der Null nahen Punkt sinken wird. Ein Rückblick auf die italienischen Opern-Unternehmungen ist lehrreich für jeden „Impresario". Nur der Gerster und nach ihr, in höherem Maße, der Patti war es beschieden, wahrhaft große künstlerische Erfolge zu gewinnen, die selbstverständlich auch den geldlichen Interessen zu Gute kamen. Die Eine, als ganz Unbekannte in Berlin erschienen, hatte gar keine Erwartungen angeregt; daher war, als sie ein außerordentlich liebenswürdiges Talent entfaltete, der Enthusiasmus um so größer. Leider hat sie im Laufe der Jahre ihrem liebenswürdigen Talente eine falsche Richtung gegeben, vielleicht an Kehlengeläufigkeit gewonnen, ganz bestimmt aber vom Schmelze der Stimme, von der Einfachheit und Innigkeit des Vortrages viel eingebüßt. Die Patti war im vollen Glanze ihres Ruhmes vor das Berliner Publicum getreten, hat alle höchstgespannten Erwartungen übertroffen und gezeigt, daß sie alle italienischen ersten Sängerinnen weit überragt. Die beiden genannten Künstlerinnen sind dann später im Königl. Opernhause erschienen, durch sie kamen die unleidlichen Vorstellungen in die Mode, in denen die Hauptperson italienisch und die Umgebung deutsch singt.*) Die späteren Versuche, geschlossene italienische Operngesellschaften vorzuführen, waren nicht vom Glücke begünstigt, obwohl sowohl die beiden in zwei Jahren aufeinander folgenden „Stagionen" im Philharmonischen Saale (damals noch „Skating-Rink") und die eine im Victoria-Theater ausgezeichnete Sänger brachten, jene die Varesi, Aramburo, die Herren Brogi, Aramburo und Gasperini, diese die Turolla u. a. Das Interesse des Publicums war nun einmal nicht mehr hoch zu erregen. Die meisten neuen italienischen Opern sind durch sehr gute deutsche Aufführungen allgemein gekannt, und die noch nicht bekannten erregen eher Mißtrauen als Neugierde. Ich habe bemerkt, daß noch eher ältere komische Opern, welche ein nationales italienisches Gepräge tragen und nur von italienischen Sängern gut wiedergegeben werden können, zahlreichere Hörerschaft anziehen, als die neuen, so z. B. Don Pasquale, Elisir d'amore, matrimonio segreto, die der deutschen Sanges- und Darstellungsart ferne liegen.

Von der jetzt im Krolltheater wirkenden italienischen Operngesellschaft kann man im Ganzen nur Gutes sagen. Die Primadonna, Fräulein Donadio (Dieudonné — sie ist Französin —), ist schon vor einigen Jahren in Berlin aufgetreten mit wahrhaft ausgezeichnetem Erfolge; ihre schöne Stimme, die vortreffliche Coloratur, besonders aber der feine geschmackvoll innige Vortrag haben ihr damals die allgemeine Theilnahme gewonnen. Leider hat die Stimme ein wenig an Kraft und Schmelz verloren, und die Künstlerin ist zuerst in Rollen wie Rosine (Barbier) und gar als „Dinorah" aufgetreten, in denen nur die ganz unfehlbare Kehlgeläufigkeit entschieden Wirkung hervorbringt und der Gemüthsausdruck gar nicht zur Geltung gelangen kann. Das Unternehmen des Impresario, die Dinorah als italienische Oper vorzuführen, war ein ganz verfehltes, von vornherein dem Mißlingen verfallenes. Dieses Meyerbeer'sche Werk wird in Deutschland immer als ein deutsches, mit französischem Aufputze versehenes gelten; es ist trotz mancher sehr geistreichen interessanten Einzelheiten ein in Text und Musik schwaches, unzusammenhängendes, zerfahrenes. Der Schattentanz-Walzer ist ein Coloratur-Paradestück, das die Patti in der Unterrichtsscene des „Barbier" als Einlage vortrug; das war die richtige Verwendung; aber die ganze Oper um dieses einen Stückes willen auf das Repertoire einer italienischen Stagione zu stellen, konnte keinen Gewinn bringen. Es wird mir versichert, sie gefiele in Italien sehr und würde viel gegeben. Dort sind die Verhältnisse ganz anders gestaltet. Die ganze Opernstagione dauert in jeder Stadt 2—3 Monate, eine jede soll irgend etwas Neues bringen; da ist es denn ganz begreiflich, daß neben den neuen italienischen Erzeugnissen „Dinorah" noch immer als Erfolg-Oper erscheinen konnte. Aber in Deutschland, wo während zehn Monaten alle möglichen vaterländischen und fremden Werke vorgeführt werden, kann eine italienische Operngesellschaft mit der Vorführung einer Meyerbeer'schen Oper (und nun gar dieser) nicht auf Erfolg hoffen.

Neben Signorina Donadio hat eine Signora Mantelli sich rasch die Sympathie des Publicums erworben: die jugendlich-kräftige, wohltönende frische Altstimme, gute Schule und lebhafter natürlicher Vortrag gewannen dieser bisher ganz unbekannten Sängerin einen sehr günstigen Erfolg. Als Sänger wirken die Herren Padilla, Frapolli, Monti; ersterer ist seit Jahren als ein ausgezeichneter Gesangskünstler hochgeschätzt, der über nicht mehr ganz frische Stimmmittel mit vollkommener Schule und vortrefflichem Geschmacke verfügt. Signor Frapolli ist ein wirklich liebenswürdiger Tenor, Signor Monti ist ein ganz trefflicher Bassist. Es fehlt also gewiß nicht an guten Kräften, die Anziehung ausüben könnten; aber zwischen ihnen und dem Publicum steht als Isolator die Gleichgiltigkeit gegen die Sache selbst, und dieser gegenüber bleibt auch eine stärkere Elektricität unwirksam.

Da hat der thätige Director des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters es besser verstanden, auf das Publicum zu wirken. Dem Strauß-Cyclus, dem wir fern blieben, weil uns eigentlich nur die Walzer dieses genialen Tanzcomponisten interessiren, ließ der Director einen Offenbach-Cyclus folgen, dessen zwei erste Abende wir besuchten. Der erste brachte drei Einacter, unter ihnen die ganz reizende „Hochzeit bei Laternenschein", der zweite „Orpheus". Wir haben beide Male unsere Ueberzeugung gestärkt: daß Offenbach seine deutschen Nachahmer und Nachäffer weit überragt in Erfindung und Rhythmik, besonders aber in der Feinheit und Charakteristik der Instrumentation. Hierin ist er ihnen gegenüber ein „Classiker"!

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, ihn einmal wieder auf die Tagesordnung zu bringen; das Theater ist immer überfüllt.

In Concerten ist noch nichts Hervorragendes geleistet worden, und nur solches kann eine Wochenschrift besprechen.

Heinrich Ehrlich.

*) Freilich hat man es in Deutschland so weit gebracht, den Hamlet von einem Amerikaner englisch gesprochen in vollkommen deutscher Umgebung zu ertragen.

Digitized by Google

Inserate.

Die im Verlage von Otto Janke in Berlin erscheinende, von Otto v. Leixner redigirte „**Deutsche Roman-Zeitung**“ begann ihren 23. Jahrgang. Das für denselben angekündigte Programm ist ein ganz besonders reichhaltiges: Karl Berkow eröffnet das Blatt mit einem historischen Roman „Die Söhne Gustav Wasa's“, hieran schließt sich ein Familienroman von Georg Hartwig „Die Archenbach“, beide Romane fesseln schon beim Beginn das Interesse des Lesers. Weitere Romane von Ferd. Sonnenburg, M. A. Enders, Richard Freudenberg, O. v. Leixner 2c. sollen folgen. Das Feuilleton der Romanzeitung, das von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt, bringt im ersten Hefte Beiträge von Martin Greif, eine kulturgeschichtliche Skizze von G. Sundelin „Die Pflanzen im Leben des Menschen“, einen Aufsatz v. Leixner's „Höflichkeit und Wahrheitsliebe“ und neben literarischen Besprechungen viele kleine Artikel aus den mannigfaltigsten Gebieten. Die Roman-Zeitung ist das stoffreichste aller Unterhaltungsblätter und besonders durch die Einheitlichkeit ihrer Redaktion ausgezeichnet, welche trotz des wechselnden Inhaltes hervortritt.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Für ein **Damen-Modejournal**, welches in **besseren Kreisen** eingeführt ist, werden für die **belletristische Beilage** Beiträge von bekannten Autoren gesucht; kurze Novellen und Erzählungen, Essays, praktische Winke für das Haus 2c.
Gefl. Offerten sind unter Chiffre **P. S.** an die Expedit. d. Bl. zu adressiren.

Verlag von **Eduard Trewendt in Breslau.** Soeben erschien:

Schulröschen.

Erzählung
von
Rudolf von Gottschall.

Preis geb. ℳ 5,50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hochfeine solide Brüsseler

Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.

Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage
von
Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle

von
Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise
nach der **Nordwestküste** von **Amerika** und der **Beringstraße,**
ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause
geschildert von
Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.

Von **Paul Mantegazza,**
Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.
Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**
Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage. 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterwerk feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung.“

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder
aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. u. XV.
Ausgewählt und erläutert
von
Hans Blum.
Zweiter Band.
8. geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Inhalt des zweiten Bandes: Um einen Sitz der Unsterblichen. Don Juan im Schleier. Der letzte Montmorency. Die Verschwörung des Cinq-Mars und de Thou. Der Banquier und die Tanzfee. Die Heirath des Fräulein von Kerbabü. Saurin und Rousseau. (Nachtrag zum ersten Fall.)

Aus dem
Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W.
(Besser'sche Buchhandlung) Behrenstraße 17.
1885.

Theodor Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860. Eleg. geh. 5 M. In Leinwand gebunden 6 M. 20 Pf.

Karl Werder, Vorlesungen über Shakespeare's Macbeth, gehalten an der Universität zu Berlin. Eleg. geh. 5 M. In Leinwand gebunden 6 M. 20 Pf.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

System
der
Nationalökonomie.

Ein Lesebuch für Studirende
von
Gustav Cohn,
ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Göttingen.

1. Band. **Grundlegung.**
8. geh. Preis M. 12. —

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 31. October 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen. Von Balto Germanus. — Parlamentarische Gedankenspähne. II. (Schluß.) Von Verax. — Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef. Von einem Staatsanwalt. — **Literatur und Kunst:** Ein Brief Herder's. Von Ludwig Geiger. — Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers. Von E. Marr. — Die Antwerpener Weltausstellung. Von Alfred Lichtwark. (Schluß.) — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — **Offene Briefe und Antworten:** In eigener Sache. Von Theophil Zolling. — Inserate.

Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen.

Als Peter der Große im Jahre 1721 durch den Nystädter Frieden die Herrschaft von Liv- und Estland überkam, gelobte er für sich und alle seine Nachfolger, die jemals den russischen Thron besteigen würden, mit einem feierlichen Eide, den eroberten Provinzen alle bestehenden Rechte unangetastet zu lassen und sie in ihrer Gewissensfreiheit nicht zu beschränken. Kurland trat erst in der letzten Regierungszeit Katharinas II. zu Rußland über. Das wurde durch Verrath bewerkstelligt, und zwar geschah es auf Gnade oder Ungnade, also bedingungslos.

Jener Eid Peters des Großen ist längst vergessen, und seitdem man sich überhaupt mit der Russificirung und Orthodoxirung der Ostseeprovinzen höhern Orts beschäftigt, macht man hierin keinen Unterschied zwischen Liv- und Estland einerseits und Kurland andererseits. In Kurland, wo, wie erwähnt, man von Rechtswegen keine Schonung von den Russen zu erwarten hat, gereicht es den deutschen Bewohnern dieser Provinz zum Trost, Liv- und Estland, die wohl ein kaiserlich gegebenes Wort auf Wahrung ihrer angestammten Rechte erhalten haben, mitleidend zu wissen. Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Das ist aber die Strafe für die Unterlassungssünden der Väter. Wie leicht wäre es ihnen, als den Trägern der Cultur, früher, und selbst in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, gewesen, den einzig richtigen Weg in Bezug auf die Letten und Esten einzuschlagen, indem sie ihnen die Segnungen der Germanisation auch in sprachlicher Beziehung zu theil werden ließen! Statt dessen sträubte man sich, in blinder Verkennung der daraus für uns erwachsenden Vortheile, mit Hand und Fuß immer und überall dagegen. Jetzt ist es so weit gekommen, daß sich die Letten und Esten, hierin nach Kräften unterstützt von der russischen Regierung, bestens dafür bedanken.

Mit der gewaltsamen Conversion der livländischen Landbevölkerung in großartigem Maßstabe während der vierziger Jahre, und mit dem Tagen einer russischen Commission in Riga um dieselbe Zeit, deren Bestrebungen sich jedoch schließlich im Sande verliefen, fing das böse Spiel an. Aber erst der polnische Aufstand von 1863 war es, der großes Leid bringen sollte. Nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Und von jener Zeit an beginnt auch das systematische Russischmachenwollen der Ostseelande. Herrn Katkow nämlich, dem Chefredacteur des damals und jetzt maßgebendsten russischen Blattes, der „Moskowskija Wedomostji" (d. i. der Moskau'schen Zeitung), fiel es plötzlich ein, — warum, darüber haben sich die bedeutendsten baltischen Männer vergeblich den Kopf zerbrochen — die deutschen Ostseeprovinzialen als eben so treulos hinzustellen, wie die polnischen pany, und verlangte daher kategorisch, die Ostseeprovinzen sollten russisch werden. Mit äußerster Consequenz und Hartnäckigkeit behandelte und verfolgte er dieses Thema, während es den Deutschen von der Oberpreß-Verwaltung untersagt wurde, sich in einem russischen Blatte gegen dieses schmählichen Angriffe zu vertheidigen, damit das russische Lesepublicum nicht erfahre, was es von den Katkow'schen Ueberfällen zu halten habe. Die deutsche Presse der Ostseeprovinzen stand und steht aber unter Präventivcensur, und so blieb nur ein Blatt übrig, darin man sich Luft machen konnte — freilich vergeblich —, die deutsche St. Petersburger Zeitung, welche, wie alle Organe der Presse in den beiden Residenzstädten, ohne vorhergehende Censur erscheint. — Den Bemühungen Herrn Katkows aber war es gelungen, einen bedeutenden Theil seiner Zukunftspläne innerhalb fünf bis sechs Jahren verwirklicht zu sehen. Die amtliche Sprache der Gouvernements-Regierungen, der Domänenhöfe, der Renteien, der Canzelleien, der Gymnasien und der übrigen Kreisschulen, der Procureure ꝛc. ꝛc. wurde fortan die russische. Nur mit den aus der früheren Zeit stammenden Landesbehörden, die im mündlichen und schriftlichen Verkehr die deutsche Sprache noch jetzt gebrauchen können, durften und dürfen sie in dieser correspondiren. Das war ein vielversprechender Anfang! Und da von der russischen Regierung mit Freuden bemerkt wurde, daß es damit ganz gut gehe, so wurde der Beschluß gefaßt, nächstens den Balten wieder einmal an ihrem deutschen Zeuge zu flicken, bis endlich daraus ein russischer Kittel geworden sei. So plagt man sie von oben her jetzt seit sieben bis acht Jahren mit der Einführung der russischen Landschaftsinstitutionen, indem man haben will, daß hierzu von ihrer Seite die Initiative ergriffen werde. Gewisse Parteien der Landtage haben sich Mühe gegeben, es dahin zu bringen, jedoch erfolglos. Die Sache liegt aber folgendermaßen. Wenn sich die Ostseeprovinzen die Landschaftsinstitutionen auf den Hals laden, was die russische Regierung will, so wird sie, wenn diese sich später über diese oder jene Unzuträglichkeiten derselben bei ihr beschweren, sagen: ihr habt sie selber gewollt, nun tragt sie auch! — Es ist daher nicht einzusehen, warum sich die Balten selber ohne zwingende Noth, freiwillig, von der Gewalt des Gouverneurs abhängig machen sollen — was sie durch die Annahme jener Institutionen eben thun —, wo es doch der russischen Regierung freisteht, jederzeit die Einführung derselben vorzuschreiben. Sie ist sonst

Digitized by Google

so blöde nicht beim Zugreifen nach Dingen, über die sie nichts zu sagen hat.

Der zweite größere Anlauf zur Vernichtung des deutschen Wesens der Ostseeprovinzen wurde zur Zeit gemacht, als Ignatiew Minister des Innern geworden war. Dieser Biedermann, der besagten Posten bald nach der Ermordung Kaiser Alexanders II. erhielt, ist einer der ärgsten Nihilisten im Reich, der sich aber wohl hütet, seine geheimen Pläne jetzt, also zur Unzeit, offenkundig zu machen. Er wartet auf eine gelegenere Zeit dazu. Er wollte nun die öffentliche Aufmerksamkeit auf ein anderes Gebiet als den angefressenen Leib Rußlands lenken, um dadurch auch die von den grauenvollen Ereignissen der letzten Zeit eingeschüchterten Gemüther der Hofkreise ein wenig zu beruhigen, und beschloß daher, „die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen zuzuspitzen". Er that dieses reichlich, indem er dafür sorgte, daß die Jungletten und Jungesten nun erst recht wider die Deutschen zu Meuchelmord, Brandstiftungen und Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit aufgehetzt wurden, und konnte sie dann so „gerechtfertigtermaßen" mit einer Senatorenrevision heimsuchen. Zu dieser Revisionscommission unterließ er nicht, einige Beamte zuzucommandiren, die geriebene Nihilisten waren. Liv- und Kurland waren die bedauernswerthen Objecte der Revision, während Estland, auf stricten Befehl des Zaren, von derselben verschont blieb, weil Se. Majestät mehrere Sommer daselbst gebadet und durch seinen dortigen Aufenthalt die Ansicht gewonnen hatte, daß in Estland alles ruhig sei und diese Provinz daher keiner Revision bedürfe.

Kaum ist aber die Senatorenrevision beendet, so beginnen auch schon die verderblichen Folgen derselben sich bemerkbar zu machen. Die Russificirungsbestrebungen werden kühner, frecher, schamloser. Dem Curator Kaguſtin ist es gelungen, in Kurland eine Anzahl Stadtschulen mit russischer Vortragssprache ins Leben zu rufen, zu deren Unterhalt die Städte die Mittel spenden. Unter diesen steht Mitau, die Hauptstadt des Landes, obenan. Nicht zu ihrer Ehre sei es gesagt. Während andere Städte, wie z. B. Libau, das Ansinnen, ihr Budget mit einer derartigen Ausgabe zu belasten, zurückgewiesen haben. In Estland und Nordlivland treten die Bauern in großer Zahl zum Orthodoxismus über, in der Hoffnung, hierdurch ins Eldorado versetzt zu werden, nämlich Land zu erhalten und keine Staats- und Gemeindeabgaben mehr zahlen zu müssen. Von solchen für die evangelisch-lutherische Kirche freilich hat der Senat neulich durch einen Ukas die Uebergetretenen endgültig freigesprochen. Der Bischof von Riga und Mitau hat in diesem Sommer jene Gegenden auch besucht, wo die neu hinzugekommenen Schäflein seiner Herde weilen. Und auch schon in Dondangen, dem nördlichsten Gute Kurlands, zählt die griechisch-katholische Kirche bereits viele Gläubige. Die Landleute aus allen drei Provinzen wanderten, besonders im vergangenen Jahre, massenhaft aus und gingen nach Rußland, in ihr sicheres Verderben. Diejenigen, die so viel Geld noch übrig hatten, um die Kosten der Heimreise decken zu können, sind zurückgekehrt und erzählen, daß die Auswanderer im fremden Lande Hungers sterben. In Estland hält trotzdem der Auswanderungsparoxismus immer noch an. Ich nehme keinen Anstand, auch hierin, in der auf betrügerische Weise hervorgerufenen Auswanderungssucht, ein Werk der Russificirungsmaßregeln zu erblicken, da den Russen jedes Mittel recht ist, um der Deutschen Lage immer trostloser zu machen, indem sie ihnen selbst die ländlichen Arbeitskräfte entziehen. Die Gouverneure von Est- und Livland sind bereits durch neue ersetzt worden, und bald vielleicht wird auch der kurländische ihnen nachfolgen. Der neuernannte Gouverneur von Estland geht radical vor, denn täglich liest man in den Zeitungen, daß wieder ein unter ihm stehender deutscher Beamter seinen Abschied eingereicht hat, um einem Kurnossow, Kupustow oder Njemzojedow Platz zu machen. Wie es der von Livland, ein Generalmajor seines Zeichens, halten wird, steht noch dahin. Er hat sein Amt eben erst angetreten. Und schließlich ist in russischen Blättern davon die Rede, den Großgrundbesitzern die Gutspolizei zu entziehen und uns statt deren, nach russischer Manier, mit Urädniks (Landpolizeispitzeln) zu versehen. Sollte das wirklich geschehen, so sollen auch die Russen den Vorwurf sich gefallen lassen, daß sie selber die vollständigste Zuchtlosigkeit und Anarchie bei der Landbevölkerung dieser Provinzen eingeführt haben.

Nun aber kommt das Aergste, auf das man auch nicht im mindesten gefaßt war und welches mir die specielle Veranlassung zu diesem Aufsatze gegeben hat. Vor nicht langer Zeit, im vergangenen Monate, stand ganz urplötzlich im Regierungsanzeiger zu lesen, der Senateur Manassein — derselbe, der die Provinzen neulich revidirte — habe den Auftrag erhalten, eine Durchsicht des liv-est-kurländischen Provinzialrechts, behufs Abänderung desselben, vorzunehmen, desselbigen Provinzialrechts, das auf Befehl des Kaisers Nicolaus gesammelt, codificirt und in der Druckerei Sr. Majestät höchsteigenen Canzlei gedruckt wurde! Das heißt: man will den Deutschen die Grundlage, auf der ihr öffentliches Leben beruht, unter den Füßen wegziehen und an Stelle deren russische Gesetze setzen, die jeden Augenblick nach Willkür geändert werden können! — Nun, es ist nicht anders anzunehmen, als daß Herr Manassein sich diesen Auftrag erbeten hat. Wenn aber die russischen Herren sich nicht scheuen, die Hand selbst an deutsches **Recht** zu legen, so mögen sie diesen Gewaltschritt, gegen den man sich nicht wehren kann, mit ihrem Gewissen vereinigen, die Strafe dafür aber wird und kann nicht ausbleiben. Hier treiben sie kein frevelhaftes Spiel mehr, sondern offenen Raub!

Das wird ihnen aber nie und nimmer gelingen! Die Deutschen der Ostseeprovinzen bleiben trotzdem, was sie sind, russische Unterthanen deutscher Nationalität. Denn wenn ihnen auch sonst nichts bleibt, sie haben noch zwei theure Güter, die ihnen kein Russe nehmen kann: die evangelisch-lutherische Kirche, bedient von deutschen Männern, und die deutsche Muttersprache, die es trotz aller Zwangsmaßregeln immer bleiben wird.

Balto Germanus.

Parlamentarische Gedankenspähne.

II.

(Schluß.)

Nicht mit Unrecht wird behauptet, daß der Parlamentarismus in der Werthschätzung des deutschen Volkes gesunken sei. Zum Theil kommt das daher, daß diese Werthschätzung früher eine übertriebene war. Während der bundestäglichen Reaction der fünfziger Jahre blieb die Frankfurter Nationalversammlung als der Träger des nationalen Gedankens in Erinnerung, und auch später, in der durch den Nationalverein hervorgerufenen Bewegung der Geister, erwartete man das Beste von einem deutschen Parlament. Nun hatten ganz andere Factoren die so lange vergeblich ersehnte staatliche Einigung Deutschlands zu Stande gebracht. Mußte dadurch nicht die Schwärmerei für den Parlamentarismus stark abgekühlt werden? Was konnte dem Volksgemüthe eine vierhundertköpfige Körperschaft sein gegenüber den greisbaren Heldengestalten unseres ehrwürdigen Kaisers und seines eisernen Kanzlers?

Aber das erklärt noch nicht den Umstand, daß die Achtung unseres Volkes vor der eigenen Vertretung im Allgemeinen wirklich geringer ist, als man naturgemäß erwarten sollte. Nicht selten wird gegen die Reichsregierung der Vorwurf erhoben, daß sie das Ansehen des Reichstages planmäßig herabzusetzen bestrebt sei. Zum Beweise führt man die Vorlagen wegen Beschränkung der parlamentarischen Redefreiheit und wegen Einführung der zweijährigen Budgetperiode an. Allein, so zweifellos in einer derartigen Aenderung der Verfassung eine Schmälerung der Rechte des Reichstages gelegen haben würde, — ein absichtlicher Angriff auf das Ansehen desselben kann in der Aufforderung, jenen Vorschlägen die verfassungsmäßige Zustimmung zu geben, nicht gefunden werden.

Schlimmer ist eine Zeitlang die gouvernementale Presse zu Werke gegangen. Sie hat die Bekämpfung der Oppositions-

Digitized by Google

parteien verallgemeinert zu einer Bekämpfung des Parlamentarismus überhaupt, und dies in einer Weise, von der es zweifelhaft ist, ob sie in allen Punkten vor dem Strafrichter bestanden haben würde. Aber seit Jahr und Tag hat sich dies zum Besseren gewendet. Man wird sich allseitig überzeugt haben, daß die Anzapfungen und Herausforderungen des Parlamentarismus Niemandem etwas nützen, daß sie das Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung, welches vernünftiger und normaler Weise nur ein gegenseitiges Vertrauensverhältniß sein kann, lediglich vergiften müssen.

Ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge freilich wird der Parlamentarismus für den Fürsten Bismarck niemals sein. Man darf eben nicht vergessen, daß er als Minister nicht nur nicht aus dem Parlamente hervorgegangen ist, sondern daß er die vorbereitenden Grundlagen seiner nationalen Politik im schärfsten Kampfe gegen den Parlamentarismus hat schaffen müssen. Nach diesen Erfahrungen wird ein Mann von den außerordentlichen Erfolgen wie er, ein Mann, der von der Richtigkeit seines Wollens felsenfest überzeugt, der im Besitz des unbedingten Vertrauens seines Kaisers und von einer unbestrittenen Autorität im Bundesrathe ist, ein Mann, der von der Nation geradezu vergöttert wird, in einer selbstständig entscheidenden Volksvertretung immer nur eine lästige Fessel erblicken. Er zerbricht diese Fessel nicht, weil er weiß, daß seine Nachfolger, von denen schwerlich jemals einer die einzige Stellung des ersten Reichskanzlers wird beanspruchen oder behaupten können, des Rückhalts an einer Volksvertretung bedürfen werden. Aber von ihm eine liebevolle Pflege der parlamentarischen Institutionen erwarten, hieße ihm Uebermenschliches zumuthen. Die Sorge für die Befestigung des Ansehens dieser Institutionen wird in erster Linie von den Parlamentariern selbst getragen werden müssen. Kann man behaupten, daß dies immer, daß es in dem erforderlichen Maße geschehen sei? Leider nicht!

Das Grundübel unseres Parlamentarismus ist das Ueberwuchern des Parteigeistes. Schon rein äußerlich genommen, kann gegenüber dem einheitlichen und starken Willen der Regierung eine Körperschaft keinen großen Eindruck machen, in welcher eine klare und feste Richtung des Gesammtwillens niemals vorhanden ist, die, je nach der kaleidoskopisch wechselnden Gruppirung der Fractionen und Fractiönchen, heute hierhin, morgen dorthin steuert. Wer trägt die Schuld an diesem Zustand? Der Reichskanzler, antworten Viele; denn er hat die einzige wirklich große und zugleich aus dem eigensten Geiste der Reichsschöpfung erwachsene Partei absichtlich zertrümmert. Gewiß, Fürst Bismarck hat, von dem Verlangen nach einer ihm unbedingt ergebenen Majorität getrieben, an der Zersetzung der nationalliberalen Partei einen nicht geringen Antheil gehabt, und man wird auch bezweifeln dürfen, ob er heute im stillen Kämmerlein sein damaliges Verfahren für ganz unanfechtbar hält. Aber weitaus der größere Theil trifft doch die Partei selbst. Daß sie in der durch den Zolltarif von 1879 heraufbeschworenen Krise die Einheitlichkeit des politischen Standpunktes nicht zu behaupten vermochte, ist ihre eigene Schuld, bezw. die Schuld Derjenigen, welche verhältnißmäßig minder wichtige Anschauungen und Interessen dem großen Hauptziele nicht unterzuordnen verstanden.

Mit der Abbröckelung der nationalliberalen Partei ist unser Erbübel, der Absonderungsgeist, siegreich in den Reichstag eingezogen. Zugleich hat sich auf der vorgeschritteneren Linken schärfer als je die Vorstellung geltend gemacht, als ob Freisinn und Mannesmuth sich nur im Gegensatz zur Regierung bethätigen könnten. Der Inhalt der parlamentarischen Politik ist auf diesem Wege wesentlich zur Fractionspolitik herabgesunken. Im Grunde sind es Wahlreden, welche den größten Theil der öffentlichen Sitzungen des Reichstages ausfüllen. Die rein sachlichen Gesichtspunkte stehen in zweiter Linie, zunächst und vor Allem gilt es das Interesse der Fraction. Nur selten noch gewahrt man den weiten, auf das Ganze gerichteten Blick; die meisten Redner scheinen ihren Stolz darein zu setzen, bloße Advocaten ihrer Fraction zu sein. Unter diesen Umständen ist eine entsetzlich unfruchtbare, hohle und weitschweifige Polemik an die Stelle der sachlichen Verhandlung getreten. Für die „großen Debatten" ist die Regel eine Klopffechterei zwischen extremer Linken und extremer Rechten mit entsprechender bengalischer Beleuchtung durch das ultramontane Centrum. Die Mittelparteien pflegen sich eines Eingreifens in dieses Schauspiel möglichst zu enthalten. Ihre hervorragendsten Führer haben sich von der parlamentarischen Bühne zurückgezogen; von Denjenigen, die ausharren, thut es ein guter Theil nur mit Selbstüberwindung. Der bleierne Druck einer traurigen Kleinlichkeit und Unbedeutendheit liegt auf den meisten öffentlichen Verhandlungen des Reichstages.

Unter Denen, welche das Ansehen der Volksvertretung unablässig im Munde führen, gibt es Verblendete genug, denen eine objective Erkenntniß dieses Zustandes vollständig abgeht. Es sind Jene, an denen die gewaltige Wandlung in dem ganzen politischen Wesen unserer Nation spurlos vorübergegangen ist. Im alten Patrimonialstaate war das regelmäßige Verhältniß zwischen Fürst und Ständen, daß jener möglichst viel forderte, diese möglichst wenig bewilligten. In den constitutionellen Volksvertretungen Deutschlands vor 1866 bestand mit wenigen Ausnahmen ein Gegensatz zwischen der liberalen Partei und den Regierungen, weil die letzteren eine Anzahl Forderungen des Liberalismus nicht zugestehen wollten und vor Allem zur Verwirklichung der nationalen Einheit keine Miene machten. Alle diese Dinge sind von Grund aus anders geworden, aber die alte Gewohnheit hat sich so mächtig erwiesen, daß noch heute eine beträchtliche Partei besteht, deren Mitglieder entweder immer die Opposition gegen die Regierung für das Zeichen des freien Mannes gehalten haben, oder doch nach kurzer Abschweifung in diese Anschauungsweise zurückgefallen sind.

Ihnen gilt es als ein Beweis für das verheerende Umsichgreifen einer byzantinischen Gesinnung, daß die Bevölkerung sich mehr und mehr von ihnen abwendet, daß namentlich die Jugend aus ihren Reihen verschwindet. Und doch ist diese Erscheinung nur ganz natürlich, weil eben der großen Mehrheit des deutschen Volkes jene gewaltige Wandlung in Fleisch und Blut übergegangen ist und besonders das jüngere Geschlecht für die Ideenwelt, in welcher die „Deutschfreisinnigen" sich bewegen, gar kein Verständniß mehr hat. Daß unser Volk sich nicht blindlings vor dem Willen des Kanzlers beugt, hat es durch sein Verhalten gegenüber dem Tabaksmonopolvorschlage bewiesen. Die öffentliche Meinung verwarf das Tabaksmonopol, obgleich Fürst Bismarck es als sein letztes Ideal bezeichnet hatte, ihr Urtheil über die Gesammtpolitik des Fürsten aber wurde dadurch nicht beeinflußt. Diese Gesammtpolitik hält die Nation für richtig, nicht aus Servilismus, sondern aus Ueberzeugung, und deswegen ist ihr von vornherein Alles verdächtig, was dem Kanzler entgegenarbeitet. Die alten Mittelchen, sich durch willkürliche Versagung dieser oder jener Budgetforderung die Gunst der Wähler zu erwerben, verfangen nicht mehr. Darüber haben nicht nur die „Freisinnigen", sondern sogar das Centrum im letzten Winter bittere Erfahrungen machen müssen. An die Stelle der früheren Identificirung von Liberalismus und Opposition ist die Anschauung getreten, daß die wahre Freiheit der Gesinnung sich nicht durch eigensinniges Beharren auf der einmal ausgesprochenen Meinung, sondern durch vorurtheilslose Verständigung auch mit abweichenden Standpunkten zum Zwecke positiven Schaffens bewähre. Zu deutlich hat nachgerade alle Welt erkannt, daß der wirklich freie Mann am wenigsten in einem Verbande zu finden ist, in welchem das Verhältniß der oder gar des Führers zu den übrigen Mitgliedern nur als Fractionstyrannei bezeichnet werden kann.

So begreift es sich denn, daß der Reichstag, so lange er in constanter Mehrheit im Großen und Ganzen freudig und fruchtbar mit dem Reichskanzler zusammen arbeitete, in den Augen des Volkes zweifellos höher gestanden hat, als in dieser Zeit der mühsam zusammengebrachten, beständig schwankenden Majoritäten, der oft recht zweifelhaften Erfolge und der häufigen Mißerfolge. Das Publicum will sachlich gearbeitet, nicht leeres Stroh gedroschen sehen. Die endlosen Wortgefechte geschwollener „Führer", die persönlichen Zänkereien sind ihm zum Ekel. Man hat gut sagen, daß man die Institution als solche nicht die Sünden Einzelner entgelten

Digitized by Google

lassen könne. Warum, so fragt das Publicum mit Recht, läßt sich der Reichstag dies Unwesen gefallen?

Zu verkennen ist indeß nicht, daß das abfällige Urtheil die Grenzen der Billigkeit nicht selten überschreitet. Es gibt Leute, die kein gutes Haar an unserem Parlamentarismus lassen möchten. Selbst bloße Aeußerlichkeiten, wie die „Heiterkeit" und das ungezwungene Benehmen der Abgeordneten, werden der Gegenstand pathetischer Entrüstung. Das ist nun Thorheit. Zu all' den sonstigen Unannehmlichkeiten des parlamentarischen Amtes den Abgeordneten auch noch in eine Pose einzuzwängen, etwa wie man sie nach einem alten Aberglauben den römischen Senatoren auf ihren curulischen Sesseln zuschreibt, hätte gar keinen Sinn. Die Pedanten werden sich mit der Thatsache begnügen müssen, daß die parlamentarische Sitte bei uns im Allgemeinen besser ist, als in irgend einem andern Lande.

Aber auch sonst noch verfährt man ungerecht, wenn man den Parlamentarismus für gewisse Uebelstände allein verantwortlich macht. Der Reichstag hat es in seiner letzten Tagung zu einer bisher unerhörten Anzahl von Sitzungen gebracht. Vergleicht man aber damit die Ergebnisse, so muß man sagen, daß das Mißverhältniß zwischen Zeitaufwand und positiv Geleistetem niemals größer gewesen ist. Schuld an dieser seit Jahren ziemlich typischen Erscheinung ist zum großen Theile der Mangel einer festen, zielbewußten Majorität und die Zeitvergeudung durch unnützes Gerede; doch muß man sich hüten, den letzteren Vorwurf zu übertreiben. Parlament kommt von parlare! „Wir haben zu viel Berufsparlamentarier, die das Reden nicht lassen können", hört man wohl klagen. Aber wer sind denn diese Berufsparlamentarier? Sind es die Führer, wie Windthorst, von Maltzahn, von Kleist-Retzow? Doch schwerlich! Dann also wohl Diejenigen, bei denen das parlamentarische Amt in gewissem Sinne mit ihrer Berufsthätigkeit, der politischen Schriftstellerei, zusammenfällt, die deshalb auch an einer raschen Abwickelung der parlamentarischen Geschäfte kaum ein Interesse haben werden? Nun, das amtliche Verzeichniß der Reichstagsmitglieder nennt 18 Schriftsteller bezw. Journalisten. Von diesen entfällt die volle Hälfte auf die Socialdemokraten, welche ja sämmtlich, einerlei ob sie sich „Schriftsteller" oder sonstwie nennen, den Reichstag nur als Agitationswerkzeug betrachten. Unter den übrigen 9 aber sind höchstens 4 oder 5, welche die Aufmerksamkeit des Reichstagsplenums öfter in Anspruch genommen haben. Was will das heißen in einer Versammlung von 397 Mitgliedern?

Nein, ein Hauptgrund des in Rede stehenden Uebelstandes liegt in der mangelhaften Oeconomie der parlamentarischen Arbeiten, die in erster Reihe durch die Collision des Reichstages mit den Landtagen, namentlich dem preußischen, verschuldet wird. Die Beseitigung jedes persönlichen Zusammenhanges zwischen dem Reichstage und den Landtagen ist weder durchzusetzen noch wünschenswerth. Das Auskunftsmittel, daß Reichstag und Landtage das eine Jahr um das andere alterniren sollten, ist unmöglich, weil man auf die einjährige Budgetperiode nicht verzichten wird. Es gibt keinen anderen Weg, als die für die Parlamente verfügbare Zeit des Jahres so einzutheilen, daß wenigstens der Reichstag und der preußische Landtag nicht gleichzeitig tagen müssen. Im letzten Winter hat man zum ersten Male ein dauerndes Nebeneinandertagen fast ohne alle Rücksichtnahme des Reichstages auf die andere Körperschaft versucht. Es hat sich dabei aber eine derartige Zersplitterung der Arbeitskraft herausgestellt, daß der schleppende Gang der Reichstagsgeschäfte zum guten Theile darin seine Ursache gehabt hat.

Uebermäßig lange Reichstagssessionen haben bei der Diätenlosigkeit ihre doppelt bedenkliche Seite, weil alsdann leicht Beschlußunfähigkeit entsteht, wodurch der Fortgang der Geschäfte wieder nur noch mehr verzögert wird. In der letzten Session ist dies Uebel öfter aufgetreten. Als Radicalmittel dagegen wird die Einführung von Diäten vorgeschlagen — glücklicherweise ohne jede Aussicht auf Erfolg. Der betreffende Antrag ist im letzten Reichstage nach langer Pause bekanntlich nur aus Aerger über die Beschneidung der Eisenbahnfahrkarten wieder gestellt worden. Und allerdings, die Beschränkung der seit zehn Jahren bestehenden freien Eisenbahnfahrt der Abgeordneten auf eine Zwangsroute von ihrem Wohnorte nach Berlin war eine wenig freundliche Begrüßung des neuen Reichstages. Aber nicht das allein, sie war auch unzweckmäßig. Ganz abgesehen davon, daß die alte Fahrkarte für die Erweiterung der Kenntniß Norddeutschlands seitens der süddeutschen Reichstagsmitglieder und dadurch für die innere Befestigung der nationalen Einheit von sehr segensreicher Wirksamkeit gewesen ist, auch nicht selten die Abgeordneten sich über Specialfragen an Ort und Stelle zu unterrichten in Stand gesetzt hat, stellte sich nun als Folge der neuen Einrichtung heraus, daß bei einer kurzen Unterbrechung der Plenarsitzungen entfernt wohnende Abgeordnete leicht in Versuchung kamen, statt die freie Zeit, wie früher, zu einem kurzen Ausfluge in die Nähe zu benutzen, in die Heimat zu reisen, von wo sie dann natürlich so bald nicht wiederkehrten.

Um der Beschlußunfähigkeit vorzubeugen, thäte man wohl am besten, die bisher vorgeschriebene hohe Beschlußfähigkeitsziffer (absolute Mehrheit der verfassungsmäßigen Mitgliederzahl) nur für die entscheidenden Lesungen beizubehalten, für die übrigen aber wesentlich herabzusetzen. Alsdann könnte es das Präsidium durch eine planmäßige Anordnung des Berathungsstoffes leicht erreichen, daß für die großen Entscheidungen ein gut besetztes Haus immer gesichert wäre.

Wirkliche Besserung unserer parlamentarischen Uebelstände aber ist nur zu erwarten von einer überwiegenden und festen Majorität, die, wie immer sie zusammengesetzt sei, unter allen Umständen entschlossen ist, das Wohl des Vaterlandes über das der Partei zu stellen. Viel zur Erreichung dieses Zieles kann die Regierung thun. Die Hauptaufgabe aber fällt dem Volke bei den Wahlen zu.

Verax.

Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef.

Von einem Staatsanwalt.

Die Verhandlungen gegen den Professor Graef und die Familie Rother haben nicht allein in der Reichshauptstadt, sondern auch außerhalb derselben ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Allerdings sind es zunächst die Berliner Blätter, welche während und insbesondere gleich nach Beendigung der Verhandlungen sich so eingehend mit dieser Angelegenheit befaßten, daß dem auswärtigen Leser es scheinen mußte, als ob nur dies allein die Gemüther der großen Stadt bewegte. Weitaus die meisten all dieser Auslassungen aber sprachen es klar aus oder ließen es wenigstens durchblicken, daß hier ein Fall vorliege, in welchem die Strafverfolgung das crasseste Unrecht und die Freisprechung die glänzende Rechtfertigung des Hauptangeklagten gewesen sei. Diese Anschauung hat man außerhalb Berlins nicht allenthalben getheilt, und wenn ein Blatt wie die „Frankfurter Zeitung", welchem man Voreingenommenheit und besondere Vorliebe für die Staatsanwaltschaft und die Strafgerichte doch gewiß nicht nachsagen kann, Anlaß nimmt, sich gegen diese Ansichten zu wenden und einen andern dem Vorgehen der Anklagebehörde und des Gerichts entsprechenden Standpunkt als den richtigeren darzustellen, so müßte das — sollte man doch glauben — die Hitzköpfe an der Spree dahin bringen, die Sache etwas ruhiger zu betrachten, was — wenn es sich hier wirklich um zu erstrebende Besserungen im Strafgerichtsverfahren handeln sollte — überdies an sich zweckdienlicher wäre.

Nur von diesem Standpunkte aus — d. h. zur Erläuterung der Frage, ob durch diese Verhandlung bedeutende Schwächen unseres jetzigen Strafprocesses allgemeiner bekannt geworden sind — rechtfertigt es sich, der Sache heute noch näher zu treten. Denn es muß gesagt werden, daß dieser Straffall an sich weder in criminalistischer noch in socialpolitischer Beziehung ein über das Maß anderer größerer Strafproceduren hinausgehendes Interesse hat. Hier ist nicht, wie seiner Zeit in dem Dickhoff'schen Fall, und wahrscheinlich jetzt auch bei der, leider durch die Sache Graef zu sehr in den Hintergrund

Digitized by Google

gedrängten, Verhandlung gegen die Friedrichsberger Diebsbande ein Schlaglicht auf die Verbrecherwelt und deren Treiben in einer Großstadt geworfen worden; hier handelt es sich nicht um die Klarlegung verwickelter thatsächlicher und seelischer Vorgänge, Alles was zum Beweise anstand, obgleich in thatsächlicher Beziehung von großem Umfang, war an sich einfacher Natur. Wenn nun die Verhandlung ein anderes Bild darbot, so muß man doch sagen, das lag nicht an der Sache selbst und kann nicht als eine Folge unseres Strafgerichtsverfahrens bezeichnet werden; es sei denn, daß man in dieser Beziehung gesetzliche Vorschriften dahin haben wollte, daß einerseits jede Befragung des Angeklagten, andererseits das Vorbringen jedes Belastungs- oder Entlastungsbeweises außer denen, welche bereits bei der Eröffnung des Hauptverfahrens bezeichnet waren, ausgeschlossen werden sollen. Ob etwas Derartiges aber bei einem Verfahren, das wohl mit Recht den Schwerpunkt in die Hauptverhandlung gelegt hat, möglich wäre, mag dahingestellt bleiben; verlangt wird solches aber wohl kaum von irgend Jemandem. Allerdings wird von größerem Schutz, den der Angeklagte haben müßte, gesprochen. Das gilt ja selbstverständlich von allen Angeklagten, und liest man dergleichen Ausführungen, so kann man sich kaum der Anschauung verschließen, als ob Diejenigen, welche solches verlangen, die Uebelthäter für eine ganz besondere Art von Menschen hielten, denen von vorneherein durch, sei es in Folge ihres Berufes abgestumpften und voreingenommenen, oder im Streberthum aufgehenden Beamten das bitterste Unrecht zugefügt werde. Gewiß, der Angeklagte ist noch kein Verbrecher, er kann schuldlos befunden werden, hat daher den Anspruch, daß man ihn auch noch nicht wie einen der That Ueberwiesenen behandele, aber das sollte man doch nicht außer Acht lassen, daß Derjenige, welcher als Angeklagter sich zu verantworten hat, nicht nur der Strafverfolgungsbehörde, sondern auch dem Gerichte, welches das Hauptverfahren gegen ihn eröffnet hat, auf Grund des gesammelten Beweismaterials als der That dringend verdächtig erschienen ist. Und im untergebenen Fall war der Verdacht gegen Graef und Genossen allerdings ein sehr gerechtfertigter. Nach Allem, was in der Verhandlung auch von einwandfreien Zeugen vorgebracht wurde, muß jedem Unbefangenen wenigstens die Anklage der Leistung eines falschen eidlichen Zeugnisses gegen Graef als durchaus begründet erscheinen. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Eindruck, welchen der Angeklagte, welchen die Zeugen bei der Verhandlung machten, ein derartiger war, daß die Geschworenen von der Nichtschuld des Angeklagten überzeugt waren oder aber dessen Schuld für nicht genügend nachgewiesen erachteten. Welches von Beiden der Fall war, ist unbekannt; die Geschworenen haben ja keine Gründe für ihren Spruch anzugeben. Die Presse und mit ihr das Publicum der Hauptstadt — wenigstens der Mehrheit nach — scheinen die Unschuld für dargethan anzunehmen. Aber hierbei ist zu berücksichtigen, daß nach den Aeußerungen, welche schon während der Verhandlungen hier und da in der Presse fielen, man von vorneherein für den Angeklagten auf das Günstigste gestimmt war. Es ist ja möglich, daß derselbe sonst als liebenswürdiger, edel denkender Mann bekannt war, dem man Derartiges, wie es gegen ihn vorgebracht wurde, kaum zutrauen konnte; trotzdem hätte man sich doch sagen müssen, daß dennoch Alles möglich sei, und gerade mit Rücksicht hierauf unparteiisch — sofern man wenigstens sich als Träger des öffentlichen Rechtsbewußtseins nicht als guter Freund des Angeklagten darstellen wollte — das vorgebrachte Beweismaterial prüfen müssen. Daß dies aber von der Mehrzahl der Berliner Blätter geschehen sei, wird wohl außerhalb Berlins vielfach bestritten werden. Hiermit soll keineswegs eine Kritik an dem Urtheile der Geschwornen geübt werden. Nimmt man selbst an, sie hätten sämmtlich oder doch in ganz überwiegender Mehrzahl die Nichtschuld des Angeklagten für nachgewiesen erachtet, und nicht etwa auch ein Theil der mit „Nein" Stimmenden hierdurch nur sein „non liquet" aussprechen wollen, so fragt es sich denn doch wiederum, wer nun von ihnen davon überzeugt war, es habe zwischen den betreffenden Angeklagten nicht Dasjenige bestanden, was die in Berlin übliche Redeweise „ein Verhältniß" nennt; wer davon ausging, die Frage sei seiner Zeit nicht so gestellt worden, wie nunmehr die Anklage behauptet, und wer endlich annahm, es habe wirklich ein solches Verhältniß bestanden, der Angeklagte sei sich dessen nicht bewußt gewesen und habe sich auch dessen nicht bewußt sein können, daß er jene Frage, indem er sie mit Nein beantwortete, falsch beantwortete — eine Annahme, die, was zu begründen jedoch hier zu weit führen würde, psychologisch sich wohl erklären läßt. Also der Spruch der Geschworenen darf nicht dazu benutzt werden, um rückwärts sämmtliche Belastungsmomente als nicht vorhanden zu bezeichnen; und der Fall Graef kann, wenn es sich demnächst um die Frage von der Schadensersatzpflicht des Staates an unschuldig zur Untersuchung Gezogene handelt, nicht zur Unterstützung herangezogen werden. Es fragt sich nun, inwieweit bei der Verhandlung sich Mängel des Verfahrens herausgestellt haben, die, sei es Abänderung dieses selbst oder doch, falls solches nicht nothwendig erscheint, eine obrigkeitliche Anleitung zur richtigeren Handhabung desselben, nothwendig erscheinen lassen.

Was zunächst den letzteren Punkt anbetrifft, so erfährt man, daß im Preußischen Justizministerium eine Commission zusammengetreten sei, die in dieser Richtung zu wirken berufen ist. Es soll dort zunächst die Frage über protokollarische Feststellung von Zeugen-Aussagen in Betracht gezogen werden. In dieser Beziehung enthält nun die Strafproceß-Ordnung an sich vollständig ausreichende Bestimmungen. Ob, falls die Berufung gegen Urtheile erster Instanz eingeführt wird, nicht auch die jetzt nur für die Verhandlung vor dem Schöffengerichte geltende Bestimmung, daß die wesentlichen Ergebnisse der Vernehmungen in das Protokoll aufzunehmen sind, auf die Sitzungsprotokolle der Strafkammern auszudehnen ist, interessirt hier nicht; und ebenso kann wohl die Erörterung des auftauchenden Vorschlags, die ganze Verhandlung stenographisch zu Protokoll zu bringen, aus praktischen Rücksichten unterlassen worden. Soweit es sich um die auf Grund einer früheren Verhandlung einzuleitenden Strafverfolgungen handelt, genügt die Bestimmung des Absatzes 3 des § 273 R. St. P. O., welcher lautet: „Kommt es auf die Feststellung eines Vorgangs der Hauptverhandlung, oder des Wortlauts einer Aussage oder einer Aeußerung an, so hat der Vorsitzende die vollständige Niederschreibung und Verlesung anzuordnen. In dem Protokoll ist zu bemerken, daß die Verlesung geschehen und die Genehmigung erfolgt ist, oder welche Einwendungen erhoben sind." Außerdem gibt auch der § 185 des Gerichtsverfassungsgesetzes, demzufolge das Gericht den Thatbestand einer in der Sitzung begangenen strafbaren Handlung festzustellen hat, bei Leistung solcher Zeugnisse eine weitere Handhabe, wenn nöthig, den Grundstein zur späteren Beweissammlung sofort zu legen. Nun komme man nicht damit, daß auch manchesmal falsche Zeugnisse abgelegt werden, ohne daß dies während der Sitzung irgendwie geahnt werde, vielmehr erst später die Beweise zu Tage treten. Mag sein; dann liegt eben ein Fall schwieriger Strafverfolgung vor, wie es deren auch in anderer Richtung viele gibt. Im Allgemeinen aber wird man sagen können: falls nur irgendwie gewandte Richter, Staatsanwälte und Vertheidiger vorhanden sind, werden solche Fälle nur sehr selten vorkommen, das Auffallende der falschen Aussage wird von einem der amtlich Betheiligten beinahe regelmäßig bemerkt und dann die Bestimmung des § 273 St. P. O. zur Anwendung gelangen. Natürlich, eine Unterlassung kann sich immerhin zutragen, aber ebensowenig ist ein Irrthum selbst bei stenographischer Protokollirung ausgeschlossen. Allerdings scheint die Aussage des Professor Graef in der Erpressungsverhandlung nicht niedergeschrieben worden zu sein. Ob dieselbe damals als unwesentlich betrachtet wurde, ob insbesondere man der Ansicht war, auf den Wortlaut derselben komme es nicht an, kann weder der Jurist noch der Laie ohne genaue Einsichtnahme der Acten über jene Sache entscheiden und sich ebenso wenig die Behauptung gestatten, es sei damals irgend eine Unterlassung begangen worden, die später alles andere Uebel hervorgebracht habe. Anzunehmen, bei den Berliner Strafgerichten käme der § 273 nicht zur Anwendung — während dies bei andern Preußischen Gerichten geschieht — dazu berechtigt der Fall Graef gewiß nicht. Es wäre zu unglaublich, und wenn auch nur bei einem Theile der Gerichte

Digitized by Google

eine derartige Unterlassung in Uebung wäre, dann allerdings thäte eine ministerielle Hinweisung auf die Gesetzesbestimmungen Noth, und das wäre ein Erfolg, der dem Auftreten der Presse zu verdanken wäre. Aber wie gesagt, dies dürfte wohl mehr als zweifelhaft sein. Jedenfalls wäre es der einzige Vortheil, den die Veröffentlichung der Verhandlungen durch die Presse gehabt hätte, sonst hat sie nur — und nicht zum wenigsten dem Hauptangeklagten — geschadet.

Wenn auch die anstößigen Einzelnheiten in den Berichten nicht enthalten waren, immerhin wurden dieselben — und das mußte auch, wollte man ein, nur in etwas vollständiges Bild der Verhandlung geben, geschehen — in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet. Die Verhandlung legte das wohl Eingeweihten bekannte, sonst aber das Licht der Oeffentlichkeit scheuende Treiben einzelner Kreise großstädtischer Bevölkerung in einer Weise bloß, daß hierdurch wohl die Besorgniß der Gefährdung der Sittlichkeit berechtigt war, wohlverstanden der allgemeinen Sittlichkeit, die nichts zu schaffen hat mit dem besonderen Standpunkt der Künstler — ob mit Recht oder Unrecht mag unerörtert bleiben — für die Abmessung ihres Echos mit der Presse beanspruchen; denn nur diese allgemeine Sittlichkeit hat der Gesetzgeber bei Abfassung des § 173 des Gerichtsverfassungsgesetzes berücksichtigt. Gerichtsverhandlungen haben nicht die Aufgabe, über das Treiben der Modelle, der kleinen Theatergesellschaft und was damit nach Oben und Unten zusammenhängt, die staunende Mitwelt aufzuklären; am wenigsten jene Verhandlung, bei der es sich um Meineid und schweres Verbrechen gegen die Sittlichkeit handelte, bei der allerdings den zunächst damit Befaßten, den Geschwornen, aber auch nur diesen, ein Bild jenes Treibens entrollt werden mußte. Andere konnten — abgesehen davon, daß es nicht für sie bestimmt war — durch doch immer nicht die volle Verhandlung wiedergebende Berichte nur verwirrt werden, so daß für diese das Beiwerk — wie dies ja auch geschehen ist — die Hauptsache wurde. Und hält man es denn etwa für die Sittlichkeit sehr fördernd, wenn die Namen Derjenigen, die zu den angeklagten Frauen in Beziehung standen, so deutlich und so genau — wohl nur behufs Vermeidung jeder Verwechselung — angegeben worden, daß jeder Dreikäsehoch nun bei passender Gelegenheit mit Fingern auf sie zeigen kann, während man andererseits nicht Tadel genug dafür finden kann, daß der Vorsitzende es für nöthig hielt, grade auch diese Beziehungen oder Verhältnisse, die in der Sache doch einmal eine Rolle spielten, aufzuklären? Wären diese Namen nur vor den an der Verhandlung Betheiligten genannt worden, sie wären, da man annehmen muß, daß Jene ihre Pflicht kannten, mit dem Urtheil verhallt oder doch bald vergessen worden, während sie jetzt in aller Leute Mund sind. Und welchen Vortheil hat der Angeklagte von der Veröffentlichung! Da tadelt man es, daß das ganze innere Leben des Mannes aufgedeckt werde, daß seine geheimsten Gedanken Gegenstand der Erörterung werden; mitleidsvoll hebt man hervor, wie der Angeklagte, als ihm die Deutung, die seinem Verhalten im Verkehre mit dem Modell und dessen Familie gegeben werden konnte, vorgehalten wird, in Verzweifelungsrufe ausbricht. Ja, bedenkt man denn nicht, daß alle diese Qualen vervielfacht werden, wenn der Angeklagte weiß oder auch nur später erfährt, daß alles dies, seine innersten Geheimnisse, nicht nur seinen Richtern, Anklägern und Vertheidigern und der verhältnißmäßig sonst geringen Anzahl von bei der Verhandlung Anwesenden, sondern Hinz und Kunz bekannt geworden ist! Dafür kann den Angeklagten alle gleichzeitige oder spätere Parteinahme nicht entschädigen, und auch dadurch, daß man den Behörden vorwirft, sie seien mehr als nothwendig in das, was aller Welt verschlossen bleiben sollte, eingedrungen, ändert man daran nichts, daß man nun dies angeblich auch im öffentlichen Interesse Unantastbare unnöthigerweise auf die Gasse schleppt. Schließlich die unmittelbar bekannt gewordenen Folgen der Veröffentlichung, daß ein Wirth als Anlockungsmittel die Freigesprochene engagirt, daß ein Buchhändler dem Freigesprochenen mit Veröffentlichung der Verhandlungen droht, sind das etwa sehr sittliche Dinge, und konnte man dergleichen nicht voraussehen? Nein, die Veröffentlichung der Verhandlungen war jedenfalls unangemessen, und den Andersdenkenden dürfte es doch wohl auffallen, daß die größeren nicht hauptstädtischen Blätter sich mit kurzen Andeutungen über den Gang der Verhandlung begnügten. Zudem aber erscheint die Zulassung von Vertretern der Presse, insofern dieselben nicht ausdrücklich dahin sich verpflichten, keine eingehenden Berichte über die Verhandlung zu veröffentlichen, bei Verhandlungen, in denen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist, nicht in Uebereinstimmung mit den Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes. Nach § 176, Abs. 2 G. V. G. kann der Vorsitzende zu nicht öffentlichen Verhandlungen einzelnen Personen den Zutritt gestatten. Das ist eine Ausnahme von der Bestimmung des § 173 G. V. G. und bezieht sich auf bei der Verhandlung persönlich oder sachlich Interessirte: Angehörige der Angeklagten, Aerzte, Juristen und Aehnliche. Nicht aber kann eine solche Zulassung Einzelner durch den Vorsitzenden in der Ausdehnung verfügt werden, daß hierdurch der Beschluß des Gerichtes auf Ausschließung der Oeffentlichkeit illusorisch gemacht wird. Dies aber ist der Fall, wenn die Zugelassenen die Verhandlung — wenn auch mit Auslassung einzelner Anstößigkeiten — sofort in die Oeffentlichkeit bringen; und öffentlicher kann eine Verhandlung doch nicht werden, als wenn sie ausführlich durch die Presse wiedergegeben wird. Im Allgemeinen aber wird bei Ausschließung der Oeffentlichkeit das ganze Wesen der Verhandlung, nicht aber die eine oder andere voraussichtlich vorkommende Anstößigkeit maßgebend sein, und sicherlich ist das in der Sache gegen Graef und Genossen der Fall gewesen. Vielleicht wird in Beziehung hierauf auch eine ministerielle Instruction geplant.

Die Protokollirung der Zeugenaussagen, die Zulassung Einzelner zu nichtöffentlichen Verhandlungen, das müßten wohl diejenigen Punkte sein, in denen auf dem Boden der bestehenden Gesetzgebung der Fall Graef zu Erörterungen Anlaß gibt. Nun aber sollen auch Aenderungen im Verfahren als nothwendig durch jene Verhandlung sich herausgestellt haben. Was zunächst das Vorverfahren betrifft, so hat man hier und da es getadelt, daß die Briefschaften und sonstige Papiere des Angeklagten haben beschlagnahmt werden können. Aus welchen Gründen weitergehende Bestimmungen als die im § 110 der St. P. O. enthaltenen nothwendig sein sollten, wird nirgendswo gesagt. Denn die Behauptung, es gehe zu weit, bei der Strafverfolgung die Durchsicht der Papiere des Verdächtigen zuzulassen, ist eben noch kein Grund, und würde wohl auch von den Betreffenden kaum gemacht werden, wenn dieselben die Schwierigkeiten bei der Strafverfolgung kennten, oder gar von dem fraglichen Verbrechen selbst betroffen wären. Nebenbei aber klingt es so, als ob eben der Verdacht selbst unbegründet gewesen wäre, und man der Durchsicht der Papiere bedurft hätte, um durch schiefe Auslegung von deren Inhalt eine an sich durchaus unbegründete Klage aufrecht halten zu können. Wäre das selbst richtig — was durchaus nicht zugegeben werden kann — so wäre doch nur ein einzelner Mißbrauch, keineswegs aber ein Fehler des Verfahrens an das Tageslicht gebracht.

Des Weiteren könnte bezüglich des Vorverfahrens noch die Frage erörtert werden, ob nicht etwa dem Beschuldigten gegen die Verfügung, durch welche die Voruntersuchung eröffnet wird, ein weitergehendes Recht zum Einwand, als ihm § 179 St. P. O. gibt, was gegen den Beschluß, durch welchen das Hauptverfahren eröffnet wird, entgegen den jetzigen Bestimmungen des § 209 St. P. O., ein Anfechtungsrecht überhaupt gewährt werden solle. Beide Bestimmungen, insbesondere die erstere, haben bei der Berathung der Justizgesetze Anlaß zur eingehenden Debatte gegeben, indeß würde das nicht hindern, sobald die Aenderung des Strafprocesses berathen wird, auch dieser Frage auf Grund der seit 1879 gemachten Erfahrungen näher zu treten, wenn es auch fraglich erscheint, ob in dieser Beziehung Neues wird vorgebracht werden.

Was man aber über den Gang der Verhandlung selbst vorbringt, erscheint der Beachtung nicht werth. Gewiß ist es, selbst wenn man den Angeklagten für durchaus schuldig hielt, wie der Staatsanwalt sagte, ein jammervolles Gefühl, nun alle die Belastungsmomente gerade gegen diesen Mann

Digitized by Google

zusammentragen zu müssen, und ebenso erklärlich erscheint es, daß dem Vertheidiger, der seinen Clienten gewiß für ganz unschuldig hielt, die Qualen, welche diesem seiner Meinung nach Unschuldigen die neuntägige Verhandlung, die schonungslose Entblößung von dessen innerem Sein bereiteten, den Ausruf, nie mehr freiwillig als Vertheidiger auftreten zu wollen, entlockten. Aber ergreifend, mitleiderregend ist noch manch andere Verhandlung, und für die Frage nach der Gestaltung des Strafverfahrens ist es ziemlich gleichgiltig, ob es Ankläger und Vertheidiger gibt, die Gemüthserregungen mehr als gerade nothwendig zugänglich sind oder doch, wenigstens ihren Aeußerungen nach, erscheinen; daß der Angeklagte in der Hauptverhandlung eingehend vernommen wird, ist nicht als ungerechtfertigt zu bezeichnen.

Man kann sich allerdings ein Verfahren denken, bei welchem es dem Richter geradezu verboten wird, den Angeklagten zu befragen und umgekehrt dem Angeklagten, sich während der Beweisaufnahme irgendwie auszusprechen, denn selbstverständlich kann nicht die eine dieser Bestimmungen ohne die andere bestehen. Aber das dürfte kaum im Interesse des Angeklagten sein. Auch unsere Strafproceßordnung gibt dem Angeklagten das Recht, jede Auslassung auf die Anklage zu verweigern. Darin liegt selbstverständlich die Bestimmung, daß dies Schweigen nicht zum Nachtheile des Angeklagten ausgelegt werden darf. Ob dies aber auch, wenn ein solcher wohl bis jetzt nur selten vorgekommener Fall vor Geschwornen verhandelt wird, einen für den Angeklagten günstigen Eindruck hervorrufen wird, ist mehr als fraglich; und schließlich ist es für den Unschuldigen noch weit weniger als für den Schuldbewußten möglich, gegenüber den vorgebrachten, sei es an sich oder dessen Ansicht nach unrichtigen Beweisen zu schweigen. Wie weit aber der Vorsitzende in der Befragung des Angeklagten gehen soll, das kann gesetzlich nicht festgestellt werden, das muß für den einzelnen Fall dem jedesmaligen Vorsitzenden überlassen bleiben. Das Gesetz ist nicht da, um Schemata für die thatsächlich so außerordentlich verschiedenartigen zur Aburtheilung gelangenden Fälle vorzuschreiben. Und Dasselbe gilt auch bezüglich der übrigen Beweisaufnahme, der Befragung der Zeugen und so weiter. Der Vorsitzende muß wissen, was zur Aufklärung der Sache, zur Belastung und Entlastung des Angeklagten vorzubringen ist. Schließlich ist auch zu berücksichtigen, daß nicht allein der Vorsitzende den Umfang der Beweisaufnahme bestimmt, daß Staatsanwalt, Vertheidiger und auch die Beisitzer ziemlich weitgehende Rechte in dieser Beziehung haben und von beiden Ersteren gemeiniglich auch ein umfassender Gebrauch derselben stattfindet. Daß aber etwa der Vorsitzende in der Verhandlung gegen Graef rücksichtslos verfahren sei, ist aus den in der Presse enthaltenen Veröffentlichungen nicht zu entnehmen: er sowohl, wie das Gericht haben dem Angeklagten in äußerst liberaler Weise Gelegenheit zur Auslassung und zum Vorbringen von zum Theil sehr fragwürdigen Beweismitteln gegeben. Daß und in welcher Weise Zeugen viel zu indiscret befragt worden wären, geht aus den veröffentlichten Verhandlungen auch nicht hervor.

Nach alledem muß man fragen: Warum der Lärm?

Weil die Person des Angeklagten in vielen Kreisen der Hauptstadt, nicht zum wenigsten in denen der Presse, ungemeines Interesse erregte; weil man den Angeklagten von vornherein für unschuldig hielt und daher in allen Maßregeln der Anklagebehörde und des Gerichts zur Klarlegung des Sachverhalts nur ein veratorisches Vorgehen erblickte; weil man dann bald das Beiwerk, da es eben der Quantität nach überwog, für die Hauptsache hielt und nun Fragen in die Debatte zu ziehen sich für berechtigt erachtete, die mit dem Meineid und den andern zur Sprache gelangenden Verbrechen nur zwangsweise zusammengebracht werden konnten, ausschließlich eine nicht öffentliche Gerichtsverhandlung zum geeigneten Anlaß nahm, um die verschiedenartigsten Anschauungen über Das, was allgemein und was in der Kunst sittlich sein soll, zur Entwickelung zu bringen. Ob die Voraussetzungen für alle diese Betrachtungen richtige waren, mag dahingestellt bleiben, ebenso, ob diese selbst zweckmäßige und richtige gewesen sind. Das aber muß gesagt werden, wenn auch unser Strafgerichtsverfahren reformbedürftig ist, diese Verhandlungen haben weder Fehler des Verfahrens, noch Mißgriffe der Behörden bloßgelegt. Die Freisprechung des Angeklagten mag vielleicht nicht mit Unrecht erfolgt sein, in ihm aber ein Opfer der Justiz sehen zu wollen, dazu gehört eben ein Grad von Voreingenommenheit, Mangel der ruhigen sachlichen Prüfung, wie solche außerhalb der durch jene Berichte beeinflußten Hauptstadt wohl bei Wenigen, die der Sache näher treten, wird gefunden werden. Vor Allem aber möge man nicht glauben, diese Sache als Schild bei dem wohl demnächst wiederkehrendem Angriffe auf die Schwurgerichte benutzen zu können; will man dem entgegentreten, so muß man die Waffen aus einem andern Arsenale holen und dafür Sorge tragen, daß dem Vorbringen nicht von vornherein der Stempel einseitiger Voreingenommenheit aufgeprägt ist.

Literatur und Kunst.

Ein Brief Herder's.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

R. Haym's mühevolles Werk: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" ist kürzlich vollendet worden. Wir wünschen dem vortrefflichen Buche, das nun mit dem zweiten Bande zum Abschluß gebracht worden ist — der erste Band war 1880 erschienen — viele Leser und Käufer, obwohl wir uns nicht verhehlen dürfen, daß ein ernster Entschluß dazu gehört, 1400 große enggedruckte Seiten zu lesen und 35 Mark für die Biographie eines Schriftstellers auszugeben.

Ein solches Werk kann der Natur der Sache nach nicht abschließend sein. Das Haym'sche um so weniger, als die große Herderausgabe, die Bernhard Suphan mit rastloser Energie, rühmlichem Fleiß und außerordentlicher Geschicklichkeit veröffentlicht, erst etwa zur Hälfte gediehen ist und vieles Wichtige und Neue, das diese Sammlung darbieten wird, der Biographie nicht mehr zu Gute kommen kann. Aber auch andere Quellen außer dem reichen, von Haym und Suphan ausgebeuteten Herder-Archiv bieten Belehrungen dar. Aus solchen Quellen habe ich vor einiger Zeit ein paar nicht unwichtige Briefe Herder's abdrucken können. Heute kann ich aus der reichen Sammlung des Herrn C. Meinert in Dessau, dessen Schätze der „Gegenwart" schon manchen kostbaren Beitrag geliefert haben, mit gütiger Erlaubniß des Besitzers einen ausführlichen Brief mittheilen, der nicht blos seines Schreibers, sondern wesentlich seines Inhaltes wegen von hervorragendem Interesse ist.

Der Brief lautet folgendermaßen:

Ew. Excellenz

verzeihen gnädig, daß ich nach einem so langen unverantwortlichen Stillschweigen, Ihnen mit einem großen Brief aufwarte, mein Andenken wenigstens durch die Masse und Größe des Formats einigermaßen zu erneuern. Mit welcher Liebe und Freude ich Euer Excellenz herzvollen Brief empfing, mag ich nicht sagen: ich wollte immer antworten, insonderheit da Euer Excellenz Deutschland verließen, Ihnen noch ein Glückswort auf die Reise mitgeben; mein Herz hats noch immer gethan, aber nicht die Feder. Desto mehr habe ich Antheil an allen guten Nachrichten von Euer Excellenz genommen, gebe der Himmel, daß Ihnen alles so glücklich gehe und gerathe, als Ihnen meine ganze Seele wünschet.

Mit dieser Preisschrift vor E. E. zu erscheinen, lockt mich theils der Inhalt, theils daß es doch ein gekröntes Wesen der Berliner Akademie ist und also jetzt oder sofern näher einem Königl. Preußischen Gesandten dargebracht werden darf. Aber im Ernst! ich habe in so manchen Punkten meine innere Herzens-Meinung ausgeschüttet, die E. E. zum Theil aus mündlicher Unterredung kennen, daß ich gern von Ihnen gelesen werden möchte und in manchen Dingen mir beinah über den Beifall Euer Excellenz schmeichle. Indeß aber was hilft alles Sagen, wenn nichts gethan wird? In Deutschland wird die Schrift hie und

Digitized by Google

da und zum Theil an Oertern, wo ich es wünsche, sehr gelobt und ich bins beinah gewiß, daß mans überall bei dem Lobe läßt und glaubt, nun sei es gut, wenns nur gesagt sei. Hätte die Schrift die Ehre, Euer Excellenz Beifall zu erhalten, wollten Sie, könnten Sie sie nicht in der Kaiserin Hand bringen? Verständlich, glaube ich, ist sie gnug: der Preis der Akademie empfiehlt sie doch auch schon: in groß 4° gedruckt ist sie doch auch und mich dünkt, hie und da ist doch etwas mit einiger Wärme gesagt, das den Regenten zu sehen nichts schaden könnte. Ich weiß, Euer Excellenz sprechen mich von der Eitelkeit frei, in Ansehung dieses ganzen Sujets, da ich Ihnen persönlich bekannt zu seyn die Ehre habe; bei einiger Wärme für gewisse Ideen und noch mehr bei einiger näherer Kenntniß der Welt in mancherlei Ständen thuts doch gewiß empfindlich weh, auch in Deutschland, unsere Literatur von allem, was Thron und Fürstenstul heißt, so abgesondert zu sehen, wie auch die neuere Schrift Ihres Monarchen beweiset. Da doch nur auf einen Wink der Regenten, auf ein Nicken des Haupts, daß sie so etwas kennen, wissen, billigen, nachher das Urtheil einer so großen Menge ankommt: so dünkt mich, der handele doch schön, der ihnen hie und da die Vorurtheile benimmt, ihnen über gewisse Sachen die Augen öffnet u. s. w. Ich kenne Euer Excellenz Denkart zu sehr, als daß ich dies nicht alles frei schreiben dürfte. Wer kann sich einer guten Sache, vor wem es auch sei, mit mehrerer Wärme annehmen, als der Minister, an den ich schreibe. Verzeihen Euer Excellenz diese ganze Radotage. — —

Mit uns stehts hier noch sehr auf dem Alten. Sittsamer werden wir hie und da; aber lahm sind wir noch alle an Kopf und Händen. Man zischelt sich seit einigen Tagen eine gute Hoffnung der Herzogin in die Ohren; gebe der Himmel, daß es eine wahre gute Hoffnung sei, die endlich unsern Wunsch erfülle. Die treffliche Herzogin, die gegen Euer Excellenz auch noch dieselbe Gesinnungen hegt, verdients wahrhaftig. Der Statthalter und der Prinz August sind auch noch ganz desselben Herzens, wenn sie von Graf Görz reden.

Ungemein hats mich gefreuet, daß Euer Excellenz den alten Hamann in seiner Hütte besucht haben. Er hat mir viel davon geschrieben und ich möchte was drum geben, als Maus dabey gewesen zu seyn und seine Verlegenheit gesehen zu haben. Er ist mein ältester bester Freund und eine verkannte, verborgene Goldgrube von Kenntnissen, Wissenschaft, Tugend und Weisheit, die aber leider nicht für unsere Zeit ist.

Was sagen Euer Excellenz zu der Mosers, der Fürstenberge, la Roche u. s. Schicksalen? Es geht überall stark auf wirksame gute Männer und wie es in Einem Fall geheißen hat, des Gewissens halber.

Wie wünschte ich, von Euer Excellenz nur einige Zeilen zu sehen, wie es in Ihren berühmten Gegenden mit Anstalten für die Literatur, Erziehung, Künste, Menschheit stehet. Da ich einige Zeit, die besten Jahre meines Lebens, im Gipfel Rußlands, zu Riga gelebt habe: so nehme ich noch einigen Antheil, als den der bloßen Neugierde. Damals war alles noch bloße Hoffnung. Ich weiß nicht, ob ich Ursach habe, aber ich beklage Euer Excellenz doch oft in meinem Herzen über die große Entfernung, insonderheit von der Frau Gräfin. Im Grunde giebt es doch eine Einsamkeit, und ein isolirtes Wesen, das Jahre hin wehe thut; indessen, es wird noch gewiß Euer Excellenz, wie alle vorige Lagen, mit guten unvorausseh baren Folgen lohnen.

Verzeihen E. E. daß mein Brief beinahe eine mündliche zutrauensvolle Unterredung geworden ist. Ich weiß, E. E. sind unverrückt in den Gesinnungen, die Sie mir hier so wahrhaft erwiesen und ich verharre in eben denselben Zeitlebens mit inniger Liebe und Hochachtung

Euer Excellenz

Weimar den 25 Jan. 81 unterthäniger

Herder.

Der Adressat dieses Briefes ist der Graf Jos. Eustach. Görtz (1737—1821) der 1755 in den weimarischen Staatsdienst gerufen, 1762 mit der Erziehung des Erbprinzen Karl August und später mit der des Prinzen Constantin betraut, 1776 zum Oberhofmeister der jungen Herzogin ernannt wurde, aber schon im folgenden Jahre aus weimarischen Diensten schied und in preußische überging. Er war nicht ungern von Weimar weggegangen, nicht blos weil er Goethe's Einfluß widerwillig ertrug, sondern besonders, weil er sich nach einer größern Thätigkeit und einem mächtigern Staate sehnte. Diese Thätigkeit wurde ihm nun in vollem Maße zu Theil. Nachdem er preußischer Bevollmächtigter bei den Verhandlungen über die bairische Erbfolge gewesen war (1778) wurde er zum preußischen Staatsminister ernannt und als Gesandter nach Petersburg geschickt. In dieser Stellung, in der er sechs Jahre verblieb, und in welcher er, nach dem Zeugniß eines seiner Collegen sich „ernst und doch voll Feuer zeigte, durch seine hohe literarische Bildung, seinen Freimuth und seine Lebhaftigkeit sich allgemeine Achtung und Liebe erwarb", empfing er den eben abgedruckten Brief Herder's.

Ueber Herder's Beziehungen zu Görtz handelt Haym ganz kurz, Band II., S. 26. Unsern Brief kennt er nicht, wohl aber erwähnt er zwei ungedruckte Briefe Herder's an Hartknoch, vom 25. Jan. und 1. März 1781, aus denen er entnimmt, welche Schrift Herder an Görtz schickt und zwei gleichfalls ungedruckte des Grafen an Herder vom 10. Mai 1778 und 5. Nov. 1782 von denen der erstere der ist, auf welchen Herder am Anfang unseres Schreibens anspielt, der letztere wohl die Antwort auf unsern Brief ist.

Die von Herder übersandte Schrift führt den Titel: „Von dem Einflusse der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung". Die Frage war von der Berliner Academie am 4. Juni 1778 gestellt worden; die Arbeiten mußten am 1. Jan 1780 eingeliefert werden, — am 1. Juni 1780 wurde Herder der Preis zuerkannt; gegen Ende des Jahres erfolgte die Veröffentlichung der Schrift unter französischem Titel.

Sie war in gewisser Weise die Fortführung einer früher für Kaiserin Katharina geplanten Schrift, einzelne Gedanken kehren in dieser wieder (vgl. Haym I., S 334 ff., II., S. 117, A. 2). Der Verfasser betrachtet darin die verschiedenen Perioden der Weltgeschichte: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit; er constatirt, daß der Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften durch Erlaubniß, Gelegenheit, Erziehung, Vorbilder, Uebung, Belohnungen erfolgt sei. In seinen Betrachtungen und Vorschlägen wird er durch praktischen Geist und Reformeifer geleitet. Er ist zur Abfassung dieser Schrift angetrieben worden, „um nach mancherlei Nachforschungen und Erfahrungen zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unseren Staaten etwas Nützliches zu sagen". Im Einzelnen verlangt er Sittenpolizei, Unterdrückung der zügellosen Frechheit der Gedanken, Aufhelfen der Wirkungen der guten Literatur an und für sich selbst, bessere Einrichtung der Examina, Reform der Universitäten, gegen deren damaligen Zustand er ein stark ausgesprochenes Vorurtheil hat. Mit den Akademieen dagegen ist er im Ganzen zufrieden; er wünscht nur noch eine große patriotische Akademie, die „ein Olympia versammelter Griechen in Deutschland sein solle" und welche, wie er an einer andern Stelle darlegte, „nicht blos Preise aussetzen, sondern überhaupt vorzügliche, der Beförderung des nationalen Bewußtseins und der nationalen Wohlfahrt dienende Werke öffentlich hervorheben und belohnen solle".

Sonst ist zur Erklärung des Herder'schen Briefes nicht viel zu bemerken. Wenn Herder schreibt: „Sittsamer werden wir hie und da", so bezieht sich dies darauf, daß das tolle Treiben, das außerhalb Weimars berüchtigter war als es verdiente und das ja auch im Grafen Görtz einen ernsten Tadler gefunden hatte, im Abnehmen begriffen war. Die Nachricht von der „guten Hoffnung" der Herzogin täuschte; der lang erwartete Erbprinz wurde erst am 3. Febr. 1783 geboren. Der „Statthalter" ist der musenfreundliche Dalberg, „Prinz August" von Gotha der große Gönner Herder's, der sich aufs Lebhafteste für literarische Dinge interessirte und mit den Weimaranern in engster Beziehung stand. Hamannn „der Magus im Norden", Herder's engverbundener Freund, lebte damals in Königsberg und wurde von dem Grafen Görtz auf dessen Reise nach Petersburg besucht. Herder hatte von diesem Besuche durch Briefe Hamann's Kunde, vgl. Hamann's Schriften VI., S. 97. 99. — Franz Friedr. Wilh. Freih. v. Fürstenberg (1728—1810), Minister im Hochstift Münster, kühner, rücksichtsloser Reformer, verlangte und erhielt seine Entlassung (16. Sept. 1780), als der Erzherzog Maximilian Franz zum Coadjutor gewählt wird. Gr. Mich. Frank von La Roche (c. 1725—1788), geh. Staatsrath und Regierungskanzler von Trier wurde 1780 von Wien aus gestürzt, wo er sich durch seine freisinnigen Handlungen und Schriften mißliebig gemacht hatte. F. C. v. Moser (1723—1798), der unerschrockene, politische Schriftsteller, für Aufklärung und Volks-

Digitized by Google

wohl unermüdlich thätig, hessischer Minister und Kanzler, mußte, freilich mehr wegen persönlicher als wegen politisch-religiöser Differenzen mit dem Herrscher, 1780 seinen Posten verlassen. Die Erwähnung dieser drei Männer beweist Herder's lebhafte Antheilnahme an den politischen Ereignissen jener Zeit und bezeugt zugleich die freisinnige Auffassung, welche Graf Görtz denselben schenkte.

Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers.

Von E. Marr.

Es war in Gotha, am 31. August, wo die Leiche Anton Hiltl's in verborgener Stille der Feuerbestattung anheim gegeben wurde. In unserer auf Provocationen fußenden Gegenwart, die keine öffentliche Persönlichkeit von Renommée ohne journalistische Heiligsprechung zu Grabe tragen läßt, ward einem so geistreichen Schauspieler, einem Regisseur von so seltener Intelligenz und feinem Kunstverständniß, einem so förderlichen Lehrer für den jugendlichen Nachwuchs, einer so uneigennützigen Bühnenautorität, die 25 Jahre dem Braunschweiger Hoftheater auf das pflichttreueste ihre Dienste widmete, ein sang- und klangloses Begräbniß. Wer nicht mit dem Strom seiner Zeit schwimmt, muß darauf gefaßt sein, von der Allgemeinheit unverstanden hinweggespült zu werden. Das Loos Anton Hiltl's! Abhold jedem Parteigetriebe, jedem Cliquenwesen stand er, inmitten der selbstsüchtigen, pietätslosen Theaterwelt, vereinsamt da, als ob er seinem Ideal, Heinrich Marr, nacheifern wolle, den er zu seinem einzig maßgebenden Vorbild erhoben hatte. Ein seltenes Verhältniß, von Anfang bis zu Ende. Die Bekanntschaft Beider datirt von Ausgangs der fünfziger Jahre. Anton Hiltl, der bereits in Coburg und Breslau engagirt gewesen war, gastirte am Hamburger Thaliatheater, um sich unter Marr's Leitung noch gründlicher zu schulen. Die kühle Aufnahme, welche ihm vom Publicum zu theil wurde, machten so qualvolle Zweifel an seiner Befähigung in ihm aufsteigen, daß er absolut der Bühne entsagen wollte! Diese Zweifel nun waren es, welche Marr zu einem erhellenden Aufschluß über das künstlerisch-edle und auch bewußtvolle Wesen Hiltl's gelangen ließen, da dessen nervöse Exaltation ein so kritisch-schneidiges Verständniß, einen so hohen Ernst für das Ganze der Sache offenbarte, daß er ungewöhnlich gefesselt, den so geistreich Verzweifelnden sich zu eigen machte. „Ein Bursche, wie Sie", rief er, „der Fahne untreu werden? Die Ueberlieferungen unserer Schauspielkunst fortzupflanzen, dazu sind Sie wie geschaffen. Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß ich bestimmend in Ihr Leben eingreife." Ungesäumt wurde nun sein Protectionskind nach Stettin geschickt. Damals stand Julius Hein, der spätere Director des Königlichen Schauspiels in Berlin, noch an der Spitze des Theaters. Seine Stettiner Theaterepoche machte eine Bildungsschule für alle strebsamen Talente aus. Dazu hatte Marr ihn gleichsam abgerichtet, mit Hinblick auf den Mangel einer systematischen Dressur des Schauspielerstandes. Es war Thatsache, daß er Hein jedes Jahr mit jungen Leuten von Bildung versorgte. Mit welcher Klarheit der Einsicht Anton Hiltl schon in seiner Jugend darüber zu urtheilen vermochte, das sollen folgende Zeilen bestätigen.

„Sie haben Recht gesagt, verehrter Herr Marr! Hein ist ein Mensch, der der Kunst rein und uneigennützig gegenüber steht. Er müht und plagt sich mit uns ab, ohne einen Pfennig dafür bezahlt zu nehmen. Wir Alle sind ihm zu Dank verpflichtet. Mein Urtheil lautet: Der Schwerpunkt seiner Begabung ist das Arrangement, die Kraft, Massen geschickt zu verwenden, Aufzüge herzustellen, durch Gruppen zu wirken, aber auch den geistigen Theil weiß er zu bewältigen. Unbedingt seiner Leitung zu folgen, ist — gefährlich. Er neigt in seiner Manier zum Sing-Sang, zur Schönsprecherei. Er liebt viel Pathos. Die stylvolle Einfachheit Heinrich Marr's fehlt ihm gänzlich. Trotz seiner Neigung zur Manierirtheit, weiß er aber doch sprechen zu lehren, hält auf eine geistige Durcharbeitung der Rolle und auf Tempo!"

Wie Marr das Herz aufging über dies Erfassen der schauspielerischen Totalität! So lebhaft er auch das Darstellungstalent seines Schützlings überwachte, die Regiebefähigung desselben schlug er höher an, „denn", so schrieb er,

„das, was man in der „alten Schule" unter Regieführung versteht, ist für die moderne Generation eine terra incognita. Nicht jeder gescheidte Schauspieler taugt zum Regisseur. Regieführen ist eben ein specielles Talent, das angeboren sein muß. Erfahrung und Studium kann es läutern und bilden, aber nicht machen. Nicht Alle, die wissen, können lehren. Wie Diogenes nach Menschen suchte, so suche ich nach Regietalenten. Läßt man diese bei der überhandnehmenden Veräußerlichung unseres Theaterwesens unbeachtet im Schlendrian verkommen, dann wird der Costümier, der Theaterschneider, der Obermaschinenmeister in den Vordergrund treten und die Parole lauten: „Anarchie". Die Eitelkeit und Unbildung der Schauspieler ist darnach angethan, daß sie von dieser den ausgedehntesten Gebrauch machen wird; Sie sind dazu berufen, ein Institut im höheren Sinne zu leiten. Daraufhin wollen wir hauptsächlich unser Augenmerk richten."

Als Hiltl Stettin verließ, kam er nach Braunschweig, freilich nicht in der Absicht, 25 Jahre dort zu bleiben. Für den Reichthum seiner Begabung war die geistige Armuth des dortigen Kunstterrains mehr ein Hemmschuh! Wie aber unsere körperliche Organisation oft leider unserem idealen Streben seine Directive gibt, so wollte es der Unstern Hiltl's, daß er von einer Migräne heimgesucht war, die im Verlauf der Jahre eine hochgradige Nervosität zum Durchbruch kommen ließ, welche alle stolzen Pläne, die entworfen wurden, zu Schanden machte. Da half kein Bitten, kein Schelten, kein vernünftiges Zureden. Als Marr mit Laube, dem damaligen Director des Leipziger Theaters, bereits Alles für ein Engagement Hiltl's vorbereitet hatte, schrieb dieser außer sich:

„Schlagen Sie mich todt, ich kann nicht fort aus Braunschweigs geistiger Oede. Mein Verstand will es, meine Nerven schreien: verkrieche, verstecke Dich! Ich bin feige, ja, ich sage das ganz ehrlich, ich kann nicht kämpfen. Gehöre ich einem Institut an, habe ich Boden gefunden, Wurzel geschlagen, finde ich in der leitenden Persönlichkeit Verständniß, dann gibt's wieder Keinen, der so unbedingt vorangeht und wagt wie ich; freilich unter Herzkrampf, aber ich gehe auf den Feind los! Die Schmähungen, welche ich hier jahrelang erfahren, die sich stets erneuernden Gemeinheiten gegen mich, die das Werk einer von .... gegen mich organisirten Clique sind, der gegenüber ich machtlos bin, haben mich krank und muthlos gemacht. Sie wissen ja, ich habe keine persönlichen Lanzenbrecher, besuche keine Tabagien und kann den verdammten Rücken nicht krümmen zum Katzbuckeln und Speichellecken vor einer feilen Presse. Ach, liebster Meister, warum ließen Sie mich nicht auf der breiten Heerstraße jämmerlicher Alltäglichkeit mein Stückchen Brod verdienen!"

Wie bangte jetzt Marr um seinen Anton! Kampfesmuthig aber, wie er selbst war, meinte er ihn nach und nach erstarken zu machen. Alljährlich besuchte er ihn in Braunschweig, um sich von seinen Fortschritten persönlich zu überzeugen. Ein prägnantes Charakterisirungstalent, geistreich und doch natürlich und lebenswahr, alles Das Grund genug für Marr, immer wieder aufs Neue Anknüpfungspunkte für einen fruchtbringenderen Wirkungskreis zu suchen. Als er auf den Gedanken kam, ein Engagement in Berlin anzubahnen, der Heimath Hiltl's, dessen Bruder Georg, ein talentirter Schriftsteller, am Hoftheater fixirt war, trafen folgende Zeilen an Marr ein: „Mein lieber, bester Meister! Nachdem ich diese wenigen Zeilen Hülsen's gelesen, wußte ich, daß Sie die Veranlassung dazu waren. Der Gedanke, in Berlin zu gastiren — entsetzlich! Dieser Sturm zweifelvoller Aengste in meinem Innern! Lassen Sie mich in meinem Winkel hier verkommen! Was nutzt so ein Talent, das in der Stunde der Entscheidung versagt, wie ein schlecht gebautes Jagdgewehr; der Schuß bleibt stecken."

Ob Marr trotz aller Niederlagen, die ihm durch seinen Schützling bereitet wurden, aufhörte, für ihn zu planen? Nein, dazu achtete er dessen gediegene Fähigkeiten und ehrliche Kunstweise zu unbedingt! Im Jahre 1871, als er schon anfing, auf den Todescandidaten sich vorzubereiten, nahm er den letzten Protectionsanlauf! Dingelstedt war Director

Digitized by Google

des Burgtheaters geworden. Marr stand zwar schlecht mit ihm, wußte aber, daß dieser gerne die Gelegenheit ergreifen würde, sich mit ihm auszusöhnen. Und so geschah es. Am 12. Mai 1871 konnte Marr an Hiltl schreiben: „Heute Morgen wirst Du von Dingelstedt einen Gastspielantrag auf Engagement erhalten. Meine Uhr ist bald abgelaufen. Habe ich es noch erlebt, daß ich Dich Deiner würdig gestellt sehe, dann will ich leichter mein Bündel schnüren. Junge, Junge, werde Mann. Wüßte ich nicht, daß Du auf diesem größten Kampfplatz ebenso sicher bestehen könntest, wie der Beste unserer Bühnen-„Recken", ich sagte: Anton steck' den Degen ein." Die Antwort hierauf?

„Wie soll, wie kann ich Ihnen für all' Ihre Liebe und Sorge danken! Nicht der beste Vater kann mehr thun für den Sohn als Sie für mich! Niemand, Niemand, meine nächsten Verwandten mit eingeschlossen, stehen meinem Herzen so nahe wie Sie. Ihnen gehöre ich voll und ganz. Aber Wien? — Das Burgtheater, der gefährlichste Boden, den ein Schauspieler betreten kann? Bedenken Sie meine unseligen Nerven, bedenken Sie die so sehr rücksichtslose Kritik Wiens, Laube an der Spitze, der Alles zerfetzt, vernichtet, in den Koth zerrt, das nicht aus seiner Schule hervorgegangen, das nicht von ihm erfunden worden ist. Fort muß ich, will ich, denn wo ist der feine Ton unserer Hofbühne geblieben? Die Garderobe ist in eine Restauration verwandelt, die Vorbereitung zu künstlerischen Gestaltungen besteht in dem reichlichen Genuß von Grog und Bier, dann kommt der Humor, der sich bei solchem Volk nur durch Gebrüll und Zote kundgibt. Pfui, fort will ich — aber — Wien? — hochverehrter Meister, Ihr Schüler ruft, nach Wien, das ist mein Tod!"

Recht krank lag er, der sorgende Alte, indem er diese Jeremiade las! Der grollende Unwille indeß, der ihn jäh erfaßte, machte es ihm möglich, folgende Antwort niederkritzeln zu können: „Das ist mein Tod! und wenn auch, was liegt daran. Es wäre jedenfalls ein ehrenvoller Tod auf dem Schlachtfelde. Kämpfen, so lange man athmet, das ist ritterlich. Aber feige dem ehrenvollen Kampf ausweichen, aus Furcht vor dem Tode, das wäre eine Erbärmlichkeit, die alle Berechtigung auf die Künstlerkrone für immer verloren macht. Mehr kann ich heute nicht schreiben, denn ich bin hundeelend. Was hätte ich Dir überhaupt auf das Burgtheater noch zu bieten?"

Was?

Seine eigene weitgesehene Stellung! Mit Riesenschritten griff die Krankheit des Altmeisters um sich. Anton Hiltl mußte an seinem Schmerzenslager erscheinen. Die letzten künstlerischen Mahnrufe in Empfang nehmend, vernahm er zugleich, daß er zum artistischen Nachfolger Marr's am Hamburger Thalia-Theater bestimmt war, zum Erben der kostbaren Garderobe seines Meisters! Welch ein Anblick! Da lagen um den Sterbenden die bunten Costüme, der Flitterkram seiner undankbaren Kunst. Noch einmal blitzte enthusiastische Begeisterung in ihm auf. Sein Liebling mußte einen Rock nach dem andern anprobiren: über jede Rolle, für die die Anzüge gemacht waren, docirte er; wie jede von ihm gespielt worden war und dereinst von seinen Erben gespielt werden könne, das brachte er mit leiser Stimme zu Gehör. Ich weiß, Du wirst in meinem Geist und Sinn für das höhere Wesen unserer Kunst weiter fortarbeiten, schloß er, die Hände unwillkürlich ineinanderfaltend! . . . Das that Anton Hiltl bis zum letzten Lebenshauche! Zwar nicht am Hamburger Thalia-Theater. Wie hätte seine krankhafte Organisation das zu Wege gebracht? Durch eine plötzliche Wendung der Dinge wurde General v. Rudolphi, der gegenwärtige Intendant, zum Chef des Braunschweiger Hoftheaters ernannt. Ein unterrichteter Mann, eine stramme Soldatennatur, dem es zunächst darum zu thun war, das angefaulte Institut gesunden zu machen. Keinen würdigeren Beirath gab es für ihn, als Anton Hiltl. Zum Regisseur erhoben, später dann zum Ober-Regisseur, hat er zu Allem, was der Braunschweiger Bühne ein Relief von künstlerischer Bedeutung verlieh, was planvoll einheitlich in die Erscheinung trat, den Impuls gegeben. Selbstlos und ohne Vorwurf stand er dem Institut gegenüber. Am 16. September, dem Todestage Heinrich Marr's, wäre sein Jubiläum gewesen. Hat er auf eine Feier desselben Anspruch erhoben? Das gerade Gegentheil! Um die geläuterte Selbsterkenntniß seiner edlen schauspielerischen Persönlichkeit vollständig zu charakterisiren, dienen folgende Zeilen, die ich im Monat Mai erhielt:

„Sie schlagen das Thema meines sogenannten Jubiläums an. Ich bitte Sie innig und warm, entwerfen Sie für dasselbe keinen Plan. Ich habe immer in der Ecke im Schatten gestanden, lassen Sie mich auch nicht einen Augenblick in die Mitte, in ein helleres Licht treten. Mein Wirkungskreis war klein und schließt ganz die Berechtigung aus, von der Gesammtheit gefeiert zu werden. Ein Heraustreten aus meiner bescheidenen Zurückgezogenheit wäre eine Inconsequenz meines ganzen Lebens, das mein krankes Hirn mir nun einmal gezimmert hat, wie es ist! Jede Klage wäre ein Unrecht, denn mir war's ja so geboten, wie's nur einem Menschen geboten werden konnte. Der unvergeßliche Meister hatte mir die Wege geebnet, es galt nur, sie mit Anstand und ohne Schwanken zu beschreiten. Ich konnte es nicht; ich habe keine Eigenschaften, die sich für das volle moderne Leben eignen. Nichts soll geschehen! Kein Kranz, kein Geschenk, keine Gratulation! Alles habe ich mir bereits schon hier verbeten. Ist der Tag vorüber, dann mag der Schriftführer, weil er behauptet, es thun zu müssen, die Anzeige des Tages der Genossenschafts-Zeitung übergeben. Mein Gehirn ist nur von einem Gedanken erfüllt: fort aus dem unkünstlerischen, persönlich-gemeinen Theaterleben!"

Sein heißes Wünschen ging bald in Erfüllung! In München, wie alljährlich, bei mir zum Besuch vorsprechend, steigerte sich sein nervöses Kopfleiden bis zur Bewußtlosigkeit. Von seiner treuen Lebensgefährtin mit inniger Hingebung gepflegt, umfing ihn nach wenigen Monaten der Arm des Todes. Laut seiner Bestimmung führte die Gattin seine Leiche nach Gotha über. Er wollte im Nu von der Erde verschwinden!

Welche einsame, erschütternd-triste Bestattung! Nur zwei tief ergriffene Mannsgestalten standen voller Trauer an seiner Bahre. Zwei wahrhaftige, wirklich ehrliche Freunde! Zwei Künstler, die ihm ähnlich waren, an Streben nach den höchsten, idealen Zielen! Welche geisterhafte Stille! Nichts weiter hörbar als der bange Herzschlag der zwei Leidtragenden! Da fällt unser Blick auf eine priesterliche Gestalt. Wir hören eine allgemein gehaltene Leichenrede — die Flamme steigt empor — der irdische Leib verbrennt — wird Asche. — Was aber dessen geistiges Theil ausmachte, das lebt ein ewiges Leben.

Die Antwerpener Weltausstellung.

Von Alfred Lichtwark.

(Schluß.)

Belgien theilt mit Frankreich die Ehren der Ausstellung. Das Areal der beiden Nationen ist fast gleich. Aber in der belgischen Abtheilung mußte die Vertretung der gesammten Industrie des Landes untergebracht werden und obendrein noch für die Ausstellung des Cultusministeriums Platz bleiben. So kam es, daß die Franzosen auch ihre belgischen Nachbarn an Geschlossenheit des Auftretens ausstachen.

An Geschicklichkeit im Arrangement standen die Belgier in manchen Partien ebenfalls zurück. Sie häuften zu sehr und geriethen deshalb leicht in die Unruhe. Besonders unvortheilhaft war die Behandlung der Raumpartien an den Wänden oberhalb der Ausstellungsfläche. Während die Franzosen mit allen Mitteln dahin gearbeitet hatten, hier einen ganz ruhigen Abschluß zu erzielen, während sie, soviel wie irgend anging, geschlossene Wände aufführten, um die störenden Durchblicke zu vermeiden, war bei den Belgiern die Höhe zu bunt und zerstreuend. Namentlich hatte man zu viel Fahnen angebracht, ein Decorationsmotiv, mit dem die Franzosen äußerst sparsam umgegangen sind. Wenn sie anders als verwirrend wirken sollen, dürfen die Fahnen bei solchen Gelegenheiten nur gruppenweise angebracht in Trophäenform auftreten, in großen Massen einzeln umherhangend sind sie dem Blick überall im Wege und hindern überdies die Orientirung. Es

Digitized by Google

kann nicht scharf genug betont werden, daß in großen Ausstellungsräumen die oberen Abschlüsse die Stelle des ruhig einschließenden Rahmens vertreten. Das haben die Franzosen allein völlig begriffen.

Belgische Architekten und Ingenieure haben den Plan der Ausstellung entworfen, deren Terrain die Stadt Antwerpen hergab. Daß dies in einer Festung nicht leicht reichlich bemessen sein konnte, war vorauszusehen. Ein zweites Paris giebt es eben nicht. Aber es ist die Frage, ob das unregelmäßige Dreieck, dessen eine Spitze die große Avenue du Sud schneidet, nicht zu einer glücklicheren Disposition den Raum geliefert hätte.

Für die Anlage einer großen Ausstellung ist die allererste Bedingung, daß dem Publicum die Möglichkeit abgeschnitten wird, sich zu verirren. Der Grundriß muß von so voraussetzungsloser Klarheit sein, daß er sich in seiner Massenvertheilung selbst dem blödesten Auge aufzwingt. Glänzend war diese Aufgabe in der radialen Theilung der Pariser Ausstellung von 1867 gelöst, vorzüglich auch in der Antwerpener internationalen Kunstausstellung, die als Unternehmen für sich von der Industrieausstellung abgesondert untergebracht war. Diese selbst hatte jedoch den unklarsten Grundriß, den man sich vorstellen kann.

Wie man dazu gekommen ist, ihn gut zu heißen, liegt auf der Hand. Man wollte auf der mächtigen Avenue du Sud, die eine lange Perspective erlaubt, eine colossale Fassade orientiren. An diese mußte sich nothwendiger Weise die Hauptachse anschließen. Somit mußte aber der Fassadenbau nahe an die eine Spitze des dreieckigen Grundstückes gerückt werden, das mit seiner Hauptmasse neben der Linie der Avenue liegt. Daraus ergaben sich zwei völlig ungleiche Theile neben der Mittelachse. Das wäre noch zu bewältigen gewesen, wenn nicht Umstände hinzugekommen wären, die auf beiden Seiten eine regelmäßige Gestaltung des Grundrisses verhindert hätten. Links von der großen Fassade wächst die Ausstellung in einen Winkel hinein, rechts war man gezwungen, die Querachse zu knicken, weil von der Rückseite her allerlei nicht verfügbare Grundstücke in den Ausstellungsraum einschnitten.

Das Resultat war ein Labyrinth, dessen Räthsel dem Massenbesucher um so tiefer verborgen lag, als bis in den Juli hinein der Haupteingang verschlossen war, weil noch an der Fassade gebaut wurde. Man trat also zur Seite ein und mußte erst mehrere Ausstellungsräume passiren, ehe man in den großen überhöhten mittleren Gang gerieth. Dabei hatten, wie man deutlich beobachten konnte, neunundneunzig unter hundert der Besucher bereits die Richtung verloren. Selbst wenn man den Grundriß im Kopf hatte, konnte es einem alle Augenblicke passiren, daß man nach Landmarken zur Orientirung ausschauen mußte.

Mir war der Eintritt während der glühenden Sommerhitze stets unbehaglich. Wenn ein Unglück geschehen sollte, was dann? Das Gerüst der Hallen war wohl aus Eisen, aber wie viel Holz steckte in den Zwischenwänden, in den künstlichen Aufbauten; wie viel lose leichte Stoffe waren zur Decoration, zur Abdeckung des Oberlichts aufgewandt, welch ungeheure Massen des entzündbarsten Materials lagen zusammengehäuft! Zweimal war, wie mir die Angestellten erzählten, während meiner kurzen Anwesenheit Feuer ausgebrochen, dessen man nur durch die schärfste Wachsamkeit Herr geworden war. Aber war denn die Gefahr des Blitzschlages ausgeschlossen? Was, wenn die colossalen Thürme der in Stoff und steinfarben gestrichene Bretter gekleideten Fassade getroffen wurden? In der Sommergluth mußte das Alles wie Zunder fangen, und wie schnell es verzehrt ist, wissen wir seit unserm Unglück mit der Hygiene nur zu gut. Es dauert kaum eine Viertelstunde, so sind die vielen lose umschlossenen Hohlräume ausgebrannt.

Bei solcher Construction ist die Möglichkeit momentaner Orientirung die erste Bedingung. In wenigen Minuten müßten bei dem stärksten Besuch die Räume entleert werden können. Aber das gehörte in Antwerpen zu den Dingen der Unmöglichkeit. Einmal war bis über die Hälfte der Ausstellungsdauer hinaus der Haupteingang verschlossen, dann lagen die übrigen Ausgänge so versteckt, daß man sie regelmäßig erst suchen mußte. Keine Perspective leitete von selbst auf sie hin, Querwände, dicht vorgezogen, versperrten den Blick vollkommen; und schließlich fehlten die Nothtüren. Wir haben sie lange gesucht und nirgend eine Spur gefunden, bis uns Angestellte die Auskunft gaben, sie seien überhaupt nicht vorgesehen.

Wir wollen das Schreckensbild einer plötzlich an einem Besuchstage ausbrechenden Feuersbrunst nur andeuten. Eine bloße Panik könnte bei der vollkommenen Hülflosigkeit großer verwirrter Menschenmassen in einem Labyrinth ohne Ausgänge zu einem entsetzlichen Unglück führen. Daß es so lange gut gegangen ist mit den leichtsinnig aus den gefährlichsten Materialien aufgeführten Nothbauten, gibt keine Entschuldigung. Es ist ein Wunder, daß die letzten dreißig Jahre neben den Theaterbränden nicht auch von furchtbaren Ausstellungs-Katastrophen zu erzählen haben. Der Brand der Hygiene war das erste Alarmsignal. Aber man sollte es sich nicht allein in Deutschland eine Warnung sein lassen. Constructionen wie die Antwerpener Ausstellung dürfen nicht wieder gewagt werden. Ist es gegebenen Falls unmöglich, solide Bauten aufzuführen, so sollte wenigstens in der Anlage Alles geschehen, um jedem Besucher in jedem Augenblick den kürzesten Ausweg aufzudrängen.

Die Fassade nach der Avenue du Sud steht mit dem Complex von Hallen in keinem nothwendigen Zusammenhang. Sie ist als großes Prunkstück vorgelegt und bei ihrer riesigen Höhen-Entwickelung weither aus dem Innern der Stadt sichtbar. Es ist ein Stück Architektur, wie es heute kaum anderswo als in Belgien so geschaffen werden konnte. Wie in der Sprache und Sitte das französische und vlämische Element, stehen sich dort heutzutage in der Architektur der späte Zopfstil, den wir gewöhnlich Louis XVI. nennen, und die niederländische Renaissance gegenüber. Ersterer mit dem überwiegend französischen Brüssel, letztere mit der plattdeutschen Stadt Antwerpen als Centrum. Daß gerade der Zopfstil in Belgien so mächtig geworden, erklärt sich wohl am besten aus der großartigen Bauthätigkeit in Brüssel nach dem großen Brande in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die Mehrzahl der modernen Häuser in den früheren Vorstädten tragen das Gepräge des Zopfes, und der berühmte Justizpalast ist die einzige Verwirklichung der aufgeregten Raumphantasien der Zopfzeit, die sich an den Monumenten aller Zeiten begeisterte. Doch will es fast scheinen, als ob die vlämische Renaissance allmählich die Oberhand gewänne und den Stil der Zukunft abgeben würde.

Uns, die wir an ein Zuviel des äußerlich angebrachten Ornaments gewöhnt sind, imponirt ein Werk wie die Ausstellungsfassade in Antwerpen zunächst durch ihre große Kühnheit und Schlichtheit. Eigentliches Ornament spielt gar keine Rolle. In Brettern und Leinwand ist ein ungeheurer Steinbau von einfachen grandiosen Formen imitirt, das gerade Widerspiel zu dem Vorgehen der süddeutschen Architekten, die in ihren lustigen Ausstellungs-Architekturen darauf ausgehen, das vergängliche Material erscheinen zu lassen als was es ist, aber in den denkbar mannichfachsten Bildungen. Bordiau, der Erbauer der Ausstellungshalle, gehört der älteren Brüsseler Architekten-Generation an. Es liegt in seiner Arbeit Etwas von dem gewaltigen Zuge Polaert's, dessen Justizpalast wohl auch nicht ohne Einfluß auf die Großartigkeit der Idee geblieben ist, wenn auch die Einzelheiten ganz anderen Charakter tragen. Es ist ein riesenhafter Thorbau, gekrönt von einem Aufsatz mit zwölf colossalen Atlanten, welche die Weltkugel tragen. Zur Seite erheben sich zwei schlanke Thürme, die an den seitlichen Abschluß der Trocadero-Anlage erinnern. Die Maße sind übermächtig. Auf dem Podest unter dem Thorbogen, dessen Schlußstein in schwindelnder Höhe eine Colossalfigur der Antwerpia krönt, erscheint der Eintretende klein wie von einem Thurm gesehen. Den Thürmen ist ein Grottenbau aus Tuffstein mit fallenden Wassern vorgelegt, ein mächtiges Bassin leitet die strengen Formen der Architektur in die freien Linien der Gartenanlage über.

Es war schwierig, auf dem beschränkten Raum den unentbehrlichen Ausstellungspark zu schaffen. Man hat jedoch das Mögliche geleistet, denn ein Austritt ins Freie wäre bei der Treibhaustemperatur im Innern nicht zu entbehren gewesen.

Digitized by Google

Die üblichen Wein-, Bier- und Kaffeetempel waren nicht besonders originell. Sie fielen ab neben dem zierlichen Palast, den die Franzosen im Ausstellungspark für die Producte ihrer Colonien errichtet hatten. Mit reichentwickeltem rothen Dachbau, aus dessen Firsten goldene Flammen aufzüngelten, erhob sich die Halle im Stil Hinterindiens, des größten Colonialreichs der Franzosen, auf einer Bodenschwellung. Die Anlage war auch im Innern bei aller Einfachheit äußerst praktisch und durch hocheinfallendes Seitenlicht gut beleuchtet. Zu Zeiten konnte man in dem Andrang kaum athmen. Alles wollte die curiosen Götterbilder, die Ungeheuer, die glänzenden Prachtstoffe in Augenschein nehmen. —

So viel von der Decoration und Anlage der Ausstellung. Im Einzelnen die Leistungen der verschiedenen Kunstindustrien zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es würde überdies nicht gar viel dabei herauskommen, denn seit den letzten großen Ausstellungen hat sich nicht viel verschoben. Nur daß der allgemeine Ausgleich der Producte noch mehr Fortschritte gemacht hat. In jeder Großstadt Westeuropas ist fast Alles zu haben, was in einer Weltausstellung mittleren Ranges wie die Antwerpener in Massen aufgehäuft liegt. Einzig gewisse große Leistungen der französischen Industrie pflegen nicht auf dem Markt zu sein. Aber das, was die französische Abtheilung an derartigen Prunkstücken bietet, ist mit wenigen Ausnahmen nicht neu. Wie denn überhaupt von vornherein nicht zu erwarten stand, daß die Production für Antwerpen besondere Anstrengungen machen würde.

Wie gesagt, wir dürfen die deutsche Abtheilung auf der Ausstellung zu Antwerpen nicht als vollgültige Vertreterin unserer Industrie auffassen. Sie soll in rein technischen Zweigen, der Chemie zum Beispiel, dann im Maschinenwesen große Erfolge zu verzeichnen haben. Doch das entzieht sich unserer Competenz.

Aber wir dürfen nicht glauben, daß, wenn die besten Leistungen unserer Kunstindustrie wirklich in Antwerpen vereinigt worden wären, uns ein Sieg über die Franzosen gewinkt hätte. Noch schafft in Frankreich der Künstler und der Industrielle unter Bedingungen, die wir in Generationen so günstig nicht schaffen können.

Wir vergessen zu oft den Hauptfactor, der die künstlerische Production Frankreichs auf der Höhe hält, in Anrechnung zu bringen und bedenken nicht, daß er uns fast noch gänzlich fehlt. Es ist der gebildete wohlhabende Käufer im eigenen Lande.

Unser Publicum kauft am liebsten, was gerade fertig ist und sucht sich mit Hülfe des Verkäufers aus möglichst großen Massen das Passende aus. Dies gilt nicht nur für den kleinen Mann, der es in Frankreich auch nicht viel anders machen kann, sondern gerade so sehr für die wohlhabenden und reichen Classen. Nur daß nach oben ein „Decorateur" alle Sorge übernimmt, daß „die Herrschaften versichert sein können, stets das Allerneueste zu erhalten". Da brauchen sie sich gar nicht mehr darum zu kümmern. Wie selten kommt es vor, daß einmal einer eigene Ansichten hat und dem Handwerker, dem Künstler eine Aufgabe stellt. Geschieht es ja, so darf man ohne weiteres vermuthen, daß die Kenntniß französischer Zustände im Spiele ist.

Es gibt eben bei uns in Deutschland nur ganz wenige Individuen, die für die Kunst ein wirkliches Verständniß besitzen, trotz der Hunderttausende, die darüber reden und schreiben. Bei uns ist die Kunst nur erst ein Element des Unterrichts, nicht der Erziehung. Wir haben eine Kunstwissenschaft, aber keine Kunstbildung. Wir haben keinen selbstständigen Geschmack.

Bei den Franzosen gehört er zur Erziehung. Von jedem Gebildeten setzt man voraus, daß er gegebenen Falls wisse, worauf es ankommt. Ganz ungeheuer groß ist in Frankreich die Zahl der Kunstsammler, deren Absichten durchaus nicht ausschließlich auf das Alte gerichtet sind. Man weiß in Frankreich, daß ein modernes Product gerade so gut vollendet sein kann, wie das aus vergangenen Perioden. Der Franzose hegt auch eigene Wünsche und Absichten und gibt sich nie mit gebundenen Händen in die Macht des ausstattenden Decorateurs oder Architekten. Um nur eins herauszugreifen, läßt er seine Bücher gut binden und bezahlt sogar, wenn er antiquarisch kauft, einen guten modernen Band ohne Umstand mit. In den Katalogen französischer Antiquare wird der Name des Buchbinders jedesmal angeführt, wo es sich um eine gute Leistung handelt. Selbst der weniger Bemittelte duldet in seiner Bibliothek keine Einbände, wie wir sie bei uns selbst in den reichsten Häusern finden. Im französischen Buchhandel sind die unsoliden Leinwandbände mit schlechter, geschmackloser Vergoldung, wie sie unsere Buchhändler millionenweis auf den Markt werfen, völlig unbekannt. Kein Mensch würde sie kaufen, so wenig wie in England. Man stelle sich nur den rothen oder grünen Lessingband mit den Scenen aus den Dramen auf dem Rücken in einer französischen Einrichtung vor! Die fabrikmäßig hergestellten Halbfranzbände, in denen man in Paris auf jeder Karre die Classiker kaufen kann, würden in Deutschland den höchsten Ansprüchen genügen. Das Niveau des Durchschnitts kann eben in Frankreich ein so hohes sein, weil höchste Anforderungen gestellt werden, die bei uns ganz undenkbar sind. Mir zeigte einmal ein Pariser Kunstfreund, der gar noch nicht einmal zu den vermögendsten gehörte, eine Encyklopädie von zwei Dutzend Bänden, deren jeder zwölfhundert Franken zu binden gekostet hatte. Klingt das nicht fast wie Aufschneiderei? Und es war doch die strickteste Wahrheit. Nur stelle man sich für diese zwölfhundert Franken nicht etwa ein überladenes prunkhaftes Ganzes vor. Im Gegentheil, an Massenvergoldung wurden diese Bände von jedem deutschen Speculationsschund überboten.

Wir haben dies Factum angeführt, um an einem Beispiel zu zeigen, worin der Unterschied der Bedingungen besteht, unter denen die französische Industrie schafft. Wie mit den Bucheinbänden geht es mit den Möbeln — wer zahlt bei uns für einen kleinen modernen Schrank mit fein ciselirten Bronzen sechzigtausend Franken? — mit den Bronzen — ob wohl einmal ein Cuivrepolifabrikant in Deutschland eine Bestellung auf eine Kamingarnitur zu dreißigtausend, einen Kronleuchter zu fünfzigtausend Mark bekommen hat? — mit allem Geräth. Bei uns gründet sich die Industrie auf die Massenfabrication des Mittelmäßigen.

Wir müssen mit allen Mitteln dahinstreben, daß wir auch bei uns den kunstfreundlichen, kunstverständigen Käufer erziehen, der uns mangelt. Es ist nicht genug, daß wir für die künstlerische Ausbildung unserer Architekten und Kunsthandwerker die größten Aufwendungen machen. Ihre Production steht in der Luft, solange der Untergrund eines Consumenten von selbstständigem Geschmack fehlt. Wenn französische Musterzeichner nach England oder Nordamerika verpflanzt werden, hört in einem Jahre ihre Productionskraft auf. Was sie dann noch fertig bringen, steht nicht viel höher als was die einheimischen selber können. In England hat man deshalb die Versuche mit französischen Arbeitern fast ganz aufgegeben. In Nordamerika schicken die großen Industriellen, die französische Zeichner und Modelleure beschäftigen, diese alljährlich mehrere Wochen nach Paris. Die plötzliche Unfruchtbarkeit liegt nicht an dem Mangel guter Vorbilder, den man gewöhnlich anführt. London ist darin nicht ärmer als Paris. Es fehlt die Atmosphäre des Kunstverständnisses, das anregende befruchtende Verhältniß zum Consumenten, die es nur in Frankreich gibt.

Was sollen wir thun? Wie ist den breiteren Schichten unseres Volkes beizukommen? Leicht ist es nicht, weit eher läßt sich der Producent fassen. Aber eine Möglichkeit scheint uns bisher nicht ins Auge gefaßt zu sein. Wir haben die Schule. Nicht als ob ich meinte, wir könnten durch obligatorischen Unterricht in der Kunstgeschichte etwas ausrichten. Das würde nur auf eine Steigerung der so wie so geleisteten Danaidenarbeit der Schule hinauslaufen. Es muß der Zeichenunterricht, der selbst in der Volksschule von der untersten Classe an nach gesunden Principien und mit nicht zu niedrigen Zielen zu organisiren ist, das Vehikel der Kunstbildung abgeben. In seinem Verlauf bietet sich an allen Ecken und Enden reichliche Gelegenheit, das Gemüth des Kindes anzuregen und zu befruchten. Wie das im Einzelnen zu machen, gehört nicht hierher. Wir wollen nur betonen, daß es mit den Handwerker- und Kunstgewerbeschulen nicht gethan ist. Der Consument darf nicht so ganz und gar zurückbleiben.

Digitized by Google

Auch in der Ausbildung der übrigen Lehrer muß die Erziehung zum Kunstverständniß eine große Rolle spielen. Bis jetzt wird höchstens etwas Kunstgeschichte auswendig gelernt. Zu sehen bekommen hat Keiner etwas Andres als die Seemann'schen Bilderbogen. Wenn auch nicht Jeder für die Kunst zu begeistern ist, es wird schon unendlich viel gewonnen sein, wenn kein Kind die Schule durchmacht, ohne daß an einer Stelle in ihm geweckt wird, was es an Empfängniß in sich trägt.

Erst wenn wir den Markt im eigenen Lande für die höchsten Leistungen aufnahmefähig gemacht haben, werden wir mit Erfolg in die Concurrenz mit Frankreich eintreten. Es ist bisher der Export stets nur auf dem Boden einer großen nationalen Industrie erwachsen. Der Export hat nie als Urheber eine Kunstindustrie hochgebracht und wird auch in Zukunft nicht dazu im Stande sein. Wenn wir einmal den Weltmarkt beherrschen wollen, müssen wir für uns selber die höchsten Anforderungen befriedigen. Das Allerbeste, was die Franzosen leisten, bleibt im Lande. Noch einmal: Nicht der Producent allein soll erzogen werden, wir müssen beim Consumenten anfangen. Wie das zu machen, ergibt sich von selbst, sobald wir uns von der Richtigkeit des Grundsatzes überzeugt haben. —

Die mancherlei Mängel in der Anlage der Industrieausstellung treten um so auffallender zu Tage, als nebenan die Kunstausstellung einen nach mancher Beziehung musterhaften Grundriß aufzuweisen hatte. Daß der glückliche Grundgedanke nicht bis in die letzten Consequenzen durchgebildet werden konnte, lag auch hier an der Ungunst des Terrains, welches zum Theil von bebauten Grundstücken eingeengt war. Aber die Hauptsache kam doch heraus. Freilich bestand das Material der weitläufigen Anlage wieder aus Holz, und die Nothhüren suchte man ebenfalls vergebens. Bis auf den Ausgang nach dem Restaurant war das Hauptthor der einzige Ausweg. Es ist ja aber eine Kunstausstellung weit weniger der Feuersgefahr ausgesetzt als die weitläufige allgemeine Ausstellung mit zahllosen zerstreuten Bureaus und der Maschinenhalle.

Ueberaus freundlich berührt es den Besucher, daß er aus dem Vestibul nicht direct in die Bilderräume zu treten hat, sondern vorerst von einem offenen Säulenhof von dem Umfange und der Anlage eines kleinen Kreuzganges empfangen wird. Die Arkaden und der niedliche Garten, den sie einschließen, sind einem Theil der Sculpturen eingeräumt, die sich in dem hellen Licht und der Nachbarschaft des freundlichen Grüns sehr gut ausnehmen.

Die Vertheilung der Innenräume liegt auf den ersten Blick klar. Man braucht sich nur einmal umzusehen, um sie zu erfassen. Den Verkehr vermitteln vier Riesensäle, die sich in Kreuzform um ein mittleres Achteck legen. Alle kleineren Säle sind zwischen den Armen des Kreuzes untergebracht. Wo immer man sich auch in den Nebenräumen des Kreuzes befinden mag, stets ist mit wenigen Schritten einer der Haupträume zu erreichen, in denen man ohne Weiteres orientirt ist.

In der Ausstattung ist man sehr geschickt verfahren. An Einfachheit steht das, was hier die belgischen Decorateure geleistet haben, unmittelbar neben der Ausstattung des Hauptsaals der französischen Abtheilung, den wir oben besprochen haben. Es ist fast Nichts gemacht, einfache dunkelrothe Wände mit kräftigem Abschluß nach den weißen Tüchern, die oben das Licht abfangen, Vorhänge sehr mäßig, nur an den wichtigsten Thüren angebracht, das ist Alles. Einzig die deutsche Abtheilung, die Ende Juni, als ich die Ausstellung besuchte, noch nicht eröffnet war, soll besonderen Aufwand gemacht haben. Spätere Besucher rühmten sie sehr. Die russische Abtheilung war zu der Zeit ebenfalls noch nicht fertig.

Auch in der Kunstausstellung ringen Belgien und Frankreich um die Palme. Der Zahl nach kommen sie einander mit rund 700 Nummern fast gleich. Italien, Holland und Oesterreich bringen es noch nicht einmal auf die Hälfte dieser Summe. Die anderen Völker folgen in noch weiterem Abstand, sie bringen es im höchsten Falle auf etwas über hundert Nummern des Kataloges.

So wenig wie bei der Industrieausstellung können wir uns hier auf die Würdigung einzelner Erscheinungen einlassen. Handelt es sich doch in den meisten Fällen, und gerade bei den hervorragenden Stücken, um längst bekannte Sachen, namentlich bei den Franzosen, die von staatswegen aus den Provinzialmuseen eingeschickt haben, was in den letzten zehn Jahren Bedeutendes erworben wurde. Bei den gleichzeitig in Paris, Budapest u. s. w. stattfindenden Ausstellungen war vorauszusehen, daß die außerbelgischen Künstler ihre Trümpfe nicht in Antwerpen ausspielen würden. Es ist schließlich in der Kunst nicht viel anders als in der Industrie, wenn es sich um eine plötzlich an einem abgelegenen Ort ins Leben gerufene Veranstaltung handelt. Man schickt, was gerade fertig ist, ohne sich in große Kosten zu stürzen. Sonst allerdings verhält sich die künstlerische Production zu den Ausstellungen leider wesentlich anders als die industrielle. Während bei der letzteren eine Tendenz sich geltend macht, die ihrem Einfluß entgegenarbeitet, üben die Ausstellungen über die Gestaltung der Kunstwerke eine schwerwiegende Autorität. Was an Gemälden und Sculpturen nicht auf private Anregung entsteht oder für einen bestimmten Zweck im Rahmen eines architektonischen Zusammenhanges entworfen wird, muß sich wohl oder übel nach der Wirkung in der Massenhäufung einer Ausstellung gestalten. Spätere Zeiten werden klarer als die unsere erkennen, welch' eingreifende Veränderungen auf diesem Wege die Erscheinung des Kunstwerks erlitten hat.

Eine Beobachtung drängt sich jedoch selbst in Antwerpen dem Auge von selber auf: Es herrscht eine in früheren Perioden unerhörte Gleichartigkeit der künstlerischen Absichten durch das ganze Gebiet der westeuropäischen Cultur, ja sogar über dieselbe hinaus. Ueberall will man sich von der Ueberlieferung frei machen, um der Natur mit frischer naiver Auffassung gegenüberzutreten. Ueberall kämpft die jüngere Generation, welche dieser Richtung huldigt, mit den letzten Vertretern der vergangenen Epoche, welche dies innige Verhältniß zur Natur nicht auf ihrem Programme hatte. Auch die Stoffe sind durchweg dieselben von der Landschaft bis zur Schilderung des modernen Lebens. Nur was von der Geschichtsmalerei noch existirt, schließt sich jedesmal an den Boden.

Zu dieser Gleichartigkeit der Absichten tritt eine Behandlung, die sich überall ähnlich sieht. Die internationalen Ausstellungen vermitteln den Ausgleich der nationalen Verschiedenheiten, und in den jüngeren Talenten zeigt sich mehr als früher die Neigung, durch mehrere Schulen zu gehen. Wenn früher ein Künstler einmal Düsseldorfer geworden war, so pflegte er es zu bleiben und sich gegen die Richtung anderer Kunststädte zu verschließen, als handelte es sich um eine Ketzerei, namentlich gegen Alles, was von Paris kam. Heute pflegt im Studiengang auf die Lehrzeit in Berlin ein Studienjahr in München und Paris zu folgen.

Wie weit auf diesen breiten Grundlagen eine Kunstblüthe möglich sein wird, die das Höchste erreicht, können wir aus keinem Vorgang verflossener Perioden abmessen. Wo einmal das Allerhöchste geleistet wurde, da entsprang es in den engsten Grenzen eines abgeschlossenen Volkes und war stets mit der momentanen Entfaltung einer ungeheuren Energie auf allen übrigen Gebieten verbunden. So war es in Athen, so in dem Italien der Renaissance, so in Belgien zur Zeit des Rubens, so in den Niederlanden nach den Befreiungskriegen. Große Staaten haben sich dagegen stets in einem gewissen Durchschnittsmaß gehalten. Es scheint, als ob die höchste Vollendung überall das Resultat eines acuten localen Reizes sei.

Eine Wiederholung ähnlicher Vorgänge, wie sie in Belgien und Holland zu einer großen Kunst fast gleichzeitig führten, liegt ja nicht ausgeschlossen. Wer hätte im sechzehnten Jahrhundert, als sich die Kunst der italienischen Renaissance ganz Europa unterthan machte, voraussehen können, wie sich plötzlich an beiden Punkten die Entwickelung über das alte Maß hinaussteigern würde?

So werden wir wohl auch in Zukunft, wenn der jetzt angebahnte Ausgleich sich vollzogen hat, von der durch einen plötzlichen Stoß entfachten Lebensenergie einzelner Localitäten den Schuß hinaus über das allgemeine Durchschnittsmaß zu erwarten haben.

Digitized by Google

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

Als die Dame allein geblieben war, als es Niemand sehen konnte, hob sie die Augen zum Himmel empor und faltete die Hände über dem Kopfe.

Und wenn man die Sprache dieser Augen verstehen konnte, so sprachen sie Folgendes:

„Allmächtiger Weltenherr! Welch' eine jämmerliche Puppe machtest du aus dem Weibe, als du demselben eine Waffe zu geben vergaßest. Du verliehest ihm ein weißes Gesicht, damit das Erröthen auf demselben schmerze! und eine weiße Stirne, damit jeder Flecken sichtbar werde! Ich bin verloren, versunken und kann nicht rufen, denn zu wem? Wer befreit, wer beschützt, wer rächt mich? Niemand, Niemand! Und dennoch wird es Jemand sein, denn Rache muß sein! muß sein! muß sein! um welchen Preis immer, auf welche Weise immer, denn so viel Hohn, so viel Schmach darf und kann nicht ungerächt bleiben. — Ach, welch' ein elendes Wesen ist ein Weib! — Aber ich weine nicht, — nicht einmal, wenn ich allein bin. Ich bete nicht mehr. Stets würde meine Lippe bei den Worten stocken: „sowie wir unseren Feinden vergeben!" denn ich verzeihe niemals. — Aber wie? wie? das weiß ich nicht, aber rächen werde ich mich. Ich will diesen Menschen so elend sehen, so elend ich jetzt bin, sein Herz will ich mit in Gift getauchten Worten so oft zerschneiden, so oft er meine Seele mit denselben verwundete. — Doch wie? wie? wer weiß es? wer erräth es? wer sagt es mir?"

Mit auf dem Kopfe gefalteten Händen schritt die Dame unabläßig in dem Zimmer auf und nieder: vom Kamin zum Fenster und vom Fenster zum Kamin; sie blieb beim Fenster stehen und blieb beim Kamin stehen; beim Fenster blickte blauer Himmel und blaues Meer auf sie zurück, aus dem Kamine rothe Feuersgluth. Ihr spähendes Auge fragte bei jedem: woher? wohin? auf welche Weise? Himmel und Meer antworteten Nichts, das Feuer sprach Etwas. Die Dame stellte ihre Wanderung ein und ging nicht mehr zum Fenster. Sie setzte sich an den Kamin, legte frische Kohlen auf und schaute lange zu, wie die schwarze, schweigsame Masse allmählich zu einem rothen, flammend weißen, prasselnden, geschwätzigen, revoltirenden Wesen ward; starr blickten ihre Augen in das Feuer, diese Augen sprachen jetzt nicht mehr, — sie lauschten jetzt.

Ueber der Gluth tänzelt ein unstäter Geist in Gestalt einer weißen, durchsichtigen Flamme mit blauer Spitze; sie sprüht rothe Funken: ihre Gedanken, von sich. Zuweilen entflattert sie, wie wenn sie zu Nichts geworden wäre, und plötzlich erscheint sie wieder nnd tänzelt über der feurigen Gluth.

Die stumme Dame wirft derselben Papierstücke zu: Fetzen kostbarer Albums, die ihre feinen Finger zerpflücken. Wie sich der tanzende Kobold darob freut! er erfaßt, verschlingt die Papierstücke, hat sie im nächsten Moment verzehrt und bläst die flatternde Asche von sich. Die Dame taucht die Papierschnitzel in kostbare Parfums und wirft sie ins Feuer. Ach, wie sich der Kobold daran ergötzt, wie riesengroß er wird und wie er mit seinen Flügeln auseinanderschlägt und den ganzen Kamin dadurch erfüllt!

Findet die Sklavin vielleicht Vergnügen hieran?

II.

Die siebente Nacht ist's bereits, die Lord Timple einsam in seinem Privatzimmer verbringt, und er denkt:

„Dieses trotzköpfige Kind sträubt sich lange, die Theorie von der Macht der Thatsachen anzuerkennen, die doch so zahlreiche Menschen auf den Inseln und auf dem Continente glücklich leben läßt. Heute heißt es: O Roma, o morte, und morgen gibt es kein Rom mehr, und übermorgen bringt sich doch kein Mensch um. Weshalb wollten die Frauen stärker sein, als die Männer? Wie viele hatten bereits gesagt, sie ließen eher ihr Leben, als ihren Schleier, und dann blieben sie denn doch am Leben. Der Dichter hat es ja besungen: de nonne elle devient sultane. — — Der kleine Trotzkopf grollt lange — —"

Und die Nacht war doch ganz dazu angethan, daß der Mensch seinen Feinden verzeihe. Der Wind weht vom Meere her — ein wahrer Sturm das! Die Wellen bedrängen die Felsen der Sandbänke, der Orkan heult eine grimmige Weise durch die Baumäste, in den Kaminen jammert es, die Lampen zucken zuweilen hoch auf unter dem Luftdrucke, durch die Fensterritzen pfeift der Wind und rüttelt mit seinen unsichtbaren Händen an den geschlossenen Fensterläden.

Es ist eine jener Nächte, die es mit sich bringen, daß sich furchtsame, schwache Geschöpfe anderen nähern, vor denen sie sonst zittern: Rehe dem Wolfe, Tauben dem Falken, die Jungfrau dem Manne.

Das Unwetter ist ein arger Kuppler, wie dies bereits aus der Geschichte von Karthago: aus Dido's Sage deutlich hervorgeht.

Und es ist das gar nicht zu verachten: wenn das Unwetter draußen wie mit höllischer Gewalt tobt, mit dem trauten Ehgemahl beim prasselnden Kamin zu sitzen, die dampfenden Punschgläser zu leeren und über einen gemeinsamen Gedanken zu lachen; närrische Scherze einander zu erzählen und durch helles Frauengelächter das schlafraubende Sturmesbrausen zu verscheuchen und dann leise, aus nächster Nähe, Wange an Wange, zu flüstern und in dem leisen, ersterbenden Geflüster Sturm und Gefahr zu vergessen, die vergeblich an den Mauern unserer Zufluchtsstätte rütteln.

Die kleine Halsstarrige, — Schade, daß ihr Groll von solcher Dauer ist!

Wie, wenn es ihr heute, zu dieser bösen Stunde in den Sinn käme, mit den Spitzen der schönen schlanken, weißen Finger den Schlüssel, den sie dieser Tage mit der Zuckerzange zur Erde geworfen hatte und der seither sicherlich noch immer dort liegt, vom Teppich aufzuheben?

Richard Timple's Augen leuchten förmlich auf bei diesem Gedanken.

Es ist ja nichts Unmögliches dabei.

Die Dame ist jung, schön, von Langeweile gequält und allein. Die Situation voll geheimnißvollen und verlockenden Reizes; — der Hausherr freundlich, freigebig und liebenswürdig. Was wäre da also unmöglich?

Und horch!

Von dem geheimen Corridor scheint ein Geräusch näher zu kommen.

Es ist in der That das Knirschen eines ins Schloß gestoßenen Schlüssels, der eine Tapetenthür öffnet.

Sie ist's! Der schöne Trotzkopf.

Der Schlüssel dreht sich, — einmal, — zweimal, — das Geheimschloß öffnet sich — die Thür geht auf. — Es ist also doch so!

Sie war es wirklich.

Sie war in einen weißen Burnus gehüllt, den sie mit der einen Hand über der Brust zusammenhielt, während sie in der anderen eine brennende Kerze trug.

Es war keine Schlafwandlerin, keine Mondsüchtige, — sondern eine in Wahrheit wache Dame, die einen Mann besuchen kommt.

Dies war ja eine Nacht, da sich die Taube mit dem Falken paart.

Das Gesicht des Mädchens war bleich — es hatte Furcht.

Athalie setzte den Leuchter auf den Tisch und sagte:

„Welch' furchtbare Nacht!"

Sprechen kann sie also bereits.

Lord Timple rückte einen Fauteuil an den Kamin, die Dame setzte sich; er schob ihr einen Schemel unter die Füße und drückte dabei sanft den einen der winzigen Füße.

„Sie frieren Athalie; wünschten Sie nicht, daß ich Ihnen ein Glas Punsch eingieße?

„Ja."

Timple spottete nicht der bekehrten Trotzköpfigen; man

Digitized by Google

muß sie gewähren lassen, bis sie aufthaut. Man muß da Zärtlichkeit und Tactgefühl entwickeln, um noch größere Zärtlichkeit zu erwecken. Ihr in wildem Hohne ins Gesicht zu lachen, sie erröthen zu machen, sie an den Rausch der Schmach zu gewöhnen — gehört für später. Jetzt muß man sie noch wie eine Fürstin behandeln. Staunen oder Ueberraschung darüber, daß sie jetzt hier ist, darf nicht gezeigt werden.

„Das Unwetter beunruhigt Sie, Athalie."

„Ja. — Ich hatte böse Träume."

Armes Kind! selbst der Schlaf läßt ihr keinen Frieden.

„Noch jetzt schaudert es mich."

„Versuchen Sie diesen heißen Punsch und wärmen Sie Ihre Hände; — sie sind ja kalt wie Eis."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Lug und Trug". Lustspiel in 3 Acten nach dem Russischen des Alexandrow von G. von Moser. — „Unser Glückskind". Posse in 3 Acten von H. Wilken und Ed. Jacobson. — „Gastrecht". Dramatisches Gedicht in 1 Act von Rudolph Genée.

Wenn das Stück: „Lug und Trug", welches Herr von Moser nach dem Originale eines älteren russischen Lustspieldichters bearbeitete, nicht schon in Rußland spielte, so müßte man es hinverlegen, in jenes Fabelland des Betrügens und Stehlens. Denn um die Entwickelung der größtmöglichen Fertigkeit in diesen edlen Künsten dreht sich die ganze Handlung des Stückes, und in der Ueberlistung eines Gauners durch den andern liegt die ganze Komik desselben. Es soll ja auch in Deutschland vorkommen, daß Vormünder ihre Mündel bestehlen; wenn es aber in so officieller Weise und gleichsam selbstverständlich geschieht, wie in dem Lustspiele des Herrn Alexandrow, so würden wir, falls die Handlung in deutschen Verhältnissen spielte, empört sein über die Unwahrscheinlichkeit des gesellschaftlichen Hintergrundes; da sie in Rußland sich ereignet, lachen wir darüber und finden ihn sehr richtig geschildert.

Die gemeinsame Leitung des Wallner- und Bellealliance-Theaters schien vorher in die Zugkraft dieses Lustspiels übrigens kein großes Zutrauen zu setzen, wenigstens ließ sie die erste Aufführung im Bellealliance-Theater und mit ziemlich unbedeutender Besetzung stattfinden. Sie hat dabei übersehen, welche frischen und unmittelbar wirksamen Scenen Alexandrow aus seinem im Ganzen etwas unerquicklichen Thema herauszuspinnen wußte. Gleich die Exposition ist von großer Wahrheit und Lebendigkeit: Auf dem Schlosse eines alten Sonderlings, der plötzlich gestorben ist, kommen seine Verwandten zusammen, um die scheinbar bedeutende Erbschaft anzutreten. Es sind zwei Brüder des Erblassers, eine Schwägerin und deren Sohn. Sie haben sich bei Lebzeiten des alten Junggesellen nicht viel um ihn bekümmert; um so drastischer wirkt jetzt die erheuchelte Trauer, mit der sie von ihm reden und die Gier, mit der sie über seine Hinterlassenschaft herstürzen. Es findet sich zum Glück — denn Jeder will von vornherein als der Meistberechtigte gelten — ein Testament vor; wie groß ist aber das Erstaunen, der Schrecken, als sich bei Eröffnung desselben herausstellt, daß der Verstorbene eine natürliche Tochter hinterläßt, der er all sein Gut vermacht. Die beiden Oheime dieser Tochter, die als Näherin im benachbarten Städtchen lebt, werden als Verwalter des Vermögens bis zum Tage der Verheirathung des Mädchens eingesetzt. Dieser Exposition folgt nun ein lebhaftes Gaunerspiel unter den Betheiligten; die beiden Vormünder suchen sich gegenseitig zu übervortheilen und werden schließlich von ihrem Neffen, Boris, aufs Glänzendste düpirt. Dieser selbst, der sich die Hand der reichen Erbin zu erwerben wußte, findet sich in seiner Hoffnung betrogen, denn die große Erbschaft erweist sich schließlich als eitel Dunst; der Verstorbene hat es am besten verstanden, seinen zärtlichen Anverwandten einen bösen Streich zu spielen. Außer dem Liebesverhältniß der Näherin mit einem einfachen Schreiber, das alle Verwickelungen überdauert, stellt sich also am Ende Alles als „Lug und Trug" heraus. Die Gier, mit welcher die vornehme Spitzbubengesellschaft sich um die vermeintliche Beute drängt, würde abstoßen, wenn die Figuren nicht so äußerst harmlos und naiv gezeichnet wären; bezeichnend für das Recht, welches Alle auf ihren Diebstahl zu haben meinen, ist die immer sich wiederholende Betheuerung der Schwägerin des Verstorbenen, daß derselbe ihr im Traume erschienen sei und ihr sein Silberzeug versprochen habe. Sie bringt schließlich mit diesem seltsamen Modus des Testirens auch durch.

Während mit diesem russischen Stücke das Bellealliance-Theater einen guten Erfolg zu verzeichnen hatte, trug seine Schwesterbühne, das Wallner-Theater, mit einer neuen Posse, „Unser Glückskind" von Jacobson und Wilken, eine große Schlappe davon. Dieses Machwerk ist in der That ein so verunglückter Versuch, auf die Art, in der Kalisch seine Possen dichtete, zurückzugreifen, daß es sich nicht verlohnt, hier näher auf dasselbe einzugehen.

Dagegen müssen wir ein kurzes dramatisches Gedicht von Rudolph Genée erwähnen, welches in voriger Woche seine erste Aufführung im Kgl. Schauspielhause erlebte. „Gastrecht", so betitelt sich dasselbe, ist ein Versuch, die mit Vorliebe auf Corsica spielende Romantik der Blutrache und der geheiligten Gastfreundschaft in sehr biederen fünffüßigen Jamben zu besingen. Ein der Blutrache seines Nachbarn Verfallener kommt als Flüchtling in dessen Hütte und wird als Gast aufgenommen und behütet, bis eine Art von Gottesurtheil seine endgültige Rettung bewirkt. Dieses romantische Thema ist ohne eigentliche dramatische Steigerung in sehr eleganten, aber allzu marklosen Versen ausgesponnen und mit einem Liebesmotiv — der Flüchtling verliebt sich in die Tochter seines Gastfreundes — verwebt worden, so daß das Ganze im Grunde einen melodramatischen Anhauch erhält; und ich glaube, daß der Verfasser gut gethan haben würde, diesen letzteren noch mehr zu verstärken und auf diese Weise seiner Dichtung einen einheitlichen Charakter zu verleihen, den sie jetzt entbehrt. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

In eigener Sache.

Ein gewisser Herr Paul Schlenther, Reporter der „Frankfurter Zeitung", mißbraucht dieses Blatt zu einer Vertheidigung seines Stubengenossen Otto Brahm. Indem er eine von Brahm's Praktiken, welche in hiesigen Gelehrtenkreisen allgemein übel vermerkt worden war und die ich in Nr. 37 der „Gegenwart" (S. 167) festnagelte, mit Stillschweigen übergeht, gönnt er sich das billigere Vergnügen, aus den drei bisher vorliegenden Bänden meiner Kleist-Ausgabe acht Stellen herauszuschreiben, die mit Brahm'schen Ausführungen mehr oder minder übereinstimmen. Dabei begeht er einige Ungeschicklichkeiten, die man einem Neuling freilich nachsehen kann. So ist z. B. der in Inhalt und Fassung gleichlautende Passus zum „Amphitryon" einfach dem „Stuttgarter Morgenblatt" von 1808 entnommen, also nicht Brahm's geistiges Eigenthum. Eine andere Notiz über den „Zerbrochenen Krug", die ich aus Brahm's Buch geschöpft haben soll, hat dieser Herr im Gegentheil, wie vieles Andere, meinem schon 1881 erschienenen „Kleist in der Schweiz" entlehnt. Auch aus einer Abhandlung von Erich Schmidt weist mir Herr Schlenther ganze fünf Parallelstellen nach und verschweigt dabei, daß ich jenen meisterhaften Vortrag mehrmals und Band II, S. 181 ausführlich im Text citire. Welche Misere! Welcher Schlendrian! Uebrigens wundert mich die Hast, womit diese Wortklauber über mein noch nicht einmal vollständiges Werk, das allerdings so manche geplante Büchermacherei vereiteln muß, in Aufregung gerathen. Sie mögen doch anstandshalber das Erscheinen des längst gedruckten letzten Bandes abwarten, das wegen eines neuen Porträts von Kleist sich verzögert. Dort werden sie meine Quellen (auch Brahm's Schrift) hübsch beisammen finden und noch manche Belehrung schöpfen, von der sich Herrn Brahm's Schulweisheit und die Naivetät seines Klopffechters nichts träumen lassen.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Aus dem Verlag von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** wird empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. gebunden Preis 3 Mk., brosch. 1 Mk. 50 Pf.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) „Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichsanzeiger.) Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache. (Post.) Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinnenlust, sondern starke deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der **Boberschwan** sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert, und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Zeitung.) Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüths geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden. (Schles. Presse.)

Hochfeine solide Brüsseler

Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.

Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wassermann, Prof. Dr. Heinr., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. 8°. X und 638 Seiten. M. 10. —

Wächter, Dr. Oskar, Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck. 8°. X und 288 Seiten. M. 4.50.

Weber, Georg, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Webers in Stich. 8°. VIII und 310 Seiten. M. 4.

Schack, A. F. Graf von, Memnon. Eine Mythe. 8°. 164 Seiten. M. 3. —

Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Achte Auflage. 8°. XII und 394 Seiten. M. 5. —

Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8°. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Wilh. Engelmann in Leipzig.

Bary, A. de, Vorlesungen über Bacterien. Mit 18 Holzschnitten. gr. 8°. 1885. 3 Mk.

Ebers, G., Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Mit 1 Lichtdruck und 1 Holzschnitt. 8°. 1885. geh. 5 Mk., geb. Mk. 6,50.

Noiré, L., Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe. gr. 8°. 1885. geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Wundt, W., Essays, gr. 8°. 1885. geh. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Inhalt: Philosophie und Wissenschaft. — Die Theorie der Materie. — Die Unendlichkeit der Welt. — Gehirn und Seele. — Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. — Die Messung psychischer Vorgänge. — Die Thierpsychologie. — Gefühl und Vorstellung. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Die Sprache und das Denken. — Die Entwicklung des Willens. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. — Der Spiritismus. — Lessing und die kritische Methode.

Das im October beginnende neue erste Quartal der

Deutschen

Roman-Zeitung,

redigirt von **Otto von Leixner,**
Verlag von **Otto Janke in Berlin,**

veröffentlicht folgende Romane:

Die Söhne Gustav Wasas von **Karl Berkow.**
Die Archenbach, Familienroman von **Georg Hartwig.**
Falkenried von **M. A. Enders.**
Auf der Grenzwacht von **Ferd. Sonnenburg.**
Verknüpft und getrennt von **Richard Freudenberg.**
Glücksjäger von **Otto von Leixner** 2c. 2c.

Jede Nummer enthält einen Bogen Feuilleton mit Beiträgen **O. v. Leixner's!** Zunächst: „Höflichkeit und Wahrhaftigkeit." „Recepte zur Herstellung lyrischer Gedichte." „Was der Papierkorb erzählt" 2c. 2c. — Abonnement pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4.) für 3½ Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Epochemachende Neuigkeit!

Das Wetter und die Erde.

Eine Witterungskunde nach **neuen** Grundsätzen und Entdeckungen, **begründet** durch zahlreiche **Einzelbeweise** und durch die **seit 1878 thatsächlich eingetretene Krisenepoche** und **Katastrophen** unseres Erdkörpers.

Von **R. Röttger.**

Ein starker Band. gr. 8°. **Mit Illustr. 13 Mk. 50 Pf.**

Mit größter Kühnheit bricht Autor mit einer ganzen Reihe meteorologischer Traditionen, stellt dagegen ganz neue überraschende Theorien auf, welche aus bereits vorhandenen Thatsachen abgeleitet und durch jahrelange Beobachtungen bewiesen werden. —

Beweisend, überraschend ist die **Thatsache,** daß Autor **eine Woche** voraus die **Fluthwelle und das Erdbeben in Spanien verkündigte.**

Eine junge Dame von gediegener Bildung, wenig musikalisch, sucht bei mäßigen Ansprüchen Stellung als Gesellschafterin und Vorleserin in feingebildeter Familie. Gefällige Adressen mit Angabe näherer Bedingungen unter T. D. 30 Exped. d. Bl. erbeten.

Schriftsteller

ersucht eine neubegr. Verlagsbuchhlg. um gefl. Offerten unter **P. M. 348, Haasenstein & Vogler, Berlin W., Potsdamerstr. 185.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Leonhard Simion in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 7. November 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Ausweisung der Polen. Von Justus. — Das Problem des Lebens. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Ueber die Photographie farbiger Gegenstände. Von H. W. Vogel. — „An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen. Von Oskar Bulle. — Niederländische Eindrücke. Von Ludwig Hevesi. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Ausweisung der Polen.

Wenn unsere Landsleute in Böhmen und anderen österreichischen Kronländern über die gewaltsame Unterdrückung und Mißhandlung des deutschen Elementes sich beklagen, so wird man ihnen die Ausweisung der in unseren Grenzprovinzen sich aufhaltenden Polen entgegenhalten als einen Beweis, daß auch bei uns der Nationalitätenkampf herrsche und mit rücksichtslosen Mitteln geführt werde. Und auf einen solchen Vorhalt wird sich wenig zur Beschönigung einer Maßregel erwidern lassen, welche fast von Freund und Feind mit gleicher Mißbilligung betrachtet wird. Will man den Widerstand der polnischen Bevölkerung gegen die Germanisirung schwächen, so zeigt ein einfaches Regeldetri-Exempel, wie gering die Wirkung sein müsse. Es befinden sich in jenen Gegenden vielleicht 2 — 3 Millionen Polen unter preußischer Herrschaft, und die Zahl der Ausgewiesenen wird schwerlich über 20- bis 30 000 betragen, die noch dazu weit entfernt von irgend welchem Einfluß waren, sondern als einfache Arbeiter ihren Lebensunterhalt in möglichster Stille suchten. Sie waren als rüstige Arbeitskraft ohne den Anhang einer Familie meist sehr willkommen und im Uebrigen nicht schlimmer als Andere, schon weil sie unliebsame Berührungen mit den Behörden wegen der ihnen stets drohenden Gefahr der Auslieferung fürchten mußten. Was man ihnen Schuld geben könnte, um ein so hartes Verfahren zu rechtfertigen, das weder eine durch langes Wohlverhalten erworbene Verjährung gelten läßt, noch auf angeknüpfte Familienverhältnisse Rücksicht nimmt, ist schwer zu errathen. Die Maßregel ist auch nicht ganz ohne Gefahr. Es leben viele Deutsche in Rußland und Polen, welche dort Grundbesitz erworben und Fabriken gegründet haben, große kaufmännische Geschäfte oder Handwerke betreiben, und wenn wir auch ihre gewiß sehr bedeutende Zahl nicht angeben können, so ist es doch keinenfalls zweifelhaft, daß sie unvergleichlich größere Interessen vertreten, als die polnischen Ueberläufer bei uns. Sie sind zwar dem Lande ihrer Thätigkeit als Culturträger von höherem Werthe, und das wird sie vielleicht vor Repressalien schützen, allein es fehlt auch jenseits der Grenze nicht an nationaler Erregung, und diese kann auch dort die bessere Einsicht überstimmen. Der Schaden, welchen sie durch eine gegenseitige Ausweisung erleiden müßten, würde sich auf große Summen belaufen. Verfolgt man etwa mit der Austreibung der Fremden den wirthschaftlichen Zweck, die von den letzteren benutzten Erwerbsquellen für die eigenen Unterthanen frei zu machen, so kann man recht leicht das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges herbeiführen, abgesehen davon, daß, soweit es sich nicht um wenige jüdische Händler handelt, die polnischen Ueberläufer Arbeitskräfte in dünn bevölkerte Gegenden brachten, wo nicht Ueberfluß, sondern Mangel an denselben herrschte.

Man darf deshalb in dem Vorgehen kaum etwas Anderes erblicken, als einen verdrießlichen Versuch, dem polnischen Element einen, wenn auch noch so schwachen Abbruch zu thun. Aber wenn man auch die Zahl der in jenen Provinzen vorhandenen Polen um den winzigen Betrag der Fremden vermindert, die übrigen Landesangehörigen wird man damit dem Deutschthum nicht geneigter machen, und das könnte doch allein die vernünftige Absicht sein. Solche gewaltsamen, direct gegen die Nationalität gerichteten Maßregeln sind es, denen die preußische Regierung es zu verdanken hat, daß trotz hundertjährigem deutschen Besitz in jenen Gegenden die Germanisirung nicht nur keine Fortschritte gemacht hat, sondern in neuerer Zeit sogar ersichtlich zurückgeht. Freilich sind auch andere Fehler wirksam gewesen. Unter der schweigsamen Regierung Friedrich Wilhelm III. fingen die Polen an, sich wohl oder übel in ihr Schicksal zu finden. Sie hielten sich zwar unter einander zusammen, wie dies natürlich war, aber standen doch auch mit den Deutschen in freundlichem Verkehr. Der unglückliche Ausgang des polnisch-russischen Befreiungskrieges hatte keinen besonderen Haß gegen die Deuschen hinterlassen, und wenn die geräuschlose Verwaltung des Oberpräsidenten Flottwell noch zehn Jahre länger gedauert hätte, so würde heute die Provinz Posen — der Hauptherd des Polonismus — ein ziemlich deutsches Ansehen haben. Aber die mit Friedrich Wilhelm IV. zur Herrschaft kommende redende Romantik störte die stille Arbeit und weckte die Nationalitätsfrage aus ihrem Halbschlummer. Man fing wieder an, sich auf die Verheißungen des Besitzergreifungspatentes von 1815 wegen Schonung und Anerkennung der Nationalität zu berufen. Im Laufe der natürlichen Entwickelung fand dann die Verschwörung von 1846, welche in Galizien verunglückte, auch in der Provinz Posen Anhang, und das gab Veranlassung zu dem bekannten Polenprozeß, welcher mit dem Triumphzuge der Angeklagten am 20. März 1848 in Berlin endete, die nun nach ihrer Heimath eilten, um die polnische Fahne anscheinend im Einverständniß mit der Regierung zu entfalten. Diese trat auch selbst mit der sofort sich bildenden polnischen Nationalregierung in Unterhandlungen, die freilich mit den Wreschener Shrapnells und dem Zündnadelgewehr zu Ende geführt wurden. Was übrig blieb, war das Project der Aussonderung eines Theiles der Provinz unter national-polnischer Verwaltung und Ziehung einer Demarcationslinie durch Commissarien der Paulskirche, deren Ausführung dann nach polnischer Redensart auf den Sanct-Nimmermehrstag verschoben wurde.

Digitized by Google

In der damals herrschenden Kopflosigkeit hatte man unerfüllbare Hoffnungen erregt, die nun zum Bürgerkriege führten und mit Gewalt niedergeschlagen werden mußten. Polen und Deutsche traten sich jetzt als persönliche Feinde gegenüber und sind es seitdem geblieben. Die gegenseitige Erbitterung hat sich im Laufe der Zeit kaum vermindert, und polnische und deutsche Gesellschaft schließen sich streng von einander ab. Das Auftreten der Regierung, welche mit Unterdrückung polnischer landwirthschaftlicher und anderer Vereine, Auslöschung der polnischen Inschriften auf Ortstafeln und Wegweisern, Ersatz der polnischen Ortsnamen durch deutsche und ähnlichen Mitteln den Kampf führt, war nicht geeignet, die Stimmung der Gegner freundlich zu gestalten und zwar um so weniger, als alle ihre Maßregeln durch Beamte ausgeführt werden müssen, welche entweder aus der Provinz stammen und zu ihrer Aufgabe gleich die angeborene örtliche Feindseligkeit mitbringen, oder wenn sie aus anderen Gegenden kommen, diese aus dem Beispiel und unter dem Einfluß ihrer Stammesgenossen annehmen. So fehlt den preußischen Beamten die nöthige Unbefangenheit, und man kann im Allgemeinen fast sagen, daß ihr Urtheil über die dortigen Verhältnisse um so unrichtiger wird, je länger sie in der Provinz wirken.

Man kann es den Polen nicht zum Vorwurf machen, daß sie ihre Nationalität vertheidigen, es ist dies nur natürlich. Aber es herrscht dabei viel Irrthum und Unklarheit. Eines der schlimmsten ihrer Mittel ist die Abwehr deutscher geistiger Cultur, für welche sich doch kein polnischer Ersatz findet. In den wohlhabenden Familien und namentlich auf dem Lande findet man die französische Bonne, aber nicht den wichtigeren deutschen Hauslehrer, von welchem man Einschleppung des Deutschthums befürchtet. Jedes deutsche Wort wird ängstlich fern gehalten und höchstens französische Conversation und Literatur gepflegt, vielleicht weil Französisch einen deutschfeindlichen Beigeschmack hat. Dadurch schwächen die Polen selbst ihre Stellung den gebildeten Deutschen gegenüber, denn die geistige Entwickelung verträgt keine nationale Abschließung. Die Menschheit würde ihre jetzige Cultur schwerlich erreicht haben, wenn sie auf die Arbeit eines einzigen Volksstammes angewiesen wäre, und wie auch nur die Erschwerung äußerer Einflüsse selbst bei einer sehr glücklich veranlagten Menschenart schädigend wirkt, das zeigt sich schlagend bei den Chinesen, obgleich diese eine Welt für sich von 350 Millionen Menschen darstellen. Was würde aus den Germanen geworden sein, wenn diese das Culturerbe der griechischen und römischen Welt als undeutsch von sich gewiesen hätten? Die Polen sind eine sehr begabte Nation, und wir halten das dem ersten Napoleon zugeschriebene Schlagwort in Bezug auf sie: capables de tout, propres à rien" für durchaus ungerecht. Aber die deutsche Wissenschaft würde ihren natürlichen Vorzügen keinen Eintrag thun, und wenn sie sich bei dieser Gelegenheit die gründlichere deutsche Denkweise aneignen könnten, so wäre das ein unbestreitbarer Vortheil. Eine unklare Phantasie aber ist es, wenn sie die Wiederherstellung polnischer Staatseinrichtungen für möglich halten. Das ist schon wegen der vorhandenen Deutschen ausgeschlossen, abgesehen davon, daß die polnische politische Tradition mit der preußischen Besitzergreifung abbricht, und die Polen selbst wohl nicht an den damaligen entsetzlichen Zustand bodenloser Unordnung, als den specifisch nationalen, wieder anknüpfen möchten. Wenn die Polen heute freie Hand hätten, ihr Staatswesen zu organisiren, so würden sie in tödtliche Verlegenheit gerathen. Der Adel, die sogenannte weiße Partei, möchte Träume aus dem ancien régime verwirklichen; die Bauern sind durchaus mit Dem einverstanden, was die preußische Regierung für sie gethan hat, und die große Menge der ländlichen Arbeiter ist mit der deutschen Ordnung nicht unzufrieden. Was diese drei Gruppen noch zusammenhält, das ist allein der nationale und kirchliche Gegensatz gegen die Deutschen, und wenn dieser fiele, würde sich das Band auflösen. In den Städten aber, mit ihrer aus Deutschen, Polen und Juden gemischten Bevölkerung, tritt das Polenthum ohnehin weniger selbstständig hervor und folgt meist nur äußerer Anregung. Als deutsche Soldaten haben sich die Polen sehr gut geschlagen.

Die preußische Regierung dagegen hat offenbar die unabweisliche Aufgabe der Germanisirung, und sie darf sich selbst durch das Versprechen von 1815 nicht abhalten lassen. Dieses bezieht sich überdies nur auf diejenigen Landestheile, welche aus dem Napoleonischen Großherzogthum Warschau an Preußen wieder zurückfielen, und die damals übernommenen Polen, denen Schonung der Nationalität verheißen worden, sind längst nicht mehr am Leben. Den Kindern aber, welche als deutsche Unterthanen geboren wurden und als solche leben sollen, dies Leben nicht durch eine, zum Theil künstlich hervorgerufene und erhaltene Feindseligkeit verbittern zu lassen, ist eine höhere Pflicht, als ein unter ganz anderen Umständen gegebenes einseitiges Versprechen zu halten, welches nicht einmal die Natur eines Vertrages hat. In Mecklenburg, Pommern, der Mark und Schlesien haben die Slaven gelernt, sich als Deutsche wohlzufühlen, und das müssen sie auch in Posen und Westpreußen lernen, wo ihr jetziges Mißbehagen eigentlich nur in der Einbildung besteht. Dieser letztere Umstand müßte der Regierung ihre Aufgabe erleichtern, und um so wunderbarer erscheint es, daß die Resultate so kläglich geblieben und fast negativ sind. In den letzten dreißig Jahren ist gewiß kein Pole deutsch geworden, die Zweifelhaften aber sind zu den Gegnern übergetreten. Was vor fünfzig Jahren Schulz oder Schumann hieß, schreibt sich jetzt polnisch Szulc oder Szuman, Wollschläger heißt Wolszlegier, Krauthofer Krutowski. Ja, noch ganz neuerlich ist einem Sperling sein deutsches Gefieder unbehaglich geworden, so daß er sich in einen polnischen Wroblewski umzumausern wünschte. Der Grund dieses Mißerfolges ist an einer verwandten Erscheinung leicht zu erkennen.

Man hat den sogenannten Culturkampf begonnen, um den Einfluß der katholischen Kirche zu schwächen, und es zeigt sich, daß man kaum ein wirksameres Mittel hätte finden können, ihr zu neuem Leben und größerer Macht zu verhelfen. Das nationale Gefühl wurzelt, wie das religiöse, im Gemüth, und Sachen des Gemüthes lassen sich weder durch äußere Mittel, noch überhaupt direct bekämpfen. Jeder solcher Angriff ruft nur verstärkten Widerstand hervor. Unglücklicher Weise decken sich in der polnischen Frage Nationalität und Kirche, und man spricht in jenen Gegenden nicht von katholischer oder protestantischer, soudern von polnischer oder deutscher Kirche. Von jeher wurde durch dies Zusammenfallen die Aufgabe erschwert, seit man aber der Kirche den Krieg erklärt hat, hat man dieselbe gezwungen, ihren bisherigen stillen Bundesgenossen zur Theilnahme am offenen Kampfe aufzurufen, und so verstärkt die kirchliche Erbitterung die nationale Feindseligkeit. Unter solchen Umständen werden sich auch die Erwartungen nicht erfüllen, welche man an die Einführung der deutschen Sprache als Schulsprache knüpft. Es wird freilich dabei keine specifisch polnische Ueberlieferung verletzt, denn zu diesen gehörte die Volksschule nicht, und ohne die allgemeine Einführung der deutschen Sprache ist an eine Germanisirung nicht zu denken. Wir würden sogar den Religionsunterricht ebenfalls deutsch ertheilen lassen, so lange er noch zu den Lehrobjecten der Schule gehört, denn wenn das polnische Kind erst dahin gelangt ist, den deutschen Unterricht zu verstehen — und dazu gehört bei rücksichtsloser Ausschließung der polnischen als Lehrsprache nur ganz kurze Zeit — versteht es den Religionsunterricht so gut als den übrigen. Wir legen darauf ein besonderes Gewicht. Allein wenn es nun wirklich gelungen ist, das polnische Kind in der Schule deutsch sprechen zu lehren, so wird es später gewiß diese Fertigkeit nicht weiter üben, so lange die deutsche Sprache nicht blos die Sprache des Unterdrückers, sondern auch die des Ketzers ist, durch seine Kirche nur ein polnischer Weg zum Himmel führt und es deutschredend nicht allein von seiner Nation, sondern auch von seinem Gott abzufallen fürchtet. Dieser ketzerische Beigeschmack mischt in den Deutschenhaß des Polen einen Tropfen von Verachtung, und deshalb ist in den niedern Classen das geläufigste Schimpfwort „Niemiec pzakrew!": Deutsches Hundeblut! Die größte Schwierigkeit der Germanisirung würde beseitigt, wenn es gelänge, die katholische Kirche ihrer polnischen Nationalität zu entkleiden, welche sich überdies mit ihrem Wesen als katholische wenig verträgt. Das wird sich aber bei dem niederen,

Digitized by Google

durchaus polnischen Clerus selbst nicht erreichen lassen, und auch wenn es der Regierung möglich würde, den Stuhl des Primas von Polen mit einem deutschen Kirchenfürsten zu besetzen, würde dieser auf seine Untergebenen kaum durchgreifenden Einfluß üben können — und vielleicht auch nicht üben dürfen, um der bedrängten Kirche nicht die nationale Unterstützung zu entziehen. Wohl aber kann die Regierung verlangen, daß in den Kirchen einer deutschen Provinz wenigstens abwechselnd auch deutsch gepredigt werde. Es wird wenig katholische Gemeinden geben, zu denen nicht auch deutsche Katholiken gehören, und diese haben dasselbe Recht auf ihre Sprache, als die Polen. Ein großer Theil der polnischen Kirchgänger würde der deutschen Predigt folgen können, und ein wesentlicher Theil des katholischen Gottesdienstes geht überdies in lateinischer Sprache vor sich, welche weder Polen noch Deutsche verstehen. Die vorhandenen Pfarrer dürften wohl ohne Ausnahme im Stande sein, auch eine deutsche Predigt zu halten, und im Nothfalle ließe sich durch einen Vicar helfen. Die deutsche Sprache würde dann in ihrer Kirche und in dem Munde ihres Priesters bei den Polen zu Ehren kommen, und die katholische Kirche hörte thatsächlich auf, eine polnische zu sein — wenigstens in den Augen der Menge, und wenn man sich zugleich zum Aufgeben des leidigen Culturkampfes entschließen könnte, so fiele ein großes — vielleicht das größte — Hinderniß der allmälichen Verdeutschung fort. Eine Politik aber, welche sich nicht auf Wegräumung von Hindernissen und äußeren Unterschieden beschränkt, wird immer das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges hervorrufen. Der nationale Gegensatz ist gewaltsam nicht auszurotten, sondern kann nur eingeschläfert werden, bis ihn fortschreitende Cultur unmerklich auflöst, und darum muß Alles vermieden werden, was ihn wecken könnte. Selbst unter Beobachtung dieser Regel wird einige Zeit darüber hingehen, bis sich die jetzige Erregung legt, und man darf die Geduld nicht verlieren, bis die Nachwirkung der begangenen Fehler verschwindet. Nur bei vollkommener Ruhe können Dienst im deutschen Heere, deutsche Schule, deutsche Ordnung und deutsche Industrie ihre unfehlbare Wirkung äußern.

Justus.

Das Problem des Lebens.

Von Otto Zacharias.

Die eigenthümliche, allbekannte, aber schwer zu beschreibende Erscheinung, die wir Leben nennen, offenbart sich uns ausschließlich an den organisirten Naturkörpern, zu denen selbstverständlich auch der Mensch gehört. Dieser nimmt jedoch, was die Complicirtheit seines anatomischen Baues und die geistigen Kräfte anbetrifft, mit denen er ausgerüstet ist, die höchste Stelle innerhalb der belebten Schöpfung ein. Trotz alledem theilt er aber das Schicksal aller lebendigen Creaturen: er hat einen Anfang in der Zeit, sein Leben ist von bestimmter Dauer, und endlich schlägt auch für ihn die Stunde, wo er den Schauplatz seiner Thätigkeit nolens volens verlassen muß. Ob der Inhalt seines Lebens bedeutungsvoll war oder nicht, ob der Ruhmeskranz sein Haupt schmückte, oder ob er seine Tage in Kummer und Elend verbrachte, — gleichviel, sein Leib muß wieder zu Erde werden, von der er genommen ist. Er theilt das Todesloos mit den tief unter ihm stehenden Pflanzen und Thieren. Die Natur, die ihn hineingestellt hat ins Leben, die ihn mit geistigen und körperlichen Vorzügen verschwenderisch ausstattete, die ihn an die Spitze seiner organischen Brüder stellte, — dieselbe Natur drückt ihn schließlich auf das Niveau des niedrigsten Wurmes, des unscheinbarsten Infusoriums herab. Sie läßt ihren Günstling und Liebling genau so hinsiechen und sterben wie jedes andere organische Wesen, sie beraubt ihn in letzter Stunde noch jedes Vorzugs, den sie ihm vorher hatte zu Theil werden lassen.

Was bedeutet der Tod, so muß man beim Anblick eines thierischen Cadavers so gut wie angesichts eines menschlichen Leichnams fragen. Oder besser gesagt, man muß die Frage nach der Bedeutung und dem Sinn der Erscheinung aufwerfen, die sich uns in der Form des Lebens darstellt. Was ist das Leben? Nicht blos das unserige, menschliche — sondern auch das, was den Thieren und Pflanzen innewohnt, und was uns in den Augen der Natur zuletzt auf dieselbe Stufe mit jenen stellt. Vermag die Wissenschaft eine Antwort auf diese Frage zu geben? Vermag sie es wirklich? Und welcher Art sind die bisher gegebenen Antworten gewesen? Hören wir zunächst den Monismus.

Die Lehre desselben läßt sich kurz dahin zusammenfassen: daß alle uns bekannten Naturkörper der Erde, belebte und unbelebte, in allen wesentlichen Grundeigenschaften der Materie übereinstimmen, in ihrer Zusammensetzung aus Massen-Atomen und darin, daß ihre Formen und Functionen die unmittelbaren und nothwendigen Wirkungen dieser Materie sind. Nach demselben Monismus sind demnach die Unterschiede, welche zwischen den lebendigen und leblosen Naturkörpern existiren, lediglich eine Folge der materiellen Verschiedenheit, welche durch die abweichende chemische Constitution der beiden Gruppen von Dingen bedingt wird. Die Monisten sind aus diesem Grunde auch der Ansicht, daß die Meinung „Leben sei etwas ganz Besonderes, absolut von der leblosen Natur Verschiedenes und von ihr Unabhängiges" wissenschaftlich unhaltbar und deshalb zu beseitigen sei. Aus dem Nachweis der Chemiker, daß kein besonderer Lebensstoff existire, folge ganz naturgemäß und logisch, daß auch keine specifische Lebenskraft vorhanden sein könne. Vielmehr gehen sämmtliche Lebenserscheinungen der Organismen — so behaupten die Monisten — aus deren „chemischer Mischung" und der dadurch bedingten Form mit Nothwendigkeit hervor.

Gegen diese Auffassung des organischen Lebens würde gar nichts einzuwenden sein, wenn es bisher nur in einem einzigen Falle gelungen wäre, durch Zusammenmischung von chemischen Ingredienzen eine niedere Pflanze oder ein ganz primitives Thier experimentell zu erzeugen. Erst dann, wenn wir im Stande sind, in unseren biologischen Laboratorien eine sich ernährende und durch Theilung sich fortpflanzende Zelle künstlich zu erzeugen, können wir die Behauptung aufstellen, daß das Leben nichts weiter sei als „ein complicirter chemischer Proceß". Und selbst dann würde es noch fraglich sein, ob letztere These ganz sicher begründet wäre. Denn da sich — die künstliche Herstellung einer lebenden Zelle als Factum vorausgesetzt — die dazu erforderlichen chemischen Stoffe nur durch die bewußte und absichtliche Vermittelung einer menschlichen Intelligenz, nämlich derjenigen des experimentirenden Forschers, zusammengefunden hätten: so wäre der Zweifel noch immer sehr berechtigt, ob das unbewußte, blinde Naturwalten, auch wenn unendliche Zeiträume als Spielraum für den Zufall statuirt würden, jemals dazu führen könnte, die richtige „Mischung" zur Erzeugung eines Organismus zu Stande zu bringen.

Ich möchte durch die vorstehende Argumentation nicht den Anschein hervorrufen, als ließe ich mir beikommen, für die Wiedereinführung des Begriffs einer Vis vitalis, einer besonderen Lebenskraft, zu plaidiren. Ich möchte den Teufel nicht durch Beelzebub austreiben. Alles, was ich beabsichtige, ist, zu zeigen, daß die „Nothwendigkeit", welche nach Auffassung des Monismus die lebendigen Naturkörper aus anorganischen Stoffen entstehen lassen soll, auch weiter nichts ist als ein leeres Wort, mit dem man einstweilen in Ermangelung eines wirklichen Begriffs vom Sachverhalt philosophisch operirt.

Eine Nothwendigkeit existirt lediglich in unserem Denken; sie ist nirgends objectiv zwischen den Naturvorgängen nachzuweisen. Wenn daher monistischerseits behauptet wird, die Eigenschaften und Aeußerungen lebender Wesen gingen „mit Nothwendigkeit" aus der chemischen Mischung ihrer Körpersubstanz hervor, so kann diese Behauptung, genauer analysirt, nur den Sinn haben, daß man in den vorhandenen und zur Beobachtung vorliegenden Organismen keine anderen, als die bereits bekannten Naturkräfte thätig werden sieht. Hieraus — so meint man — resultire für das Denken die logische Nothwendigkeit, auch die erste Entstehung lebender Wesen als eine Wirkung chemisch-physikalischer Kräfte zu betrachten.

Das klingt außerordentlich plausibel, und es gibt Leute,

Digitized by Google

welche allen Ernstes der Ueberzeugung sind, daß es gar keine exactere Schlußfolgerung als diese geben könne. Aber näher zugesehen, verhält es sich doch ganz anders mit der Gültigkeit und Berechtigung der obigen Schlußweise.

Man überlege Folgendes. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein durch Maurer und Zimmerleute fertig gestelltes Haus durch die ihm innewohnenden chemisch-physikalischen Kräfte fortbesteht. Die lothrecht aufgeführten Mauern fallen nicht um, weil ihr Schwerpunkt genügend unterstützt ist. Die einzelnen Backsteine werden durch die bindende Kraft des Mörtels zusammengehalten, und vermöge eines dauerhaften Oelanstrichs widersteht die freie Außenseite des betreffenden Gebäudes den zerstörenden Einflüssen der Witterung. Der Fortbestand des Hauses ist also durch die Wirksamkeit der bekannten Naturkräfte (Schwerkraft, Cohäsion ꝛc.) auf viele Jahre hinaus gesichert — aber wie steht es mit dem Ursprung eben dieses Hauses? Würden die nämlichen Naturkräfte, die für den Fortbestand des Hauses thätig sind, hingereicht haben, auch nur einen einzigen Backstein an die Stelle hinzubringen, die er einnehmen mußte, um einen integrirenden Bestandtheil des entstehenden Gebäudes zu bilden? Diese Frage beantwortet sich von selbst. Wenn man nun aber ohne große Schwierigkeit einsieht, daß zum Bau jedweden Hauses nicht blos allbekannte Naturkräfte, sondern auch Maurer und Zimmerleute erforderlich sind, welche jenen Kräften die Richtung anweisen, in der sie wirksam sein sollen — wenn man, sage ich, das auch ohne Weiteres einsieht, so glaubt man trotzdem die Analogie nicht auf die organischen Naturkörper erstrecken zu dürfen. Betreffs derselben nimmt man vielmehr an, daß alle ihre Leistungen, ja die ganze Entwickelung, die sie von der Eizelle bis zum erwachsenen Zustande durchlaufen, nichts weiter sei als eine moleculare Kraftwirkung.

Durch ein förmliches System von aneinanderhängenden Trugschlüssen hat der Monismus den Versuch gemacht, zu beweisen: daß den organischen Naturkörpern jeder innere Gestaltungstrieb abgehe, und daß die Atome und Molecüle ganz von selbst zur Bildung von thierischer Substanz zusammenfahren, wenn die „eherne Nothwendigkeit" dazu vorliegt.

„Nothwendigkeit" ist überhaupt das dritte Wort im Munde der Monisten. Aber man muß fragen, wodurch eine Nothwendigkeit, welche immer Das geschehen läßt, was absolut erforderlich ist, sich von einer Zweckmäßigkeit unterscheidet, die nichts bewirkt, was absolut überflüssig ist? Hinsichtlich der organischen Wesen fällt Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit ihres Baues ganz in Eins zusammen. Daß man Das nicht hat begreifen wollen, ist Ursache so vieler unnützen Controversen zwischen Philosophen einerseits und Naturforschern andererseits gewesen.

Gegenwärtig kommt in den Kreisen hervorragender Fachmänner eine klarere Ueberzeugung davon zum Durchbruch, daß durch atomeigene Kräfte der Materie allein nie und nimmer ein organisches Wesen erzeugt werden würde, wenn nicht ein leitendes und richtendes Etwas vorhanden wäre, welches die der anorganischen Natur entstammenden Agentien in einer ganz bestimmten Weise wirksam zu sein nöthigte. Woher dieses „Etwas" freilich resultirt, und in welcher Weise es seinen richtenden Einfluß auf die in sein Bereich gelangenden Molecüle geltend macht, dies ergründen zu können war freilich bis jetzt noch nicht möglich.

Aber es ist schon sehr bedeutsam, daß einer unserer bedeutendsten Naturforscher, der berühmte Histolog Franz v. Leydig in Bonn, am Schlusse einer soeben publicirten inhaltreichen Abhandlung über die mikroskopische Anatomie des Thierkörpers*) sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Das Hauptmerkmal des Organismus liegt in seinem einheitlichen Wesen. Man kann nicht die Theile dieser lebendigen Maschine auseinanderlegen, ohne sie gänzlich zu zerstören und sie in die Reihe der todten Massen zurückzuversetzen. Sie wirken alle nur in Gemeinschaft mit dem Ganzen. Also können es auch nicht die einzelnen Organe, Gewebstheile und Zellen sein, welche durch ihr Leben das Leben des Gesammtorganismus erst herstellen, sondern wir haben anzunehmen, daß das ganze Räderwerk der Organe aus einem Einheitlichen hervorgegangen ist, das in unserer Vorstellung immer mehr verfeinert, zur Idee des Organismus wird, oder zum letzten Etwas, das als Ausfluß oder Theil des allgemeinen Lebensprincips wirkt. Kein Nachdenken kommt über diese Grenze hinaus; vielmehr zwingt uns die Abwägung aller Thatsachen der thierischen Morphologie und insbesondere auch der Vorgänge bei der Entwickelung, zu der oftmals im Laufe der Zeit ausgesprochenen und wieder bestrittenen Anschauung zurückzukehren, wonach der Mechanismus der Organisation nur das Werkzeug der Vitalität ist."

Und vorher bereits hatte sich einer unserer namhaftesten Anatomen, der unlängst verstorbene Henle in Göttingen, ganz im gleichen Sinne ausgesprochen, indem er sagte: „Wir gelangen durch alle Thatsachen der Wissenschaft zu dem Schlusse, daß Alles, was die Außenwelt den Organismen darbietet, nur Bedingung, aber keineswegs zureichender Grund seines Daseins ist. Der Ursprung der organischen Wesen bleibt uns ebenso unbekannt, aber nicht unbekannter als der Ursprung derjenigen Körper, die ihnen den Stoff zu ihrer Entwickelung liefern."

Solchen Ansichten huldigen Männer, welche dem Studium des thierischen und menschlichen Organismus ihr Leben gewidmet und das Feld der Naturforschung mit zahlreichen wichtigen Entdeckungen bereichert haben.

In Erkenntniß der Wichtigkeit dieser einem banausischen Materialismus schnurstracks zuwiderlaufenden Lehren habe ich es in einer kürzlich erschienenen Schrift*) meinerseits unternommen, etwas zur Verbreitung und Popularisirung derselben beizutragen, damit das gebildete Publicum darüber unterrichtet wird, welchen Standpunkt die heutige Naturwissenschaft den höchsten Fragen gegenüber einnimmt.

Es kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß wir mit Hülfe unserer besten Mikroskope und Präparationsmethoden nur immer eine mittlere Phase der Dinge, niemals ein Erstes oder Letztes wahrnehmen können. Wir sehen und constatiren Verhältnisse, die zwischen den Naturerscheinungen obwalten, aber die Entstehung eines Ersten (Uranfänglichen), sei es auf organischem oder anorganischem Gebiet, bleibt uns ewig verborgen. Unter solchen Umständen kann die ächte Wissenschaft, wenn sie die Grenzen überblickt, welche ihr durch die Natur unseres geistigen Vermögens gezogen sind, nicht anders als ehrlich erklären, daß sie nicht in der Lage ist, zu sagen, woher das organische Leben stammt, und welcher Sinn überhaupt in der ganzen vorübergehenden Erscheinung desselben liegt.

Der Monismus dagegen denkt anders über das Problem des Lebens. Nach seiner Meinung reducirt es sich „einfach" auf eine verwickelte Molecularbewegung, die wir über kurz oder lang genauer feststellen werden. Wer ein Freund von dieser Art, wissenschaftliche Probleme zu lösen, ist, kann sich zu seiner Genügsamkeit in geistigen Dingen beinahe Glück wünschen. Mit wirklicher Wissenschaft hat solcher philosophischer Dilettantismus nichts zu thun.

*) Fr. v. Leydig: Zelle und Gewebe. Mit 6 Tafeln. Bonn 1885.

*) Gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Denicke's Verlag, Leipzig, 1885.

Literatur und Kunst.

Ueber die Photographie farbiger Gegenstände.

Von H. W. Vogel.

Viel hundert Mal ist bereits von Laien die Frage aufgeworfen worden: Wird man noch dahin kommen, farbige Photographien direct nach der Natur zu machen? Ich habe diese Frage früher achselzuckend beantwortet mit dem Hinweise, daß wir noch nicht einmal in der Lage seien, alle Farben photographisch wirksam zu machen, so daß z. B. viele gelbe

Digitized by Google

und rothe Pigmente fast gar keine photographische Wirkung äußern. Rothe Haare und Kleider, gelbe Sommersprossen ꝛc. geben sich z. B. in photographischen Bildern schwarz wieder. Wirksam in dem bisherigen photographischen Verfahren waren wesentlich die blauen Töne. Alle Gegenstände, welche sich photographisch abbilden, wirken vermöge der in ihnen reflectirten blauen Strahlen, und ist deren Wirkung sehr kräftig, so erscheinen die blauen Gegenstände im Bilde sogar weiß, also viel zu hell. So tragen die modernen Photographien in Bezug auf Farbenwirkung eine Unwahrheit an sich: die hellen Farben erscheinen oft im Bilde schwarz, die dunklen oftmals weiß.

Man hat diesen Fehlern dadurch zu begegnen gesucht, daß man die unrichtig „gekommenen" Töne in der Platte selbst corrigirte. Negativretouche wurde zu einer Unentbehrlichkeit; sie wird jetzt in einem Umfange in der Porträtphotographie gepflegt, welche den Wünschen des eitlen Publicums allerdings entgegenkommt, in Bezug auf Correctur aber vielfach zu weit geht. Man verbessert nicht nur die fehlerhafte Farbenwirkung, sondern man schafft auch unliebsame Wärzchen, Falten, Härchen, Leberflecke, ja ganze Contouren hinweg, man verjugendlicht das Subject. Größere Berechtigung hat die Negativretouche bei der Aufnahme von Oelgemälden. Ein Sonnenuntergang von Hildebrandt mit heller Sonne und dunkelblauem Himmel stellt sich in der Photographie als totale Sonnenfinsterniß auf weißem Grunde dar. Auf Grund solcher Abnormitäten hat man früher den Werth der Photographie zur Aufnahme von Oelgemälden gänzlich geleugnet. Milster, der ausgezeichnete Lithograph, war der Erste, der ein Negativ künstlerisch zu behandeln und ihm die richtige Stimmung zu geben wußte. Er wurde der Begründer der jetzt großartig entwickelten Berliner Oelreproductionstechnik, die ihre Erzeugnisse über die ganze Welt versendet.

Aber die Nachhülfe durch Retouche blieb trotzdem ein Nothbehelf, der oft genug im Stiche ließ, wenn man unzureichenden Kräften die Retouche anvertraute und der oft zeitraubende Arbeit und hohe Kosten verursachte. Demnach blieb die Aufgabe, die photographische Platte für alle farbigen Strahlen empfindlich zu machen, ein wichtiges Problem. Es gelang mir, dasselbe zu lösen, und zwar bereits im Jahre 1873.

Ehe diese Entdeckung gemacht werden konnte, mußte die Frage beantwortet werden: Warum ist die Photographie im Wesentlichen nur für blaue Strahlen empfindlich? Diese Beantwortung hat lange Untersuchungen erfordert. Herschel II., ebenso ausgezeichnet als Astronom wie als Photochemiker, Draper I. haben durch ihre Untersuchungen dargethan, daß es Körper gibt, die nicht durch das blaue Licht am stärksten afficirt werden wie die photographischen Platten, sondern durch das rothe und gelbe. So bleicht der grüne Pflanzenfarbstoff am besten im rothen, der blaue Veilchenfarbstoff am besten im gelben Licht. Thatsachen der Art sind von Herschel an die hundert constatirt worden. Nun zeichnet sich der grüne Pflanzenfarbstoff dadurch aus, daß er das chemisch wirksame rothe Licht nicht durchläßt, sondern verschluckt; ebenso verschluckt (absorbirt) der blaue Veilchenfarbstoff das gelbe Licht. Draper stellte daraufhin die Hypothese auf, daß nur diejenigen Strahlen einen Körper chemisch verändern, welche von ihm absorbirt werden. So wurde der Zusammenhang zwischen chemischer Wirkung und Absorption erkannt, und Schultz-Sellack wies daraufhin experimentell nach, daß derselbe auch für die empfindliche Schicht der Photographen gilt. Wenn diese im Wesentlichen für blaues Licht empfänglich ist, so rührt es nur daher, daß sie hauptsächlich blaue Strahlen in merklicher Stärke absorbirt.

Die Aufgabe, die photographischen Jod- und Bromsilberschichten für gelbe und rothe Strahlen empfindlich zu machen, hing somit von der Möglichkeit ab, sie für dieselben absorptionsfähig zu machen. Daß das gelingen würde, schien anfangs nicht wahrscheinlich, denn die Absorptionsfähigkeit eines Körpers ist eine Eigenschaft, die sich nur wenig modificiren läßt ohne Gefahr, denselben zu zerstören. Da kam ich auf den Gedanken, dem Bromsilber einen fremden Stoff zuzusetzen, der gelbe und rothe Strahlen absorbirt. Ich versuchte es zunächst mit Corallin, der grüngelbes Licht verschluckt, und zu meiner nicht geringen Ueberraschung erhielt ich damit das erhoffte Resultat, d. h. eine Wirkung des Grün; ein fernerer Versuch mit Anilingrün, welches die rothen Strahlen verschluckt, bestätigte ebenfalls meine Erwartung: das damit gefärbte Bromsilber zeigte sich rothempfindlich. Sofort machte ich nun den Versuch, farbige Gegenstände in den richtigen Tonverhältnissen aufzunehmen. Mein erstes Object war ein violettes Zickzackornament, bestehend aus einem violetten Seidenbande auf gelbem Seidenripsfond. Eine erste Probe ergab nicht das erwartete Resultat. Ich erkannte den Grund sofort. Meine gefärbten Platten waren zwar durch Corallin gelbempfindlich geworden, sie hatten aber dadurch keineswegs ihre Blauempfindlichkeit verloren. Blau und Gelb bildete sich mit gleicher Intensität ab. Ich versuchte deshalb, das blaue Licht zu dämpfen, indem ich das Original durch ein gelbes Glas aufnahm. Dieses ließ die gelben Strahlen ungeschwächt hindurch, während es die blauen Strahlen zum großen Theil absorbirte und dadurch schwächte. Das Resultat entsprach jetzt meinen Erwartungen, ich erhielt ein dunkles Muster auf hellem Grunde, während eine gewöhnliche photographische Platte das Umgekehrte ergab. So entstand die erste Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen ohne Hülfe der Retouche. Das Verfahren, wie ich es hier schildere, ist nun den Processen, wie sie heute für denselben Zweck angewendet werden, vollständig analog: Man färbt eine photographische Schicht mit Farbstoffen, die gelbes resp. grünes und rothes Licht verschlucken, und nimmt damit die farbigen Körper unter Einschaltung eines gelben Glases auf.

Von Kennern des Gegenstandes ist jetzt vielfach die Frage aufgeworfen worden: Wie kam es, daß das schon 1873 publicirte Verfahren zur Zeit seiner Entdeckung höchstens die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregte, praktisch aber gar keine Beachtung fand, während es jetzt allgemeines Aufsehen erweckt. Professor Bruno Meyer beantwortet diese Frage in einem Artikel über photographische Reproduction, der am 6. April im „Montagsblatt" erschien, dahin, „daß die Entdecker und Erfinder nur bedingungsweise die Thäter ihrer Thaten sind und eben Das entdeckt oder erfunden wird, was gerade als Aufgabe und Lösung in der Luft schwebt, während für eine freie Willensthat in derselben Richtung die Elemente und Bedingungen des Gelingens längst in vollem Umfange gegeben gewesen wären."

Diese Erklärung ist sicher für viele Erfindungen gültig, für die vorliegende nicht, denn das Bedürfniß, Oelgemälde im richtigen Tonwerthe zu reproduciren, lag schon 1873 vor. Aber das Verfahren, wie es zu jener Zeit hingestellt wurde, hatte noch große Mängel, die in der Unvollkommenheit der photographischen Präparate jener Zeit begründet waren. Damals herrschte das „feuchte Collodiumverfahren"; die für dasselbe gebrauchten Präparate wurden durch die zugesetzten absorbirenden Farbstoffe rasch zersetzt und verdorben. Es stellten sich Flecke und andere Störungen ein, die den Erfolg des Processes vereitelten. Was nützte eine photographische Platte mit der schönsten Gelb- und Rothwirkung, wenn diese durch viele Flecke entstellt war, welche eine langwierige Negativretouche nöthig machten?

Allerdings gelang es mir, mit sogenannten Collodiumtrockenplatten zuverlässigere Resultate zu erhalten. Leider machten aber diese wegen ihrer geringen Empfindlichkeit sehr lange Belichtungszeiten nothwendig; dieselben dehnten sich auf Stunden aus, wenn sie für dasselbe Object mit dem alten photographischen Verfahren nur wenige Minuten betrugen. Diese Umstände schreckten den Praktiker zurück, und das Verfahren konnte demnach erst dann auf allgemeine Anerkennung rechnen, wenn es gelang, die Empfindlichkeit noch höher zu steigern und zugleich die Störungen, die oben geschildert sind, zu beseitigen.

Einen wichtigen Schritt vorwärts in dieser Richtung machte Colonel Waterhouse in Calcutta, mit welchem ich 1875 bei Gelegenheit der englischen Sonnenfinsternißexpedition auf den nikobarischen Inseln zusammentraf. Ich zeigte ihm meine gelb- und rothempfindlichen Platten, übergab ihm damit gefertigte Aufnahmen des Sonnenspectrums und animirte ihn, in dieses Forschungsgebiet einzutreten, zumal ihm dazu im

Digitized by Google

Süden die günstige Sonne zur Disposition stand, welche mich leider bei meinen Versuchen in Berlin oft genug im Stich ließ. Waterhouse willigte ein. Ich sandte ihm von Berlin aus die zu den Versuchen nöthigen Apparate und Farbstoffe, darunter auch das kürzlich von Bayer und Caro entdeckte Eosin, und nach wenigen Monaten erhielt ich die Resultate seiner Versuche, aus denen hervorging, daß Eosin alle bisher von mir angewendeten Farbstoffe an optischer Wirkung, d. h. in der Fähigkeit, Bromsilber gelbempfindlich zu machen, übertrifft.

Waterhouse's Resultate beseitigten die Zweifel, mit denen man noch vielfach meinen Angaben entgegentrat, sie machten zugleich den Praktikern Muth, sich in der Sache zu versuchen. Die ersten waren die Gebrüder Ducos du Hauron in Paris; sie suchten den Proceß in Combination mit einem Farbendruckverfahren zur Herstellung bunter Bilder zu verwerthen und benutzten das Eosin, um ihr Collodium gelbempfindlich zu machen. So evident nun auch die günstige Wirkung dieses Farbstoffs für die Gelbempfindlichkeit hervortrat, so waren doch leider die Nebenwirkungen desselben auf die photographischen Präparate ebenso nachtheilig, als die der früher von mir verwendeten Stoffe. Zu einem nachhaltigen praktischen Erfolge konnte demnach das Verfahren erst dann gelangen, als man diese Nachtheile beseitigen lernte. Hier kamen die Fortschritte der Farbenfabrication, welche den Eosinfarbstoff von seinen photographisch höchst nachtheilig wirkenden Verunreinigungen zu trennen verstand, der Sache fördernd entgegen. Geschickte Modificationen des herkömmlichen Processes halfen allmählich über noch bestehende photographische Schwierigkeiten hinweg. Ende des Jahres 1883 wendete die Firma Braun & Co. in Dornach für ihr Kunstgeschäft ein Eosinverfahren praktisch an, die Details desselben als Geschäftsgeheimniß hütend. Inzwischen war es aber auch dem Schreiber Dieses gelungen, das im Princip längst erfundene Verfahren zu einem praktisch mit Sicherheit ausführbaren Processe auszuarbeiten, welcher vom Verein zur Förderung der Photographie in Berlin im Mai 1884 einen Ehrenpreis erhielt und von demselben der Oeffentlichkeit übergeben wurde. So wurde das farbenempfindliche Collodiumverfahren Gemeingut Aller. In kürzester Zeit war dasselbe bei unseren großen Reproductionsanstalten eingebürgert. Antike Bilder, deren Aufnahmen nach den bisherigen Verfahren nicht viel mehr als schwarze Flecke ergab, erscheinen jetzt in der Photographie durchgearbeitet bis in die dunkelsten Ecken. Leistungen, wie die Aufnahmen der neuen Erwerbungen unseres Museums durch die Kaiserliche Reichsdruckerei, der Braunschweiger Galerie durch die hiesige photographische Gesellschaft, die Aufnahmen der alten Pinakothek in München durch Hanfstaengl beweisen die Bedeutung für die Reproductionstechnik auf das Evidenteste; sie veranlaßten einen namhaften Kunstkritiker zu dem Ausspruch, daß eigentlich alle bereits photographirten Gemälde mit Hülfe des farbenempfindlichen Verfahrens noch einmal aufgenommen werden müßten.*)

Die Erfindung ist aber beim Collodiumproceß nicht stehen geblieben. Seit 1878 ist demselben ein mächtiger Rivale in der Gelatine-Bromsilberplatte erwachsen, welche sich durch Empfindlichkeit, Haltbarkeit, Leichtigkeit und Reinlichkeit in der Behandlung in so hohem Grade vor der Collodiumplatte auszeichnet, daß durch ihre Einführung die Photographie fast zu einem Kinderspiel geworden ist. Künstler, Ingenieure, Gelehrte, Militärs, Forschungsreisende ꝛc. ꝛc. benutzen dieselbe für alle Zwecke, wo eine bildliche Darstellung von Nutzen ist; sie hat die Anwendung der Photographie in früher ganz ungeahnter Weise verallgemeinert. Es galt jetzt, auch diese modernen Trockenplatten forbenempfindlich zu machen. Technische Schwierigkeiten lagen hier nicht vor. Man hatte nur nöthig, mit der Gelatineplatte dasselbe zu thun, was ich elf Jahre früher mit Collodium-Trockenplatten gethan hatte d. h. dieselben mit geeigneten bekannten Absorptionsmitteln zu färben. Selbstverständlich war das Eosin der erste Stoff, den man in dieser Hinsicht mit Erfolg versuchte. 1883 kamen die ersten Eosingelatineplatten in Paris auf den Markt. Neuerdings sind noch andere Farbstoffe mit gleichem Erfolg versucht worden. Aber alle sind Derivate des Eosins. Dieselben absorbiren wesentlich das grüne und gelbe Licht, sie machen demnach grün- und gelb-, aber nicht rothempfindlich. Dem Verfasser gelang es, in dem Azalin einen Farbstoff zu finden, der neben grünen und gelben Strahlen auch die rothen absorbirt. Dadurch wurde die Herstellung von Platten ermöglicht, die auch rothempfindlich sind und durch die Leichtigkeit ihrer Handhabung auch dem Amateur Aufnahmen in den richtigen Farbenwerthen gestatten. Die Manipulation ist genau dieselbe, wie bei dem ersten Versuche des Verfassers im Jahre 1873. Die farbigen Objecte werden aufgenommen durch ein gelbes Glas, um die blauen Farben herabzustimmen. So ist die Erfindung nach mancherlei Wandlungen auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurückgekehrt. Der einzige Unterschied ist nur, daß man jetzt bessere Farbstoffe und bessere Trockenplatten zur Disposition hat, als im Jahre 1873.

Noch ein Mangel liegt aber vor: die Färbung der Platte drückt ihre Empfindlichkeit herab und macht daher die Platte weniger geschickt zu rapiden Aufnahmen, wie sie u. A. im Portraitfach nöthig sind. Auch dieser Mangel wird, das lehren die Versuche der neuesten Zeit, bald überwunden werden, und dann wird man nicht nur Oelgemälde, sondern alle farbigen Objecte mit farbenempfindlichen Platten aufnehmen.

*) Siehe „Die Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen", Berlin, bei Oppenheim, 1885.

„An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen.

Besprochen von Oskar Bulle.

Die neueste Dichtung Spielhagen's, eine Novelle, hat ihre erste Veröffentlichung in dem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" gefunden. Erst nachträglich erschien sie in Buchform.*) Wenn man auch annehmen muß, daß zunächst äußere Vortheile den Verfasser zu jenem zerstückelnden Publicationsverfahren veranlaßt haben, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß auch ästhetische, also innere Gründe bestehen müssen, durch welche der feinfühlende Dichter das für jedes Kunstwerk immerhin gefährliche Zerreißen in tausend Fetzen vor sich selbst und vor seinen Verehrern wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen konnte. Die Novelle muß also von vorneherein in ihrer Anlage, wie in ihrer Ausführung zu den literarischen Erzeugnissen gerechnet werden, welchen ihr Urheber, ohne eine Verminderung ihres Eindrucks auf den Leser befürchten zu müssen, mit gutem ästhetischen Gewissen den Platz in einem Feuilleton zumuthen kann.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle Feuilleton-Dichtungen minderwerthig seien oder daß ein großer Schriftsteller, der sich zugleich als echter Dichter erwiesen hat, von vorneherein auf die periodische Veröffentlichung seiner Schöpfungen verzichten müsse. Das widerspräche vollständig der Geschichte des modernen Romans. Wohl aber soll betont werden, daß eine ästhetische Grenzlinie zwischen Dichtungen, die sich zu jener Zerstückelung eignen und solchen, deren Werth durch eine solche beeinträchtigt würde, festzuhalten ist, und daß ein feinsinniger Autor, dem man ein gutes Urtheil über die eigenen Werke zutrauen darf, gewiß nicht ohne innere Motivirung eine Dichtung in die Hände eines Feuilletonredacteurs legen wird. Wenn Spielhagen das Letztere mit seiner neuen Novelle that, werden wir, wie gesagt, in dieser selbst wohl auch die ästhetischen Entschuldigungsgründe für dieses Verfahren auffinden können.

Fragt man sich, welches wohl die Eigenschaften sind, die eine Prosadichtung für die Veröffentlichung in einer Zeitung qualificiren, so wird man zunächst hinsichtlich des Inhaltes zugeben müssen, daß ein Roman, welcher sich die in poetisches Gewand gehüllte Entwicklung eines tieferen ethischen, socialen oder philosophischen Gedankens zum Ziel gesetzt hat, sich schwerlich für ein Feuilleton eignen und schwerlich von Zeitungs-

*) Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 8°, 432 S.

Digitized by Google

lesern in seinem Werthe anerkannt werden würde. Spielhagen's große Romane, die sich mit socialen Problemen beschäftigten, würden also wohl kaum zu einer Veröffentlichung in einer Tageszeitung für passend befunden worden sein; sie sind auch, soweit mir bekannt ist, sogleich in Buchform erschienen. Andererseits muß auch hinsichtlich der Ausführung und der äußeren Form für Feuilleton-Erzählungen der Grundsatz festgehalten werden, daß weniger das schwere Geschütz tiefsinniger Entwickelungen und gedankenreicher Erörterungen in ihnen spielen darf, als vielmehr das leichte und rasch hinrollende Musketenfeuer der graziös und abwechselungsreich geführten Erzählung. Eine Hervorhebung des episodischen Beiwerks, eine Beschränkung der eigentlichen Entwicklung der Handlung auf wenige, spannungsvoll und rasch sich abspielende Scenen, eine weniger auf psychologischen Begründungen als auf äußeren, sich leicht einprägenden Vorgängen beruhende Verknüpfung des Knotens und eine entsprechende Lösung desselben werden die charakteristischen Merkmale einer wirkungsvollen Feuilleton-Dichtung ausmachen.

Wenden wir diese Begriffsbestimmungen auf die neue Spielhagen'sche Novelle an, so finden wir, daß sie in der That als das Muster einer Zeitungs-Erzählung gelten kann, unbeschadet ihres günstigen Eindrucks in Buchform. Der Verfasser hat sie in vollkommen correcter Weise als „Novelle" bezeichnet, denn ihren Inhalt bildet nicht die phasenreiche Entwicklung einer Lebens- oder Herzensgeschichte, sondern der auf den knappen Zeitraum eines Badeaufenthaltes beschränkte Abschluß eines in seinen Anfängen weit vorausliegenden Freundschaftsverhältnisses. Mit der Ausführung aber greift der Verfasser in das bunte und ebenso rasch sich entfaltende wie wieder auseinanderströmende Leben eines sich zufällig zusammenfindenden Kreises hinein und schöpft einige Momente aus dem großen Strome des Geschehens heraus, die er wie glitzernde und funkelnde Perlen vor unseren Augen hinrollen läßt.

Die Heilquelle, um die sich die bewegte Gesellschaft der Spielhagen'schen Novelle schaart, sind die Thermen von Baden-Baden. Die Menschen aber, die sich dort nur für wenige Wochen begegnen, stammen zum großen Theil aus dem märkischen Sandboden, und es ist Berliner Leben, das uns dort im Süden, natürlich mit den nöthigen Modificationen, entgegentritt. Eine Frau Generalin mit ihrer Tochter Kora bildet den Mittelpunkt des Kreises; ihr Schwiegersohn, Baron v. Osseck, früherer preußischer Gardeofficier, mit seiner Gemahlin Hilda und ein Freund des Hauses, der medicinische Professor Eschenburg schließen sich um sie zum engeren Familienbunde; zu diesem in Beziehung stehen eine junge kokette Geheimräthin, frühere Jugendfreundin der Tochter der Generalin, ihr abgedankter Verehrer, Oberst Krell, der eine schwer reiche jüdische Banquierstochter geheirathet hat, ihr dermaliger Liebhaber, ein junger Privatdozent, und ihr Bruder, ein lebenslustiger Officier. Alle diese Personen sind in Berlin heimathberechtigt. Zwei englische Familien und einige Junggesellen, die international sind, bilden die Staffage für diesen Berliner Gesellschaftskreis.

Kora ist die Hauptfigur in der Erzählung und die ideale Gestalt, die der Dichter mit all dem ihm zu Gebote stehenden poetischen Reiz umkleidet hat. Sie ist älter und ernster als ihre jung verheirathete Schwester Hilda; sie hat des Lebens schwerstes Loos schon kennen gelernt: eine unerwiederte und für immer unerfüllbare Liebe. Sie mußte zusehen, wie ihr braver Schwager Osseck, den sie leidenschaftlich liebte, ihre jüngere Schwester heimführte. Als ein wahrer Freund in ihrer Herzensnoth hat ihr stets der Jugendgespiele Osseck's, Professor Eschenburg, beigestanden; während der Fieberdelirien einer schweren Krankheit hatte sie ihm ihr Geheimniß verrathen, und er hatte es treulich bewahrt, durch gleichen Kummer empfänglich gestimmt, denn auch er liebte hoffnungslos: die Gattin seines Freundes Osseck.

So sehr diese Vorgeschichte, über die wir gleich im Eingange unterrichtet werden, die Grundanlagen zu einer Dichtung nach Art der Wahlverwandtschaften zu enthalten scheint, so wenig stimmt die weitere Entwicklung jenes Liebesquartetts mit dem Gange des Goethe'schen Romans überein. Kora und Eschenburg sind nicht nur durch das doppelte Geheimniß ihrer beiderseitigen unglücklichen Liebe aneinandergefesselt, sondern schließen sich noch enger zusammen, weil ihnen die Erfüllung einer schweren und heiligen Pflicht obliegt, nämlich die Versöhnung des Osseck'schen Ehepaares. Auf seltsamen Pfaden ist der unheimliche Geist des Mißtrauens und der Zwietracht in die Herzen dieser jungen Eheleute eingeschlichen. Osseck hat heimlich die Vermögensverhältnisse seines väterlichen Freundes, des Generals, der auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden hat, geordnet, und hieraus hat sich das Gerücht entsponnen, das später auch zu den Ohren seiner jungen Frau seinen Weg fand, er habe ein Liebesverhältniß mit seiner damals noch jugendlichen Schwiegermutter gehabt. Hilda glaubt anfangs diesem unsinnigen Gerede. Sie foltert sich selbst mit dem schweren Gedanken, Osseck habe sich durch seine Verheirathung mit ihr gleichsam von ihrer Mutter losgekauft, sie verliert alles Zutrauen, alle Offenheit ihrem Manne gegenüber, sie beginnt, ihn zu hassen. In einer erzwungenen Anwandlung des Leichtsinns läßt sie sich vor den Augen ihres Mannes von jenem jungen Officier, dem Bruder ihrer Jugendfreundin Poly, den Hof machen, sie verliert alles Gleichgewicht und bringt es schließlich dahin, daß ihr Mann, der lange vergeblich nach dem Grunde ihrer Abneigung geforscht hat, sich stolz von ihr abwendet und seinen Kummer am Spieltisch zu betäuben sucht.

Für Kora und Eschenburg entsteht die schwere Aufgabe, alle Gründe für die Mißstimmung zwischen den geliebten Menschen zu beseitigen; sie ist um so schwerer, als Beide das volle Maß der Selbstüberwindung dabei auskosten und die heimliche Liebe, die sie selbst im Herzen tragen, unterdrücken müssen. Es gelingt ihnen zunächst, die äußeren Hindernisse des ehelichen Friedens zu beseitigen; Hilda überzeugt sich, daß sowohl jenes Gerücht, welches von einem Liebesverhältniß ihres Mannes zu ihrer Mutter fabelte, als auch das später auftauchende, daß Osseck die kokette Geheimräthin auszeichne, unwahr seien, ebenso wird ihr Mann inne, wie geringfügig jenes Lieutenants Höflichkeiten gegen seine Frau in ihren Augen erscheinen; aber trotzdem finden beide Eheleute das gegenseitige Vertrauen nicht wieder. Im Gegentheil, es wächst die beiderseitige Eifersucht um so höher, als Hilda zu bemerken meint, daß ihr Mann ihre Schwester liebe und immer geliebt habe und umgekehrt Osseck an einen Herzensbund zwischen Eschenburg und Hilda zu glauben beginnt.

An dieser Stelle hat die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht. Eine Lösung nach verschiedenen Seiten hin ist möglich. Eine Scheidung des Ehepaares und die darauf folgende Vereinigung der sich liebenden und für einander geschaffenen Menschen, der ernsten Kora mit dem einfachen Osseck, der geistreichen Hilda mit dem gelehrten Eschenburg, erscheint als das Zunächstliegende. Die Spannung ist geschickt und erfolgreich aufs Höchste gesteigert.

Spielhagen hat an diesem Punkte seiner Novelle nicht nur seine Meisterschaft in der Gruppirung der Thatsachen, in der Stellung des Problems bewährt, sondern auch, was noch mehr gilt, seine tiefsinnige und ernste Auffassung vom menschlichen Herzen deutlich offenbart. Kora und Eschenburg, die uns von vorneherein als edle, selbstlose Naturen geschildert werden, dürfen jetzt am wenigsten jene Eigenschaft verleugnen. Sie opfern ihre eigene heiße Sehnsucht nach der Erfüllung ihrer einstigen Liebesträume der Pflicht, die sie jenem Ehepaare gegenüber auf sich nahmen. Hilda flüchtet sich in ihrer Verzweiflung an das Herz Eschenburg's, sie glaubt dort Genesung von ihren Liebes- und Eifersuchtsqualen zu finden:

„Und beide Arme um seinen Nacken schlingend, schmiegte sie das glühende Gesicht an seine Brust, mit den thränenfeuchten Augen schwärmerisch zu ihm aufschauend.

Für einen Moment war er starr vor süßem Entsetzen. Wie ein Blitz lag vor ihm ausgebreitet das Paradiesesland seiner seligsten Träume und klaffte der schwarze verschlingende Abgrund zu seinen Füßen. Als müßte er sie, sich selbst von dem Abgrunde reißen, löste er ihre Arme, drängte sie von sich weg in den Sessel und kniete an ihrer Seite, stammelnd mit bebenden Lippen:

Hilda, geliebtes Kind — einst — einst! jetzt nicht mehr — nimmermehr!

Und nun war sie es, die ihn von sich drängte und, aufspringend, vor ihm, der sich zugleich erhoben hatte, dastand mit blitzenden Augen:

Digitized by Google

Süden die günstige Sonne zur Disposition stand, welche mich leider bei meinen Versuchen in Berlin oft genug im Stich ließ. Waterhouse willigte ein. Ich sandte ihm von Berlin aus die zu den Versuchen nöthigen Apparate und Farbstoffe, darunter auch das kürzlich von Bayer und Caro entdeckte Eosin, und nach wenigen Monaten erhielt ich die Resultate seiner Versuche, aus denen hervorging, daß Eosin alle bisher von mir angewendeten Farbstoffe an optischer Wirkung, d. h. in der Fähigkeit, Bromsilber gelbempfindlich zu machen, übertrifft.

Waterhouse's Resultate beseitigten die Zweifel, mit denen man noch vielfach meinen Angaben entgegentrat, sie machten zugleich den Praktikern Muth, sich in der Sache zu versuchen. Die ersten waren die Gebrüder Ducos du Hauron in Paris; sie suchten den Proceß in Combination mit einem Farbendruckverfahren zur Herstellung bunter Bilder zu verwerthen und benutzten das Eosin, um ihr Collodium gelbempfindlich zu machen. So evident nun auch die günstige Wirkung dieses Farbstoffs für die Gelbempfindlichkeit hervortrat, so waren doch leider die Nebenwirkungen desselben auf die photographischen Präparate ebenso nachtheilig, als die der früher von mir verwendeten Stoffe. Zu einem nachhaltigen praktischen Erfolge konnte demnach das Verfahren erst dann gelangen, als man diese Nachtheile beseitigen lernte. Hier kamen die Fortschritte der Farbenfabrication, welche den Eosinfarbstoff von seinen photographisch höchst nachtheilig wirkenden Verunreinigungen zu trennen verstand, der Sache fördernd entgegen. Geschickte Modificationen des herkömmlichen Processes halfen allmählich über noch bestehende photographische Schwierigkeiten hinweg. Ende des Jahres 1883 wendete die Firma Braun & Co. in Dornach für ihr Kunstgeschäft ein Eosinverfahren praktisch an, die Details desselben als Geschäftsgeheimniß hütend. Inzwischen war es aber auch dem Schreiber Dieses gelungen, das im Princip längst erfundene Verfahren zu einem praktisch mit Sicherheit ausführbaren Processe auszuarbeiten, welcher vom Verein zur Förderung der Photographie in Berlin im Mai 1884 einen Ehrenpreis erhielt und von demselben der Oeffentlichkeit übergeben wurde. So wurde das farbenempfindliche Collodiumverfahren Gemeingut Aller. In kürzester Zeit war dasselbe bei unseren großen Reproductionsanstalten eingebürgert. Antike Bilder, deren Aufnahmen nach den bisherigen Verfahren nicht viel mehr als schwarze Flecke ergab, erscheinen jetzt in der Photographie durchgearbeitet bis in die dunkelsten Ecken. Leistungen, wie die Aufnahmen der neuen Erwerbungen unseres Museums durch die Kaiserliche Reichsdruckerei, der Braunschweiger Galerie durch die hiesige photographische Gesellschaft, die Aufnahmen der alten Pinakothek in München durch Hanfstaengl beweisen die Bedeutung für die Reproductionstechnik auf das Evidenteste; sie veranlaßten einen namhaften Kunstkritiker zu dem Ausspruch, daß eigentlich alle bereits photographirten Gemälde mit Hülfe des farbenempfindlichen Verfahrens noch einmal aufgenommen werden müßten.*)

Die Erfindung ist aber beim Collodiumproceß nicht stehen geblieben. Seit 1878 ist demselben ein mächtiger Rivale in der Gelatine-Bromsilberplatte erwachsen, welche sich durch Empfindlichkeit, Haltbarkeit, Leichtigkeit und Reinlichkeit in der Behandlung in so hohem Grade vor der Collodiumplatte auszeichnet, daß durch ihre Einführung die Photographie fast zu einem Kinderspiel geworden ist. Künstler, Ingenieure, Gelehrte, Militärs, Forschungsreisende ꝛc. ꝛc. benutzen dieselbe für alle Zwecke, wo eine bildliche Darstellung von Nutzen ist; sie hat die Anwendung der Photographie in früher ganz ungeahnter Weise verallgemeinert. Es galt jetzt, auch diese modernen Trockenplatten forbenempfindlich zu machen. Technische Schwierigkeiten lagen hier nicht vor. Man hatte nur nöthig, mit der Gelatineplatte dasselbe zu thun, was ich elf Jahre früher mit Collodium-Trockenplatten gethan hatte d. h. dieselben mit geeigneten bekannten Absorptionsmitteln zu färben. Selbstverständlich war das Eosin der erste Stoff, den man in dieser Hinsicht mit Erfolg versuchte. 1883 kamen die ersten Eosingelatineplatten in Paris auf den Markt. Neuerdings sind noch andere Farbstoffe mit gleichem Erfolg versucht worden. Aber alle sind Derivate des Eosins. Dieselben absorbiren wesentlich das grüne und gelbe Licht, sie machen demnach grün- und gelb-, aber nicht rothempfindlich. Dem Verfasser gelang es, in dem Azalin einen Farbstoff zu finden, der neben grünen und gelben Strahlen auch die rothen absorbirt. Dadurch wurde die Herstellung von Platten ermöglicht, die auch rothempfindlich sind und durch die Leichtigkeit ihrer Handhabung auch dem Amateur Aufnahmen in den richtigen Farbenwerthen gestatten. Die Manipulation ist genau dieselbe, wie bei dem ersten Versuche des Verfassers im Jahre 1873. Die farbigen Objecte werden aufgenommen durch ein gelbes Glas, um die blauen Farben herabzustimmen. So ist die Erfindung nach mancherlei Wandlungen auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurückgekehrt. Der einzige Unterschied ist nur, daß man jetzt bessere Farbstoffe und bessere Trockenplatten zur Disposition hat, als im Jahre 1873.

Noch ein Mangel liegt aber vor: die Färbung der Platte drückt ihre Empfindlichkeit herab und macht daher die Platte weniger geschickt zu rapiden Aufnahmen, wie sie u. A. im Portraitfach nöthig sind. Auch dieser Mangel wird, das lehren die Versuche der neuesten Zeit, bald überwunden werden, und dann wird man nicht nur Oelgemälde, sondern alle farbigen Objecte mit farbenempfindlichen Platten aufnehmen.

*) Siehe „Die Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen", Berlin, bei Oppenheim, 1885.

„An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen.

Besprochen von Oskar Bulle.

Die neueste Dichtung Spielhagen's, eine Novelle, hat ihre erste Veröffentlichung in dem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" gefunden. Erst nachträglich erschien sie in Buchform.*) Wenn man auch annehmen muß, daß zunächst äußere Vortheile den Verfasser zu jenem zerstückelnden Publicationsverfahren veranlaßt haben, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß auch ästhetische, also innere Gründe bestehen müssen, durch welche der feinfühlende Dichter das für jedes Kunstwerk immerhin gefährliche Zerreißen in tausend Fetzen vor sich selbst und vor seinen Verehrern wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen konnte. Die Novelle muß also von vorneherein in ihrer Anlage, wie in ihrer Ausführung zu den literarischen Erzeugnissen gerechnet werden, welchen ihr Urheber, ohne eine Verminderung ihres Eindrucks auf den Leser befürchten zu müssen, mit gutem ästhetischen Gewissen den Platz in einem Feuilleton zumuthen kann.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle Feuilleton-Dichtungen minderwerthig seien oder daß ein großer Schriftsteller, der sich zugleich als echter Dichter erwiesen hat, von vorneherein auf die periodische Veröffentlichung seiner Schöpfungen verzichten müsse. Das widerspräche vollständig der Geschichte des modernen Romans. Wohl aber soll betont werden, daß eine ästhetische Grenzlinie zwischen Dichtungen, die sich zu jener Zerstückelung eignen und solchen, deren Werth durch eine solche beeinträchtigt würde, festzuhalten ist, und daß ein feinsinniger Autor, dem man ein gutes Urtheil über die eigenen Werke zutrauen darf, gewiß nicht ohne innere Motivirung eine Dichtung in die Hände eines Feuilletonredacteurs legen wird. Wenn Spielhagen das Letztere mit seiner neuen Novelle that, werden wir, wie gesagt, in dieser selbst wohl auch die ästhetischen Entschuldigungsgründe für dieses Verfahren auffinden können.

Fragt man sich, welches wohl die Eigenschaften sind, die eine Prosadichtung für die Veröffentlichung in einer Zeitung qualificiren, so wird man zunächst hinsichtlich des Inhaltes zugeben müssen, daß ein Roman, welcher sich die in poetisches Gewand gehüllte Entwicklung eines tieferen ethischen, socialen oder philosophischen Gedankens zum Ziel gesetzt hat, sich schwerlich für ein Feuilleton eignen und schwerlich von Zeitungs-

*) Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 8°, 432 S.

Digitized by Google

lesern in seinem Werthe anerkannt werden würde. Spielhagen's große Romane, die sich mit socialen Problemen beschäftigten, würden also wohl kaum zu einer Veröffentlichung in einer Tageszeitung für passend befunden worden sein; sie sind auch, soweit mir bekannt ist, sogleich in Buchform erschienen. Andererseits muß auch hinsichtlich der Ausführung und der äußeren Form für Feuilleton-Erzählungen der Grundsatz festgehalten werden, daß weniger das schwere Geschütz tiefsinniger Entwickelungen und gedankenreicher Erörterungen in ihnen spielen darf, als vielmehr das leichte und rasch hinrollende Musketenfeuer der graziös und abwechselungsreich geführten Erzählung. Eine Hervorhebung des episodischen Beiwerks, eine Beschränkung der eigentlichen Entwicklung der Handlung auf wenige, spannungsvoll und rasch sich abspielende Scenen, eine weniger auf psychologischen Begründungen als auf äußeren, sich leicht einprägenden Vorgängen beruhende Verknüpfung des Knotens und eine entsprechende Lösung desselben werden die charakteristischen Merkmale einer wirkungsvollen Feuilleton-Dichtung ausmachen.

Wenden wir diese Begriffsbestimmungen auf die neue Spielhagen'sche Novelle an, so finden wir, daß sie in der That als das Muster einer Zeitungs-Erzählung gelten kann, unbeschadet ihres günstigen Eindrucks in Buchform. Der Verfasser hat sie in vollkommen correcter Weise als „Novelle" bezeichnet, denn ihren Inhalt bildet nicht die phasenreiche Entwicklung einer Lebens- oder Herzensgeschichte, sondern der auf den knappen Zeitraum eines Badeaufenthaltes beschränkte Abschluß eines in seinen Anfängen weit vorausliegenden Freundschaftsverhältnisses. Mit der Ausführung aber greift der Verfasser in das bunte und ebenso rasch sich entfaltende wie wieder auseinanderströmende Leben eines sich zufällig zusammenfindenden Kreises hinein und schöpft einige Momente aus dem großen Strome des Geschehens heraus, die er wie glitzernde und funkelnde Perlen vor unseren Augen hinrollen läßt.

Die Heilquelle, um die sich die bewegte Gesellschaft der Spielhagen'schen Novelle schaart, sind die Thermen von Baden-Baden. Die Menschen aber, die sich dort nur für wenige Wochen begegnen, stammen zum großen Theil aus dem märkischen Sandboden, und es ist Berliner Leben, das uns dort im Süden, natürlich mit den nöthigen Modificationen, entgegentritt. Eine Frau Generalin mit ihrer Tochter Kora bildet den Mittelpunkt des Kreises; ihr Schwiegersohn, Baron v. Osseck, früherer preußischer Gardeofficier, mit seiner Gemahlin Hilda und ein Freund des Hauses, der medicinische Professor Eschenburg schließen sich um sie zum engeren Familienbunde; zu diesem in Beziehung stehen eine junge kokette Geheimräthin, frühere Jugendfreundin der Tochter der Generalin, ihr abgedankter Verehrer, Oberst Krell, der eine schwer reiche jüdische Banquierstochter geheirathet hat, ihr dermaliger Liebhaber, ein junger Privatdozent, und ihr Bruder, ein lebenslustiger Officier. Alle diese Personen sind in Berlin heimathberechtigt. Zwei englische Familien und einige Junggesellen, die international sind, bilden die Staffage für diesen Berliner Gesellschaftskreis.

Kora ist die Hauptfigur in der Erzählung und die ideale Gestalt, die der Dichter mit all dem ihm zu Gebote stehenden poetischen Reiz umkleidet hat. Sie ist älter und ernster als ihre jung verheirathete Schwester Hilda; sie hat des Lebens schwerstes Loos schon kennen gelernt: eine unerwiederte und für immer unerfüllbare Liebe. Sie mußte zusehen, wie ihr braver Schwager Osseck, den sie leidenschaftlich liebte, ihre jüngere Schwester heimführte. Als ein wahrer Freund in ihrer Herzensnoth hat ihr stets der Jugendgespiele Osseck's, Professor Eschenburg, beigestanden; während der Fieberdelirien einer schweren Krankheit hatte sie ihm ihr Geheimniß verrathen, und er hatte es treulich bewahrt, durch gleichen Kummer empfänglich gestimmt, denn auch er liebte hoffnungslos: die Gattin seines Freundes Osseck.

So sehr diese Vorgeschichte, über die wir gleich im Eingange unterrichtet werden, die Grundanlagen zu einer Dichtung nach Art der Wahlverwandtschaften zu enthalten scheint, so wenig stimmt die weitere Entwicklung jenes Liebesquartetts mit dem Gange des Goethe'schen Romans überein. Kora und Eschenburg sind nicht nur durch das doppelte Geheimniß ihrer beiderseitigen unglücklichen Liebe aneinandergefesselt, sondern schließen sich noch enger zusammen, weil ihnen die Erfüllung einer schweren und heiligen Pflicht obliegt, nämlich die Versöhnung des Osseck'schen Ehepaares. Auf seltsamen Pfaden ist der unheimliche Geist des Mißtrauens und der Zwietracht in die Herzen dieser jungen Eheleute eingeschlichen. Osseck hat heimlich die Vermögensverhältnisse seines väterlichen Freundes, des Generals, der auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden hat, geordnet, und hieraus hat sich das Gerücht entsponnen, das später auch zu den Ohren seiner jungen Frau seinen Weg fand, er habe ein Liebesverhältniß mit seiner damals noch jugendlichen Schwiegermutter gehabt. Hilda glaubt anfangs diesem unsinnigen Gerede. Sie foltert sich selbst mit dem schweren Gedanken, Osseck habe sich durch seine Verheirathung mit ihr gleichsam von ihrer Mutter losgekauft, sie verliert alles Zutrauen, alle Offenheit ihrem Manne gegenüber, sie beginnt, ihn zu hassen. In einer erzwungenen Anwandlung des Leichtsinns läßt sie sich vor den Augen ihres Mannes von jenem jungen Officier, dem Bruder ihrer Jugendfreundin Poly, den Hof machen, sie verliert alles Gleichgewicht und bringt es schließlich dahin, daß ihr Mann, der lange vergeblich nach dem Grunde ihrer Abneigung geforscht hat, sich stolz von ihr abwendet und seinen Kummer am Spieltisch zu betäuben sucht.

Für Kora und Eschenburg entsteht die schwere Aufgabe, alle Gründe für die Mißstimmung zwischen den geliebten Menschen zu beseitigen; sie ist um so schwerer, als Beide das volle Maß der Selbstüberwindung dabei auskosten und die heimliche Liebe, die sie selbst im Herzen tragen, unterdrücken müssen. Es gelingt ihnen zunächst, die äußeren Hindernisse des ehelichen Friedens zu beseitigen; Hilda überzeugt sich, daß sowohl jenes Gerücht, welches von einem Liebesverhältniß ihres Mannes zu ihrer Mutter fabelte, als auch das später auftauchende, daß Osseck die kokette Geheimräthin auszeichne, unwahr seien, ebenso wird ihr Mann inne, wie geringfügig jenes Lieutenants Höflichkeiten gegen seine Frau in ihren Augen erscheinen; aber trotzdem finden beide Eheleute das gegenseitige Vertrauen nicht wieder. Im Gegentheil, es wächst die beiderseitige Eifersucht um so höher, als Hilda zu bemerken meint, daß ihr Mann ihre Schwester liebe und immer geliebt habe und umgekehrt Osseck an einen Herzensbund zwischen Eschenburg und Hilda zu glauben beginnt.

An dieser Stelle hat die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht. Eine Lösung nach verschiedenen Seiten hin ist möglich. Eine Scheidung des Ehepaares und die darauf folgende Vereinigung der sich liebenden und für einander geschaffenen Menschen, der ernsten Kora mit dem einfachen Osseck, der geistreichen Hilda mit dem gelehrten Eschenburg, erscheint als das Zunächstliegende. Die Spannung ist geschickt und erfolgreich aufs Höchste gesteigert.

Spielhagen hat an diesem Punkte seiner Novelle nicht nur seine Meisterschaft in der Gruppirung der Thatsachen, in der Stellung des Problems bewährt, sondern auch, was noch mehr gilt, seine tiefsinnige und ernste Auffassung vom menschlichen Herzen deutlich offenbart. Kora und Eschenburg, die uns von vorneherein als edle, selbstlose Naturen geschildert werden, dürfen jetzt am wenigsten jene Eigenschaft verleugnen. Sie opfern ihre eigene heiße Sehnsucht nach der Erfüllung ihrer einstigen Liebesträume der Pflicht, die sie jenem Ehepaare gegenüber auf sich nahmen. Hilda flüchtet sich in ihrer Verzweiflung an das Herz Eschenburg's, sie glaubt dort Genesung von ihren Liebes- und Eifersuchtsqualen zu finden:

„Und beide Arme um seinen Nacken schlingend, schmiegte sie das glühende Gesicht an seine Brust, mit den thränenfeuchten Augen schwärmerisch zu ihm aufschauend.

Für einen Moment war er starr vor süßem Entsetzen. Wie ein Blitz lag vor ihm ausgebreitet das Paradiesesland seiner seligsten Träume und klaffte der schwarze verschlingende Abgrund zu seinen Füßen. Als müßte er sie, sich selbst von dem Abgrunde reißen, löste er ihre Arme, drängte sie von sich weg in den Sessel und kniete an ihrer Seite, stammelnd mit bebenden Lippen:

Hilda, geliebtes Kind — einst — einst! jetzt nicht mehr — nimmermehr!

Und nun war sie es, die ihn von sich drängte und, aufspringend, vor ihm, der sich zugleich erhoben hatte, dastand mit blitzenden Augen:

Digitized by Google

Süden die günstige Sonne zur Disposition stand, welche mich leider bei meinen Versuchen in Berlin oft genug im Stich ließ. Waterhouse willigte ein. Ich sandte ihm von Berlin aus die zu den Versuchen nöthigen Apparate und Farbstoffe, darunter auch das kürzlich von Bayer und Caro entdeckte Eosin, und nach wenigen Monaten erhielt ich die Resultate seiner Versuche, aus denen hervorging, daß Eosin alle bisher von mir angewendeten Farbstoffe an optischer Wirkung, d. h. in der Fähigkeit, Bromsilber gelbempfindlich zu machen, übertrifft.

Waterhouse's Resultate beseitigten die Zweifel, mit denen man noch vielfach meinen Angaben entgegentrat, sie machten zugleich den Praktikern Muth, sich in der Sache zu versuchen. Die ersten waren die Gebrüder Ducos du Hauron in Paris; sie suchten den Proceß in Combination mit einem Farbendruckverfahren zur Herstellung bunter Bilder zu verwerthen und benutzten das Eosin, um ihr Collodium gelbempfindlich zu machen. So evident nun auch die günstige Wirkung dieses Farbstoffs für die Gelbempfindlichkeit hervortrat, so waren doch leider die Nebenwirkungen desselben auf die photographischen Präparate ebenso nachtheilig, als die der früher von mir verwendeten Stoffe. Zu einem nachhaltigen praktischen Erfolge konnte demnach das Verfahren erst dann gelangen, als man diese Nachtheile beseitigen lernte. Hier kamen die Fortschritte der Farbenfabrication, welche den Eosinfarbstoff von seinen photographisch höchst nachtheilig wirkenden Verunreinigungen zu trennen verstand, der Sache fördernd entgegen. Geschickte Modificationen des herkömmlichen Processes halfen allmählich über noch bestehende photographische Schwierigkeiten hinweg. Ende des Jahres 1883 wendete die Firma Braun & Co. in Dornach für ihr Kunstgeschäft ein Eosinverfahren praktisch an, die Details desselben als Geschäftsgeheimniß hütend. Inzwischen war es aber auch dem Schreiber Dieses gelungen, das im Princip längst erfundene Verfahren zu einem praktisch mit Sicherheit ausführbaren Processe auszuarbeiten, welcher vom Verein zur Förderung der Photographie in Berlin im Mai 1884 einen Ehrenpreis erhielt und von demselben der Oeffentlichkeit übergeben wurde. So wurde das farbenempfindliche Collodiumverfahren Gemeingut Aller. In kürzester Zeit war dasselbe bei unseren großen Reproductionsanstalten eingebürgert. Antike Bilder, deren Aufnahmen nach den bisherigen Verfahren nicht viel mehr als schwarze Flecke ergab, erscheinen jetzt in der Photographie durchgearbeitet bis in die dunkelsten Ecken. Leistungen, wie die Aufnahmen der neuen Erwerbungen unseres Museums durch die Kaiserliche Reichsdruckerei, der Braunschweiger Galerie durch die hiesige photographische Gesellschaft, die Aufnahmen der alten Pinakothek in München durch Hanfstaengl beweisen die Bedeutung für die Reproductionstechnik auf das Evidenteste; sie veranlaßten einen namhaften Kunstkritiker zu dem Ausspruch, daß eigentlich alle bereits photographirten Gemälde mit Hülfe des farbenempfindlichen Verfahrens noch einmal aufgenommen werden müßten.*)

Die Erfindung ist aber beim Collodiumproceß nicht stehen geblieben. Seit 1878 ist demselben ein mächtiger Rivale in der Gelatine-Bromsilberplatte erwachsen, welche sich durch Empfindlichkeit, Haltbarkeit, Leichtigkeit und Reinlichkeit in der Behandlung in so hohem Grade vor der Collodiumplatte auszeichnet, daß durch ihre Einführung die Photographie fast zu einem Kinderspiel geworden ist. Künstler, Ingenieure, Gelehrte, Militärs, Forschungsreisende ꝛc. ꝛc. benutzen dieselbe für alle Zwecke, wo eine bildliche Darstellung von Nutzen ist; sie hat die Anwendung der Photographie in früher ganz ungeahnter Weise verallgemeinert. Es galt jetzt, auch diese modernen Trockenplatten forbenempfindlich zu machen. Technische Schwierigkeiten lagen hier nicht vor. Man hatte nur nöthig, mit der Gelatineplatte dasselbe zu thun, was ich elf Jahre früher mit Collodium-Trockenplatten gethan hatte d. h. dieselben mit geeigneten bekannten Absorptionsmitteln zu färben. Selbstverständlich war das Eosin der erste Stoff, den man in dieser Hinsicht mit Erfolg versuchte. 1883 kamen die ersten Eosingelatineplatten in Paris auf den Markt. Neuerdings sind noch andere Farbstoffe mit gleichem Erfolg versucht worden. Aber alle sind Derivate des Eosins. Dieselben absorbiren wesentlich das grüne und gelbe Licht, sie machen demnach grün- und gelb-, aber nicht rothempfindlich. Dem Verfasser gelang es, in dem Azalin einen Farbstoff zu finden, der neben grünen und gelben Strahlen auch die rothen absorbirt. Dadurch wurde die Herstellung von Platten ermöglicht, die auch rothempfindlich sind und durch die Leichtigkeit ihrer Handhabung auch dem Amateur Aufnahmen in den richtigen Farbenwerthen gestatten. Die Manipulation ist genau dieselbe, wie bei dem ersten Versuche des Verfassers im Jahre 1873. Die farbigen Objecte werden aufgenommen durch ein gelbes Glas, um die blauen Farben herabzustimmen. So ist die Erfindung nach mancherlei Wandlungen auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurückgekehrt. Der einzige Unterschied ist nur, daß man jetzt bessere Farbstoffe und bessere Trockenplatten zur Disposition hat, als im Jahre 1873.

Noch ein Mangel liegt aber vor: die Färbung der Platte drückt ihre Empfindlichkeit herab und macht daher die Platte weniger geschickt zu rapiden Aufnahmen, wie sie u. A. im Portraitfach nöthig sind. Auch dieser Mangel wird, das lehren die Versuche der neuesten Zeit, bald überwunden werden, und dann wird man nicht nur Oelgemälde, sondern alle farbigen Objecte mit farbenempfindlichen Platten aufnehmen.

*) Siehe „Die Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen", Berlin, bei Oppenheim, 1885.

„An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen.

Besprochen von Oskar Bulle.

Die neueste Dichtung Spielhagen's, eine Novelle, hat ihre erste Veröffentlichung in dem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" gefunden. Erst nachträglich erschien sie in Buchform.*) Wenn man auch annehmen muß, daß zunächst äußere Vortheile den Verfasser zu jenem zerstückelnden Publicationsverfahren veranlaßt haben, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß auch ästhetische, also innere Gründe bestehen müssen, durch welche der feinfühlende Dichter das für jedes Kunstwerk immerhin gefährliche Zerreißen in tausend Fetzen vor sich selbst und vor seinen Verehrern wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen konnte. Die Novelle muß also von vorneherein in ihrer Anlage, wie in ihrer Ausführung zu den literarischen Erzeugnissen gerechnet werden, welchen ihr Urheber, ohne eine Verminderung ihres Eindrucks auf den Leser befürchten zu müssen, mit gutem ästhetischen Gewissen den Platz in einem Feuilleton zumuthen kann.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle Feuilleton-Dichtungen minderwerthig seien oder daß ein großer Schriftsteller, der sich zugleich als echter Dichter erwiesen hat, von vorneherein auf die periodische Veröffentlichung seiner Schöpfungen verzichten müsse. Das widerspräche vollständig der Geschichte des modernen Romans. Wohl aber soll betont werden, daß eine ästhetische Grenzlinie zwischen Dichtungen, die sich zu jener Zerstückelung eignen und solchen, deren Werth durch eine solche beeinträchtigt würde, festzuhalten ist, und daß ein feinsinniger Autor, dem man ein gutes Urtheil über die eigenen Werke zutrauen darf, gewiß nicht ohne innere Motivirung eine Dichtung in die Hände eines Feuilletonredacteurs legen wird. Wenn Spielhagen das Letztere mit seiner neuen Novelle that, werden wir, wie gesagt, in dieser selbst wohl auch die ästhetischen Entschuldigungsgründe für dieses Verfahren auffinden können.

Fragt man sich, welches wohl die Eigenschaften sind, die eine Prosadichtung für die Veröffentlichung in einer Zeitung qualificiren, so wird man zunächst hinsichtlich des Inhaltes zugeben müssen, daß ein Roman, welcher sich die in poetisches Gewand gehüllte Entwicklung eines tieferen ethischen, socialen oder philosophischen Gedankens zum Ziel gesetzt hat, sich schwerlich für ein Feuilleton eignen und schwerlich von Zeitungs-

*) Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 8°, 432 S.

Digitized by Google

lesern in seinem Werthe anerkannt werden würde. Spielhagen's große Romane, die sich mit socialen Problemen beschäftigten, würden also wohl kaum zu einer Veröffentlichung in einer Tageszeitung für passend befunden worden sein; sie sind auch, soweit mir bekannt ist, sogleich in Buchform erschienen. Andererseits muß auch hinsichtlich der Ausführung und der äußeren Form für Feuilleton-Erzählungen der Grundsatz festgehalten werden, daß weniger das schwere Geschütz tiefsinniger Entwickelungen und gedankenreicher Erörterungen in ihnen spielen darf, als vielmehr das leichte und rasch hinrollende Musketenfeuer der graziös und abwechselungsreich geführten Erzählung. Eine Hervorhebung des episodischen Beiwerks, eine Beschränkung der eigentlichen Entwicklung der Handlung auf wenige, spannungsvoll und rasch sich abspielende Scenen, eine weniger auf psychologischen Begründungen als auf äußeren, sich leicht einprägenden Vorgängen beruhende Verknüpfung des Knotens und eine entsprechende Lösung desselben werden die charakteristischen Merkmale einer wirkungsvollen Feuilleton-Dichtung ausmachen.

Wenden wir diese Begriffsbestimmungen auf die neue Spielhagen'sche Novelle an, so finden wir, daß sie in der That als das Muster einer Zeitungs-Erzählung gelten kann, unbeschadet ihres günstigen Eindrucks in Buchform. Der Verfasser hat sie in vollkommen correcter Weise als „Novelle" bezeichnet, denn ihren Inhalt bildet nicht die phasenreiche Entwicklung einer Lebens- oder Herzensgeschichte, sondern der auf den knappen Zeitraum eines Badeaufenthaltes beschränkte Abschluß eines in seinen Anfängen weit vorausliegenden Freundschaftsverhältnisses. Mit der Ausführung aber greift der Verfasser in das bunte und ebenso rasch sich entfaltende wie wieder auseinanderströmende Leben eines sich zufällig zusammenfindenden Kreises hinein und schöpft einige Momente aus dem großen Strome des Geschehens heraus, die er wie glitzernde und funkelnde Perlen vor unseren Augen hinrollen läßt.

Die Heilquelle, um die sich die bewegte Gesellschaft der Spielhagen'schen Novelle schaart, sind die Thermen von Baden-Baden. Die Menschen aber, die sich dort nur für wenige Wochen begegnen, stammen zum großen Theil aus dem märkischen Sandboden, und es ist Berliner Leben, das uns dort im Süden, natürlich mit den nöthigen Modificationen, entgegentritt. Eine Frau Generalin mit ihrer Tochter Kora bildet den Mittelpunkt des Kreises; ihr Schwiegersohn, Baron v. Osseck, früherer preußischer Gardeofficier, mit seiner Gemahlin Hilda und ein Freund des Hauses, der medicinische Professor Eschenburg schließen sich um sie zum engeren Familienbunde; zu diesem in Beziehung stehen eine junge kokette Geheimräthin, frühere Jugendfreundin der Tochter der Generalin, ihr abgedankter Verehrer, Oberst Krell, der eine schwer reiche jüdische Banquierstochter geheirathet hat, ihr dermaliger Liebhaber, ein junger Privatdozent, und ihr Bruder, ein lebenslustiger Officier. Alle diese Personen sind in Berlin heimathberechtigt. Zwei englische Familien und einige Junggesellen, die international sind, bilden die Staffage für diesen Berliner Gesellschaftskreis.

Kora ist die Hauptfigur in der Erzählung und die ideale Gestalt, die der Dichter mit all dem ihm zu Gebote stehenden poetischen Reiz umkleidet hat. Sie ist älter und ernster als ihre jung verheirathete Schwester Hilda; sie hat des Lebens schwerstes Loos schon kennen gelernt: eine unerwiederte und für immer unerfüllbare Liebe. Sie mußte zusehen, wie ihr braver Schwager Osseck, den sie leidenschaftlich liebte, ihre jüngere Schwester heimführte. Als ein wahrer Freund in ihrer Herzensnoth hat ihr stets der Jugendgespiele Osseck's, Professor Eschenburg, beigestanden; während der Fieberdelirien einer schweren Krankheit hatte sie ihm ihr Geheimniß verrathen, und er hatte es treulich bewahrt, durch gleichen Kummer empfänglich gestimmt, denn auch er liebte hoffnungslos: die Gattin seines Freundes Osseck.

So sehr diese Vorgeschichte, über die wir gleich im Eingange unterrichtet werden, die Grundanlagen zu einer Dichtung nach Art der Wahlverwandtschaften zu enthalten scheint, so wenig stimmt die weitere Entwicklung jenes Liebesquartetts mit dem Gange des Goethe'schen Romans überein. Kora und Eschenburg sind nicht nur durch das doppelte Geheimniß ihrer beiderseitigen unglücklichen Liebe aneinandergefesselt, sondern schließen sich noch enger zusammen, weil ihnen die Erfüllung einer schweren und heiligen Pflicht obliegt, nämlich die Versöhnung des Osseck'schen Ehepaares. Auf seltsamen Pfaden ist der unheimliche Geist des Mißtrauens und der Zwietracht in die Herzen dieser jungen Eheleute eingeschlichen. Osseck hat heimlich die Vermögensverhältnisse seines väterlichen Freundes, des Generals, der auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden hat, geordnet, und hieraus hat sich das Gerücht entsponnen, das später auch zu den Ohren seiner jungen Frau seinen Weg fand, er habe ein Liebesverhältniß mit seiner damals noch jugendlichen Schwiegermutter gehabt. Hilda glaubt anfangs diesem unsinnigen Gerede. Sie foltert sich selbst mit dem schweren Gedanken, Osseck habe sich durch seine Verheirathung mit ihr gleichsam von ihrer Mutter losgekauft, sie verliert alles Zutrauen, alle Offenheit ihrem Manne gegenüber, sie beginnt, ihn zu hassen. In einer erzwungenen Anwandlung des Leichtsinns läßt sie sich vor den Augen ihres Mannes von jenem jungen Officier, dem Bruder ihrer Jugendfreundin Poly, den Hof machen, sie verliert alles Gleichgewicht und bringt es schließlich dahin, daß ihr Mann, der lange vergeblich nach dem Grunde ihrer Abneigung geforscht hat, sich stolz von ihr abwendet und seinen Kummer am Spieltisch zu betäuben sucht.

Für Kora und Eschenburg entsteht die schwere Aufgabe, alle Gründe für die Mißstimmung zwischen den geliebten Menschen zu beseitigen; sie ist um so schwerer, als Beide das volle Maß der Selbstüberwindung dabei auskosten und die heimliche Liebe, die sie selbst im Herzen tragen, unterdrücken müssen. Es gelingt ihnen zunächst, die äußeren Hindernisse des ehelichen Friedens zu beseitigen; Hilda überzeugt sich, daß sowohl jenes Gerücht, welches von einem Liebesverhältniß ihres Mannes zu ihrer Mutter fabelte, als auch das später auftauchende, daß Osseck die kokette Geheimräthin auszeichne, unwahr seien, ebenso wird ihr Mann inne, wie geringfügig jenes Lieutenants Höflichkeiten gegen seine Frau in ihren Augen erscheinen; aber trotzdem finden beide Eheleute das gegenseitige Vertrauen nicht wieder. Im Gegentheil, es wächst die beiderseitige Eifersucht um so höher, als Hilda zu bemerken meint, daß ihr Mann ihre Schwester liebe und immer geliebt habe und umgekehrt Osseck an einen Herzensbund zwischen Eschenburg und Hilda zu glauben beginnt.

An dieser Stelle hat die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht. Eine Lösung nach verschiedenen Seiten hin ist möglich. Eine Scheidung des Ehepaares und die darauf folgende Vereinigung der sich liebenden und für einander geschaffenen Menschen, der ernsten Kora mit dem einfachen Osseck, der geistreichen Hilda mit dem gelehrten Eschenburg, erscheint als das Zunächstliegende. Die Spannung ist geschickt und erfolgreich aufs Höchste gesteigert.

Spielhagen hat an diesem Punkte seiner Novelle nicht nur seine Meisterschaft in der Gruppirung der Thatsachen, in der Stellung des Problems bewährt, sondern auch, was noch mehr gilt, seine tiefsinnige und ernste Auffassung vom menschlichen Herzen deutlich offenbart. Kora und Eschenburg, die uns von vorneherein als edle, selbstlose Naturen geschildert werden, dürfen jetzt am wenigsten jene Eigenschaft verleugnen. Sie opfern ihre eigene heiße Sehnsucht nach der Erfüllung ihrer einstigen Liebesträume der Pflicht, die sie jenem Ehepaare gegenüber auf sich nahmen. Hilda flüchtet sich in ihrer Verzweiflung an das Herz Eschenburg's, sie glaubt dort Genesung von ihren Liebes- und Eifersuchtsqualen zu finden:

„Und beide Arme um seinen Nacken schlingend, schmiegte sie das glühende Gesicht an seine Brust, mit den thränenfeuchten Augen schwärmerisch zu ihm aufschauend.

Für einen Moment war er starr vor süßem Entsetzen. Wie ein Blitz lag vor ihm ausgebreitet das Paradiesesland seiner seligsten Träume und klaffte der schwarze verschlingende Abgrund zu seinen Füßen. Als müßte er sie, sich selbst von dem Abgrunde reißen, löste er ihre Arme, drängte sie von sich weg in den Sessel und kniete an ihrer Seite, stammelnd mit bebenden Lippen:

Hilda, geliebtes Kind — einst — einst! jetzt nicht mehr — nimmermehr!

Und nun war sie es, die ihn von sich drängte und, aufspringend, vor ihm, der sich zugleich erhoben hatte, dastand mit blitzenden Augen:

Digitized by Google

Verzeihung erkauft werden sollte, — dann mögen Sie sich dieses kleinen Schlüssels bedienen, der die Thür des Corridors erschließt, durch welchen die schöne Athalie zu ihrem allergetreuesten, seiner Befreiung mit Geduld entgegensehenden Sklaven gelangen kann."

Voll stummer Verachtung ergriff die Dame mit der silbernen Zuckerzange den auf den Tisch gelegten Schlüssel — mit der bloßen Hand erfaßte sie ihn nicht — und warf ihn zur Erde.

Der Herr lächelte.

„Wenn es Ihnen aber mehr zusagen sollte, in einer finstern Nacht meiner Aufsicht zum Trotze aus dem Schlosse zu entfliehen, sich nach London durchzubetteln, dort die eigene Schmach zu verkünden, die Welt glauben zu machen, was heutzutage Niemand mehr glaubt, sich von allen Leuten auslachen zu lassen und dort zu enden, wo so viele enden, die Tags über seidene Kleider tragen, — nun so sei auch dies Ihrem Ermessen überlassen."

Mylord küßte der Dame abermals die Hand und verließ sie.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Ausstellung im Künstlerverein.

(Schluß.)

Es ist sonderbar, wie schwer es uns in diesem Jahrhundert wird, in der Kunst uns selber zu finden, uns Deutschen ganz besonders. Seitdem das große Historienbild vom Schauplatz getreten, sollte man meinen, daß nun auch das Genre sich dem modernen Leben zuwenden würde, wie dies bei den Franzosen und Engländern schon geschehen. Aber es entschließt sich bei uns nur langsam zu dem Schritt und wird, wie es scheint, nur auf vielfachen Umwegen zum Ziel kommen. Unter den sämmtlichen Bildern im Künstlerverein ist keins, das frischweg unser Leben schilderte. Man müßte denn die Scherze von H. Lessing, ein Officier, der plötzlich entdeckt, daß er beim Scharmiren mit einem Bauernmädchen von einer Dame aus der Gesellschaft beobachtet wird, und von W. Amberg ausnehmen, der eine Scene aus der Sommerfrische vorführt. Die wenigen, die sonst doch in unsere Zeit greifen, suchen ihre Stoffe abseits bei den Bauern, den Mönchen, den Bierphilistern. Es mag ein Zufall sein, daß gerade nichts andres da ist, aber die Möglichkeit, daß auf einer Ausstellung von diesem Umfang die künstlerische Gestaltung unserer eigenen Daseinsformen fast ganz fehlen kann, spricht deutlich genug.

Claus Meyer, dessen Physiognomie sich das Ausstellungspublicum merkwürdig rasch gemerkt hat, ist um zwei Jahrhunderte weiter in die Vergangenheit zurückgewichen. Sonst bot er meistens Phantasien über die Themate der holländischen Genremaler des siebzehnten Jahrhunderts; diesmal schildert er in derselben Manier, nur um mehrere Schattirungen grauer und einförmiger, einen Altweiberklatsch vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Es sieht aus, als hätte er sich an den Kupferstichen Israel's von Meckenen, die so lustige Schilderungen jener Uebergangszeit enthalten, für die Periode begeistert. Wenigstens rufen einem die spitzen Vogelgesichter der alten Weiber die Typen Israel's ins Gedächtniß. Die weißen Wände des Gemaches werden von Möbeln kaum unterbrochen, nur daß sich eine Banktruhe nach orientalischer Art um das Zimmer zieht; das hocheinfallende Licht des nicht sichtbaren Fensters zeichnet, ähnlich wie bei Dürer's Hieronymus im Gehäus, die Butzen auf die Wand. Spitze Schnabelschuhe, die auf dem Boden liegen, und spielende junge Katzen bringen eine geringe Abwechslung hinzu. Wenn man einen Augenblick vor dem Bilde gestanden hat, vermißt man die gerollten Schriftbänder über den Figuren, die der gute Israel so bunt durcheinander zu schlingen weiß. — Wie viel amüsanter ist aber der alte halb vergessene Westphale, der erste unter den deutschen Künstlern, der das Genre geradezu gepflegt hat. Wir reproduciren so viel unnütze alte Scharteken, weshalb nicht lieber einmal in einem hübschen Bändchen die sämmtlichen Zeitbilder dieses Meisters? So unselbstständig er in seinen höheren Stoffen ist, hier steht er auf lange Zeit als der Einzige da.

Mit seinem „Verlassen" macht Max Schmidt einen etwas gewaltthätigen Angriff auf die Rührseligkeit. Es ist die Katastrophe eines Dorfromans. Der oberbairische oder Tyroler Don Juan kommt mit seiner Geliebten oder jungen Frau auf dem Heimweg an einem Muttergottesbilde vorbei, vor dem an der Erde die Verführte mit ihrem Kinde liegt. In gemischter Empfindung hat sich ihr die Legitime zugewandt, während der Bösewicht das ganze Unbehagen ausdrücken muß, das ihm die Situation bereitet. Eine sonderbare Kunst, die sich alle erdenkliche Mühe gibt, die Aufmerksamkeit von sich selber abzulenken, indem sie Alles darauf anlegt, die fabulirenden Seelenkräfte aufzuregen. — Merkwürdig, wie zählebig die gemalte Dorfgeschichte sich erweist, während man in der Literatur nicht viel mehr von ihr wissen will. Uns ist schließlich eine reine Zustandsmalerei wie bei Claus Meyer fast noch lieber, wenn sie selbst zu entlegenen Stoffen greift. Hans Dahl, der sich mit seiner Specialität lachender Bauernmädchen fast eben so schnell wie Meyer ein Publicum erworben hat, zeigt keinen neuen Charakterzug in seiner „Frühlingsstimmung" mit dem lachenden jungen Mädchen, das unter einem blühenden Apfelbaum im Grase sitzt und thut, als sähe sie den über dem Zaune auftauchenden Burschen nicht. Gustav Hellquist hat uns eins der liebenswürdigsten Bilder der Ausstellung bescheert. Sein „Idyll" malt das weltabgewandte Leben der Mönche in ihrer Beschäftigung im Klostergarten. Vorn steht einer am Beet und pflegt die Blumen, weiter hinten sitzt ein anderer mit umwickeltem Kopf und liest in einer Zeitung von verdächtig kleinem Format. Der Vorwurf ist sehr beliebt in München. Hellquist hat etwas Eigenartiges in der Behandlung des Raumes, was auch hier zu Tage tritt. Es wird von dem hügeligen Garten nur ein kleiner Ausschnitt gezeigt, aber die Bewegung des Terrains ist so energisch, daß man sich sofort vor einem großen Raume fühlt. — Harburger, dessen Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter" immer bedeutender werden, stellt ein behagliches Wirthshausbild aus mit all den prächtigen Eigenschaften, die wir an ihm lieben.

Damit hätten wir das eigentliche Genre übersehen. Landschaften gibt es reichlich die dreifache Anzahl. Aber auch hier tritt uns keine neue Gestalt entgegen, noch auch zeigt sich einer der alten Freunde von neuer Seite.

Am meisten Aufsehen hat unter den Landschaften der Wintermorgen im Riesengebirge von Rudolf Schuster erregt. Er hat uns aber trotz seiner großen Qualitäten nicht überrascht, denn die köstlichen Bilder, die seit Jahren von ihm auf den Ausstellungen erschienen, ließen uns jeden neuen Katalog zunächst darauf hin durchsehen, ob auch sein Name darin aufgeführt sei. Daß er dem Publicum noch nicht so geläufig ist wie hundert andere, die ihm nicht das Wasser reichen, erklärt sich von selber durch die hohen Anforderungen, die er an sich stellt. Er studirt weit mehr, als er producirt und thut sich in der Durchbildung seiner Gemälde nie genug. So kommt es, daß nur in größeren Abständen Werke von ihm an die Oeffentlichkeit bringen. Es kommt hinzu, daß sie nichts weithin Auffallendes haben. Sie terrorisiren ihre Umgebung weder durch ihr Format noch durch gewaltsame Effecte und wirken weitaus am günstigsten, wenn sie, der Bilderwand entrissen, die, wie der Tod, Alles gleichmacht, nur für sich da sind. — Auch diesmal ist der Umfang des Rahmens nur gering, aber es ist ein ungeheures Gebirgspanorama hineingebannt. Von den kahlen Feldern des Vordergrundes fällt das Terrain langsam ab ins Thal, aus dem sich zerstreute Hütten erheben. Langsam steigt es jenseit wieder an bis zu dem Walde, über dem sich bräunend der dunkle Gebirgsrücken erhebt, der schon das Schneekleid trägt. Man hat das Gefühl eines unendlichen Raumes vor dem kleinen Bilde, noch stärker als bei Hellquist. Dabei ist an dem reichen Detail nichts unterschlagen und Alles steht von Luft umflossen genau an seinem Platze. Gerade, wie wenn man von der verkehrten Seite durch ein Fernrohr sieht. — Es will uns scheinen, als ob der Künstler, der so viel kann, von dessen Studienmaterial man Wunderdinge erzählt, zu ängstlich producirte. Warum greift er nicht einmal zu großem Format? Das

Digitized by Google

Beste wäre freilich, er malte uns einmal ein wirkliches Panorama. Dabei würde er seine Kraft am sichersten entfalten lernen. —

Die übrigen Landschafter bieten nichts wesentlich Neues. A. von Meckel, dem seine Orientbilder auf den letzten Ausstellungen große Erfolge eingetragen haben, vereinigt in einer Oasenansicht die „Lieblinge des Beduinen", Dattelpalmen, schöne Weiber und Kamele. Er wird in der Zeichnung, auf die bei dem harten Licht des Südens so viel ankommt, allgemein bewundert. — Kallmorgen in Karlsruhe stellt zwei hübsche Frühlingslandschaften aus, die, wie seine früheren Arbeiten, den Einfluß Schönleber's verrathen. Von Schirm in Breslau ist eine Oberlandschaft in Frühlingsstimmung zu erwähnen; von Douzette eine Waldlandschaft aus dem herrlichen Forst zu Prerow. A. Hertel ist durch einige farbenkräftige Aquarelle sehr glücklich vertreten. Es kommen hinzu Landschaften von Andorff, Ludwig, Kamecke, Oesterley, Krabbes, Tübbecke.

Im Portrait hat sich C. Fehr eine große Popularität erworben. Er schickt fast regelmäßig eine ganze Reihe auf die Ausstellungen. Nils Gude, der längere Zeit nicht erschienen war, bietet ein tüchtiges Porträt des Landschafters Schirm. Außerdem stellen Graf Harrach, Fechner, Brack und Koner neue Werke aus. Letzterer, dem auf der letzten akademischen Ausstellung die etwas gezierte Fingerbewegung auf einem sonst ausgezeichneten Damenporträt einen schönen Erfolg beeinträchtigt hat, macht die Scharte mit einem ausgezeichneten schlichten Männerbildniß wett. A. L.

Von den Theatern.

Die Italienische Oper im Krolltheater. Offenbach-Cyclus im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater.

Seit zwei Wochen hat der Impresario Herr Strakosch (ein Bruder des berühmten Gesanglehrers, des ersten Unterrichters und Schwagers der Adelina Patti) Italienische Opern-Aufführungen im Krolltheater veranstaltet, ohne einen erfreulichen Erfolg zu erzielen; es steht sogar zu befürchten, daß das Interesse des Publicums, das schon beim Beginn keinen hohen Wärmegrad gezeigt hat, nach und nach auf einen der Null nahen Punkt sinken wird. Ein Rückblick auf die italienischen Opern-Unternehmungen ist lehrreich für jeden „Impresario". Nur der Gerster und nach ihr, in höherem Maße, der Patti war es beschieden, wahrhaft große künstlerische Erfolge zu gewinnen, die selbstverständlich auch den geldlichen Interessen zu Gute kamen. Die Eine, als ganz Unbekannte in Berlin erschienen, hatte gar keine Erwartungen angeregt; daher war, als sie ein außerordentlich liebenswürdiges Talent entfaltete, der Enthusiasmus um so größer. Leider hat sie im Laufe der Jahre ihrem liebenswürdigen Talente eine falsche Richtung gegeben, vielleicht an Kehlengeläufigkeit gewonnen, ganz bestimmt aber vom Schmelze der Stimme, von der Einfachheit und Innigkeit des Vortrages viel eingebüßt. Die Patti war im vollen Glanze ihres Ruhmes vor das Berliner Publicum getreten, hat alle höchstgespannten Erwartungen übertroffen und gezeigt, daß sie alle italienischen ersten Sängerinnen weit überragt. Die beiden genannten Künstlerinnen sind dann später im Königl. Opernhause erschienen, durch sie kamen die unleiblichen Vorstellungen in die Mode, in denen die Hauptperson italienisch und die Umgebung deutsch singt.*) Die späteren Versuche, geschlossene italienische Operngesellschaften vorzuführen, waren nicht vom Glücke begünstigt, obwohl sowohl die beiden in zwei Jahren aufeinander folgenden „Stagionen" im Philharmonischen Saale (damals noch „Skating-Rink") und die eine im Victoria-Theater ausgezeichnete Sänger brachten, jene die Varesi, Aramburo, die Herren Brogi, Aramburo und Gasperini, diese die Turolla u. a. Das Interesse des Publicums war nun einmal nicht mehr hoch zu erregen. Die meisten neuen italienischen Opern sind durch sehr gute deutsche Aufführungen allgemein gekannt, und die noch nicht bekannten erregen eher Mißtrauen als Neugierde. Ich habe bemerkt, daß noch eher ältere komische Opern, welche ein nationales italienisches Gepräge tragen und nur von italienischen Sängern gut wiedergegeben werden können, zahlreichere Hörerschaft anziehen, als die neuen, so z. B. Don Pasquale, Elisir d'amore, matrimonio segreto, die der deutschen Sanges- und Darstellungsart ferne liegen.

Von der jetzt im Krolltheater wirkenden italienischen Operngesellschaft kann man im Ganzen nur Gutes sagen. Die Primadonna, Fräulein Donadio (Dieudonné — sie ist Französin —), ist schon vor einigen Jahren in Berlin aufgetreten mit wahrhaft ausgezeichnetem Erfolge; ihre schöne Stimme, die vortreffliche Coloratur, besonders aber der feine geschmackvoll innige Vortrag haben ihr damals die allgemeine Theilnahme gewonnen. Leider hat die Stimme ein wenig an Kraft und Schmelz verloren, und die Künstlerin ist zuerst in Rollen wie Rosine (Barbier) und gar als „Dinorah" aufgetreten, in denen nur die ganz unfehlbare Kehlgeläufigkeit entschieden Wirkung hervorbringt und der Gemüthsausdruck gar nicht zur Geltung gelangen kann. Das Unternehmen des Impresario, die Dinorah als italienische Oper vorzuführen, war ein ganz verfehltes, von vornherein dem Mißlingen verfallenes. Dieses Meyerbeer'sche Werk wird in Deutschland immer als ein deutsches, mit französischem Aufputze versehenes gelten; es ist trotz mancher sehr geistreichen interessanten Einzelheiten ein in Text und Musik schwaches, unzusammenhängendes, zerfahrenes. Der Schattentanz-Walzer ist ein Coloratur-Paradestück, das die Patti in der Unterrichtsscene des „Barbier" als Einlage vortrug; das war die richtige Verwendung; aber die ganze Oper um dieses einen Stückes willen auf das Repertoire einer italienischen Stagione zu stellen, konnte keinen Gewinn bringen. Es wird mir versichert, sie gefiele in Italien sehr und würde viel gegeben. Dort sind die Verhältnisse ganz anders gestaltet. Die ganze Opernstagione dauert in jeder Stadt 2—3 Monate, eine jede soll irgend etwas Neues bringen; da ist es denn ganz begreiflich, daß neben den neuen italienischen Erzeugnissen „Dinorah" noch immer als Erfolg-Oper erscheinen konnte. Aber in Deutschland, wo während zehn Monaten alle möglichen vaterländischen und fremden Werke vorgeführt werden, kann eine italienische Operngesellschaft mit der Vorführung einer Meyerbeer'schen Oper (und nun gar dieser) nicht auf Erfolg hoffen.

Neben Signorina Donadio hat eine Signora Mantelli sich rasch die Sympathie des Publicums erworben: die jugendlich-kräftige, wohltönende frische Altstimme, gute Schule und lebhafter natürlicher Vortrag gewannen dieser bisher ganz unbekannten Sängerin einen sehr günstigen Erfolg. Als Sänger wirken die Herren Padilla, Frapolli, Monti; ersterer ist seit Jahren als ein ausgezeichneter Gesangskünstler hochgeschätzt, der über nicht mehr ganz frische Stimmmittel mit vollkommener Schule und vortrefflichem Geschmacke verfügt. Signor Frapolli ist ein wirklich liebenswürdiger Tenor, Signor Monti ist ein ganz trefflicher Bassist. Es fehlt also gewiß nicht an guten Kräften, die Anziehung ausüben könnten; aber zwischen ihnen und dem Publicum steht als Isolator die Gleichgiltigkeit gegen die Sache selbst, und dieser gegenüber bleibt auch eine stärkere Elektricität unwirksam.

Da hat der thätige Director des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters es besser verstanden, auf das Publicum zu wirken. Dem Strauß-Cyclus, dem wir fern blieben, weil uns eigentlich nur die Walzer dieses genialen Tanzcomponisten interessiren, ließ der Director einen Offenbach-Cyclus folgen, dessen zwei erste Abende wir besuchten. Der erste brachte drei Einacter, unter ihnen die ganz reizende „Hochzeit bei Laternenschein", der zweite „Orpheus". Wir haben beide Male unsere Ueberzeugung gestärkt: daß Offenbach seine deutschen Nachahmer und Nachäffer weit überragt in Erfindung und Rhythmik, besonders aber in der Feinheit und Charakteristik der Instrumentation. Hierin ist er ihnen gegenüber ein „Classiker"!

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, ihn einmal wieder auf die Tagesordnung zu bringen; das Theater ist immer überfüllt.

In Concerten ist noch nichts Hervorragendes geleistet worden, und nur solches kann eine Wochenschrift besprechen.

Heinrich Ehrlich.

*) Freilich hat man es in Deutschland so weit gebracht, den Hamlet von einem Amerikaner englisch gesprochen in vollkommen deutscher Umgebung zu ertragen.

Digitized by Google

Inserate.

Die im Verlage von Otto Janke in Berlin erscheinende, von Otto v. Leixner redigirte „**Deutsche Roman-Zeitung**“ begann ihren 23. Jahrgang. Das für denselben angekündigte Programm ist ein ganz besonders reichhaltiges: Karl Berkow eröffnet das Blatt mit einem historischen Roman „Die Söhne Gustav Wasa's“, hieran schließt sich ein Familienroman von Georg Hartwig „Die Archenbach“, beide Romane fesseln schon beim Beginn das Interesse des Lesers. Weitere Romane von Ferd. Sonnenburg, R. A. Enders, Richard Freudenberg, O. v. Leixner 2c. sollen folgen. Das Feuilleton der Romanzeitung, das von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt, bringt im ersten Hefte Beiträge von Martin Greif, eine kulturgeschichtliche Skizze von G. Sundelin „Die Pflanzen im Leben des Menschen“, einen Aufsatz v. Leixner's „Höflichkeit und Wahrheitsliebe“ und neben literarischen Besprechungen viele kleine Artikel aus den mannigfaltigsten Gebieten. Die Roman-Zeitung ist das stoffreichste aller Unterhaltungsblätter und besonders durch die Einheitlichkeit ihrer Redaktion ausgezeichnet, welche trotz des wechselnden Inhaltes hervortritt.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Für ein **Damen-Modejournal**, welches in **besseren Kreisen** eingeführt ist, werden für die **belletristische Beilage** Beiträge von bekannten Autoren gesucht; kurze Novellen und Erzählungen, Essays, praktische Winke für das Haus 2c.

Gefl. Offerten sind unter Chiffre **P. S.** an die Expedit. d. Bl. zu adressiren.

Verlag von **Eduard Trewendt in Breslau.** Soeben erschien:

Schulröschen.

Erzählung
von
Rudolf von Gottschall.

Preis geb. ℳ 5,50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hochfeine solide Brüsseler

Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.

Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage
von
Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle

von
Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena. Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise
nach der **Nordwestküste** von **Amerika** und der **Beringstraße,**
ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause
geschildert von
Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrat. u. einer Karte 11 Mk., eleg. geb. 13 Mk.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.

Von **Paul Mantegazza,**
Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.
Autorisirte Ausgabe. Aus dem Italienischen von **H. Meister.**
Ein starker Band gr. 8°. In eleg. Ausstattung 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage. 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterwerk feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung.“

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Aus dem alten Pitaval.

Französische Rechts- und Culturbilder
aus den Tagen Ludwig's des XIII., XIV. u. XV.
Ausgewählt und erläutert
von
Hans Blum.
Zweiter Band.
8. geheftet. Ladenpreis 5 Mark.

Inhalt des zweiten Bandes: Um einen Sitz der Unsterblichen. Don Juan im Schleier. Der letzte Montmorency. Die Verschwörung des Cinq-Mars und de Thou. Der Banquier und die Tanzfee. Die Heirath des Fräulein von Kerbabü. Saurin und Rousseau. (Nachtrag zum ersten Fall.)

Aus dem
Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W.
(Besser'sche Buchhandlung) Behrenstraße 17.
1885.

Theodor Fontane, Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840—1860. Eleg. geh. 5 M. In Leinwand gebunden 6 M. 20 Pf.

Karl Werder, Vorlesungen über Shakespeare's Macbeth, gehalten an der Universität zu Berlin. Eleg. geh. 5 M. In Leinwand gebunden 6 M. 20 Pf.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

System der Nationalökonomie.

Ein Lesebuch für Studirende
von
Gustav Cohn,
ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Göttingen.

1. Band. Grundlegung.
8. geh. Preis M. 12. —

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 31. October 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen. Von Balto Germanus. — Parlamentarische Gedankenspähne. II. (Schluß.) Von Verax. — Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef. Von einem Staatsanwalt. — **Literatur und Kunst:** Ein Brief Herder's. Von Ludwig Geiger. — Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers. Von E. Marr. — Die Antwerpener Weltausstellung. Von Alfred Lichtwark. (Schluß.) — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — **Offene Briefe und Antworten:** In eigener Sache. Von Theophil Zolling. — Inserate.

Neue Anläufe zur Russificirung der Ostseeprovinzen.

Als Peter der Große im Jahre 1721 durch den Nystädter Frieden die Herrschaft von Liv- und Estland überkam, gelobte er für sich und alle seine Nachfolger, die jemals den russischen Thron besteigen würden, mit einem feierlichen Eide, den eroberten Provinzen alle bestehenden Rechte unangetastet zu lassen und sie in ihrer Gewissensfreiheit nicht zu beschränken. Kurland trat erst in der letzten Regierungszeit Katharinas II. zu Rußland über. Das wurde durch Verrath bewerkstelligt, und zwar geschah es auf Gnade oder Ungnade, also bedingungslos.

Jener Eid Peters des Großen ist längst vergessen, und seitdem man sich überhaupt mit der Russificirung und Orthodoxirung der Ostseeprovinzen höhern Orts beschäftigt, macht man hierin keinen Unterschied zwischen Liv- und Estland einerseits und Kurland andererseits. In Kurland, wo, wie erwähnt, man von Rechtswegen keine Schonung von den Russen zu erwarten hat, gereicht es den deutschen Bewohnern dieser Provinz zum Trost, Liv- und Estland, die wohl ein kaiserlich gegebenes Wort auf Wahrung ihrer angestammten Rechte erhalten haben, mitleidend zu wissen. Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Das ist aber die Strafe für die Unterlassungssünden der Väter. Wie leicht wäre es ihnen, als den Trägern der Cultur, früher, und selbst in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, gewesen, den einzig richtigen Weg in Bezug auf die Letten und Esten einzuschlagen, indem sie ihnen die Segnungen der Germanisation auch in sprachlicher Beziehung zu theil werden ließen! Statt dessen sträubte man sich, in blinder Verkennung der daraus für uns erwachsenden Vortheile, mit Hand und Fuß immer und überall dagegen. Jetzt ist es so weit gekommen, daß sich die Letten und Esten, hierin nach Kräften unterstützt von der russischen Regierung, bestens dafür bedanken.

Mit der gewaltsamen Conversion der livländischen Landbevölkerung in großartigem Maßstabe während der vierziger Jahre, und mit dem Tagen einer russischen Commission in Riga um dieselbe Zeit, deren Bestrebungen sich jedoch schließlich im Sande verliefen, fing das böse Spiel an. Aber erst der polnische Aufstand von 1863 war es, der großes Leid bringen sollte. Nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Und von jener Zeit an beginnt auch das systematische Russischmachenwollen der Ostseelande. Herrn Katkow nämlich, dem Chefredacteur des damals und jetzt maßgebendsten russischen Blattes, der „Moskowskija Wedomostji" (d. i. der Moskau'schen Zeitung), fiel es plötzlich ein, — warum, darüber haben sich die bedeutendsten baltischen Männer vergeblich den Kopf zerbrochen — die deutschen Ostseeprovinzialen als eben so treulos hinzustellen, wie die polnischen pany, und verlangte daher kategorisch, die Ostseeprovinzen sollten russisch werden. Mit äußerster Consequenz und Hartnäckigkeit behandelte und verfolgte er dieses Thema, während es den Deutschen von der Oberpreß-Verwaltung untersagt wurde, sich in einem russischen Blatte gegen diese schmählichen Angriffe zu vertheidigen, damit das russische Lesepublicum nicht erfahre, was es von den Katkow'schen Ueberfällen zu halten habe. Die deutsche Presse der Ostseeprovinzen stand und steht aber unter Präventivcensur, und so blieb nur ein Blatt übrig, darin man sich Luft machen konnte — freilich vergeblich —, die deutsche St. Petersburger Zeitung, welche, wie alle Organe der Presse in den beiden Residenzstädten, ohne vorhergehende Censur erscheint. — Den Bemühungen Herrn Katkows aber war es gelungen, einen bedeutenden Theil seiner Zukunftspläne innerhalb fünf bis sechs Jahren verwirklicht zu sehen. Die amtliche Sprache der Gouvernements-Regierungen, der Domänenhöfe, der Renteien, der Canzelleien, der Gymnasien und der übrigen Kreisschulen, der Procureure ꝛc. ꝛc. wurde fortan die russische. Nur mit den aus der früheren Zeit stammenden Landesbehörden, die im mündlichen und schriftlichen Verkehr die deutsche Sprache noch jetzt gebrauchen können, durften und dürfen sie in dieser correspondiren. Das war ein vielversprechender Anfang! Und da von der russischen Regierung mit Freuden bemerkt wurde, daß es damit ganz gut gehe, so wurde der Beschluß gefaßt, nächstens den Balten wieder einmal an ihrem deutschen Zeuge zu flicken, bis endlich daraus ein russischer Kittel geworden sei. So plagt man sie von oben her jetzt seit sieben bis acht Jahren mit der Einführung der russischen Landschaftsinstitutionen, indem man haben will, daß hierzu von ihrer Seite die Initiative ergriffen werde. Gewisse Parteien der Landtage haben sich Mühe gegeben, es dahin zu bringen, jedoch erfolglos. Die Sache liegt aber folgendermaßen. Wenn sich die Ostseeprovinzen die Landschaftsinstitutionen auf den Hals laden, was die russische Regierung will, so wird sie, wenn diese sich später über diese oder jene Unzuträglichkeiten derselben bei ihr beschweren, sagen: ihr habt sie selber gewollt, nun tragt sie auch! — Es ist daher nicht einzusehen, warum sich die Balten selber ohne zwingende Noth, freiwillig, von der Gewalt des Gouverneurs abhängig machen sollen — was sie durch die Annahme jener Institutionen eben thun —, wo es doch der russischen Regierung freisteht, jederzeit die Einführung derselben vorzuschreiben. Sie ist sonst

Digitized by Google

so blöde nicht beim Zugreifen nach Dingen, über die sie nichts zu sagen hat.

Der zweite größere Anlauf zur Vernichtung des deutschen Wesens der Ostseeprovinzen wurde zur Zeit gemacht, als Ignatiew Minister des Innern geworden war. Dieser Biedermann, der besagten Posten bald nach der Ermordung Kaiser Alexanders II. erhielt, ist einer der ärgsten Nihilisten im Reich, der sich aber wohl hütet, seine geheimen Pläne jetzt, also zur Unzeit, offenkundig zu machen. Er wartet auf eine gelegenere Zeit dazu. Er wollte nun die öffentliche Aufmerksamkeit auf ein anderes Gebiet als den angefressenen Leib Rußlands lenken, um dadurch auch die von den grauenvollen Ereignissen der letzten Zeit eingeschüchterten Gemüther der Hofkreise ein wenig zu beruhigen, und beschloß daher, „die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen zuzuspitzen". Er that dieses reichlich, indem er dafür sorgte, daß die Jungletten und Jungesten nun erst recht wider die Deutschen zu Meuchelmord, Brandstiftungen und Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit aufgehetzt wurden, und konnte sie dann so „gerechtfertigtermaßen" mit einer Senatorenrevision heimsuchen. Zu dieser Revisionscommission unterließ er nicht, einige Beamte zuzucommandiren, die geriebene Nihilisten waren. Liv- und Kurland waren die bedauernswerthen Objecte der Revision, während Estland, auf stricten Befehl des Zaren, von derselben verschont blieb, weil Se. Majestät mehrere Sommer daselbst gebadet und durch seinen dortigen Aufenthalt die Ansicht gewonnen hatte, daß in Estland alles ruhig sei und diese Provinz daher keiner Revision bedürfe.

Kaum ist aber die Senatorenrevision beendet, so beginnen auch schon die verderblichen Folgen derselben sich bemerkbar zu machen. Die Russificirungsbestrebungen werden kühner, frecher, schamloser. Dem Curator Kaguſtin ist es gelungen, in Kurland eine Anzahl Stadtschulen mit russischer Vortragssprache ins Leben zu rufen, zu deren Unterhalt die Städte die Mittel spenden. Unter diesen steht Mitau, die Hauptstadt des Landes, obenan. Nicht zu ihrer Ehre sei es gesagt. Während andere Städte, wie z. B. Libau, das Ansinnen, ihr Budget mit einer derartigen Ausgabe zu belasten, zurückgewiesen haben. In Estland und Nordlivland treten die Bauern in großer Zahl zum Orthodoxismus über, in der Hoffnung, hierdurch ins Eldorado versetzt zu werden, nämlich Land zu erhalten und keine Staats- und Gemeindeabgaben mehr zahlen zu müssen. Von solchen für die evangelisch-lutherische Kirche freilich hat der Senat neulich durch einen Ukas die Uebergetretenen endgültig freigesprochen. Der Bischof von Riga und Mitau hat in diesem Sommer jene Gegenden auch besucht, wo die neu hinzugekommenen Schäflein seiner Herde weilen. Und auch schon in Dondangen, dem nördlichsten Gute Kurlands, zählt die griechisch-katholische Kirche bereits viele Gläubige. Die Landleute aus allen drei Provinzen wanderten, besonders im vergangenen Jahre, massenhaft aus und gingen nach Rußland, in ihr sicheres Verderben. Diejenigen, die so viel Geld noch übrig hatten, um die Kosten der Heimreise decken zu können, sind zurückgekehrt und erzählen, daß die Auswanderer im fremden Lande Hungers sterben. In Estland hält trotzdem der Auswanderungsparoxismus immer noch an. Ich nehme keinen Anstand, auch hierin, in der auf betrügerische Weise hervorgerufenen Auswanderungssucht, ein Werk der Russificirungsmaßregeln zu erblicken, da den Russen jedes Mittel recht ist, um der Deutschen Lage immer trostloser zu machen, indem sie ihnen selbst die ländlichen Arbeitskräfte entziehen. Die Gouverneure von Est- und Livland sind bereits durch neue ersetzt worden, und bald vielleicht wird auch der kurländische ihnen nachfolgen. Der neuernannte Gouverneur von Estland geht radical vor, denn täglich liest man in den Zeitungen, daß wieder ein unter ihm stehender deutscher Beamter seinen Abschied eingereicht hat, um einem Kurnossow, Kupustow oder Njemzojedow Platz zu machen. Wie es der von Livland, ein Generalmajor seines Zeichens, halten wird, steht noch dahin. Er hat sein Amt eben erst angetreten. Und schließlich ist in russischen Blättern davon die Rede, den Großgrundbesitzern die Gutspolizei zu entziehen und uns statt deren, nach russischer Manier, mit Urädniks (Landpolizeispitzeln) zu versehen. Sollte das wirklich geschehen, so sollen auch die Russen den Vorwurf sich gefallen lassen, daß sie selber die vollständigste Zuchtlosigkeit und Anarchie bei der Landbevölkerung dieser Provinzen eingeführt haben.

Nun aber kommt das Aergste, auf das man auch nicht im mindesten gefaßt war und welches mir die specielle Veranlassung zu diesem Aufsatze gegeben hat. Vor nicht langer Zeit, im vergangenen Monate, stand ganz urplötzlich im Regierungsanzeiger zu lesen, der Senateur Manasseïn — derselbe, der die Provinzen neulich revidirte — habe den Auftrag erhalten, eine Durchsicht des liv-est-kurländischen Provinzialrechts, behufs Abänderung desselben, vorzunehmen, desselbigen Provinzialrechts, das auf Befehl des Kaisers Nicolaus gesammelt, codificirt und in der Druckerei Sr. Majestät höchsteigenen Canzlei gedruckt wurde! Das heißt: man will den Deutschen die Grundlage, auf der ihr öffentliches Leben beruht, unter den Füßen wegziehen und an Stelle deren russische Gesetze setzen, die jeden Augenblick nach Willkür geändert werden können! — Nun, es ist nicht anders anzunehmen, als daß Herr Manasseïn sich diesen Auftrag erbeten hat. Wenn aber die russischen Herren sich nicht scheuen, die Hand selbst an deutsches **Recht** zu legen, so mögen sie diesen Gewaltschritt, gegen den man sich nicht wehren kann, mit ihrem Gewissen vereinigen, die Strafe dafür aber wird und kann nicht ausbleiben. Hier treiben sie kein frevelhaftes Spiel mehr, sondern offenen Raub!

Das wird ihnen aber nie und nimmer gelingen! Die Deutschen der Ostseeprovinzen bleiben trotzdem, was sie sind, russische Unterthanen deutscher Nationalität. Denn wenn ihnen auch sonst nichts bleibt, sie haben noch zwei theure Güter, die ihnen kein Russe nehmen kann: die evangelisch-lutherische Kirche, bedient von deutschen Männern, und die deutsche Muttersprache, die es trotz aller Zwangsmaßregeln immer bleiben wird.

Balto Germanus.

Parlamentarische Gedankenspähne.

II.

(Schluß.)

Nicht mit Unrecht wird behauptet, daß der Parlamentarismus in der Werthschätzung des deutschen Volkes gesunken sei. Zum Theil kommt das daher, daß diese Werthschätzung früher eine übertriebene war. Während der bundestäglichen Reaction der fünfziger Jahre blieb die Frankfurter Nationalversammlung als der Träger des nationalen Gedankens in Erinnerung, und auch später, in der durch den Nationalverein hervorgerufenen Bewegung der Geister, erwartete man das Beste von einem deutschen Parlament. Nun hatten ganz andere Factoren die so lange vergeblich ersehnte staatliche Einigung Deutschlands zu Stande gebracht. Mußte dadurch nicht die Schwärmerei für den Parlamentarismus stark abgekühlt werden? Was konnte dem Volksgemüthe eine vierhundertköpfige Körperschaft sein gegenüber den greifbaren Heldengestalten unseres ehrwürdigen Kaisers und seines eisernen Kanzlers?

Aber das erklärt noch nicht den Umstand, daß die Achtung unseres Volkes vor der eigenen Vertretung im Allgemeinen wirklich geringer ist, als man naturgemäß erwarten sollte. Nicht selten wird gegen die Reichsregierung der Vorwurf erhoben, daß sie das Ansehen des Reichstages planmäßig herabzusetzen bestrebt sei. Zum Beweise führt man die Vorlagen wegen Beschränkung der parlamentarischen Redefreiheit und wegen Einführung der zweijährigen Budgetperiode an. Allein, so zweifellos in einer derartigen Aenderung der Verfassung eine Schmälerung der Rechte des Reichstages gelegen haben würde, — ein absichtlicher Angriff auf das Ansehen desselben kann in der Aufforderung, jenen Vorschlägen die verfassungsmäßige Zustimmung zu geben, nicht gefunden werden.

Schlimmer ist eine Zeitlang die gouvernementale Presse zu Werke gegangen. Sie hat die Bekämpfung der Oppositions-

Digitized by Google

parteien verallgemeinert zu einer Bekämpfung des Parlamentarismus überhaupt, und dies in einer Weise, von der es zweifelhaft ist, ob sie in allen Punkten vor dem Strafrichter bestanden haben würde. Aber seit Jahr und Tag hat sich dies zum Besseren gewendet. Man wird sich allseitig überzeugt haben, daß die Anzapfungen und Herausforderungen des Parlamentarismus Niemandem etwas nützen, daß sie das Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung, welches vernünftiger und normaler Weise nur ein gegenseitiges Vertrauensverhältniß sein kann, lediglich vergiften müssen.

Ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge freilich wird der Parlamentarismus für den Fürsten Bismarck niemals sein. Man darf eben nicht vergessen, daß er als Minister nicht nur nicht aus dem Parlamente hervorgegangen ist, sondern daß er die vorbereitenden Grundlagen seiner nationalen Politik im schärfsten Kampfe gegen den Parlamentarismus hat schaffen müssen. Nach diesen Erfahrungen wird ein Mann von den außerordentlichen Erfolgen wie er, ein Mann, der von der Richtigkeit seines Wollens felsenfest überzeugt, der im Besitz des unbedingten Vertrauens seines Kaisers und von einer unbestrittenen Autorität im Bundesrathe ist, ein Mann, der von der Nation geradezu vergöttert wird, in einer selbstständig entscheidenden Volksvertretung immer nur eine lästige Fessel erblicken. Er zerbricht diese Fessel nicht, weil er weiß, daß seine Nachfolger, von denen schwerlich jemals einer die einzige Stellung des ersten Reichskanzlers wird beanspruchen oder behaupten können, des Rückhalts an einer Volksvertretung bedürfen werden. Aber von ihm eine liebevolle Pflege der parlamentarischen Institutionen erwarten, hieße ihm Uebermenschliches zumuthen. Die Sorge für die Befestigung des Ansehens dieser Institutionen wird in erster Linie von den Parlamentariern selbst getragen werden müssen. Kann man behaupten, daß dies immer, daß es in dem erforderlichen Maße geschehen sei? Leider nicht!

Das Grundübel unseres Parlamentarismus ist das Ueberwuchern des Parteigeistes. Schon rein äußerlich genommen, kann gegenüber dem einheitlichen und starken Willen der Regierung eine Körperschaft keinen großen Eindruck machen, in welcher eine klare und feste Richtung des Gesammtwillens niemals vorhanden ist, die, je nach der kaleidoskopisch wechselnden Gruppirung der Fractionen und Fractiönchen, heute hierhin, morgen dorthin steuert. Wer trägt die Schuld an diesem Zustand? Der Reichskanzler, antworten Viele; denn er hat die einzige wirklich große und zugleich aus dem eigensten Geiste der Reichsschöpfung erwachsene Partei absichtlich zertrümmert. Gewiß, Fürst Bismarck hat, von dem Verlangen nach einer ihm unbedingt ergebenen Majorität getrieben, an der Zersetzung der nationalliberalen Partei einen nicht geringen Antheil gehabt, und man wird auch bezweifeln dürfen, ob er heute im stillen Kämmerlein sein damaliges Verfahren für ganz unanfechtbar hält. Aber weitaus der größere Theil trifft doch die Partei selbst. Daß sie in der durch den Zolltarif von 1879 heraufbeschworenen Krise die Einheitlichkeit des politischen Standpunktes nicht zu behaupten vermochte, ist ihre eigene Schuld, bezw. die Schuld Derjenigen, welche verhältnißmäßig minder wichtige Anschauungen und Interessen dem großen Hauptziele nicht unterzuordnen verstanden.

Mit der Abbröckelung der nationalliberalen Partei ist unser Erbübel, der Absonderungsgeist, siegreich in den Reichstag eingezogen. Zugleich hat sich auf der vorgeschritteneren Linken schärfer als je die Vorstellung geltend gemacht, als ob Freisinn und Mannesmuth sich nur im Gegensatz zur Regierung bethätigen könnten. Der Inhalt der parlamentarischen Politik ist auf diesem Wege wesentlich zur Fractionspolitik herabgesunken. Im Grunde sind es Wahlreden, welche den größten Theil der öffentlichen Sitzungen des Reichstages ausfüllen. Die rein sachlichen Gesichtspunkte stehen in zweiter Linie, zunächst und vor Allem gilt es das Interesse der Fraction. Nur selten noch gewahrt man den weiten, auf das Ganze gerichteten Blick; die meisten Redner scheinen ihren Stolz darein zu setzen, bloße Advocaten ihrer Fraction zu sein. Unter diesen Umständen ist eine entsetzlich unfruchtbare, hohle und weitschweifige Polemik an die Stelle der sachlichen Verhandlung getreten. Für die „großen Debatten" ist die Regel eine Klopffechterei zwischen extremer Linken und extremer Rechten mit entsprechender bengalischer Beleuchtung durch das ultramontane Centrum. Die Mittelparteien pflegen sich eines Eingreifens in dieses Schauspiel möglichst zu enthalten. Ihre hervorragendsten Führer haben sich von der parlamentarischen Bühne zurückgezogen; von Denjenigen, die ausharren, thut es ein guter Theil nur mit Selbstüberwindung. Der bleierne Druck einer traurigen Kleinlichkeit und Unbedeutendheit liegt auf den meisten öffentlichen Verhandlungen des Reichstages.

Unter Denen, welche das Ansehen der Volksvertretung unablässig im Munde führen, gibt es Verblendete genug, denen eine objective Erkenntniß dieses Zustandes vollständig abgeht. Es sind Jene, an denen die gewaltige Wandlung in dem ganzen politischen Wesen unserer Nation spurlos vorübergegangen ist. Im alten Patrimonialstaate war das regelmäßige Verhältniß zwischen Fürst und Ständen, daß jener möglichst viel forderte, diese möglichst wenig bewilligten. In den constitutionellen Volksvertretungen Deutschlands vor 1866 bestand mit wenigen Ausnahmen ein Gegensatz zwischen der liberalen Partei und den Regierungen, weil die letzteren eine Anzahl Forderungen des Liberalismus nicht zugestehen wollten und vor Allem zur Verwirklichung der nationalen Einheit keine Miene machten. Alle diese Dinge sind von Grund aus anders geworden, aber die alte Gewohnheit hat sich so mächtig erwiesen, daß noch heute eine beträchtliche Partei besteht, deren Mitglieder entweder immer die Opposition gegen die Regierung für das Zeichen des freien Mannes gehalten haben, oder doch nach kurzer Abschweifung in diese Anschauungsweise zurückgefallen sind.

Ihnen gilt es als ein Beweis für das verheerende Umsichgreifen einer byzantinischen Gesinnung, daß die Bevölkerung sich mehr und mehr von ihnen abwendet, daß namentlich die Jugend aus ihren Reihen verschwindet. Und doch ist diese Erscheinung nur ganz natürlich, weil eben der großen Mehrheit des deutschen Volkes jene gewaltige Wandlung in Fleisch und Blut übergegangen ist und besonders das jüngere Geschlecht für die Ideenwelt, in welcher die „Deutschfreisinnigen" sich bewegen, gar kein Verständniß mehr hat. Daß unser Volk sich nicht blindlings vor dem Willen des Kanzlers beugt, hat es durch sein Verhalten gegenüber dem Tabaksmonopolvorschlage bewiesen. Die öffentliche Meinung verwarf das Tabaksmonopol, obgleich Fürst Bismarck es als sein letztes Ideal bezeichnet hatte, ihr Urtheil über die Gesammtpolitik des Fürsten aber wurde dadurch nicht beeinflußt. Diese Gesammtpolitik hält die Nation für richtig, nicht aus Servilismus, sondern aus Ueberzeugung, und deswegen ist ihr von vornherein Alles verdächtig, was dem Kanzler entgegenarbeitet. Die alten Mittelchen, sich durch willkürliche Versagung dieser oder jener Budgetforderung die Gunst der Wähler zu erwerben, verfangen nicht mehr. Darüber haben nicht nur die „Freisinnigen", sondern sogar das Centrum im letzten Winter bittere Erfahrungen machen müssen. An die Stelle der früheren Identificirung von Liberalismus und Opposition ist die Anschauung getreten, daß die wahre Freiheit der Gesinnung sich nicht durch eigensinniges Beharren auf der einmal ausgesprochenen Meinung, sondern durch vorurtheilslose Verständigung auch mit abweichenden Standpunkten zum Zwecke positiven Schaffens bewähre. Zu deutlich hat nachgerade alle Welt erkannt, daß der wirklich freie Mann am wenigsten in einem Verbande zu finden ist, in welchem das Verhältniß der oder gar des Führers zu den übrigen Mitgliedern nur als Fractionstyrannei bezeichnet werden kann.

So begreift es sich denn, daß der Reichstag, so lange er in constanter Mehrheit im Großen und Ganzen freudig und fruchtbar mit dem Reichskanzler zusammen arbeitete, in den Augen des Volkes zweifellos höher gestanden hat, als in dieser Zeit der mühsam zusammengebrachten, beständig schwankenden Majoritäten, der oft recht zweifelhaften Erfolge und der häufigen Mißerfolge. Das Publicum will sachlich gearbeitet, nicht leeres Stroh gedroschen sehen. Die endlosen Wortgefechte geschwollener „Führer", die persönlichen Zänkereien sind ihm zum Ekel. Man hat gut sagen, daß man die Institution als solche nicht die Sünden Einzelner entgelten

Digitized by Google

lassen könne. Warum, so fragt das Publicum mit Recht, läßt sich der Reichstag dies Unwesen gefallen?

Zu verkennen ist indeß nicht, daß das abfällige Urtheil die Grenzen der Billigkeit nicht selten überschreitet. Es gibt Leute, die kein gutes Haar an unserem Parlamentarismus lassen möchten. Selbst bloße Aeußerlichkeiten, wie die „Heiterkeit" und das ungezwungene Benehmen der Abgeordneten, werden der Gegenstand pathetischer Entrüstung. Das ist nun Thorheit. Zu all' den sonstigen Unannehmlichkeiten des parlamentarischen Amtes den Abgeordneten auch noch in eine Pose einzuzwängen, etwa wie man sie nach einem alten Aberglauben den römischen Senatoren auf ihren curulischen Sesseln zuschreibt, hätte gar keinen Sinn. Die Pedanten werden sich mit der Thatsache begnügen müssen, daß die parlamentarische Sitte bei uns im Allgemeinen besser ist, als in irgend einem andern Lande.

Aber auch sonst noch verfährt man ungerecht, wenn man den Parlamentarismus für gewisse Uebelstände allein verantwortlich macht. Der Reichstag hat es in seiner letzten Tagung zu einer bisher unerhörten Anzahl von Sitzungen gebracht. Vergleicht man aber damit die Ergebnisse, so muß man sagen, daß das Mißverhältniß zwischen Zeitaufwand und positiv Geleistetem niemals größer gewesen ist. Schuld an dieser seit Jahren ziemlich typischen Erscheinung ist zum großen Theile der Mangel einer festen, zielbewußten Majorität und die Zeitvergeudung durch unnützes Gerede; doch muß man sich hüten, den letzteren Vorwurf zu übertreiben. Parlament kommt von parlare! „Wir haben zu viel Berufsparlamentarier, die das Reden nicht lassen können", hört man wohl klagen. Aber wer sind denn diese Berufsparlamentarier? Sind es die Führer, wie Windthorst, von Maltzahn, von Kleist-Retzow? Doch schwerlich! Dann also wohl Diejenigen, bei denen das parlamentarische Amt in gewissem Sinne mit ihrer Berufsthätigkeit, der politischen Schriftstellerei, zusammenfällt, die deshalb auch an einer raschen Abwickelung der parlamentarischen Geschäfte kaum ein Interesse haben werden? Nun, das amtliche Verzeichniß der Reichstagsmitglieder nennt 18 Schriftsteller bezw. Journalisten. Von diesen entfällt die volle Hälfte auf die Socialdemokraten, welche ja sämmtlich, einerlei ob sie sich „Schriftsteller" oder sonstwie nennen, den Reichstag nur als Agitationswerkzeug betrachten. Unter den übrigen 9 aber sind höchstens 4 oder 5, welche die Aufmerksamkeit des Reichstagsplenums öfter in Anspruch genommen haben. Was will das heißen in einer Versammlung von 397 Mitgliedern?

Nein, ein Hauptgrund des in Rede stehenden Uebelstandes liegt in der mangelhaften Oeconomie der parlamentarischen Arbeiten, die in erster Reihe durch die Collision des Reichstages mit den Landtagen, namentlich dem preußischen, verschuldet wird. Die Beseitigung jedes persönlichen Zusammenhanges zwischen dem Reichstage und den Landtagen ist weder durchzusetzen noch wünschenswerth. Das Auskunftsmittel, daß Reichstag und Landtage das eine Jahr um das andere alterniren sollten, ist unmöglich, weil man auf die einjährige Budgetperiode nicht verzichten wird. Es gibt keinen anderen Weg, als die für die Parlamente verfügbare Zeit des Jahres so einzutheilen, daß wenigstens der Reichstag und der preußische Landtag nicht gleichzeitig tagen müssen. Im letzten Winter hat man zum ersten Male ein dauerndes Nebeneinandertagen fast ohne alle Rücksichtnahme des Reichstages auf die andere Körperschaft versucht. Es hat sich dabei aber eine derartige Zersplitterung der Arbeitskraft herausgestellt, daß der schleppende Gang der Reichstagsgeschäfte zum guten Theile darin seine Ursache gehabt hat.

Uebermäßig lange Reichstagssessionen haben bei der Diätenlosigkeit ihre doppelt bedenkliche Seite, weil alsdann leicht Beschlußunfähigkeit entsteht, wodurch der Fortgang der Geschäfte wieder nur noch mehr verzögert wird. In der letzten Session ist dies Uebel öfter aufgetreten. Als Radicalmittel dagegen wird die Einführung von Diäten vorgeschlagen — glücklicherweise ohne jede Aussicht auf Erfolg. Der betreffende Antrag ist im letzten Reichstage nach langer Pause bekanntlich nur aus Aerger über die Beschneidung der Eisenbahnfahrkarten wieder gestellt worden. Und allerdings, die Beschränkung der seit zehn Jahren bestehenden freien Eisenbahnfahrt der Abgeordneten auf eine Zwangsroute von ihrem Wohnorte nach Berlin war eine wenig freundliche Begrüßung des neuen Reichstages. Aber nicht das allein, sie war auch unzweckmäßig. Ganz abgesehen davon, daß die alte Fahrkarte für die Erweiterung der Kenntniß Norddeutschlands seitens der süddeutschen Reichstagsmitglieder und dadurch für die innere Befestigung der nationalen Einheit von sehr segensreicher Wirksamkeit gewesen ist, auch nicht selten die Abgeordneten sich über Specialfragen an Ort und Stelle zu unterrichten in Stand gesetzt hat, stellte sich nun als Folge der neuen Einrichtung heraus, daß bei einer kurzen Unterbrechung der Plenarsitzungen entfernt wohnende Abgeordnete leicht in Versuchung kamen, statt die freie Zeit, wie früher, zu einem kurzen Ausfluge in die Nähe zu benutzen, in die Heimat zu reisen, von wo sie dann natürlich so bald nicht wiederkehrten.

Um der Beschlußunfähigkeit vorzubeugen, thäte man wohl am besten, die bisher vorgeschriebene hohe Beschlußfähigkeitsziffer (absolute Mehrheit der verfassungsmäßigen Mitgliederzahl) nur für die entscheidenden Lesungen beizubehalten, für die übrigen aber wesentlich herabzusetzen. Alsdann könnte es das Präsidium durch eine planmäßige Anordnung des Berathungsstoffes leicht erreichen, daß für die großen Entscheidungen ein gut besetztes Haus immer gesichert wäre.

Wirkliche Besserung unserer parlamentarischen Uebelstände aber ist nur zu erwarten von einer überwiegenden und festen Majorität, die, wie immer sie zusammengesetzt sei, unter allen Umständen entschlossen ist, das Wohl des Vaterlandes über das der Partei zu stellen. Viel zur Erreichung dieses Zieles kann die Regierung thun. Die Hauptaufgabe aber fällt dem Volke bei den Wahlen zu.

Verax.

Unser Strafgerichtsverfahren und der Proceß Graef.

Von einem Staatsanwalt.

Die Verhandlungen gegen den Professor Graef und die Familie Rother haben nicht allein in der Reichshauptstadt, sondern auch außerhalb derselben ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Allerdings sind es zunächst die Berliner Blätter, welche während und insbesondere gleich nach Beendigung der Verhandlungen sich so eingehend mit dieser Angelegenheit befaßten, daß dem auswärtigen Leser es scheinen mußte, als ob nur dies allein die Gemüther der großen Stadt bewegte. Weitaus die meisten all dieser Auslassungen aber sprachen es klar aus oder ließen es wenigstens durchblicken, daß hier ein Fall vorliege, in welchem die Strafverfolgung das crasseste Unrecht und die Freisprechung die glänzende Rechtfertigung des Hauptangeklagten gewesen sei. Diese Anschauung hat man außerhalb Berlins nicht allenthalben getheilt, und wenn ein Blatt wie die „Frankfurter Zeitung", welchem man Voreingenommenheit und besondere Vorliebe für die Staatsanwaltschaft und die Strafgerichte doch gewiß nicht nachsagen kann, Anlaß nimmt, sich gegen diese Ansichten zu wenden und einen andern dem Vorgehen der Anklagebehörde und des Gerichts entsprechenden Standpunkt als den richtigeren darzustellen, so müßte das — sollte man doch glauben — die Hitzköpfe an der Spree dahin bringen, die Sache etwas ruhiger zu betrachten, was — wenn es sich hier wirklich um zu erstrebende Besserungen im Strafgerichtsverfahren handeln sollte — überdies an sich zweckdienlicher wäre.

Nur von diesem Standpunkte aus — d. h. zur Erläuterung der Frage, ob durch diese Verhandlung bedeutende Schwächen unseres jetzigen Strafprocesses allgemeiner bekannt geworden sind — rechtfertigt es sich, der Sache heute noch näher zu treten. Denn es muß gesagt werden, daß dieser Straffall an sich weder in criminalistischer noch in socialpolitischer Beziehung ein über das Maß anderer größerer Strafproceduren hinausgehendes Interesse hat. Hier ist nicht, wie seiner Zeit in dem Dickhoff'schen Fall, und wahrscheinlich jetzt auch bei der, leider durch die Sache Graef zu sehr in den Hintergrund

Digitized by Google

gedrängten, Verhandlung gegen die Friedrichsberger Diebsbande ein Schlaglicht auf die Verbrecherwelt und deren Treiben in einer Großstadt geworfen worden; hier handelt es sich nicht um die Klarlegung verwickelter thatsächlicher und seelischer Vorgänge, Alles was zum Beweise anstand, obgleich in thatsächlicher Beziehung von großem Umfang, war an sich einfacher Natur. Wenn nun die Verhandlung ein anderes Bild darbot, so muß man doch sagen, das lag nicht an der Sache selbst und kann nicht als eine Folge unseres Strafgerichtsverfahrens bezeichnet werden; es sei denn, daß man in dieser Beziehung gesetzliche Vorschriften dahin haben wollte, daß einerseits jede Befragung des Angeklagten, andererseits das Vorbringen jedes Belastungs- oder Entlastungsbeweises außer denen, welche bereits bei der Eröffnung des Hauptverfahrens bezeichnet waren, ausgeschlossen werden sollen. Ob etwas Derartiges aber bei einem Verfahren, das wohl mit Recht den Schwerpunkt in die Hauptverhandlung gelegt hat, möglich wäre, mag dahingestellt bleiben; verlangt wird solches aber wohl kaum von irgend Jemandem. Allerdings wird von größerem Schutz, den der Angeklagte haben müßte, gesprochen. Das gilt ja selbstverständlich von allen Angeklagten, und liest man dergleichen Ausführungen, so kann man sich kaum der Anschauung verschließen, als ob Diejenigen, welche solches verlangen, die Uebelthäter für eine ganz besondere Art von Menschen hielten, denen von vorneherein durch, sei es in Folge ihres Berufes abgestumpften und voreingenommenen, oder im Streberthum aufgehenden Beamten das bitterste Unrecht zugefügt werde. Gewiß, der Angeklagte ist noch kein Verbrecher, er kann schuldlos befunden werden, hat daher den Anspruch, daß man ihn auch noch nicht wie einen der That Ueberwiesenen behandele, aber das sollte man doch nicht außer Acht lassen, daß Derjenige, welcher als Angeklagter sich zu verantworten hat, nicht nur der Strafverfolgungsbehörde, sondern auch dem Gerichte, welches das Hauptverfahren gegen ihn eröffnet hat, auf Grund des gesammelten Beweismaterials als der That dringend verdächtig erschienen ist. Und im untergebenen Fall war der Verdacht gegen Graef und Genossen allerdings ein sehr gerechtfertigter. Nach Allem, was in der Verhandlung auch von einwandfreien Zeugen vorgebracht wurde, muß jedem Unbefangenen wenigstens die Anklage der Leistung eines falschen eidlichen Zeugnisses gegen Graef als durchaus begründet erscheinen. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Eindruck, welchen der Angeklagte, welchen die Zeugen bei der Verhandlung machten, ein derartiger war, daß die Geschworenen von der Nichtschuld des Angeklagten überzeugt waren oder aber dessen Schuld für nicht genügend nachgewiesen erachteten. Welches von Beiden der Fall war, ist unbekannt; die Geschworenen haben ja keine Gründe für ihren Spruch anzugeben. Die Presse und mit ihr das Publicum der Hauptstadt — wenigstens der Mehrheit nach — scheinen die Unschuld für dargethan anzunehmen. Aber hierbei ist zu berücksichtigen, daß nach den Aeußerungen, welche schon während der Verhandlungen hier und da in der Presse fielen, man von vorneherein für den Angeklagten auf das Günstigste gestimmt war. Es ist ja möglich, daß derselbe sonst als liebenswürdiger, edel denkender Mann bekannt war, dem man Derartiges, wie es gegen ihn vorgebracht wurde, kaum zutrauen konnte; trotzdem hätte man sich doch sagen müssen, daß dennoch Alles möglich sei, und gerade mit Rücksicht hierauf unparteiisch — sofern man wenigstens sich als Träger des öffentlichen Rechtsbewußtseins nicht als guter Freund des Angeklagten darstellen wollte — das vorgebrachte Beweismaterial prüfen müssen. Daß dies aber von der Mehrzahl der Berliner Blätter geschehen sei, wird wohl außerhalb Berlins vielfach bestritten werden. Hiermit soll keineswegs eine Kritik an dem Urtheile der Geschwornen geübt werden. Nimmt man selbst an, sie hätten sämmtlich oder doch in ganz überwiegender Mehrzahl die Nichtschuld des Angeklagten für nachgewiesen erachtet, und nicht etwa auch ein Theil der mit „Nein" Stimmenden hierdurch nur sein „non liquet" aussprechen wollen, so fragt es sich denn doch wiederum, wer nun von ihnen davon überzeugt war, es habe zwischen den betreffenden Angeklagten nicht Dasjenige bestanden, was die in Berlin übliche Redeweise „ein Verhältniß" nennt; wer davon ausging, die Frage sei seiner Zeit nicht so gestellt worden, wie nunmehr die Anklage behauptet, und wer endlich annahm, es habe wirklich ein solches Verhältniß bestanden, der Angeklagte sei sich dessen nicht bewußt gewesen und habe sich auch dessen nicht bewußt sein können, daß er jene Frage, indem er sie mit Nein beantwortete, falsch beantwortete — eine Annahme, die, was zu begründen jedoch hier zu weit führen würde, psychologisch sich wohl erklären läßt. Also der Spruch der Geschworenen darf nicht dazu benutzt werden, um rückwärts sämmtliche Belastungsmomente als nicht vorhanden zu bezeichnen; und der Fall Graef kann, wenn es sich demnächst um die Frage von der Schadensersatzpflicht des Staates an unschuldig zur Untersuchung Gezogene handelt, nicht zur Unterstützung herangezogen werden. Es fragt sich nun, inwieweit bei der Verhandlung sich Mängel des Verfahrens herausgestellt haben, die, sei es Abänderung dieses selbst oder doch, falls solches nicht nothwendig erscheint, eine obrigkeitliche Anleitung zur richtigeren Handhabung desselben, nothwendig erscheinen lassen.

Was zunächst den letzteren Punkt anbetrifft, so erfährt man, daß im Preußischen Justizministerium eine Commission zusammengetreten sei, die in dieser Richtung zu wirken berufen ist. Es soll dort zunächst die Frage über protokollarische Feststellung von Zeugen-Aussagen in Betracht gezogen werden. In dieser Beziehung enthält nun die Strafproceß-Ordnung an sich vollständig ausreichende Bestimmungen. Ob, falls die Berufung gegen Urtheile erster Instanz eingeführt wird, nicht auch die jetzt nur für die Verhandlung vor dem Schöffengerichte geltende Bestimmung, daß die wesentlichen Ergebnisse der Vernehmungen in das Protokoll aufzunehmen sind, auf die Sitzungsprotokolle der Strafkammern auszudehnen ist, interessirt hier nicht; und ebenso kann wohl die Erörterung des auftauchenden Vorschlags, die ganze Verhandlung stenographisch zu Protokoll zu bringen, aus praktischen Rücksichten unterlassen worden. Soweit es sich um die auf Grund einer früheren Verhandlung einzuleitenden Strafverfolgungen handelt, genügt die Bestimmung des Absatzes 3 des § 273 R. St. P. O., welcher lautet: „Kommt es auf die Feststellung eines Vorgangs der Hauptverhandlung, oder des Wortlauts einer Aussage oder einer Aeußerung an, so hat der Vorsitzende die vollständige Niederschreibung und Verlesung anzuordnen. In dem Protokoll ist zu bemerken, daß die Verlesung geschehen und die Genehmigung erfolgt ist, oder welche Einwendungen erhoben sind." Außerdem gibt auch der § 185 des Gerichtsverfassungsgesetzes, demzufolge das Gericht den Thatbestand einer in der Sitzung begangenen strafbaren Handlung festzustellen hat, bei Leistung solcher Zeugnisse eine weitere Handhabe, wenn nöthig, den Grundstein zur späteren Beweissammlung sofort zu legen. Nun komme man nicht damit, daß auch manchesmal falsche Zeugnisse abgelegt werden, ohne daß dies während der Sitzung irgendwie geahnt werde, vielmehr erst später die Beweise zu Tage treten. Mag sein; dann liegt eben ein Fall schwieriger Strafverfolgung vor, wie es deren auch in anderer Richtung viele gibt. Im Allgemeinen aber wird man sagen können: falls nur irgendwie gewandte Richter, Staatsanwälte und Vertheidiger vorhanden sind, werden solche Fälle nur sehr selten vorkommen, das Auffallende der falschen Aussage wird von einem der amtlich Betheiligten beinahe regelmäßig bemerkt und dann die Bestimmung des § 273 St. P. O. zur Anwendung gelangen. Natürlich, eine Unterlassung kann sich immerhin zutragen, aber ebensowenig ist ein Irrthum selbst bei stenographischer Protokollirung ausgeschlossen. Allerdings scheint die Aussage des Professor Graef in der Erpressungsverhandlung nicht niedergeschrieben worden zu sein. Ob dieselbe damals als unwesentlich betrachtet wurde, ob insbesondere man der Ansicht war, auf den Wortlaut derselben komme es nicht an, kann weder der Jurist noch der Laie ohne genaue Einsichtnahme der Acten über jene Sache entscheiden und sich ebenso wenig die Behauptung gestatten, es sei damals irgend eine Unterlassung begangen worden, die später alles andere Uebel hervorgebracht habe. Anzunehmen, bei den Berliner Strafgerichten käme der § 273 nicht zur Anwendung — während dies bei andern Preußischen Gerichten geschieht — dazu berechtigt der Fall Graef gewiß nicht. Es wäre zu unglaublich, und wenn auch nur bei einem Theile der Gerichte

Digitized by Google

eine derartige Unterlassung in Uebung wäre, dann allerdings thäte eine ministerielle Hinweisung auf die Gesetzesbestimmungen Noth, und das wäre ein Erfolg, der dem Auftreten der Presse zu verdanken wäre. Aber wie gesagt, dies dürfte wohl mehr als zweifelhaft sein. Jedenfalls wäre es der einzige Vortheil, den die Veröffentlichung der Verhandlungen durch die Presse gehabt hätte, sonst hat sie nur — und nicht zum wenigsten dem Hauptangeklagten — geschadet.

Wenn auch die anstößigen Einzelnheiten in den Berichten nicht enthalten waren, immerhin wurden dieselben — und das mußte auch, wollte man ein, nur in etwas vollständiges Bild der Verhandlung geben, geschehen — in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet. Die Verhandlung legte das wohl Eingeweihten bekannte, sonst aber das Licht der Oeffentlichkeit scheuende Treiben einzelner Kreise großstädtischer Bevölkerung in einer Weise bloß, daß hierdurch wohl die Besorgniß der Gefährdung der Sittlichkeit berechtigt war, wohlverstanden der allgemeinen Sittlichkeit, die nichts zu schaffen hat mit dem besonderen Standpunkt der Künstler — ob mit Recht oder Unrecht mag unerörtert bleiben — für die Abmessung ihres Echos mit der Presse beanspruchen; denn nur diese allgemeine Sittlichkeit hat der Gesetzgeber bei Abfassung des § 173 des Gerichtsverfassungsgesetzes berücksichtigt. Gerichtsverhandlungen haben nicht die Aufgabe, über das Treiben der Modelle, der kleinen Theatergesellschaft und was damit nach Oben und Unten zusammenhängt, die staunende Mitwelt aufzuklären; am wenigsten jene Verhandlung, bei der es sich um Meineid und schweres Verbrechen gegen die Sittlichkeit handelte, bei der allerdings den zunächst damit Befaßten, den Geschwornen, aber auch nur diesen, ein Bild jenes Treibens entrollt werden mußte. Andere konnten — abgesehen davon, daß es nicht für sie bestimmt war — durch doch immer nicht die volle Verhandlung wiedergebende Berichte nur verwirrt werden, so daß für diese das Beiwerk — wie dies ja auch geschehen ist — die Hauptsache wurde. Und hält man es denn etwa für die Sittlichkeit sehr fördernd, wenn die Namen Derjenigen, die zu den angeklagten Frauen in Beziehung standen, so deutlich und so genau — wohl nur behufs Vermeidung jeder Verwechselung — angegeben worden, daß jeder Dreikäsehoch nun bei passender Gelegenheit mit Fingern auf sie zeigen kann, während man andererseits nicht Tadel genug dafür finden kann, daß der Vorsitzende es für nöthig hielt, grade auch diese Beziehungen oder Verhältnisse, die in der Sache doch einmal eine Rolle spielten, aufzuklären? Wären diese Namen nur vor den an der Verhandlung Betheiligten genannt worden, sie wären, da man annehmen muß, daß Jene ihre Pflicht kannten, mit dem Urtheil verhallt oder doch bald vergessen worden, während sie jetzt in aller Leute Mund sind. Und welchen Vortheil hat der Angeklagte von der Veröffentlichung! Da tadelt man es, daß das ganze innere Leben des Mannes aufgedeckt werde, daß seine geheimsten Gedanken Gegenstand der Erörterung werden; mitleidsvoll hebt man hervor, wie der Angeklagte, als ihm die Deutung, die seinem Verhalten im Verkehre mit dem Modell und dessen Familie gegeben werden konnte, vorgehalten wird, in Verzweifelungsrufe ausbricht. Ja, bedenkt man denn nicht, daß alle diese Qualen vervielfacht werden, wenn der Angeklagte weiß oder auch nur später erfährt, daß alles dies, seine innersten Geheimnisse, nicht nur seinen Richtern, Anklägern und Vertheidigern und der verhältnißmäßig sonst geringen Anzahl von bei der Verhandlung Anwesenden, sondern Hinz und Kunz bekannt geworden ist! Dafür kann den Angeklagten alle gleichzeitige oder spätere Parteinahme nicht entschädigen, und auch dadurch, daß man den Behörden vorwirft, sie seien mehr als nothwendig in das, was aller Welt verschlossen bleiben sollte, eingedrungen, ändert man daran nichts, daß man nun dies angeblich auch im öffentlichen Interesse Unantastbare unnöthigerweise auf die Gasse schleppt. Schließlich die unmittelbar bekannt gewordenen Folgen der Veröffentlichung, daß ein Wirth als Anlockungsmittel die Freigesprochene engagirt, daß ein Buchhändler dem Freigesprochenen mit Veröffentlichung der Verhandlungen droht, sind das etwa sehr sittliche Dinge, und konnte man dergleichen nicht voraussehen? Nein, die Veröffentlichung der Verhandlungen war jedenfalls unangemessen, und den Andersdenkenden dürfte es doch wohl auffallen, daß die größeren nicht hauptstädtischen Blätter sich mit kurzen Andeutungen über den Gang der Verhandlung begnügten. Zudem aber erscheint die Zulassung von Vertretern der Presse, insofern dieselben nicht ausdrücklich dahin sich verpflichten, keine eingehenden Berichte über die Verhandlung zu veröffentlichen, bei Verhandlungen, in denen die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist, nicht in Uebereinstimmung mit den Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes. Nach § 176, Abs. 2 G. V. G. kann der Vorsitzende zu nicht öffentlichen Verhandlungen einzelnen Personen den Zutritt gestatten. Das ist eine Ausnahme von der Bestimmung des § 173 G. V. G. und bezieht sich auf bei der Verhandlung persönlich oder sachlich Interessirte: Angehörige der Angeklagten, Aerzte, Juristen und Aehnliche. Nicht aber kann eine solche Zulassung Einzelner durch den Vorsitzenden in der Ausdehnung verfügt werden, daß hierdurch der Beschluß des Gerichtes auf Ausschließung der Oeffentlichkeit illusorisch gemacht wird. Dies aber ist der Fall, wenn die Zugelassenen die Verhandlung — wenn auch mit Auslassung einzelner Anstößigkeiten — sofort in die Oeffentlichkeit bringen; und öffentlicher kann eine Verhandlung doch nicht werden, als wenn sie ausführlich durch die Presse wiedergegeben wird. Im Allgemeinen aber wird bei Ausschließung der Oeffentlichkeit das ganze Wesen der Verhandlung, nicht aber die eine oder andere voraussichtlich vorkommende Anstößigkeit maßgebend sein, und sicherlich ist das in der Sache gegen Graef und Genossen der Fall gewesen. Vielleicht wird in Beziehung hierauf auch eine ministerielle Instruction geplant.

Die Protokollirung der Zeugenaussagen, die Zulassung Einzelner zu nichtöffentlichen Verhandlungen, das müßten wohl diejenigen Punkte sein, in denen auf dem Boden der bestehenden Gesetzgebung der Fall Graef zu Erörterungen Anlaß gibt. Nun aber sollen auch Aenderungen im Verfahren als nothwendig durch jene Verhandlung sich herausgestellt haben. Was zunächst das Vorverfahren betrifft, so hat man hier und da es getadelt, daß die Briefschaften und sonstige Papiere des Angeklagten haben beschlagnahmt werden können. Aus welchen Gründen weitergehende Bestimmungen als die im § 110 der St. P. O. enthaltenen nothwendig sein sollten, wird nirgendswo gesagt. Denn die Behauptung, es gehe zu weit, bei der Strafverfolgung die Durchsicht der Papiere des Verdächtigen zuzulassen, ist eben noch kein Grund, und würde wohl auch von den Betreffenden kaum gemacht werden, wenn dieselben die Schwierigkeiten bei der Strafverfolgung kennten, oder gar von dem fraglichen Verbrechen selbst betroffen wären. Nebenbei aber klingt es so, als ob eben der Verdacht selbst unbegründet gewesen wäre, und man der Durchsicht der Papiere bedurft hätte, um durch schiefe Auslegung von deren Inhalt eine an sich durchaus unbegründete Klage aufrecht halten zu können. Wäre das selbst richtig — was durchaus nicht zugegeben werden kann — so wäre doch nur ein einzelner Mißbrauch, keineswegs aber ein Fehler des Verfahrens an das Tageslicht gebracht.

Des Weiteren könnte bezüglich des Vorverfahrens noch die Frage erörtert werden, ob nicht etwa dem Beschuldigten gegen die Verfügung, durch welche die Voruntersuchung eröffnet wird, ein weitergehendes Recht zum Einwand, als ihm § 179 St. P. O. gibt, was gegen den Beschluß, durch welchen das Hauptverfahren eröffnet wird, entgegen den jetzigen Bestimmungen des § 209 St. P. O., ein Anfechtungsrecht überhaupt gewährt werden solle. Beide Bestimmungen, insbesondere die erstere, haben bei der Berathung der Justizgesetze Anlaß zur eingehenden Debatte gegeben, indeß würde das nicht hindern, sobald die Aenderung des Strafprocesses berathen wird, auch dieser Frage auf Grund der seit 1879 gemachten Erfahrungen näher zu treten, wenn es auch fraglich erscheint, ob in dieser Beziehung Neues wird vorgebracht werden.

Was man aber über den Gang der Verhandlung selbst vorbringt, erscheint der Beachtung nicht werth. Gewiß ist es, selbst wenn man den Angeklagten für durchaus schuldig hielt, wie der Staatsanwalt sagte, ein jammervolles Gefühl, nun alle die Belastungsmomente gerade gegen diesen Mann

Digitized by Google

zusammentragen zu müssen, und ebenso erklärlich erscheint es, daß dem Vertheidiger, der seinen Clienten gewiß für ganz unschuldig hielt, die Qualen, welche diesem seiner Meinung nach Unschuldigen die neuntägige Verhandlung, die schonungslose Entblößung von dessen innerem Sein bereiteten, den Ausruf, nie mehr freiwillig als Vertheidiger auftreten zu wollen, entlockten. Aber ergreifend, mitleiderregend ist noch manch andere Verhandlung, und für die Frage nach der Gestaltung des Strafverfahrens ist es ziemlich gleichgiltig, ob es Ankläger und Vertheidiger gibt, die Gemüthserregungen mehr als gerade nothwendig zugänglich sind oder doch, wenigstens ihren Aeußerungen nach, erscheinen; daß der Angeklagte in der Hauptverhandlung eingehend vernommen wird, ist nicht als ungerechtfertigt zu bezeichnen.

Man kann sich allerdings ein Verfahren denken, bei welchem es dem Richter geradezu verboten wird, den Angeklagten zu befragen und umgekehrt dem Angeklagten, sich während der Beweisaufnahme irgendwie auszusprechen, denn selbstverständlich kann nicht die eine dieser Bestimmungen ohne die andere bestehen. Aber das dürfte kaum im Interesse des Angeklagten sein. Auch unsere Strafproceßordnung gibt dem Angeklagten das Recht, jede Auslassung auf die Anklage zu verweigern. Darin liegt selbstverständlich die Bestimmung, daß dies Schweigen nicht zum Nachtheile des Angeklagten ausgelegt werden darf. Ob dies aber auch, wenn ein solcher wohl bis jetzt nur selten vorgekommener Fall vor Geschwornen verhandelt wird, einen für den Angeklagten günstigen Eindruck hervorrufen wird, ist mehr als fraglich; und schließlich ist es für den Unschuldigen noch weit weniger als für den Schuldbewußten möglich, gegenüber den vorgebrachten, sei es an sich oder dessen Ansicht nach unrichtigen Beweisen zu schweigen. Wie weit aber der Vorsitzende in der Befragung des Angeklagten gehen soll, das kann gesetzlich nicht festgestellt werden, das muß für den einzelnen Fall dem jedesmaligen Vorsitzenden überlassen bleiben. Das Gesetz ist nicht da, um Schemata für die thatsächlich so außerordentlich verschiedenartigen zur Aburtheilung gelangenden Fälle vorzuschreiben. Und Dasselbe gilt auch bezüglich der übrigen Beweisaufnahme, der Befragung der Zeugen und so weiter. Der Vorsitzende muß wissen, was zur Aufklärung der Sache, zur Belastung und Entlastung des Angeklagten vorzubringen ist. Schließlich ist auch zu berücksichtigen, daß nicht allein der Vorsitzende den Umfang der Beweisaufnahme bestimmt, daß Staatsanwalt, Vertheidiger und auch die Beisitzer ziemlich weitgehende Rechte in dieser Beziehung haben und von beiden Ersteren gemeiniglich auch ein umfassender Gebrauch derselben stattfindet. Daß aber etwa der Vorsitzende in der Verhandlung gegen Graef rücksichtslos verfahren sei, ist aus den in der Presse enthaltenen Veröffentlichungen nicht zu entnehmen: er sowohl, wie das Gericht haben dem Angeklagten in äußerst liberaler Weise Gelegenheit zur Auslassung und zum Vorbringen von zum Theil sehr fragwürdigen Beweismitteln gegeben. Daß und in welcher Weise Zeugen viel zu indiscret befragt worden wären, geht aus den veröffentlichten Verhandlungen auch nicht hervor.

Nach alledem muß man fragen: Warum der Lärm?

Weil die Person des Angeklagten in vielen Kreisen der Hauptstadt, nicht zum wenigsten in denen der Presse, ungemeines Interesse erregte; weil man den Angeklagten von vornherein für unschuldig hielt und daher in allen Maßregeln der Anklagebehörde und des Gerichts zur Klarlegung des Sachverhalts nur ein veratorisches Vorgehen erblickte; weil man dann bald das Beiwerk, da es eben der Quantität nach überwog, für die Hauptsache hielt und nun Fragen in die Debatte zu ziehen sich für berechtigt erachtete, die mit dem Meineid und den andern zur Sprache gelangenden Verbrechen nur zwangsweise zusammengebracht werden konnten, ausschließlich eine nicht öffentliche Gerichtsverhandlung zum geeigneten Anlaß nahm, um die verschiedenartigsten Anschauungen über Das, was allgemein und was in der Kunst sittlich sein soll, zur Entwickelung zu bringen. Ob die Voraussetzungen für alle diese Betrachtungen richtige waren, mag dahingestellt bleiben, ebenso, ob diese selbst zweckmäßige und richtige gewesen sind. Das aber muß gesagt werden, wenn auch unser Strafgerichtsverfahren reformbedürftig ist, diese Verhandlungen haben weder Fehler des Verfahrens, noch Mißgriffe der Behörden bloßgelegt. Die Freisprechung des Angeklagten mag vielleicht nicht mit Unrecht erfolgt sein, in ihm aber ein Opfer der Justiz sehen zu wollen, dazu gehört eben ein Grad von Voreingenommenheit, Mangel der ruhigen sachlichen Prüfung, wie solche außerhalb der durch jene Berichte beeinflußten Hauptstadt wohl bei Wenigen, die der Sache näher treten, wird gefunden werden. Vor Allem aber möge man nicht glauben, diese Sache als Schild bei dem wohl demnächst wiederkehrendem Angriffe auf die Schwurgerichte benutzen zu können; will man dem entgegentreten, so muß man die Waffen aus einem andern Arsenale holen und dafür Sorge tragen, daß dem Vorbringen nicht von vornherein der Stempel einseitiger Voreingenommenheit aufgeprägt ist.

Literatur und Kunst.

Ein Brief Herder's.

Mitgetheilt von Ludwig Geiger.

R. Haym's mühevolles Werk: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken" ist kürzlich vollendet worden. Wir wünschen dem vortrefflichen Buche, das nun mit dem zweiten Bande zum Abschluß gebracht worden ist — der erste Band war 1880 erschienen — viele Leser und Käufer, obwohl wir uns nicht verhehlen dürfen, daß ein ernster Entschluß dazu gehört, 1400 große enggedruckte Seiten zu lesen und 35 Mark für die Biographie eines Schriftstellers auszugeben.

Ein solches Werk kann der Natur der Sache nach nicht abschließend sein. Das Haym'sche um so weniger, als die große Herderausgabe, die Bernhard Suphan mit rastloser Energie, rühmlichem Fleiß und außerordentlicher Geschicklichkeit veröffentlicht, erst etwa zur Hälfte gediehen ist und vieles Wichtige und Neue, das diese Sammlung darbieten wird, der Biographie nicht mehr zu Gute kommen kann. Aber auch andere Quellen außer dem reichen, von Haym und Suphan ausgebeuteten Herder-Archiv bieten Belehrungen dar. Aus solchen Quellen habe ich vor einiger Zeit ein paar nicht unwichtige Briefe Herder's abdrucken können. Heute kann ich aus der reichen Sammlung des Herrn C. Meinert in Dessau, dessen Schätze der „Gegenwart" schon manchen kostbaren Beitrag geliefert haben, mit gütiger Erlaubniß des Besitzers einen ausführlichen Brief mittheilen, der nicht blos seines Schreibers, sondern wesentlich seines Inhaltes wegen von hervorragendem Interesse ist.

Der Brief lautet folgendermaßen:

Ew. Excellenz

verzeihen gnädig, daß ich nach einem so langen unverantwortlichen Stillschweigen, Ihnen mit einem großen Brief aufwarte, mein Andenken wenigstens durch die Masse und Größe des Formats einigermaßen zu erneuern. Mit welcher Liebe und Freude ich Euer Excellenz herzvollen Brief empfing, mag ich nicht sagen: ich wollte immer antworten, insonderheit da Euer Excellenz Deutschland verließen, Ihnen noch ein Glückswort auf die Reise mitgeben; mein Herz hats noch immer gethan, aber nicht die Feder. Desto mehr habe ich Antheil an allen guten Nachrichten von Euer Excellenz genommen, gebe der Himmel, daß Ihnen alles so glücklich gehe und gerathe, als Ihnen meine ganze Seele wünschet.

Mit dieser Preisschrift vor E. E. zu erscheinen, lockt mich theils der Inhalt, theils daß es doch ein gekröntes Wesen der Berliner Akademie ist und also jetzt oder sofern näher einem Königl. Preußischen Gesandten dargebracht werden darf. Aber im Ernst! ich habe in so manchen Punkten meine innere Herzens-Meinung ausgeschüttet, die E. E. zum Theil aus mündlicher Unterredung kennen, daß ich gern von Ihnen gelesen werden möchte und in manchen Dingen mir beinah über den Beifall Euer Excellenz schmeichle. Indeß aber was hilft alles Sagen, wenn nichts gethan wird? In Deutschland wird die Schrift hie und

Digitized by Google

da und zum Theil an Oertern, wo ich es wünsche, sehr gelobt und ich bins beinah gewiß, daß mans überall bei dem Lobe läßt und glaubt, nun sei es gut, wenns nur gesagt sei. Hätte die Schrift die Ehre, Euer Excellenz Beifall zu erhalten, wollten Sie, könnten Sie sie nicht in der Kaiserin Hand bringen? Verständlich, glaube ich, ist sie gnug: der Preis der Akademie empfiehlt sie doch auch schon: in groß 4° gedruckt ist sie doch auch und mich dünkt, hie und da ist doch etwas mit einiger Wärme gesagt, das den Regenten zu sehen nichts schaden könnte. Ich weiß, Euer Excellenz sprechen mich von der Eitelkeit frei, in Ansehung dieses ganzen Sujets, da ich Ihnen persönlich bekannt zu seyn die Ehre habe; bei einiger Wärme für gewisse Ideen und noch mehr bei einiger näherer Kenntniß der Welt in mancherlei Ständen thuts doch gewiß empfindlich weh, auch in Deutschland, unsere Literatur von allem, was Thron und Fürstenstul heißt, so abgesondert zu sehen, wie auch die neuere Schrift Ihres Monarchen beweiset. Da doch nur auf einen Wink der Regenten, auf ein Nicken des Haupts, daß sie so etwas kennen, wissen, billigen, nachher das Urtheil einer so großen Menge ankommt: so dünkt mich, der handele doch schön, der ihnen hie und da die Vorurtheile benimmt, ihnen über gewisse Sachen die Augen öffnet u. s. w. Ich kenne Euer Excellenz Denkart zu sehr, als daß ich dies nicht alles frei schreiben dürfte. Wer kann sich einer guten Sache, vor wem es auch sei, mit mehrerer Wärme annehmen, als der Minister, an den ich schreibe. Verzeihen Euer Excellenz diese ganze Rabotage. — —

Mit uns stehts hier noch sehr auf dem Alten. Sittsamer werden wir hie und da; aber lahm sind wir noch alle an Kopf und Händen. Man zischelt sich seit einigen Tagen eine gute Hoffnung der Herzogin in die Ohren; gebe der Himmel, daß es eine wahre gute Hoffnung sei, die endlich unsern Wunsch erfülle. Die treffliche Herzogin, die gegen Euer Excellenz auch noch dieselbe Gesinnungen hegt, verdients wahrhaftig. Der Statthalter und der Prinz August sind auch noch ganz desselben Herzens, wenn sie von Graf Görz reden.

Ungemein hats mich gefreuet, daß Euer Excellenz den alten Hamann in seiner Hütte besucht haben. Er hat mir viel davon geschrieben und ich möchte was drum geben, als Maus dabey gewesen zu seyn und seine Verlegenheit gesehen zu haben. Er ist mein ältester bester Freund und eine verkannte, verborgene Goldgrube von Kenntnissen, Wissenschaft, Tugend und Weisheit, die aber leider nicht für unsere Zeit ist.

Was sagen Euer Excellenz zu der Mosers, der Fürstenberge, la Roche u. s. Schicksalen? Es geht überall stark auf wirksame gute Männer und wie es in Einem Fall geheißen hat, des Gewissens halber.

Wie wünschte ich, von Euer Excellenz nur einige Zeilen zu sehen, wie es in Ihren berühmten Gegenden mit Anstalten für die Literatur, Erziehung, Künste, Menschheit stehet. Da ich einige Zeit, die besten Jahre meines Lebens, im Gipfel Rußlands, zu Riga gelebt habe: so nehme ich noch einigen Antheil, als den der bloßen Neugierde. Damals war alles noch bloße Hoffnung. Ich weiß nicht, ob ich Ursach habe, aber ich beklage Euer Excellenz doch oft in meinem Herzen über die große Entfernung, insonderheit von der Frau Gräfin. Im Grunde giebt es doch eine Einsamkeit, und ein isolirtes Wesen, das Jahre hin wehe thut; indessen, es wird noch gewiß Euer Excellenz, wie alle vorige Lagen, mit guten unvorausssehbaren Folgen lohnen.

Verzeihen E. E. daß mein Brief beinahe eine mündliche zutrauensvolle Unterredung geworden ist. Ich weiß, E. E. sind unverrückt in den Gesinnungen, die Sie mir hier so wahrhaft erwiesen und ich verharre in eben denselben Zeitlebens mit inniger Liebe und Hochachtung

Euer Excellenz

Weimar den 25 Jan. 81 unterthäniger

Herder.

Der Adressat dieses Briefes ist der Graf Jos. Eustach. Görtz (1737—1821) der 1755 in den weimarischen Staatsdienst gerufen, 1762 mit der Erziehung des Erbprinzen Karl August und später mit der des Prinzen Constantin betraut, 1776 zum Oberhofmeister der jungen Herzogin ernannt wurde, aber schon im folgenden Jahre aus weimarischen Diensten schied und in preußische überging. Er war nicht ungern von Weimar weggegangen, nicht blos weil er Goethe's Einfluß widerwillig ertrug, sondern besonders, weil er sich nach einer größern Thätigkeit und einem mächtigern Staate sehnte. Diese Thätigkeit wurde ihm nun in vollem Maße zu Theil. Nachdem er preußischer Bevollmächtigter bei den Verhandlungen über die bairische Erbfolge gewesen war (1778) wurde er zum preußischen Staatsminister ernannt und als Gesandter nach Petersburg geschickt. In dieser Stellung, in der er sechs Jahre verblieb, und in welcher er, nach dem Zeugniß eines seiner Collegen sich „ernst und doch voll Feuer zeigte, durch seine hohe literarische Bildung, seinen Freimuth und seine Lebhaftigkeit sich allgemeine Achtung und Liebe erwarb", empfing er den eben abgedruckten Brief Herder's.

Ueber Herder's Beziehungen zu Görtz handelt Haym ganz kurz, Band II., S. 26. Unsern Brief kennt er nicht, wohl aber erwähnt er zwei ungedruckte Briefe Herder's an Hartknoch, vom 25. Jan. und 1. März 1781, aus denen er entnimmt, welche Schrift Herder an Görtz schickt und zwei gleichfalls ungedruckte des Grafen an Herder vom 10. Mai 1778 und 5. Nov. 1782 von denen der erstere der ist, auf welchen Herder am Anfang unseres Schreibens anspielt, der letztere wohl die Antwort auf unsern Brief ist.

Die von Herder übersandte Schrift führt den Titel: „Von dem Einflusse der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung". Die Frage war von der Berliner Academie am 4. Juni 1778 gestellt worden; die Arbeiten mußten am 1. Jan 1780 eingeliefert werden, — am 1. Juni 1780 wurde Herder der Preis zuerkannt; gegen Ende des Jahres erfolgte die Veröffentlichung der Schrift unter französischem Titel.

Sie war in gewisser Weise die Fortführung einer früher für Kaiserin Katharina geplanten Schrift, einzelne Gedanken kehren in dieser wieder (vgl. Haym I., S 334 ff., II., S. 117, A. 2). Der Verfasser betrachtet darin die verschiedenen Perioden der Weltgeschichte: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit; er constatirt, daß der Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften durch Erlaubniß, Gelegenheit, Erziehung, Vorbilder, Uebung, Belohnungen erfolgt sei. In seinen Betrachtungen und Vorschlägen wird er durch praktischen Geist und Reformeifer geleitet. Er ist zur Abfassung dieser Schrift angetrieben worden, „um nach mancherlei Nachforschungen und Erfahrungen zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unseren Staaten etwas Nützliches zu sagen". Im Einzelnen verlangt er Sittenpolizei, Unterdrückung der zügellosen Frechheit der Gedanken, Aufhelfen der Wirkungen der guten Literatur an und für sich selbst, bessere Einrichtung der Examina, Reform der Universitäten, gegen deren damaligen Zustand er ein stark ausgesprochenes Vorurtheil hat. Mit den Akademieen dagegen ist er im Ganzen zufrieden; er wünscht nur noch eine große patriotische Akademie, die „ein Olympia versammelter Griechen in Deutschland sein solle" und welche, wie er an einer andern Stelle darlegte, „nicht blos Preise aussetzen, sondern überhaupt vorzügliche, der Beförderung des nationalen Bewußtseins und der nationalen Wohlfahrt dienende Werke öffentlich hervorheben und belohnen solle".

Sonst ist zur Erklärung des Herder'schen Briefes nicht viel zu bemerken. Wenn Herder schreibt: „Sittsamer werden wir hie und da", so bezieht sich dies darauf, daß das tolle Treiben, das außerhalb Weimars berüchtigter war als es verdiente und das ja auch im Grafen Görtz einen ernsten Tadler gefunden hatte, im Abnehmen begriffen war. Die Nachricht von der „guten Hoffnung" der Herzogin täuschte; der lang erwartete Erbprinz wurde erst am 3. Febr. 1783 geboren. Der „Statthalter" ist der musenfreundliche Dalberg, „Prinz August" von Gotha der große Gönner Herder's, der sich aufs Lebhafteste für literarische Dinge interessirte und mit den Weimaranern in engster Beziehung stand. Hamannn „der Magus im Norden", Herder's engverbundener Freund, lebte damals in Königsberg und wurde von dem Grafen Görtz auf dessen Reise nach Petersburg besucht. Herder hatte von diesem Besuche durch Briefe Hamann's Kunde, vgl. Hamann's Schriften VI., S. 97. 99. — Franz Friedr. Wilh. Freih. v. Fürstenberg (1728—1810), Minister im Hochstift Münster, kühner, rücksichtsloser Reformer, verlangte und erhielt seine Entlassung (16. Sept. 1780), als der Erzherzog Maximilian Franz zum Coadjutor gewählt wird. Gr. Mich. Frank von La Roche (c. 1725—1788), geh. Staatsrath und Regierungskanzler von Trier wurde 1780 von Wien aus gestürzt, wo er sich durch seine freisinnigen Handlungen und Schriften mißliebig gemacht hatte. F. C. v. Moser (1723—1798), der unerschrockene, politische Schriftsteller, für Aufklärung und Volks-

Digitized by Google

wohl unermüdlich thätig, hessischer Minister und Kanzler, mußte, freilich mehr wegen persönlicher als wegen politisch-religiöser Differenzen mit dem Herrscher, 1780 seinen Posten verlassen. Die Erwähnung dieser drei Männer beweist Herder's lebhafte Antheilnahme an den politischen Ereignissen jener Zeit und bezeugt zugleich die freisinnige Auffassung, welche Graf Görtz denselben schenkte.

Zur Feuerbestattung eines deutschen Schauspielers.

Von E. Marr.

Es war in Gotha, am 31. August, wo die Leiche Anton Hiltl's in verborgener Stille der Feuerbestattung anheim gegeben wurde. In unserer auf Provocationen fußenden Gegenwart, die keine öffentliche Persönlichkeit von Renommée ohne journalistische Heiligsprechung zu Grabe tragen läßt, ward einem so geistreichen Schauspieler, einem Regisseur von so seltener Intelligenz und seinem Kunstverständniß, einem so förderlichen Lehrer für den jugendlichen Nachwuchs, einer so uneigennützigen Bühnenautorität, die 25 Jahre dem Braunschweiger Hoftheater auf das pflichttreueste ihre Dienste widmete, ein sang- und klangloses Begräbniß. Wer nicht mit dem Strom seiner Zeit schwimmt, muß darauf gefaßt sein, von der Allgemeinheit unverstanden hinweggespült zu werden. Das Loos Anton Hiltl's! Abhold jedem Parteigetriebe, jedem Cliquenwesen stand er, inmitten der selbstsüchtigen, pietätslosen Theaterwelt, vereinsamt da, als ob er seinem Ideal, Heinrich Marr, nacheifern wolle, den er zu seinem einzig maßgebenden Vorbild erhoben hatte. Ein seltenes Verhältniß, von Anfang bis zu Ende. Die Bekanntschaft Beider datirt von Ausgangs der fünfziger Jahre. Anton Hiltl, der bereits in Coburg und Breslau engagirt gewesen war, gastirte am Hamburger Thaliatheater, um sich unter Marr's Leitung noch gründlicher zu schulen. Die kühle Aufnahme, welche ihm vom Publicum zu theil wurde, machten so qualvolle Zweifel an seiner Befähigung in ihm aufsteigen, daß er absolut der Bühne entsagen wollte! Diese Zweifel nun waren es, welche Marr zu einem erhellenden Aufschluß über das künstlerisch-edle und auch bewußtvolle Wesen Hiltl's gelangen ließen, da dessen nervöse Exaltation ein so kritisch-schneidiges Verständniß, einen so hohen Ernst für das Ganze der Sache offenbarte, daß er ungewöhnlich gefesselt, den so geistreich Verzweifelnden sich zu eigen machte. „Ein Bursche, wie Sie", rief er, „der Fahne untreu werden? Die Ueberlieferungen unserer Schauspielkunst fortzupflanzen, dazu sind Sie wie geschaffen. Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß ich bestimmend in Ihr Leben eingreife." Ungesäumt wurde nun sein Protectionskind nach Stettin geschickt. Damals stand Julius Hein, der spätere Director des Königlichen Schauspiels in Berlin, noch an der Spitze des Theaters. Seine Stettiner Theaterepoche machte eine Bildungsschule für alle strebsamen Talente aus. Dazu hatte Marr ihn gleichsam abgerichtet, mit Hinblick auf den Mangel einer systematischen Dressur des Schauspielerstandes. Es war Thatsache, daß er Hein jedes Jahr mit jungen Leuten von Bildung versorgte. Mit welcher Klarheit der Einsicht Anton Hiltl schon in seiner Jugend darüber zu urtheilen vermochte, das sollen folgende Zeilen bestätigen.

„Sie haben Recht gesagt, verehrter Herr Marr! Hein ist ein Mensch, der der Kunst rein und uneigennützig gegenüber steht. Er müht und plagt sich mit uns ab, ohne einen Pfennig dafür bezahlt zu nehmen. Wir Alle sind ihm zu Dank verpflichtet. Mein Urtheil lautet: Der Schwerpunkt seiner Begabung ist das Arrangement, die Kraft, Massen geschickt zu verwenden, Aufzüge herzustellen, durch Gruppen zu wirken, aber auch den geistigen Theil weiß er zu bewältigen. Unbedingt seiner Leitung zu folgen, ist — gefährlich. Er neigt in seiner Manier zum Sing-Sang, zur Schönsprecherei. Er liebt viel Pathos. Die stylvolle Einfachheit Heinrich Marr's fehlt ihm gänzlich. Trotz seiner Neigung zur Manierirtheit, weiß er aber doch sprechen zu lehren, hält auf eine geistige Durcharbeitung der Rolle und auf Tempo!"

Wie Marr das Herz aufging über dies Erfassen der schauspielerischen Totalität! So lebhaft er auch das Darstellungstalent seines Schützlings überwachte, die Regiebefähigung desselben schlug er höher an, „denn", so schrieb er,

„das, was man in der „alten Schule" unter Regieführung versteht, ist für die moderne Generation eine terra incognita. Nicht jeder gescheidte Schauspieler taugt zum Regisseur. Regieführen ist eben ein specielles Talent, das angeboren sein muß. Erfahrung und Studium kann es läutern und bilden, aber nicht machen. Nicht Alle, die wissen, können lehren. Wie Diogenes nach Menschen suchte, so suche ich nach Regietalenten. Läßt man diese bei der überhandnehmenden Veräußerlichung unseres Theaterwesens unbeachtet im Schlendrian verkommen, dann wird der Costümier, der Theaterschneider, der Obermaschinenmeister in den Vordergrund treten und die Parole lauten: „Anarchie". Die Eitelkeit und Unbildung der Schauspieler ist darnach angethan, daß sie von dieser den ausgedehntesten Gebrauch machen wird; Sie sind dazu berufen, ein Institut im höheren Sinne zu leiten. Daraufhin wollen wir hauptsächlich unser Augenmerk richten."

Als Hiltl Stettin verließ, kam er nach Braunschweig, freilich nicht in der Absicht, 25 Jahre dort zu bleiben. Für den Reichthum seiner Begabung war die geistige Armuth des dortigen Kunstterrains mehr ein Hemmschuh! Wie aber unsere körperliche Organisation oft leider unserem idealen Streben seine Directive gibt, so wollte es der Unstern Hiltl's, daß er von einer Migräne heimgesucht war, die im Verlauf der Jahre eine hochgradige Nervosität zum Durchbruch kommen ließ, welche alle stolzen Pläne, die entworfen wurden, zu Schanden machte. Da half kein Bitten, kein Schelten, kein vernünftiges Zureden. Als Marr mit Laube, dem damaligen Director des Leipziger Theaters, bereits Alles für ein Engagement Hiltl's vorbereitet hatte, schrieb dieser außer sich:

„Schlagen Sie mich todt, ich kann nicht fort aus Braunschweigs geistiger Oede. Mein Verstand will es, meine Nerven schreien: verkrieche, verstecke Dich! Ich bin feige, ja, ich sage das ganz ehrlich, ich kann nicht kämpfen. Gehöre ich einem Institut an, habe ich Boden gefunden, Wurzel geschlagen, finde ich in der leitenden Persönlichkeit Verständniß, dann gibt's wieder Keinen, der so unbedingt vorangeht und wagt wie ich; freilich unter Herzkrampf, aber ich gehe auf den Feind los! Die Schmähungen, welche ich hier jahrelang erfahren, die sich stets erneuernden Gemeinheiten gegen mich, die das Werk einer von .... gegen mich organisirten Clique sind, der gegenüber ich machtlos bin, haben mich krank und muthlos gemacht. Sie wissen ja, ich habe keine persönlichen Lanzenbrecher, besuche keine Tabagien und kann den verdammten Rücken nicht krümmen zum Katzbuckeln und Speichellecken vor einer feilen Presse. Ach, liebster Meister, warum ließen Sie mich nicht auf der breiten Heerstraße jämmerlicher Alltäglichkeit mein Stückchen Brod verdienen!"

Wie bangte jetzt Marr um seinen Anton! Kampfesmuthig aber, wie er selbst war, meinte er ihn nach und nach erstarken zu machen. Alljährlich besuchte er ihn in Braunschweig, um sich von seinen Fortschritten persönlich zu überzeugen. Ein prägnantes Charakterisirungstalent, geistreich und doch natürlich und lebenswahr, alles Das Grund genug für Marr, immer wieder aufs Neue Anknüpfungspunkte für einen fruchtbringenderen Wirkungskreis zu suchen. Als er auf den Gedanken kam, ein Engagement in Berlin anzubahnen, der Heimath Hiltl's, dessen Bruder Georg, ein talentirter Schriftsteller, am Hoftheater fixirt war, trafen folgende Zeilen an Marr ein: „Mein lieber, bester Meister! Nachdem ich diese wenigen Zeilen Hülsen's gelesen, wußte ich, daß Sie die Veranlassung dazu waren. Der Gedanke, in Berlin zu gastiren — entsetzlich! Dieser Sturm zweifelvoller Aengste in meinem Innern! Lassen Sie mich in meinem Winkel hier verkommen! Was nutzt so ein Talent, das in der Stunde der Entscheidung versagt, wie ein schlecht gebautes Jagdgewehr; der Schuß bleibt stecken."

Ob Marr trotz aller Niederlagen, die ihm durch seinen Schützling bereitet wurden, aufhörte, für ihn zu planen? Nein, dazu achtete er dessen gediegene Fähigkeiten und ehrliche Kunstweise zu unbedingt! Im Jahre 1871, als er schon anfing, auf den Todescandidaten sich vorzubereiten, nahm er den letzten Protectionsanlauf! Dingelstedt war Director

Digitized by Google

des Burgtheaters geworden. Marr stand zwar schlecht mit ihm, wußte aber, daß dieser gerne die Gelegenheit ergreifen würde, sich mit ihm auszusöhnen. Und so geschah es. Am 12. Mai 1871 konnte Marr an Hiltl schreiben: „Heute Morgen wirst Du von Dingelstedt einen Gastspielantrag auf Engagement erhalten. Meine Uhr ist bald abgelaufen. Habe ich es noch erlebt, daß ich Dich Deiner würdig gestellt sehe, dann will ich leichter mein Bündel schnüren. Junge, Junge, werde Mann. Wüßte ich nicht, daß Du auf diesem größten Kampfplatz ebenso sicher bestehen könntest, wie der Beste unserer Bühnen-„Recken", ich sagte: Anton steck' den Degen ein." Die Antwort hierauf?

„Wie soll, wie kann ich Ihnen für all' Ihre Liebe und Sorge danken! Nicht der beste Vater kann mehr thun für den Sohn als Sie für mich! Niemand, Niemand, meine nächsten Verwandten mit eingeschlossen, stehen meinem Herzen so nahe wie Sie. Ihnen gehöre ich voll und ganz. Aber Wien? — Das Burgtheater, der gefährlichste Boden, den ein Schauspieler betreten kann? Bedenken Sie meine unseligen Nerven, bedenken Sie die so sehr rücksichtslose Kritik Wiens, Laube an der Spitze, der Alles zerfetzt, vernichtet, in den Koth zerrt, das nicht aus seiner Schule hervorgegangen, das nicht von ihm erfunden worden ist. Fort muß ich, will ich, denn wo ist der feine Ton unserer Hofbühne geblieben? Die Garderobe ist in eine Restauration verwandelt, die Vorbereitung zu künstlerischen Gestaltungen besteht in dem reichlichen Genuß von Grog und Bier, dann kommt der Humor, der sich bei solchem Volk nur durch Gebrüll und Zote kundgibt. Pfui, fort will ich — aber — Wien? — hochverehrter Meister, Ihr Schüler ruft, nach Wien, das ist mein Tod!"

Recht krank lag er, der sorgende Alte, indem er diese Jeremiade las! Der grollende Unwille indeß, der ihn jäh erfaßte, machte es ihm möglich, folgende Antwort niederkritzeln zu können: „Das ist mein Tod! und wenn auch, was liegt daran. Es wäre jedenfalls ein ehrenvoller Tod auf dem Schlachtfelde. Kämpfen, so lange man athmet, das ist ritterlich. Aber feige dem ehrenvollen Kampf ausweichen, aus Furcht vor dem Tode, das wäre eine Erbärmlichkeit, die alle Berechtigung auf die Künstlerkrone für immer verloren macht. Mehr kann ich heute nicht schreiben, denn ich bin hundeelend. Was hätte ich Dir überhaupt auf das Burgtheater noch zu bieten?"

Was?

Seine eigene weitgesehene Stellung! Mit Riesenschritten griff die Krankheit des Altmeisters um sich. Anton Hiltl mußte an seinem Schmerzenslager erscheinen. Die letzten künstlerischen Mahnrufe in Empfang nehmend, vernahm er zugleich, daß er zum artistischen Nachfolger Marr's am Hamburger Thalia-Theater bestimmt war, zum Erben der kostbaren Garderobe seines Meisters! Welch ein Anblick! Da lagen um den Sterbenden die bunten Costüme, der Flitterkram seiner undankbaren Kunst. Noch einmal blitzte enthusiastische Begeisterung in ihm auf. Sein Liebling mußte einen Rock nach dem andern anprobiren: über jede Rolle, für die die Anzüge gemacht waren, docirte er; wie jede von ihm gespielt worden war und dereinst von seinen Erben gespielt werden könne, das brachte er mit leiser Stimme zu Gehör. Ich weiß, Du wirst in meinem Geist und Sinn für das höhere Wesen unserer Kunst weiter fortarbeiten, schloß er, die Hände unwillkürlich ineinanderfaltend! . . . Das that Anton Hiltl bis zum letzten Lebenshauche! Zwar nicht am Hamburger Thalia-Theater. Wie hätte seine krankhafte Organisation das zu Wege gebracht? Durch eine plötzliche Wendung der Dinge wurde General v. Rudolphi, der gegenwärtige Intendant, zum Chef des Braunschweiger Hoftheaters ernannt. Ein unterrichteter Mann, eine stramme Soldatennatur, dem es zunächst darum zu thun war, das angefaulte Institut gesunden zu machen. Keinen würdigeren Beirath gab es für ihn, als Anton Hiltl. Zum Regisseur erhoben, später dann zum Ober-Regisseur, hat er zu Allem, was der Braunschweiger Bühne ein Relief von künstlerischer Bedeutung verlieh, was planvoll einheitlich in die Erscheinung trat, den Impuls gegeben. Selbstlos und ohne Vorwurf stand er dem Institut gegenüber. Am 16. September, dem Todestage Heinrich Marr's, wäre sein Jubiläum gewesen. Hat er auf eine Feier desselben Anspruch erhoben? Das gerade Gegentheil! Um die geläuterte Selbsterkenntniß seiner edlen schauspielerischen Persönlichkeit vollständig zu charakterisiren, dienen folgende Zeilen, die ich im Monat Mai erhielt:

„Sie schlagen das Thema meines sogenannten Jubiläums an. Ich bitte Sie innig und warm, entwerfen Sie für dasselbe keinen Plan. Ich habe immer in der Ecke im Schatten gestanden, lassen Sie mich auch nicht einen Augenblick in die Mitte, in ein helleres Licht treten. Mein Wirkungskreis war klein und schließt ganz die Berechtigung aus, von der Gesammtheit gefeiert zu werden. Ein Heraustreten aus meiner bescheidenen Zurückgezogenheit wäre eine Inconsequenz meines ganzen Lebens, das mein krankes Hirn mir nun einmal gezimmert hat, wie es ist! Jede Klage wäre ein Unrecht, denn mir war's ja so geboten, wie's nur einem Menschen geboten werden konnte. Der unvergeßliche Meister hatte mir die Wege geebnet, es galt nur, sie mit Anstand und ohne Schwanken zu beschreiten. Ich konnte es nicht; ich habe keine Eigenschaften, die sich für das volle moderne Leben eignen. Nichts soll geschehen! Kein Kranz, kein Geschenk, keine Gratulation! Alles habe ich mir bereits schon hier verbeten. Ist der Tag vorüber, dann mag der Schriftführer, weil er behauptet, es thun zu müssen, die Anzeige des Tages der Genossenschafts-Zeitung übergeben. Mein Gehirn ist nur von einem Gedanken erfüllt: fort aus dem unkünstlerischen, persönlich-gemeinen Theaterleben!"

Sein heißes Wünschen ging bald in Erfüllung! In München, wie alljährlich, bei mir zum Besuch vorsprechend, steigerte sich sein nervöses Kopfleiden bis zur Bewußtlosigkeit. Von seiner treuen Lebensgefährtin mit inniger Hingebung gepflegt, umfing ihn nach wenigen Monaten der Arm des Todes. Laut seiner Bestimmung führte die Gattin seine Leiche nach Gotha über. Er wollte im Nu von der Erde verschwinden!

Welche einsame, erschütternd-triste Bestattung! Nur zwei tief ergriffene Mannsgestalten standen voller Trauer an seiner Bahre. Zwei wahrhaftige, wirklich ehrliche Freunde! Zwei Künstler, die ihm ähnlich waren, an Streben nach den höchsten, idealen Zielen! Welche geisterhafte Stille! Nichts weiter hörbar als der bange Herzschlag der zwei Leidtragenden! Da fällt unser Blick auf eine priesterliche Gestalt. Wir hören eine allgemein gehaltene Leichenrede — die Flamme steigt empor — der irdische Leib verbrennt — wird Asche. — Was aber dessen geistiges Theil ausmachte, das lebt ein ewiges Leben.

Die Antwerpener Weltausstellung.

Von Alfred Lichtwark.

(Schluß.)

Belgien theilt mit Frankreich die Ehren der Ausstellung. Das Areal der beiden Nationen ist fast gleich. Aber in der belgischen Abtheilung mußte die Vertretung der gesammten Industrie des Landes untergebracht werden und obendrein noch für die Ausstellung des Cultusministeriums Platz bleiben. So kam es, daß die Franzosen auch ihre belgischen Nachbarn an Geschlossenheit des Auftretens ausstachen.

An Geschicklichkeit im Arrangement standen die Belgier in manchen Partien ebenfalls zurück. Sie häuften zu sehr und geriethen deshalb leicht in die Unruhe. Besonders unvortheilhaft war die Behandlung der Raumpartien an den Wänden oberhalb der Ausstellungsfläche. Während die Franzosen mit allen Mitteln dahin gearbeitet hatten, hier einen ganz ruhigen Abschluß zu erzielen, während sie, soviel wie irgend anging, geschlossene Wände aufführten, um die störenden Durchblicke zu vermeiden, war bei den Belgiern die Höhe zu bunt und zerstreuend. Namentlich hatte man zu viel Fahnen angebracht, ein Decorationsmotiv, mit dem die Franzosen äußerst sparsam umgegangen sind. Wenn sie anders als verwirrend wirken sollen, dürfen die Fahnen bei solchen Gelegenheiten nur gruppenweise angebracht in Trophäenform auftreten, in großen Massen einzeln umherhangend sind sie dem Blick überall im Wege und hindern überdies die Orientirung. Es

Digitized by Google

kann nicht scharf genug betont werden, daß in großen Ausstellungsräumen die oberen Abschlüsse die Stelle des ruhig einschließenden Rahmens vertreten. Das haben die Franzosen allein völlig begriffen.

Belgische Architekten und Ingenieure haben den Plan der Ausstellung entworfen, deren Terrain die Stadt Antwerpen hergab. Daß dies in einer Festung nicht leicht reichlich bemessen sein konnte, war vorauszusehen. Ein zweites Paris giebt es eben nicht. Aber es ist die Frage, ob das unregelmäßige Dreieck, dessen eine Spitze die große Avenue du Sud schneidet, nicht zu einer glücklicheren Disposition den Raum geliefert hätte.

Für die Anlage einer großen Ausstellung ist die allererste Bedingung, daß dem Publicum die Möglichkeit abgeschnitten wird, sich zu verirren. Der Grundriß muß von so voraussetzungsloser Klarheit sein, daß er sich in seiner Massenvertheilung selbst dem blödesten Auge aufzwingt. Glänzend war diese Aufgabe in der radialen Theilung der Pariser Ausstellung von 1867 gelöst, vorzüglich auch in der Antwerpener internationalen Kunstausstellung, die als Unternehmen für sich von der Industrieausstellung abgesondert untergebracht war. Diese selbst hatte jedoch den unklarsten Grundriß, den man sich vorstellen kann.

Wie man dazu gekommen ist, ihn gut zu heißen, liegt auf der Hand. Man wollte auf der mächtigen Avenue du Sud, die eine lange Perspective erlaubt, eine colossale Fassade orientiren. An diese mußte sich nothwendiger Weise die Hauptachse anschließen. Somit mußte aber der Fassadenbau nahe an die eine Spitze des dreieckigen Grundstückes gerückt werden, das mit seiner Hauptmasse neben der Linie der Avenue liegt. Daraus ergaben sich zwei völlig ungleiche Theile neben der Mittelachse. Das wäre noch zu bewältigen gewesen, wenn nicht Umstände hinzugekommen wären, die auf beiden Seiten eine regelmäßige Gestaltung des Grundrisses verhindert hätten. Links von der großen Fassade wächst die Ausstellung in einen Winkel hinein, rechts war man gezwungen, die Querachse zu knicken, weil von der Rückseite her allerlei nicht verfügbare Grundstücke in den Ausstellungsraum einschnitten.

Das Resultat war ein Labyrinth, dessen Räthsel dem Massenbesucher um so tiefer verborgen lag, als bis in den Juli hinein der Haupteingang verschlossen war, weil noch an der Fassade gebaut wurde. Man trat also zur Seite ein und mußte erst mehrere Ausstellungsräume passiren, ehe man in den großen überhöhten mittleren Gang gerieth. Dabei hatten, wie man deutlich beobachten konnte, neunundneunzig unter hundert der Besucher bereits die Richtung verloren. Selbst wenn man den Grundriß im Kopf hatte, konnte es einem alle Augenblicke passiren, daß man nach Landmarken zur Orientirung ausschauen mußte.

Mir war der Eintritt während der glühenden Sommerhitze stets unbehaglich. Wenn ein Unglück geschehen sollte, was dann? Das Gerüst der Hallen war wohl aus Eisen, aber wie viel Holz steckte in den Zwischenwänden, in den künstlichen Aufbauten; wie viel lose leichte Stoffe waren zur Decoration, zur Abdeckung des Oberlichts aufgewandt, welch ungeheure Massen des entzündbarsten Materials lagen zusammengehäuft! Zweimal war, wie mir die Angestellten erzählten, während meiner kurzen Anwesenheit Feuer ausgebrochen, dessen man nur durch die schärfste Wachsamkeit Herr geworden war. Aber war denn die Gefahr des Blitzschlages ausgeschlossen? Was, wenn die colossalen Thürme der in Stoff und steinfarben gestrichene Bretter gekleideten Fassade getroffen wurden? In der Sommergluth mußte das Alles wie Zunder fangen, und wie schnell es verzehrt ist, wissen wir seit unserm Unglück mit der Hygiene nur zu gut. Es dauert kaum eine Viertelstunde, so sind die vielen lose umschlossenen Hohlräume ausgebrannt.

Bei solcher Construction ist die Möglichkeit momentaner Orientirung die erste Bedingung. In wenigen Minuten müßten bei dem stärksten Besuch die Räume entleert werden können. Aber das gehörte in Antwerpen zu den Dingen der Unmöglichkeit. Einmal war bis über die Hälfte der Ausstellungsdauer hinaus der Haupteingang verschlossen, dann lagen die übrigen Ausgänge so versteckt, daß man sie regelmäßig erst suchen mußte. Keine Perspective leitete von selbst auf sie hin, Querwände, dicht vorgezogen, versperrten den Blick vollkommen; und schließlich fehlten die Noththüren. Wir haben sie lange gesucht und nirgend eine Spur gefunden, bis uns Angestellte die Auskunft gaben, sie seien überhaupt nicht vorgesehen.

Wir wollen das Schreckensbild einer plötzlich an einem Besuchstage ausbrechenden Feuersbrunst nur andeuten. Eine bloße Panik könnte bei der vollkommenen Hülflosigkeit großer verwirrter Menschenmassen in einem Labyrinth ohne Ausgänge zu einem entsetzlichen Unglück führen. Daß es so lange gut gegangen ist mit den leichtsinnig aus den gefährlichsten Materialien aufgeführten Nothbauten, gibt keine Entschuldigung. Es ist ein Wunder, daß die letzten dreißig Jahre neben den Theaterbränden nicht auch von furchtbaren Ausstellungs-Katastrophen zu erzählen haben. Der Brand der Hygiene war das erste Alarmsignal. Aber man sollte es sich nicht allein in Deutschland eine Warnung sein lassen. Constructionen wie die Antwerpener Ausstellung dürfen nicht wieder gewagt werden. Ist es gegebenen Falls unmöglich, solide Bauten aufzuführen, so sollte wenigstens in der Anlage Alles geschehen, um jedem Besucher in jedem Augenblick den kürzesten Ausweg aufzudrängen.

Die Fassade nach der Avenue du Sud steht mit dem Complex von Hallen in keinem nothwendigen Zusammenhang. Sie ist als großes Prunkstück vorgelegt und bei ihrer riesigen Höhen-Entwickelung weither aus dem Innern der Stadt sichtbar. Es ist ein Stück Architektur, wie es heute kaum anderswo als in Belgien so geschaffen werden konnte. Wie in der Sprache und Sitte das französische und vlämische Element, stehen sich dort heutzutage in der Architektur der späte Zopfstil, den wir gewöhnlich Louis XVI. nennen, und die niederländische Renaissance gegenüber. Ersterer mit dem überwiegend französischen Brüssel, letztere mit der plattdeutschen Stadt Antwerpen als Centrum. Daß gerade der Zopfstil in Belgien so mächtig geworden, erklärt sich wohl am besten aus der großartigen Bauthätigkeit in Brüssel nach dem großen Brande in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die Mehrzahl der modernen Häuser in den früheren Vorstädten tragen das Gepräge des Zopfes, und der berühmte Justizpalast ist die einzige Verwirklichung der aufgeregten Raumphantasien der Zopfzeit, die sich an den Monumenten aller Zeiten begeisterte. Doch will es fast scheinen, als ob die vlämische Renaissance allmählich die Oberhand gewänne und den Stil der Zukunft abgeben würde.

Uns, die wir an ein Zuviel des äußerlich angebrachten Ornaments gewöhnt sind, imponirt ein Werk wie die Ausstellungsfassade in Antwerpen zunächst durch ihre große Kühnheit und Schlichtheit. Eigentliches Ornament spielt gar keine Rolle. In Brettern und Leinwand ist ein ungeheurer Steinbau von einfachen grandiosen Formen imitirt, das gerade Widerspiel zu dem Vorgehen der süddeutschen Architekten, die in ihren lustigen Ausstellungs-Architekturen darauf ausgehen, das vergängliche Material erscheinen zu lassen als was es ist, aber in den denkbar mannichfachsten Bildungen. Bordiau, der Erbauer der Ausstellungshalle, gehört der älteren Brüsseler Architekten-Generation an. Es liegt in seiner Arbeit Etwas von dem gewaltigen Zuge Polaert's, dessen Justizpalast wohl auch nicht ohne Einfluß auf die Großartigkeit der Idee geblieben ist, wenn auch die Einzelheiten ganz anderen Charakter tragen. Es ist ein riesenhafter Thorbau, gekrönt von einem Aufsatz mit zwölf colossalen Atlanten, welche die Weltkugel tragen. Zur Seite erheben sich zwei schlanke Thürme, die an den seitlichen Abschluß der Trocadero-Anlage erinnern. Die Maße sind übermächtig. Auf dem Podest unter dem Thorbogen, dessen Schlußstein in schwindelnder Höhe eine Colossalfigur der Antwerpia krönt, erscheint der Eintretende klein wie von einem Thurm gesehen. Den Thürmen ist ein Grottenbau aus Tuffstein mit fallenden Wassern vorgelegt, ein mächtiges Bassin leitet die strengen Formen der Architektur in die freien Linien der Gartenanlage über.

Es war schwierig, auf dem beschränkten Raum den unentbehrlichen Ausstellungspark zu schaffen. Man hat jedoch das Mögliche geleistet, denn ein Austritt ins Freie wäre bei der Treibhaustemperatur im Innern nicht zu entbehren gewesen.

Digitized by Google

Die üblichen Wein-, Bier- und Kaffeetempel waren nicht besonders originell. Sie fielen ab neben dem zierlichen Palast, den die Franzosen im Ausstellungspark für die Producte ihrer Colonien errichtet hatten. Mit reichentwickeltem rothen Dachbau, aus dessen Firsten goldene Flammen aufzüngelten, erhob sich die Halle im Stil Hinterindiens, des größten Colonialreichs der Franzosen, auf einer Bodenschwellung. Die Anlage war auch im Innern bei aller Einfachheit äußerst praktisch und durch hocheinfallendes Seitenlicht gut beleuchtet. Zu Zeiten konnte man in dem Andrang kaum athmen. Alles wollte die curiosen Götterbilder, die Ungeheuer, die glänzenden Prachtstoffe in Augenschein nehmen. —

So viel von der Decoration und Anlage der Ausstellung. Im Einzelnen die Leistungen der verschiedenen Kunstindustrien zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es würde überdies nicht gar viel dabei herauskommen, denn seit den letzten großen Ausstellungen hat sich nicht viel verschoben. Nur daß der allgemeine Ausgleich der Producte noch mehr Fortschritte gemacht hat. In jeder Großstadt Westeuropas ist fast Alles zu haben, was in einer Weltausstellung mittleren Ranges wie die Antwerpener in Massen aufgehäuft liegt. Einzig gewisse große Leistungen der französischen Industrie pflegen nicht auf dem Markt zu sein. Aber das, was die französische Abtheilung an derartigen Prunkstücken bietet, ist mit wenigen Ausnahmen nicht neu. Wie denn überhaupt von vornherein nicht zu erwarten stand, daß die Production für Antwerpen besondere Anstrengungen machen würde.

Wie gesagt, wir dürfen die deutsche Abtheilung auf der Ausstellung zu Antwerpen nicht als vollgültige Vertreterin unserer Industrie auffassen. Sie soll in rein technischen Zweigen, der Chemie zum Beispiel, dann im Maschinenwesen große Erfolge zu verzeichnen haben. Doch das entzieht sich unserer Competenz.

Aber wir dürfen nicht glauben, daß, wenn die besten Leistungen unserer Kunstindustrie wirklich in Antwerpen vereinigt worden wären, uns ein Sieg über die Franzosen gewinkt hätte. Noch schafft in Frankreich der Künstler und der Industrielle unter Bedingungen, die wir in Generationen so günstig nicht schaffen können.

Wir vergessen zu oft den Hauptfactor, der die künstlerische Production Frankreichs auf der Höhe hält, in Anrechnung zu bringen und bedenken nicht, daß er uns fast noch gänzlich fehlt. Es ist der gebildete wohlhabende Käufer im eigenen Lande.

Unser Publicum kauft am liebsten, was gerade fertig ist und sucht sich mit Hülfe des Verkäufers aus möglichst großen Massen das Passende aus. Dies gilt nicht nur für den kleinen Mann, der es in Frankreich auch nicht viel anders machen kann, sondern gerade so sehr für die wohlhabenden und reichen Classen. Nur daß nach oben ein „Decorateur" alle Sorge übernimmt, daß „die Herrschaften versichert sein können, stets das Allerneueste zu erhalten". Da brauchen sie sich gar nicht mehr darum zu kümmern. Wie selten kommt es vor, daß einmal einer eigene Ansichten hat und dem Handwerker, dem Künstler eine Aufgabe stellt. Geschieht es ja, so darf man ohne weiteres vermuthen, daß die Kenntniß französischer Zustände im Spiele ist.

Es gibt eben bei uns in Deutschland nur ganz wenige Individuen, die für die Kunst ein wirkliches Verständniß besitzen, trotz der Hunderttausende, die darüber reden und schreiben. Bei uns ist die Kunst nur erst ein Element des Unterrichts, nicht der Erziehung. Wir haben eine Kunstwissenschaft, aber keine Kunstbildung. Wir haben keinen selbstständigen Geschmack.

Bei den Franzosen gehört er zur Erziehung. Von jedem Gebildeten setzt man voraus, daß er gegebenen Falls wisse, worauf es ankommt. Ganz ungeheuer groß ist in Frankreich die Zahl der Kunstsammler, deren Absichten durchaus nicht ausschließlich auf das Alte gerichtet sind. Man weiß in Frankreich, daß ein modernes Product gerade so gut vollendet sein kann, wie das aus vergangenen Perioden. Der Franzose hegt auch eigene Wünsche und Absichten und gibt sich nie mit gebundenen Händen in die Macht des ausstattenden Decorateurs oder Architekten. Um nur eins herauszugreifen, läßt er seine Bücher gut binden und bezahlt sogar, wenn er antiquarisch kauft, einen guten modernen Band ohne Umstand mit. In den Katalogen französischer Antiquare wird der Name des Buchbinders jedesmal angeführt, wo es sich um eine gute Leistung handelt. Selbst der weniger Bemittelte duldet in seiner Bibliothek keine Einbände, wie wir sie bei uns selbst in den reichsten Häusern finden. Im französischen Buchhandel sind die unsoliden Leinwandbände mit schlechter, geschmackloser Vergoldung, wie sie unsere Buchhändler millionenweis auf den Markt werfen, völlig unbekannt. Kein Mensch würde sie kaufen, so wenig wie in England. Man stelle sich nur den rothen oder grünen Lessingband mit den Scenen aus den Dramen auf dem Rücken in einer französischen Einrichtung vor! Die fabrikmäßig hergestellten Halbfranzbände, in denen man in Paris auf jeder Karre die Classiker kaufen kann, würden in Deutschland den höchsten Ansprüchen genügen. Das Niveau des Durchschnitts kann eben in Frankreich ein so hohes sein, weil höchste Anforderungen gestellt werden, die bei uns ganz undenkbar sind. Mir zeigte einmal ein Pariser Kunstfreund, der gar noch nicht einmal zu den vermögendsten gehörte, eine Encyklopädie von zwei Dutzend Bänden, deren jeder zwölfhundert Franken zu binden gekostet hatte. Klingt das nicht fast wie Aufschneiderei? Und es war doch die strictesteWahrheit. Nur stelle man sich für diese zwölfhundert Franken nicht etwa ein überladenes prunkhaftes Ganzes vor. Im Gegentheil, an Massenvergoldung wurden diese Bände von jedem deutschen Speculationsschund überboten.

Wir haben dies Factum angeführt, um an einem Beispiel zu zeigen, worin der Unterschied der Bedingungen besteht, unter denen die französische Industrie schafft. Wie mit den Bucheinbänden geht es mit den Möbeln — wer zahlt bei uns für einen kleinen modernen Schrank mit fein ciselirten Bronzen sechzigtausend Franken? — mit den Bronzen — ob wohl einmal ein Cuivrepolifabrikant in Deutschland eine Bestellung auf eine Kamingarnitur zu dreißigtausend, einen Kronleuchter zu fünfzigtausend Mark bekommen hat? — mit allem Geräth. Bei uns gründet sich die Industrie auf die Massenfabrication des Mittelmäßigen.

Wir müssen mit allen Mitteln dahinstreben, daß wir auch bei uns den kunstfreundlichen, kunstverständigen Käufer erziehen, der uns mangelt. Es ist nicht genug, daß wir für die künstlerische Ausbildung unserer Architekten und Kunsthandwerker die größten Aufwendungen machen. Ihre Production steht in der Luft, solange der Untergrund eines Consumenten von selbstständigem Geschmack fehlt. Wenn französische Musterzeichner nach England oder Nordamerika verpflanzt werden, hört in einem Jahre ihre Productionskraft auf. Was sie dann noch fertig bringen, steht nicht viel höher als was die einheimischen selber können. In England hat man deshalb die Versuche mit französischen Arbeitern fast ganz aufgegeben. In Nordamerika schicken die großen Industriellen, die französische Zeichner und Modelleure beschäftigen, diese alljährlich mehrere Wochen nach Paris. Die plötzliche Unfruchtbarkeit liegt nicht an dem Mangel guter Vorbilder, den man gewöhnlich anführt. London ist darin nicht ärmer als Paris. Es fehlt die Atmosphäre des Kunstverständnisses, das anregende befruchtende Verhältniß zum Consumenten, die es nur in Frankreich gibt.

Was sollen wir thun? Wie ist den breiteren Schichten unseres Volkes beizukommen? Leicht ist es nicht, weit eher läßt sich der Producent fassen. Aber eine Möglichkeit scheint uns bisher nicht ins Auge gefaßt zu sein. Wir haben die Schule. Nicht als ob ich meinte, wir könnten durch obligatorischen Unterricht in der Kunstgeschichte etwas ausrichten. Das würde nur auf eine Steigerung der so wie so geleisteten Danaidenarbeit der Schule hinauslaufen. Es muß der Zeichenunterricht, der selbst in der Volksschule von der untersten Classe an nach gesunden Principien und mit nicht zu niedrigen Zielen zu organisiren ist, das Vehikel der Kunstbildung abgeben. In seinem Verlauf bietet sich an allen Ecken und Enden reichliche Gelegenheit, das Gemüth des Kindes anzuregen und zu befruchten. Wie das im Einzelnen zu machen, gehört nicht hierher. Wir wollen nur betonen, daß es mit den Handwerker- und Kunstgewerbeschulen nicht gethan ist. Der Consument darf nicht so ganz und gar zurückbleiben.

Digitized by Google

Auch in der Ausbildung der übrigen Lehrer muß die Erziehung zum Kunstverständniß eine große Rolle spielen. Bis jetzt wird höchstens etwas Kunstgeschichte auswendig gelernt. Zu sehen bekommen hat Keiner etwas Andres als die Seemann'schen Bilderbogen. Wenn auch nicht Jeder für die Kunst zu begeistern ist, es wird schon unendlich viel gewonnen sein, wenn kein Kind die Schule durchmacht, ohne daß an einer Stelle in ihm geweckt wird, was es an Empfängniß in sich trägt.

Erst wenn wir den Markt im eigenen Lande für die höchsten Leistungen aufnahmefähig gemacht haben, werden wir mit Erfolg in die Concurrenz mit Frankreich eintreten. Es ist bisher der Export stets nur auf dem Boden einer großen nationalen Industrie erwachsen. Der Export hat nie als Urheber eine Kunstindustrie hochgebracht und wird auch in Zukunft nicht dazu im Stande sein. Wenn wir einmal den Weltmarkt beherrschen wollen, müssen wir für uns selber die höchsten Anforderungen befriedigen. Das Allerbeste, was die Franzosen leisten, bleibt im Lande. Noch einmal: Nicht der Producent allein soll erzogen werden, wir müssen beim Consumenten anfangen. Wie das zu machen, ergibt sich von selbst, sobald wir uns von der Richtigkeit des Grundsatzes überzeugt haben. —

Die mancherlei Mängel in der Anlage der Industrieausstellung treten um so auffallender zu Tage, als nebenan die Kunstausstellung einen nach mancher Beziehung musterhaften Grundriß aufzuweisen hatte. Daß der glückliche Grundgedanke nicht bis in die letzten Consequenzen durchgebildet werden konnte, lag auch hier an der Ungunst des Terrains, welches zum Theil von bebauten Grundstücken eingeengt war. Aber die Hauptsache kam doch heraus. Freilich bestand das Material der weitläufigen Anlage wieder aus Holz, und die Noththüren suchte man ebenfalls vergebens. Bis auf den Ausgang nach dem Restaurant war das Hauptthor der einzige Ausweg. Es ist ja aber eine Kunstausstellung weit weniger der Feuersgefahr ausgesetzt als die weitläufige allgemeine Ausstellung mit zahllosen zerstreuten Bureaus und der Maschinenhalle.

Ueberaus freundlich berührt es den Besucher, daß er aus dem Vestibul nicht direct in die Bilderräume zu treten hat, sondern vorerst von einem offenen Säulenhof von dem Umfange und der Anlage eines kleinen Kreuzganges empfangen wird. Die Arkaden und der niedliche Garten, den sie einschließen, sind einem Theil der Sculpturen eingeräumt, die sich in dem hellen Licht und der Nachbarschaft des freundlichen Grüns sehr gut ausnehmen.

Die Vertheilung der Innenräume liegt auf den ersten Blick klar. Man braucht sich nur einmal umzusehen, um sie zu erfassen. Den Verkehr vermitteln vier Riesensäle, die sich in Kreuzform um ein mittleres Achteck legen. Alle kleineren Säle sind zwischen den Armen des Kreuzes untergebracht. Wo immer man sich auch in den Nebenräumen des Kreuzes befinden mag, stets ist mit wenigen Schritten einer der Haupträume zu erreichen, in denen man ohne Weiteres orientirt ist.

In der Ausstattung ist man sehr geschickt verfahren. An Einfachheit steht das, was hier die belgischen Decorateure geleistet haben, unmittelbar neben der Ausstattung des Hauptsaals der französischen Abtheilung, den wir oben besprochen haben. Es ist fast Nichts gemacht, einfache dunkelrothe Wände mit kräftigem Abschluß nach den weißen Tüchern, die oben das Licht abfangen, Vorhänge sehr mäßig, nur an den wichtigsten Thüren angebracht, das ist Alles. Einzig die deutsche Abtheilung, die Ende Juni, als ich die Ausstellung besuchte, noch nicht eröffnet war, soll besonderen Aufwand gemacht haben. Spätere Besucher rühmten sie sehr. Die russische Abtheilung war zu der Zeit ebenfalls noch nicht fertig.

Auch in der Kunstausstellung ringen Belgien und Frankreich um die Palme. Der Zahl nach kommen sie einander mit rund 700 Nummern fast gleich. Italien, Holland und Oesterreich bringen es noch nicht einmal auf die Hälfte dieser Summe. Die anderen Völker folgen in noch weiterem Abstand, sie bringen es im höchsten Falle auf etwas über hundert Nummern des Kataloges.

So wenig wie bei der Industrieausstellung können wir uns hier auf die Würdigung einzelner Erscheinungen einlassen. Handelt es sich doch in den meisten Fällen, und gerade bei den hervorragenden Stücken, um längst bekannte Sachen, namentlich bei den Franzosen, die von staatswegen aus den Provinzialmuseen eingeschickt haben, was in den letzten zehn Jahren Bedeutendes erworben wurde. Bei den gleichzeitig in Paris, Budapest u. s. w. stattfindenden Ausstellungen war vorauszusehen, daß die außerbelgischen Künstler ihre Trümpfe nicht in Antwerpen ausspielen würden. Es ist schließlich in der Kunst nicht viel anders als in der Industrie, wenn es sich um eine plötzlich an einem abgelegenen Ort ins Leben gerufene Veranstaltung handelt. Man schickt, was gerade fertig ist, ohne sich in große Kosten zu stürzen. Sonst allerdings verhält sich die künstlerische Production zu den Ausstellungen leider wesentlich anders als die industrielle. Während bei der letzteren eine Tendenz sich geltend macht, die ihrem Einfluß entgegenarbeitet, üben die Ausstellungen über die Gestaltung der Kunstwerke eine schwerwiegende Autorität. Was an Gemälden und Sculpturen nicht auf private Anregung entsteht oder für einen bestimmten Zweck im Rahmen eines architektonischen Zusammenhanges entworfen wird, muß sich wohl oder übel nach der Wirkung in der Massenhäufung einer Ausstellung gestalten. Spätere Zeiten werden klarer als die unsere erkennen, welch' eingreifende Veränderungen auf diesem Wege die Erscheinung des Kunstwerks erlitten hat.

Eine Beobachtung drängt sich jedoch selbst in Antwerpen dem Auge von selber auf: Es herrscht eine in früheren Perioden unerhörte Gleichartigkeit der künstlerischen Absichten durch das ganze Gebiet der westeuropäischen Cultur, ja sogar über dieselbe hinaus. Ueberall will man sich von der Ueberlieferung frei machen, um der Natur mit frischer naiver Auffassung gegenüberzutreten. Ueberall kämpft die jüngere Generation, welche dieser Richtung huldigt, mit den letzten Vertretern der vergangenen Epoche, welche dies innige Verhältniß zur Natur nicht auf ihrem Programme hatte. Auch die Stoffe sind durchweg dieselben von der Landschaft bis zur Schilderung des modernen Lebens. Nur was von der Geschichtsmalerei noch existirt, schließt sich jedesmal an den Boden.

Zu dieser Gleichartigkeit der Absichten tritt eine Behandlung, die sich überall ähnlich sieht. Die internationalen Ausstellungen vermitteln den Ausgleich der nationalen Verschiedenheiten, und in den jüngeren Talenten zeigt sich mehr als früher die Neigung, durch mehrere Schulen zu gehen. Wenn früher ein Künstler einmal Düsseldorfer geworden war, so pflegte er es zu bleiben und sich gegen die Richtung anderer Kunststädte zu verschließen, als handelte es sich um eine Ketzerei, namentlich gegen Alles, was von Paris kam. Heute pflegt im Studiengang auf die Lehrzeit in Berlin ein Studienjahr in München und Paris zu folgen.

Wie weit auf diesen breiten Grundlagen eine Kunstblüthe möglich sein wird, die das Höchste erreicht, können wir aus keinem Vorgang verflossener Perioden abmessen. Wo einmal das Allerhöchste geleistet wurde, da entsprang es in den engsten Grenzen eines abgeschlossenen Volkes und war stets mit der momentanen Entfaltung einer ungeheuren Energie auf allen übrigen Gebieten verbunden. So war es in Athen, so in dem Italien der Renaissance, so in Belgien zur Zeit des Rubens, so in den Niederlanden nach den Befreiungskriegen. Große Staaten haben sich dagegen stets in einem gewissen Durchschnittsmaß gehalten. Es scheint, als ob die höchste Vollendung überall das Resultat eines acuten localen Reizes sei.

Eine Wiederholung ähnlicher Vorgänge, wie sie in Belgien und Holland zu einer großen Kunst fast gleichzeitig führten, liegt ja nicht ausgeschlossen. Wer hätte im sechzehnten Jahrhundert, als sich die Kunst der italienischen Renaissance ganz Europa unterthan machte, voraussehen können, wie sich plötzlich an beiden Punkten die Entwickelung über das alte Maß hinaussteigern würde?

So werden wir wohl auch in Zukunft, wenn der jetzt angebahnte Ausgleich sich vollzogen hat, von der durch einen plötzlichen Stoß entfachten Lebensenergie einzelner Localitäten den Schuß hinaus über das allgemeine Durchschnittsmaß zu erwarten haben.

Digitized by Google

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

Als die Dame allein geblieben war, als es Niemand sehen konnte, hob sie die Augen zum Himmel empor und faltete die Hände über dem Kopfe.

Und wenn man die Sprache dieser Augen verstehen konnte, so sprachen sie Folgendes:

„Allmächtiger Weltenherr! Welch' eine jämmerliche Puppe machtest du aus dem Weibe, als du demselben eine Waffe zu geben vergaßest. Du verliehest ihm ein weißes Gesicht, damit das Erröthen auf demselben schmerze! und eine weiße Stirne, damit jeder Flecken sichtbar werde! Ich bin verloren, versunken und kann nicht rufen, denn zu wem? Wer befreit, wer beschützt, wer rächt mich? Niemand, Niemand! Und dennoch wird es Jemand sein, denn Rache muß sein! muß sein! muß sein! um welchen Preis immer, auf welche Weise immer, denn so viel Hohn, so viel Schmach darf und kann nicht ungerächt bleiben. — Ach, welch' ein elendes Wesen ist ein Weib! — Aber ich weine nicht, — nicht einmal, wenn ich allein bin. Ich bete nicht mehr. Stets würde meine Lippe bei den Worten stocken: „sowie wir unseren Feinden vergeben!" denn ich verzeihe niemals. — Aber wie? wie? das weiß ich nicht, aber rächen werde ich mich. Ich will diesen Menschen so elend sehen, so elend ich jetzt bin, sein Herz will ich mit in Gift getauchten Worten so oft zerschneiden, so oft er meine Seele mit denselben verwundete. — Doch wie? wie? wer weiß es? wer erräth es? wer sagt es mir?"

Mit auf dem Kopfe gefalteten Händen schritt die Dame unablässig in dem Zimmer auf und nieder: vom Kamin zum Fenster und vom Fenster zum Kamin; sie blieb beim Fenster stehen und blieb beim Kamin stehen; beim Fenster blickte blauer Himmel und blaues Meer auf sie zurück, aus dem Kamine rothe Feuersgluth. Ihr spähendes Auge fragte bei jedem: woher? wohin? auf welche Weise? Himmel und Meer antworteten Nichts, das Feuer sprach Etwas. Die Dame stellte ihre Wanderung ein und ging nicht mehr zum Fenster. Sie setzte sich an den Kamin, legte frische Kohlen auf und schaute lange zu, wie die schwarze, schweigsame Masse allmählich zu einem rothen, flammend weißen, prasselnden, geschwätzigen, revoltirenden Wesen ward; starr blickten ihre Augen in das Feuer, diese Augen sprachen jetzt nicht mehr, — sie lauschten jetzt.

Ueber der Gluth tänzelt ein unstäter Geist in Gestalt einer weißen, durchsichtigen Flamme mit blauer Spitze; sie sprüht rothe Funken: ihre Gedanken, von sich. Zuweilen entflattert sie, wie wenn sie zu Nichts geworden wäre, und plötzlich erscheint sie wieder nnd tänzelt über der feurigen Gluth.

Die stumme Dame wirft derselben Papierstücke zu: Fetzen kostbarer Albums, die ihre feinen Finger zerpflücken. Wie sich der tanzende Kobold darob freut! er erfaßt, verschlingt die Papierstücke, hat sie im nächsten Moment verzehrt und bläst die flatternde Asche von sich. Die Dame taucht die Papierschnitzel in kostbare Parfums und wirft sie ins Feuer. Ach, wie sich der Kobold daran ergötzt, wie riesengroß er wird und wie er mit seinen Flügeln auseinanderschlägt und den ganzen Kamin dadurch erfüllt!

Findet die Sklavin vielleicht Vergnügen hieran?

II.

Die siebente Nacht ist's bereits, die Lord Timple einsam in seinem Privatzimmer verbringt, und er denkt:

„Dieses trotzköpfige Kind sträubt sich lange, die Theorie von der Macht der Thatsachen anzuerkennen, die doch so zahlreiche Menschen auf den Inseln und auf dem Continente glücklich leben läßt. Heute heißt es: O Roma, o morte, und morgen gibt es kein Rom mehr, und übermorgen bringt sich doch kein Mensch um. Weshalb wollten die Frauen stärker sein, als die Männer? Wie viele hatten bereits gesagt, sie ließen eher ihr Leben, als ihren Schleier, und dann blieben sie denn doch am Leben. Der Dichter hat es ja besungen: de nonne elle devient sultane. — — Der kleine Trotzkopf grollt lange — —"

Und die Nacht war doch ganz dazu angethan, daß der Mensch seinen Feinden verzeihe. Der Wind weht vom Meere her — ein wahrer Sturm das! Die Wellen bedrängen die Felsen der Sandbänke, der Orkan heult eine grimmige Weise durch die Baumäste, in den Kaminen jammert es, die Lampen zucken zuweilen hoch auf unter dem Luftdrucke, durch die Fensterritzen pfeift der Wind und rüttelt mit seinen unsichtbaren Händen an den geschlossenen Fensterläden.

Es ist eine jener Nächte, die es mit sich bringen, daß sich furchtsame, schwache Geschöpfe anderen nähern, vor denen sie sonst zittern: Rehe dem Wolfe, Tauben dem Falken, die Jungfrau dem Manne.

Das Unwetter ist ein arger Kuppler, wie dies bereits aus der Geschichte von Karthago: aus Dido's Sage deutlich hervorgeht.

Und es ist das gar nicht zu verachten: wenn das Unwetter draußen wie mit höllischer Gewalt tobt, mit dem trauten Ehgemahl beim prasselnden Kamin zu sitzen, die dampfenden Punschgläser zu leeren und über einen gemeinsamen Gedanken zu lachen; närrische Scherze einander zu erzählen und durch helles Frauengelächter das schlafraubende Sturmesbrausen zu verscheuchen und dann leise, aus nächster Nähe, Wange an Wange, zu flüstern und in dem leisen, ersterbenden Geflüster Sturm und Gefahr zu vergessen, die vergeblich an den Mauern unserer Zufluchtsstätte rütteln.

Die kleine Halsstarrige, — Schade, daß ihr Groll von solcher Dauer ist!

Wie, wenn es ihr heute, zu dieser bösen Stunde in den Sinn käme, mit den Spitzen der schönen schlanken, weißen Finger den Schlüssel, den sie dieser Tage mit der Zuckerzange zur Erde geworfen hatte und der seither sicherlich noch immer dort liegt, vom Teppich aufzuheben?

Richard Timple's Augen leuchten förmlich auf bei diesem Gedanken.

Es ist ja nichts Unmögliches dabei.

Die Dame ist jung, schön, von Langeweile gequält und allein. Die Situation voll geheimnißvollen und verlockenden Reizes; — der Hausherr freundlich, freigebig und liebenswürdig. Was wäre da also unmöglich?

Und horch!

Von dem geheimen Corridor scheint ein Geräusch näher zu kommen.

Es ist in der That das Knirschen eines ins Schloß gestoßenen Schlüssels, der eine Tapetenthür öffnet.

Sie ist's! Der schöne Trotzkopf.

Der Schlüssel dreht sich, — einmal, — zweimal, — das Geheimschloß öffnet sich — die Thür geht auf. — Es ist also doch so!

Sie war es wirklich.

Sie war in einen weißen Burnus gehüllt, den sie mit der einen Hand über der Brust zusammenhielt, während sie in der anderen eine brennende Kerze trug.

Es war keine Schlafwandlerin, keine Mondsüchtige, — sondern eine in Wahrheit wache Dame, die einen Mann besuchen kommt.

Dies war ja eine Nacht, da sich die Taube mit dem Falken paart.

Das Gesicht des Mädchens war bleich — es hatte Furcht.

Athalie setzte den Leuchter auf den Tisch und sagte:

„Welch' furchtbare Nacht!"

Sprechen kann sie also bereits.

Lord Timple rückte einen Fauteuil an den Kamin, die Dame setzte sich; er schob ihr einen Schemel unter die Füße und drückte dabei sanft den einen der winzigen Füße.

„Sie frieren Athalie; wünschten Sie nicht, daß ich Ihnen ein Glas Punsch eingieße?

„Ja."

Timple spottete nicht der bekehrten Trotzköpfigen; man

Digitized by Google

muß sie gewähren lassen, bis sie aufthaut. Man muß da Zärtlichkeit und Tactgefühl entwickeln, um noch größere Zärtlichkeit zu erwecken. Ihr in wildem Hohne ins Gesicht zu lachen, sie erröthen zu machen, sie an den Rausch der Schmach zu gewöhnen — gehört für später. Jetzt muß man sie noch wie eine Fürstin behandeln. Staunen oder Ueberraschung darüber, daß sie jetzt hier ist, darf nicht gezeigt werden.

„Das Unwetter beunruhigt Sie, Athalie."

„Ja. — Ich hatte böse Träume."

„Armes Kind! selbst der Schlaf läßt ihr keinen Frieden.

„Noch jetzt schaudert es mich."

„Versuchen Sie diesen heißen Punsch und wärmen Sie Ihre Hände; — sie sind ja kalt wie Eis."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Lug und Trug". Lustspiel in 3 Acten nach dem Russischen des Alexandrow von G. von Moser. — „Unser Glückskind". Posse in 3 Acten von H. Wilken und Ed. Jacobson. — „Gastrecht". Dramatisches Gedicht in 1 Act von Rudolph Genée.

Wenn das Stück: „Lug und Trug", welches Herr von Moser nach dem Originale eines älteren russischen Lustspieldichters bearbeitete, nicht schon in Rußland spielte, so müßte man es hinverlegen, in jenes Fabelland des Betrügens und Stehlens. Denn um die Entwickelung der größtmöglichen Fertigkeit in diesen edlen Künsten dreht sich die ganze Handlung des Stückes, und in der Ueberlistung eines Gauners durch den andern liegt die ganze Komik desselben. Es soll ja auch in Deutschland vorkommen, daß Vormünder ihre Mündel bestehlen; wenn es aber in so officieller Weise und gleichsam selbstverständlich geschieht, wie in dem Lustspiele des Herrn Alexandrow, so würden wir, falls die Handlung in deutschen Verhältnissen spielte, empört sein über die Unwahrscheinlichkeit des gesellschaftlichen Hintergrundes; da sie in Rußland sich ereignet, lachen wir darüber und finden ihn sehr richtig geschildert.

Die gemeinsame Leitung des Wallner- und Bellealliance-Theaters schien vorher in die Zugkraft dieses Lustspiels übrigens kein großes Zutrauen zu setzen, wenigstens ließ sie die erste Aufführung im Bellealliance-Theater und mit ziemlich unbedeutender Besetzung stattfinden. Sie hat dabei übersehen, welche frischen und unmittelbar wirksamen Scenen Alexandrow aus seinem im Ganzen etwas unerquicklichen Thema herauszuspinnen wußte. Gleich die Exposition ist von großer Wahrheit und Lebendigkeit: Auf dem Schlosse eines alten Sonderlings, der plötzlich gestorben ist, kommen seine Verwandten zusammen, um die scheinbar bedeutende Erbschaft anzutreten. Es sind zwei Brüder des Erblassers, eine Schwägerin und deren Sohn. Sie haben sich bei Lebzeiten des alten Junggesellen nicht viel um ihn bekümmert; um so drastischer wirkt jetzt die erheuchelte Trauer, mit der sie von ihm reden und die Gier, mit der sie über seine Hinterlassenschaft herstürzen. Es findet sich zum Glück — denn Jeder will von vornherein als der Meistberechtigte gelten — ein Testament vor; wie groß ist aber das Erstaunen, der Schrecken, als sich bei Eröffnung desselben herausstellt, daß der Verstorbene eine natürliche Tochter hinterläßt, der er all sein Gut vermacht. Die beiden Oheime dieser Tochter, die als Näherin im benachbarten Städtchen lebt, werden als Verwalter des Vermögens bis zum Tage der Verheirathung des Mädchens eingesetzt. Dieser Exposition folgt nun ein lebhaftes Gaunerspiel unter den Betheiligten; die beiden Vormünder suchen sich gegenseitig zu übervortheilen und werden schließlich von ihrem Neffen, Boris, aufs Glänzendste düpirt. Dieser selbst, der sich die Hand der reichen Erbin zu erwerben wußte, findet sich in seiner Hoffnung betrogen, denn die große Erbschaft erweist sich schließlich als eitel Dunst; der Verstorbene hat es am besten verstanden, seinen zärtlichen Anverwandten einen bösen Streich zu spielen. Außer dem Liebesverhältniß der Näherin mit einem einfachen Schreiber, das alle Verwickelungen überdauert, stellt sich also am Ende Alles als „Lug und Trug" heraus. Die Gier, mit welcher die vornehme Spitzbubengesellschaft sich um die vermeintliche Beute drängt, würde abstoßen, wenn die Figuren nicht so äußerst harmlos und naiv gezeichnet wären; bezeichnend für das Recht, welches Alle auf ihren Diebstahl zu haben meinen, ist die immer sich wiederholende Betheuerung der Schwägerin des Verstorbenen, daß derselbe ihr im Traume erschienen sei und ihr sein Silberzeug versprochen habe. Sie bringt schließlich mit diesem seltsamen Modus des Testirens auch durch.

Während mit diesem russischen Stücke das Bellealliance-Theater einen guten Erfolg zu verzeichnen hatte, trug seine Schwesterbühne, das Wallner-Theater, mit einer neuen Posse, „Unser Glückskind" von Jacobson und Wilken, eine große Schlappe davon. Dieses Machwerk ist in der That ein so verunglückter Versuch, auf die Art, in der Kalisch seine Possen dichtete, zurückzugreifen, daß es sich nicht verlohnt, hier näher auf dasselbe einzugehen.

Dagegen müssen wir ein kurzes dramatisches Gedicht von Rudolph Genée erwähnen, welches in voriger Woche seine erste Aufführung im Kgl. Schauspielhause erlebte. „Gastrecht", so betitelt sich dasselbe, ist ein Versuch, die mit Vorliebe auf Corsica spielende Romantik der Blutrache und der geheiligten Gastfreundschaft in sehr biederen fünffüßigen Jamben zu besingen. Ein der Blutrache seines Nachbarn Verfallener kommt als Flüchtling in dessen Hütte und wird als Gast aufgenommen und behütet, bis eine Art von Gottesurtheil seine endgültige Rettung bewirkt. Dieses romantische Thema ist ohne eigentliche dramatische Steigerung in sehr eleganten, aber allzu marklosen Versen ausgesponnen und mit einem Liebesmotiv — der Flüchtling verliebt sich in die Tochter seines Gastfreundes — verwebt worden, so daß das Ganze im Grunde einen melodramatischen Anhauch erhält; und ich glaube, daß der Verfasser gut gethan haben würde, diesen letzteren noch mehr zu verstärken und auf diese Weise seiner Dichtung einen einheitlichen Charakter zu verleihen, den sie jetzt entbehrt. O. B.

Offene Briefe und Antworten.

In eigener Sache.

Ein gewisser Herr Paul Schlenther, Reporter der „Frankfurter Zeitung", mißbraucht dieses Blatt zu einer Vertheidigung seines Stubengenossen Otto Brahm. Indem er eine von Brahm's Praktiken, welche in hiesigen Gelehrtenkreisen allgemein übel vermerkt worden war und die ich in Nr. 37 der „Gegenwart" (S. 167) festnagelte, mit Stillschweigen übergeht, gönnt er sich das billigere Vergnügen, aus den drei bisher vorliegenden Bänden meiner Kleist-Ausgabe acht Stellen herauszuschreiben, die mit Brahm'schen Ausführungen mehr oder minder übereinstimmen. Dabei begeht er einige Ungeschicklichkeiten, die man einem Neuling freilich nachsehen kann. So ist z. B. der in Inhalt und Fassung gleichlautende Passus zum „Amphitryon" einfach dem „Stuttgarter Morgenblatt" von 1808 entnommen, also nicht Brahm's geistiges Eigenthum. Eine andere Notiz über den „Zerbrochenen Krug", die ich aus Brahm's Buch geschöpft haben soll, hat dieser Herr im Gegentheil, wie vieles Andere, meinem schon 1881 erschienenen „Kleist in der Schweiz" entlehnt. Auch aus einer Abhandlung von Erich Schmidt weist mir Herr Schlenther ganze fünf Parallelstellen nach und verschweigt dabei, daß ich jenen meisterhaften Vortrag mehrmals und Band II, S. 181 ausführlich im Text citire. Welche Misere! Welcher Schlendrian! Uebrigens wundert mich die Hast, womit diese Wortklauber über mein noch nicht einmal vollständiges Werk, das allerdings so manche geplante Büchermacherei vereiteln muß, in Aufregung gerathen. Sie mögen doch anstandshalber das Erscheinen des längst gedruckten letzten Bandes abwarten, das wegen eines neuen Porträts von Kleist sich verzögert. Dort werden sie meine Quellen (auch Brahm's Schrift) hübsch beisammen finden und noch manche Belehrung schöpfen, von der sich Herrn Brahm's Schulweisheit und die Naivetät seines Klopffechters nichts träumen lassen.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlosser.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Aus dem Verlag von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** wird empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. gebunden Preis 3 Mk., brosch. 1 Mk. 50 Pf.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) „Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichsanzeiger.) Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache. (Post.) Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinnenlust, sondern starke deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der **Boberschwan** sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert, und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Zeitung.) Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüths geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden. (Schles. Presse.)

Hochfeine solide Brüsseler

Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.

Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wassermann, Prof. Dr. Heinr., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. 8°. X und 638 Seiten. M. 10. —

Wächter, Dr. Oskar, Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck. 8°. X und 288 Seiten. M. 4.50.

Weber, Georg, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Webers in Stich. 8°. VIII und 310 Seiten. M. 4.

Schack, A. F. Graf von, Memnon. Eine Mythe. 8°. 164 Seiten. M. 3. —

Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Achte Auflage. 8°. XII und 394 Seiten. M. 5. —

Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8°. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Wilh. Engelmann in Leipzig.

Bary, A. de, Vorlesungen über Bacterien. Mit 18 Holzschnitten. gr. 8°. 1885. 3 Mk.

Ebers, G., Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Mit 1 Lichtdruck und 1 Holzschnitt. 8°. 1885. geh. 5 Mk., geb. Mk. 6,50.

Noiré, L., Logos, Ursprung und Wesen der Begriffe. gr. 8°. 1885. geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Wundt, W., Essays, gr. 8°. 1885. geh. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Inhalt: Philosophie und Wissenschaft. — Die Theorie der Materie. — Die Unendlichkeit der Welt. — Gehirn und Seele. — Die Aufgaben der experimentellen Psychologie. — Die Messung psychischer Vorgänge. — Die Thierpsychologie. — Gefühl und Vorstellung. — Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Die Sprache und das Denken. — Die Entwicklung des Willens. — Der Aberglaube in der Wissenschaft. — Der Spiritismus. — Lessing und die kritische Methode.

Das im October beginnende neue erste Quartal der

Deutschen Roman-Zeitung,

redigirt von **Otto von Leixner,**
Verlag von **Otto Janke in Berlin,**

Abonnement pro Quartal von 13 Heften (ca. 65 Bogen gr. 4.) für 3½ Mk. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

veröffentlicht folgende Romane:

Die Söhne Gustav Wasas von **Karl Berkow.**
Die Archenbach, Familienroman von **Georg Hartwig.**
Falkenried von **M. A. Enders.**
Auf der Grenzwacht von **Ferd. Sonnenburg.**
Verknüpft und getrennt von **Richard Freudenberg.**
Glücksjäger von **Otto von Leixner** 2c. 2c.

Jede Nummer enthält einen Bogen Feuilleton mit Beiträgen **O. v. Leixner's!** Zunächst: „Höflichkeit und Wahrhaftigkeit." „Recepte zur Herstellung lyrischer Gedichte." „Was der Papierkorb erzählt" 2c. 2c. —

Probenummern gratis in allen Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Epochemachende Neuigkeit!

Das Wetter und die Erde.

Eine Witterungskunde nach **neuen** Grundsätzen und Entdeckungen, **begründet** durch zahlreiche **Einzelbeweise** und durch die **seit 1878 thatsächlich eingetretene Krisenepoche** und **Katastrophen** unseres Erdkörpers.

Von **R. Röttger.**

Ein starker Band. gr. 8°. Mit Illustr. 13 Mk. 50 Pf.

Mit größter Kühnheit bricht Autor mit einer ganzen Reihe meteorologischer Traditionen, stellt dagegen ganz neue überraschende Theorien auf, welche aus bereits vorhandenen Thatsachen abgeleitet und durch jahrelange Beobachtungen bewiesen werden. —

Beweisend, überraschend ist die Thatsache, daß Autor eine Woche voraus die Fluthwelle und das Erdbeben in Spanien verkündigte.

Eine junge Dame von gediegener Bildung, wenig musikalisch, sucht bei mäßigen Ansprüchen Stellung als Gesellschafterin und Vorleserin in feingebildeter Familie. Gefällige Adressen mit Angabe näherer Bedingungen unter T. D. 30 Exped. d. Bl. erbeten.

Schriftsteller

ersucht eine neubegr. Verlagsbuchhlg. um gefl. Offerten unter **P. M. 348, Haasenstein & Vogler, Berlin W., Potsdamerstr. 135.**

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Leonhard Simion in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 7. November 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Ausweisung der Polen. Von Justus. — Das Problem des Lebens. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Ueber die Photographie farbiger Gegenstände. Von H. W. Vogel. — „An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen. Von Oskar Bulle. — Niederländische Eindrücke. Von Ludwig Hevesi. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Die Ausweisung der Polen.

Wenn unsere Landsleute in Böhmen und anderen österreichischen Kronländern über die gewaltsame Unterdrückung und Mißhandlung des deutschen Elementes sich beklagen, so wird man ihnen die Ausweisung der in unseren Grenzprovinzen sich aufhaltenden Polen entgegenhalten als einen Beweis, daß auch bei uns der Nationalitätenkampf herrsche und mit rücksichtslosen Mitteln geführt werde. Und auf einen solchen Vorhalt wird sich wenig zur Beschönigung einer Maßregel erwidern lassen, welche fast von Freund und Feind mit gleicher Mißbilligung betrachtet wird. Will man den Widerstand der polnischen Bevölkerung gegen die Germanisirung schwächen, so zeigt ein einfaches Regeldetri-Exempel, wie gering die Wirkung sein müsse. Es befinden sich in jenen Gegenden vielleicht 2 — 3 Millionen Polen unter preußischer Herrschaft, und die Zahl der Ausgewiesenen wird schwerlich über 20- bis 30 000 betragen, die noch dazu weit entfernt von irgend welchem Einfluß waren, sondern als einfache Arbeiter ihren Lebensunterhalt in möglichster Stille suchten. Sie waren als rüstige Arbeitskraft ohne den Anhang einer Familie meist sehr willkommen und im Uebrigen nicht schlimmer als Andere, schon weil sie unliebsame Berührungen mit den Behörden wegen der ihnen stets drohenden Gefahr der Auslieferung fürchten mußten. Was man ihnen Schuld geben könnte, um ein so hartes Verfahren zu rechtfertigen, das weder eine durch langes Wohlverhalten erworbene Verjährung gelten läßt, noch auf angeknüpfte Familienverhältnisse Rücksicht nimmt, ist schwer zu errathen. Die Maßregel ist auch nicht ganz ohne Gefahr. Es leben viele Deutsche in Rußland und Polen, welche dort Grundbesitz erworben und Fabriken gegründet haben, große kaufmännische Geschäfte oder Handwerke betreiben, und wenn wir auch ihre gewiß sehr bedeutende Zahl nicht angeben können, so ist es doch keinenfalls zweifelhaft, daß sie unvergleichlich größere Interessen vertreten, als die polnischen Ueberläufer bei uns. Sie sind zwar dem Lande ihrer Thätigkeit als Culturträger von höherem Werthe, und das wird sie vielleicht vor Repressalien schützen, allein es fehlt auch jenseits der Grenze nicht an nationaler Erregung, und diese kann auch dort die bessere Einsicht überstimmen. Der Schaden, welchen sie durch eine gegenseitige Ausweisung erleiden müßten, würde sich auf große Summen belaufen. Verfolgt man etwa mit der Austreibung der Fremden den wirthschaftlichen Zweck, die von den letzteren benutzten Erwerbsquellen für die eigenen Unterthanen frei zu machen, so kann man recht leicht das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges herbeiführen, abgesehen davon, daß, soweit es sich nicht um wenige jüdische Händler handelt, die polnischen Ueberläufer Arbeitskräfte in dünn bevölkerte Gegenden brachten, wo nicht Ueberfluß, sondern Mangel an denselben herrschte.

Man darf deshalb in dem Vorgehen kaum etwas Anderes erblicken, als einen verdrießlichen Versuch, dem polnischen Element einen, wenn auch noch so schwachen Abbruch zu thun. Aber wenn man auch die Zahl der in jenen Provinzen vorhandenen Polen um den winzigen Betrag der Fremden vermindert, die übrigen Landesangehörigen wird man damit dem Deutschthum nicht geneigter machen, und das könnte doch allein die vernünftige Absicht sein. Solche gewaltsamen, direct gegen die Nationalität gerichteten Maßregeln sind es, denen die preußische Regierung es zu verdanken hat, daß trotz hundertjährigem deutschen Besitz in jenen Gegenden die Germanisirung nicht nur keine Fortschritte gemacht hat, sondern in neuerer Zeit sogar ersichtlich zurückgeht. Freilich sind auch andere Fehler wirksam gewesen. Unter der schweigsamen Regierung Friedrich Wilhelm III. fingen die Polen an, sich wohl oder übel in ihr Schicksal zu finden. Sie hielten sich zwar unter einander zusammen, wie dies natürlich war, aber standen doch auch mit den Deutschen in freundlichem Verkehr. Der unglückliche Ausgang des polnisch-russischen Befreiungskrieges hatte keinen besonderen Haß gegen die Deuschen hinterlassen, und wenn die geräuschlose Verwaltung des Oberpräsidenten Flottwell noch zehn Jahre länger gedauert hätte, so würde heute die Provinz Posen — der Hauptherd des Polonismus — ein ziemlich deutsches Ansehen haben. Aber die mit Friedrich Wilhelm IV. zur Herrschaft kommende redende Romantik störte die stille Arbeit und weckte die Nationalitätsfrage aus ihrem Halbschlummer. Man fing wieder an, sich auf die Verheißungen des Besitzergreifungspatentes von 1815 wegen Schonung und Anerkennung der Nationalität zu berufen. Im Laufe der natürlichen Entwickelung fand dann die Verschwörung von 1846, welche in Galizien verunglückte, auch in der Provinz Posen Anhang, und das gab Veranlassung zu dem bekannten Polenprozeß, welcher mit dem Triumphzuge der Angeklagten am 20. März 1848 in Berlin endete, die nun nach ihrer Heimath eilten, um die polnische Fahne anscheinend im Einverständniß mit der Regierung zu entfalten. Diese trat auch selbst mit der sofort sich bildenden polnischen Nationalregierung in Unterhandlungen, die freilich mit den Wreschener Shrapnells und dem Zündnadelgewehr zu Ende geführt wurden. Was übrig blieb, war das Project der Aussonderung eines Theiles der Provinz unter national-polnischer Verwaltung und Ziehung einer Demarcationslinie durch Commissarien der Paulskirche, deren Ausführung dann nach polnischer Redensart auf den Sanct-Nimmermehrstag verschoben wurde.

Digitized by Google

In der damals herrschenden Kopflosigkeit hatte man unerfüllbare Hoffnungen erregt, die nun zum Bürgerkriege führten und mit Gewalt niedergeschlagen werden mußten. Polen und Deutsche traten sich jetzt als persönliche Feinde gegenüber und sind es seitdem geblieben. Die gegenseitige Erbitterung hat sich im Laufe der Zeit kaum vermindert, und polnische und deutsche Gesellschaft schließen sich streng von einander ab. Das Auftreten der Regierung, welche mit Unterdrückung polnischer landwirthschaftlicher und anderer Vereine, Auslöschung der polnischen Inschriften auf Ortstafeln und Wegweisern, Ersatz der polnischen Ortsnamen durch deutsche und ähnlichen Mitteln den Kampf führt, war nicht geeignet, die Stimmung der Gegner freundlich zu gestalten und zwar um so weniger, als alle ihre Maßregeln durch Beamte ausgeführt werden müssen, welche entweder aus der Provinz stammen und zu ihrer Aufgabe gleich die angeborene örtliche Feindseligkeit mitbringen, oder wenn sie aus anderen Gegenden kommen, diese aus dem Beispiel und unter dem Einfluß ihrer Stammesgenossen annehmen. So fehlt den preußischen Beamten die nöthige Unbefangenheit, und man kann im Allgemeinen fast sagen, daß ihr Urtheil über die dortigen Verhältnisse um so unrichtiger wird, je länger sie in der Provinz wirken.

Man kann es den Polen nicht zum Vorwurf machen, daß sie ihre Nationalität vertheidigen, es ist dies nur natürlich. Aber es herrscht dabei viel Irrthum und Unklarheit. Eines der schlimmsten ihrer Mittel ist die Abwehr deutscher geistiger Cultur, für welche sich doch kein polnischer Ersatz findet. In den wohlhabenden Familien und namentlich auf dem Lande findet man die französische Bonne, aber nicht den wichtigeren deutschen Hauslehrer, von welchem man Einschleppung des Deutschthums befürchtet. Jedes deutsche Wort wird ängstlich fern gehalten und höchstens französische Conversation und Literatur gepflegt, vielleicht weil Französisch einen deutschfeindlichen Beigeschmack hat. Dadurch schwächen die Polen selbst ihre Stellung den gebildeten Deutschen gegenüber, denn die geistige Entwickelung verträgt keine nationale Abschließung. Die Menschheit würde ihre jetzige Cultur schwerlich erreicht haben, wenn sie auf die Arbeit eines einzigen Volksstammes angewiesen wäre, und wie auch nur die Erschwerung äußerer Einflüsse selbst bei einer sehr glücklich veranlagten Menschenart schädigend wirkt, das zeigt sich schlagend bei den Chinesen, obgleich diese eine Welt für sich von 350 Millionen Menschen darstellen. Was würde aus den Germanen geworden sein, wenn diese das Culturerbe der griechischen und römischen Welt als undeutsch von sich gewiesen hätten? Die Polen sind eine sehr begabte Nation, und wir halten das dem ersten Napoleon zugeschriebene Schlagwort in Bezug auf sie: capables de tout, propres à rien" für durchaus ungerecht. Aber die deutsche Wissenschaft würde ihren natürlichen Vorzügen keinen Eintrag thun, und wenn sie sich bei dieser Gelegenheit die gründlichere deutsche Denkweise aneignen könnten, so wäre das ein unbestreitbarer Vortheil. Eine unklare Phantasie aber ist es, wenn sie die Wiederherstellung polnischer Staatseinrichtungen für möglich halten. Das ist schon wegen der vorhandenen Deutschen ausgeschlossen, abgesehen davon, daß die polnische politische Tradition mit der preußischen Besitzergreifung abbricht, und die Polen selbst wohl nicht an den damaligen entsetzlichen Zustand bodenloser Unordnung, als den specifisch nationalen, wieder anknüpfen möchten. Wenn die Polen heute freie Hand hätten, ihr Staatswesen zu organisiren, so würden sie in tödtliche Verlegenheit gerathen. Der Adel, die sogenannte weiße Partei, möchte Träume aus dem ancien régime verwirklichen; die Bauern sind durchaus mit Dem einverstanden, was die preußische Regierung für sie gethan hat, und die große Menge der ländlichen Arbeiter ist mit der deutschen Ordnung nicht unzufrieden. Was diese drei Gruppen noch zusammenhält, das ist allein der nationale und kirchliche Gegensatz gegen die Deutschen, und wenn dieser fiele, würde sich das Band auflösen. In den Städten aber, mit ihrer aus Deutschen, Polen und Juden gemischten Bevölkerung, tritt das Polenthum ohnehin weniger selbstständig hervor und folgt meist nur äußerer Anregung. Als deutsche Soldaten haben sich die Polen sehr gut geschlagen.

Die preußische Regierung dagegen hat offenbar die unabweisliche Aufgabe der Germanisirung, und sie darf sich selbst durch das Versprechen von 1815 nicht abhalten lassen. Dieses bezieht sich überdies nur auf diejenigen Landestheile, welche aus dem Napoleonischen Großherzogthum Warschau an Preußen wieder zurückfielen, und die damals übernommenen Polen, denen Schonung der Nationalität verheißen worden, sind längst nicht mehr am Leben. Den Kindern aber, welche als deutsche Unterthanen geboren wurden und als solche leben sollen, dies Leben nicht durch eine, zum Theil künstlich hervorgerufene und erhaltene Feindseligkeit verbittern zu lassen, ist eine höhere Pflicht, als ein unter ganz anderen Umständen gegebenes einseitiges Versprechen zu halten, welches nicht einmal die Natur eines Vertrages hat. In Mecklenburg, Pommern, der Mark und Schlesien haben die Slaven gelernt, sich als Deutsche wohlzufühlen, und das müssen sie auch in Posen und Westpreußen lernen, wo ihr jetziges Mißbehagen eigentlich nur in der Einbildung besteht. Dieser letztere Umstand müßte der Regierung ihre Aufgabe erleichtern, und um so wunderbarer erscheint es, daß die Resultate so kläglich geblieben und fast negativ sind. In den letzten dreißig Jahren ist gewiß kein Pole deutsch geworden, die Zweifelhaften aber sind zu den Gegnern übergetreten. Was vor fünfzig Jahren Schulz oder Schumann hieß, schreibt sich jetzt polnisch Szulc oder Szuman, Wollschläger heißt Wolszlegier, Krauthofer Krutowski. Ja, noch ganz neuerlich ist einem Sperling sein deutsches Gefieder unbehaglich geworden, so daß er sich in einen polnischen Wroblewski umzumausern wünschte. Der Grund dieses Mißerfolges ist an einer verwandten Erscheinung leicht zu erkennen.

Man hat den sogenannten Culturkampf begonnen, um den Einfluß der katholischen Kirche zu schwächen, und es zeigt sich, daß man kaum ein wirksameres Mittel hätte finden können, ihr zu neuem Leben und größerer Macht zu verhelfen. Das nationale Gefühl wurzelt, wie das religiöse, im Gemüth, und Sachen des Gemüthes lassen sich weder durch äußere Mittel, noch überhaupt direct bekämpfen. Jeder solcher Angriff ruft nur verstärkten Widerstand hervor. Unglücklicher Weise decken sich in der polnischen Frage Nationalität und Kirche, und man spricht in jenen Gegenden nicht von katholischer oder protestantischer, sondern von polnischer oder deutscher Kirche. Von jeher wurde durch dies Zusammenfallen die Aufgabe erschwert, seit man aber der Kirche den Krieg erklärt hat, hat man dieselbe gezwungen, ihren bisherigen stillen Bundesgenossen zur Theilnahme am offenen Kampfe aufzurufen, und so verstärkt die kirchliche Erbitterung die nationale Feindseligkeit. Unter solchen Umständen werden sich auch die Erwartungen nicht erfüllen, welche man an die Einführung der deutschen Sprache als Schulsprache knüpft. Es wird freilich dabei keine specifisch polnische Ueberlieferung verletzt, denn zu diesen gehörte die Volksschule nicht, und ohne die allgemeine Einführung der deutschen Sprache ist an eine Germanisirung nicht zu denken. Wir würden sogar den Religionsunterricht ebenfalls deutsch ertheilen lassen, so lange er noch zu den Lehrobjecten der Schule gehört, denn wenn das polnische Kind erst dahin gelangt ist, den deutschen Unterricht zu verstehen — und dazu gehört bei rücksichtsloser Ausschließung der polnischen als Lehrsprache nur ganz kurze Zeit — versteht es den Religionsunterricht so gut als den übrigen. Wir legen darauf ein besonderes Gewicht. Allein wenn es nun wirklich gelungen ist, das polnische Kind in der Schule deutsch sprechen zu lehren, so wird es später gewiß diese Fertigkeit nicht weiter üben, so lange die deutsche Sprache nicht blos die Sprache des Unterdrückers, sondern auch die des Ketzers ist, durch seine Kirche nur ein polnischer Weg zum Himmel führt und es deutschredend nicht allein von seiner Nation, sondern auch von seinem Gott abzufallen fürchtet. Dieser ketzerische Beigeschmack mischt in den Deutschenhaß des Polen einen Tropfen von Verachtung, und deshalb ist in den niedern Classen das geläufigste Schimpfwort „Niemiec pzakrew!": Deutsches Hundeblut! Die größte Schwierigkeit der Germanisirung würde beseitigt, wenn es gelänge, die katholische Kirche ihrer polnischen Nationalität zu entkleiden, welche sich überdies mit ihrem Wesen als katholische wenig verträgt. Das wird sich aber bei dem niederen,

Digitized by Google

durchaus polnischen Clerus selbst nicht erreichen lassen, und auch wenn es der Regierung möglich würde, den Stuhl des Primas von Polen mit einem deutschen Kirchenfürsten zu besetzen, würde dieser auf seine Untergebenen kaum durchgreifenden Einfluß üben können — und vielleicht auch nicht üben dürfen, um der bedrängten Kirche nicht die nationale Unterstützung zu entziehen. Wohl aber kann die Regierung verlangen, daß in den Kirchen einer deutschen Provinz wenigstens abwechselnd auch deutsch gepredigt werde. Es wird wenig katholische Gemeinden geben, zu denen nicht auch deutsche Katholiken gehören, und diese haben dasselbe Recht auf ihre Sprache, als die Polen. Ein großer Theil der polnischen Kirchgänger würde der deutschen Predigt folgen können, und ein wesentlicher Theil des katholischen Gottesdienstes geht überdies in lateinischer Sprache vor sich, welche weder Polen noch Deutsche verstehen. Die vorhandenen Pfarrer dürften wohl ohne Ausnahme im Stande sein, auch eine deutsche Predigt zu halten, und im Nothfalle ließe sich durch einen Vicar helfen. Die deutsche Sprache würde dann in ihrer Kirche und in dem Munde ihres Priesters bei den Polen zu Ehren kommen, und die katholische Kirche hörte thatsächlich auf, eine polnische zu sein — wenigstens in den Augen der Menge, und wenn man sich zugleich zum Aufgeben des leidigen Culturkampfes entschließen könnte, so fiele ein großes — vielleicht das größte — Hinderniß der allmälichen Verdeutschung fort. Eine Politik aber, welche sich nicht auf Wegräumung von Hindernissen und äußeren Unterschieden beschränkt, wird immer das Gegentheil des beabsichtigten Erfolges hervorrufen. Der nationale Gegensatz ist gewaltsam nicht auszurotten, sondern kann nur eingeschläfert werden, bis ihn fortschreitende Cultur unmerklich auflöst, und darum muß Alles vermieden werden, was ihn wecken könnte. Selbst unter Beobachtung dieser Regel wird einige Zeit darüber hingehen, bis sich die jetzige Erregung legt, und man darf die Geduld nicht verlieren, bis die Nachwirkung der begangenen Fehler verschwindet. Nur bei vollkommener Ruhe können Dienst im deutschen Heere, deutsche Schule, deutsche Ordnung und deutsche Industrie ihre unfehlbare Wirkung äußern.

Justus.

Das Problem des Lebens.

Von Otto Zacharias.

Die eigenthümliche, allbekannte, aber schwer zu beschreibende Erscheinung, die wir Leben nennen, offenbart sich uns ausschließlich an den organisirten Naturkörpern, zu denen selbstverständlich auch der Mensch gehört. Dieser nimmt jedoch, was die Complicirtheit seines anatomischen Baues und die geistigen Kräfte anbetrifft, mit denen er ausgerüstet ist, die höchste Stelle innerhalb der belebten Schöpfung ein. Trotz alledem theilt er aber das Schicksal aller lebendigen Creaturen: er hat einen Anfang in der Zeit, sein Leben ist von bestimmter Dauer, und endlich schlägt auch für ihn die Stunde, wo er den Schauplatz seiner Thätigkeit nolens volens verlassen muß. Ob der Inhalt seines Lebens bedeutungsvoll war oder nicht, ob der Ruhmeskranz sein Haupt schmückte, oder ob er seine Tage in Kummer und Elend verbrachte, — gleichviel, sein Leib muß wieder zu Erde werden, von der er genommen ist. Er theilt das Todesloos mit den tief unter ihm stehenden Pflanzen und Thieren. Die Natur, die ihn hineingestellt hat ins Leben, die ihn mit geistigen und körperlichen Vorzügen verschwenderisch ausstattete, die ihn an die Spitze seiner organischen Brüder stellte, — dieselbe Natur drückt ihn schließlich auf das Niveau des niedrigsten Wurmes, des unscheinbarsten Infusoriums herab. Sie läßt ihren Günstling und Liebling genau so hinsiechen und sterben wie jedes andere organische Wesen, sie beraubt ihn in letzter Stunde noch jedes Vorzugs, den sie ihm vorher hatte zu Theil werden lassen.

Was bedeutet der Tod, so muß man beim Anblick eines thierischen Cadavers so gut wie angesichts eines menschlichen Leichnams fragen. Oder besser gesagt, man muß die Frage nach der Bedeutung und dem Sinn der Erscheinung aufwerfen, die sich uns in der Form des Lebens darstellt. Was ist das Leben? Nicht blos das unserige, menschliche — sondern auch das, was den Thieren und Pflanzen innewohnt, und was uns in den Augen der Natur zuletzt auf dieselbe Stufe mit jenen stellt. Vermag die Wissenschaft eine Antwort auf diese Frage zu geben? Vermag sie es wirklich? Und welcher Art sind die bisher gegebenen Antworten gewesen? Hören wir zunächst den Monismus.

Die Lehre desselben läßt sich kurz dahin zusammenfassen: daß alle uns bekannten Naturkörper der Erde, belebte und unbelebte, in allen wesentlichen Grundeigenschaften der Materie übereinstimmen, in ihrer Zusammensetzung aus Massen-Atomen und darin, daß ihre Formen und Functionen die unmittelbaren und nothwendigen Wirkungen dieser Materie sind. Nach demselben Monismus sind demnach die Unterschiede, welche zwischen den lebendigen und leblosen Naturkörpern existiren, lediglich eine Folge der materiellen Verschiedenheit, welche durch die abweichende chemische Constitution der beiden Gruppen von Dingen bedingt wird. Die Monisten sind aus diesem Grunde auch der Ansicht, daß die Meinung „Leben sei etwas ganz Besonderes, absolut von der leblosen Natur Verschiedenes und von ihr Unabhängiges" wissenschaftlich unhaltbar und deshalb zu beseitigen sei. Aus dem Nachweis der Chemiker, daß kein besonderer Lebensstoff existire, folge ganz naturgemäß und logisch, daß auch keine specifische Lebenskraft vorhanden sein könne. Vielmehr gehen sämmtliche Lebenserscheinungen der Organismen — so behaupten die Monisten — aus deren „chemischer Mischung" und der dadurch bedingten Form mit Nothwendigkeit hervor.

Gegen diese Auffassung des organischen Lebens würde gar nichts einzuwenden sein, wenn es bisher nur in einem einzigen Falle gelungen wäre, durch Zusammenmischung von chemischen Ingredienzen eine niedere Pflanze oder ein ganz primitives Thier experimentell zu erzeugen. Erst dann, wenn wir im Stande sind, in unseren biologischen Laboratorien eine sich ernährende und durch Theilung sich fortpflanzende Zelle künstlich zu erzeugen, können wir die Behauptung aufstellen, daß das Leben nichts weiter sei als „ein complicirter chemischer Proceß". Und selbst dann würde es noch fraglich sein, ob letztere These ganz sicher begründet wäre. Denn da sich — die künstliche Herstellung einer lebenden Zelle als Factum vorausgesetzt — die dazu erforderlichen chemischen Stoffe nur durch die bewußte und absichtliche Vermittelung einer menschlichen Intelligenz, nämlich derjenigen des experimentirenden Forschers, zusammengefunden hätten: so wäre der Zweifel noch immer sehr berechtigt, ob das unbewußte, blinde Naturwalten, auch wenn unendliche Zeiträume als Spielraum für den Zufall statuirt würden, jemals dazu führen könnte, die richtige „Mischung" zur Erzeugung eines Organismus zu Stande zu bringen.

Ich möchte durch die vorstehende Argumentation nicht den Anschein hervorrufen, als ließe ich mir beikommen, für die Wiedereinführung des Begriffs einer Vis vitalis, einer besonderen Lebenskraft, zu plaidiren. Ich möchte den Teufel nicht durch Beelzebub austreiben. Alles, was ich beabsichtige, ist, zu zeigen, daß die „Nothwendigkeit", welche nach Auffassung des Monismus die lebendigen Naturkörper aus anorganischen Stoffen entstehen lassen soll, auch weiter nichts ist als ein leeres Wort, mit dem man einstweilen in Ermangelung eines wirklichen Begriffs vom Sachverhalt philosophisch operirt.

Eine Nothwendigkeit existirt lediglich in unserem Denken; sie ist nirgends objectiv zwischen den Naturvorgängen nachzuweisen. Wenn daher monistischerseits behauptet wird, die Eigenschaften und Aeußerungen lebender Wesen gingen „mit Nothwendigkeit" aus der chemischen Mischung ihrer Körpersubstanz hervor, so kann diese Behauptung, genauer analysirt, nur den Sinn haben, daß man in den vorhandenen und zur Beobachtung vorliegenden Organismen keine anderen, als die bereits bekannten Naturkräfte thätig werden sieht. Hieraus — so meint man — resultire für das Denken die logische Nothwendigkeit, auch die erste Entstehung lebender Wesen als eine Wirkung chemisch-physikalischer Kräfte zu betrachten.

Das klingt außerordentlich plausibel, und es gibt Leute,

Digitized by Google

welche allen Ernstes der Ueberzeugung sind, daß es gar keine exactere Schlußfolgerung als diese geben könne. Aber näher zugesehen, verhält es sich doch ganz anders mit der Gültigkeit und Berechtigung der obigen Schlußweise.

Man überlege Folgendes. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein durch Maurer und Zimmerleute fertig gestelltes Haus durch die ihm innewohnenden chemisch-physikalischen Kräfte fortbesteht. Die lothrecht aufgeführten Mauern fallen nicht um, weil ihr Schwerpunkt genügend unterstützt ist. Die einzelnen Backsteine werden durch die bindende Kraft des Mörtels zusammengehalten, und vermöge eines dauerhaften Oelanstrichs widersteht die freie Außenseite des betreffenden Gebäudes den zerstörenden Einflüssen der Witterung. Der Fortbestand des Hauses ist also durch die Wirksamkeit der bekannten Naturkräfte (Schwerkraft, Cohäsion ꝛc.) auf viele Jahre hinaus gesichert — aber wie steht es mit dem Ursprung eben dieses Hauses? Würden die nämlichen Naturkräfte, die für den Fortbestand des Hauses thätig sind, hingereicht haben, auch nur einen einzigen Backstein an die Stelle hinzubringen, die er einnehmen mußte, um einen integrirenden Bestandtheil des entstehenden Gebäudes zu bilden? Diese Frage beantwortet sich von selbst. Wenn man nun aber ohne große Schwierigkeit einsieht, daß zum Bau jedweden Hauses nicht blos allbekannte Naturkräfte, sondern auch Maurer und Zimmerleute erforderlich sind, welche jenen Kräften die Richtung anweisen, in der sie wirksam sein sollen — wenn man, sage ich, das auch ohne Weiteres einsieht, so glaubt man trotzdem die Analogie nicht auf die organischen Naturkörper erstrecken zu dürfen. Betreffs derselben nimmt man vielmehr an, daß alle ihre Leistungen, ja die ganze Entwickelung, die sie von der Eizelle bis zum erwachsenen Zustande durchlaufen, nichts weiter sei als eine moleculare Kraftwirkung.

Durch ein förmliches System von aneinanderhängenden Trugschlüssen hat der Monismus den Versuch gemacht, zu beweisen: daß den organischen Naturkörpern jeder innere Gestaltungstrieb abgehe, und daß die Atome und Molecüle ganz von selbst zur Bildung von thierischer Substanz zusammenfahren, wenn die „eherne Nothwendigkeit" dazu vorliegt.

„Nothwendigkeit" ist überhaupt das dritte Wort im Munde der Monisten. Aber man muß fragen, wodurch eine Nothwendigkeit, welche immer Das geschehen läßt, was absolut erforderlich ist, sich von einer Zweckmäßigkeit unterscheidet, die nichts bewirkt, was absolut überflüssig ist? Hinsichtlich der organischen Wesen fällt Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit ihres Baues ganz in Eins zusammen. Daß man Das nicht hat begreifen wollen, ist Ursache so vieler unnützen Controversen zwischen Philosophen einerseits und Naturforschern andererseits gewesen.

Gegenwärtig kommt in den Kreisen hervorragender Fachmänner eine klarere Ueberzeugung davon zum Durchbruch, daß durch atomeigene Kräfte der Materie allein nie und nimmer ein organisches Wesen erzeugt werden würde, wenn nicht ein leitendes und richtendes Etwas vorhanden wäre, welches die der anorganischen Natur entstammenden Agentien in einer ganz bestimmten Weise wirksam zu sein nöthigte. Woher dieses „Etwas" freilich resultirt, und in welcher Weise es seinen richtenden Einfluß auf die in sein Bereich gelangenden Molecüle geltend macht, dies ergründen zu können war freilich bis jetzt noch nicht möglich.

Aber es ist schon sehr bedeutsam, daß einer unserer bedeutendsten Naturforscher, der berühmte Histolog Franz v. Leydig in Bonn, am Schlusse einer soeben publicirten inhaltreichen Abhandlung über die mikroskopische Anatomie des Thierkörpers*) sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Das Hauptmerkmal des Organismus liegt in seinem einheitlichen Wesen. Man kann nicht die Theile dieser lebendigen Maschine auseinanderlegen, ohne sie gänzlich zu zerstören und sie in die Reihe der todten Massen zurückzuversetzen. Sie wirken alle nur in Gemeinschaft mit dem Ganzen. Also können es auch nicht die einzelnen Organe, Gewebstheile und Zellen sein, welche durch ihr Leben das Leben des Gesammtorganismus erst herstellen, sondern wir haben anzunehmen, daß das ganze Räderwerk der Organe aus einem Einheitlichen hervorgegangen ist, das in unserer Vorstellung immer mehr verfeinert, zur Idee des Organismus wird, oder zum letzten Etwas, das als Ausfluß oder Theil des allgemeinen Lebensprincips wirkt. Kein Nachdenken kommt über diese Grenze hinaus; vielmehr zwingt uns die Abwägung aller Thatsachen der thierischen Morphologie und insbesondere auch der Vorgänge bei der Entwickelung, zu der oftmals im Laufe der Zeit ausgesprochenen und wieder bestrittenen Anschauung zurückzukehren, wonach der Mechanismus der Organisation nur das Werkzeug der Vitalität ist."

Und vorher bereits hatte sich einer unserer namhaftesten Anatomen, der unlängst verstorbene Henle in Göttingen, ganz im gleichen Sinne ausgesprochen, indem er sagte: „Wir gelangen durch alle Thatsachen der Wissenschaft zu dem Schlusse, daß Alles, was die Außenwelt den Organismen darbietet, nur Bedingung, aber keineswegs zureichender Grund seines Daseins ist. Der Ursprung der organischen Wesen bleibt uns ebenso unbekannt, aber nicht unbekannter als der Ursprung derjenigen Körper, die ihnen den Stoff zu ihrer Entwickelung liefern."

Solchen Ansichten huldigen Männer, welche dem Studium des thierischen und menschlichen Organismus ihr Leben gewidmet und das Feld der Naturforschung mit zahlreichen wichtigen Entdeckungen bereichert haben.

In Erkenntniß der Wichtigkeit dieser einem banausischen Materialismus schnurstracks zuwiderlaufenden Lehren habe ich es in einer kürzlich erschienenen Schrift*) meinerseits unternommen, etwas zur Verbreitung und Popularisirung derselben beizutragen, damit das gebildete Publicum darüber unterrichtet wird, welchen Standpunkt die heutige Naturwissenschaft den höchsten Fragen gegenüber einnimmt.

Es kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß wir mit Hülfe unserer besten Mikroskope und Präparationsmethoden nur immer eine mittlere Phase der Dinge, niemals ein Erstes oder Letztes wahrnehmen können. Wir sehen und constatiren Verhältnisse, die zwischen den Naturerscheinungen obwalten, aber die Entstehung eines Ersten (Uranfänglichen), sei es auf organischem oder anorganischem Gebiet, bleibt uns ewig verborgen. Unter solchen Umständen kann die ächte Wissenschaft, wenn sie die Grenzen überblickt, welche ihr durch die Natur unseres geistigen Vermögens gezogen sind, nicht anders als ehrlich erklären, daß sie nicht in der Lage ist, zu sagen, woher das organische Leben stammt, und welcher Sinn überhaupt in der ganzen vorübergehenden Erscheinung desselben liegt.

Der Monismus dagegen denkt anders über das Problem des Lebens. Nach seiner Meinung reducirt es sich „einfach" auf eine verwickelte Molecularbewegung, die wir über kurz oder lang genauer feststellen werden. Wer ein Freund von dieser Art, wissenschaftliche Probleme zu lösen, ist, kann sich zu seiner Genügsamkeit in geistigen Dingen beinahe Glück wünschen. Mit wirklicher Wissenschaft hat solcher philosophischer Dilettantismus nichts zu thun.

*) Fr. v. Leydig: Zelle und Gewebe. Mit 6 Tafeln. Bonn 1885.

*) Gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Denicke's Verlag, Leipzig, 1885.

Literatur und Kunst.

Ueber die Photographie farbiger Gegenstände.

Von H. W. Vogel.

Viel hundert Mal ist bereits von Laien die Frage aufgeworfen worden: Wird man noch dahin kommen, farbige Photographien direct nach der Natur zu machen? Ich habe diese Frage früher achselzuckend beantwortet mit dem Hinweise, daß wir noch nicht einmal in der Lage seien, alle Farben photographisch wirksam zu machen, so daß z. B. viele gelbe

Digitized by Google

und rothe Pigmente fast gar keine photographische Wirkung äußern. Rothe Haare und Kleider, gelbe Sommersprossen ꝛc. geben sich z. B. in photographischen Bildern schwarz wieder. Wirksam in dem bisherigen photographischen Verfahren waren wesentlich die blauen Töne. Alle Gegenstände, welche sich photographisch abbilden, wirken vermöge der in ihnen reflectirten blauen Strahlen, und ist deren Wirkung sehr kräftig, so erscheinen die blauen Gegenstände im Bilde sogar weiß, also viel zu hell. So tragen die modernen Photographien in Bezug auf Farbenwirkung eine Unwahrheit an sich: die hellen Farben erscheinen oft im Bilde schwarz, die dunklen oftmals weiß.

Man hat diesen Fehlern dadurch zu begegnen gesucht, daß man die unrichtig „gekommenen" Töne in der Platte selbst corrigirte. Negativretouche wurde zu einer Unentbehrlichkeit; sie wird jetzt in einem Umfange in der Porträtphotographie gepflegt, welche den Wünschen des eitlen Publicums allerdings entgegenkommt, in Bezug auf Correctur aber vielfach zu weit geht. Man verbessert nicht nur die fehlerhafte Farbenwirkung, sondern man schafft auch unliebsame Wärzchen, Falten, Härchen, Leberflecke, ja ganze Contouren hinweg, man verjugendlicht das Subject. Größere Berechtigung hat die Negativretouche bei der Aufnahme von Oelgemälden. Ein Sonnenuntergang von Hildebrandt mit heller Sonne und dunkelblauem Himmel stellt sich in der Photographie als totale Sonnenfinsterniß auf weißem Grunde dar. Auf Grund solcher Abnormitäten hat man früher den Werth der Photographie zur Aufnahme von Oelgemälden gänzlich geleugnet. Milster, der ausgezeichnete Lithograph, war der Erste, der ein Negativ künstlerisch zu behandeln und ihm die richtige Stimmung zu geben wußte. Er wurde der Begründer der jetzt großartig entwickelten Berliner Oelreproductionstechnik, die ihre Erzeugnisse über die ganze Welt versendet.

Aber die Nachhülfe durch Retouche blieb trotzdem ein Nothbehelf, der oft genug im Stiche ließ, wenn man unzureichenden Kräften die Retouche anvertraute und der oft zeitraubende Arbeit und hohe Kosten verursachte. Demnach blieb die Aufgabe, die photographische Platte für alle farbigen Strahlen empfindlich zu machen, ein wichtiges Problem. Es gelang mir, dasselbe zu lösen, und zwar bereits im Jahre 1873.

Ehe diese Entdeckung gemacht werden konnte, mußte die Frage beantwortet werden: Warum ist die Photographie im Wesentlichen nur für blaue Strahlen empfindlich? Diese Beantwortung hat lange Untersuchungen erfordert. Herschel II., ebenso ausgezeichnet als Astronom wie als Photochemiker, Draper I. haben durch ihre Untersuchungen dargethan, daß es Körper gibt, die nicht durch das blaue Licht am stärksten afficirt werden wie die photographischen Platten, sondern durch das rothe und gelbe. So bleicht der grüne Pflanzenfarbstoff am besten im rothen, der blaue Veilchenfarbstoff am besten im gelben Licht. Thatsachen der Art sind von Herschel an die hundert constatirt worden. Nun zeichnet sich der grüne Pflanzenfarbstoff dadurch aus, daß er das chemisch wirksame rothe Licht nicht durchläßt, sondern verschluckt; ebenso verschluckt (absorbirt) der blaue Veilchenfarbstoff das gelbe Licht. Draper stellte daraufhin die Hypothese auf, daß nur diejenigen Strahlen einen Körper chemisch verändern, welche von ihm absorbirt werden. So wurde der Zusammenhang zwischen chemischer Wirkung und Absorption erkannt, und Schultz-Sellack wies daraufhin experimentell nach, daß derselbe auch für die empfindliche Schicht der Photographen gilt. Wenn diese im Wesentlichen für blaues Licht empfänglich ist, so rührt es nur daher, daß sie hauptsächlich blaue Strahlen in merklicher Stärke absorbirt.

Die Aufgabe, die photographischen Jod- und Bromsilberschichten für gelbe und rothe Strahlen empfindlich zu machen, hing somit von der Möglichkeit ab, sie für dieselben absorptionsfähig zu machen. Daß das gelingen würde, schien anfangs nicht wahrscheinlich, denn die Absorptionsfähigkeit eines Körpers ist eine Eigenschaft, die sich nur wenig modificiren läßt ohne Gefahr, denselben zu zerstören. Da kam ich auf den Gedanken, dem Bromsilber einen fremden Stoff zuzusetzen, der gelbe und rothe Strahlen absorbirt. Ich versuchte es zunächst mit Corallin, der grüngelbes Licht verschluckt, und zu meiner nicht geringen Ueberraschung erhielt ich damit das erhoffte Resultat, d. h. eine Wirkung des Grün; ein fernerer Versuch mit Anilingrün, welches die rothen Strahlen verschluckt, bestätigte ebenfalls meine Erwartung: das damit gefärbte Bromsilber zeigte sich rothempfindlich. Sofort machte ich nun den Versuch, farbige Gegenstände in den richtigen Tonverhältnissen aufzunehmen. Mein erstes Object war ein violettes Zickzackornament, bestehend aus einem violetten Seidenbande auf gelbem Seidenripsfond. Eine erste Probe ergab nicht das erwartete Resultat. Ich erkannte den Grund sofort. Meine gefärbten Platten waren zwar durch Corallin gelbempfindlich geworden, sie hatten aber dadurch keineswegs ihre Blauempfindlichkeit verloren. Blau und Gelb bildete sich mit gleicher Intensität ab. Ich versuchte deshalb, das blaue Licht zu dämpfen, indem ich das Original durch ein gelbes Glas aufnahm. Dieses ließ die gelben Strahlen ungeschwächt hindurch, während es die blauen Strahlen zum großen Theil absorbirte und dadurch schwächte. Das Resultat entsprach jetzt meinen Erwartungen, ich erhielt ein dunkles Muster auf hellem Grunde, während eine gewöhnliche photographische Platte das Umgekehrte ergab. So entstand die erste Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen ohne Hülfe der Retouche. Das Verfahren, wie ich es hier schildere, ist nun den Processen, wie sie heute für denselben Zweck angewendet werden, vollständig analog: Man färbt eine photographische Schicht mit Farbstoffen, die gelbes resp. grünes und rothes Licht verschlucken, und nimmt damit die farbigen Körper unter Einschaltung eines gelben Glases auf.

Von Kennern des Gegenstandes ist jetzt vielfach die Frage aufgeworfen worden: Wie kam es, daß das schon 1873 publicirte Verfahren zur Zeit seiner Entdeckung höchstens die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregte, praktisch aber gar keine Beachtung fand, während es jetzt allgemeines Aufsehen erweckt. Professor Bruno Meyer beantwortet diese Frage in einem Artikel über photographische Reproduction, der am 6. April im „Montagsblatt" erschien, dahin, „daß die Entdecker und Erfinder nur bedingungsweise die Thäter ihrer Thaten sind und eben Das entdeckt oder erfunden wird, was gerade als Aufgabe und Lösung in der Luft schwebt, während für eine freie Willensthat in derselben Richtung die Elemente und Bedingungen des Gelingens längst in vollem Umfange gegeben gewesen wären."

Diese Erklärung ist sicher für viele Erfindungen gültig, für die vorliegende nicht, denn das Bedürfniß, Oelgemälde im richtigen Tonwerthe zu reproduciren, lag schon 1873 vor. Aber das Verfahren, wie es zu jener Zeit hingestellt wurde, hatte noch große Mängel, die in der Unvollkommenheit der photographischen Präparate jener Zeit begründet waren. Damals herrschte das „feuchte Collodiumverfahren"; die für dasselbe gebrauchten Präparate wurden durch die zugesetzten absorbirenden Farbstoffe rasch zersetzt und verdorben. Es stellten sich Flecke und andere Störungen ein, die den Erfolg des Processes vereitelten. Was nützte eine photographische Platte mit der schönsten Gelb- und Rothwirkung, wenn diese durch viele Flecke entstellt war, welche eine langwierige Negativretouche nöthig machten?

Allerdings gelang es mir, mit sogenannten Collodiumtrockenplatten zuverlässigere Resultate zu erhalten. Leider machten aber diese wegen ihrer geringen Empfindlichkeit sehr lange Belichtungszeiten nothwendig; dieselben dehnten sich auf Stunden aus, wenn sie für dasselbe Object mit dem alten photographischen Verfahren nur wenige Minuten betrugen. Diese Umstände schreckten den Praktiker zurück, und das Verfahren konnte demnach erst dann auf allgemeine Anerkennung rechnen, wenn es gelang, die Empfindlichkeit noch höher zu steigern und zugleich die Störungen, die oben geschildert sind, zu beseitigen.

Einen wichtigen Schritt vorwärts in dieser Richtung machte Colonel Waterhouse in Calcutta, mit welchem ich 1875 bei Gelegenheit der englischen Sonnenfinsternißexpedition auf den nikobarischen Inseln zusammentraf. Ich zeigte ihm meine gelb- und rothempfindlichen Platten, übergab ihm damit gefertigte Aufnahmen des Sonnenspectrums und animirte ihn, in dieses Forschungsgebiet einzutreten, zumal ihm dazu im

Digitized by Google

Süden die günstige Sonne zur Disposition stand, welche mich leider bei meinen Versuchen in Berlin oft genug im Stich ließ. Waterhouse willigte ein. Ich sandte ihm von Berlin aus die zu den Versuchen nöthigen Apparate und Farbstoffe, darunter auch das kürzlich von Bayer und Caro entdeckte Eosin, und nach wenigen Monaten erhielt ich die Resultate seiner Versuche, aus denen hervorging, daß Eosin alle bisher von mir angewendeten Farbstoffe an optischer Wirkung, d. h. in der Fähigkeit, Bromsilber gelbempfindlich zu machen, übertrifft.

Waterhouse's Resultate beseitigten die Zweifel, mit denen man noch vielfach meinen Angaben entgegentrat, sie machten zugleich den Praktikern Muth, sich in der Sache zu versuchen. Die ersten waren die Gebrüder Ducos du Hauron in Paris; sie suchten den Proceß in Combination mit einem Farbendruckverfahren zur Herstellung bunter Bilder zu verwerthen und benutzten das Eosin, um ihr Collodium gelbempfindlich zu machen. So evident nun auch die günstige Wirkung dieses Farbstoffs für die Gelbempfindlichkeit hervortrat, so waren doch leider die Nebenwirkungen desselben auf die photographischen Präparate ebenso nachtheilig, als die der früher von mir verwendeten Stoffe. Zu einem nachhaltigen praktischen Erfolge konnte demnach das Verfahren erst dann gelangen, als man diese Nachtheile beseitigen lernte. Hier kamen die Fortschritte der Farbenfabrication, welche den Eosinfarbstoff von seinen photographisch höchst nachtheilig wirkenden Verunreinigungen zu trennen verstand, der Sache fördernd entgegen. Geschickte Modificationen des herkömmlichen Processes halfen allmählich über noch bestehende photographische Schwierigkeiten hinweg. Ende des Jahres 1883 wendete die Firma Braun & Co. in Dornach für ihr Kunstgeschäft ein Eosinverfahren praktisch an, die Details desselben als Geschäftsgeheimniß hütend. Inzwischen war es aber auch dem Schreiber Dieses gelungen, das im Princip längst erfundene Verfahren zu einem praktisch mit Sicherheit ausführbaren Processe auszuarbeiten, welcher vom Verein zur Förderung der Photographie in Berlin im Mai 1884 einen Ehrenpreis erhielt und von demselben der Oeffentlichkeit übergeben wurde. So wurde das farbenempfindliche Collodiumverfahren Gemeingut Aller. In kürzester Zeit war dasselbe bei unseren großen Reproductionsanstalten eingebürgert. Antike Bilder, deren Aufnahmen nach den bisherigen Verfahren nicht viel mehr als schwarze Flecke ergab, erscheinen jetzt in der Photographie durchgearbeitet bis in die dunkelsten Ecken. Leistungen, wie die Aufnahmen der neuen Erwerbungen unseres Museums durch die Kaiserliche Reichsdruckerei, der Braunschweiger Galerie durch die hiesige photographische Gesellschaft, die Aufnahmen der alten Pinakothek in München durch Hanfstaengl beweisen die Bedeutung für die Reproductionstechnik auf das Evidenteste; sie veranlaßten einen namhaften Kunstkritiker zu dem Ausspruch, daß eigentlich alle bereits photographirten Gemälde mit Hülfe des farbenempfindlichen Verfahrens noch einmal aufgenommen werden müßten.*)

Die Erfindung ist aber beim Collodiumproceß nicht stehen geblieben. Seit 1878 ist demselben ein mächtiger Rivale in der Gelatine-Bromsilberplatte erwachsen, welche sich durch Empfindlichkeit, Haltbarkeit, Leichtigkeit und Reinlichkeit in der Behandlung in so hohem Grade vor der Collodiumplatte auszeichnet, daß durch ihre Einführung die Photographie fast zu einem Kinderspiel geworden ist. Künstler, Ingenieure, Gelehrte, Militärs, Forschungsreisende ꝛc. ꝛc. benutzen dieselbe für alle Zwecke, wo eine bildliche Darstellung von Nutzen ist; sie hat die Anwendung der Photographie in früher ganz ungeahnter Weise verallgemeinert. Es galt jetzt, auch diese modernen Trockenplatten farbenempfindlich zu machen. Technische Schwierigkeiten lagen hier nicht vor. Man hatte nur nöthig, mit der Gelatineplatte dasselbe zu thun, was ich elf Jahre früher mit Collodium-Trockenplatten gethan hatte d. h. dieselben mit geeigneten bekannten Absorptionsmitteln zu färben. Selbstverständlich war das Eosin der erste Stoff, den man in dieser Hinsicht mit Erfolg versuchte. 1883 kamen die ersten Eosingelatineplatten in Paris auf den Markt. Neuerdings sind noch andere Farbstoffe mit gleichem Erfolg versucht worden. Aber alle sind Derivate des Eosins. Dieselben absorbiren wesentlich das grüne und gelbe Licht, sie machen demnach grün- und gelb-, aber nicht rothempfindlich. Dem Verfasser gelang es, in dem Azalin einen Farbstoff zu finden, der neben grünen und gelben Strahlen auch die rothen absorbirt. Dadurch wurde die Herstellung von Platten ermöglicht, die auch rothempfindlich sind und durch die Leichtigkeit ihrer Handhabung auch dem Amateur Aufnahmen in den richtigen Farbenwerthen gestatten. Die Manipulation ist genau dieselbe, wie bei dem ersten Versuche des Verfassers im Jahre 1873. Die farbigen Objecte werden aufgenommen durch ein gelbes Glas, um die blauen Farben herabzustimmen. So ist die Erfindung nach mancherlei Wandlungen auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurückgekehrt. Der einzige Unterschied ist nur, daß man jetzt bessere Farbstoffe und bessere Trockenplatten zur Disposition hat, als im Jahre 1873.

Noch ein Mangel liegt aber vor: die Färbung der Platte drückt ihre Empfindlichkeit herab und macht daher die Platte weniger geschickt zu rapiden Aufnahmen, wie sie u. A. im Portraitfach nöthig sind. Auch dieser Mangel wird, das lehren die Versuche der neuesten Zeit, bald überwunden werden, und dann wird man nicht nur Oelgemälde, sondern alle farbigen Objecte mit farbenempfindlichen Platten aufnehmen.

*) Siehe „Die Photographie nach farbigen Gegenständen in den richtigen Tonverhältnissen", Berlin, bei Oppenheim, 1885.

„An der Heilquelle" von Friedrich Spielhagen.

Besprochen von Oskar Bulle.

Die neueste Dichtung Spielhagen's, eine Novelle, hat ihre erste Veröffentlichung in dem Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" gefunden. Erst nachträglich erschien sie in Buchform.*) Wenn man auch annehmen muß, daß zunächst äußere Vortheile den Verfasser zu jenem zerstückelnden Publicationsverfahren veranlaßt haben, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß auch ästhetische, also innere Gründe bestehen müssen, durch welche der feinfühlende Dichter das für jedes Kunstwerk immerhin gefährliche Zerreißen in tausend Fetzen vor sich selbst und vor seinen Verehrern wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen konnte. Die Novelle muß also von vorneherein in ihrer Anlage, wie in ihrer Ausführung zu den literarischen Erzeugnissen gerechnet werden, welchen ihr Urheber, ohne eine Verminderung ihres Eindrucks auf den Leser befürchten zu müssen, mit gutem ästhetischen Gewissen den Platz in einem Feuilleton zumuthen kann.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle Feuilleton-Dichtungen minderwerthig seien oder daß ein großer Schriftsteller, der sich zugleich als echter Dichter erwiesen hat, von vorneherein auf die periodische Veröffentlichung seiner Schöpfungen verzichten müsse. Das widerspräche vollständig der Geschichte des modernen Romans. Wohl aber soll betont werden, daß eine ästhetische Grenzlinie zwischen Dichtungen, die sich zu jener Zerstückelung eignen und solchen, deren Werth durch eine solche beeinträchtigt würde, festzuhalten ist, und daß ein feinsinniger Autor, dem man ein gutes Urtheil über die eigenen Werke zutrauen darf, gewiß nicht ohne innere Motivirung eine Dichtung in die Hände eines Feuilletonredacteurs legen wird. Wenn Spielhagen das Letztere mit seiner neuen Novelle that, werden wir, wie gesagt, in dieser selbst wohl auch die ästhetischen Entschuldigungsgründe für dieses Verfahren auffinden können.

Fragt man sich, welches wohl die Eigenschaften sind, die eine Prosadichtung für die Veröffentlichung in einer Zeitung qualificiren, so wird man zunächst hinsichtlich des Inhaltes zugeben müssen, daß ein Roman, welcher sich die in poetisches Gewand gehüllte Entwicklung eines tieferen ethischen, socialen oder philosophischen Gedankens zum Ziel gesetzt hat, sich schwerlich für ein Feuilleton eignen und schwerlich von Zeitungs-

*) Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 8°, 432 S.

Digitized by Google

lesern in seinem Werthe anerkannt werden würde. Spielhagen's große Romane, die sich mit socialen Problemen beschäftigten, würden also wohl kaum zu einer Veröffentlichung in einer Tageszeitung für passend befunden worden sein; sie sind auch, soweit mir bekannt ist, sogleich in Buchform erschienen. Andererseits muß auch hinsichtlich der Ausführung und der äußeren Form für Feuilleton-Erzählungen der Grundsatz festgehalten werden, daß weniger das schwere Geschütz tiefsinniger Entwickelungen und gedankenreicher Erörterungen in ihnen spielen darf, als vielmehr das leichte und rasch hinrollende Musketenfeuer der graziös und abwechselungsreich geführten Erzählung. Eine Hervorhebung des episodischen Beiwerks, eine Beschränkung der eigentlichen Entwicklung der Handlung auf wenige, spannungsvoll und rasch sich abspielende Scenen, eine weniger auf psychologischen Begründungen als auf äußeren, sich leicht einprägenden Vorgängen beruhende Verknüpfung des Knotens und eine entsprechende Lösung desselben werden die charakteristischen Merkmale einer wirkungsvollen Feuilleton-Dichtung ausmachen.

Wenden wir diese Begriffsbestimmungen auf die neue Spielhagen'sche Novelle an, so finden wir, daß sie in der That als das Muster einer Zeitungs-Erzählung gelten kann, unbeschadet ihres günstigen Eindrucks in Buchform. Der Verfasser hat sie in vollkommen correcter Weise als „Novelle" bezeichnet, denn ihren Inhalt bildet nicht die phasenreiche Entwicklung einer Lebens- oder Herzensgeschichte, sondern der auf den knappen Zeitraum eines Badeaufenthaltes beschränkte Abschluß eines in seinen Anfängen weit vorausliegenden Freundschaftsverhältnisses. Mit der Ausführung aber greift der Verfasser in das bunte und ebenso rasch sich entfaltende wie wieder auseinanderströmende Leben eines sich zufällig zusammenfindenden Kreises hinein und schöpft einige Momente aus dem großen Strome des Geschehens heraus, die er wie glitzernde und funkelnde Perlen vor unseren Augen hinrollen läßt.

Die Heilquelle, um die sich die bewegte Gesellschaft der Spielhagen'schen Novelle schaart, sind die Thermen von Baden-Baden. Die Menschen aber, die sich dort nur für wenige Wochen begegnen, stammen zum großen Theil aus dem märkischen Sandboden, und es ist Berliner Leben, das uns dort im Süden, natürlich mit den nöthigen Modificationen, entgegentritt. Eine Frau Generalin mit ihrer Tochter Kora bildet den Mittelpunkt des Kreises; ihr Schwiegersohn, Baron v. Osseck, früherer preußischer Gardeofficier, mit seiner Gemahlin Hilda und ein Freund des Hauses, der medicinische Professor Eschenburg schließen sich um sie zum engeren Familienbunde; zu diesem in Beziehung stehen eine junge kokette Geheimräthin, frühere Jugendfreundin der Tochter der Generalin, ihr abgedankter Verehrer, Oberst Krell, der eine schwer reiche jüdische Banquierstochter geheirathet hat, ihr dermaliger Liebhaber, ein junger Privatdozent, und ihr Bruder, ein lebenslustiger Officier. Alle diese Personen sind in Berlin heimathberechtigt. Zwei englische Familien und einige Junggesellen, die international sind, bilden die Staffage für diesen Berliner Gesellschaftskreis.

Kora ist die Hauptfigur in der Erzählung und die ideale Gestalt, die der Dichter mit all dem ihm zu Gebote stehenden poetischen Reiz umkleidet hat. Sie ist älter und ernster als ihre jung verheirathete Schwester Hilda; sie hat des Lebens schwerstes Loos schon kennen gelernt: eine unerwiederte und für immer unerfüllbare Liebe. Sie mußte zusehen, wie ihr braver Schwager Osseck, den sie leidenschaftlich liebte, ihre jüngere Schwester heimführte. Als ein wahrer Freund in ihrer Herzensnoth hat ihr stets der Jugendgespiele Osseck's, Professor Eschenburg, beigestanden; während der Fieberdelirien einer schweren Krankheit hatte sie ihm ihr Geheimniß verrathen, und er hatte es treulich bewahrt, durch gleichen Kummer empfänglich gestimmt, denn auch er liebte hoffnungslos: die Gattin seines Freundes Osseck.

So sehr diese Vorgeschichte, über die wir gleich im Eingange unterrichtet werden, die Grundanlagen zu einer Dichtung nach Art der Wahlverwandtschaften zu enthalten scheint, so wenig stimmt die weitere Entwicklung jenes Liebesquartetts mit dem Gange des Goethe'schen Romans überein. Kora und Eschenburg sind nicht nur durch das doppelte Geheimniß ihrer beiderseitigen unglücklichen Liebe aneinandergefesselt, sondern schließen sich noch enger zusammen, weil ihnen die Erfüllung einer schweren und heiligen Pflicht obliegt, nämlich die Versöhnung des Osseck'schen Ehepaares. Auf seltsamen Pfaden ist der unheimliche Geist des Mißtrauens und der Zwietracht in die Herzen dieser jungen Eheleute eingeschlichen. Osseck hat heimlich die Vermögensverhältnisse seines väterlichen Freundes, des Generals, der auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden hat, geordnet, und hieraus hat sich das Gerücht entsponnen, das später auch zu den Ohren seiner jungen Frau seinen Weg fand, er habe ein Liebesverhältniß mit seiner damals noch jugendlichen Schwiegermutter gehabt. Hilda glaubt anfangs diesem unsinnigen Gerede. Sie foltert sich selbst mit dem schweren Gedanken, Osseck habe sich durch seine Verheirathung mit ihr gleichsam von ihrer Mutter losgekauft, sie verliert alles Zutrauen, alle Offenheit ihrem Manne gegenüber, sie beginnt, ihn zu hassen. In einer erzwungenen Anwandlung des Leichtsinns läßt sie sich vor den Augen ihres Mannes von jenem jungen Officier, dem Bruder ihrer Jugendfreundin Poly, den Hof machen, sie verliert alles Gleichgewicht und bringt es schließlich dahin, daß ihr Mann, der lange vergeblich nach dem Grunde ihrer Abneigung geforscht hat, sich stolz von ihr abwendet und seinen Kummer am Spieltisch zu betäuben sucht.

Für Kora und Eschenburg entsteht die schwere Aufgabe, alle Gründe für die Mißstimmung zwischen den geliebten Menschen zu beseitigen; sie ist um so schwerer, als Beide das volle Maß der Selbstüberwindung dabei auskosten und die heimliche Liebe, die sie selbst im Herzen tragen, unterdrücken müssen. Es gelingt ihnen zunächst, die äußeren Hindernisse des ehelichen Friedens zu beseitigen; Hilda überzeugt sich, daß sowohl jenes Gerücht, welches von einem Liebesverhältniß ihres Mannes zu ihrer Mutter fabelte, als auch das später auftauchende, daß Osseck die kokette Geheimräthin auszeichne, unwahr seien, ebenso wird ihr Mann inne, wie geringfügig jenes Lieutenants Höflichkeiten gegen seine Frau in ihren Augen erscheinen; aber trotzdem finden beide Eheleute das gegenseitige Vertrauen nicht wieder. Im Gegentheil, es wächst die beiderseitige Eifersucht um so höher, als Hilda zu bemerken meint, daß ihr Mann ihre Schwester liebe und immer geliebt habe und umgekehrt Osseck an einen Herzensbund zwischen Eschenburg und Hilda zu glauben beginnt.

An dieser Stelle hat die Erzählung ihren Höhepunkt erreicht. Eine Lösung nach verschiedenen Seiten hin ist möglich. Eine Scheidung des Ehepaares und die darauf folgende Vereinigung der sich liebenden und für einander geschaffenen Menschen, der ernsten Kora mit dem einfachen Osseck, der geistreichen Hilda mit dem gelehrten Eschenburg, erscheint als das Zunächstliegende. Die Spannung ist geschickt und erfolgreich aufs Höchste gesteigert.

Spielhagen hat an diesem Punkte seiner Novelle nicht nur seine Meisterschaft in der Gruppirung der Thatsachen, in der Stellung des Problems bewährt, sondern auch, was noch mehr gilt, seine tiefsinnige und ernste Auffassung vom menschlichen Herzen deutlich offenbart. Kora und Eschenburg, die uns von vorneherein als edle, selbstlose Naturen geschildert werden, dürfen jetzt am wenigsten jene Eigenschaft verleugnen. Sie opfern ihre eigene heiße Sehnsucht nach der Erfüllung ihrer einstigen Liebesträume der Pflicht, die sie jenem Ehepaare gegenüber auf sich nahmen. Hilda flüchtet sich in ihrer Verzweiflung an das Herz Eschenburg's, sie glaubt dort Genesung von ihren Liebes- und Eifersuchtsqualen zu finden:

„Und beide Arme um seinen Nacken schlingend, schmiegte sie das glühende Gesicht an seine Brust, mit den thränenfeuchten Augen schwärmerisch zu ihm aufschauend.

Für einen Moment war er starr vor süßem Entsetzen. Wie ein Blitz lag vor ihm ausgebreitet das Paradiesesland seiner seligsten Träume und klaffte der schwarze verschlingende Abgrund zu seinen Füßen. Als müßte er sie, sich selbst von dem Abgrunde reißen, löste er ihre Arme, drängte sie von sich weg in den Sessel und kniete an ihrer Seite, stammelnd mit bebenden Lippen:

Hilda, geliebtes Kind — einst — einst! jetzt nicht mehr — nimmermehr!

Und nun war sie es, die ihn von sich drängte und, aufspringend, vor ihm, der sich zugleich erhoben hatte, dastand mit blitzenden Augen:

Digitized by Google

Sie lieben Kora!

Und wenn ich es thäte!

Wenn! ich habe die Wenn übersatt. Lieben Sie Kora oder nicht?

Ja.

Er hatte den Muth, ihr fest in die flammenden Augen zu sehen und auch nicht zusammenzuzucken, als sie zu wanken schien, während eine tödtliche Bläße ihr Gesicht überdeckte.

Dann mußte er doch wohl weggeblickt haben. Als er bei dem Rauschen ihres Kleides aufschaute, sah er nur noch die leichte entschwebende Gestalt, hinter der sich alsbald die Portière schloß.

Er nickte ihr tief aufathmend nach: Leb' wohl! Es mußte sein — für mich und Dich!"

Kora hat in derselben Stunde, ohne von jener Scene und dem Geständniß Eschenburg's Etwas zu ahnen, ein Gespräch mit ihrem Schwager Osseck. Sie redet mit all ihrer Schwesterliebe in ihn hinein, daß er sein Mißtrauen Hilda gegenüber aufgebe.

„Das ist abscheulich von Dir, murmelte Kora, während ihr die Thränen aus den starren Augen liefen.

Gar nicht, sagte er; oder es war nur abscheulich dumm von mir, daß ich so spät dahinter gekommen bin ... Aber freilich, die geistreiche Hilda und der geistreiche Professor — das thut's! Damit kann man Staat machen — und ein Haus! — Was für eins! In das die gelehrtesten Leute kommen! Und die gelehrteste Conversation führen, daß so ein dummer Teufel wie ich nur Mund und Nase aufsperren kann! Nach Berlin, sagst Du? Natürlich nach Berlin, wohin denn sonst? Aber ohne mich, wenn ich bitten darf! Ich werde doch noch so viel Lebensart haben?

Er lachte wieder, nicht so laut als vorhin ... Kora war in Verzweiflung ... Und urplötzlich, als hätte es ihr ein Gott gegeben, und nicht sie es sprach, sondern er aus ihr heraus, kam es über ihre bleichen Lippen in klaren, ruhigen Tönen, denen sie wie einer fremden Stimme lauschte:

Du irrst Dich. Nicht Hilda ist es, die Eschenburg liebt; ich bin es

Er fuhr zusammen, als wäre ein Donnerschlag über ihn geschehen, und starrte sie an, als wäre sie eine Erscheinung.

Das — das hat er Dir gesagt? stammelte er.

Ja.

Und Du — Du liebst ihn wieder?

Ja.

Seit wann denn? großer Gott, seit wann?

Immer! von immer her! Geh jetzt! ich will allein sein — ich bitte Dich, geh!

Er hatte sich langsam erhoben ... An der Thür wandte er sich und blickte, den Kopf schüttelnd, nach der einsamen Gestalt dahinten auf der Bank; dann klirrte die Thür hinter ihm.

... Sie strich sich über die Stirn.

Er wird es ja nie erfahren. Und wenn es doch geschehen sollte: er wird mir nicht zürnen. Er wird begreifen, daß ich nicht anders konnte."

Diese beiden Bekenntnisse — wie Nothlügen in edelster Absicht ausgesprochen erscheinen sie den Bekennenden selbst — verfehlen ihre Wirkung nicht. Osseck und Hilda wissen nun, daß es nur Schatten waren, die sich zwischen sie drängten, nicht leibhaftige Gebilde, sie finden kurze Zeit darauf Gelegenheit, ein gemeinsames Liebeswerk zu thun, sie müssen wieder vertraulich mit einander verhandeln und Beschlüsse fassen, ihre lange mühsam zurückgedrängte und verdunkelte Liebe bricht sich dabei stürmisch Bahn, und nach langem Dunkel erstrahlt ihnen wieder das hellste Glück der Versöhnung. Sie waren an der rechten Heilquelle.

Und Kora und Eschenburg? Wie Schuldbewußte gehen sie neben einander her inmitten des Glückes, das sie selbst gestiftet haben. Auf einem Feste, an welchem eine längst erwartete Verlobung unter allgemeinem Jubel proklamirt wird, bringt Osseck in sie, daß sie sich selbst nun endlich auch öffentlich als Liebende bekennen möchten; er nimmt ihre Verlegenheit als ein Zeichen der Bejahung, erhebt sich, klingt an das Glas und verkündet vor der Welt, daß Kora und Eschenburg sich gefunden. Beide glauben die Folgen ihrer Nothlügen wenigstens eine Zeit lang vor der Welt auf sich tragen zu müssen; sie ergeben sich in das allgemeine Glückwünschen. Als sie auf dem Heimweg durch den Wald sich dann zusammenfinden, bespricht Eschenburg stockend, verlegen, schmerzerfüllt, wie sie es in Zukunft halten wollten; daß sie den Schein des Verlobtseins eine Zeit lang aufrecht erhalten müßten, dann wollten sie das Bündniß auch vor der Welt wieder lösen ....

„Sie werden einen Mann finden, — keinen, der Ihrer völlig würdig wäre — aber einen würdigen Mann doch, und der auch zu Ihren jungen Jahren besser paßt, und —

Er konnte nicht weiter sprechen. Sie hatte ihm, ihre Hand entziehend, beide Arme um seinen Hals geschlungen und ihre Lippen fest auf seinen Mund gepreßt.

Und nun ruhte ihr Kopf an seiner Brust.

Jetzt schickst Du mich nicht wieder weg! nicht wahr, jetzt nicht mehr? jetzt ist es keine Lüge mehr; jetzt darf ich aller Welt sagen: ich liebe ihn! Dich! Dich! Du Guter! Du bester aller! Und Du liebst mich? Sag' mir's, daß Du mich liebst!

Ich liebe Dich und habe Dich immer geliebt."

Auch sie beide sind also an der rechten Heilquelle gewesen. Aus Selbstverleugnung und redlicher Pflichterfüllung, die sie in wahrer Freundschaft vereint auf sich nahmen, war für sie die Blume der echten und starken Liebe erblüht, die vielleicht nicht so heiß glühte, wie ihre erste Leidenschaft, aber nicht minder kräftig sich erweisen sollte.

So endet dieser kurze Aufenthalt „an der Heilquelle" für Alle segens- und freudenreich.

Es bedarf der Hand eines Dichters, um die feinen Fäden, welche aus dem Freundschaftsverhältniß, das anfangs zwischen Kora und Eschenburg besteht, hinüberführen zu ihrer Liebe, geschickt und scheinbar unbemerkt anzuspinnen. Spielhagen ist ein Meister in solchem künstlerischen Gewebe. Schritt vor Schritt, ohne sich je zu überstürzen oder nur zu übereilen, führt er die immer stärker und deutlicher werdende Hinneigung dieser beiden edlen Seelen zu einander ihrem Endpunkte, der wahren Neigung entgegen, und läßt uns schon lange vor jener inneren Katastrophe, die in den Nothlügen zu ihrem unbewußten Ausbruche gelangt, ahnen, daß sich nicht nur die Seelen, sondern auch die Herzen jener Beiden noch begegnen werden. Deshalb empfinden wir aber auch einen wohlthuenden, beruhigenden Hauch, der uns aus dieser Dichtung trotz aller Bewegung, die in die Handlung gelegt ist, entgegenweht.

Daß auch das schmückende Beiwerk mit vollendeter Accuratesse und großem dichterischen Können ausgeführt ist, braucht man bei einem Spielhagen'schen Werke kaum noch besonders zu erwähnen. Abgesehen von der trefflichen und plastischen Wiedergabe des Hintergrundes der Handlung, des herrlichen Waldthales von Baden-Baden mit der es durchfluthenden internationalen Menschenwelle, sind die Nebenfiguren in der Erzählung überraschend mannigfaltig und treu charakterisirt. Man erhält den Eindruck, daß der Dichter, wie immer, einen frischen Griff ins volle Menschenleben gethan hat und nicht nach Abstractionen uns etwas verschematisirt. Spielhagen schafft nicht Menschentypen, sondern schildert Einzelexemplare der vielbesungenen Species; dieses dichterische Vermögen verleiht seinen Werken den Stempel des echten Realismus. Der alte satirische Lebemann, der aus Verzweiflung die reiche Banquierstochter heimführte, die kokette, sinnliche, ränkevolle Geheimräthin, der dummstolze Privatdozent in seinem Jägercostüm und der leichtsinnige, aber gutmüthige junge Officier sind solche Beispiele der realistischen Schöpfungskraft in dieser neuen Novelle. Die vielen humoristischen Einfälle und Scenen, welche das Ganze schmücken, die zuweilen erschütternden Episoden, welche geschickt eingeflochten sind, sind ein weiterer Beweis für die ungeschwächte Gestaltungskraft des größten Romandichters der Gegenwart, welcher uns hoffentlich noch lange mit ähnlichen Gaben seines Talentes erfreuen wird.

Digitized by Google

Niederländische Eindrücke.

Reiseplauderei von Ludwig Hevesi.

Von Antwerpen nach Amsterdam ist es ja nur ein Sprung, dachte sich diesen Sommer der Ausstellungsbummler und fuhr richtig nach Amsterdam. Ein Sprung, warum nicht gar; schon der alte Lateiner hat das besser gewußt, als er das Naturgesetz aussprach: „In der Natur gibt es keinen Sprung". Auf der Landkarte freilich, da liegen die gesammten Niederlande so dicht bei und durch einander, wie in einer geographischen Umarmung, aber das sogenannte Eisenbahnnetz, welches sich so engmaschig ansieht, daß man glaubt, in diesem Lande gleichzeitig da und dort sein zu können, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als ein Knäuel von Bummelzügen und Privatbahnen, welche gar nie ankommen, irgend einen „Grand Central" u. dgl. allenfalls ausgenommen.

Thatsache ist, daß diesen Sommer Zehntausende hinübergebummelt sind nach dem immergrünen Lande, in dem man das grüne Gras im Vorbeifahren deutlich wachsen hört, in dem die Kieselsteine (die es übrigens gar nicht gibt) lauter Edamer Käse sind und bei einem so entwickelten Eisenbahnwesen kein einziger Tunnel vorkommt. Letzterer Mangel beraubt freilich das liebe Ländchen einer ganzen und zwar sehr zahlreichen Classe von Touristen, der Tunnel-Bummler nämlich, welche jetzt im Sommer ihre Heimath verlassen mit dem ausgesprochenen Vorsatz, geschwind den Mont Cenis, den Gotthard und den Arlberg zu durchfahren und dann hübsch wieder heimzukehren. Ich begegnete erst vor einigen Wochen auf der Arlbergbahn einer also gearteten Gesellschaft, welche mit Entrüstung constatirte, daß ihr Zug durch den Tunnel nur 17 Minuten lang gefahren sei, während man ihnen doch vorgespiegelt habe, die Durchfahrt dauere volle 25 Minuten. Sie erachteten sich daher als schmählich übervortheilt und begehrten durchaus noch ein Supplement von 8 Minuten rollenden Dunkelarrestes mit Kohlenqualm, um ihr baar bezahltes Vergnügen auch bis auf die Neige zu genießen.

Leider wissen die wenigsten Leute, wie sie in Holland praktisch und bequem reisen sollen. Und es ist doch so leicht, es sich dort so einzurichten, daß Einem fast jede öffentliche oder private Dienstleistung mit der größten Beflissenheit entgegengebracht werde. Um dies zu erzielen, bedarf es nur eines Kunstgriffes. Man kaufe sich nämlich vor der Abreise dahin ein Packet „Senorita"-Cigarren der Firma Jaime Perez, die man in jedem Tabakladen bekommt. Ein Nichtraucher braucht sie nicht zu rauchen, wohl aber löse er das blau-gelbe Band, mit dem sie umwickelt sind, und knüpfe es als Schleife in sein Knopfloch. Diese selbstertheilte Auszeichnung ist von geradezu magischer Wirkung. Ein besonderes Coupé auf der Eisenbahn, der einzige Gepäckträger des Bahnhofes, die reinste Victoria (lies „Droschke"), ein freies Zimmer in einem vollen Gasthof, schwefellose Zündhölzchen in seinem Zimmer, kurz Alles steht ihm zur Verfügung, ja er wird selbst gratis in den Amsterdamer Thiergarten eingelassen, als wäre er ein Eingeborener, obgleich sonst die „vreemdelingen" ihren halben Gulden erlegen müssen. Und das Alles wirkt ein Bändlein an der rechten Stelle, wenn es nur auch von der rechten Firma stammt.

Und dann glauben die Meisten, es sei zu ihrem Fortkommen Gott weiß wie förderlich, daß sie deutsch verstehen, ja sprechen können, sintemalen diese Sprache der holländischen so ähnlich sei. Aber weit gefehlt; besser wär's beinahe, sie verstünden kein Wort Deutsch, denn mancher Irrthum bliebe ihnen dann erspart. Wahr ist es, die Wörter sehen sich sehr ähnlich, leider nur haben sie ganz andere Bedeutungen. Sie wollen sich z. B. die Haare kürzen lassen und treten daher bei einem Friseur ein. Um deutlich zu sein, sagen Sie ihm nur ganz kurz: „Scheeren"; auf die holländischen Conjugationen verstehen Sie sich ja ohnehin nicht, und ein Versuch in dieser Richtung könnte den Haarkünstler nur irre machen. Da nimmt der Mann ein Becken hervor, seift Sie ein und setzt auch schon das Messer an, um Sie zu barbieren. Unter „Scheeren" versteht man nämlich in Holland „rasiren". Oder Ihre Frau Gemahlin sitzt auf ihrer Stube im Gasthof und wünscht etwas vom Zimmermädchen. Sie drückt also an jenem internationalen Knopfe, der die entsprechende Elektricität entfesselt. Das „meisje" (worunter auch kein Mäuschen, sondern ein Mädchen zu verstehen) erscheint und fragt halb deutsch, halb holländisch ganz freundlich: „Madame haben gebellt?" Madame ist selbstverständlich entsetzt, sie ruft Sie als legitimen Beschützer und eventuell Rächer zu Hülfe, Sie gehen mit einer Klage ans Büreau des Hotels und hören zu Ihrem Erstaunen, von einer Unhöflichkeit sei da keine Rede, die komme in diesem Gasthof überhaupt nicht vor, „gebellt" bedeute eben auf Holländisch „geschellt, geläutet", von dem Verbum „bellen", d. i. „läuten".

Uebrigens scheinen die Holländer auf derartige Mißverständnisse gefaßt zu sein und für deren Vermeidung bei Zeiten vorzusorgen. In der Wirthsstube des freundlichen Gasthofes zu Zaandam (hoch Peter der Große!) sah ich einen auffallend beleibten Octavband auf dem Claviere liegen, welches soeben vom kugelrunden Haustöchterlein mit einem Walzer aus dem „Bettelstudent" nervös gemacht wurde. Als pflichtbewußter Bücherwurm schlug ich das Buch sofort auf, und siehe da, es war keineswegs ein schlafbefördernder holländischer Familienroman, sondern ein viersprachiges Wörterbuch, zum allgemeinen Gebrauche aufgelegt, um den Angehörigen von vier Völkerschaften das Zungenbändchen zu lösen. Der handliche Verdolmetschungs-Apparat schien mir sehr praktisch, doch bezweifle ich, ob alle Fremden, die so in einem berühmten Lande herumreisen, auch im Stande sind, sich eines Wörterbuches zu bedienen. Manches drastische Beispiel reisender Unbildung ist mir nämlich da oben begegnet. Da stand z. B. im Amsterdamer „Paleis" vor einem der vielen Basreliefs eine Gruppe und buchstabirte mit mehreren Augengläsern an der Inschrift herum, welche nach verschiedenen mißlungenen Anstrengungen ganz richtig folgendermaßen gelesen wurde: „Arion sur le dauphin". Damit war aber den Herrschaften noch lange nicht gedient, denn nun verstanden sie die Scene erst recht nicht. Sie riethen hin und her, was diese Worte und die seltsame Darstellung wohl bedeuten möchten, bis meine Barmherzigkeit ihnen zu Hülfe kam. Ich erläuterte ihnen die Inschrift wie folgt: „Der Sänger Arion, auf dem Kronprinzen von Frankreich reitend". Damit waren sie zufrieden, dankten verbindlich und marschirten um einen Saal weiter.

Noch bezeichnender war folgende Scene im Eisenbahncoupé. Außer mir saßen darin ein in Rotterdam ansässiger Franzose und vier Herren von sehr auffallendem Aussehen. Es war ein Vater mit drei Söhnen, sämmtlich von gelbsüchtiger Gesichtsfarbe, mit rabenschwarzem, buschigem Haar und die starke Raubvogelnase mit einem dicken schwarzen Schnurrbart unterstrichen. Außer einer unverständlichen Muttersprache konnten sie nur noch Französisch, der Vater am wenigsten, die Söhne etwas mehr. Ich hielt sie für Rumänen, bis der Franzose mit ihnen zu plaudern begann und herauskriegte, daß sie aus Buenos-Ayres stammten. Offenbar kamen sie direct über Paris, denn ihre Kleidung war funkelnagelneu und nach dem letzten Modejournal, nur paßte sie nicht gerade für eine Reise. Die vier spiegelblanken Cylinderhüte machten sich ganz sonderbar im Eisenbahnwagen, und dazu die hellgrauen Jäckchen von geradezu lakonischer Kürze, und die unverhältnißmäßig breiten Kragen und Manchetten, die bunten Cravatten und das viele schwergoldene Schmuckwerk. Der Pariser hat für diese Art exotischer Fremdlinge einen eigenen Spitznamen erfunden, er nennt sie „rastaquouères" und macht sich einen eigenen Sport daraus, sie lächerlich anzukleiden und mit einer ironischen Hochachtung auszuplündern. Auch unser vierblättriges Kleeblatt hatte also auf seiner Europa-Tour augenscheinlich in Paris Halt gemacht, um sich vor Allem „europäisch" auszustaffiren, und nachdem dies geschehen, reiste es nun wohlgemuth in die dickste Civilisation hinein. Der Franzose setzte eine gewisse Protectorsmiene auf und erklärte ihnen, wie unerfahrenen Kindern, die Verhältnisse dieses Landes. Dabei stellte sich alsbald heraus, daß die Vier zusammen von Europa wenig mehr wußten, als was aus den bunt colorirten Programmen der überseeischen Dampferlinien

Digitized by Google

zu erfahren war. Sie kannten z. B. Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam, aber nur zwei von ihnen hatten je etwas von Brüssel gehört, und der Haag war allen Vieren ganz fremd. Brüssel und der Haag haben nämlich keinen directen Schiffsverkehr mit Buenos-Ayres und stehen daher auf keinem der illustrirten Courstableaux verzeichnet. Von Amsterdam gedachten sie nach Hamburg und Bremen zu reisen und von dort über London nach Hause; das sei ja doch so ziemlich alles Interessante in Europa, . . . vielleicht würden sie auch noch einen Abstecher nach Bordeaux und Lissabon machen, um sich selbst den Weinbedarf ihres Hauses für ein Jahr zu besorgen. Selbstverständlich sprach der Franzose, da man sich doch in einem specifischen Kunstlande befand, auch von Bildern. „Ah, Sie müssen jedenfalls die berühmten Rembrandt sehen", sagte er. — „Rem . . . Rem . . ., wie sagten Sie?" entgegnete der Vater. — „Rembrandt", wiederholte der Franzose, „den berühmten holländischen Maler Rembrandt". — „Ach ja, Remblandt, Remblandt", rief der Besitzer von zwei Millionen wilden Rindern und Pferden an den Ufern des Parana, „gewiß, den Remblandt möchte ich sehen." — „Und dann", fuhr der Franzose fort, „sollten Sie hier in Rotterdam, wo wir gleich hingelangen, Ihre Fahrt unterbrechen und ins Museum gehen, wir haben ja hier die beiden schönsten Ary Scheff', die es überhaupt gibt." (Als echter Franzose sagte er Scheff' statt Scheffer.) — „So, die schönsten?" fragte der Vater mit großen Augen, „wie heißt der Mann?" — „Ary Scheff', der berühmte Ary Scheff'! O, man kann doch nicht an Rotterdam vorbeifahren und die beiden Ary Scheff' nicht sehen!" — „Also beide Chefs sind zu sehen? Was für Chefs sind sie denn?" — „Scheff' das ist der Name, wissen Sie; Ary Scheff', der berühmte Maler, der hier in der Nähe geboren ist." — „So, so, so; aber Sie sagten ja, wenn ich recht gehört, daß zwei zu sehen wären." — „Gewiß, nämlich zwei Bilder von ihm, die schönsten Ary Scheff's der Welt!" Nun denke man sich, wie diese halben Patagonier, welche den Namen Rembrandt nie gehört hatten, sich von ihrem zuvorkommenden Reisegefährten überreden ließen, man könne schlechterdings nicht an Rotterdam vorbeifahren, ohne die dortigen „Ary Scheff's" gesehen zu haben. Wenn wir nach Hause kommen, mochten sie sich denken, wird die erste Frage unserer gebildeten Bekannten ohne jeden Zweifel sein: „So, Sie waren in Europa, natürlich haben Sie die beiden Ary Scheff's in Rotterdam gesehen?" Da wollen wir uns denn doch nicht blamiren und sie nicht gesehen haben. Und sie stiegen wahrhaftig in Rotterdam aus, ließen sich auf ihren bis Amsterdam gelösten Billets durch den Stationsvorstand die Unterbrechung bescheinigen und fuhren mit dem Franzosen in die Stadt, um sich geschwind die große Merkwürdigkeit, die beiden „Ary Scheff's", anzusehen. Was sie sich wohl gedacht haben mögen, als sie diesen beiden, für sie unverständlichen Illustrationen zu Schiller's „Eberhard dem Greiner" gegenüberstanden! . . . Arion auf dem Kronprinzen von Frankreich reitend. — — —

Was mich selbst diesmal nach Holland führte, war im Allgemeinen das Bedürfniß, von Belgien auszuruhen. Belgien ist eine Anstrengung, Holland eine Mußestunde. Belgien dampft, pustet, tost, braust, hat den Teufel im Leibe; Holland gähnt vor stillem Behagen und schnarcht wohl ein wenig im Schlafe, aber es schläft doch wenigstens. Und dann war es mir schließlich zu bunt geworden, daß in Belgien jeder Mensch, mit dem ich sprach, mir sofort die Adreßkarte irgend einer Brüsseler Spitzenfabrik aufdrängte, bei der ich meinen (jedenfalls äußerst dringenden) Spitzenbedarf am vortheilhaftesten würde decken können. In Holland, dachte ich mir, werden mich endlich die Brüsseler Spitzen von Bôval-Debeck (Brüssel, Rue Royale 74), Charles Berbigette (Antwerpen, marché aux souliers 27), F. Diegerick (Antwerpen, place verte 6) u. s. f. in Ruhe lassen. Ich hatte mich auch nicht getäuscht. Holland ist das Land des ewigen Friedens, wo selbst die Socialisten, wenn sie sich einmal zu einem telegraphirenswerthen Auflauf zusammenthun, anständigerweise erst die Polizei ersuchen, ihre Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit keine Unordnung geschehe. Mit einer wahren Rührung sah ich im Haag die Rehe rudelweise auf der öffentlichen Promenade weiden; gewiß waren auch etliche Pardel unter sie gemischt, wie einstmals im Edengarten, und thaten ihnen nichts zu Leide. Der Haag ist auch gewiß nur zufällig nicht der Geburtsort Elihu Burritt's geworden, gab es doch Tage daselbst, an denen das heftigste Getöse, das mir zu Ohren kam, die Entfesselung einer Flasche spuitwater, d. i. Sodawasser, war. Allerdings sind die meisten Einwohner königlich niederländische „leveranciers", d. i Lieferanten, welche sich bekanntlich immer sehr solide aufführen. Klingt das vielleicht ironisch? Es war jedenfalls meinerseits aufrichtig empfunden, daß ich mir im Stillen vornahm, so bald als möglich wieder in dieses Land zurückzukehren, wo man nicht schreit, noch hastet, noch sich gegenseitig auf die Zehen tritt, noch nervös ist . . . und wo man trotzdem, wenn die Weltgeschichte einmal das Bedürfniß nach etwas Epischem oder Tragischem hat, in die Themse hinaufsegelt bis unter London, oder einen Bogen seines ungeheuern Hauptbuches mit dem Blute irgend eines Oldebarneveldt rubricirt, oder auch etliche De Witt's in ganz kleine Stückchen zerreißt. Es ist eigentlich gar nicht recht begreiflich, wie diese ruhigen, gesetzten Leute das in ihrer Jugend, vor etlichen hundert Jahren, zuwege gebracht haben.

Es gibt Leute, welche Holland langweilig genannt haben. Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß diese Leute nichts von Langeweile verstehen und von Holland noch weniger. Nichts als grüne Wiesen, sagen sie. Um Vergebung, geehrte Tadler, man sieht auch Sanddünen, besonders gegen das Meer hin. Und die vielen Kühe, sagen sie, alle schwarz und weiß gefleckt. Nochmals um Vergebung, ich habe auch mehrere gesehen, die weiß und schwarz gefleckt waren. Und dann diese faden Canäle, räsonniren sie weiter, mit ihrem stillen, grauen oder blauen Wasser. Grau? Blau? Ich versichere die Betreffenden, daß ich Canäle gesehen habe, mit Wasser, das wie die feinste Erbsenpurée aussah, so dick lag der köstlichste, lichtgrüne Pflanzenmoder darauf. Aber die ewigen Windmühlen mit ihrem immer gleichen Gefuchtel! Das ist der letzte Trumpf der Anti-Holländer. So, also auch die Windmühlen wären langweilig? Wer diese Windmühlen nicht aus eigener Anschauung kennt, mag danach wohl glauben, Windmühle sei Windmühle, und wer eine gesehen, habe sie alle gesehen. Welcher Irrthum! Es gibt vielleicht nicht zwei Windmühlen in Holland, die sich gleichen. Das ist die ewige Abwechslung. Bald sieht sie aus wie eine Crinoline, bald wie eine große Glocke, bald wie ein Vogelbauer; hier steht eine, die einem Schilderhause gleicht, dort eine andere, die aus dem Umbau eines Bienenkorbes entstanden sein muß; hier ein weißgetünchter Leuchtthurm, dort eine hellgrüne Riesenheuschrecke mit bretternen Flügeldecken; hier eine Kapelle zum heiligen Aeolus, dort ein Faß des Diogenes. Ich war immer wieder gespannt, welche neuen Formen ich noch erblicken würde, und wenn ich einem holländischen Landschaftsmaler rathen kann, stelle er nur geschwind ein Album von Windmühlen zusammen, er wird selbst erstaunen, wie viele Charakterköpfe er unter ihnen findet.

Es ist schon richtig, daß Holland auch Enttäuschungen bereitet und daß man manchen Reisezweck gar nicht erreicht. Was hatte ich mich z. B. darauf gefreut, im Amsterdamer Thiergarten den Cryptobranchus japonicus, den japanischen Riesensalamander, persönlich kennen zu lernen, über den einst mein verehrter Anatomie-Professor Hyrtl, der geistreichste Mensch, der jemals Menschenfleisch tranchirte, eine so monumentale Monographie schrieb. Ach, ich wäre diesem Cryptodingsda entgegengetreten, wie einem wieder lebendig gewordenen Stück meiner eigenen Jugend; ich hätte ihn vielleicht gerührt umarmt wie einen Wiener Universitätsgenossen, mit dem ich vor zwanzig Jahren in der Alservorstadt, gegenüber dem Allgemeinen Krankenhause, manches Stündlein emsig verkneipt. Er hätte mich vielleicht nicht gleich erkannt, hätte mich möglicherweise auch etwas von oben herab behandelt, denn er ist ein Riese unter den Salamandern, während ich nur ein Menschlein unter den Menschen bin. Aber gewiß, wir hätten uns zuletzt doch verständigt und wohl gar ein exercitium salamandri zusammen gerieben. . . . Und nun komme ich in den „artis" (so heißen sie in Amstelodamum den Thiergarten, mit einer Abbreviatur, wie sie ihn in London „the zoo" nennen) und höre, daß mein Crypto ausgegangen sei, oder richtiger

Digitized by Google

verreist, in ein besseres Jenseits. Er habe es nicht ausgehalten unter den Holländern, sei rheumatisch und melancholisch geworden und schließlich an acutem Heimweh gestorben. Die ersten Thierärzte Hollands hätten ihre Kunst vergebens an die Verlängerung seines Lebens gesetzt, sogar der japanische Gesandte für Westeuropa vergebens seine eigene Hausapotheke zur Verfügung gestellt, dem Manne sei nicht zu helfen gewesen.

Ueberhaupt hält der Amsterdamer Thiergarten schon lange nicht mehr, was man sich von ihm verspricht. Wie der Pariser „Jardin des plantes", ist auch er eine halb überlebte Berühmtheit. Der heutige Mensch verlangt von einem Thiergarten etwas mehr als die Schablone, er sucht einen originellen Zug. Die paar Käfigeauf der Acquasola in Genua, welche eigentlich nur als Staffage für eine stadt- und meerumfassende Aussicht dienen, werden eben wegen dieses Zauberrahmens Manchem sehenswerther erscheinen. In Antwerpen, wo sie in Allem, was Concurrenz mit Amsterdam heißt, schlangenklug sind, haben sie das sehr richtig eingesehen. Der Antwerpener Thiergarten ist dermalen ein Schaustück, an welchem Menschenkenntniß und zoologischer Witz zusammen gearbeitet haben. Ganz Antwerpen läuft täglich hin, um zu sehen, wie die Seehunde gefüttert werden; jeder einzelne Seehund wird von dem Wärter bei seinem Taufnamen aufgerufen, wie ein Schuljunge, und schwänzelt gehorsam das Katheder hinan, welches ein hoher Felsen ist, um seine Portion in Empfang zu nehmen und dann hübsch manierlich wieder abzufahren. Die Anderen, so heißhungrig sie sein mögen, warten unterdeß geduldig, jeder auf seinen Namensaufruf. Oder welch reizenden Anblick bieten die großen Vogelhäuser, in denen die farbigen Vögel zu Hunderten bunt durcheinander schwirren, wie ein confus gewordener Regenbogen, die Ornithologie im lustigsten Sonntagsputz, nur vergleichbar mit einem Sammt-Breughel'schen Paradiesgarten-Gewimmel, in welchem Adam und Eva die schlechteste Figur spielen. Und nun gar die Affenkäfige; Affenstuben müssen sie eigentlich heißen, denn mit altflandrischem Kirmesspaß hat man sie als wirkliche Bauernstuben eingerichtet, mit menschlichem Hausrath, dessen sich die Affen dank ihrer angeborenen Intelligenz gar wohl zu bedienen wissen. Da liegt im hübsch bemalten Bette ein alter Pavian, bis an die Nasenspitze mit dem biederen Federbett zugedeckt, und schläft wie ein niederländischer Familienvater; dort sitzen zwei Aeffchen an einem kreuzbeinigen Eichentisch und machen eine Partie Schafskopf, wenn auch nach etwas willkürlichen Spielregeln; hier sitzt im zweiohrigen Lehnstuhl eine weißbärtige Meerkatze und entvölkert mit großmütterlicher Zärtlichkeit das geliebte Haupt eines Enkelchens. Kein Wunder, daß die Antwerpener diesen Thiergarten lieber besuchen, als selbst die Grabcapelle ihres Rubens. (Entrée 1 Franc.)

Diese Grabcapelle beim heiligen Jacobus, sie ist mir die eigentliche Kathedrale von Antwerpen. Beim heiligen Jacobus hat Rubens auch seine dreiundfünfzig Jahre mit den sechszehn Jahren der Antwerpener Venus, des goldblonden Stadtsecretärstöchterleins Helene Fourment, trauen lassen. Wie schön diese schöne Helene gewesen, welche Leidenschaft sie dem lebensprühenden Meister eingeflößt, beweist dieser Altersunterschied noch deutlicher, als die mythologische Sinnlichkeit der Porträts, in denen er ihren Liebreiz, wie in immer wiederholten Testamenten, der Nachwelt vermacht hat. Das Bildniß im Wiener Belvedere, diese „Venus im Pelz", tauchte vor meinem Geiste auf, als ich die Inschrift unter dem Altarblatt, über der Grabplatte, las: „Domina Helena Formentia vidua ac liberi sacellum hoc aramque ac tabulam etc. etc. poni curarunt". (Frau Wittwe Helena Fourment und ihre Kinder ließen diese Capelle und den Altar nebst Altarbild ꝛc. errichten.) Wie christkatholisch fromm dieses steife Kirchenlatein klingt, als könnte es unmöglich etwas gemein haben mit jener heidnisch schönen Frau. Helene Fourment — eine bürgerliche Wittfrau, mit dem Todtenschein ihres Mannes in der Tasche! Man stelle sie sich vor, auf diesen Stufen knieend und sich bekreuzend, das Goldgespinnst ihrer Locken vom schwarzen Wittwenschleier verhüllt, Thränen in den Augen; Aphrodite plötzlich in Magdalena verzaubert. Ebenso gut mag man sich eine christlich geweihte Kirche vorstellen, mit dem authentischen Grabe des Endymion, errichtet laut lateinischer Inschrift durch Frau Diana, Göttin der Jagd in Hellas, darüber eine Himmelfahrt gemalt, daneben ein Weihbrunnen. . . . Im Haag, in der Gemäldegalerie des Mauritshuis, hängen zwei Bilder unmittelbar über einander, die beiden Frauen Rubens', von Gattenhand gemalt. Oben die schöne Isabella Brant, unten die schönere Helene Fourment. Wie schade, daß man sie nur bei Tage sehen kann und nicht zur Nachtzeit, in der Geisterstunde, wann die beiden Schönen mit dem zwölften Glockenschlage lebendig werden und aus ihren Rahmen steigen und einen Geisterkrieg beginnen um den heißgeliebten Mann. Sie wappnen sich Beide mit der einstigen Schönheit, ihre Reize werden Waffen, die sie wider einander zücken und ein leidenschaftliches vlämisches Wortgeprassel geht zwischen ihnen an. Jede will von ihm am meisten geliebt gewesen sein, jede zeigt die Taufscheine ihrer Kinder vor und citirt die zärtlichen Bilder in den verschieden Galerien, Pinakotheken und Reichsmuseen, welche die von Kunstbehörden beglaubigten Documente seiner Liebe sind. Immer heftiger entbrennt der Streit, so daß schon der Beichtvater Rubens' an der Wand gegenüber erwacht und das bärtige Vollblutgesicht unter seiner Mönchskapuze in strenge Falten zieht, bereit, seine derbe Kriegsmannsfaust ins Mittel zu legen, wenn die Beiden handgemein werden sollten. Da schlägt es glücklicherweise Eins und der Spuk ist aus, Isabella und Helene stehen wieder starr und stumm in ihren Rahmen und blicken ins mitternächtige Dunkel hinaus mit Augen . . . mit Augen . . .

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

Als Lord Timple das weiße Händchen zwischen seine Hände nahm, um dasselbe zu erwärmen, hätte er sich fragen müssen, wie die Hand einer Person, die soeben das warme Lager verlassen hat, kalt sein könne? Diese Hand war die eines Menschen, der bis jetzt in Sturm und Unwetter geweilt.

Athalie nippte von dem Punsch und zitterte nicht mehr so sehr.

„Ich träumte, daß das Schloß bei diesem furchtbaren Sturme gebrannt habe."

„Das Unwetter führte diesen Traum herbei."

„Das kann sein. Ringsum brannte bereits Alles, in den Zimmern die Decken, an den Fenstern die Gardinen, und in dichten Massen quoll der Rauch nach abwärts. Ich floh aus einem Zimmer ins andere, der Rauch drang mir überall nach und senkte sich immer tiefer und tiefer, bis er mich endlich ganz zu Boden drückte. Ich legte mich aufs Gesicht, doch auch so erreichte er mich, — ich preßte den Mund zu, um nicht zu ersticken, auch Dies war vergebens. Er drang mir trotzdem in die Kehle, ich fühlte seinen würgenden, bitteren Dunst und rang nach Athem; ich wollte emporspringen, um in die brennenden Zimmer zurückzustürzen, denn lieber in den Flammen umkommen, als so ersticken, und ich vermochte nicht aufzustehen! Noch jetzt empfinde ich den bitteren, würgenden Geschmack des Rauches!"

„Und wo war denn ich?" fragte Herr Richard mit zärtlicher Prätension, „daß ich Ihnen nicht zu Hülfe eilte?"

Er beanspruchte bereits einen Platz in den Träumen der Dame.

„Sie blickten durch ein Fenster zu mir herein, und trotzdem Sie mich hätten retten können, kamen Sie mir doch nicht zu Hülfe. Ich streckte Ihnen verzweiflungsvoll die Hände entgegen, damit Sie mich retten, und Sie reichten mir nicht die Ihrigen."

„Ach! dies war eine scheußliche Gefühllosigkeit von mir; Ihre Träume verleumden mich. Ich wäre Ihnen nicht zu

Digitized by Google

Hülfe geeilt? Ich? Selbst durch eine ganze brennende Hölle!"

Und zur Bekräftigung seiner Worte schlang Lord Richard beide Arme um die Dame, wie wenn er sich eben anschicken wollte, sie durch eine ganze brennende Hölle zu entführen.

Die Dame blickte in bekümmertem Schamgefühl auf ihn nieder, und der Herr fühlte sich entwaffnet.

„Mein Herr, die Flüchtlinge pflegen in England beschützt zu werden, und ich flüchtete zu Ihnen."

Richard sah ein, daß er es nicht mit einer jener Frauen zu thun hat, die für ein süßes Wort, für einen Schluck heißen Getränkes die Besinnung verlieren, und er sagte sich, daß da stärkere Mittel angewendet werden müßten.

Denn jedes Frauenherz ist aus entzündlichem Material, nur ist es schwierig, ausfindig zu machen, wovon jedes in Brand geräth?

Bei manchen genügt ein Funke, der einem sympathisirenden Herzen entspringt, andere wieder erfordern ein kräftigeres Feuer; es gibt auch welche, die sich blos an den Altarkerzen entzünden lassen, aber auch an solchen ist kein Mangel, die beim Blitzen — der Diamanten in Flammen aufschlagen.

Herr Timple setzte sich Athalien gegenüber und geberdete sich wie Jemand, der über sehr gleichgültige Dinge zu sprechen gedenkt.

„Im Grunde genommen habe ich selbst bereits oft daran gedacht, daß dieses Schloß abbrennen könnte, — die Dienstleute sind so unvorsichtig. Dies wäre indessen noch kein großes Unglück. Aus diesem Zimmer führt eine Schneckenstiege direct ins Erdgeschoß hinab, so daß man hier in keinem Falle umkommen kann. Und was nun meine Werthsachen betrifft, die ich in Papieren, sowie in der weltberühmten Sancy-Diamantensammlung besitze, so sind dieselben in einem jener in neuester Zeit zu höchster Vollkommenheit gebrachten feuerfesten Schränke ganz sicher untergebracht. Sie haben sicherlich schon Etwas von der weltberühmten Sancy-Diamantensammlung gehört, liebe Athalie?"

„Nein."

„Diese Sammlung wurde von meinem Großvater gegründet und von meinem Vater und mir zu der reichsten in ihrer Art vergrößert. Sie enthält lauter historisch merkwürdige Steine und übertrifft sogar die Sammlung des Herzogs von Braunschweig. Möchten Sie dieselbe besichtigen?"

„Ich bitte darum."

„Schon zu dem Zwecke, um Ihnen Ihre bösen Träume vergessen zu machen. Spüren Sie noch immer den geträumten Brandgeruch?"

„Ich spüre ihn noch immer."

„So zünden Sie diese Cigarrette an, die denselben vertreiben wird."

„Ich habe noch niemals geraucht."

„Dies ist ja keine Cigarre, sondern blos Räucherwerk, eine Bayaderencigarrette, ein Unterhaltungsmittel für Damen, lauter Ambra und Safran, gar keinen Tabak enthaltend. Versuchen Sie doch einmal."

Das bildet auch einen Abschnitt in der Geschichte, wenn ein Mann ein Mädchen zu bewegen vermag, die erste Cigarre in den Mund zu nehmen. Athalie ließ sich eine Cigarrette reichen und anstecken.

„Nun sehen wir uns die Sancy-Sammlung an."

Richard trat zu dem im Hintergrunde seines Zimmers stehenden mächtigen Eichenschrank und entnahm demselben ein alterthümliches, schweres, aus Sandelholz geschnitztes Kästchen, dessen Ecken und Kanten mit Gold beschlagen waren. Dieses Kästchen setzte er auf den Tisch vor Miß Athalie nieder.

Er zündete noch zwei Armleuchter an, damit das Gefunkel der Edelsteine noch besser zur Geltung komme.

Dann öffnete er das Kästchen.

Es war Aladin's Wunderlampe!

Tausende und abertausende von Blitzen, die zu Stein erstarrt waren! ein krystallisirter Regenbogen! Das Auge wußte nicht, wohin es zuerst blicken solle. Selbst der Kunstverständige kam in Verwirrung darüber, wo er mit der Besichtigung beginnen solle!

Man nennt es nicht umsonst Feuer, was die Diamanten ausstrahlen, denn es erwärmt in Wirklichkeit. Wer einen Diamantring an den Finger steckt, betrachtet denselben unablässig, ohne es nur zu wissen. Und selbst wenn er ihn nicht betrachtet, so fühlt er, daß er ihn besitzt. Es ist dies kein erlogener Werth, keine eingebildete Schätzung, sondern wirklicher Zauber, der die Seele verwirrt, den Gedanken eine andere Richtung gibt; — ein dämonisches Auge ist's, voll Zauberkraft und Verführung.

Herr Richard sprach über die Diamanten, wie wenn es sich blos um historische Merkwürdigkeiten handelte.

Denn die berühmten Diamanten haben ihre Geschichte, gleich Fürsten und Königen.

Manche führen ihren Stammbaum bis ins Mittelalter zurück.

„Dieser rosenfarbene Diamant gehörte dem Kalifen Mahadi, dessen Vater Almanzor auf seinem Sterbebette Folgendes zu ihm gesagt hatte: „Ich sage dir, halte deine Verwandten in Ehren, doch wirst du Das nicht thun. Ich sage dir, beginne keinen Palast zu erbauen, denn du wirst ihn nicht beenden, doch auch hierin wirst du mir nicht gehorchen. Ich sage dir, du sollst Weibern Geschenke geben, aber keine von ihnen annehmen, du wirst aber Letzteres doch thun." — Mahadi erging es, wie es ihm sein Vater prophezeite: seine Favoritin, die schöne Hazana, verlangte diesen seltenen Diamanten von ihm, und als Gegengeschenk gab sie ihm eine schöne Birne. Die Birne war vergiftet, und Mahadi starb und sein Palast blieb unvollendet."

Richard befestigte den schönen Diamanten über Athaliens Stirne und beobachtete, ob die Dame im gegenüberliegenden Spiegel dem Gefunkel des Edelsteines Aufmerksamkeit schenken werde.

„Dieser viereckige, in einen Ring gefaßte Diamant ist nicht blos seiner von der gewöhnlichen Achteckform abweichenden Gestalt wegen merkwürdig, sondern noch mehr dadurch, daß ihn Merlin de Thionville, der berüchtigte Volksredner und Deputirte unter der Schreckensherrschaft, seiner Geliebten, dem Fräulein Saint-Romain, kaufte. Der Diamant war theuer und Merlin geizig, und so unterbreitete er eines Tages dem Parlamente einen Gesetzentwurf, laut welchem die Diäten der Abgeordneten erhöht werden sollten. Weinend brachte er vor, daß er daheim eine kranke Gattin und sechs kleine Kinder habe, die Hunger leiden müßten. Die Versammlung votirte die Erhöhung, und für den eingestrichenen Mehrbetrag kaufte Merlin — mit Staatshülfe — seiner Geliebten diesen Ring."

Das Beweisstück der kurzweiligen Geschichte wanderte an den Finger von Miß Athalie.

„Dieses prächtige Diadem allein ist viertausend Pfund werth; — zur Zeit des Ministers Montbarray erhielt Mademoiselle Renard dasselbe einst von einem vornehmen Herrn, nicht etwa als Erkenntlichkeitsbeweis für irgend eine Frauengunstbezeugung, sondern für — Ordenszeichen. Die schöne Dame erhielt die Diamanten und für dieselben erwirkte sie die Auszeichnungen."

Die für die Verdienstmedaillen eingetauschten Diamanten funkelten nunmehr in Athaliens Haarflechten.

„Und welche Geschichte knüpft sich an dieses Schmuckstück?" fragte die Dame, indem sie ein aus einer Reihe schwarzer Diamanten gebildetes Halscollier ergriff.

„Dies war das Halsgeschmeide der unglücklichen Herzogin Tarrakanoff. Kennen Sie die Geschichte derselben?"

„Ich glaube sie einmal gelesen zu haben. Es war eine sehr unglückliche Dame."

„Die natürliche Schwester der Czarin Katharine. Die Czarin war eifersüchtig auf sie; sie fürchtete für ihren Thron. Anna befand sich ständig in Rom, außerhalb des Machtbereiches der Czarin. Ein russischer Fürst ward mit dem Auftrag ausgesandt, das Herz der Herzogin zu gewinnen, — sein Name war Alexis Orloff. Der Höfling erfüllte seine Pflicht: er verführte die Herzogin und heirathete sie. Als sie seine Gattin geworden war, ließ er sie ein Schiff besteigen und ihr, auf offenem Meere angekommen, Fesseln anlegen. So brachte er sie nach Rußland, wo man sie in ein Gefängniß warf, in

Digitized by Google

welchem sie ertrank, als die Newa austrat. Versuchen Sie es doch, dieses Halsband anzulegen, es muß von zauberischer Wirkung sein: diese schwarze, tieffeurige Diamantenreihe auf jenem Alabastergrunde!"

Sinnend fragte Athalie:

„Wie konnte Orloff ein Weib, welchem er Treue gelobte, derart behandeln?"

Timple lächelte:

„Zeugen und Priester waren bezahlte Briganten."

Athalie nahm die Diamanten aus den Haaren, von der Stirne, vom Nacken und vom Finger und legte sie in ihr Etuis zurück.

„Sie haben da eine schöne Sammlung."

„Oh, das schönste Stück derselben haben Sie noch nicht gesehen."

„Das schönste?" versetzte Athalie mit bitterem Lächeln. „Das schönste besitzen nicht Sie!"

„Das heißt, kostbarere gibt es wohl genug in den Schatzkammern der Könige und Fürsten, aber den schönsten Diamanten — —"

„Besitzt vielleicht ein Bettler — —", unterbrach ihn Athalie.

Richard schien betroffen durch diese Worte.

„Der schönste Diamant — das ist das Herz!" sprach die Dame, indem sie dem Lord starr ins Auge blickte.

Ah! bei diesem Worte fühlte sich Richard Timple bereits ganz daheim. Nun kannte er die schöne Athalie. Sie ist keines jener Geschöpfe, die durch Leichtfertigkeit, durch prahlerischen Reichthum zu gewinnen sind; sie will schwärmen, sie sucht die Poesie im Leben. Nun, auch damit können wir aufwarten.

Lord Timple schlug die Thüren des Diamantenkästchens zu, jetzt muß das Herz brilliren. Er ließ sich auf das kleine Tabouret nieder, auf welchem Athaliens Füße ruhten.

„Ach, Athalie, Sie sind die erste Frau, die ich in meinem Leben antraf, die mich fragt, ob ich ein Herz habe! Und man hätte mich doch blos fragen müssen, damit ich geantwortet hätte, wie ich Ihnen antworte, und ich schwöre Ihnen — —"

Schwören Sie nicht! hier sind weder Zeugen noch Priester, die es hören würden."

„Oh, werfen Sie mir doch nicht ewig dieses einzige Vergehen Ihnen gegenüber vor! Die Engel pflegen den Bekehrten Vergebung zu gewähren, und ich liege zu Ihren Füßen und flehe um Ihre Verzeihung."

Und die Dame ließ ihre Hand mit Küssen bedecken, ließ den Mann ganz nahe zu ihren Knieen kommen und blickte furchtlos, unerschrocken in dessen erhitztes Gesicht; sie lächelte ihn an, ermuthigte ihn noch mit freundlichen Blicken, wie wenn sie eine Macht über ihn oder in der Nähe besäße, die sie vor ihm schützt, die sich hindernd zwischen sie drängt; — oder wie wenn sie ihn wirklich liebte und es ertragen könnte, — sich in solchen Momenten im Spiegel zu sehen.

Und Richard Timple sagte sich: „Die Frauen sind sich alle gleich."

„Glaube mir, Athalie, ich liebe Dich; nicht auf die Weise, wie lebende Menschen lieben, sondern wie die Verdammten lieben. Mein gegen Dich begangenes Vergehen ist der Beweis meiner Liebe für Dich. Verzeihe mir. Liebe mich. Sei mein und ich bin Dein."

Athalie schlang ihre Arme um den Nacken des zu ihren Füßen liegenden Mannes und blickte ihn fortwährend freundlich an. Jemand lachte über die Scene. Lächerlich! Der Wind fuhr gellend durch den Kamin.

Der wackere, ehrbare Wind, der die furchtsamen Damen in das sichere Asyl jagt!

Athaliens Blicke ermuthigten Richard, weiter zu sprechen, noch mehr Schönes zu sagen, ihr zu schmeicheln.

Immer näher kam Richard seinem Triumphe; schon hielt er den Leib der Dame umschlungen.

„Sieh, meine Königin, mein Herz glüht nur für Dich — —"

Da unterbrach er sich plötzlich und fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, empor und blickte starr vor sich hin.

Athalie blickte ihn noch immer lächelnd an.

Weshalb fährt er nicht fort?

Entsetzt, bleich, athemlos stand der Ritter vor ihr, seine Arme hielt er wie abwehrend vor sich hin —

„Nun?"

„Hier brennt etwas!"

Athalie rührte sich nicht einmal.

„Sie sagten, daß Ihr Herz brenne!"

„Nein, nein, im Schlosse muß Feuer sein! Ich fühle den Brandgeruch."

Damit stürzte er zuerst zur Thür, dann zum Fenster, und als er die geschlossenen eisernen Läden aufriß, taumelte er mit einem Keuchen des Entsetzens zurück. Ein furchtbarer Anblick bot sich seinen Augen dar!

Die ganze nächtliche Gegend schwamm in einem Feuerschein, der dichte, mit Funken untermischte Qualm wälzte sich an den Fenstern vorüber und ward von dem Sturmwind in den Hof hinabgedrückt. Das ganze obere Stockwerk schien bereits in Flammen zu stehen und das das Erdgeschoß bewohnende Gesinde wußte noch nichts davon.

Als Richard an das Fenster stürzte, warf er den ganzen Tisch um, auf welchem die Lampen standen, so daß das Gemach blos von dem Wiederscheine des Außenbrandes in unbestimmter Gluth erleuchtet war.

Athalie saß noch immer in ihrem Fauteuil, in welchem sie die Liebeserklärung ihres Frohnherrn entgegengenommen hatte. Vielleicht war sie vor Schrecken ohnmächtig geworden.

Lord Timple kümmert sich jetzt gar wenig um sie. Sein Haus brennt über seinem Haupte, seine Dienstleute liegen unter seinen Füßen in tiefem Schlaf, der wüthende Sturm verzehnfacht die Gefahr — — wer soll jetzt an ein ohnmächtiges Frauenzimmer denken? Ist sie bei Bewußtsein, so wird auch sie fliehen, wo sie freien Weg findet; ist sie aber ohnmächtig, so mag ihr der Himmel gnädig sein.

Richard mußte trachten, seine Diamanten, diesen auf eine Million bewertheten Schatz, zu retten.

Er ließ seine Dame im Stich, hob das Kästchen in die Höhe und rannte damit zuerst zu dem feuerfesten Schrank; als er aber dessen Thür zuschlug, fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf: — der Diamant ist brennbar, er verbrennt im Feuer; wie, wenn der Diamant in der großen Hitze, vor welcher der sichere Schrank Gold, Silber und Papier schützt, die Probe nicht bestünde? Wozu dies aufs Spiel zu setzen, da er doch das Ganze mitnehmen kann? Zwar ist's ein wenig schwer, doch besitzt der Mensch mehr als gewöhnliche Kräfte, wenn Gefahr droht.

Er riß das Diamantschränkchen wieder aus der Eisencasse, und dasselbe an den sich zu beiden Seiten befindlichen Griffen haltend, begann er, damit zur Treppe zu laufen.

Er mußte den Fauteuil passiren, in welchem Athalie saß, — sie saß auch jetzt noch dort. Lord Timple warf einen Blick auf sie; die Dame regte sich nicht. „Gute Nacht!" Der Mann flüchtete mit seinen Diamanten.

Als er, das breite Kästchen mit beiden Armen vor sich hinhaltend, aufs Gerathewohl der Geheimtreppe zustrebte, übersah er den Tisch, welchen er vor wenigen Augenblicken umgeworfen hatte; er strauchelte nun über denselben, fiel hin und brach sich ein Bein.

Als er sich erheben wollte, fühlte er, daß er den Fuß nicht gebrauchen konnte.

Ein namenloser Schrecken bemächtigte sich seiner.

Der Eingang zur Geheimtreppe ward dem Auge durch einen breiten Wandschrank entzogen, den man leicht zur Seite schieben konnte. Ein gebrochener Fuß genügt aber, jegliche Anstrengung zur Unmöglichkeit zu machen.

Noch dachte er nicht daran, nach Hülfe zu rufen; er kroch auf den Händen zu dem Wandschranke und versuchte, denselben wegzurücken. Es ging nicht. Auf der Erde liegend, hatte er keine Kraft dazu. Wie er sich nun hierbei abmühte, stützte er sich zufällig auf seinen gebrochenen Fuß, und dies verursachte ihm für einen Moment eine so furchtbare Qual, daß er, bis der erste rasende Anfall vorüberging, fast die Besinnung verlor und vor Schmerz Augen und Lippen wild zusammendrückte.

Dann schrie er voll Verzweiflung auf: „Hülfe!"

Schon fielen die Fensterscheiben, der nahenden Hitze

Digitized by Google

wegen, klirrend in das Zimmer, welches nunmehr bereits von einem strahlenden Lichte taghell erleuchtet war.

„Hülfe!“

Unten schliefen die Dienstleute noch immer.

Selbst der Verzweiflungsschrei erweckte Athalien nicht.

Jetzt schleppte sich Timple verzweiflungsvoll zu der in dem Fauteuil sitzenden Gestalt, und ihre Hand erfassend, begann er zu flehen:

„Athalie! Athalie! um Gottes willen! erwachen Sie!“

Athalie antwortete in dem ruhigen Tone Jener, die aus dem Schlaf erwachen und dies leugnen wollen:

„Ich schlafe nicht. Setzen Sie doch dort fort, wo Sie abgebrochen haben.“

„Es brennt! Das Haus brennt über unseren Köpfen, alles steht in Flammen.“

„Ja. Ich habe dies geträumt. Und da ich mich fürchtete, flüchtete ich hierher und erzählte es Ihnen; Sie sagten mir, es sei ein Traum gewesen und daß Sie mich liebten.“

„Sehen Sie doch, sehen Sie! die Flammen schlagen bereits zum Fenster herein!“

Jetzt erhob sich die Dame von ihrem Platz und blickte ruhig umher.

„So war denn das Andere ein Traum. Dann habe ich geträumt, daß Sie mich lieben.“

„Ich liebe Dich, Athalie! Doch jetzt komm, rette mich, sonst sind wir Beide verloren. Ich vermag nichts zu thun, denn ich habe mir den Fuß gebrochen. Um des Himmels Barmherzigkeit willen, sei wach, zögere nicht, sonst begräbt uns das Haus unter seinen Trümmern!“

Kalt blickte Athalie auf die sich zu ihren Füßen windende Gestalt, die den Zipfel ihres weißen Gewandes, wie ein letztes Rettungsmittel, ergriffen hatte.

Die Augen der Dame sprachen:

„Ich müßte nur den Saum meines Gewandes Deinen Händen entreißen, und Du würdest elend, unrettbar hier verderben. Du würdest zu Staub und Asche werden, sammt mir und meiner Schmach. Eine Hand würde genügen, Dich in Deiner Ohnmacht jetzt in den Abgrund der Verzweiflung zu stoßen, und ich würde über Dich lachen, bis Du in der Tiefe zerschellst. Doch nicht dies ist das Ende, welches für Dich bestimmt ist, — nicht dieses. Du mußt noch lange leben, um ans Ende zu gelangen — und auch dann mußt Du noch leben.“

„Was soll ich thun?“ fragte sie laut.

„Helfen Sie mir jenen Wandschrank hinwegschieben.“

Athalie trat zu dem Schrank und stieß denselben leicht zur Seite. Der Eingang zur Geheimtreppe war offen.

Dann trat sie zu dem auf der Erde liegenden Mann.

„Reichen Sie mir die Hand!“

Mit kindischer Freude ergriff Richard die ihm entgegengestreckte Hand und klammerte sich an dieselbe.

„Achten Sie darauf, daß Sie sich nicht auf Ihren gebrochenen Fuß stützen. Legen Sie ihren Arm um meinen Hals und lassen Sie sich um den Leib fassen.“

Und sie umfaßte den Mann, wie eine Mutter ihr Kind.

Inmitten so vieler Schrecknisse hatte Richard noch einen jetzt unzeitgemäßen Gedanken.

Schon krachten die Balken über ihren Köpfen. „Eilen wir! eilen wir!“

„Und die Diamanten?“ rief Lord Timple, indem er auf die verlassenen Schätze zurückblickte, indeß Athalie auf der ersten Treppenstufe mit ihm stand.

„Zwei Lasten kann ich nicht mit mir nehmen; nehme ich die Diamanten mit, so muß ich Sie hier lassen. — Ich lasse die Diamanten hier.“

Und damit eilte sie mit dem Manne die Treppenstufen hinab.

Abermals durchzuckte der frühere Gedanke den Lord.

Athalie langte mit dem Lord im Freien an, als die Bewohner der entfernteren Wirthschaftsgebäude bereits dem Schlosse zu Hülfe eilten. Sie ließ den Lord sofort in ein entfernt liegendes Jägerhäuschen transportiren.

Aus dem Fenster des Jägerhäuschens konnte man den Brand in seiner ganzen furchtbaren Pracht mitansehen.

Das ganze zweite Stockwerk des Schlosses stand in hellem Brand, Flammen züngelten zu sämmtlichen Fenstern heraus, vom Dach waren nur mehr die lohenden Sparren zu sehen, — die glühenden Schieferplatten wurden gleich den Funken eines ungeheuren Feuerwerkes von dem rasenden Element umhergeschleudert. Bald schlugen die Flammen auch zu den Fenstern des ersten Stockwerkes heraus, und als dieselben das dichte Epheugeranke erfaßten, das das Schloß von allen Seiten umsponnen hielt, schien es, wie wenn mit einem Male ein Feuerteppich mit blauer Flamme und weißem Rauch das ungeheure Gebäude vom Dachgesimse bis zum tiefstgelegenen Kellerfenster einhüllte! Alles mußte zu Asche verbrennen.

Der mit den Flammenriesen kämpfende Sturm peitschte an vereinzelten Stellen das sich gegen ihn auflehnende Ungeheuer, und je heftiger er mit ihm kämpfte, je höher schlug es empor; er riß ganze Stücke ab und entführte sie auf die Dächer der anstoßenden Gebäude, das verheerende Element auf Wirthschaftsgebäude, Bäume und Sträucher übertragend. Tannen und Fichten, das Gras auf den Wiesen — — alles brannte, und in den Lüften wirbelten die brennenden Lappen glänzender Seiden- und Kaschmirstoffe. Zu einem Fenster schoß eine in blauen, rothen, grünen und weißen Farben schillernde Flammensäule heraus; — dort brannten vielleicht gerade Diamanten im Werthe von einer Million!

Doch wenn die Diamanten, die Lord Timple bei dieser Feuersbrunst verlor, eine Million werth waren, so war das, was er an deren Stelle gefunden, eine zweite Million werth: das Mädchen, welches ihn gerettet hatte.

Das Wesen, welches er entführt, dem er Gewalt angethan, das er dem Geliebten entrissen, das er geschändet und vernichtet, ja noch mehr als vernichtet hatte und das er dann mit Hohn und Spott überhäufte, vor seinen Dienstleuten demüthigte, das er zu erröthen zwang, dessen Schmerz er verhöhnte, das er infam betrogen und dann ausgelacht hatte, das er gefangen hielt, an seine Schmach fesselte und an dessen Scham er sich ergötzte: — — dieses Wesen entschied sich, als es nach Gutdünken zwischen diesem Manne und dessen Schätzen wählen konnte — für den Mann und überließ die Schätze dem Verderben.

Und als dann der Mann mit dem gebrochenen Fuße gleich einem vom Sturme entzweigebrochenen Baume wochenlang ans Bett gefesselt war, voll Ungeduld die heilende Hülfe der Natur erwartend, da war es jenes Wesen, welches dieses Lager hassen und verfluchen mußte, das Tag und Nacht an seiner Seite wachte, ihn pflegte, für ihn Sorge trug, ihm amüsante Romane vorlas, um seine Langeweile zu verscheuchen, und da man Mylord seines gebrochenen Fußes wegen nicht aus dem Jagdhäuschen von Blackhill transportiren konnte, in dieser nunmehr unerträglich gewordenen Einsamkeit seine einzige Gesellschaft bildete.

Und häufig beschlich den Lord jener einzige Gedanke. Und dieser Gedanke war:

„Miß Athalie liebt mich doch!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Gajus Gracchus, der Volkstribun.“ Trauerspiel in 5 Acten von A. Wilbrandt. — „Herr und Frau Hippokrates.“ Lustspiel in 4 Acten von H. Heinemann.

Die erste und kräftigste Römertragödie Wilbrandt's, die socialpolitische Freiheitsdichtung, „Gracchus, der Volkstribun“, erlebt mit ihrer soeben glänzend vollzogenen Aufnahme in das Repertoir des Deutschen Theaters nicht etwa seine erste Aufführung in Berlin überhaupt. Im Frühjahr 1877 schon hatte sich das Nationaltheater an die schwierige Aufgabe gemacht, dieses Stück, in welchem das Volk und die schwer beweglichen Massen fortwährend und auf die lebhafteste Weise sich an der Handlung betheiligen, auf der norddeutschen Bühne einzubürgern, ohne jedoch einen unbestrittenen Erfolg für diesen Ver-

Digitized by Google

such, für den Barnay seine ganze künstlerische Kraft einsetzte, verzeichnen zu können. Auch in der „Gegenwart" hat damals eine eingehende Besprechung und Würdigung der Wilbrandt'schen Dichtung schon stattgefunden; gleichwohl können wir uns heute nicht versagen, nochmals auf sie zurückzukommen, da erst durch die Aufführung im Deutschen Theater ein vollgiltiger Beweis für die eminente Bühnenfähigkeit derselben erbracht worden ist.

In „Gajus Gracchus" sind der Volkstribun und ihm gegenüber der aristokratische Feldherr Scipio Afrikanus, ferner der Senat und ihm gegenüber die Römische Plebs die Haupthandelnden; die Körperschaften treten wie Figuren auf, auf deren Spiel viel ankommt. Das Zusammenspiel größerer Massen mußte also auf der Bühne, welche Wilbrandt's Jugenddichtung wirkungsvoll aufführen wollte, in erster Linie geübt sein, und darum ist auch der Erfolg, den das Deutsche Theater, das mit so viel Nachdruck in den Fußtapfen der Meininger wandelt, mit dieser Römertragödie errang, ein so gewaltiger, gegenüber den bloßen Achtungsbezeugungen, die das Nationaltheater, trotz Barnay, ihm zu verschaffen verstand.

Drei gewaltige, hinreißende Scenen birgt vor allen anderen Schönheiten das Stück in sich: die Rückkehr des jungen verbannten Tribunen nach Rom, seine Begegnung mit Scipio Afrikanus auf dem Forum und seine Rechtfertigung wegen des Todes Scipio's vor seinen Anhängern auf dem Aventin. In allen drei Scenen ist die gewaltige Rednergabe des jüngeren Gracchus, von dem Mommsen sagt, daß er wohl der bedeutendste Redner Roms gewesen sei, von dem Dichter mit unvergleichlicher Kunst zur Anschauung gebracht worden; in allen drei Scenen mußte demnach das Auditorium, gleichsam der Resonnanzboden für die erschütternden Töne, welche der Redner erzeugt, eine sorgfältige Durcharbeitung sowohl durch den Dichter als durch den Regisseur erfahren. Dem Dichter hat nach dieser Seite hin ein Shakespeare als Vorbild vorgeschwebt, dem Regisseur die Meininger Truppe. Beide haben, wenn auch nicht ihre Vorbilder erreicht, so doch Vorzügliches geschaffen: Wilbrandt durch die vortreffliche Individualisirung der Massen, des Senates und des Volkes, die an Stellen aus dem „Julius Cäsar" erinnert, und die Regie durch ein höchst sorgsames Einexerciren des Statistenpersonales. Nur durch dieses Zusammenarbeiten von Dichter und Darstellern konnten aber die großen Scenen gelingen und Eindruck machen.

Der Held des Römischen Aufstandes geht in der Tragödie zu Grunde durch das leidenschaftliche Rachegefühl, welches ihn wegen der Ermordung seines Bruders beseelt; in der Geschichte scheitern seine Pläne, weil die Republik und der Senat noch nicht mürbe und verfault genug sind, um einem Ansturm der Freiheit gegen die alten Satzungen nachzugeben. Die Tragödie Wilbrandt's ist also, obgleich die socialpolitischen Kämpfe der Gracchen den Hintergrund bilden, weit davon entfernt, eine politische oder gar eine freiheitlich-tendenziöse zu sein; die Rolle, welche ihr Titelheld zu spielen hat, ist lediglich eine psychologische, nicht eine agitatorische; er kann die guten Vorsätze, in friedlicher Weise für das Wohl des Staates zu sorgen, die ihm die Mutter und die Gattin einflößten, nicht aufrecht erhalten vor der Leidenschaftlichkeit, die sich seiner bemächtigt, sobald er an die Ermordung seines Bruders denkt. Hierin besteht seine ganze tragische Schuld, durchaus aber nicht darin, daß er sich zum Führer des verachteten Standes gegen die Herrschaft der Aristokratie aufwirft. Man thut also Unrecht, dem Werke Wilbrandt's eine besondere politische Bedeutung für unsere, durch sociale Kämpfe lebhaft bewegte Zeit beizumessen; seine einzige Bedeutung besteht in der herrlichen Kunst, mit welcher der Dichter uns in kurzen, ehernen Zügen die dämonische Figur des leidenschaftlichen genialen Tribunen zu zeichnen und in den bewegten Volksmassen für dieselbe einen großartigen Hintergrund zu schaffen verstand. Nur einem echten Dichter gelingt solche Lapidarschrift. Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß Herr Kainz, der jugendliche Held des Deutschen Theaters, in einer dem Dichter congenialen Weise die Titelrolle auffaßte und in ihrer Ausführung eine seiner besten bisherigen Leistungen darbot.

Von den anderen dramatischen Novitäten, die in der verflossenen Woche zur Aufführung kamen, wollen wir allein eines Lustspieles Erwähnung thun, welches im Wallnertheater die jüngst erlittene Schlappe durch einen freundlichen Erfolg wett machte. Es betitelt sich: „Herr und Frau Hippokrates", hat Herrn H. Heinemann zum Verfasser und eine ähnliche Kurpfuscherei, wie sie im „Doktor Klaus" von L'Arronge einst die größte Heiterkeit erregte, zum Thema. Einige alte Späße, darunter das schon zu Zeiten Molière's alte Verstecken unter einer Tischdecke, sind geschickt aufgefrischt und einige Liebesscenen mit viel Humor und Liebenswürdigkeit ausgesponnen worden; sonst enthält das Stück kaum ein erwähnenswerthes, neues Lustspielmoment, und es ist nur der Genügsamkeit des Berliner Publicums und dem vortrefflichen Spiel der Mitglieder des Wallnertheaters zu verdanken, daß nicht abermals ein Mißerfolg für diese Bühne zu verzeichnen ist.

O. B.

Notizen.

Antoine Watteau. Gemälde und Zeichnungen. Nach Stichen von Boucher u. A. in Lichtdruck hergestellt von Albert Frisch. (Berlin, Mitscher und Röstell.) — Dem beobachtenden Blicke zeigt sich ein immer mehr um sich greifender Abfall von der den Kunstgeschmack des letzten Jahrzehntes ausschließlich beherrschenden Renaissance und ein Zurückgreifen auf die Vorbilder, welche die heiteren, graziösen Kunstformen des Rococo gewähren. Die erste Anregung hierzu mag wohl von dem Kunstgewerbe ausgegangen sein; die Architektur vermittelte den weiteren, wirksamen Uebergang, und jetzt greifen auch die Malerei und Plastik schon vielfach in diese Strömung mit ein. Einen guten Beweis für das kräftige Vorhandensein der letzteren liefert die obengenannte Publication des bekannten Verlags, welcher stets seine Fühlung mit den vorherrschenden Kunstströmungen zu behalten verstand. Der „Dichter unter den Malern des Rococo", Antoine Watteau, ist zum ersten Objecte für eine Reproduction aus jenem Zeitalter genommen worden. Albert Frisch hatte diesmal ein besonders vorzügliches Original für seine Vervielfältigung durch sein schon oft bewährtes Lichtdruckverfahren zur Verfügung, nämlich das von Boucher und unter seiner Leitung gestochene Kupferstichwerk in dem vortrefflichen Abzuge, welcher sich in dem Berliner Kupferstichcabinete befindet. Die uns vorliegende erste Lieferung beginnt mit dem berühmten Selbstportrait Watteau's und enthält u. A. als fünftes Blatt den von Desplace gestochenen „Frühling", welchen Watteau mit noch drei anderen Gemälden (Jahreszeiten) für den Speisesaal seines Gönners Crozat malte. Aus den „Scènes de la vie familière" finden wir die von Aveline nach dem Plafondgemälde im Gersain'schen Hause gestochene ‚L'enseigne" und aus den „Pastorales galantes" mehrere Stiche von Huquier, Audran und Aubert, von dem letzteren die berühmte „Promenade sur les remparts". Wenn man bedenkt, daß gerade die Boucher'sche Sammlung die besten Werke Watteau's und die besten Stiche nach ihm enthält, darf man wohl mit Spannung und Interesse dieser Reproduction jenes Werkes entgegensehen, dessen erste Lieferung uns schon so herrliche Perlen, wie die obenerwähnten, brachte. Wir werden jedenfalls im Verlaufe der Publication auf das allen Kunstfreunden warm zu empfehlende Prachtwerk zurückkommen.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur

hrsg. von Prof. Jos. Kürschner. Bd. 13. Deutsches Leben im Volkslied um 1530, hrsg. von Rochus Freiherr von Liliencron. VIII u. 436 S. 8°. und Bd. 54 Wieland's Werke, 4. Theil. Aristipp 1. u. 2. Buch, hrsg. von H. Pröhle XXII u. 392 S. 8°. Brosch. à M. 2,50, geb. à M. 3,50.

6 mal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. **Stumme Violine** z. Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate** u. v. A. Ausf. Preis-Courante werden gratis fco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher
Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/2 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten
von **Carl von Schloezer.**

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Soeben erschienen:

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von
H. A. Berlepsch.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Zweite wohlfeile Volksausgabe.

Umgearbeitet, vermehrt und ergänzt vom Sohne des Verfassers.
Mit 18 Illustrationen nach Originalzeichnungen von **Emil Rittmeyer.**
Lex.-8. 1 starker Bd. 37 Bogen, eleg. broch. 6 Mk., hocheleg. geb. 7 Mk. 50 Pf.

Dieses vorzüglich ausgestattete und allgemein als würdige Ergänzung von Tschudis Thierleben der Alpenwelt bezeichnete klassische Werk wurde in fast alle Sprachen der Civilisation, als in das Dänische, Englische, Französische, Holländische, Russische und Schwedische übersetzt. Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie dem Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wassermann, Prof. Dr. Heinr., Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. 8°. X und 638 Seiten. M. 10. —
Wächter, Dr. Oskar, Johann Jakob Moser. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck. 8°. X und 288 Seiten. M. 4.50.
Weber, Georg, Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Webers in Stich. 8°. VIII und 310 Seiten. M. 4.
Schack, A. F. Graf von, Memnon. Eine Mythe. 8°. 164 Seiten. M. 3. —
Riehl, W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Achte Auflage. 8°. XII und 394 Seiten. M. 5. —
Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8°. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In meinem Verlag erschienen:
Gesammelte
Essays u. Charakterköpfe
z. neuern Philosophie u. Literatur
von
Dr. Mor. Brasch.
2 Bände: à 4,50 M.

Inhalt: I. Band: Z. Philosophie d. Weltgeschichte. — Socialist. Phantasiestaaten. — Die Idee d. ewig. Friedens. — Z. Philosoph. d. Schönen.
II. Band: Lotze. — Fortlage. — Kantiana. — Hugo Grotius. — Hegel. — Schleiermacher. — Herbart. — Bruno Bauer. — E. Bacon-Frage. — Fr. Alb. Lange. — Fröbel. — J. J. Rousseau als Religionsphilosoph. — D'Alembert. — Emerson.

Theodor Huth,
Verlags-Buchhandlung.

Hochfeine solide Brüsseler
Teppiche à 12 M.

Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.
Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Bei **Alfred Krüger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig,** ist erschienen:

Gesammelte Schriften
von
Emil Taubert.
Erster Band.
(3 Novellen.)
17 Bogen, 8°. Elegant ausgestattet.
Preis brosch. 3 Mark.

Panzerschiffe od. Torpedoboote?

Sogenannte Tagesfragen.

Erwiderung a. e. Artikel d. Revue des deux mondes **„Torpilleurs et Canonnières"**
● von einem Seeofficier ●
d. Kaiserl. Viceadmiral Batsch.
Preis 80 Pfge.

Von größtem Interesse für Marine-Officiere, Schiffbau-Ingenieure u. Reichstagsabgeordnete.

Braunschweig. Goeritz & zu Putlitz.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** ist erschienen:

Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialen Frage
von
Dr. Georg Adler.

Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.

1 Band brosch. M. 6., eleg. geb. M. 7.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Für ein **Damen-Modejournal,** welches in besseren Kreisen eingeführt ist, werden für die belletristische Beilage Beiträge von bekannten Autoren gesucht; kurze Novellen und Erzählungen, Essays, praktische Winke für das Haus 2c.
Gefl. Offerten sind unter Chiffre **P. S.** an die Expedit. d. Bl. zu adressiren.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **W. Büxenstein** in **Berlin.**

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 14. November 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur geheimen Geschichte des egyptischen Feldzuges. Von Karl Blind. — Freiherr von Hofmann. Von J. Herzog. — **Literatur und Kunst:** Das Goethe-Haus und seine Schätze. Von Robert Keil. — Eduard von Hartmann's „Moderne Probleme". Von Carl du Prel. — Die Geschichte der deutschen Historiographie. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Concurrenz um das Lutherdenkmal. Von A. L. — Inserate.

Zur geheimen Geschichte des egyptischen Feldzuges.

Von Karl Blind.

So weitgehende verderbliche Folgen haben sich an die Gewaltthat des Ministeriums Gladstone gegen die Arabi'sche Reformbewegung in Egypten geknüpft — es seien hier nur die blutigen Mißerfolge im Sudan, die Ermuthigung Rußlands zum Eindringen nach Afghanistan, und schließlich der Sturz der liberalen Regierung genannt —, daß Alles, was auf die geheimen Zettelungen in dieser Sache Licht zu werfen geeignet ist, Anspruch auf Bedeutung machen darf.

Es gibt in England keinen Mann, der darüber mit größerem Gewicht zu sprechen vermöchte, als Herrn Wilfrid Blunt. Mit beträchtlichen eigenen Opfern hat er bekanntlich den jetzt in Ceylon in der Verbannung lebenden egyptischen Heer- und Volksführer vom schon sicher scheinenden Tode gerettet. Seiner anerkennenswerthen Bemühungen und trefflich belegten Darstellungen habe ich mehr als einmal gedacht. Jetzt liegt von ihm eine weitere Auseinandersetzung vor, welche einen tiefen Einblick in das vergangene Getriebe thun läßt. Die Auseinandersetzung ist von um so größerer Wichtigkeit, da Herr Blunt, trotz politischen Parteiunterschiedes, mit Gladstone seit Jahren persönlich befreundet, von ihm auch brieflich vor der schmachvollen In-Brand-Schießung Alexandriens geradezu als „entscheidender Gewährsmann" (authority) anerkannt worden war.

Zufolge Herrn Blunt ist es wesentlich Sir Charles Dilke gewesen, der mit Gladstone und dem anfänglich etwas widerwillig oder zögernd an die Sache herangehenden Lord Granville den Angriff auf Egypten betrieb. Lord Hartington sei rasch dafür gewonnen worden; nachher auch Herr Chamberlain, als die Verschlimmerung der gewerblichen Zustände in England zur Unterstützung der Unternehmung angeführt wurde. Diese Angaben stimmen mit denen überein, welche ich vor Jahren aus bester Quelle zu machen in der Lage war.

Der Feldzug war in der That das Werk eines „inneren Cirkels" im Cabinete. Ein außerhalb des Cabinetes Stehender, der damalige Unterstaatssecretär des Auswärtigen, Sir Ch. Dilke, war jedoch zur Mitleitung der Angelegenheit nicht blos herangezogen, sondern spielte eine Hauptrolle — und zwar in Folge seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Gambetta. Die gemeinschaftliche Note Frankreichs und Englands wurde dadurch erzielt: es sollte damit die Wiedererneuerung des zu Ende gehenden Handelsvertrages gefördert werden. Nachträglich schieden sich freilich die Wege Englands und Frankreichs, und so auch Dilke's und Gambetta's.

Es wäre übrigens ein Irrthum, zu glauben, daß der damalige Unterstaatssecretär des Auswärtigen gerade in der egyptischen Frage seinen Grundsätzen ungetreu geworden und lediglich so gehandelt habe, um sich einen Sitz im Cabinete zu erringen, aus welchem ihn die Abneigung der Königin bis dahin ferngehalten hatte. Dilke's Vater war mit dem Prinzen Albert gut befreundet. Der Sohn aber leitete eine Zeit lang, in Gemeinschaft mit dem Arbeiterführer Odger, eine demokratische Propaganda. Im Hause Hepworth Dixon's und des radicalen Unterhausmitgliedes P. A. Taylor machte ich Sir Charles Dilke's Bekanntschaft, noch ehe er die politische Laufbahn betreten; und nur zu gut ist mir aus seinem späteren Wirken erinnerlich, daß er von jeher eine Art Schutzherrschaft Englands über Egypten angestrebt hat. Von der Mitschuld an einem rechtswidrigen, barbarischen Verfahren, welches der nach der Bombardirung von Alexandria aus dem Cabinet ausgetretene John Bright als eine „Verletzung des Sittengesetzes und des Völkerrechtes" gebrandmarkt hat, ist Dilke darum doch nicht freizusprechen.

Nach Herrn Wilfrid Blunt's Ansicht trifft diese Mitschuld freilich den greisen ehemaligen Volkstribunen selbst; denn auch Bright sei bei dem Cabinetsrathe zugegen gewesen, in welchem das Vorgehen gegen Alexandria beschlossen worden. Es ist immer schwer, in derlei Dingen der Sache ganz auf den Grund zu kommen. Eine Aufzeichnung über Verhandlungen und Beschlüsse im Cabinete findet nämlich — wie ich früher in der „Gegenwart" auseinandergesetzt habe — nicht statt, da das Cabinet, streng genommen, eine nicht ganz verfassungsgemäße Zusammenkunft der Hauptminister ist. Das Wort „Cabinet" ist deshalb auch bis in die neuere Zeit herein im Parlament vermieden worden.

Ich meinerseits neige zu der Meinung, daß John Bright hintergangen worden ist, und daß sich daraus die Stärke seiner Entrüstung erklärt, die in seinen obenerwähnten Ausdrücken liegt. Niemand ist geschickter als Gladstone, mit Worten so zu spielen, daß sich daraus leicht eine Täuschung ergibt. „Es ist kein Krieg!" sagte er zur Beruhigung des Unterhauses, als die Dinge in Fluß kamen; „kein Krieg ist beabsichtigt!" Man erinnerte ihn später daran. „Wie?" rief er dann, offenbar innerlich lachend, aus, „Sie haben nicht bemerkt, daß wir Krieg führten?"

Man mag John Bright vorwerfen, daß er nicht vor dem völkerrechtswidrigen Angriff auf Alexandria austrat; daß er sich überhaupt hatte täuschen lassen. Wie sehr ja schon die gemeinschaftliche Note vom 8. Januar 1882 geeignet war, zum Kriege zu führen, darüber wurde der Vertreter Englands zu

Digitized by Google

Kairo, Sir Eduard Malet, keinen Augenblick im Zweifel gelassen. Die Note sicherte bekanntlich den Schutz Tewfik's sowohl gegen innere, als auch gegen äußere Gefahren zu. Bei der Art aber, wie sich die Verhältnisse einmal in der egyptischen Volksbewegung zugespitzt hatten, mußte dies nothwendig zum Ziehen des englischen Schwertes gegen Arabi's Partei führen.

Hier folgen wir nun den äußerst wichtigen Angaben von Herrn Wilfrid Blunt. Er befand sich in Malet's Hause zu Kairo, als die Note eben ankam.

„Was halten Sie davon?" frug der englische Diplomat.

Herrn Blunt's Antwort war: „Ich bin überzeugt, daß dies den Krieg bedeutet, und daß das egyptische Volk es so auffassen wird."

Die einheimischen Führer der Nationalbewegung erklärten ihrerseits, als sie von der Sache vernahmen: „Das ist der erste Schritt zur Einverleibung!" Von diesem Augenblick an hegte die Partei Arabi's, welche im Grunde die des ganzen politisch denkenden Landes war, Verdacht gegen England.

Unter diesen Umständen schrieb Herr Blunt an Gladstone. Zu dem Schritte war er schon darum berechtigt, da die Darlegung der leitenden Grundsätze der egyptischen Nationalpartei von Arabi und den anderen Führern unter Beihülfe von Herrn Blunt aufgesetzt worden war. Zwei egyptische Officiere waren dabei anwesend; alle Uebrigen gehörten dem bürgerlichen Stande an. Das Schriftstück wurde zum Theile von Arabi selbst dem Schreibenden in die Feder gesagt.

Der erste Satz erkannte die Stellung Egyptens zu der Oberherrschaft des Sultans an; denn die neue Verfassung sollte auf vollkommen gesetzlicher Grundlage errichtet werden. Der zweite Satz sprach die Treue der Nationalpartei gegenüber dem regierenden Statthalter aus und sicherte eine Unterstützung seiner Herrschaft zu, so lange er in Uebereinstimmung mit Recht und Gerechtigkeit und gemäß seinen Versprechungen vom September 1881 handle. Der dritte Satz erkannte die von den Regierungen Englands und Frankreichs dem Lande geleisteten Dienste an, desgleichen die Nothwendigkeit der gemeinsamen Oberaufsicht; doch mit dem Hinzufügen einer Hoffnung, Egypten bald ganz in egyptischen Händen zu sehen.

Der Schluß lautete:

„Die Nationalpartei von Egypten ist eine staatliche, keine religiöse Partei. Sie schließt in ihre Reihen Männer der verschiedensten Stämme und Glaubensbekenntnisse ein. Sie ist hauptsächlich mohammedanisch, weil eben neun Zehntel der Egypter Mohammedaner sind; aber sie hat die Unterstützung der Masse der koptischen Christen, der Juden und Anderer, die den Boden Egyptens kennen und seine Sprache reden. Zwischen diesen macht die Nationalpartei keinerlei Unterschied; indem sie alle Menschen als Brüder ansieht, mit gleichen politischen und bürgerlichen Rechten .... Mit den in Egypten wohnenden Europäern hat die Nationalpartei keinen Zwist, weder ob ihres christlichen Bekenntnisses, noch ob ihrer Eigenschaft als Fremder, so lange sie gemäß den Gesetzen leben und ihren Antheil an den Staatslasten tragen."

Hier liegt gewiß ein schlagender Beweis gegen die öfters vorgebrachte Anklage auf christenfeindliche Glaubenswuth vor. Herr Blunt ist im Besitze des von einem koptischen Patriarchen, mehrere Wochen nach der Schlacht von Tel-el-Kebir geschriebenen Briefes, worin offen anerkannt ist, daß er (der Patriarch) „für Arabi's Sache die wärmste Theilnahme empfand und noch empfindet, und daß Alle bereit waren, zu Arabi zu stoßen und auf seiner Seite zu kämpfen". In der That fiel eine größere Anzahl koptischer Christen in jener Schlacht. Der Brief war geschrieben, als Arabi bereits kriegsgefangen im Gewahrsam lag. Die Echtheit der in dem Schreiben enthaltenen Gesinnung ist somit unbezweifelbar. Keine geistliche Schlangenklugheit war da mit im Spiele.

Arabi Pascha wird von Herrn Blunt als ein so freisinnig denkender Mann geschildert, wie man ihn nur im Orient finden könne. Seiner Religion hänge er an; im Uebrigen sei er sehr gut belesen und stehe aller finsteren Glaubensschwärmerei fern. Für sein Land, für sein Volksthum fühle er allerdings in der Weise, wie es sich Jedem gezieme. Angenommen, eine fremde, sage man: eine mohammedanische Flotte segle die Themse herauf, um England anzugreifen — würde da nicht die hiesige Geistlichkeit ebensowohl, wie die gesammte Bevölkerung zum Widerstande aufrufen und ihn leisten? „Sogar Herr Gladstone", meint Herr Wilfrid Blunt, „würde das thun".

Dieser letzteren Ansicht pflichten wir entschieden bei. Sind doch die mohammedanischen Türken für Gladstone die „eine, unmenschliche Abart der Menschheit": eine Behauptung, die man beinahe für fanatisch halten könnte.

In dem Briefe des Herrn Blunt an den Premier Englands war die Darlegung der Grundsätze der egyptischen Nationalpartei eingeschlossen. Es war auch darauf aufmerksam gemacht, wie sehr sich die Freunde des Fortschritts im Westen darüber freuen könnten, ein so unerwartetes Anzeichen des politischen Lebens und der Sittigung in einem Theile des Ostens sich erheben zu sehen, den man bisher für ganz zurückgeblieben erachtet hatte. Sollte eine liberale englische Regierung nun die Absicht haben, diesen vielversprechenden Keim zu erdrücken, zu vernichten?

Herr Blunt erinnerte Gladstone ferner daran, daß er selbst ihm einst den Wunsch ausgesprochen: die Völker des Ostens möchten sich aus eigener Kraft wieder zu neuem Leben erheben. „Siehe da!" bemerkte der Freund Arabi's; „in Egypten ist ein solcher Nationalwille erstanden und ringt jetzt nach dem Ausdrucke, um Europa von seinem Dasein zu überzeugen."

Hier möchten wir unsererseits freilich die Vermuthung aufstellen, daß Gladstone eben nur christliche Völker, nämlich solche, welche der rechtgläubigen Kirche des Ostens angehören, gemeint habe. Gilt er doch dafür, daß er eine Wiedervereinigung der anglikanischen, römisch-katholischen und griechisch-orthodoxen Kirche erstrebt; und erklärt man doch aus solchen theologischen Gründen seine Russen- und Bulgarenfreundlichkeit.

Sei dem, wie ihm wolle, Herr Wilfrid Blunt hatte einen gewissen Grund, bei Gladstone Theilnahme für das egyptische Volksthum vorauszusetzen. Folgendes ist der Wortlaut der Erwiderung des damaligen liberalen Premiers an Herrn Blunt:

„Sie werden, davon bin ich überzeugt, die Gründe anzuerkennen wissen, welche mich hindern, eine vollkommen entsprechende Antwort auf Ihren höchst anziehenden Brief über die egyptischen Angelegenheiten zu ertheilen, die, ich sage es mit Bedauern, keinen unbedeutenden Theil meiner Aufmerksamkeit täglich in Anspruch nehmen. Aber den Vortheil weiß ich wohl zu schätzen, einen solchen Brief von einem so hervorragenden Gewährsmann zu besitzen; und ich hege nicht den mindesten Zweifel, daß, wenn nicht ein ganz trauriger Mangel an Einsicht auf der einen oder der anderen Seite, oder ich könnte sagen, allseitig eintritt, wir gewiß im Stande sein werden, diese Angelegenheit zu einem günstigen Austrage zu bringen. Meine eigenen Ansichten über Egypten sind im „Nineteenth Century" kurz vor unserem Austritt entwickelt worden; und **ich wüßte nicht, daß wir irgend welchen Anlaß hätten, sie zu ändern.**

Ich verbleibe, mein lieber Herr,

Ihr ganz ergebener

W. E. Gladstone."

War das nicht recht erfreulich? Wer sollte da glauben, daß das Ministerium, oder vielmehr das Cabinet, oder vielmehr der „innere Cirkel" des Gladstone'schen Cabinets Schlimmes im Schilde führe?

In der Abhandlung im „Nineteenth Century" schien nämlich der damalige liberale Oppositionsführer wie in zweitem Gesicht Alles vorauszusehen, was gegen Egypten dereinst gethan werden würde. Nur glaubte er nicht — wie Herr Blunt beifügt —, daß er selbst zur Ausführung der schlimmen That ausersehen sei. Egypten war, zufolge dem Aufsatz in der genannten Monatsschrift, in keiner Weise Englands Sache; denn nur zu viel Land, zu weit ausgebreitete Besitzungen, sagte Gladstone, gehören dem Reiche bereits an. Ob man in Egypten durch Dieberei oder durch Kauf Boden fasse: unfehlbar müsse daraus ein weiteres Reich erstehen, das da wachsen

Digitized by Google

und wachsen würde, bis das Nilthal sich, durch den Gleicher hindurch, mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung vereinige. Dies sei für England eine zu große Last. Was den Suezcanal anlange, so habe er für England durchaus keine Lebensbedeutung; der richtige Weg desselben sei ums Vorgebirge. Egyptens bedürfe daher England nicht.

Nun denn, Herr Blunt zeigte Gladstone's Beschwichtigungsbrief Arabi und den anderen Führern. Der durch die englisch-französische Note erregte Verdacht würde dadurch bedeutend gemildert, wenn nicht ganz beseitigt. Man traute von nun an wieder Gladstone, war jedoch nicht des Auswärtigen Amtes in London sicher.

Bald darauf drangen die Notabeln Egyptens auf Gewährung einer regelmäßigen Verfassung. Sir Auckland Colvin ließ die Aeußerung fallen: „er werde Alles thun, um die Nationalpartei zu stürzen, eine Einmischung und wo möglich den Anschluß Egyptens an England herbeizuführen". Sir Auckland Colvin ist, wie Herr Blunt bemerkt, einer jener indischen Beamten, welche auf Austilgung aller noch halb unabhängigen Vasallen-Staaten ausgehen. Aehnlich wollte er in Egypten verfahren. Herr Blunt ist überzeugt, daß alle weiteren Schritte von da an unter Einholung des Rathes von Colvin erfolgten, der auf Sir Eduard Malet großen Einfluß übte.

Aber konnte eine liberale englische Regierung Truppen nach Egypten werfen, um ein Parlament zu stürzen, das sein eigenes Landesbudget feststellen wollte?! Sah das nicht lächerlich oder noch schlimmer aus?

Zufolge Herrn Blunt blies Sir Auckland Colvin dem „Times"-Berichterstatter jede Woche die nöthigen Mittheilungen ein. Colvin selbst war der Berichterstatter der damals noch unter der Leitung des radicalen Herrn John Morley stehenden „Pall Mall Gazette". So und durch ähnliche Mittel sei die öffentliche Meinung gemacht worden. Herr Morley ließ sich durch Colvin täuschen.

In dieser Lage beschloß Herr Blunt, persönliche Unterredungen in England zu suchen. Arabi sagte ihm: er betrachte England als den naturgemäßen Schützer einer erstehenden Freiheitssache; und er bat Herrn Blunt, darauf zu dringen, daß Jemand nach Egypten ausgesandt werde, der unparteiisch die Lage untersuche, damit eine friedliche und gerechte Beilegung erfolge.

Im Auswärtigen Amte zu London war die Unterredung des Freundes Arabi's mit Sir Charles Dilke keine befriedigende. Diesen will Herr Blunt unbedingt nicht von der Schuld an der Bombardirung freisprechen. Die Unterredung mit Lord Granville förderte die ungeheuerliche Behauptung des Letzteren zu Tage: man wisse mit Bestimmtheit, daß Arabi im Solde des abgesetzten Khedives Ismail stehe!"

„Nun weiß ich", erklärt Herr Blunt, „daß, wenn es einen Mann in der Welt gibt, welchen Arabi Pascha und die Egypter hassen, Ismail dieser Mann ist, und daß man mit ihm unter keinem Vorwand, sei es irgend welcher, auch nur den geringsten Verkehr haben wollte". Kein Wunder, daß Herr Blunt dem englischen Minister des Auswärtigen erklärte: „wenn er Solches von Arabi glauben könne, so sei jede weitere Auseinandersetzung unbedingt werthlos".

Darauf sah Herr Blunt den Premier, der die Abhandlung im „Nineteenth Century" verfaßt hatte. Die Geheimschreiber Gladstone's, die Herren Godby, Hamilton nnd Seymour, sagten Herrn Blunt sofort: „man möge auf dem Auswärtigen Amte denken, was man wolle, für Herrn Gladstone sei es unmöglich, seine Zustimmung zur Einmischung oder zum Krieg und zur Niederwerfung der Freiheit zu ertheilen." Die Geheimschreiber drückten auch noch ihre Hochachtung für die Gesinnungen des Herrn Blunt aus.

Also wieder sehr schön!

Bei Gladstone selbst fand Herr Blunt recht freundlichen, anmuthenden Empfang. Es fiel dem Premier nur auf, daß das egyptische Heer auf Seiten der Freiheit sein solle: eine Meinung, die ihn uns als in der Geschichte des englischen Freistaates unter Cromwell, der neueren spanischen Umwälzungen, auch der deutschen Geschichte von 1849 (Baden-Pfalz) nicht recht bewandert erscheinen läßt. Herr Blunt klärte indessen Gladstone über die egyptischen Heerführer auf, und dieser schien überzeugt.

Dann meinte Gladstone: ob nicht Arabi das Land vielleicht „an den Sultan verrathen" wolle? Herr Blunt erwiderte: „er kenne den gepflogenen Briefwechsel; es handle sich darin lediglich darum, daß Arabi Sorge tragen müsse, eine Einmischung Europas in Egypten zu verhindern." Arabi war damals Kriegsminister und handelte selbstverständlich in diesem Sinne. Im Uebrigen stand er zu der Sache der unabhängigen Selbstverwaltung des Landes.

Herr Gladstone wollte dann Genaues über die Führer aus dem bürgerlichen Stande hören. Sehr eifrig horchte er auf, als er vernahm: einer derselben mache Reden in Versen. Sofort schrieb er sich den Namen des Mannes sorgfältig auf. Im ferneren Verlauf des Gespräches konnte Gladstone sich nicht der eigenthümlichen Bemerkung enthalten: „Die Bulgarei hat nicht gekämpft, und doch hat sie ihre Freiheit erlangt!" Wie das auf Egypten passen soll, ist nicht ersichtlich — es wäre denn, daß Gladstone mittelst Egyptens gegen die Türkei dieselbe Rolle zu spielen gedachte, wie sie Rußland 1877—78 gespielt hatte.

Diese Ansicht habe ich in der That gleich bei Beginn des egyptischen Feldzuges ausgesprochen.

Die Unterredung bei Gladstone schloß damit, daß er versprach, im Unterhause etwas zu Gunsten der Nationalpartei zu sagen. „Wollen Sie mir erlauben, irgend eine Botschaft der Theilnahme nach Egypten zu überbringen?" frug Herr Blunt. Die erste Antwort war ablehnend und ausweichend. Schließlich sagte der vielkundige Redner:

„Ich ermächtige Sie, Folgendes zu thun: Sie können die Eindrücke, die Sie von meinen Gefühlen empfangen haben, in Ihrer Weise dort wiedergeben!"

Delphisch!

Indessen, Herr Blunt traute seinen Eindrücken und schrieb nach Kairo: „Im Auswärtigen Amte herrscht eine gewisse Gedankenrichtung vor; von daher werdet Ihr immer von den Finanz-Interessen des Landes hören. In Herrn Gladstone aber habt Ihr einen Mann von unbedingt anderem Wesen. Dieser Mann hat ein Herz und ist fähig, für Euch zu fühlen."

Ich meinerseits habe von Anfang an eine entgegengesetzte Schätzung des Wesens und Verfahrens von Gladstone in der deutschen Presse aufgestellt. In der Versammlung von Parlamentsmitgliedern und Anderen, welche nach Abgang Gordon's durch den „Schiedsgerichts- und Friedensverein" nach dem Gasthofe „zum Westminster-Palast" berufen wurde, habe ich — wie früher in diesem Blatte geschildert wurde — den unausbleiblichen Mißerfolg und die daraus nothwendig sich ergebende Ermuthigung Rußlands als sicher bevorstehend entwickelt. Noch damals jedoch schloß Herr John Morley, obwohl er einen Theil dieser Ausführungen, was die Vergangenheit betraf, als richtig anerkannte, mit den Worten: „Es liegt nichts vor, worüber wir uns aufzuregen hätten!" (There is nothing to excite ourselves about.)

Der ganze Eindruck, den ich seit Jahren von Gladstone's Gebahren in der egyptischen Sache empfing, war der, daß es von vornherein auf eine großartige Täuschung abgesehen war. Nicht unzufrieden war ich daher, an der versuchten Reise zu ihm nach Schloß Hawarden, zu welcher der Obmann des Schiedsgerichts- und Friedensvereines, ferner Herr Wilfrid Blunt und ich erwählt worden waren, durch einen besonderen Abhaltungsgrund am Vorabende des Weihnachtstages verhindert gewesen zu sein. Ich war übrigens stark der Meinung, daß es eine Reise nach der Burg Malepartus sein werde, und der Ausgang hat es bewiesen.

Die In-Brand-Schießung Alexandriens, und was sich sonst noch daran knüpfte, ist nach meiner Ueberzeugung in Gladstone's Plan gelegen. Er trägt vor der Geschichte die volle Mitschuld. Was auf der Balkan-Halbinsel unlängst vorging, ist wohl noch eine späte Folge dieser seiner That; denn wenn England tief in einer blutigen Verwickelung in Egypten festsaß, so hatte die Petersburger Regierung, so

Digitized by Google

hatten die panslavistischen Ausschüsse ein Interesse daran, gleichzeitig gegen Afghanistan und vor Constantinopel sich zu rühren. Fortzeugend hat die böse That stets von Neuem Böses geboren; und daß es so kommen werde, auch das ist von uns, mit besonderem Bezuge auf das Vorland Indiens und auf die orientalische Frage, längst vorausgesagt worden.

Freiherr von Hofmann.

Von J. Herzog.

Jeder Wiener hat ihn gekannt. Nicht erst aus den letzten Jahren, da man ihn als Generalintendanten der beiden kaiserlichen Hoftheater allabendlich in seiner Amtsloge im Schauspielhause und in der Oper sah, sondern lange früher. Seit mehr als zwanzig Jahren war Baron Hofmann eine Stadtfigur. Ob er in einflußreicher Stellung lebte und eine große Gewalt in seinen Händen concentrirte, oder ob die Ungnade des Mächtigen ihn spazieren gehen hieß, er liebte es, sich möglichst oft öffentlich zu zeigen, ein populärer Mann zu heißen. Wenn man den Schein für die Wirklichkeit nimmt, was Baron Hofmann sehr oft in seinem Leben gethan hat, so konnte man sagen, er sei eine volksthümliche Persönlichkeit gewesen. Wer mehr fordert und die öffentliche Neigung und die Hingebung der Menge als die Bedingung der Popularität aufstellt, wird den Baron Hofmann nur als stadtbekannte Persönlichkeit gelten lassen. Selbst dies mit gewissen Beschränkungen. Obwohl der nun Verblichene viel auf seinen „alten Adel" hielt — sein Großvater hatte sich das „von" erworben — und gern erzählte, daß ihm nach Erhalt des Stefansordens, der den Anspruch auf den österreichischen Freiherrnstand gibt, der Kaiser erst bedeuten mußte, von der Möglichkeit des Avancements Gebrauch zu machen, so haben die Aristokraten ihn nicht recht als ihresgleichen gelten lassen, ja oft über ihn gespöttelt und gewitzelt. Ebenso wenig drang er in die tieferen Volksschichten hinab, vielleicht weil er seine büreaukratische Stellung niemals so vollständig abschütteln konnte, als es vorher nothwendig gewesen wäre. Die Bourgeoisie im weitesten Umfange des Wortes war sein Element, gleichgültig, ob man darunter die reichen nobilisirten und nicht nobilisirten Fabrikanten, die Directoren von Banken und die Verwaltungsräthe von Eisenbahnen, die Zeitungsherausgeber und die Inhaber von Luxusgeschäften, die nichtsthuenden literarischen und Kunstdilettanten, die Rentiers, die Salonfrauen und die verschämten Armen begreift. In ihrer Mitte befand sich Baron Hofmann am wohlsten, nach ihnen verlangte sein Herz auch im Drange der wichtigsten Geschäfte. Denn hier galt er mehr als sonst wo, mochte er selbst das höchste Amt im Staate bekleiden, hier sah man zu ihm hinauf, und das that dem Manne wohl, der noch im Zenith seines Glanzes und seines Einflusses hinter den Coulissen einen widerwärtigen und ermüdenden Kampf um sein Ich, um Alles, was er war oder noch erreichen wollte, kämpfen mußte. Weil er selbst ein Meister der kleinen Intrigue war, legten auch die Anderen ihm überall Netze und Fangeisen. Inmitten des Bürgerthums konnte er auch dem Hange seines Herzens genügen, der ihn in einem seltsamen Gemisch von Güte und Selbstgefälligkeit gern die augenblickliche Noth eines Individuums oder eines Instituts bemeistern hieß. Wieviel Geld der Reichen hat Hofmann — nicht den Armen — aber den Bedrängten und Bedrohten überbracht, Leuten, die in Gefahr waren, ihre Stellung zu verlieren, weil sie sich einmal aus Zwang oder Leichtsinn in Schulden gestürzt hatten. Man kann diese Art, sich seine anderweitige Gunst von den Millionären bezahlen zu lassen, gewiß nicht unedel heißen; die Einschränkung des ihr gebührenden Lobes bezieht sich nur darauf, daß diese Wohlthätigkeit in den verschiedensten Formen zu einem Machtmittel in der Hand des Baron Hofmann geworden war. Er half seinen Anhängern, seinen Günstlingen. Wer ihm nicht zu Gesichte stand, hatte es viel schwerer. Baron Hofmann erhob sich in diesem Punkte nicht über die Gewöhnlichkeit.

Auch aus einem anderen Grunde fühlte sich der Verstorbene am wohlsten in den besseren Schichten des dritten Standes. Er hatte nicht blos den Ehrgeiz, seinen Namen mit den verschiedensten wissenschaftlichen, künstlerischen und humanitären Vereinen zu verbinden, ihn überkam auch oft der Wunsch, Neues zu schaffen, und insbesondere besaß er das Talent, aus dem kleinen Gedanken eines Anderen etwas Größeres, Werthvolles und Gesundes zu machen. Die Mittel hierzu holte er sich von den bürgerlichen Millionären. Denn unsere Aristokratie, so reich sie ist und so wenig sie im Allgemeinen ihre bevorzugte Stellung hervorkehrt, macht doch, mit sehr wenigen Ausnahmen, bei fast gar keiner Gelegenheit gemeinsame Sache mit dem Volke. Der kaiserliche Hof ist über alle Maßen splendid, Fürst Liechtenstein und Graf Wilczek fehlen bei keiner Veranlassung mit ihrem Gelde. Aber sonst wird man die schon im Mittelalter ruhmbedeckten Namen der österreichischen Cavaliere kaum finden, ob es sich nun um eine Sammlung für Ueberschwemmte oder um ein Asyl für Obdachlose, oder um ein wissenschaftliches oder literarisches Unternehmen handelt. Die edlen Herren haben einen eigenen kleinen Staat zu erhalten, und dieser consumirt offenbar ihre ganze Revenue. Man darf sich darüber nicht einmal wundern, denn die Herrschaften wissen eigentlich nicht viel von ihrem Vermögen, das fast unverändert von Geschlecht auf Geschlecht kommt; sie haben nur ihr Einkommen und ihre Bedürfnisse vor Augen, die sich in den meisten Fällen vollkommen decken. Die Bürgerlichen aber erwerben großen Besitz in einer und derselben Generation, sie handtieren leichter oder leichtsinniger mit dem Gelde. Daraus zog Baron Hofmann den Vortheil für alle seine Zwecke; heute für eine verschuldete Schauspielerin, morgen für eine geographische Expedition. Er wußte vornehm zu bitten und erreichte, was er wollte. Dafür erschien aber auch „Seine Excellenz" an dem nämlichen Abende in der Loge oder auf dem Balle oder beim Diner der großmüthigen Spender, und wenn man einer Empfehlung an einen Gesandten bedurfte, war er rasch zur Hand. Daß die Weiber der vornehmen Bürger den Hülferufen eines so großen Herrn am zugänglichsten waren, ist selbstverständlich, und Baron Hofmann verstand es meisterlich, sich von ihnen an die Casse des Herrn Gemahls führen zu lassen. Dabei ist es unbestritten, daß er eine wirkliche Neigung für das Bürgerthum empfand, es zog ihn zur Intelligenz und ungebundenen Strebsamkeit des dritten Standes, zu seinem Talente und seinen Gesinnungen mächtig hin, es that ihm innerlich wohl, unter Menschen zu sein, die ihn nicht anfeindeten.

War er so zu einer markanten Erscheinung der Wiener Gesellschaft geworden, so darf man darüber seine politische Stellung nicht vergessen. Ihn in diesem Punkte überschätzen, wäre schon darum ein arger Fehler, weil er die Zähigkeit nicht besaß, die noch mehr als das Geheimniß die Bürgschaft des Erfolges ist. Er liebte es, seine Ausdauer zu rühmen, in Wahrheit stand es damit recht schlecht. Aber wer heute von dem Reichsfinanzminister Hofmann spricht, sieht ihn nur mehr in einer Zeit, da er politisch abgethan, gebrochen war. War doch seine Berufung in dieses Amt ein Fall eine Treppe höher, nur seine eigentliche Abdankung. Welche klägliche Rolle spielte er als Reichsfinanzminister! Seine Referenten lachten über seine Unbeholfenheit, die Ernsteren waren voll Besorgniß, wieviel er verderben könnte. Der Letzte, der ging, hatte immer Recht, bis ein Anderer kam. Was sollten auch die Ziffernsäulen vor den Augen des Mannes, der von einer Finanzverwaltung nichts verstand. Und wenn er es hätte erlernen wollen, in ihm wüthete der Schmerz über seine Entfernung aus dem Auswärtigen Amte, das er sich ohne seine Person gar nicht denken konnte. Er wollte nichts mehr lernen, so tief fühlte er sich verwundet. Es war auch wirklich eine schlecht angebrachte Ironie des Grafen Andrassy, den Mann, der in den alten Traditionen der österreichischen Orientpolitik lebte und einen Angriff auf türkisches Gebiet wie ein Attentat auf Oesterreich empfand, der also die Andrassy'sche, nach Bismarck'schem Muster gebildete moderne Politik des Mitessens am gedeckten Tische nicht liebte und deshalb fiel, zum obersten Verwalter jenes Bosnien zu machen, das wir auf unseren Teller genommen hatten. Der kaiserliche Befehl, die anvertrauten Provinzen zu verwalten, genügte nicht, Baron Hofmann

Digitized by Google

konnte nicht einmal die Croaten, die sich des Landes bemächtigt hatten, beseitigen. Als er eines Tages etwas feierlich versprach, was er zu halten nicht im Stande war, schlossen sich auch die Thüren des Reichsfinanzministeriums zum letzten Male hinter ihm — er wurde Generalintendant.

Nein, man darf die politische Thätigkeit des Baron Hofmann nicht nach seinen Erfolgen in der Aera Andrassy messen, der Antagonismus Beider und die geistige Ueberlegenheit des letzteren ließen es dazu nicht kommen; so zu sagen von einem Tage zum andern erhielt Hofmann einen anderen Wirkungskreis, damit er eigentlich keinen habe. Graf Andrassy unterschätzte ihn und haßte ihn, obwohl er sich als Preßleiter alle Mühe gab, wenigstens die schlechten Scherze eines Witzblattes über die Gräfin Kathinka zu unterdrücken. Graf Andrassy ist eitler als es selbst einem so bedeutenden Staatsmann erlaubt ist; fast die ganze, jedenfalls die machtvolle Presse von Wien war gegen seine Politik, Hofmann war nicht im Stande, auch nur das kleinste Lob derselben durchzusetzen. Heute wäre das aus tausend Gründen wesentlich leichter, damals aber lag klar am Tage, daß Hofmann keinen guten Willen hatte. Die Memoiren des Verstorbenen, an denen er seit langen Jahren schrieb und in den letzten Monaten wesentliche Correcturen vornahm, werden speciell über das Capitel Hofmann-Andrassy sehr Interessantes enthalten, vielleicht hat Hofmann gerade dieses mit der größten Offenheit und Rücksichtslosigkeit geschrieben, denn er hatte ein gewisses Recht, seinen politischen Niedergang dem Grafen Andrassy in die Schuhe zu schieben. Weder der frühere Sectionschef im Ministerium des Aeußern, noch der spätere Reichsfinanzminister haben zu Zeiten des Grafen Andrassy etwas bedeutet. Vielleicht auch deshalb, weil Graf Andrassy meinte, Baron Hofmann sitze als der Agent des so ungern von seinem Platze geschiedenen Grafen Beust im Hause, den sein Nachfolger längst nicht mehr liebte, sondern den er recht gern auf einem Botschafterposten „nach Wahl" unschädlich machte.

Wer den Baron Hofmann als politischen Mann beurtheilen will, muß dreimal an ihn herantreten: beim Abschlusse des Concordates, während des schleswig-holsteinischen Krieges von 1864, und in der Aera Beust. In der angeführten Reihenfolge bedeuten sie zugleich auch die Steigerung seiner Siege, unter dem Grafen Beust gab es in der That nur noch einen mächtigen Mann neben dem Grafen und das war Baron Hofmann, der, in der äußeren Politik denkend und fühlend wie sein Chef, in der inneren sein Rathgeber, man sagt richtiger, sein Führer gewesen ist. Ueber die Theilnahme Hofmann's an den Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle ist der Natur der Sache nach nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen. Aber noch vor wenigen Wochen erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, wie man im Vatican nach Abschluß des Uebereinkommens völlig verblüfft über das außerordentliche Maß von Hoheitsrechten gewesen sei, das sich die Regierung und der hohe Clerus in dem Vertrage vorbehalten hatte; wie man von der Begründung eines österreichischen Primats und einer österreichischen Kirche sprach und sofort eine Revision des eben vereinbarten Schriftstückes begehrte. Die päpstlichen Unterhändler mußten den ganzen Zorn des heiligen Vaters erdulden. Für Oesterreich intervenirte bekanntlich der geistvolle, von einem gewissen Selbstständigkeitsgefühl und einem starken Patriotismus getragene Cardinal Rauscher, sein Rathgeber in staatsrechtlichen Fragen war Hofmann und, obwohl der allgemeinen Strömung in den maßgebenden Kreisen gehorchend, suchten doch Beide, und insbesondere der Letztere, zu retten, was zu retten war. Die österreichischen Völker empfanden freilich kein wohlthätiges Gefühl, für sie bedeutete das Concordat eine Fesselung der Geister, und sie wußten nicht, daß man noch schwerere Ketten hätte schmieden können. Hofmann aber hatte Ungnade zu ertragen, er wurde das erste Mal spazieren geschickt. Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, sein Verhalten sei unreligiösen Gefühlen entsprungen; er war ein frommer Christ und ging alljährlich zur österlichen Beichte zu den Schotten, deren Prälaten Eder und Helferstorfer seine persönlichen Freunde waren. Im Volke hieß es sogar, er sei ein Clericaler, was wieder eine Uebertreibung war. Wie man sagt, steht speciell über die Theilnahme Hofmann's an den Concordatverhandlungen eine baldige autoritative Darstellung bevor; das Interessanteste werden freilich wieder die Memoiren bringen, die überhaupt einen kostbaren Beitrag zur Geschichte der letzten dreißig Jahre bilden dürften.

Ein deutlicheres Bild hat man von der Thätigkeit Hofmann's in der schleswig-holsteinischen Affaire. Als sich Oesterreich zur Cooperation mit Preußen entschloß, mußte es auch wie dieses an einen Civilcommissär denken; man verfiel auf den müßig gehenden Baron Hofmann. Der that die Augen weit auf und setzte eine gewisse Force darein, dem preußischen Minister von Bismarck soviel Verdruß als möglich zu machen. Die Archive des Ministeriums des Aeußeren müssen zahllose Berichte von seiner Hand enthalten, von denen viele schon seine Beobachtungen im Laufe des Krieges umfassen, die ungehaltensten aber aus der Zeit des Condominiums mit Baron Zedlitz stammen. In der unumwundensten Weise sprach er seine Ansicht dahin aus, daß Oesterreich das Blut seiner Soldaten nur für Preußen vergossen habe und daß es der Gefoppte sei. Mit aller Energie trat er für die Rechte des Augustenburgers ein und nicht selten klagte er, es wäre besser gewesen, Schleswig-Holstein bei Dänemark zu belassen. Er stand ganz und gar auf dem Bundestagsstandpunkte und bejammerte, daß Oesterreich sich habe verführen lassen. Dem Baron Zedlitz machte er in allen Formen das Leben so sauer als möglich. Der Preuße brauchte nur etwas zu wollen, so war er sicher, daß der Oesterreicher das Gegentheil vorzog. Es war ein oft peinliches, persönliches Ringen, bei welchem Hofmann, vielleicht das einzige Mal in seinem Leben, männliche Energie entwickelte. In Berlin wußte man natürlich Alles und zürnte dem österreichischen Commissär in der fürchterlichsten Weise. Als der Conflict ausbrach und unsere Truppen rasch zurückgezogen wurden, blieb Hofmann noch auf seinem Platze. Die preußischen Wachen hätten den Auftrag, sich seiner zu bemächtigen. Er entschlüpfte. „Wenn ich Sie damals erwischt hätte", sagte später einmal Fürst Bismarck zu Baron Hofmann, „ich hätte Sie auf der Stelle erschießen lassen." Ein glänzenderes Zeugniß konnte der Civilcommissär auch von seiner eigenen Regierung nicht erhalten. Man wußte in Wien sein Verhalten zu würdigen. Graf Rechberg war gefallen, Graf Menddorff-Pouilly an dessen Stelle getreten. Hofmann erhielt eine hervorragende Stellung im Auswärtigen Amte und stieg in äußeren Würden sowohl wie im Vertrauen seiner Vorgesetzten wie des Kaisers von Stufe zu Stufe empor. Wäre er ein großer Cavalier gewesen — damals konnte er leicht Minister des Aeußern werden.

Nach dem Kriege von 1866 wurde Graf Beust als Retter des Staates berufen. Er war ein geschworener Feind Preußens, an dem er sich rächen wollte; er war aber auch ein Fremder und man hielt ihn für den Unbefangenen, der am besten den nothwendig gewordenen Ausgleich mit den Magyaren vollführen konnte. Daß er von den inneren Verhältnissen des Staates gar nichts verstand, übersah man völlig. Die Geschichte wird einst darzuthun haben, wieviel dieser Mann an Oesterreich verschuldete; wie er in dem Streben nur möglichst rasch einen Erfolg zu erzielen, unendlich mehr hingab als den Ungarn bei aller Anerkennung ihrer Rechte gebührte, und mehr als sie selbst erwarteten. Zwanzig Jahre bemüht man sich, die „Machtstellung der Monarchie" zu gewinnen und Niemand kann sagen, daß die Arbeit schon vollbracht ist. Die glühendsten Patrioten warnten den eingewanderten Minister vor gefährlicher Uebereilung, er aber dachte nur daran, daß in dem Herzen des dritten Napoleon ein Stachel zurückgeblieben sein müsse, weil man die Ankunft von dessen Botschafter Benedetti in Nikolsburg als verspätet bezeichnete und Frankreich das gewonnen geglaubte Kohlenbecken von Saarbrücken vorenthielt. Der Krieg zwischen dem Norddeutschen Bunde und den Franzosen war die Frage einer sehr kurzen Zeit, da sollte Oesterreich seine Revanche haben, dafür mußte es von inneren Sorgen befreit sein und gesammelt dastehen. Es war derselbe Graf Beust, der in der Nacht nach Gravelotte, als hier die Pariser Depesche einlief, die Franzosen hätten die deutschen Truppen in die „Steinbrüche von Jaumont" geworfen, den Kaiser um drei Uhr Morgens wecken und die Mobilisirungs-

Digitized by Google

ordre unterschreiben ließ, welche dreißig Millionen kostete. All' den Vorkommnissen jener Zeit stand Baron Hofmann am nächsten. Kenner der Verhältnisse behaupten, er habe in der äußeren Politik nicht völlig mit seinem Chef übereingestimmt und sei schon früher für jene Versöhnung mit dem Grafen Bismarck gewesen, welche Graf Beust erst nach dem Frankfurter Frieden anbahnte; er hätte mit seiner Meinung zurückgehalten, um seinen ganzen großen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten zu erhalten. In der That war er es, der den Grafen Beust, welcher von allen österreichischen Deputirten nur Herrn Kuranda kannte, mit den populärsten von ihnen in Verbindung brachte, und der auch die Fäden knüpfte, die nach Budapest hinunterführten. In Alles, was in jener Zeit geschah, sprach Hofmann ein gewichtiges Wort; er verhandelte mit den böhmischen Cavalieren bei den Neuwahlen für den Reichsrath und gewann sie für die neue Ordnung der Dinge; er nahm genaue Fühlung mit den Häuptern der damals jäh aufsteigenden Bodencreditanstalt, welche aus begreiflichen Gründen einen starken Einfluß im Großgrundbesitze hatte; er ging von Haus zu Haus werben, schrieb zahllose Briefe und versprach allerlei Gunst im Falle des Gelingens des begonnenen Werkes; er verkehrte mit der Presse und gewöhnte sie — der erste! — an eine vornehmere Behandlung in den Regierungsbureaux; er entwarf die Liste des ersten Ministeriums Auersperg und überredete die Widerstrebenden; er vermittelte, Anfangs nicht ohne Erfolg, zwischen dem geschäftigen Grafen Beust und dem stolzen Fürsten Carl Auersperg, als sich der letztere durch das immerwährende Erscheinen des Ministers des Aeußern auf dem Plan der inneren Politik verletzt zeigte und erst ungehalten und dann ungeberdig wurde; er that damals viel und darunter viel Nützliches. Man darf auch hier nicht etwa einen großen staatsmännischen Drang als Ursache, oder einen tiefen, wohlerwogenen Plan als vorhanden gewesen annehmen; zum überlegenen Führer war Hofmann nicht geboren, er lebte nicht gerade von der Hand zum Mund, aber wenn das politische Hauswesen für eine Woche bestellt war, glaubte er genug gethan zu haben. Nicht die Principien waren seine Sache, sondern die kleinen Mittel der Compromisse, die Verständigung von Fall zu Fall, die Benutzung des Augenblicks. Er hatte seine Ueberzeugung, aber sie gebar ihm keinen großen Gedanken. Seine Amtsstube war eine politische Werkstatt, kein künstlerisches Atelier.

Die Taumelzeit des „Bürgerministeriums", während welcher man die liberalen Staatsgrundgesetze nur nach der Elle schuf, war aber bald vorüber, die Minister hatten keine Idee von der Kunst zu regieren und betrugen sich wie die launischen Kinder, sie balgten sich herum, daß man sie nicht beisammen lassen konnte. Es entstand eine Staatsschrift der Mehrheit und eine Schrift der Minderheit, die eines Tages zur Verblüffung der ganzen Welt in der kaiserlichen Wiener Zeitung zu lesen waren. Naturgemäß wurde auch erst ein Ministerium der Majorität gebildet und als dieses sich in ganz kurzer Zeit abnutzte, ein Ministerium der Minderheit. Bei dem Topfe, in welchem alle diese gräulichen Gährungsprocesse stattfanden, stand Hofmann und hat sich oft Mühe gegeben, eine Beschwörungsformel zu finden; es gelang ihm nicht und eines Tages standen er und der Minister hilflos da und mußten ein Ministerium Hohenwart über sich ergehen lassen. Der Statthalter von Oberösterreich kam mit einer solchen Machtvollkommenheit nach Wien, daß er das Haus auf dem Ballplatze, welches die Kaiserin Maria Theresia für den Staatskanzler erbaut hatte, beiseite liegen ließ. Für ihn existirte der bis gestern noch allgebietende Graf Beust nicht, er conspirirte mit den Czechen und Feudalen und brachte die berüchtigten Fundamentalartikel zu Stande. Es hätte nach den schmerzlichen Erfahrungen der unmittelbar vorausgegangenen Periode nicht Wunder nehmen dürfen, wenn der Kanzler sich mit dem neuen Herrn in irgend einer Weise abfand; aber da ihn dieser gar nicht bemerkte, so war schon darum der Kampf gewiß. Die Politik des Grafen Hohenwart war aber auch nicht nach dem Geschmacke der deutschen und der Wiener Journale, sie war für den Einheitsstaat höchst bedenklich: zahllose Vorträge gingen vom Minister des Aeußern, der sich noch in seinem alten Glanze träumte, in die Cabinetskanzlei und blieben ohne Antwort. An allen Orten wurden Minen gelegt, Graf Hohenwart that, als ob er sie nicht beachtete, obwohl er in wenigen Wochen ein politisches Spürsystem etablirt hatte, wie es dem Grafen Sedlnitzki zur höchsten Ehre gereichen mußte. Man schrieb und rief nach Ungarn um Hülfe, dort war vorerst Zögern bemerklich, obwohl die Magyaren, noch von Dankbarkeit für den guten Ausgleich erfüllt, ziemlich lebhafte Sympathien für die bedrängten Deutschen fühlten. Baron Hofmann stellte sich so prägnant in die Mitte aller dieser Conspirationen, daß das Auge der Hohenwart'schen Polizei nur um so schärfer auf ihn fiel. Das hielt ihn nicht ab, auf weiten Umwegen die seinen Zwecken nützlichen Kampfesnachrichten in die Zeitungen zu bringen, ja, eines Tages nahm er die obersten Beamten des Ministeriums zusammen, besprach und entwarf mit ihnen ein gemeinsames Demissionsgesuch, das auch die Meisten — unter den fehlenden war der jetzige Consul in Barcelona, Ludwig Przibram — unterzeichneten. Vom Kaiser kam das Blatt freilich mit einer scharfen Rüge zurück, Beamte hätten um ihre Pensionirung anzusuchen, aber keine Demission einzureichen. Das hinderte und entmuthigte Hofmann nicht, wir kamen — es war November, das Wetter einen Tag entsetzlicher als am andern — an jedem Abend, gut vermummt, wie die echten Carbonari, unter einer Laterne in einer andern Gasse zusammen, ich empfing mein Bülletin und trug es dem in Aufregung harrenden Max Friedländer in die „Neue Freie Presse". Beust bekam endlich ein leichtes Gefühl für das Verkommen seiner Macht, und wiewohl er nicht müde wurde in den Versuchen, den Grafen Hohenwart zu stürzen, so muß man sagen, daß Hofmann mit viel mehr Frische an dem Webstuhle stand, auf welchem das Geschick des österreichischen Ministerpräsidenten gewoben wurde. Er wartete auf den nothwendigen Fehler desselben; die Fundamentalartikel brachten ihn, ein wohlorganisirter Sturm von allen Seiten, bei dem auch die Magyaren mithelfen mußten, und ein Vorgänger Hofmann's auf dem Stuhle des Reichsfinanzministeriums, Herr von Holzgethan, der den unaufschiebbaren Bankerott weissagte, folgte, das Werk gelang. Hohenwart erhielt den Abschied.

Graf Beust hatte sich bei dieser äußersten Anstrengung das Kreuz gebrochen und nicht mehr lange zu leben, Hofmann aber glaubte sich im Gegentheil wieder richtig in den Sattel gesetzt. Rasch wurde nun in der Reichskanzlei ein neues Ministerium gebildet, erst verhandelte man mit Kellersperg, den aber die Magyaren nicht recht mochten, dann stand einen Augenblick Hofmann in Combination, bis dieser, der Alles konnte, nur nicht zwanzig Worte öffentlich sprechen und daher eine entsetzliche Scheu hatte, sich als Redner zu zeigen, auf seinen Freund „Dolfi" Auersperg verfiel. Hier will ich flott den Thatsachen im Detail folgen, sie bedeuten ja ein schönes Capitel unserer Geschichte. An einem Sonntag, um Mittag, kam ich zu Hofmann. „Mit Kellersperg ist nichts", sagte er.

„Und Eure Excellenz?"

„Geht nicht. Der Dolfi muß daran."

„Nimmt er an?"

„Er wird annehmen. Aber wir müssen ihm ein fertiges Ministerium geben."

Hofmann nahm nun einen Bleistift zur Hand und wir saßen fast zwei Stunden, und als ich fortging, war die Liste fertig, jene Liste, die bis auf einen einzigen Namen, bei dem „Dolfi" eine Verpflichtung hatte, unverändert blieb.

Am Nachmittage begegnete ich einem der Candidaten.

„Gratulire!"

„Wozu?"

„Sie werden ja Minister!"

„Sie scherzen!"

„Nicht doch. Morgen dürften Sie es schon wissen."

Am andern Tage war Alles in bester Ordnung.

An der einen kleinen Geschichte kann man die ganze Art und Weise des Baron Hofmann getreu erkennen, er war der Faiseur comme il faut. Nun hatte er von Neuem die Wahlen zu machen, mit Grafen und Fürsten, Fürstinnen und Gräfinnen zu verhandeln; er verlebte eine Zeit, wie er sich keine bessere wünschen konnte. Immerwährende Aufregung,

Digitized by Google

meist angenehmer Art: stets im Mittelpunkte der Situation; sein Name in aller Munde; überhäuft mit Ehren und Auszeichnungen; Mitglied jenes Herrenhauses, dessen Beamter er einst gewesen — der Mann dachte nicht daran, seinen Weg zu verändern, bis Graf Andrassy und mit ihm die neue Politik im Oriente kam. Da wurde es freilich bald klar, daß Hofmanns Bleiben in diesem Hause nicht mehr war, er ging dort „spazieren", bis er zum Reichsfinanzminister avancirte. Daß dies politisch sein Untergang gewesen, wurde schon angedeutet. Man konnte sich im Conseil und in den kleinen Parlamenten, die wir Delegationen heißen, kaum eine schwächlichere Erscheinung denken, als diesen Minister.

Und dennoch! Als ein arger Irrthum ihn zwang, auch hier auszuwandern, zog er mit Thränen in den Augen fort, er war völlig gebrochen. Die Physiologen und Pathologen haben noch geringe Resultate darüber erhalten, inwiefern psychische Zustände ihre Spur in körperlichen Leiden zurücklassen; wäre halbwegs eine Basis gegeben, ich getraute mich, zu behaupten, der Todeskeim sei mit dem Ausscheiden aus dem Auswärtigen Amte in Hofmann's Leib gelegt worden und nach seinem Sturze als Reichsfinanzminister aufgegangen. Denn seine Stimmung war damals eine furchtbare. Hätte man ihm nicht sofort Arbeit gegeben — er wurde zum Generalintendanten der beiden Hoftheater ernannt — ich würde mich nicht gewundert haben, von einem Selbstmorde zu hören. Ein so lebendiger Quell läßt sich nicht einfach verstopfen.

Hier verlasse ich Baron Hofmann. Es gab weite Kreise, die ihn, mit Unrecht, schon als Politiker nicht ernst nehmen wollten; als er Generalintendant wurde und sich um die Schuhe einer jeden Ballettänzerin kümmerte oder vielleicht zu kümmern hatte, trat er in einen neuen Lebenskreis, seine alten Freunde und Bekannten zogen sich immer mehr zurück. Was er für die Kunst in Wien gethan, mag jener Mitarbeiter der „Gegenwart" beleuchten, der von Zeit zu Zeit seine scharfe Stimme vernehmen läßt. Ich möchte in diesem Punkte nur einen Irrthum constatiren. Hofmann, ein Oesterreicher von altem Schlage, mit der ganzen Gefälligkeit, Bereitwilligkeit, Gutmüthigkeit, Lebenslust und Oberflächlichkeit desselben, meinte, es gäbe auch wie einen österreichischen Staat, eine österreichische Kunst.

Er wird Vielen fehlen, denn er hat Vielen genützt. Ob er auch eine Lücke im Ganzen zurückläßt? Wer dem gutmüthigen Dilettantismus einen Platz einräumt, mag das behaupten. Wem der Wille allein genügt, wird sogar davon überzeugt sein. Wer einen großen Zug für einen Charakter begehrt und einen Menschen nach den Spuren beurtheilt, die er in den Bahnen des öffentlichen Lebens zurückgelassen, wird den Kopf schütteln.

Literatur und Kunst.

Das Goethe-Haus und seine Schätze.

Von Robert Keil.

Am Morgen des 22. März 1832 schloß im Lehnstuhl seines kleinen Schlafcabinets unser großer Dichter die Augen für immer. Die Bestürzung und Trauer waren ebenso groß als allgemein. „Mortalis esse desiit" war in ergreifender Kürze die Einzeichnung von Goethe's Freunde Riemer in sein sonst so inhaltreiches, noch ungedrucktes Tagebuch. Als am Nachmittage des 26. März der feierliche, ernste Zug sich hinaus nach Weimars Friedhof bewegte, um in der Fürstengruft die irdischen Ueberreste Goethe's neben denen seiner Freunde Schiller und Karl August beizusetzen, wurde manch' Auge feucht, — fühlte doch Jeder, wie das innige Wort, das Goethe einst dem genialen Genossen nachgerufen, auch für ihn selbst volle Wahrheit war:

Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Tags darauf wurde Goethe's Testament vom 6. Januar 1831, das er am 7. Januar 1831 bei Gericht niedergelegt hatte, nebst dem späteren Codicill eröffnet. Kanzler von Müller, der den Testaments-Entwurf gefertigt hatte, war von Goethe zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt. Seine Kunst- und Naturalien-Sammlungen, seine Brief-Sammlungen, Tagebücher, Collectaneen und seine Bibliothek hatte er unter die besondere Obhut seines frühern, vieljährigen Privat-Secretärs Theodor Kräuter gestellt, dem er die Schlüssel zu den Behältnissen dieser Gegenstände bereits übergeben hatte. Schon am nächsten Tage, 28. März 1832, begann die Verzeichnung des Goethe'schen Nachlasses durch Kanzler v. Müller, Hofrath Riemer, Dr. Eckermann, Kräuter und durch den Director des freien Kunstinstituts Schuchardt. Die Original-Protokolle dieser Verhandlung und der vielen folgenden bis 25. April 1832, welche sich sämmtlich in meinem Besitze befinden, geben von der ganzen damaligen häuslichen Einrichtung des Dichters und namentlich seinem Arbeitszimmer, Sterbezimmer, Deckenzimmer und Büstenzimmer bis in das kleinste Detail ein treues und anschauliches Bild. Man blickt in sein damaliges Heim, man sieht, was ihn und wie es ihn zur Zeit seines Hinscheidens umgab, man schaut in die Werkstätte seines Wirkens, die er soeben erst verlassen hat, und fühlt in der ganzen Anordnung der ihn umgebenden Schriftstücke, Briefe und Tagebücher, Kunstsachen, Bücher, naturwissenschaftlichen Gegenstände und freundschaftlichen Andenken das sinnige Walten Goethe's, in seinem schlichten Arbeitszimmer die Wahrheit seiner Verse:

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

Doch es ist hier nicht der Ort, dieses anziehende Bild zu entrollen, es bleibe für andere Stelle vorbehalten. Hier kann es nur meine Aufgabe sein, von dem reichen Bestande der Schätze des Goethehauses auf Grund meiner Materialien, der Kräuter'schen und Riemer'schen Aufzeichnungen und der später zu erwähnenden Schuchardt'schen Publication eine Uebersicht zu geben.

Schon im Gartenhause an der Ilm, das Goethe am 21. April 1776 „in Besitz genommen", und während der sechs Jahre, die er dort in genialem Streben und toller Lust verlebt hatte, war ein Theil seiner Kunstsammlung entstanden. Die von Jugend auf ihm eigene Neigung zur bildenden Kunst reizte ihn zum Erwerb und Sammeln von Kunstwerken; als wesentlich erschien ihm hierbei stets der geistreiche Gedanke sowie die Art und Weise der Auffassung und Darstellung desselben. Wohl waren ihm der Garten und das kleine schmucklose Gartenhaus sehr lieb geworden, und fern von Weimar fühlte er (wie er selbst gesteht) „Heimweh nach dem engen Neste, in das er gern zurückkehrte". Doch mit seiner anwachsenden Sammlung wurde ihm das „enge Nest" allmählich zu eng. Nicht nur die Rücksicht auf seine Stellung und seine Berufsgeschäfte, auch seine Sammlungen waren es, die ihm im Herbst 1781 eine geräumige Wohnung in der Stadt zweckmäßiger erscheinen ließen. Am 14. November schrieb er dem Freunde Merck: „Diesen Winter bleib ich noch hier außen in meinem Neste, künftig habe ich auch ein Quartier in der Stadt, das hübsch liegt und geräumig ist. Ich richte mich ein in dieser Welt, ohne ein Haarbreit von dem Wesen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht." Es war das Haus am damaligen Frauenplan (jetzt Goethe-Platz), das später sein eigen wurde. Wie er dem Freunde Knebel mittheilte, war es ihm „eine rechte Wohlthat, daß er sich ausbreiten und seine Sachen beisammen haben könne." Am 2. Juni 1782 übernachtete er zum ersten Male in der neuen Wohnung. Sie bot ihm den gewünschten Raum „sich auszubreiten", und er benutzte ihn weise zu Aufstellung und Ordnung seiner Schätze, die durch die italienische Reise und seitdem während des langen ruhmreichen und glücklichen Lebens des Dichters bedeutend vermehrt wurden. Wenden wir uns zunächst zu der Kunstsammlung Goethe's. Sie hat für uns schon deshalb hohes Interesse, da Goethe die Kunstgegen-

Digitized by Google

stände zu seinen Studien benutzte und hierdurch zu den mannigfaltigsten schriftlichen Betrachtungen veranlaßt wurde. Er sammelte nicht, um zu sammeln, auch nicht auf Vollständigkeit, geschweige denn s. g. Curiosa. Er sammelte aus wahrem regen Interesse für die Kunst. Und das so Erworbene war für ihn kein todter Schatz. Er ersuchte Kunsthändler um Zusendungen von Zeit zu Zeit, und das Ausgewählte ward ihm Gegenstand sinniger Unterhaltung mit Freunden und oft auch geistreicher Behandlung in einem Aufsatze. Einen großen Theil der Sammlung hat er nach den verschiedenen Schulen chronologisch geordnet, auch ein genaues Verzeichniß begonnen. In den letzten Lebensjahren hat er sogar angefangen, das Vorzüglichste der Sammlung mit seinem Namen zu stempeln. Dieselbe enthält zunächst an Radirungen, Kupferstichen, Holzschnitten ꝛc. nach den Originalen nicht weniger als 2086 Nummern, darunter

aus italienischer Schule 990,
aus deutscher 400,
aus niederländischer Schule 489,

ferner zahlreiche Galeriewerke und Kupferhefte antiker, mittelalterlicher und neuerer Sculptur, Architektur und Malerei. — Ebenso werthvoll ist die Abtheilung der Handzeichnungen von nicht weniger als 1056 Nummern, von denen

256 italienischen,
521 deutschen,
177 niederländischen,
73 französischen Künstlern

entstammen und, zumal unter den italienischen und niederländischen Blättern, viel Vorzügliches enthalten. Hier finden wir z. B. 17 verschiedene Skizzen von Rembrandt und seinen Schülern, 7 davon mit Goethe's Stempel bedruckt, ferner Blätter von Carstens, Cornelius, Hackert, Georg Melchior Kraus, Oeser, Heinr. Wilh. Tischbein. Ein für uns und die Nachzeit bedeutsames Porträt-Album des Malers Jos. Schmeller enthält die Brustbilder von 132 Personen, mit denen Goethe in freundschaftlichem oder literarischem Verkehr stand; sie sind von Schmeller in natürlicher Größe mit schwarzer und weißer Kreide auf farbiges Papier gezeichnet und veranschaulichen den Kreis von Männern und Frauen, in welchem Goethe lebte und wirkte. — Bezeichnend sind die Bemerkungen, welche Goethe einzelnen Handzeichnungen beigefügt hat, z. B. die originelle Aufschrift auf dem Umschlage von 16 landschaftlichen Zeichnungen englischer Künstler: „Neuere Engländer. Nebulistisch, aber estimabel."

Von besonderem Interesse sind die eigenhändigen Zeichnungen Goethe's, die er unter die deutsche Abtheilung mit aufgenommen hat. Bekanntlich hat er sich von Jugend auf in diesem Zweige der bildenden Kunst versucht, ja, er war lange im Zweifel, ob er nicht mehr zum Maler, als zum Dichter geschaffen sei. In meinem Besitz befinden sich 13 Handzeichnungen, die er in Italien gefertigt und am 28. August 1825, seinem 76. Geburtstage, meinem Oheim Theodor Kräuter, dem treuergebenen Freunde seines Hauses, als „seinem ersten Gratulanten" geschenkt hat, darunter die treffliche Federzeichnung eines antiken Säulen-Kapitäls und die reizende Aquarelle der „schönen Mailänderin".

In die Goethe'sche Sammlung sind 40 Stück eigene Zeichnungen aufgenommen. Sind sie auch nicht durchgebildete Kunstwerke zu nennen und entbehren sie vollendeter Technik, so sind doch viele derselben in Gedanken und Anordnung geistreich, und alle bekunden die eigenthümliche Natur- und Kunstanschauung Goethe's und seinen hohen künstlerischen Sinn. 22 Zeichnungen, die im Jahre 1810 in Jena und auf seiner Reise nach Karlsbad und Teplitz entstanden sind, hat er mit Angabe des einzelnen Gegenstandes und des besonderen Anlasses und Motivs jeder Zeichnung in einen Band vereinigt und in einem Vorworte den Wunsch ausgesprochen, daß sie als ein Denkmal seiner künstlerischen Leistungen, als „ein Ganzes, woraus Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit beurtheilt werden könnte", aufbewahrt werden möchten.

Von den werthvollen Bildern, welche die Goethe'schen Zimmer schmückten, sei der 5 Zeichnungen von H. Meyer nach Rafael, der von Meyer in Aquarellzeichnung copirten Aldobrandinischen Hochzeit und einer Federzeichnung von Goethe selbst: Ansicht des Capitols, sowie der interessanten Kraus'schen Aquarelle: der Jahrmarkt zu Plundersweilern, gedacht. Dort befanden sich auch Porträts von Wieland, Schiller und Herzogin Amalie, ein Meyer'sches Aquarellgemälde von Goethe's Gattin, das sie in jugendlich ansprechender Gestalt in einer der Madonna della sedia nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erstgeborenen im Arm, darstellt, und das Porträt Goethe's selbst von Bury, — jenes Porträt, daß nach Riemer's Zeugniß für die Zeit des Zusammenwirkens von Goethe und Schiller das treueste ist.

Eine andere Abtheilung der Kunstschätze enthält eine reiche Sammlung geschnittener Steine, werthvolle Broncefiguren und Reliefs, zahlreiche antike, mittelalterliche, orientalische und neuere Münzen (in 1991 Nummern) und eine umfängliche Sammlung von Medaillen alter und neuerer Zeit. Diese letztere Sammlung, veranlaßt von der Bearbeitung der Biographie Benvenuto Cellini's, hatte nach Goethe's eigenen Worten den Zweck, „den Gang der Kunst im Plastischen, dessen Wiederschein man immer in den Medaillen sehe, dem Freund und Kenner vor Augen zu bringen". Sie war, wie Goethe bemerkte, „an schönen Medaillen guter Künstler bald reich genug, um über den Weg, den die Bildhauerkunst von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an genommen, hinlänglichen Aufschluß zu geben".

Von Goethe mit besonderer Vorliebe gepflegt und stetig vermehrt, umfaßt sie nicht weniger als 1675 Medaillen (1118 italienische, 318 deutsche, 239 aus anderen Ländern), darunter viel seltene, schöne Stücke, oder, um mit Goethe's eigenem Ausdruck hierüber zu reden, „erstaunenswerthe Dinge".

Eine weitere Abtheilung der Goethe'schen Kunstschätze bilden Arbeiten in Marmor, Elfenbein und Holz, antike Vasen und Terracotten und Abgüsse von antiken, mittelalterlichen und neueren plastischen Arbeiten. Hierzu gehören auch die leider beschädigte Marmorbüste Herder's von Trippel (1790) und die auf der Großherzoglichen Bibliothek befindliche gewaltige Marmorbüste Goethe's von Pierre Jean David, die zwar von Goethe selbst „trefflich gearbeitet, außerordentlich natürlich, wahr und in ihren Theilen übereinstimmend" genannt wird und allerdings in Mund und Wange getroffen, aber leider sonst übertrieben ist und das Streben des Künstlers, geistreich zu erscheinen, nur allzusehr bekundet; ferner gehören aber auch jene schönen Gypsabgüsse hierher, welche das Auge eines Jeden fesseln, der die Goethe'schen Räume betritt: die Figur des knieenden Niobiden, die geflügelte Victoria, der colossale Kopf der Juno (Juno Ludovisi), welche Goethe „seine erste Liebschaft in Rom" nennt und einem Gesange Homer's vergleicht, ferner der Kopf des sogenannten lächelnden Jupiter, die Büste des Belvedere'schen Apollo, der Kopf der Pallas Albani und der colossale Antinous in der Villa Mondragone. Es schließt sich hieran eine große Zahl neuerer Gypsbüsten, darunter eine Büste Schiller's von Weißer, drei Büsten Goethe's von Trippel und Rauch und eine Büste von Goethe's Gattin, ebenfalls von Weißer, welche hier freilich nicht in der anmuthigen Frische der Jugend, sondern mit den üppig-vollen Formen der späteren Zeit erscheint. Zu dieser Abtheilung gehören ferner hochinteressante Arbeiten von der Meisterhand David's: ein Gypsmedaillon Goethe's und zahlreiche große Medaillons mit Porträtköpfen anderer berühmter Personen. — Es gehört endlich hierher eine überaus werthvolle Sammlung von Majolica-Schaalen und -Vasen in geschmackvollen Formen, mit trefflichen malerischen Darstellungen. Goethe selbst nannte sie „eine bedeutende Sammlung Majolica, welche ihrem Verdienst nach unter neueren Kunstwerken sich zeigen dürfe"; er äußerte darüber: „die Gegenwart dieser Schüsseln, Teller und Gefäße gebe einen Eindruck von tüchtig frohem Leben, das eine Erbschaft großer mächtiger Kunst verschwendet, und diese Dinge seien, wenn man sie in Masse vor sich sieht, von der allerlustigsten Bedeutung." In der That befinden sich unter den 102 Nummern die vorzüglichsten Exemplare dieser Kunstproducte aus dem 16. Jahrhundert.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eduard von Hartmann's „Moderne Probleme".

Von Carl du Prel.

Eine neue Schrift von Hartmann erst noch zu loben, kann man sich nachgerade ersparen. Die Vorzüge seiner Feder sind bekannt, und sogar seine Gegner wissen voraus, genug des Interessanten bei ihm zu finden. An Gegnern aber wird es einem Philosophen gewiß nicht fehlen, der moderne Zeitströmungen bekämpft und die Mittel zur Abhülfe vorschlägt. Meinen besonderen Beifall hat gefunden, was Hartmann von den deutschen Universitäten sagt, besser gesagt: von den Universitäten in Deutschland; denn von Oesterreich, das nicht nur dem czechischen Bauerndialect die Concession einer Universität macht, sondern auf dieser das Deutsche auch noch mehr und mehr ausschließen läßt, läßt sich ohnehin nicht mehr reden. Meine besondere Opposition dagegen ist hauptsächlich durch das Capitel über „Somnambulismus" geweckt worden, auf welches mich hier zu beschränken mir der Umstand einiges Recht gibt, daß es das längste Capitel ist und im Sinne einer sehr ausführlichen Kritik sich mit meiner „Philosophie der Mystik" beschäftigt.

In dieser hatte ich jene Bestandtheile unseres transcendentalen Bewußtseins analysirt, die wir, wenigstens vom Standpunkte des Normalzustandes aus, übersinnlich nennen können, und welche zur philosophischen Verwerthung für die Lösung des Menschenräthsels drängen, trotzdem sie in der irdischen Existenz nicht zur vollen Entfaltung kommen und gleichsam nur wetterleuchten. Hartmann leugnet diese Erscheinungen nicht; aber er schreibt sie dem untersinnlichen Bewußtsein untergeordneter Nervencentra zu.

Affectionen, die unter der Empfindungsschwelle liegen, können durch Verschiebung derselben zu Empfindungen werden, d. h. zum Bewußtsein kommen. Dies geschieht im Somnambulismus; aber Hartmann sieht in den psychischen Erscheinungen desselben Rudimente der biologischen Vergangenheit, ich dagegen — ohne principiell die Möglichkeit jener zu leugnen — Ansätze der biologischen Zukunft. Für mich ist zudem der Mensch der gemeinschaftliche Ausgangspunkt von zwei Entwickelungsreihen, der biologischen der Gattung, und (im Sinne einer transcendentalen Fortdauer) seiner eigenen, individuellen. Diese zwei Entwickelungsreihen decken sich inhaltlich, und jene im Somnambulismus auftretenden biologischen Ansätze sind zugleich Anticipationen unseres künftigen Zustandes. Hartmann dagegen, bei welchem die Fortdauer unseres Subjects hinwegfällt, ist genöthigt, zu seinem obigen Erklärungsprincip noch ein zweites hinzuzufügen. Erscheinungen, die keinem untergeordneten Nervencentrum angehören können, wie z. B. das Hellsehen, erklärt er pantheistisch aus der Weltsubstanz, an welcher alle Wesen einen gemeinschaftlichen Hintergrund und gleichsam eine unterirdische Verbindung haben. Was also mir den Individualismus beweist, beweist ihm den Pantheismus.

Den Hauptgrund zu dieser Opposition habe ich wohl selbst verschuldet und war mir dessen bewußt, schon bevor mein Buch erschien. Die „Philosophie der Mystik" war auf drei Bände berechnet, da jedoch dreibändige Werke wissenschaftlichen Inhalts vorweg abgelehnt werden, mußte ich mich für ein successives Erscheinen getrennter Bücher entscheiden. Jenes transcendentale Bewußtsein hat also bei mir noch keinen Träger gefunden, es schwebt gleichsam in der Luft; denn der sinnliche Mensch ist nicht Träger desselben, und andererseits ist es ein unvollziehbarer Begriff, eine künftige Existenz als bloßes Bewußtsein, als bloßen Geist zu denken; das transcendentale Bewußtsein ist also vor der Negation und vor der Verwechslung mit untersinnlichem Bewußtsein erst dann sichergestellt, wenn es erstlich in einer besonderen Schrift behandelt, und wenn ihm zweitens sein Träger geliefert ist. Bis das von mir geschehen sein wird, habe ich kein Recht, mich über gegnerische Ansichten zu beklagen. Das transcendentale Bewußtsein eignet sich zwar, weil unabhängig von den Sinnen, zur individuellen Fortdauer, aber solange sein metaphysischer Träger nicht definirt ist, schwebt es in der Luft und scheint wenigstens in die reine Geisterlehre einzumünden.

Hartmann orientirt sich auch an anderen Quellen, als ich. Meinen Hang, mich am liebsten mit bloßem Thatsachenmaterial bekannt zu machen und das Raisonniren darüber selber zu besorgen, gestehe ich gerne ein; es gehört im Grunde zu den Reservatrechten jedes Menschen, selbst zu denken, so leicht auch den Meisten der Verzicht darauf fällt. So habe ich mich mehr an die ältere Literatur (aus dem Anfang unseres Jahrhunderts) gehalten, worin verschiedene Forscher, noch ohne alle Voreingenommenheit für irgend ein System, die Erfahrungsthatsachen schmucklos erzählen. Hartmann dagegen ist weit besser in der modernen Literatur orientirt. Seitdem nämlich Hansen öffentliche Vorstellungen gab, haben viele Physiologen und Aerzte mit dem Somnambulismus sich beschäftigt, was wohl seine guten Früchte noch tragen wird; vorläufig aber finde ich in diesen Studien nicht nur Voreingenommenheit — indem ja die meisten Aerzte Materialisten sind, die immer geneigt bleiben, Erscheinungen zu leugnen, wenn sie nicht ins System passen, oder so lange zu mißhandeln, bis sie passen — sondern es haben sich auch in diesen neueren Untersuchungen noch lange nicht alle Erscheinungen eingestellt, die der Somnambulismus in sich birgt, und die früher allerdings vielfach beobachtet wurden. Unter diesen Beobachtern finden sich freilich viele Laien; aber sehen kann man auch, ohne Fachmann zu sein, und wer kein Urtheil hat, hat eben darum auch kein Vorurtheil; dagegen könnte man die Klage gegen Fachleute sehr oft in die Worte fassen: Bildung macht aprioristisch!

Ich will übrigens eine Erscheinung herausgreifen, für die auch Aerzte einstehen; der Leser mag dann selbst entscheiden, ob hier ein übersinnliches oder untersinnliches Bewußtsein vorliegt:

Professor Eschenmayer von der Universität Tübingen spricht von einem jungen Mädchen, einer natürlichen Somnambulen, der beständig das Bild einer Maschine vorschwebte, durch deren Anwendung sie geheilt werden zu können erklärte. Hofmedicus Sch . . . bestimmte sie, in ihren Krisen ein Modell in Pappendeckel auszuschneiden; später übertrug sie das Muster nach Schuhen, Zollen und Linien in einen größeren Maßstab mit so genauer Angabe der Proportionen in den vielfach sich kreuzenden Stäben, daß der Mechaniker, der sie verfertigte, über die genaue Rechnung verwundert war. Es war eine im Gebiete der Physik neue Erfindung, ein durch Elektricität und Galvanismus verstärktes und vielfach combinirtes Mesmerisches Baquet. Mechanik und Mathematik waren dem Mädchen fremde Dinge, und doch nahmen die Rechnungen mehrere Bogen ein.*) Von dem Berichte des Hofmedicus Sch . . ., den Eschenmayer in Aussicht stellte, ist mir nichts bekannt; es ist jedoch möglich, daß diese Somnambule identisch ist mit der fünfzehnjährigen Tochter des Dr. Römer, über welche dieser selbst ausführlich berichtet hat.**) Dort finden sich nicht nur genaue Angaben über die entworfene Maschine, sondern auch die betreffenden Kupferstiche. Dieser Fall steht übrigens nicht vereinzelt: in Justinus Kerner's „Seherin von Prevorst" ist eine unter gleichen Umständen entstandene Maschine abgebildet, deren Original ich in Weinsberg selbst sah.

In solchen Fällen ist also der somnambule Heilinstinct im höchsten Grade potenzirt. Man kann zwar von einem Instinct dabei reden, weil das sinnliche Bewußtsein mangelt; aber dann müssen wir auch einen der hohen Naturstellung des Menschen proportionalen Instinct annehmen, der nicht blos aus unbewußt gewordenen Niederschlägen biologischer Ver-

*) Eschenmayer: Versuch, die scheinbare Magie des thierischen Magnetismus 2c. zu erklären. Stuttgart, Cotta. 1816.

**) Römer: Ausführliche Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambule 2c. Stuttgart, Metzler. 1821.

Digitized by Google

gangenheit in untergeordneten Nervencentren besteht. Andererseits kann aber auch von keiner somnambul gesteigerten Reflexion die Rede sein; es liegt also eine Intuition vor, und dafür gibt es nur zwei Erklärungen: entweder Inspiration durch ein unsichtbares Wesen oder durch das eigene transcendentale Subject. Ich wähle die letztere um so mehr, als ich für den schon allzu langen Streit über den Instinct keine andere Lösung sehe, als die, ihn für ein transcendentales Bewußtsein zu reclamiren, und überhaupt alles Unbewußte in ein transcendental Bewußtes zu verwandeln. Der darwinistischen Erklärung des Instincts, des Unbewußten in körperlicher und geistiger Hinsicht, wird dadurch kein Abbruch gethan, sondern er wird nur definirt; denn das Wort Instinct enthält keine Definition.

Ein modernes Problem ist der Somnambulismus im eminenten Sinne, und um so mehr, als sein Studium die einzige mögliche Vorbereitung bildet, um dann auch die spiritistischen Phänomene beurtheilen zu können. Es ist ein Anachronismus, daß für unsere Generation der Spiritismus vorauslief und von dem ihn erklärenden Somnambulismus erst eingeholt werden muß. Es ist nicht ganz richtig, wenn Hartmann meint, daß von meiner „Philosophie der Mystik" zwei Richtungen Nutzen ziehen werden, denen ich „grundsätzlich gleich ferne" stehe: die Spiritisten und die orthodoxen Gläubigen. Ueber den Spiritismus habe ich erst jüngst die Ansicht ausgesprochen, daß er von seinen Gegnern nicht verstanden wird, weil sie ihn nicht studiren, von seinen Anhängern aber mißverstanden wird, weil sie ihn isolirt studiren. Der eigenen Prüfung habe ich nur einzelne Phänomene unterwerfen können, für die ich allerdings einstehe. Was dagegen die Orthodoxen betrifft, so muß ihnen freilich jeder Bundesgenosse gegen den Materialismus willkommen sein; aber sie werden sicherlich denjenigen, der eine andere Definition des Jenseits vornimmt, als die ihrige, noch erbitterter bekämpfen, als den Materialisten. Aufhelfen will ich den Orthodoxen nicht; ich bin kein Freund von Weihwasser, wenn es mir auch lieber ist als das Petroleum, zu dem uns die weitere Herrschaft des Materialismus führen müßte.

Die Geschichte der deutschen Historiographie.

Von Bruno Gebhardt.

Lange und mit Spannung von Allen erwartet, die in den historischen Studien ihren Beruf sehen oder für sie Interesse hegen, liegt nun die „Geschichte*) der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus" von Franz von Wegele als zwanzigster Band der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland in stattlicher Fülle vor, und der Rückblick auf den Entwickelungsgang dieser Wissenschaft gewährt einen eigenen Reiz.

Das Mittelalter hatte eine große Anzahl historischer Werke producirt, von den dürftigsten Annalen eines verschollenen Klosters bis zu den meisterhaften Leistungen eines Hermann des Lahmen, Sigibert von Gembloux und Ekkehard von Aura, im trockenen Chronikenstil, aber auch von philosophischem Geiste getränkt wie die große Chronik Otto's von Freisingen. Mit dem Ausgange der Hohenstaufenherrschaft schwand gleichsam der historische Sinn und die historische Begabung in Deutschland, das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hat kein Werk hervorgebracht, das auch nur annähernd den genialen Leistungen der romanischen Nationen zur Seite stünde. Während in Frankreich ein Froissart und Comines, in Italien ein Dino Compagni und Giovanni Villani, in Spanien ein Muntaner und del Pulgar blühten, hat Deutschland keinen Namen neben Jenen zu nennen, und das Beste, was im fünfzehnten Jahrhundert für die deutsche Geschichte geschah, geht auf einen Ausländer, Enea Silvio, zurück.

Der Humanismus in Deutschland wandte sich allerdings mit Interesse der Geschichtschreibung zu, aber es fehlten ihm die großen Talente, Hervorragendes zu leisten, und der ganze Kreis, der unter lebhafter Theilnahme des Kaisers Maximilian sich der Erforschung und Darstellung der deutschen Geschichte unterzog, darf nur das Verdienst in Anspruch nehmen, die nationale Idee gehegt und gepflegt zu haben. Wenig anders stand es mit der Reformation. Auch diese Geister erregende Bewegung hat trotz Sleidan keinen großen Historiker zur Reife gebracht, und ein Aventin nützte seine wirklich hervorragende Begabung nur für die bayrische Landesgeschichte aus, obgleich einzelne Partien seiner Annalen, welche Epochen der allgemeinen deutschen Geschichte behandeln, diese Begrenzung tief bedauern lassen.

Die Zeit der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, welche dem geistigen Leben der Nation so vernichtende Schläge versetzte, konnten natürlich einen Fortschritt der historiographischen Wissenschaft nicht herbeiführen. Wohl erschienen Sammlungen historischer Quellenschriften und Urkunden, die zum Theil heute noch von Werth und Wichtigkeit sind, wohl entstanden einzelne Schriften, die sich mit den Zeitereignissen oder der Geschichte eines Landes beschäftigten und dem nachlebenden Geschichtschreiber mehr oder weniger sichere Nachrichten überlieferten, aber zu einer wirklichen historischen Auffassung und einer gereiften künstlerischen Darstellung nach dem Muster der Alten oder der Italiener gelangte man nicht und sollte man noch lange nicht kommen. Der neue Aufschwung, den unsere Wissenschaft nahm, knüpft sich an den Namen des großen Leibniz.

Schon hatten die historischen Hülfswissenschaften neue Anregungen empfangen, vor Allem staatsrechtliche und genealogische Forschungen waren in Fluß gerathen, zahlreiche Sammlungen boten neuen Stoff, Pufendorf's treffliche, allerdings von Leibniz viel getadelte Werke waren erschienen und hatten gerechte Bewunderung gefunden, als Leibniz selber sich der Geschichte zuwandte. „Fragen wir", sagt Wegele, „worin im Zusammenhange mit der systematischen Anwendung des kritischen Verfahrens das Wesentliche der historischen Methode Leibnizens liegt, und wodurch er gegenüber der bisher herrschenden Praxis einen fundamentalen Fortschritt in der deutschen Geschichtschreibung bedeutet, so erscheint als die Hauptsache, daß ihm die Geschichte eine voraussetzungslose, eine Erfahrungswissenschaft ist, und daß er nachdrücklich auf exacte Forschung dringt, die sich überall auf echte Zeugnisse zu stützen hat."

Welche wissenschaftliche Disciplin auch immer einen Rückblick auf ihre Entwickelung unternimmt, jede fast wird unter den Förderern und Mitarbeitern Leibniz zu nennen haben, und in erster Reihe darf dies neben der Philosophie und Mathematik die Geschichte. Wie Muratori von der Geschichte des Hauses Este, ging Leibniz von der des Welfenhauses aus und schuf sein Hauptwerk, die Annales imperii occidentis Brunsvicensis, die „ein unvergängliches Muster seiner berühmten Grundsätze über die historische Forschung im großen Stile" bieten. Ein anderes Hauptwerk Leibnizens, die Annalen, hat erst Pertz aus der Handschrift herausgegeben; Pertz ist es auch, der an der Spitze der Monumenta Germaniae stand, der die Führerschaft an dem Unternehmen inne hatte, das wie kein zweites Leibnizens Thätigkeit fortsetzte, an das sich der neue, glänzendste Aufschwung der deutschen Geschichtsforschung knüpfte.

Zwischen jenem und diesem liegt ein bedeutungsvolles Jahrhundert. Das Zeitalter Friedrichs des Großen gab wohl der deutschen Literatur im Allgemeinen nationale Anregungen, ohne auf die Geschichtswissenschaft selber einzuwirken; deutlicher sind da die Einflüsse Voltaire's und Montesquieu's wahrzunehmen. Die Zeit Goethe's nnd Kant's war für Poesie und Philosophie, die der Historie so nahe verwandten Disciplinen, ja die glänzendste, aber gerade unter ihrem Aufschwunge hatte die Geschichtschreibung zu leiden und erscheint im Vergleich mit jenen zurückstehend. Immerhin aber dürfen die Namen Gatterer und Schlözer, Spittler und Heeren, Justus Möser und vor Allem Johannes v. Müller genannt und gekannt sein zum Beweis, daß auch die Historiographie in ihren Leistungen wacker fortschritt.

*) München und Leipzig, 1885.

Digitized by Google

Die eigentliche „Begründung der deutschen Geschichtswissenschaft" geschah aber erst, als die Periode der classischen Nationalliteratur vorbei war und die romantische Schule den Schauplatz betreten hatte. Nach drei Richtungen, den Epochen der Weltgeschichte entsprechend, wandte sich die Forschung neuen Bahnen zu: die alte Geschichte erhielt durch Niebuhr, die mittlere durch Begründung der Monumenta und durch die anschließenden Arbeiten der bei ihr betheiligten Forscher, die neuere durch Ranke eine wahrhaft ungeahnte Gestaltung. Das hervorstechendste Moment aller drei Richtungen ist die meisterhafte Anwendung positiver Kritik. Niebuhr und die Schule der Monumenta bearbeiteten fürs erste nur das Material, seine künstlerische Verwerthung blieb ihren Nachfolgern aufbewahrt, Ranke erreichte das Höchste: er erweiterte mit glücklichem Findergeist das Material für den Aufbau der neueren Geschichte, er schuf die Methode für die kritische Bearbeitung, er gestaltete feinsinnig, im Besitz der höchsten künstlerischen Fähigkeit zu charakterisiren und darzustellen, Werke von fast unerreichbarer Schönheit und Vollendung. In ihm war der deutschen Nation, ja der europäischen Menschheit der Historiker auferstanden, der in seinem Fache den ersten Geistern aller Zeiten zur Seite tritt.

Um ihn schaaren sich seine Schüler, die zum größten Theile selbst schon ihre Wirkungen in die weitesten Kreise erstrecken und Schulen gebildet haben. In die Nähe und in die Weite geht der Einfluß des Altmeisters, und kein deutscher Historiker — seit dem Erscheinen der ersten Bände seiner Weltgeschichte auch Keiner, der sich dem Alterthum zugewandt hat — kann und wird sich heute als von Ranke unbeeinflußt nennen; Jeder wird freudig gestehen, wie unendlich viel er Jenem verdankt.

Aber der Reichthum der modernen Entwickelung unserer Wissenschaft ist mit diesen Richtungen noch nicht erschöpft. Schlosser und Gervinus haben ihre eigene Stellung, auch Droysen geht seine eigenen Wege, an Diesen und Jene schließen sich zahlreiche Jünger, auf allen Gebieten ist das Streben rastlos, es ist eine wahre Lust, in dieses emsige Getriebe hineinzuschauen.

Herrlich auferstanden ist das deutsche Volk in seinem staatlichen Leben und nicht zum wenigsten hat die deutsche Geschichtsforschung mitgewirkt zu diesem Erwachen aus langem Schlafe. Den Dank empfängt sie in der Rückwirkung des politischen Lebens, dem sie nationale Impulse entnehmen darf zu ihrer glänzenden Weiterentfaltung. Geschichte und Politik befruchten sich bei ihrer Berührung gegenseitig; auch die Geschichte der deutschen Historiographie beweist die alte Wahrheit, daß nur ein Volk, das politisch denken und handeln lernt, große Historiker erzeugt, daß aber ein Volk nur politisch denken und handeln lernt, wenn es der Geschichte kundig ist.

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

III.

„Morgen reisen wir nach London", sprach Lord Timple zu der Dame, als er vollkommen genesen war. „Sind Sie einverstanden?"

„Sie entsprechen meinem eigensten Wunsche."

„Das freut mich."

Richard brauchte nicht mehr zu befürchten, daß ihm Athalie in London entfliehen könnte, oder ihn gar des Mädchenraubes anklagen würde. Sie weilte ja bereits seit Monaten freiwillig an seiner Seite und außerdem „liebt mich dieses Mädchen".

Der Aufenthalt auf dem Strande zu Blackhill war nachgerade unangenehm geworden; zwar hatte der Lord den Neubau des niedergebrannten Schlosses angewiesen, doch kostete dies riesige Summen und außerdem hatte er noch zwingendere Gründe, die ihn nach London beriefen.

Mylord war nicht ganz klar mit sich über seine financielle Lage.

Zwar besaß er Schätze von märchenhaftem Werth, die in der That Schätze sein mochten, — wenn sie Käufer fanden, in den Augen des Laien aber nur geringen realen Werth repräsentirten. So nannte er zum Beispiel ein ganzes Museum in Guild-Hall, in einem alterthümlich dreinblickenden, mit eisernen Thüren versehenen Hause sein eigen, in welchem einst sein Großvater wohnte, der dieses Museum gegründet hatte. Man konnte in demselben eine höchst ansehnliche Sammlung von allerlei alten Merkwürdigkeiten finden, bei deren bloßer Nennung ein echter englischer Sammler in Convulsionen verfällt, die aber gewöhnliche Sterbliche, die nichts von der Sache verstehen, „altes Eisen, zerbrochene Scherben" nennen würden.

Dieses Museum, „le musée Timple", wie es auch von den französischen Blättern citirt wurde, bildete den Stolz Lord Timple's, und sämmtliche illustrirten Zeitungen des Continents und der beiden Inseln brachten Abbildungen von den im „musée Timple" in unantastbarer Originalität vorhandenen Ichthyosaurusgerippen, von den aus dem Zeitalter der Celten erhaltenen Steinarbeiten, den Handschriften der Azteken und von der Statue der Gottheit Niniso.

Wenn Herr Timple dieses Museum hätte verkaufen wollen, hätte er genug leidenschaftliche Käufer finden können. Es gibt in England viele Menschen, die von der Geldfrage blos insofern behelligt werden, als sie nicht wissen, was mit ihrem Gelde anfangen.

Ein Lord Crowndale hatte Herrn Timple bereits fünfundneunzigtausend Pfund Sterling für dieses Museum geboten. Seit zehn Jahren treibt er sich selbst immer mehr in die Höhe, alljährlich bietet er um zweitausend Pfund mehr und ebenso oft fordert Lord Timple um dreitausend mehr, so daß sich der Handel immer wieder zerschlägt. Es ist leicht zu ersehen, daß es ihm nicht Ernst mit der Sache ist.

Heuer aber wird er Ernst machen.

Kaum war Lord Timple in London angekommen — seine Wohnung befand sich in demselben Hause, welches auch das Museum beherbergte —, als er bereits den ersten Besucher: den in die Antiquitäten verliebten Lord Crowndale, erhielt. Dieser Herr ward ungemein von der Gicht geplagt und war blos in die zweitausendjährigen egyptischen Damen verliebt.

Richard stellte ihn Athalien vor. Es hatte den Anschein, wie wenn er dem Lord bereits von dieser Bereicherung seiner Raritätensammlung gesprochen hätte. (Es ist in der That eine Rarität: eine Frau, die Diamanten im Werthe von hunderttausend Pfund Sterling verbrennen läßt und statt derselben solch eine jämmerliche Wachspuppe rettet, wie sie für neun Shilling in jedem Spielwaarenlager erhältlich ist.) Wie alle einseitigen Gemüther, war Lord Cowndale sehr zerstreut, und so oft er Athalien: „Mi—Mylady" ansprach, verrieth er jedesmal, daß er „Miß" hatte sagen wollen und sich erst dann verbesserte und „Mylady" sagte. Ja, wiederholt passirte es ihm sogar, daß er, durch die Museumsräume schreitend, bei den Thüren die Dame vorangehen ließ, was von jeder Mylady auf der Welt für eine unverzeihliche Unachtsamkeit angesehen werden würde — von solchen Myladys nämlich, die nicht „Miß" sind.

Im Uebrigen entwickelte Mylord Athalien gegenüber eine ganz besondere Freundlichkeit, denn ein wohl erzogener Mann kann ja selbst einem hübschen Stubenmädchen gegenüber freundlich sein, wenn er auch nicht gleich weiß, ob er sie rechts oder links neben sich passiren lassen soll.

Er erklärte ihr die hervorragendsten Merkwürdigkeiten der besichtigten Seltenheiten; die auf Draht gezogenen uralten Gerippe, Thierüberreste, die älteren Ursprunges sind, als die ältesten Edelleute; die Götzensammlungen der verschiedenen Völker, das Geheimniß des indischen Dreieckes Trimurti, den Sinn des den Lingamo anbetenden Elephanten, das tiefe Mysterium des Om; er erklärte, woher der vierköpfige Mongolengötze stamme, wo man Wiswamitra's Kameel schnitzte, dessen Glieder aus anderen kleinen liebenden Thieren gebildet

Digitized by Google

sind. Im Gemäldesaal glänzte Mylord geradezu. Hier wußte er nunmehr ein jedes Stück bis auf die letzte Guinee zu schätzen, was es werth sei, von wem es herrühre, ob es Original oder die Copie vom Werke des Meisters oder des Schülers sei.

Man gelangte zu einer geschlossenen Thür, vor welcher Mylord stehen blieb und mit erhobenem Zeigefinger, besorgten Tones fragte:

„Sollen wir Mi — Mylady Athalie auch die Katakomben zeigen?"

„Oh, bitte", sprach Athalie; „weshalb nicht?"

Lord Richard billigte es gleichfalls.

„Mylady pflegt sich vor Kleinigkeiten nicht zu fürchten."

„Gibt es denn dort etwas Furchtbares zu sehen?"

„Furchtbares? gewiß!" bestätigte Lord Crowndale. „Sollten wir Mi — Mylady nicht zum voraus sagen, was sie dort zu sehen bekäme?" — Diese Frage war an Richard gerichtet.

„Das ist unnöthig, ich werde es ja ohnehin zu sehen bekommen."

„So wollen Sie die Güte haben, Mylord, die Thür zu öffnen."

Richard öffnete mit einem Schlüssel die eiserne Thür, die lautlos in der Mauer verschwand, worauf Athalie die Oeffnung eines dunkeln engen Raumes erblickte, der einem Kellerhalse gleich über mehrere Stufen in eine tiefer liegende gewölbte Höhle führte.

Dieser Raum hatte keine Fenster und dennoch herrschte Licht in demselben. Auf einem Broncetische brannte eine Krystalllampe mit reinweißer Flamme.

„Ach! hier wohnt wohl Jemand, für den die Lampe brennt?" fragte Athalie überrascht.

„Gewiß, Mylady; hier wohnen zweitausendjährige Todte!" sprach Lord Crowndale feierlichst.

„Und das ist die ewig brennende Lampe?"

„Ja, das ist sie."

Lord Crowndale sprach diese Worte mit solchem Nachdruck, wie wenn er jedes ungläubige Lächeln über die Identität des Gegenstandes von dem Gesichte dieses leichtfertigen Wesens verwischen wollte.

Nach der Gewohnheit der Frauen, die mit ihrem Muthe zu prahlen lieben, den sie schließlich ja doch nicht besitzen, begann Athalie in diesem finsteren Raume geschwätzig zu werden. Sie betastete Alles, nahm die Ibismumien in die Hände, öffnete die Deckel der Aschenurnen, in welchen noch ein letzter Ueberrest vom Staube wirklicher Helden zu erspähen war und drehte den in einem aus goldenen Stäben verfertigten Käfig eingeschlossenen Knochenschädel des Königs Daopon furchtlos nach rechts und links.

Lord Crowndale aber fühlte sich nur noch mehr gereizt, dieser Dame das Gruseln beizubringen und erklärte ihr die Geschichten der tausendjährigen Ueberreste mit den verschiedensten romantischen Details.

„Und was jetzt kommt, wird Sie auch nicht erschrecken?"

Ritter Ludimar zu Pferde.

Ritter Ludimar war ein großer Held. In seinem Testamente verfügte er, daß er nach seinem Tode nebst seinem Pferde von Sach- und Kunstverständigen präparirt, zu kunstvollen Beingerippen präparirt und im Wappensaal der Familie aufgestellt werden solle.

Da sitzt nun der Knochenritter auf seinem Knochengaul; auf dem Kopfe steckt der Erzhelm, um das Kinn legt sich die eiserne Kinnkette, die zehn Knochenfinger umfassen den Schwertgriff, und das Knochenpferd hält das Gebiß zwischen den fleischlosen Zähnen.

„Empfinden Sie keine Furcht bei diesem Anblicke, Mi — Mylady?"

Statt dessen zog Athalie mit ergötzlicher Prüderie ihren Schleier (englische Damen legen den Schleier auch im Zimmer nicht ab) über das Gesicht und bemerkte, daß der Mister sehr mangelhaft bekleidet sei.

„Damned! Ein Skelett!" brummte Lord Crowndale seinem Freunde ins Ohr. Sie schämt sich vor einem Manne, der weder Kleider, noch — Fleisch am Leibe hat!"

Na, wir werden ja gleich sehen, wie lange dieser Muth vorhält!

„Wünscht Mylady die ewige Lampe, diesen kostbarsten Schatz der Sammlung, zu besichtigen?"

„In der That bin ich hierauf am neugierigsten!"

Die ewige Lampe stand auf einem Broncetisch, der blos einen bauchig geformten, unten in drei Löwentatzen auslaufenden Fuß hatte.

Vor diesem Tisch befand sich ein Lehnstuhl aus Bronce, in welchem ein Ritter, mit einem Schuppenpanzer bewehrt, saß. Aufgerichtet mochte er eine das menschliche Maß ein wenig überschreitende Höhe haben. Sein Panzer war dunkelblau angelaufen und glich jenen, die von den Helden der Parther-Cohorten zur Zeit der Cäsaren getragen wurden: vom Scheitel bis zur Zehe mit Schuppen gleich einer Eidechse bedeckt. Die rechte Hand des Ritters hing zur Seite hinab und hielt ein langes zweischneidiges Schwert.

„Darf ich die Lampe in die Hand nehmen?" fragte Athalie, zu Lord Richard gewendet.

„Gewiß. Gestatten Sie mir aber, vorerst Ihre Hand zu fassen."

„Wozu denn?"

„Nun, für den Fall, daß Ihnen etwas zustoßen sollte."

„Ich danke Ihnen; ich werde mich schon in Acht nehmen."

Dessenungeachtet winkte Lord Crowndale seinem Freunde, sich für den Fall, daß Mylady ohnmächtig werden sollte, hinter ihr in Bereitschaft zu halten. Denn dieses Wagniß pflegt gewöhnlich den bezeichneten Ausgang zu nehmen.

Der Broncetisch befand sich auf einer Erhöhung, zu welchem drei Stufen emporführten.

Als Athalie die erste Stufe betrat, erhob sich der schweigsame Ritter still von seinem Sitze.

Andere Frauen fahren voll Entsetzen zurück, wenn das eiserne Gespenst solch' eine drohende Bewegung ausführt, Athalie aber nickte anerkennend mit den Kopfe: „God by! der Ritter ist galant; er steht auf, wenn sich ihm eine Dame nähert."

Auf der zweiten Stufe angekommen, holte die Gestalt mit dem in der Rechten gehaltenen Schwerte weit aus und hob es über den Kopf, wobei sie sich drohend nach rückwärts bog.

Dies pflegt der Moment zu sein, da neugierige Damen ihren Begleitern ohnmächtig in die Arme fallen.

Athalie blickte mit naivem Erstaunen über die Schulter auf das drohende Gespenst und sprach neckend:

„Ah, ein Ritter aus der alten Schule wie Sie wird es doch nicht für ritterlich ansehen, einer Dame einen Hieb zu versetzen?"

Und damit betrat sie die dritte Stufe.

Und der Panzerritter schlug mit dem Schwerte nicht zu. Er blieb in derselben stehenden Positur, die er bei der zweiten Stufe angenommen hatte. Athalie konnte die Lampe ergreifen, aber nicht aufheben, da sie an den Tisch festgeschraubt war.

Die beiden Männer klatschten Beifall.

„Ein bewunderungswürdige Frau! Eine außerordentliche Frau!" triumphirte Lord Crowndale. „Sie müssen wissen, Mylady, daß Sie die erste Dame sind, die den Fuß auf diese dritte Stufe setzte, und auch von den Männern wagte nur ich allein, dasselbe zu thun."

„Aber Sie haben mich ja hintergangen; man kann die Lampe nicht aufheben."

„Es ist an derselben auch nichts zu sehen, Athalie", sprach Lord Richard; „das Ganze ist eine einfache Moderateurlampe mit ungewöhnlich großer Maschinerie, die blos einmal in acht Tagen aufgezogen und zugleich mit Naphta gefüllt werden muß. Und die Maschine selbst ist in dem Fuße des Tisches verborgen."

„Ah! das ist also blos ein Taschenspielerstückchen?" fragte Athalie geringschätzig, ohne die Hülfe der Männer beim Heruntersteigen anzunehmen. Und wie nun Athalie die Stufen einzeln betrat, ließ der Panzerritter seinen Arm sinken und setzte sich auf seinen Platz zurück.

„Verzeihen Sie, Mylady", sprach Lord Crowndale, sich gegen diese Verdächtigung verwahrend. „Dies ist keine Taschenspielerei,

Digitized by Google

kein Humbug, sondern das kostbarste Stück des Museums. Bei den Ausgrabungen zu Carthagon stieß man auf ein Grabgewölbe; es war das des römischen Proprätors Tullius Aemilius. Diese mechanische Gestalt saß am Kopfende des Sarkophages und vor ihr brannte auf einem kleinen Broncetischchen eine Lampe. Das Grabgewölbe mußte wenigstens seit siebzehnhundert Jahren verlassen sein und die Lampe brannte noch immer. Die Magier von Carthagon kannten das Geheimniß der ewigen Lampe, mit ihnen zugleich ging es verloren. Bei der Entdeckung dieses Grabgewölbes meinte der Alterthumsforscher, der die brennende Lampe erblickte, das verloren gegangene Geheimniß wiedergefunden zu haben, und er eilte zu der Lampe hin. Diese Gestalt erhob sich nun gerade so wie vor Ihnen, holte mit dem Schwerte aus, that sich aber, als der Eindringling die dritte Stufe betrat, um die Lampe aufzuheben, keinen Zwang an, wie jetzt, sondern schlug zu und zertrümmerte die ewige Lampe in tausend Stücke, wodurch das neuentdeckte Geheimniß abermals verloren ging. Die Begebenheit war auch ausführlich im „New monthly magazin" beschrieben, Mylady, und Lord Richard besitzt vollständig authentische Documente darüber, daß diese Gestalt mit jener im Grabgewölbe des römischen Propätors identisch sei. Nur hat er die ewige Lampe ganz einfach durch eine Naphtalampe ersetzt."

„Und weshalb schlug der Ritter jetzt nicht zu? Ich schmeichle mir durchaus nicht, daß ihn die Zauberkraft meines Blickes gelähmt hätte."

„Das ist doch leicht zu errathen, Athalie", erwiderte Richard lachend. „Es kann ja nicht meine Absicht sein, den Beweis der Seelenstärke eines jeden meiner Besucher mit einer Lampe zu bezahlen, was obendrein noch mit Feuersgefahr verbunden wäre. Darum ist die Maschine nur so weit aufgezogen, um die dem Drucke der ersten beiden Treppenstufen entsprechenden Bewegungen auszuführen und mit der dritten im Rückstande zu bleiben."

„Und gerade dieses Geheimniß ist es, worauf ich am begierigsten bin", sprach Lord Crowndale dazwischen. „Wie ist diese Maschine aufgezogen? wo steckt die Maschine? Was muß man thun, um auch die dritte Bewegung ausführen zu lassen? Dies vermag Niemand herauszufinden, vermag Niemand zu errathen."

„Ich bitte sehr", sprach Lord Timple; „untersuchen Sie nach Belieben, ich hindere Sie ja nicht."

„Das weiß ich. Oft genug hab' ich's schon versucht, immer vergebens." — Damit trat er hin und betastete alle Glieder des Ritters, ließ ihn aufstehen, dann wieder niedersetzen, horchte inzwischen auf das Knacken der Maschinerie im Innern, — doch war Alles umsonst. „Einmal habe ich bereits einen ganzen Tag hier zugebracht, oder versuchte jede einzelne Panzerschuppe von der Stelle zu rücken in der Hoffnung, das Schlüsselloch der Maschine zu finden. Aber all' meine Bemühungen waren vergeblich, und der Mechanismus steckt ja doch darin. Ich habe Mylord bereits fünftausend Pfund für dieses Geheimniß allein angeboten."

„Ich aber verrieth es nicht. Außer mir kennt es Niemand, und der, von dem ich die Maschine gekauft habe, ist längst gestorben."

„Mir wollten Sie es auch nicht anvertrauen?" fragte Athalie, indem sie Richard begehrlich ins Auge blickte und ihren Arm in den seinigen schob.

„Mylady, für fünftausend Pfund habe ich dem Mylord mein Geheimniß nicht verrathen, — Ihnen will ich es für dieses entzückende Lächeln zuflüstern."

Zu diesem Zwecke mußte Athalie ihr Gesicht Richard's Munde nahebringen, und als die Dame ihre langen englischen Locken bei Seite schob, um das Geflüster zu vernehmen, konnte Richard nicht widerstehen, einen Kuß auf dieses entzückend schöne Gesicht zu drücken.

Eine englische Lady hätte ihren Gatten sofort stehen lassen, wenn er derlei in Gegenwart eines fremden Mannes zu thun wagte; Athalie erröthete. Dies war ein Verrath vor dem Fremden! Trotzdem wandte sie den Kopf nicht zur Seite, sie wollte das Geheimniß vernehmen.

„Im Halse des Ritters steckt der Mechanismus; der Kopf kann zur Seite gedreht werden. Geben wir demselben eine Drehung, so wird die erste, geben wir zwei Drehungen, so werden die ersten zwei, und machen wir drei Drehungen, so werden alle drei Bewegungen ausgeführt."

Athaliens Dank bestand in einem Händedruck.

„Werden wir uns heuer auch nicht über den Kauf des musée Timple einigen, Mylord?" fragte Lord Crowndale, als sich die kleine Gesellschaft auf dem Rückwege befand.

„Wir haben ja noch Zeit dazu."

„Sie haben gewiß noch Zeit, ich aber bin selbst schon eine Antiquität, und heute oder morgen werden Sie mich unter Ihre Mumien aufnehmen können."

„Bah, Mylord, reiche Leute leben lange."

„Ich biete Ihnen auch heuer siebenundneunzigtausend Pfund dafür."

„Und ich würde es für hunderttausend Pfund hingeben."

„Ganz wie gewöhnlich."

Damit reichten sie sich die Hände und schieden von einander. Athalie war einige Schritte hinter den Männern zurückgeblieben, Lord Crowndale beehrte auch sie mit einer steifen Verbeugung, als er an ihr vorüberging und flüsterte ihr zu:

„Mi — Mylady. Wenn Sie fünftausend Pfund benöthigen sollten, so stehen sie Ihnen zur Verfügung für das unschuldige Geheimniß, welches Sie soeben erfuhren."

Athalie hob den Kopf stolz empor und antwortete zürnend: „Mylord! Wie wagen Sie es, der Gattin eines Gentlemans ein solches Anerbieten zu machen?"

„Verzeihen Sie, Mylady. Ich habe Ihnen wirklich eine Dummheit gesagt. Verzeihen Sie mir."

„Schon gut. Sprechen wir nicht weiter davon."

„Geben Sie es mir schriftlich, daß Sie mir verzeihen. Schreiben Sie es auf eine Visitkarte."

Lord Timple kehrte zurück, als er das Gespräch vernahm.

„Nur kein Geheimniß", sprach Lord Crowndale. „Ich wollte Ihre Gattin zu der Untreue verführen, mir das Geheimniß des Panzerritters zu verrathen. Mylady versetzte mir hierfür eine moralische Maulschelle, und ich verlange jetzt eine Quittung darüber."

Ob dieser Bitte lachten nun Mylord und Mylady, worauf Mylady aus einem kleinen Täschchen eine Visitkarte zog, auf welcher ohne Wappen der Name „Lady Athalie T. Saylor" stand, und kritzelte mit einem goldenen Crayon die Worte auf dieselbe: „Allgemeine Indulgenz für Lord Crowndale". Dann überreichte sie ihm das Blättchen. Der Lord küßte ihr die Hand entfernte sich.

Zehn Monate später überraschte man Lord Timple mit der Nachricht, daß sich sein alter Freund Lord Crowndale nun thatsächlich in einem Zustande befinde, der ihn unter seine Mumien aufzunehmen erlaube. Er war gestorben.

Dies war ein schlechter Einfall von dem Alten. Solch' einen freigebigen Käufer wird das musée Timple nicht so bald finden, obwohl dessen idealer Werth immerwährend derselbe bleibt. Der Alte hatte für Lord Timple sichere hunderttausend Pfund bedeutet, nach welchen dieser blos die Hand auszustrecken brauchte, um sie einzustreichen. Das war nun zu Ende. Die Hinterlassenschaft des alten Alterthumsforschers theilten junge Erben unter sich, die das Moderne suchen und für altes Eisen keine fabelhaften Preise bezahlen.

Lord Crowndale vermachte in seinem Testament fünfzehntausend Pfund der Eigenthümerin jener Visitkarte, die seinen Werthpapieren beigelegt war und den Namen trug: „Lady Athalie T. Saylor". Eine Umschreibung konnte er nicht anwenden, da er doch von rechtswegen nicht schreiben konnte: „Für Missis Athalie Timple" und „für Miß Athalie Saylor" nicht schreiben wollte. Er benützte also die Original-Visitkarte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Concurrenz um das Lutherdenkmal.

Wir wissen uns nicht zu besinnen, daß eine Denkmal-Concurrenz in Berlin eine solche Aufregung hervorgerufen hat, wie diese. An dem Helden, den das Monument ehren soll, liegt es nicht. Er gehört zwar zu den populärsten Gestalten unserer Geschichte. Vielleicht könnten wir außer dem alten Fritz keine andre nennen, die so leibhaftig in der Phantasie des ganzen Volkes wandelt. Aber er steht der großen Masse namentlich der Gebildeten doch zu fern, hat zu wenig Action auf unser von ganz andren Mächten bewegtes Geistes- und Gemüthsleben, als daß er uns über seine markante Persönlichkeit hinaus besonders nahe ginge. Seine Wirksamkeit gehört einer abgeschlossenen Epoche an.

Auch den 47 kleinen Modellen, die eingegangen waren, fehlte durchaus der sensationelle Charakter. Bei den meisten konnte sich das große Publicum absolut nichts denken. Die drei, fünf, zuweilen bis zu einem Dutzend skizzenhaften Püppchen auf mehr oder weniger mißlungenen Postamenten waren bis auf den zu oberst aufragenden Luther für den Besucher ebensoviel ungelöste Räthsel — waren sie es doch auch in der Regel dem Künstler gewesen. Künstlerische Anregung aus diesen Versuchen zu schöpfen, waren sicher außerhalb der Fachkreise nur äußerst wenige im Stande.

Was war es, das Tausende in die engen Ausstellungsräume der Akademie zog, in denen es Sonntags so voll war, daß der Besuch fast vergeblich wurde? Alle Stände drängten sich um die Skizzen. Nachdem der Geheimrath mit seinen blassen Töchtern aus dem Westen, der Banquier mit seiner geputzten Familie aus dem Thiergartenviertel an den Wochentagen das Feld allein gehabt, wogte am Sonntag ein ganz andres Publicum aus dem Centrum der Stadt durch die Säle der behäbige Handwerker mit Frau und Kindern, der Kaufmann und kleine Beamte, ein Publicum, das man sonst auf Berliner Kunstausausstellungen niemals zu Gesicht bekommt.

Die Ursachen dieses großen Andranges liegen in einer Reihe äußerer Umstände.

Die Bevölkerung aus dem Innern der Stadt würde sicherlich kein so nachhaltiges Interesse gezeigt haben, wenn für das Denkmal ein Standort im Thiergarten oder in der Nähe der Linden projectirt gewesen wäre. Was dort zur Verschönerung geschieht, läßt die Bewohner des Centrums ziemlich kalt. Was haben sie davon? — Das Lutherdenkmal aber soll auf dem Neuen Markt errichtet werden, nicht weit vom Rathhaus, inmitten des alten Berlin, für das unser Jahrhundert noch so wenig gethan hat. Die dort wohnen, sind vielfach in Berlin geboren, was für die erwachsene Generation des Westens nur in Ausnahmefällen gilt. Ein Denkmal, das in der inneren Stadt errichtet werden soll, appellirt an einen Localpatriotismus, der in dem Westen mit seiner zugewanderten Bevölkerung erst von der nächsten Generation erwartet werden kann.

Daß auch die aristokratische Gesellschaft des Thiergartenviertels eine so lebhafte Theilnahme bezeugte, entsprang aus den neuen Bedingungen, unter denen die Concurrenz dem Publicum vorgeführt wurde: die Projecte waren vierzehn Tage vor dem Zusammentreten der Jury öffentlich ausgestellt.

Dies ist eine Neuerung, die bei Künstlern und Laien den einmüthigsten Beifall gefunden hat. Wir Alle haben diese Veränderung des Verfahrens im Interesse der Künstler und des Publicums längst ersehnt. Wir waren stets darüber einig, daß der bisherige Modus für beide Theile gleich schädlich wirkte. Erst wenn der Spruch gefallen war, öffneten sich die bis dahin ängstlich gehüteten Pforten dem Publicum. Es kam herbei ohne große Erregung, eigentlich nur, um sich den ersten Preis anzusehen, vielleicht noch die übrigen ausgezeichneten Projecte, warf noch einen flüchtigen Blick auf die große Masse der Unterlegenen und ging. Wozu nutzte auch deren Betrachtung? Für die große Masse ist eine Jury so gut Autorität wie jeder Beliebige, der in Zeitungen oder in mündlicher Rede ein Urtheil fällt. Sie ist nur zu froh, wenn ihr in künstlerischen Dingen das eigene Urtheil erspart bleibt.

Und selbst Diejenigen, die aus Erfahrung wissen, durch welche Compromisse in den meisten Fällen das Urtheil der Jury zu Stande kommt, haben nachträglich nur selten ein Interesse, sich durch vergleichendes Studium eine eigene Ansicht zu bilden. Es ist eben vergebliche Arbeit.

So haben wir denn beständig erleben müssen, daß von der ungeheuren Summe von Arbeit, die jede Concurrenz kostete, neunzig Procent ein Schlag ins Wasser war. Der Sieger hatte das Loos gezogen, die übrigen hielten blanke Nieten in der Hand. Kaum daß in den nächsten Fachkreisen die tüchtige Leistung dem Abgefallenen Ehre und Ansehen eintrug. Wir sind einmal so organisirt, daß in unseren Augen selbst der zufällig Unterlegene im Unrecht ist. — Das hat fast die Kraft eines Naturgesetzes! — Der Architekt legt die Blätter, die er ungekrönt zurück erhält, in seine Mappen und zeigt sie vielleicht einmal halb verschämt in einer stillen Stunde einem vertrauten Freunde; der Bildhauer und Maler läßt die Skizzen, die ihm keinen Lorbeer eingetragen, in dunklen Ecken seines Ateliers vorkommen. Sie Alle können an die Ursachen ihres Mißerfolges nicht denken, ohne einen Biß der Reue über die verlorene Zeit und Arbeit, über die verschwendete Productionskraft zu empfinden.

Das ändert sich mit einem Schlage, sobald das Publicum vor der Jury zugelassen wird.

Nun hilft ihm nichts, es muß sich jedes Project ansehen. Es muß sich Zeit lassen, in die Gedanken aller Mitstrebenden einzudringen, muß mit Sammlung erwarten, wo und wie eine Erscheinung künstlerische Wirkung übt, kann nicht mehr gleichgültig umherlungern. Es fühlt sich gestärkt und gehoben, daß ihm die Selbstständigkeit des Urtheils zugetraut wird, und obendrein erfährt es den Reiz der Spannung, ob seine Meinung die der Jury sein wird. Einmaliger flüchtiger Besuch genügt nicht mehr. Für die Erziehung des Publicums zur Kunstbetrachtung ist damit ein kräftiger Hebel gewonnen.

Der Künstler kommt viel besser dabei weg, denn die vierzehn Tage vor dem Zusammentritt der Jury fällt der Sonnenschein des allgemeinen Interesses ohne Unterschied auf Gute und Böse. Keine Leistung kann mehr ganz unter den Tisch fallen.

Und schließlich ist die Jury wohl oder übel gezwungen, mit der öffentlichen Meinung zu rechnen, was bisher eigentlich nicht nöthig war, denn eine solche kam in den meisten Fällen gar nicht zu Stande. Es ist ja bekannt, wie schwer es hält, daß sich ein halbes Dutzend Männer verschiedener Berufskreise über die Bezeichnung des Besten unter hundert Projecten einigen, daß es für die zweiten und gar die dritten Preise erst nach unendlichen Debatten zu einem Resultate kommt. Es ist vorgekommen, daß Projecte, die für einen der Preise tagelang in Discussion standen, schließlich nicht einmal unter den angekauften figurirten. Wo aber Tausende vorher schon gesichtet haben, und unter diesen zahlreiche competente, vorurtheilslose Männer, wird auch der Jury das Amt erleichtert. Wir sind überzeugt, daß manches Urtheil anders ausgefallen wäre, wenn dem Spruch der Jury ein Plebiscit vorausgegangen. Auf alle Fälle wird sie genöthigt sein, ihr Urtheil öffentlich zu begründen, wenn es von der allgemeinen Stimme abweicht.

Bei der Ausstellung der Concurrenzprojecte zum Lutherdenkmal haben wir in Berlin den Segen der neuen Einrichtung zum ersten Mal erlebt. Wir glauben nicht, daß man zu der alten Weise zurückkehren kann, ohne daß sich ein heftiger Widerspruch in allen Kreisen erhebt. Selbst für die Architektur, deren Beurtheilung dem großen Publicum noch schwerer fallen muß als die der verwandten Künste, hat sich die Mehrheit zu Gunsten des rationelleren Modus entschieden.

Ueber die Preise des Lutherdenkmals hat die Jury, wie es heißt, erst nach langen Berathungen sich einigen können. Ihr Spruch ist anders ausgefallen, als man im Allgemeinen erwartet hatte.

Digitized by Google

Künstler und Publicum hatten sich fast einstimmig für einen Entwurf erklärt, der von den Preisrichtern wegen eines Verstoßes gegen das Programm außer Concurs gestellt wurde; der erste Preis ist einem Project zugefallen, welches nur Wenige ernstlich in Betracht zogen, weil es über die Maße der möglichen Ausführung weit hinausging. Der zweite Preis findet allgemeine Zustimmung, über den dritten herrscht große Verwunderung.

Das Programm hatte ausdrücklich die Verwendung allegorischer und symbolischer Figuren ausgeschlossen. Man hatte damit offenbar die leeren Allgemeinheiten des Glaubens u. s. w. treffen wollen. Nun will der Zufall, daß sich ein Künstler über diese Bestimmung hinwegsetzt und gerade durch die Schöpfung von vier symbolischen Gestalten der Idee eines Lutherdenkmals den kräftigsten, stimmungsvollsten Ausdruck verleiht. Es ist Otto Lessing mit seinen vier Evangelisten-Symbolen am Sockel.

Ueber die Nothwendigkeit des Verbotes allegorischer Gestalten am Sockel des Lutherdenkmals läßt sich streiten. Mir will scheinen, als ob die Concurrenz nicht viel anders ausgefallen wäre, wenn man es unterlassen hätte. Der Typus des modernen Denkmals für einen Helden der Geschichte ist eine Art eherner oder steinerner Schule von Athen. Um den zu feiernden Helden gruppirt man seine bedeutendsten Mitstreiter. Für Luther stand überdies das Riesendenkmal Rietschel's als maßgebend fest. Diese Form des Denkmals gehört unserm Jahrhundert an. Frühere Zeiten besaßen ja überhaupt nicht entfernt die Denkmalswuth, die unsere Zeit charakterisirt. Noch im vergangenen Jahrhundert hätte man es kaum begriffen, einem Andern als dem Fürsten ein Monument auf freiem Platz zu errichten. Ein Grabmal, ja; auch wohl für den Gelehrten eine Büste in der Bibliothek, für den Dichter im Schauspielhaus, aber damit hatte es sein Bewenden. Als man nun in unserem Jahrhundert sich in großen und kleinen Städten besann, wem man irgend ein Denkmal errichten sollte, konnte es nicht ausbleiben, daß der Typus des Monuments sich nach den herrschenden Ideen des Historienbildes gestaltete. Statt eines schlichten, auf sich selbst gestellten Kunstwerkes entstand ein mühseliger Abriß aus der Geschichte. Man halte in dieser Beziehung einmal unter den Berliner Denkmälern die Reiterstatuen Friedrichs des Großen und des Großen Kurfürsten zusammen. Allegorischer Figurenschmuck trat ganz zurück und wurde charakteristisch für die Denkmäler der Dichter und Künstler. Ich glaube, es wären nicht viele Projecte für das Lutherdenkmal aufgetaucht, bei denen die Allegorie irgend eine Rolle gespielt hätte. Weit eher hätte man die Anbringung historischer Personen verbieten können. Sie sagen keinem Menschen etwas, der Beschauer muß sich, wenn er nicht gerade Specialist der Geschichte in der betreffenden Periode, mit ebensoviel Mühe hineindenken, wie der Künstler zu den Vorarbeiten der Production brauchte. Und nachher lohnt das Ergebniß weder den einen noch den andern. Diese historischen Denkmäler sind kurzweg langweilig.

Da nun die allegorischen und symbolischen Figuren einmal verboten waren, mußte Otto Lessing's Entwurf von vornherein ausgeschlossen werden. Er ist auch nachher nicht angekauft worden, was überall Aufsehen erregt hat. Das Denkmal erhebt sich als Brunnenanlage auf einer Terrasse. Aus den vier Nischen des Postaments lagern sich die Symbole der Evangelisten. Der Gedanke ist ungemein erfreulich. Vorn der kniende Engel, zu beiden Seiten die gewaltige Silhouette der lagernden geflügelten Vierfüßer, hier der Löwe, dort der Stier; auf der Rückseite der Adler. Das gruppirt sich mit zwingender Nothwendigkeit. Ein solcher Reichthum der Motive, und wohlverstanden rein künstlerischer, unmittelbar verständlicher Motive läßt sich mit vier sitzenden historischen Figuren absolut nicht erreichen. Die Beziehung auf Luther ist im Moment klar, aber die Gestalt des Reformators wird in keiner Weise beeinträchtigt. Kein andres Postament hätte so energisch Stimmung gemacht, keins wäre auch so populär geworden; die Thiere hätten ein Wahrzeichen der Stadt abgegeben. Man hat gefürchtet, der Berliner Volkswitz, der schon so manchem Denkmal die Narrenkappe aufgesetzt, würde sich über die ungewohnten Thiergestalten hermachen. Ich glaube es nicht. Und wenn, der künstlerisch richtige Gedanke lebt länger als ein frivoles Witzwort.

Wir wollen uns an dieser Stelle auf die gekrönten Projecte beschränken.

Der Entwurf von Otto in Rom ist mir trotz seiner vielen hervorragenden Eigenschaften und einer seltenen Geschicklichkeit vom ersten Augenblick an unbehaglich gewesen. Ich spreche nicht von der ungeheuren Anlage, für die der Platz sicher nicht gereicht hätte. Einmal ist der Neue Markt keine feste Größe, denn die Kaiserstraße wird ihn offenlegen und wahrscheinlich fällt noch eine seiner Häuserreihen, die nach dem Marienkirchhof, so daß es an Raum möglicherweise nicht mangeln wird. Auch daß das Denkmal für die ausgeworfene Summe sicherlich nicht hergestellt werden kann, ist für die übrigen Qualitäten gleichgültig. Mich stört die Vermengung der Principien in der Composition. Ich spreche hier absichtlich in der ersten Person, weil ich über einen ganz persönlichen Eindruck Rechenschaft zu geben habe. Es liegt mir fern, ästhetische Gesetze finden zu wollen.

Ein Denkmal ist conventionell wie alle Kunst. Der Sockel hebt die Statue, das Reiterbild über die Umgebung hinaus, gerade wie der Rahmen das Bild sondert. Das hat Otto für den Luther auf dem hohen Postament inmitten der colossalen Terrasse, für die Gestalten des Hutten und Sickingen, die als Hüter des Aufganges auf den Treppenwangen sitzen, genau so gemacht wie alle anderen. Aber nun hat er nach einem anderen, spielerischen Princip auf die Stufen, die oben auf der Terrasse zum Postamente Luther's führen, an der einen Seite Spalatin und Agricola, auf der anderen Jonas und Kreuziger hocken lassen, wie Kinder oder Lungerer, die sich dort zum Spiel niedergelassen; und weiter hinten sind Melanchthon und Bugenhagen herangetreten und lehnen sich lose an das Postament Luther's, wie wenn etwa ein Photograph, der den ungefähren Maßstab der Aufnahme geben wollte, den ersten besten aufgegriffen und dort placirt hätte. Es kann sich jeder Beschauer genau so danebenstellen. Das ist für uns, die wir Derartiges nicht gewohnt sind, überraschend, aber höchst ungemüthlich. Es wäre noch etwas Anderes, wenn die ganze Anlage nach diesem Princip geordnet wäre, wie es bei Grabmälern Canova versucht hat.

Hilgers, der den zweiten Preis davongetragen, hat eine ähnliche Disposition gewählt wie Otto. Freilich will uns sein Entwurf weit reicher und lebendiger erscheinen.

Vorn als Hüter des Aufganges zur Terrasse thronen Moses, als Vertreter des alten Testamentes, und Paulus, als des neuen, in feierlicher Haltung und Gewandung. Auf der Terrasse erhebt sich Luther's Postament aus einer Brunnen-Anlage. Am Postament sitzen Melanchthon in langem Talar und Hutten in Ritterrüstung. Sie sind zur Seite gewandt, so daß man ihre Gestalt von vorn im Profil sieht. Das gibt reiche Abwechselung mit dem stehenden Luther und den beiden nach vorn gewandten Sitzfiguren an der Treppe.

Roemer soll wegen seines Luther den dritten Preis bekommen haben. Das Postament gehört zu den wenigst gelungenen.

Wenn nicht der Raum zu knapp geworden, wäre hier der Ort, über die verschiedenen Versuche mit der Gestaltung der Postamente zu berichten. Wir müssen es uns jedoch, da es hier zu weit führt, für ein andermal aufsparen. Im Ganzen hat es allgemein überrascht, wie wenig Verständniß für die architektonische Behandlung dieser Kunstform vorhanden.

A. L.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Ein jüd. **Theologe, Dr. phil.,** 30 Jahre alt und verheirathet, tüchtiger Stenograph, der früher mehrere Jahre in Berlin redactionell thätig war und eine gewandte Feder schreibt, **sucht** (in Folge seiner freisinnigen Anschauungen genöthigt, sein Amt niederzulegen) **sofort Stellung** als Redacteur, Corrector, Lehrer, oder einen anderen Posten, den er mit seinen Kenntnissen und reichen Erfahrungen, verbunden mit großer Arbeitskraft, auszufüllen vermöchte, und der ihm eine bescheidene Existenz bietet. Gefl. Zuschriften unter **K. A. 148** durch **Haasenstein & Vogler, Leipzig,** erbeten.

Neue Kataloge
von antiquarischen Büchern zu billigen Preisen.

Nr. 23. Publikationen des litterar. Vereins in Stuttgart-Tübingen. (Von Historikern u. Linguisten, besonders Germanisten, geschätzte u. theilweise seltene Quellenwerke enthaltend.)
Nr. 24. Litteraturgeschichte, Germanistik, ältere deutsche Litteratur. (Bibliothek Fr. Notter I.)
Nr. 25. Roman. u. slaw. Sprachen. Französ., ital., span. Litteratur. — Orientalia.
Nr. 26. Deutsche Litteratur seit 1750. Musikwissenschaft, Dramaturgie. Nachträge zu Kat. 24. (Biblioth. Notter II.)
Nr. 27. Moderne deutsche Belletristik.
Nr. 28. Englische Sprache, Litteratur u. Geschichte.

Versendung gratis und franco.

Oskar Gerschel,
Buchhändler u. Antiquar,
Stuttgart, 16 Calwerstraße 16.
Reichhaltiges Lager aus allen wissenschaftlichen Disciplinen.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Die Entstehung des modernen Frankreich

von

H. Taine.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von **Leopold Katscher.**
Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich.
Dritte (Schluss-) Abtheilung: Die Herrschaft der Revolution.
40 Bogen. Gross Oktav in eleganter Ausstattung.

Preis 12 Mark.

Der **erste Band** („Das vorrevolutionäre Frankreich") ist für **7 Mark 50 Pf.,** die **beiden ersten Abtheilungen des zweiten Bandes** sind für zusammen **16 Mark 50 Pf.** durch jede Buchhandlung nachzubeziehen.

Leipzig, November 1885.

Ambr. Abel.

AU BON MARCHÉ

Das Haus ***Au bon marché*** *besitzt die grössten, best eingerichteten und wohl geordnetsten Waarenlager und zählt deshalb zu den Sehenswürdigkeiten von* ***Paris.***

Firma
Aristide BOUCICAUT
NOUVEAUTÉS
PARIS.

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz des Hauses
Au Bon Marché.

Die Waarenlager des BON MARCHÉ werden beständig durch Neubauten erweitert und doch können dieselben niemals dem stets wachsenden Zuspruch der Kundschaft genügen. Neue, sehr beträchtliche Vergrösserungen sind auch jetzt wieder vorgenommen worden und machen so den BON MARCHÉ zu einem in der Welt einzig dastehenden Geschäftshause. Die bebaute Grundfläche nimmt nunmehr über 10,000 Quadratmeter (einen Hectar) ein.

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt ergebenst zu benachrichtigen, dass unser **Illustrirter Catalog** für die Neuheiten der Wintersaison soeben erschienen ist und **franco Jedermann** auf Verlangen zugeschickt werden wird. Ebenso versenden wir auf Verlangen **franco** die Muster aller unserer neuesten Gewebe aus **Seide, Wolle, Tuche, neue Stoffe, gedruckte Webstoffe etc.,** sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen unserer Modelle in **neuen Toiletten, Roben, Costüme, Mäntel und Ueberwürfe, Mode und Coiffüren, Röcken, Unter- und Morgenröcken, Costüme und Anzüge für Mädchen und Knaben, fertiger Weisswaare und Leibwäsche, Regenschirme, Sonnenschirme, Handschuhe, Cravatten, Blumen und Federn, Damenschuhe etc.**

Wir bringen in Erinnerung, dass die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln am Rhein uns gestattet, alle Bestellungen, von **25** Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel- und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus ***Au bon marché*** *hat für den Verkauf keine Filialen, Reisenden, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittelung wird ernstlich gewarnt.*

Sprachliche Novität!

Soeben erschien:

Pasilingua!

Eine Gemein- oder Weltsprache.

Elementargrammatik mit Übungsstücken
von **P. STEINER.**
Preis Mark 1,50.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Heuser's Verlag (Louis Heuser) in Neuwied a/Rh. und Berlin C., Spittelmarkt 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Johann Jacob Moser.

Ein Lebensbild
von
Dr. Oskar Wächter.
Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck.
8°. X und 288 Seiten. M. 4. 50 Pf.

Die Lebensbeschreibung des vor hundert Jahren verstorbenen württembergischen Patrioten, seinen eigenhändigen Aufzeichnungen entnommen, zeichnet einen unter den schwierigsten Verhältnissen bewährten Charakter und einen Juristen, welcher auch dem Theologen anziehend sein dürfte. Ein kerngesundes, praktisches, tiefgründendes Christenthum prägt sich in seinen vierzig theologischen Schriften und wohl tausend Liedern aus, in seiner Stellung gegen die Herrnhuter Gemeinde und in seinem Antheil an der kirchlichen Entwicklung von Württemberg. Die Verkettung wechselvoller Schicksale und das reichste innere Leben machen das Buch zu einer fesselnden und anregenden Lektüre.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 21. November 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das deutsch-österreichische Bündniß und das Deutschthum in Oesterreich. Von Austriacus. — Zu den Novemberwahlen in den Vereinigten Staaten. Von E. Schlaeger. — Der Sport auf den Gymnasien. Von Philosophus. — **Literatur und Kunst:** Moderne Gartenkunst. Von Alfred Lichtwark. — Der Werth guter Uebersetzungen für die Volksbildung. Von Daniel Sanders. — Das Goethe-Haus und seine Schätze. Von Robert Keil. (Schluß.) — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Fortsetzung.) — Notizen. — Inserate.

Das deutsch-österreichische Bündniß und das Deutschthum in Oesterreich.

Der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie hat in den Ausschußsitzungen der Delegationen das Bündniß Oesterreich-Ungarns mit dem deutschen Kaiserreiche als „ganz unverändert" und „ungetrübt" bezeichnet, nachdem die Thronrede des Kaisers unmittelbar vorher, auffallender Weise, gegen frühere Aeußerungen, an Stelle des Zwei Kaiser-Bündnisses der innigen Uebereinstimmung innerhalb des Dreibundes erwähnt hatte. Kalnoky setzt aber fort, was Andrassy in Verbindung mit dem deutschen Reichskanzler gegründet, Haymerle aufrecht erhalten und auf Kalnoky vererbt hat, das die Voraussetzung, die Basis, der Ausgangspunkt, das Richtung Gebende für alle auswärtigen Beziehungen der Monarchie geworden ist. Ob dies Bündniß von allen Nationalitäten mit gleicher Genugthuung angesehen wird, ob Czechen, Polen, Slovenen, deutsche Ultramontane mit gleicher Wärme an diesem Bunde hängen, wie die Deutschen Oesterreichs, möchten wir bezweifeln. Wer erinnert sich nicht an die fanatischen Haß-Ausbrüche gegen das Deutsche, an die Demonstration unserer Slaven für die Franzosen, deren erlogene Siege 1870—71 in Prag, Lemberg und Laibach gefeiert wurden, an das Mémoire des Führers der Czechen, Rieger, an Napoleon III., an dessen Demonstration für den Panslavismus in Moskau auf dem Slavencongresse, an seine Ausführungen in der Pontusfrage in seinem Schreiben an Aksakow, die ein österreichischer Minister als „Landespreisgebung" bezeichnete, an das Jammergeheul der Jungczechen bei Gambetta's Tode, an die Verhöhnung der Kornblume als preußisches Abzeichen, an die Hundebesitzer, die ihren Kötern den Namen „Bismarck" gaben? Wer wollte glauben, daß die Polen, welche am Culturkampfe, an dem Widerstande gegen die preußische Staatsgewalt, an der Beihilfe der „Reichsfeinde" in Preußen ihre Nationalität gestärkt haben, die sich der übermächtigen Persönlichkeit des Reichskanzlers seit 1863 fortgesetzt gegenüber sehen; wer möchte glauben, daß die Polen Galiziens, die bei der herrschenden Solidarität aller Polen die Geschäfte der preußischen Polen mitbesorgen, die da alle Tage fühlen, daß lediglich die Staatskunst Bismarck's den von ihnen ersehnten Kampf zwischen Oesterreich und Rußland aufhält, aufrichtige Freunde des Bündnisses von Deutschland und Oesterreich sind? Ihre nationale und ultramontane Gesinnung verhindert sie, in gleicher Weise es zu sein. Dennoch haben in früheren Jahren Rieger und Martinitz, Smolka und Grocholski und auch diesmal wieder Polen und Czechen jene Beschlüsse der Delegationen gutgeheißen, welche die Zustimmung zum Bunde Oesterreichs mit Deutschland ausdrücken. Aber ohne einen leisen Verrath der im Innersten des Herzens verborgenen Gefühle geht es denn doch nicht immer ab. So sehr sich der greise Heißsporn, Palacky's Schwiegersohn, der einstige Tribun Rieger, Mühe geben mag, zu diplomatisiren, den slavischen Haß zurückzudrängen, um seine czechischen Myrmidonen regierungsfähig, sich selbst hoffähig zu erhalten, jene als Stütze der Regierung, sich selbst als Staatsmann zur Geltung zu bringen, so bricht denn doch von Zeit zu Zeit der wahre slavische Adam hervor. Dies geschah eben, als Rieger von dem „verfehlten Machwerk" des Berliner Vertrages sprach, die Forderung stellte, die slavischen Gesichtspunkte in der auswärtigen Politik mehr hervortreten zu lassen, als er seinen Sympathien für die Bulgaren schrankenlos Ausdruck gab, das ethnographische Verhältniß für die Bildung slavischer Staaten als maßgebend und das Nationalitätsprincip auf der Balkan-Halbinsel als das einzig berechtigte erklärte. Da konnte es freilich nicht fehlen, daß Graf Kalnoky den lästigen und zweideutigen Freund abschüttelte.

Die Polen in der Delegation hatten einen bestimmten Grund zu einer antideutschen Demonstration, indem sie sich in der Form einer Interpellation über die Massenausweisungen österreichischer Staatsbürger polnischer Nationalität aus Preußen beschwerten und diese Maßregel als mit dem Völkerrechte, mit dem Handelsvertrage vom Jahre 1881, mit der Congreß-Acte von 1815 im Widerspruche bezeichneten, höhnisch auf die Versicherungen der innigsten Freundschaft beider Reiche verweisend. Sie begnügen sich nicht mit der ihnen bereits im Abgeordnetenhause des Reichsrathes ertheilten Auskunft, daß der Minister in Berlin die Ausweisungen als eine rein interne preußische Maßregel auffasse und also jede österreichische Einmischung ablehne; sie acceptiren ihrerseits diese Auffassung nicht und verlangen, daß auch Graf Kalnoky sie nicht acceptire, daß er vielmehr einen Feldzug für sie gegen den deutschen Reichskanzler führe. Die polnischen Delegirten werden ihre Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt sehen, sie wissen das im Voraus, aber sie haben ihrer nationalpolnischen Pflicht genügt, sie haben ferner gegen Kalnoky, der, weil die Polen in Oesterreich eine Ausnahmsstellung und selbst eine regierende Position inne haben, in ihnen einen Differenzpunkt mit Deutschland und Rußland, also eine Verlegenheit sieht, nicht ihr Freund ist und sein kann, demonstrirt und mit der Demonstration gegen den Minister auch eine solche gegen das Bündniß mit Deutschland gemacht. Nichts ist nun natürlicher, als daß die in der inneren Politik so sehr zurückgedrängten Deutsch-Oesterreicher diesen Umstand der gestörten Intimität zwischen

Digitized by Google

dem Minister des Aeußeren und den slavischen Wortführern der Regierungspartei benützen, daß sie, welche die natürlichen Freunde Deutschlands sind und in der innern wie in der auswärtigen Politik nur von reichseinheitlichen und nicht von nationalen Gesichtspunkten ausgehen, darauf aufmerksam machen, daß die deutsche Opposition auf Seite der Reichsminister steht — denn auch der Kriegsminister sieht sich genöthigt, im Interesse der Armee genöthigt, den Delegirten der slavischen Zungen größere Pflege der deutschen Sprache in den Schulen zu empfehlen und ruft ihren Widerspruch hervor — während die Stützen der Regierung Taaffe in bald heimlichen, bald offen zu Tage tretenden Differenzen mit den Reichsministern leben. Da ist denn freilich auch wieder Gelegenheit gegeben, auf den Widerspruch hinzuweisen, in welchem die innere und äußere Politik, von denen die erste slavisch-, die zweite deutschfreundlich, stehen, zum so und so vielten Male zu beweisen, daß die Deutschen Oesterreichs die einzig aufrichtigen Freunde des deutschen Reiches seien. Allein das ändert an den Zuständen nichts, stürzt das Regiment des Grafen Taaffe eben so wenig, als der Hinweis auf Ungarn, in welchem Königreich liberal und mit Zurückdrängen aller slavischen, feudalen und clericalen Elemente, also ganz gegensätzlich zu Cisleithanien, regiert wird.

Die reifen und verständigen deutschen Politiker in Oesterreich müssen wohl längst zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß das Bündniß Oesterreich-Ungarns und des deutschen Reiches von den Verhältnissen der inneren Politik — glücklicher Weise — nicht berührt wird. Es wurde eingeleitet zur Zeit, als Graf Hohenwart, der schlimmste Bedränger des Deutschthums in Oesterreich, regierte, und Hohenwart war Zeuge der Salzburger Begegnung, die eine endgiltige Versöhnung der beiden Reiche und Herrscher (1871) bedeutete; das deutsch-österreichische Bündniß bestand durch die ganze Zeit des Ministeriums Auersperg, und es wurde hinwiederum verlängert und neugegründet zur Zeit des Grafen Taaffe; es wird diesen anscheinend unerschütterlichen Staatsmann auch noch überdauern. Denn dieser Bund ist eben das Nothwendige, Natürliche; er gibt beiden Reichen die gleichen Vortheile, er befriedigt die Nationalwünsche der Deutschen, macht sie sicher gegen ein russisch-französisches Bündniß und gibt erst Deutschland den freien Rücken und gleichzeitig die herrschende Stellung in Mitteleuropa. Andrerseits ist für Oesterreich die Freundschaft Deutschlands, abgesehen von der geschichtlichen Zusammengehörigkeit durch Jahrhunderte, von der Stammesverwandtschaft des leitenden Volksstammes in Oesterreich, dem auch die Dynastie angehört, mit der großen deutschen Mutternation unschätzbar, eine Garantie seines gesicherten Bestandes, die Bürgschaft seiner friedlichen Beziehungen zu Rußland und Italien, die Voraussetzung seiner Machtentfaltung nach dem Orient. Mit einem Freund im Arme, der ein Reich von 45 Millionen Deutsche repräsentirt, eine Machtfülle sondergleichen erworben und tonangebend in der Welt auftritt, kann Oesterreich auch von seinen Machtmitteln Gebrauch machen, seine geographische Lage ausnützen und sich kräftig behaupten. Man denke sich das Gegentheil, Oesterreich in weniger intimen Beziehungen zu Deutschland, und Italien, Rußland, Rumänien, Serbien stehen sofort als eben so viele Gegner gegen dasselbe auf dem Plane. Kann es einen Staatsmann geben, der seine Verantwortung für die Geschicke der Monarchie fühlt, der einen Augenblick eine andere Politik führen könnte, als die, welche die Allianz mit Deutschland bedeutet? Man erinnere sich an Beust, der, als die ersten Schläge wider Frankreich gefallen waren, in die Neutralität zurücksprang und mit enthusiastischer Bereitwilligkeit in die von seinem großen Gegner Bismarck von Versailles ihm dargebotene Hand einschlug. Die Nothwendigkeit dieses Bündnisses wurde instinctiv von den Ungarn empfunden, Andrassy war es, der die Keime des Bündnisses gepflegt, ihm Formen gegeben, und für die Ungarn ist das Bündniß das Bleibende in der Erscheinungen Flucht. Sie sehen mit einiger Scheu auf die Freundschaft mit Rußland, aber ausnahmslos mit Genugthuung auf den ungetrübten Bestand der Allianz mit Deutschland.

Die Deutsch-Oesterreicher werden neuesten Datums von ihren Gegnern arg verleumdet, und die czechischen Moskaupilger wagen es, ihre deutschen Landsleute, fränkischer, sächsischer, schwäbischer Abkunft, die da an den Grenzen Preußens und Sachsens wohnen, als Anhänger der „Germania irredenta" auszuschreien. Es hieße die Loyalität der Deutsch-Böhmen verdächtigen, wollte man sie gegen solche perfide, grundlose und doch für gewisse Kreise berechnete, stets mit Nachdruck wiederholte Verdächtigung vertheidigen. Der große Proceß der Slavisirung Oesterreichs ist im vollen Zuge, er ist unterstützt von dem obersten Willen des Herrschers, seiner Regierung, dem Adel, der Geistlichkeit; er erscheint wie eine Consequenz der welthistorischen Ereignisse, der Einigung Deutschlands und Italiens und des auch Oesterreich ganz und gar durchwühlenden und beherrschenden Nationalitätsprincips. Die große Attractionskraft, welche zwei solche blühende Gemeinwesen, zwei so große Culturnationen, wie Deutschland und Italien, Deutsche und Italiener ausüben, der Umstand, daß Oesterreich Millionen zählende Bruchtheile von Völkern beherbergt, die ihren nationalen Schwerpunkt außerhalb haben, mag dazu geführt haben, als die unglückliche und beklagenswerthe Taktik der deutsch-österreichischen Führer sich das Heft der Regierung entwinden ließ, ein System zu etabliren, nach welchem die slavischen Stämme in den Vordergrund, die Deutschen und Italiener in den Hintergrund treten müssen. Die Länder entnationalisirt, d. h. entgermanisirt, entitalisirt, würden dereinst, meint man wohl, im festeren Zusammenhange mit dem übrigen österreichischen Staatskörper bleiben und nicht nach Deutschland, nicht nach Italien gravitiren. Daher die Slavisirung Böhmens, Mährens und Schlesiens, daher das Erwachen des Slovenischen in Untersteiermark, Istrien, Triest, Dalmatien, Krain und Kärnten, die Durchführung der „Gleichberechtigung" mit dem Deutschen, die Errichtung czechischer, slovenischer, croatischer Volks- und Mittelschulen in all' den Ländern und einer czechischen Universität in Prag, dem Sitze der ältesten deutschen Universität, der Hauptstadt eines Landes, das ein deutsches Kurfürstenthum und bis zum 10. Juni 1866 ein deutsches Bundesland gewesen, in dem man von Wien aus zur Noth hätte mit preußischen, bayrischen oder sächsischen Truppen Ordnung machen dürfen.

Wenn Oesterreich als vorwiegend slavischer Staat auftritt, argumentiren die Vertreter der föderalistisch-slavischen Richtung, dann ist es auch ferner in der Lage, nach außen als slavischer Staat, besonders im Orient, aufzutreten, und erst so werden die innere und die äußere Politik in Harmonie gesetzt. Wie verträgt sich aber die Slavisirung im Innern mit der deutschen Freundschaft? Darauf wird dem denkenden Politiker, der nicht Schützen- und Sängerfest-Verbrüderungen, sondern den Vorgang der unbarmherzigen staatsmännischen Realpolitiker zum Objecte seiner Betrachtung macht, die Antwort fürwahr nicht schwer. Das deutsche Volk in seiner ursprünglichen Art wird in alle Ewigkeit sich in seinen Sympathien für einen Bruderstamm nicht beirren und nicht von Interessen-Berechnungen lenken lassen. Daher die unerschöpflich reiche und warme Sympathie der Deutschen im Reiche mit den sich bedrängt fühlenden Deutsch-Oesterreichern, daher die mit steigender Noth sich stets steigernde nationaldeutsche Tonart der Deutsch-Oesterreicher, die sich ihres Volksthums lebhaft erinnern, es nachdrücklich betonen, einen Widerhall ihrer nationalen Empfindung suchen und finden. Aber es duldet andererseits keinen Zweifel, daß zwischen der Entwickelung Deutschlands zu seiner Einheit unter preußischer Spitze und dem Niedergange des Deutschthums und seiner politischen Macht in Oesterreich ein tiefer inniger Zusammenhang besteht. Das Vorrecht der an Cultur und geschichtlicher Bedeutung, nicht an Zahl in Oesterreich hervorragenden deutschen Nationalität war in einem gewissen historischen und politischen Zusammenhange mit der Hegemonie Oesterreichs in Deutschland, seiner, wenn auch schattenhaften Kaiser-, später Bundes-Präsidial-Gewalt, der Stellung aller seiner cisleithanischen Länder — mit Ausnahme von Galizien und Dalmatien — als deutscher Bundesländer. Mit den Ereignissen von 1866 hatten die Deutschen Oesterreichs ein moralisches Pivot verloren. Jetzt erst traten die Czechen mit ihrer Declaration auf und erklärten, nun, da Böhmen aus dem deutschen Bunde geschieden, müsse die Dynastie mit dem böhmischen Volke einen neuen Pact schließen.

Digitized by Google

Da construirten sie ihr Staatsrecht und begannen die Theorie von der Wenzelskrone zu verwirklichen. Bis 1870 machten sich die Consequenzen noch nicht fühlbar, noch hielt man bei der Dreitheilung des alten Deutschland die Ordnung der Dinge nicht für eine definitive, bis die glanzvollen Ruhmesthaten von 1870—71 und die Constituirung des deutschen Reiches die letzte Hoffnung auf eine Aufnahme Oesterreichs in Deutschland zu nichte machten. Deutschland hatte sein Ziel erreicht, das Ziel, das die Erbkaiser-Partei in Frankfurt, der Erfurter Reichstag, der Nationalverein verfolgten, endlich der schöpferische Geist Bismarck's erreichte. Oesterreich aber sollte, nach dem Rathe desselben Kanzlers, hinfort seinen „Schwerpunkt nach Osten" verlegen, und es that nach diesem Rathschlage. Mit Deutschlands Hülfe verfolgte es seine Occupations-Politik; noch nie hat des Kanzlers Mund oder Presse die Taaffe'sche Regierung je getadelt. Was jetzt in Oesterreich sich vollzieht, ist Consequenz der welthistorischen Entwickelung Deutschlands, ist die Sanction der Politik des Kanzlers durch Oesterreich selbst, dessen deutschen Beruf er so lange hartnäckig bestritt, ist geeignet, die letzten Reste der alten großdeutschen Partei im Süden Deutschlands, im demokratischen und ultramontanen Lager mit der Entwickelung der Dinge durch das preußische Schwert zu versöhnen, die alten Erinnerungen an Oesterreichs Führerschaft und Stellung in Deutschland zu verwischen. Mit Hohn sprach der eiserne Kanzler von der „Herbstzeitlosen" in Oesterreich, von jenen deutschen parlamentarischen Führern in Oesterreich, die sich auf ihre Zeit und die Gefahr, die drohte, nicht verstanden. So kommt man nachgerade dazu, zu sagen, daß die Slaven in Oesterreich bei der Wendung, welche die Geschicke Deutschlands genommen, nur gewonnen haben, daß sie, wenn sie nicht der rohen Empfindung des Hasses gegen das Deutschthum nachgeben, sondern rechnen würden, mit dem deutsch-österreichischen Bunde recht wohl zufrieden sein können.

Von leitender Stelle Deutschlands aus wird dem Kampfe der Deutsch-Oesterreicher keine Unterstützung, und diese beanspruchen auch keine solche. Sie fechten ihre Sache selbst aus, sind auf sich selbst angewiesen —. Man hat in Berlin die internationalen Bedingungen der Lage der Deutsch-Oesterreicher mitgeschaffen, man ist aber andererseits so sehr voll Respect für die Souveränetät eines befreundeten Herrschers, daß an eine Ingerenz zu Gunsten der Deutschen ebensowenig gedacht werden kann, als an eine Wiederherstellung des eben zerrissenen morschen Landes, das einst Oesterreich und Deutschland verbunden. Mit Blut und Eisen und den furchtbarsten Opfern hat Preußen einen Nationalstaat gegründet, der frei sein soll von den nationalen, slavischen, zersetzenden Elementen, an denen eben Oesterreichs Hegemonie gescheitert, und Preußen-Deutschland ist auf seine Homogenität so eifersüchtig, daß es selbst das Odium nicht scheut, welches mit der Ausweisung der überwuchernden polnischen eingewanderten Bevölkerung verbunden ist. Was hat es also mit der Germania irredenta auf sich?

Wer gedenkt nicht dabei der Analogie der Ostseeprovinzen? Wird, kann Preußen-Deutschland sich als der Befreier der in ihrer Nationalität und protestantischen Confession verfolgten Deutschen aufspielen, seine Freundschaft mit Rußland aufopfern? Seit mehr als 300 Jahren sind diese Länder vom deutschen Reichskörper getrennt, und eben so lange, ja, seit viel längerer Zeit, kämpfen die Bewohner dieser äußersten Grenzmark mittelalterlich deutscher Colonisation für das Aufrechtbestehen deutscher Cultur. Sie haben ihre national deutsche Existenz Jahrhunderte lang, oft in Kämpfen auf Leben und Tod, vertheidigt; zu Zeiten ward ihnen deutsche Verwaltung, deutsches Recht, die Autonomie ihrer lutherischen Landeskirche verbrieft; sie haben Rußland die eigentlichen Culturträger geliehen, die größten politischen Talente, die besten Militärs für das Czarenreich geliefert, das steuerkräftigste Element repräsentirt. Die russische Dynastie ist dem deutschen Stamme entsprossen, war den Ostseeprovinzen stets hold, aber auch sie hat in der letzten Zeit der allgemeinen Strömung nicht widerstanden und den Slavisirungsplänen zugestimmt. Auch hier bezeichnet Deutschlands Constituirung den Wendepunkt; mit den großen Erfolgen Deutschlands 1870 steigerte sich in stets rascherer Folge die Russificirung Livlands, je enger und freundschaftlicher die Beziehungen der zwei nordischen Kaiserreiche wurden, desto energischer ging die Slavisirung und die kirchliche Convertirung vor sich. Niemand hoffte dort auf deutsche Hülfe, kein ernster Politiker in Deutschland hätte wiederum zu einer Ingerenz gerathen. Man ließ den Senator Manassein und den heiligen Synod der griechisch-russischen Kirche gewähren. Auch dort wurde und wird durch die Schule entnationalisirt, neue russische Schulen werden errichtet, deutsche in russische umgewandelt, slavische Beamte werden in deutsche Orte gesetzt. Auch dort denunciren Slaven ihre deutschen Landsleute und fabeln von Verschwörungen der Deutschen; gleichwohl ist die Loyalität der Deutschen im Ostseegebiete so unzweifelhaft, wie die der österreichischen Deutschen; denn conspiriren, complottiren ist nicht deutsche Art.

Nun, die Lage der Deutsch-Oesterreicher, beziehungsweise der Deutschen Böhmens ist nicht und wird nicht entfernt so schlimm sein, als die der Livländer, der Letten und Esthen; sie sind auch dem Brennpunkte deutscher Cultur viel näher, durch starke Wurzeln mit der deutschen Muttererde verbunden, das Rechtsleben ist gesicherter als in Rußland, und wir möchten die nach Temperament, Cultur, Geschichte so sehr von den Ostseeländern verschiedenen Oesterreicher auch nicht mit jenen vergleichen. Aber auch sie leben in der Diaspora, auch sie sind ein losgerissenes Stück vom deutschen Reiche, auch sie sehen ihren Herrscher im innigsten Bunde mit dem mächtigen deutschen Kaiser, auch sie sind der steuerkräftigste Volksstamm, haben dem Reiche seine besten Männer gestellt, sind die Stammesgenossen ihrer Kaiser, haben Jahrhunderte lang den ersten Rang im Reiche gehabt, sind die Träger der Cultur — und insoferne ist eine Analogie wohl vorhanden. Auch hier kann es Illusionäre geben, die vom deutschen Reiche dereinst im Stillen Hülfe erhoffen, mindestens sagen ihnen ihre Verleumder solches nach. Dann mag sie das Beispiel der Ostseeprovinzen ernüchtern. Aber, hören wir sagen, auch ernstere national deutsch gesinnte Politiker sprechen von wirthschaftlicher Einigung Oesterreichs und Deutschlands, die sich die Jugend, schnell fertig mit dem Worte, in einer Art Zollparlament verwirklicht denkt, möglicher Weise eine Vorstufe zu einer politischen Einheit. So kommt die Jugend dazu, die abgelegten Kleider der Eltern anzulegen, sich mit großdeutschen Idealen zu erfüllen, die einst das Programm der alten Großdeutschen in Oesterreich und Bayern und im Lager der rheinischen Ultramontanen und der Preußenfeinde, die 1866 so arg erlagen, gebildet haben? Nein, das wollen wir nicht ernst discutiren. Auch der deutsche Kanzler sprach von einer geplanten Einigung, von einer durch die Volksvertretung zu garantirenden, in urkundliche, verfassungsmäßige Form zu bringenden Einigung beider Staaten. Aber er vergaß nicht, hinzuzufügen, daß er mit diesem Plane auf großen Widerstand in den leitenden Kreisen Oesterreichs gestoßen, was eine wichtige Aeußerung Andrassy's in der Delegation bestätigte. Das verräth die Scheu dieser Kreise vor jeglichem staatsrechtlichen Zusammenhange mit dem deutschen Reiche, eine Scheu, die man sorglich schonen muß, die offenbar von den slavischen und feudal-clericalen Wortführern noch ausgebeutet wird, die sich derart geberden, als ob sie es wären, die Oesterreich vor einer Vasallenstellung gegenüber Deutschland bewahren und darüber wachen müßten, daß der jetzige Bund nicht zu einem Joche für Oesterreich werde, in welches die verrätherischen Deutschen Oesterreichs die Monarchie sperren möchten. Ein ganz durchsichtiges, nichtswürdiges Manöver!

Eine solche wirthschaftliche Einigung hat aber auch unverdächtige Anhänger an den Ungarn, die für ihre Rohproducte eben so sicheren Absatz in Deutschland hoffen dürfen und in der Einigung mit Deutschland eine wirksame Schutzwehr gegen die Concurrenz Amerikas erblicken. Aber eben so sehr hat das industrietreibende Oesterreich (Cisleithanien) die deutsche industrielle Concurrenz, die mächtige Capitalskraft, die höhere Intelligenz, die geringeren Steuern, die billigeren Löhne und die vollwerthige Valuta Deutschlands zu fürchten, und so sind die österreichischen Industriellen, die zum großen Theile deutschnational, aber gleichzeitig schutzzöllnerisch sind, im Herzen Gegner der wirthschaftlichen Einigung, die an-

Digitized by Google

geblich die Consequenz und Ergänzung des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche sein soll! So oft man von Wien aus mit Berlin unterhandeln wird, wird sich der Gegensatz des freihändlerischen, Naturalien producirenden Ungarn und des industriellen Oesterreich auf der einen Seite geltend machen und solche Verhandlungen scheitern machen. Die österreichische Industrie steckt vorläufig ganz in der Schutzzoll-Theorie und hat sich gewöhnt, ein hohes Agio als eine Art Schutzzoll gegen Deutschland anzusehen und unter diesem gesichert zu arbeiten. Einstweilen sind beide Reiche von einer wirthschaftlichen Einigung weiter entfernt als jemals. In der letzten Session des deutschen Reichstages wurden eben erst bedeutende Zollerhöhungen, speciell gegen Oesterreich-Ungarn, festgesetzt. Graf Kalnoky sprach es eben ganz offen aus, von Verhandlungen könne eben keine Rede mehr sein, Deutschland stelle sich in materiellen Fragen auf einen sehr unabhängigen Standpunkt, „welcher scharf vom politischen geschieden werde". Der Minister hofft, daß einst sich der Moment ergeben werde, „engere Beziehungen zwischen den beiden Kaiserstaaten anzuknüpfen", aber erst müssen die Wirkungen und Consequenzen des Schutzzollsystems in Deutschland vorliegen! Ja, nahe bei einander wohnen die Gedanken, aber hart im Raume stoßen sich die Sachen. In materiellen Interessen ist der Deutsche im Reiche eben so empfindlich, als der Deutsche in Oesterreich, und auf wirthschaftlichem Boden wird man zuletzt die Illustration der unveränderlichen und ungetrübten Freundschaft der beiden Reiche suchen dürfen. Auf diesem Gebiete ist an eine Befestigung und Ergänzung des Bündnisses im nationalen Sinne nicht zu denken, von daher erwächst dem kämpfenden Deutschthum Oesterreichs keine moralische Unterstützung.

All' diesen Argumentationen zum Trotze muß man nicht zu der pessimistischen Auffassung des Philosophen des Unbewußten kommen, die Deutsch-Oesterreicher müßten zu Grunde gehen, von der slavischen Hochfluth verschlungen werden. In Oesterreich ist bisher kein System von langem Bestande gewesen, aber selbst in dem Falle, daß der Slavisirungs-Proceß fortschreiten sollte — der deutsche Schulverein constatirte eine Abnahme der deutschen Volks-Elemente um 13 pCt. in einem Jahre —, kann das gute Recht und das gute Gewissen der Deutsch-Oesterreicher, eine innige Berührung mit dem deutschen Volksgeiste, die Bethätigung der deutschen Gesinnung in der Familie, Erziehung, Gesellschaft, die geschickte politische Führung und die Subordination und Einigkeit der geführten Elemente, die Benutzung aller erlaubten agitatorischen Mittel, das Studium der Sprache der Gegner, um den äußeren Anforderungen des neuen Staatsdienstreglements gerecht zu werden, die Invasion slavischer Beamten und Richter in deutsche Gegenden zu hindern, die Wiederaufnahme der theologischen Studien seitens der Deutschen, deren geistliche Stellen, aus Mangel an deutschen Priestern, Slaven einnehmen, und eine wohldurchdachte Haltung, welche die Anhänger der Reichseinheit und der Präponderanz des deutschen Sprach-Elements in der Bureaukratie und in der Armee auf der deutschen Seite erhält — viel thun, um den Proceß, der so vielfach, und selbst durch das Bündniß mit Deutschland, begünstigt ist, aufzuhalten. Die Orgien des Nationalitätsschwindels werden sich austoben, das System der „Versöhnung", der „Gleichberechtigung" ganz ungleichwerthiger Sprachen, Volksstämme wird sich ausleben, die Theorie von der kraftvollen Einheit durch die Vielheit wird sich selbst ad absurdum führen. Ist erst einmal der Musterczeche, der Musterslovene — die heutigen slavischen Wortführer sind noch ganz deutsch erzogen — ohne alle Kenntniß des Deutschen ausgebildet, fehlen dann erst die mächtigen Triebkräfte der deutschen und italienischen Culturwelt, werden die Wirkungen der Barbarisirung und Isolirung jedem Einzelnen in seinen Interessen klar, wird die Armee die einheitliche Sprache, die Cadres ihrer deutschen Unteroffiziere vermissen, dann wird der Rückschlag eintreten, die slavische Fluth, die jetzt den alten deutschen Reichsboden überschwemmt, wird einer Ebbe Raum geben, die eintreten muß, einem Naturgesetze zufolge. Wer hätte jemals gedacht, daß Ungarn, das sich staatlich selbstständig ausgebildet, wo jedes deutsche Wort durch mehr als anderthalb Jahrzehnte verpönt war, das alle seine deutschen Beamten und Lehrer mit einem Schlage austrieb, von seinem Unterrichtsminister, einem Freunde Deak's, Trefort, zu noch intensiverem Studium der deutschen Sprache aufgefordert würde, während der Reichskriegsminister in der Delegation dasselbe Ungarn schon wegen seiner bisherigen Pflege der deutschen Sprache laut rühmt und den österreichischen Slaven als Muster hinstellt? — Die Ungarn aber liefern auch sonst den Beweis, daß kein Volk verloren ist, das sich nicht selbst aufgibt. Nur in sich selbst können die Deutschen Oesterreichs die Kraft ihres Lebens suchen und finden.

Austriacus.

Zu den Novemberwahlen in den Vereinigten Staaten.

Von E. Schlaeger.

In der Londoner „Times" vom 22. Sept. d. J. verbreitet sich ein amerikanischer Correspondent über den Charakter des durchschnittlichen Bildungsganges in den Vereinigten Staaten und findet darin die Erklärung des niedrigen Standes der öffentlichen Moral, wie er sich im gegenwärtigen politischen Parteileben kundgibt. Er ist in Bezug auf das Gelingen der Staatsdienstreform unter dem jetzigen demokratischen Präsidenten nicht allzu vertrauensvoll (bei dem Widerstande, dem er dabei in der eigenen Partei begegnet), und er beschuldigt auch die republikanische Partei der Abgeneigtheit dagegen. Sollte Cleveland's Versuch fehlschlagen, so würde dadurch der Beweis geliefert sein, daß die politische Erziehung des Volks schlimmer als nutzlos, und daß es für das jetzige Geschlecht besser gewesen wäre, wenn es gar keine Zeitungen hätte lesen können. Die Ursachen dieser Erscheinung sucht der Correspondent in dem beschränkten, nur auf das unmittelbar in Erwerb umzusetzende Nützliche gerichteten Volksschulunterricht und in der Abwesenheit einer höher und gründlicher, wenn man will staatsmännisch gebildeten Classe, wie sie namentlich in England sich als leitende Führer der Parteimassen bis jetzt geltend gemacht hat. In keinem Lande mit allgemeiner Volksbildung gibt es eine so kleine Zahl von gründlichen Gelehrten und bedeutenden Denkern im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung wie in den Vereinigten Staaten. Wer sich einem wissenschaftlichen Berufe widmet, betrachtet ihn nur als Mittel zum Zweck, d. h. zum raschen Reichwerden, und alle Studien, welche nicht direct dazu beitragen, werden sofort nach dem Verlassen der Universität als lästiges und hemmendes Gepäck über Bord geworfen. Selbst die starke Verbreitung der Schriften Emerson's und Herbert Spencer's kann nicht über die Thatsache untiefen Denkens hinwegtäuschen. Man liest sie zwar, aber man verdaut sie nicht. Nicht sie liefern die Richtschnur des Lebens, sondern der gemeine Nutzensgesichtspunkt. In politischer Hinsicht erhalten die Massen ihre Ansichten und Schlagworte fast ausschließlich von den Tagesblättern, welche meistens nur im Interesse der betreffenden Partei schreiben und sich wohl hüten, durch Darstellung auch der anderen Seite ihre Leser zum kritischen Selbstdenken zu veranlassen. Es gibt nur wenige wirklich unabhängige und gründlich und unparteiisch redigirte Zeitungen. Eine derselben, die „New-York Nation" (Wochenblatt der „New-York Evening Post") hat unter einer Bevölkerung von 50 Millionen nur 9000 Abonnenten, allerdings Eliteleser. Die politischen Parteien sind unter solchen Umständen auch nur Erwerbs- und Stellenerlangungsmaschinerien für die Fachpolitiker, welche ihrerseits von sogenannten „Bosses" oder politischen Obersten und Dictatoren ihre Parole und Candidaturen empfangen. Dazu kommen die verschiedenen Interessen der großen Corporationen, der Eisenbahnen, der Nationalbanken, der Fabrikanten, der Besitzer von Kohlengruben und Silberbergwerken u. s. w. Sie bekämpfen sich in den Hallen der Nationalvertretung wie in denen der Einzelstaaten. Die Interessen des Ganzen finden keine Fürsprecher, es gibt nur Einzelinteressen, keine allgemeinen oder nationalen. Und wie jene bei den Bundes- und Staatswahlen den Ausschlag geben, so auch bei denjenigen der Gemeinde- und Grafschaftsbeamten. Mit einer merk-

Digitized by Google

würdigen Verblendung sehen die in zwei große Lager sich theilen lassenden Wähler ruhig dem bedenklichen Schauspiele alljährlich zu, dessen Kosten sie nicht allein in der Form vermehrter Steuern, amtlicher Unterschlagungen, schlecht ausgeführter öffentlicher Arbeiten und Anlagen selbst zu tragen haben, sondern, was noch schlimmer ist, mit dem Verlust der Feinheit des öffentlichen Sittlichkeitsgefühls überhaupt büßen. Die Wähler finden nichts mehr darin, daß die Candidaten die immer höheren Kosten des Wahlkampfes aus eigener Tasche bestreiten, obgleich sie wissen, daß man dieselben mit Zinsen aus der Tasche der Steuerzahler während der Amtszeit in einer oder der anderen Weise wieder herauszuschlagen verstehen und im Stande sein wird. Die Folge dieser sträflichen Zulassung ist bereits gewesen, daß zu einer Menge wichtiger Aemter nur noch reiche Leute in Vorschlag und zur Annahme in den großentheils käuflichen Parteiconventen gelangen. Es ist bekannt, daß selbst die höchsten und einflußreichsten Stellen, wie die der Bundessenatoren, in einigen Staaten, wie z. B. in Pennsylvanien, thatsächlich erblich in der Cameron-Familie geworden sind; in anderen, wie vor zwei Jahren in Ohio, von der demokratischen Partei in der Gesetzgebung an den Meistbietenden, den Petroleum-Millionär Payne, verkauft wurden. Wie ohnmächtig man den Verkehrsmonopolen der Vanderbilts, Goulds und Garretts gegenüber in Washington ist, beweisen die seit Jahren vergeblich gemachten Versuche der Eindämmung derselben durch ein Reichseisenbahnamt oder durch ein die Eisenbahnen in den Einzelstaaten gleichmäßig beherrschendes System von Bundesgesetzen. Die Eisenbahnen sind eben im Congreß mächtiger als die Interessen des Volks, dessen vorgebliche Vertreter vor Allem nur sich selbst vertreten, und die daher den nahen Einflüssen der reichen Eisenbahnstfüren weit zugänglicher sind als den fernen der nächsten Wahlperiode.

Einer der Hauptgründe dieser traurigen Zustände ist der Mangel einer gebildeten, einer leitenden öffentlichen Meinung, welche durch ihren organisirten Druck die großen politischen Parteien zur Annahme gründlicher Reformen zwänge, wie das z. B. in England durch die Anti-Corn-law-Liga unter Cobden's Leitung in den vierziger Jahren geschah. In den Vereinigten Staaten gibt es außerhalb der politischen Parteien keine feste Autorität, wie es in Deutschland die Regierung und die Beamtenwelt mit ihren Traditionen ist. Es gibt keine unabhängige Stimme von Gewicht, sei es auf Kanzel oder Katheder, welchen die Menge ein williges oder unwilliges Ohr liehe. Die Zerspaltung in unzählige Secten verwandelt das sonst so wichtige religiöse Leben in ebenso viele Conventikel. Das Predigen ist in den meisten Fällen ebenso ein Geschäft wie alle anderen Berufe, und das zeitweilige Durchbrechen der gewohnten ceremoniellen Lethargie durch Männer wie Theodor Parker und Emerson ist eine Ausnahme, die nur die Regel bestätigt. Die Professoren auf den Universitäten bilden ebenso wenig einen festen Kern unabhängigen Einflusses auf weitere Kreise. Sie stehen im Gegentheil größtentheils gleichfalls unter der Herrschaft der politischen Strömungen. Die dem Freihandel sich zuneigende Demokratie hat ihren Doctrinär in Professor Sumner, sowie die republikanischen Schutzzöllner ihre besten Argumente sich Jahrzehnte lang von dem bekannten Nationalöconomen Carey in Philadelphia sich liefern ließen. Ebenso steht es mit der Doppelwährungsrichtung, welche im demokratischen Lager ihre Hauptstütze findet, wie mit der die Goldwährung im Ganzen befürwortenden republikanischen Partei. Die eigenthümliche Abwesenheit leitender Köpfe offenbart sich auch in dem seit einigen Jahren von der Redaction der „Nord-American Review" eingeschlagenen Verfahren, brennende Fragen, wie Christenthum und Atheismus, Temperenz oder Schankconcession, Centralisation und Decentralisation u. s. w., von hervorragenden Fachpolitikern für und gegen in ihren Spalten behandeln zu lassen, also nur einen Sprechsaal einzurichten, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Gegensätze in einer höheren Einheit zu versöhnen, d. h. die Discussion in jenen dialectischen Fluß zu bringen, aus dem allein die jedesmalige Lösung wie die geistige Erziehung der Leser hervorgehen kann.

Es ist klar, daß das Bedürfniß dieser Lösung und Erziehung nicht in genügendem Maße vorhanden ist, oder der Versuch seiner Befriedigung würde nicht noch immer auf sich warten lassen. Nur die verhältnißmäßig kleine Schaar der Unabhängigen, meistens früherer Mitglieder der republikanischen Partei, hat den Sitz und die Ursache des Uebels in Bezug auf die Besetzung der öffentlichen Aemter begriffen, und, durch die Umstände begünstigt, ihr Civilreformprogramm beiden Parteien aufgezwungen. Aber von dem Bekenntniß des neuen Glaubens bis zum Beweise desselben in völliger Umgestaltung des öffentlichen Lebens ist noch ein weiter Weg. Ueberall müssen sich vorher gleichsam Wohlfahrtsausschüsse bilden, um die Durchführung der Reform in Bundes- und Staatsämtern durch fortwährende Wachsamkeit zu erzwingen und ihre Anwendung und Erweiterung auf städtische und Gemeindeverwaltung vorzubereiten. Es bedarf dazu einer vollkommenen Umkehr der in den Parteien seit Jahrzehnten festsitzenden Ueberlieferungen. Als Präsident Jackson in seiner Botschaft vom Jahre 1829 die für seine ämtergierigen Anhänger so willkommene Ansicht äußerte, daß die Bundesämter so einfacher und unschwerer Art seien, daß jeder verständige Mann sich zu ihrer Uebernahme in den Stand setzen könne, und als er ferner den Grundsatz des häufigen (jedenfalls alle vier Jahre zu erfolgenden) Wechsels im Amt als Richtschnur aufstellte, rechtfertigte er im Voraus den später noch schamloser als Parteirecht betonten Satz von der den Siegern gehörenden Beute der öffentlichen Aemter. Nur durch Beseitigung der jetzigen Anarchie der Verwaltung und Ersetzung derselben durch einen dem periodischen wie wirklichen Wechsel entnommenen festen Beamtenstand mit gehörige, durch Prüfungen zu erweisender Vorbildungen und vollständiger Unabhängigkeit von den Parteien ist eine gewisse Autorität, ein gewisser fester ethischer Bestand in der Verwaltung erst zu schaffen, eine systematische Förderung der öffentlichen Dienstleistungen allmälig vorzubereiten und zu sichern. Aber die Einsicht in die Nothwendigkeit einer solchen, den Bundesstaat, Einzelstaat und Gemeinde gleicherweise umfassenden Umwandlung kann der Natur der Sache nach nur langsam in die Massen eindringen, weil dieselben bis jetzt nur mit dem Rücken zu lernen gewohnt sind, d. h. nur durch materielle Nackenschläge erst von der Unmöglichkeit der weiteren Parteimißregierung zu überzeugen stehen. In dieser letzten Beziehung wird man freilich nicht allzulange mehr zu warten haben.

Die in sechsmal stärkerem Verhältniß als die Bevölkerung in vierzehn Hauptstädten des Landes von 1861—76 erfolgte Zunahme der Schulden und Steuern ist ein Alarmruf für den Besitz und die Steuerzahler, der einen noch größeren Krach verkündigt als denjenigen, welcher dem Zusammenbruch des Eisenbahnactienmarktes im Winter von 1872—73 nachfolgte. Die chronische Mißverwaltung in Großstädten wie New-York und Chicago hat bereits zu kritischen Untersuchungen ihrer Ursachen und zu gründlichen Abänderungsvorschlägen ihrer Selbstverwaltung geführt bis zur Beschränkung des städtischen Wahlrechts auf die directen Steuerzahler, deren Menge in den amerikanischen Städten eine weit geringere ist als in Europa.

Das trotz der Mißverwaltung in den Vereinigten Staaten erfolgte Zunehmen des Nationalreichthums hat eine Zeit lang die Gefahr ihrer Fortdauer übersehen lassen. Jetzt, wo bereits mit Hülfe käuflicher Bundes- und Staatsgesetzgebungen die öffentlichen Ländereien die Beute der Eisenbahngesellschaften geworden sind, wo die Gesetze über Zolltarife die Ausbeutung der Massen zu Gunsten der Monopolisten in ein System gebracht haben, wo die Verkehrs- und Productionsmittel in immer bedrohlicherem Grade sich in den Händen Einzelner vereinigen, wo die Erreichung materieller Selbstständigkeit für den Einzelnen eine gegen die fünfziger Jahre ungleich schwierigere geworden ist, werden die Mittel zur Ablenkung vom bisherigen Wege schärfer ins Auge gefaßt werden müssen, und das Studium derselben drängt sich immer unabweisbarer auf. Der rasche Erfolg Henry George's und seiner Bücher über die Grund- und Bodenbesitzfrage beweist die neue Aufmerksamkeit eines über seine Zukunft sich beunruhigt fühlenden Gemeinwesens. Der Kampf zwischen den Vertretern der bisherigen Ausbeutung, als deren Werkzeuge die Fachpolitiker beider Parteien erscheinen, und den Anhängern einer neuen

Digitized by Google

Staatsaufgaben- und Verwaltungsauffassung wird von jetzt an in immer größerem Maße sich entwickeln. Vielleicht daß gerade in ihm und durch ihn jene geistigen Führerschaften emporsteigen, ohne welche seine Vertiefung und glückliche Beendigung nicht wahrscheinlich oder doch ungewiß erscheinen muß.

Der Sport auf den Gymnasien.

Es ist ein Ereigniß von vielleicht folgenschwerer Bedeutung, daß am 12. Juli in Frankfurt a. d. Oder auf der Oder eine Ruder-Regatta zwischen Schülern stattgefunden hat, an welcher sich das Frankfurter Friedrichs-Gymnasium, Real-Gymnasium und das Ohlauer Gymnasium betheiligt haben. Die schon früher bei Behandlung der englischen Erziehungsverhältnisse angeregten Fragen über praktischen Werth und Nutzen dieser systematischen körperlichen Uebungen werden durch dieses Ereigniß in ein neues Fahrwasser gelenkt werden, und zweifellos werden unsere Anstalten sofort praktische Stellung dazu nehmen, wie auch sicherlich mit allen möglichen Gründen für und wider den körperlichen Sport gestritten werden wird.

Betrachten wir gleichsam als Ausgangspunkt der Frage, in welcher Weise der junge, etwa 18jährige Engländer, der eine bessere Erziehung genossen hat, und der etwa ebenso alte deutsche Abiturient sich dem Unbefangenen gegenüber darstellen, so kann wohl bei Keinem ein Zweifel darüber herrschen, daß der junge Engländer in einer größeren Harmonie des Körpers und des Geistes auferzogen ist und deshalb sowohl einen vortheilhafteren, wie einen vollkommeneren Eindruck macht. Die Haltung seines Körpers ist tadellos, sein Auge nicht ermattet vom Schreiben und Lesen, sondern mit scharfem Glanz sich bewegend, wie bei Jedem, der sich im Freien aufzuhalten pflegt, seine körperliche Gewandheit gewöhnlich ebenso groß wie seine Kraft, und die Fähigkeit, sich in guter Gesellschaft zu bewegen (wenn wir von einzelnen englischen, in Deutschland meistens sehr übertrieben dargestellten Eigenheiten absehen) unleugbar. Im Gegensatz dazu ist die körperliche Haltung des jungen Deutschen, bevor er gedient hat, meist schlecht, das Auge matt und durch Gläser geschärft (in manchen Classen deutscher Gymnasien tragen 50 % Augengläser oder Brillen), die Bewegungen ungeschickt, die Körperkraft nicht bedeutend, die gesellschaftliche Bildung oft sehr gering, wie das spätere Gebahren zahlreicher Studenten auf den Hochschulen beweist. In ganz Deutschland kann man daher keinen Anblick genießen, wie ihn junge Engländer und Engländerinnen mit ihren cricket und Lown-Tennys darbieten, was der Fremde gewöhnlich zuerst auf den großen Schweizer Spielplätzen in St. Moritz oder Pontresina zu sehen bekommt, und es ist kein Zufall, daß, wo in einer deutschen Stadt eine englische Colonie ihre Spiele eingeführt hatte, dies sofort in der Weise Nachahmung bewirkte, daß in kurzer Zeit auch zahlreiche Deutsche sich an solchen Spielen betheiligten. Die Wirkung auf die körperliche Gewandheit aber kann man am besten wahrnehmen, wenn man ein schlankes, englisches Mädchen geschickt und kurzgeschürzt dem schweren Ball nachspringen sieht, während bald darauf ein deutsches, in langen, engen Kleidern eingeschlossenes Mädchen fast laubfroschartig zu springen scheint. Es ist wahrlich nicht zu viel gesagt, daß diese Spiele der Engländer durchaus an die Gymnasien des alten Griechenlands erinnern.

Nun ist unleugbar, daß die höheren Schulen Deutschlands für die körperliche Erziehung fast nichts leisten. Die zwei Turnstunden in der Woche reichen für die Entwicklung eines jugendlichen Körpers nicht aus. An manchen Anstalten, besonders in Süddeutschland, fällt außerdem ein großer Theil derselben im Semester aus. Spiele werden so gut wie gar nicht gepflegt, denn das in Norddeutschland gebräuchliche „Barlaufen" erschöpft nur die Lungen, während die einzelnen „Ballspiele" in keiner Weise auf die körperliche Gewandheit einwirken. Auch sind die meisten Lehrer Bücherwürmer oder körperlichen Uebungen abhold, so daß kein günstiger Einfluß in dieser Beziehung auf die meisten Schüler ausgeübt wird. Es ist daher sicher, daß, wenn wir nach dem großen Vorbild, welches uns die Hellenen, das cultivirteste Volk der Weltgeschichte, gegeben haben, auch die Pflege des Körpers zur Jugenderziehung hineinnehmen wollen, wir mit aller Energie etwas einführen sollten, wodurch der jugendliche Körper ein Gegengewicht gegen stundenlanges Sitzen und Arbeiten und angestrengtes Mühen mit dem Kopfe erhalten kann.

Daß nun das Fahren auf dem Velociped z. B. eine solche Wirkung nicht ausübt, ist von allen Aerzten zugestanden, so daß dasselbe in keiner Weise Eltern für ihre Söhne empfohlen werden kann, so wenig wir die praktische Bedeutung des Velocipedfahrens für die Zukunft in Abrede stellen wollen. Aber das Rudern in Booten ist wohl geeignet, den Körper zu stählen, abzuhärten und den Geist ruhen zu lassen und zu zerstreuen. Deshalb sollten alle Anstalten, welche in der Lage sind, das Rudern ausüben zu können, dasselbe einführen und ihren Schülern empfehlen, natürlich so, daß die Schulbehörde immer die Oberaufsicht darüber behält und nicht extravagirt werden kann. In Potsdam z. B. wird schon seit längerer Zeit, freilich ohne Schulaufsicht, Rudern und Segeln von den Schülern betrieben. Diejenigen Anstalten aber, die keinen schiffbaren Fluß in der Nähe haben, sollten wenigstens einen Spielplatz einrichten, auf welchem das überaus ansprechende Lown-Tennys, und zwar täglich und unter Aufsicht oder Theilnahme der Lehrer gepflegt werden müßte.

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß diese systematische Betreibung der Spiele und des Sports nicht nur eine sehr zweckmäßige und harmonische Ausgleichung in der Erziehung zu Wege bringen wird, sondern daß dieselbe auch von bedeutendem Einfluß auf die Charakterbildung des Einzelnen sein und — last not least — ein ganz erhebliches Gegengewicht gegen das Ueberhandnehmen von zweck- und sinnlosen Schülerverbindungen und von schädlichen Kneipereien bilden wird.

Aus diesem Grunde begrüßen wir die Schüler-Regatta zu Frankfurt a. d. Oder mit großer Freude, und zweifeln nicht daran, daß der jetzige preußische Cultsminister, der so außerordentliches Interesse für die körperlichen Uebungen der höheren Lehranstalten beiderlei Geschlechts bekundet hat, binnen Kurzem eine Empfehlung derselben bei den Schulcollegien veranlassen wird.

Philosophus.

Literatur und Kunst.

Moderne Gartenkunst.

Von Alfred Lichtwark.

Auf keinem Gebiet hat unsere Zeit so viel nachzuholen, wie auf dem des Gartenbaues in seiner künstlerischen Ausbildung. Nirgend haben sich Principien, die in ihrer einseitigen Uebertreibung durchaus falsche genannt werden müssen, so festgesetzt. Denn während für das Kunstgewerbe in den ersten fünfzig Jahren unseres Jahrhunderts bei uns nur ganz ausnahmsweise etwas aufgewendet wurde, machten Privatleute und der Staat, die für künstlerische Zwecke absolut nichts thaten, für Gartenanlagen oft erhebliche Ausgaben. Bis in unsere Zeit war zum Beispiel in den reichen Hansestädten, Hamburg voran, der einzige künstlerische Luxus, den sich der Reichthum gestattete, die Unterhaltung eines fürstlichen Gartens. Jene lange Flucht großartiger Parks am Elbufer ist ein redender Zeuge einer Epoche, in welcher der Kaufmann von Durchschnittsreichthum für seinen Garten alljährlich Summen ausgab, die, auf dem Gebiet der bildenden Kunst angelegt, ihn zu einem namhaften Mäcen gemacht hätten.

Zu derselben Zeit fielen in einer ganzen Reihe großer Städte die Befestigungswerke, und es wurden auf ihrem Terrain öffentliche Gartenanlagen hergerichtet. Es kam hinzu die Errichtung botanischer und zoologischer Gärten. Wie es bei so vielen anderen künstlerischen Aufgaben in unserm Jahrhundert ging, sie wurden einem Geschlechte gestellt, das ihnen nicht gewachsen war. Bis in die jüngste Zeit wurde ausnahmslos

Digitized by Google

der sogenannte freie englische oder der landschaftliche Garten als Ideal jeglicher Anlage angesehen, mochte es sich um einen Park oder einen elenden, von Häusern umschlossenen Hof handeln. Doch vielleicht ist es für künftige Verbesserung ganz gut, daß man sich nicht auf den architektonischen Garten geworfen. Was wäre erst daraus geworden!

Wir sind heute noch weiter zurück als England und Frankreich. Hier herrscht eine alte Tradition, die sich bei aller Freiheit der Anlage neuer Parks an der Pflege der großen historischen Gärten — Versailles voran — erhalten hat. In England, dem europäischen Vaterlande des landschaftlichen Gartens, hat man auch das alte architektonische Princip wieder aufgenommen, wie der prächtige Garten zu Sydenham beweist, wo der Garten mit einer großen Architektur zusammengeht. Bei uns ist es bis jetzt in keiner großen Anlage zur Geltung gekommen.

Aengstlich und schüchtern drängen sich die symmetrischen Beete, die ersten Vorläufer strengerer Gliederung, bei uns in die Nähe des Hauses, bei öffentlichen Anlagen in die Nähe des Denkmals.

Diese Principienlosigkeit namentlich bei der Einrichtung öffentlicher Anlagen ist ein schlimmer Zustand, denn diese spielen im Leben des modernen Großstädters eine so hervorragende Rolle, daß alle Mittel aufgeboten werden sollten, um ihnen die künstlerische Weihe zu geben. Uns ist mit einigen mittelmäßigen oder gar ganz schlechten Sandsteinstatuen und einigen kümmerlichen Brunnen nichts gethan. An einem Orte, der so oft von der ganzen Bevölkerung in größter Muße besucht wird, sollte jedes Ausstattungsstück künstlerisches Gepräge tragen. Man darf nicht vergessen, daß bei uns die Ausstattung keines öffentlichen Gebäudes entfernt dieselbe weittragende Wirkung übt. Wie verhalten sich aber die Verwaltungen unserer Großstädte zu der Frage?

Man darf der Stadt Berlin nicht den Vorwurf machen, daß sie die Gartenanlagen vernachlässige. Im Gegentheil. Seit sie die Verwaltung des Thiergartens in die Hand genommen, hat er sich unausgesetzter Pflege zu erfreuen und gehört zu den bestunterhaltenen Parks. Die Anlagen auf dem Pariser und Leipziger Platz sind musterhaft gehalten. Große Parks im Süden, Osten und Norden sollen für das zukünftige Bedürfniß sorgen und sind wie der Humboldt- und Friedrichshain schon jetzt der Bevölkerung der angrenzenden Stadttheile unentbehrlich. Aber das ist eigentlich Alles nur Rohmaterial. Künstlerisch gehalten ist eigentlich nur der Pariser Platz mit seinen beiden langen, schmalen, von Rosenbeeten eingehegten Rasenflächen, in deren Mitte eine schlichte, aber starke Fontaine springt. Wie bescheidene Grenzen sind jedoch der Kunst dabei gesteckt. Auf diesem vornehmsten Platz der Hauptstadt mit dem Hotel der französischen Botschaft, dem Brandenburger Thor und Schinkel's Palais Redern, stehen die langweiligsten gußeisernen Kandelaber, die um so trübseliger wirken, als sie von ungewöhnlichen Dimensionen sind. — Bei allen übrigen Anlagen sucht man so schnell wie möglich die Illusion einer freien Landschaft zu erheucheln. In einer Minute kann man vom Pariser Platz in die tiefe Waldeinsamkeit gelangen. Daß dieser Gegensatz etwas Brutales hat, dafür haben wir alle Empfindung verloren. Ueber die Pflege der Anlagen hinaus geschieht so gut wie nichts. Was an Bänken und sonstigen seltenen Ausstattungsstücken vorhanden, ist durchweg unwürdig.

In Wien steht es eher noch schlimmer. Ein Muster von Geschmacklosigkeit und unverständiger, unpraktischer Disposition sind die Anlagen am Franzenring in architektonisch günstigster Umgebung zwischen der Universität, dem neuen Hofschauspielhaus, dem Parlament und dem Rathhaus. Was hätte sich hier schaffen lassen, wenn man sich nicht auf den landschaftlichen Garten capricirt hätte! Ueberall ist einem schon jetzt die Aussicht gesperrt. Bei der unregelmäßigen Anlage giebt es nirgend einen Ueberblick. Sogar die beiden Brunnen liegen gänzlich im Gebüsch versteckt. Aehnlich ungeschlacht ist der Stadtpark, wo eine großartige architektonische Gliederung sich ebenfalls von selbst geboten hätte, denn der Garten ist abhängig von der dominirenden Erscheinung des Kursalons. Aber auch hier geschlängelte Wege, ein unregelmäßiger Teich, wilde Bosquets und zerstreute Baumgruppen. Dabei schauen von allen Seiten die Straßenhäuser hinein. Die Kunst geht sonst überall dem Kampf mit der Unmöglichkeit aus dem Wege. Was sie nicht kann, das will sie auch nicht und pflegt ihre Absicht in solchem Falle besonders zu betonen. Läßt sich die Illusion einer freien Landschaft auf engem Raum zwischen großartiger Architektur nicht erreichen, so ist das stilistisch Gegebene der streng architektonische Garten, der aus der Noth eine Tugend macht. Man hätte in Wien die Vorbilder nicht weit gehabt. Der musterhafte Garten auf dem Abhang vor dem Belvedere liegt mitten in der Stadt. — Was die Bänke, Beleuchtungskörper und Gitter anlangt, so steht es in Wien nicht wesentlich besser als bei uns.

Unter den übrigen deutschen Städten ist nur eine, die in ihren öffentlichen Anlagen nach einem bestimmten Princip verfährt. Soviel mir bekannt, ist Hamburg auf dem Festlande überhaupt die einzige, die in der künstlerischen Ausstattung ihrer Plätze und Straßen mit geschmackvollen Kandelabern, Bänken, Gittern, Lauben, Wartepavillons u. s. w. rationell vorgeht. Man mag über das auch dort herrschende Princip des landschaftlichen Gartens anderer Meinung sein, man mag hie und da gegen den gothischen Charakter der Ausstattung zu opponiren geneigt sein, der große originelle Zug nöthigt einem alle Hochachtung ab. Aus der Einheitlichkeit des Vorgehens läßt sich von vornherein schließen, daß die Stadt einem Beamten freie Hand gelassen, der seine ganze Kraft für sein Werk einsetzt. Es ist der Ober-Ingenieur Andreas Otto Meyer.

Der Fremde weiß noch nichts von den Leistungen dieses Mannes. Sind sie doch selbst manchen Einheimischen noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Aber es wird nicht lange dauern, so müssen alle Reisehandbücher sie als besondere Sehenswürdigkeit anmerken.

Die Originalität der Hamburger Anlagen liegt weniger in ihrem gärtnerischen Princip als in ihrer Ausstattung. Als Gesetz herrscht auch hier der landschaftliche Stil, nur daß er in der Nähe großer Bauten schon hie und da strengerer Gestaltung gewichen ist. Stellenweise ist die landschaftliche Behandlung auch durchaus in ihrem Recht. So am Ufer der Außenalster, wo keinerlei mächtige Architektur mitredet und das Bild bestimmt wird durch die baumreichen Ufer mit einzelnen Villen im Grün.

So oft ich nach Hamburg komme, suche ich mir einen Tag zu einem Spaziergang durch die Anlagen frei zu machen. Jedesmal ist der Eindruck der altbekannten Werke derselbe und an den neu hinzugekommenen erfreut der sichtbare Fortschritt. Wer sich für dergleichen Dinge interessirt, und man sollte es von jedem Gebildeten verlangen, dem rathe ich zu einem eingehenden Studium und verspreche ihm großen Genuß davon. Die wichtigsten Arbeiten lernt man durch einen Spaziergang um die Ufer der Außenalster kennen, die jetzt schon von der Stadt eingeschlossen ist, und in den neuen Anlagen zwischen dem Dammthor und Holstenthor. Im Uebrigen muß man in der ganzen Stadt die Augen offen halten. An allen Ecken und Enden gibt es auf Brücken und Rettungsinseln zu schauen genug.

Statuen und Brunnenanlagen fehlen noch. Aber dafür bieten Schmiedewerke und Holzarbeiten die reichste Abwechslung. Zwar sind sie sämmtlich gothischen Charakters, aber durchaus nicht so öde und steif, wie die meisten Schöpfungen der modernen Gothik, sondern überaus lustig und originell erfunden, dabei constructiv richtig und deshalb mit verhältnißmäßig geringen Mitteln herzustellen. Wie wohlthuend berührt es, daß nichts nach der Schablone gemacht ist, nirgend Fabrikarbeit sich breit macht. Nicht zwei der unzähligen Gitter sind gleich, und nirgend ist, außer wo ein Seitenstück nöthig war, dasselbe Kandelabermodell wiederholt. Ebenso ist es mit den zierlichen Wartehäusern der Pferdebahnen. Man sieht bei dieser Gelegenheit einmal wieder, wie wohlthätig es auf die Erfindung wirkt, wenn die einfach zu copirenden Vorbilder mangeln. Gothisches Schmiedeeisen gibt es gerade genug, daß wir uns von der schlichten Gesetzmäßigkeit seiner Behandlung einen Begriff machen können. Wollen wir Neues schaffen, sind wir auf uns selbst angewiesen. Von den Holzarbeiten gilt dasselbe. Viel bequemer hat es der Nachahmer

Digitized by Google

der Renaissance oder gar des Barock, aber er arbeitet dafür auch desto unfreier.

Was mir unter den Eisenwerken am meisten gefällt, sind die Kandelaber. Weder in Berlin, noch in Paris oder selbst in den Niederlanden habe ich so schöne und gediegene Entwürfe gefunden, ganz davon abgesehen, daß man sich hier für eine große Stadt mit zwei bis drei stetig wiederholten Modellen zu begnügen pflegt. Gibt es etwas Langweiligeres als so einen modernen classicirenden Kandelaber aus Gußeisen mit den schematischen steifen Ranken? Man sollte meinen, es wäre in diesem Material die Aufgabe überhaupt nicht zu lösen. Das gothische Princip macht es wesentlich leichter. Die Gasrohre geben das Gerüst, das sich über einem steinernen Sockel erhebt, zierliches Rankenwerk aus Schmiedeeisen umspinnt die festen Stäbe und gibt die reiche Silhouette. Die Laternen sitzen dabei mechanisch befestigt auf den Stangen, während sie in ihrer technischen Beschaffenheit mit den Ranken des Gußeisens einen unharmonischen Gegensatz bilden. Die erste Idee dieser schmiedeeisernen Kandelaber mag aus England stammen. In der Art, wie sie in Hamburg behandelt werden, zeigt sich jedoch ein stetiger Fortschritt von den ersten tastenden Versuchen bis zu den Meisterleistungen der letzten Jahre. — Bei den Gittern lehnt sich die Erfindung in allen Schmuckformen an die einheimische Flora. Mit geringen Mitteln ist hier etwas ungemein Anziehendes geleistet. Für das Gefüge des Schmiedeeisens bilden die gothischen weniger schematischen Linien, die man zu Grunde gelegt hat, eine bessere Grundlage als die strengeren Formen der Renaissance. Es fällt uns dabei ein, wie lange sich überhaupt im Schmiedeeisen gothische Gedanken erhalten haben. Bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein hält es im Wesentlichen an der spätgothischen Tradition fest.

Musterleistungen sind auch die Wartepavillons. Je nach der Oertlichkeit ist jeder nach einem andern Grundriß ausgebildet. Zu den mannichfaltig abgefasten Balken mit wechselnden Tönen kommt hier und da an den Zugstangen reiches Schmiedewerk, das sogar an einzelnen Stellen schon in bunten Farben prangt. Wir halten uns eine reiche Quelle an Motiven verschlossen, indem wir das Schmiedeeisen schwarz oder grau anstreichen. Da es doch einmal eines schützenden Ueberzuges bedarf, warum dann auf die belebende Farbe verzichten?

Das ist doch einmal wieder etwas durchaus erquickliches Modernes, aus unsern Bedürfnissen Geschaffenes, keinerlei altem Vorbild Nachgeahmtes. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die Verwaltung entschlösse, die besten Arbeiten zu veröffentlichen. Wir sind überzeugt, daß sie in Deutschland weithin zur Nacheiferung anregen, wenn sie nur erst näher bekannt sind. Selbst da, wo man sich nicht entschließen wird, den Stil zu acceptiren, ist von den Principien ungemein viel zu lernen. Vielleicht folgen dann andre Städte auf dem so erfolgreich betretenen Wege, die Dutzendarbeit aus den öffentlichen Anlagen zu entfernen. Für die Erziehung des Publicums ist dadurch ein neues Mittel gewonnen, denn nirgend wirkt ein Kunstwerk irgend welcher Art auf so frische empfängliche Sinne wie Park oder Garten. Namentlich wäre es zu wünschen, daß sich unsere Reichshauptstadt der Tendenz anschlösse. So Großartiges die Verwaltung bisher geleistet hat, auf diesem Gebiete langt es noch nicht.

Bei dem landschaftlichen Charakter der Anlagen in Hamburg ist allerdings die Förderung des architektonischen Gartenstils, auf den wir hinaus müssen, nur gering. Aber es ist doch in Hamburg etwas Einheitliches angestrebt, das obendrein mit den gegebenen Bedingungen nirgend in crassen Widerspruch tritt.

Vorläufig ist auch wohl keine Aussicht auf eine baldige Wendung zum Besseren. Es ist eben noch das künstlerische Bedürfniß nicht vorhanden. Ueber die Kreise der Architekten, Künstler und Kunstforscher hinaus reicht die Erkenntniß noch nicht. Daher haben wir zuallernächst die Mittel ins Auge zu fassen, der gebildeten reisenden Gesellschaft die Augen zu öffnen, daß sie überall die Reste der alten architektonischen Gärten aufsucht und unbefangen auf sich wirken läßt.

Für diese Zwecke leisten zwei im Laufe des letzten Jahres erschienene Werke gute Dienste, deren zahlreiche Illustrationen die eigene Anschauung vorbereiten.

Das eine ist: Der Garten, seine Kunst und Kunstgeschichte von Jacob von Falke (Berlin und Stuttgart, W. Spemann). Der Verfasser, seit Jahren ein beredter Vorkämpfer der künstlerischen Principien auch im Gartenbau, hat in diesem Werk auf knappen Raum eine Lebensarbeit zusammengedrängt. In der ersten theoretischen Abtheilung gibt er eine kritische Uebersicht, in welcher er an allbekannten Beispielen den ganzen gegenwärtigen Stand der Gartenkunst erläutert und die verschiedenen Typen gegeneinanderhält; dann folgt in der zweiten Abtheilung die Geschichte des Gartens. Daß sich dieses Buch flott liest, daß die Darstellungsweise den Leser mitreißt, braucht bei Falke nicht erst betont zu werden. Nach ihrer Gewohnheit hat die Verlagsbuchhandlung auch diesem Werk eine reiche Ausstattung gegeben. Siebzig Tafeln geben außer zahlreichen Illustrationen im Text ein Bild der Entwickelung des Gartens seit der Renaissance.

Die Gartenkunst der italienischen Renaissancezeit von W. P. Tuckermann (Berlin, P. Parey) beschränkt sich auf die ausführliche Darstellung der classischen Gärten Italiens. Der Verfasser tritt vom Standpunkte des Architekten an die Materie. Er hat den reichen Illustrationsschmuck seines Werkes selber gezeichnet und bietet namentlich an Grundrissen ein überaus wichtiges Material. Dem Text merkt man in jedem Satze an, daß der Verfasser aus eigener und nicht blos flüchtiger Anschauung die Dinge kennt, von denen er redet.

Es ist auffallend, daß wir außer diesen beiden Werken, die sich an das weiteste Publicum wenden, im Grunde nur Fachschriften über die Gartenkunst besitzen, und daß die Verfasser dieser einzigen Arbeiten, welche die künstlerische Durchbildung fordern, nicht im engeren Sinne Fachleute sind. Es hat sich eben der moderne Architekt noch nicht wieder so allseitig bethätigen können, daß ihm die künstlerische Leitung der Gartenanlagen zugefallen wäre. Ein anderer ist der Baumeister des Hauses oder Palastes, ein anderer der Landschaftsgärtner, der den Garten anlegt. Das war eben nur da möglich, wo der Garten alle architektonischen Principien verleugnete. Möge auch hier die Specialisirung, die auf dem Gebiet der Kunst schon so viel Unheil angerichtet hat, bald einer umfassenderen Bildung weichen.

Der Werth guter Uebersetzungen für die Volksbildung.

Von Daniel Sanders.

Daß in den mustergültigen Schriftwerken der alten Griechen und Römer ein ungemein reicher Bildungsschatz aufgespeichert liegt, ist eine allgemein anerkannte und, so viel ich weiß, kaum jemals ernstlich in Abrede gestellte Wahrheit. Aber nicht minder unbestreitbar und zweifelhaft ist es, daß dieser reiche Bildungsschatz in seiner vollen Wirksamkeit nur einem höchst geringfügigen Bruchtheil unseres Volkes wirklich zu Gute kommt und in der Ursprache zu Gute kommen kann.

Von der Frauenwelt wird man dies — abgesehen von einzelnen verschwindenden Ausnahmen — unbedingt sofort zugeben und eben so von allen Denen, die ihre erste Bildung nicht auf einem Gymnasium oder, wie unsere biederen Vorfahren es bezeichnend nannten, auf einer Lateinschule erhalten haben; aber auch von den Zöglingen der Latein- oder Gelehrtenschule, die mit dem Reifezeugniß auf die Hochschule gegangen, um sich dort für einen andern Lebensberuf als den des Lehrers, namentlich des Philologen vorzubereiten, — wie wenige auch von diesen nehmen im späteren Leben die alten lateinischen oder gar die griechischen Werke, zumal solche, die sie nicht bereits auf der Schule gelesen, ernstlich zur Hand, um sich daran fort- und weiterzubilden? oder — um es unumwunden auszusprechen — wie wenige von diesen wären im späteren Leben auch beim besten Willen nur im Stande, römische oder gar griechische Schriften in der Ursprache mit vollem Verständniß und zu vollem Genusse zu lesen? — zu

Digitized by Google

lesen, sage ich, nicht: mit Hilfe von Wörterbuch und Sprachlehre sich ein mühevolles und doch nur nothdürftiges Verständniß zu erschließen.

In wie weit diese nicht länger mehr zu verschleiernde oder wegzuleugnende Thatsache eine gründliche Umgestaltung unserer Gelehrtenschulen nahe legt, die den vor Jahrhunderten mit vollstem Recht eingenommenen und seitdem mehr oder minder hartnäckig festgehaltenen Standpunkt den unabweislichen Forderungen der Gegenwart gegenüber nicht mehr voll behaupten können und ihn doch nur meist nothgedrungen und widerwillig sich beschränken lassen wollen, das ist eine Frage, deren nähere Erörterung allzuweit von dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsatzes ablenkt. Und doch kann ich mir nicht versagen, wenigstens im Vorübergehen auf die in der Fußanmerkung genannte Schrift von Fr. Paulsen*) hinzuweisen, die eine eingehende Erörterung der angeregten Frage theils bereits schon hervorgerufen hat, theils noch mehr hervorrufen wird.

Uebrigens ist der freilich nur noch greller zu Tage getretene Uebelstand schon seit langer Zeit, zumal in Bezug auf das Griechische, nicht unbemerkt und unbesprochen geblieben. So hat namentlich Goethe gelegentlich gegen die „besonders in unserer bewegten und voreilenden Zeit" die Rüge herausfordernde Unsitte deutscher Philologen geeifert, griechische Stellen in der Ursprache anzuführen und vorauszusetzen, daß Jeder, der ihre deutsche oder lateinische Abhandlung lese, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

„Bedenke man doch", sagt er, „daß man von einem Studirenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen seine Schulstudien vollendet. Noch weniger kann man dies von einem Andern erwarten, dessen Thun und Treiben aufs Praktische gerichtet sein muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten und uns die Griechenkenner zu jenen mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Lesers wie zu ihrem eigenen; denn Derjenige, welcher, um seine Meinung zu bestarken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom schreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unsäglich, wenn er eine Stelle nach seinem eigenen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Fall mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt, jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen."

Und hiermit wären wir wieder auf unsern eigentlichen Gegenstand zurückgelenkt, auf den Werth und die Wichtigkeit guter Uebersetzungen für alle Diejenigen, welche die alten griechischen und römischen Schriftsteller in der Ursprache mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit und mit vollem Verständnisse und zu reinem, ungestörtem Genusse zu lesen nicht im Stande sind.

Ich bin überzeugt, auch der eifrigste und starrste Verfechter unserer heutigen Latein- und Gelehrtenschule wird das Zugeständniß nicht verweigern können, für alle Die, welche nicht das Glück genossen haben, auf einer solchen Anstalt streng philologisch geschult und gebildet zu werden, möge immerhin eine gute Uebertragung gewissermaßen eine Art wünschenswerthen Ersatzes für die ihnen verschlossene Urschrift bilden; aber lebhaft sehe ich ihn im Geiste vor mir, wie er diesem nothgedrungenen Zugeständniß sogleich eine weitere Einschränkung hinzufügt und mit überlegen mitleidigem Lächeln den Trumpf ausspielt, auch die gelungenste Verdeutschung könne nun und nimmer einen vollgültigen Ersatz für die Urschrift mit all' ihren sprachlichen Feinheiten bilden, die den Zöglingen zu erschließen eben die Hauptaufgabe unserer Gymnasien sei und, wie er mit dem vollsten Brustton innerster Ueberzeugung hinzufügt, — für alle Zeit bleiben müsse.

*) Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten.

Auf die letzte Frage gehe ich hier, wie gesagt, nicht ein; aber, sehr gelehrter und gestrenger Herr Schulmeister, glauben Sie in der That, daß ihre Zöglinge im späteren Leben, wenn sie nicht etwa wieder, wie Sie selbst, Philologen geworden, wirklich im Stande sind, aus der ihnen allmählich fremder gewordenen Sprache der Urschrift noch alle jene von Ihnen mit vollstem Recht gerühmten sprachlichen Feinheiten heraus zu lesen oder zu fühlen? oder, davon abgesehen, sich auch nur dasselbe Maß des Genusses und Verständnisses zu verschaffen, das ihnen eine gute, mit den nöthigen sachlichen Erläuterungen versehene Verdeutschung bei weitem leichter und bequemer darbietet? Und haben Sie jemals die Worte eines Alexander von Humboldt gelesen und beherzigt:

„Eine gute Uebersetzung gut verstehen, frommt uns zehnmal mehr als unzureichendes Begreifen des Originals."

Oder glauben Sie die Richtigkeit dieses Satzes — nicht etwa leugnen, sondern mit stichhaltigen, einleuchtenden Gründen bestreiten und widerlegen zu können?

Rücken wir der Sache noch einen Schritt näher! Sie lesen mit Ihren Tertianern den Cäsar. Irre ich nicht, so war es Luden, der einen so bedeutenden Feldherrn und Staatsmann beklagt, von dem Geschick dazu verdammt zu sein, daß seine für reife Männer bestimmten Werke in den Schulriemen von Tertianern zur Classe geschleppt werden, die daran die Formen und Regeln der lateinischen Sprachlehre einüben und brockenweise mit Ach und Krach ein nothdürftiges Wortverständniß des Inhalts gewinnen. Denken wir uns dagegen einen Menschen in gereifterem Alter, der in seiner Jugend in der Schule die Grundlage zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gelegt, von Sprachen dabei freilich weder die griechische noch die lateinische, wohl aber außer der Muttersprache die französische und die englische gründlich erlernt hat, so daß in allen dreien er mündlich und schriftlich sich richtig, fertig und gewandt auszudrücken versteht und z. B. die Schriften eines Shakespeare in der Ursprache verständnißvoll zu lesen nicht nur im Stande ist, sondern auch wirklich immer und immer wieder liest, — denke man sich, daß ein solcher, auch durch die Schule des Lebens vielseitig fortgebildeter Mensch es unternimmt, mit Cäsar's Schriften sich gründlich vertraut zu machen und zu diesem Zwecke, weil mit dem Lateinischen unbekannt, die in der Langenscheidt'schen Bibliothek enthaltene Uebersetzung wählt, zu der sich zwei Männer wie Köchly und Rüstow verbunden haben, der eine eben so in dem Gebiete der Philologie wie der andere in dem der Kriegswissenschaft bewandert und bewährt, — glaubt der streng philologische Gymnasiallehrer wirklich, daß ein solcher Mensch aus dem Lesen von Cäsar's Schriften in der deutschen Uebersetzung nicht einen unvergleichlich reicheren Gewinn ziehen wird als seinen früheren Schülern (ich nehme auch hier wieder die späteren Philologen von Fach aus) aus ihrer Tertianererinnerung haften geblieben sein mag, oder auch als sie sich ihn verschaffen könnten, wenn sie es unternehmen wollten, in der ihnen fremd und ungeläufig gewordenen Ursprache die Schriften Cäsar's — zumal ohne die nöthigen sachlichen Erläuterungen — wieder zu lesen.

Einsichtige Philologen verkennen auch durchaus nicht den Werth, welchen Uebersetzungen, wie die des Cäsar von Rüstow und Köchly sogar für sie selbst haben. So enthält die kleine Schrift von Dr. Erwin Rer,*) welche der „Langenscheidt'schen Bibliothek" als ein höchst wünschenswerther — um nicht zu sagen: als ein unentbehrlicher — Wegweiser beigegeben ist — den Brief eines namhaften Lehrers an die Verlagshandlung, worin er unumwunden bekennt, daß er es nie versäumt habe, sich der genannten Cäsar-Uebersetzung als eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Vorbereitungsmittel für seinen Unterricht zu bedienen.

Mich selbst, der ich die Erforschung der neuhochdeutschen Sprache zu meiner Haupt-Lebensaufgabe gemacht, wird man schwerlich in den Verdacht haben, als sei ich ein Verächter der Philologie oder philologischen Bildung. Nur dagegen habe ich im Obigen gelegentlich meine Stimme mit erhoben, daß die philologische Ausbildung im Lateinischen und Griechischen, in dem Umfange, wie sie früher auf unseren „Lateinschulen"

*) Abriß der Geschichte der antiken Literatur.

Digitized by Google

herrschte oder auch nur in dem beschränkteren, wie sie jetzt auf unseren Gymnasien herrscht, den unabweislichen Forderungen der heutigen Zeit gegenüber in ungeschmälertem Bestand werde beibehalten werden können und daß daher um so weniger das Gymnasium in seiner heutigen Gestalt als der alleinige und ausschließliche, oder auch nur als der vornehmlichste und vornehmste Weg zur allgemeinen höheren Bildung werde betrachtet werden dürfen.

Ich konnte und wollte diese Abschweifungen auf ein allerdings sehr nahe liegendes Gebiet nicht zurückhalten; aber ich muß mich hier mit diesen Andeutungen meines Standpunktes begnügen.

Die Wichtigkeit und der Werth guter Verdeutschungen für die allgemeinen Volksbildungen wird meines Erachtens in weiten Kreisen noch immer nicht zur Genüge erkannt und gewürdigt, so laut und beredt auch ein Rückblick auf die Entwicklung und Bildung unseres Volkes dafür spricht.

Man nehme die Luther'sche Bibelübersetzung. Wer wüßte nicht, welch' unermeßlichen Einfluß auf die Bildung des deutschen Volkes diese Verdeutschung die Jahrhunderte hindurch geübt hat und zu üben fortfährt. Die gelehrte Bibelforschung hat eine große Anzahl sehr berechtigter Ausstellungen gegen Luther's Werk erhoben; aber daß sie einen erheblichen oder auch nur nennenswerthen Einfluß auf die deutsche Volksbildung gehabt, wird Niemand zu behaupten wagen.

Aehnlich verhält es sich mit den Werken Homer's. Daß die Kenntniß derselben in weite und breite und tief hinabreichende Schichten des deutschen Volkes gedrungen, so daß kein Deutscher, der nur irgend auf den Namen eines Gebildeten Anspruch erhebt, damit ganz unbekannt geblieben, Das ist nicht sowohl den gelehrten Philologen zu danken, wie — um mit Goethe zu sprechen — „dem nie genug zu schätzenden Voß", dessen Homerübersetzung auf die Ausbildung und Entwickelung unserer Sprache und unseres Volkes von dem größten Einfluß gewesen.

Und so gebührt das Verdienst dafür, daß die bedeutendsten Bühnenwerke Shakespeare's Gemeingut aller gebildeten Deutschen geworden, nicht den gelehrten Shakespeare-Forschern, sondern vielmehr namentlich der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung.

Und so war es denn auch ein sehr dankenswerthes Unternehmen, das für die allgemeine Bildung großen Nutzen bringen kann, eine „Bibliothek sämmtlicher griechischen und römischen Classiker" in guten Uebersetzungen zu veranstalten. Die nun in den Verlag der Langenscheidt'schen Buchhandlung übergegangene Sammlung umfaßt 110 Bände, von deren Inhalt auch die Zöglinge unserer Gymnasien nur einen sehr geringen Theil auf der Schule kennen lernen.

Allerdings eignen sich begreiflicherweise diese 110 Bände nicht gleichmäßig für Alle; für die Meisten wird es sich um eine nach dem Lebensalter, der geistigen Reife und der Eigenart des Lesers zu treffende Auswahl handeln, und hierfür bietet das erwähnte Schriftchen von Erwin Rex erwünschte Rathschläge und Winke.

Jedenfalls aber ist keiner dieser Bände für ein flüchtiges, oben hinhuschendes Lesen bestimmt; vielmehr wird vorausgesetzt und verlangt, daß man sich gesammelten Geistes in das Buch versenke und vertiefe und den Inhalt nach allen Beziehungen zu erfassen, zu durchdringen und fest zu halten strebe. Und wenn die „Bibliothek" Viele zu solchem ernsten, nachdenklichen und liebvollen Lesen hinleitet oder darin befestigt, so wird Das keines ihrer geringsten Verdienste sein.

Das Goethe-Haus und seine Schätze.

Von Robert Keil.

(Schluß.)

Müssen wir schon ob der Reichhaltigkeit dieser Goethe'schen Kunstsammlung und des dadurch bekundeten hohen und klaren Kunstverständnisses unseres Dichters erstaunen, so steigert sich diese Bewunderung noch im Hinblick auf seine Naturalien-Sammlung. Um mich Carus' ebenso treffender als schöner Worte zu bedienen, war es bewundernde Liebe und tieferes Vereinleben mit der Natur, was Goethe nöthigte, auch einer wissenschaftlichen Naturbetrachtung sich angelegentlich zu widmen und hinzugeben, er suchte das Wesen der Erscheinungen zu durchdringen, ihr geheimstes Leben zu ergründen, die Idee ihres Daseins zu erfassen. Die durch Darwin neuerdings herbeigeführte Umwälzung auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete hat die hohen, bahnbrechenden Verdienste unseres deutschen Dichters und Gelehrten in klares Licht gestellt. Von diesen Ideen geleitet, suchte Goethe das seiner Anschauung Entsprechende, sie Bewahrheitende zu erlangen, und so wurde die ursprünglich zum Behufe seiner Studien zusammengetragene Zahl von Naturalien allmählich zu einer reichen, sorglich geordneten Sammlung von Mineralien und Petrefacten, von naturhistorischen und physikalischen Gegenständen.

Wenden wir uns nun zu denjenigen Schätzen, denen unser lebhaftes Interesse gilt, zu dem Goethe-Archive.

Was hier zunächst die vorhandenen Manuscripte des Dichters anlangt, so ist zu constatiren, daß von den berühmten lyrischen Dichtungen unseres größten deutschen Lyrikers sein Archiv die Handschriften nicht enthält. Wohl hat man ein Bändchen Jugendgedichte aufgefunden, aber die Handschrift von Goethe's erster Gedichtsammlung von 1788, welche er 1789 mit mehrfachen Aenderungen im achten Bande seiner bei Göschen erscheinenden „Schriften" als „Vermischte Gedichte" herausgab, ist vom Dichter seinem befreundeten Secretär Kräuter zum Geschenk gemacht worden. In zwei starken Heften bilden diese 89 Gedichte Goethe's, — unter ihnen die berühmten Friederiken-, Lili- und Lida-Lieder, Lili's Park, der Wanderer, der Erlkönig und der Fischer, die Harzreise, die Oden, Hans Sachs, Mieding's Tod u. a., — nebst dem Manuscripte der metrischen Bearbeitung von Erwin und Elmire, nebst dem Epilog zu Schiller's Glocke im allerersten Entwurfe und vielen einzelnen Gedichtblättern einen werthvollen Theil meiner Privat-Sammlung. Das Goethehaus dagegen bewahrte zur Zeit des Todes unseres Dichters zahlreiche Handschriften anderer Werke desselben. Ich nenne insofern an erster Stelle das Manuscript von „Gottfried von Berlichingen", das sich in einer buchförmigen Kapsel von gepreßtem Leder befand, ferner das vollständige, neuere Manuscript des „Götz von Berlichingen, für das Theater bearbeitet", und eine Copie des ersteren. Ich nenne ferner das Manuscript der römischen Elegien, das dem Goethehause dadurch erhalten blieb, daß mein Oheim Kräuter dasselbe trotz dem Gebote des Dichters nicht in den Ofen steckte, sondern in ein nahes Actenfach legte; darin auch zwei ihres erotischen Inhalts wegen ungedruckt gebliebene Elegien. Auch die Handschrift des Dramas Lila war vorhanden, und viele andere Werke der früheren und späteren Lebensperioden des Dichters, theils von seiner Hand, theils in Abschrift; namentlich die Schweizerreise, die italienische Reise nebst einem Tageregister derselben, Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea, das Neueste von Plundersweilern, das erotische Gedicht „das Tagebuch", welches Goethe in Karlsbad 1810 dem Reisegenossen Riemer dictirte und selbst nicht zum Druck gelangen ließ, der Westöstliche Divan, Faust II. Theil u. v. a.

Auch Ungedrucktes, zum Theil von höchstem Interesse, war erhalten, namentlich: Biographisches von der Rückkehr von Straßburg an, das Schema des von Goethe nach Erscheinung von Hermann und Dorothea projectirten episch-romantischen Gedichtes „die Jagd", und der Entwurf eines deutschen geschichtlichen Volksbuches von 1808, das neben

Digitized by Google

mancherlei Wissenswürdigem aus der vaterländischen Geschichte auch Lieder und andere Poesien enthalten sollte. — Ferner waren im Nachlaß vorhanden: das Schema der Fortsetzung von Eugenie, der natürlichen Tochter, — der Anfang einer Uebersetzung der Iliade, Nachträge zum Divan, — namentlich ein dazu gehöriges Gedicht, datirt Wiesbaden 1815 —, der Entwurf eines Singstücks Danaiden, mit Hauptrolle des Chors, — noch ungedruckte venetianische Epigramme, „Aphorismen, Freunden und Gegnern zur Beherzigung", und andere kleine Gedichte, Sprüche und Notizen, sowie Materialien und Arbeiten zur Morphologie u. a. m. Manches Unvollendete hatte Goethe freiwillig aufgegeben, von der Fortsetzung anderer Arbeiten hatte ihn aus seinem Atelier der Tod abgerufen, — war doch Goethe's Leben seit dem Verluste des Herzogs und des Sohnes August ein „testamentarisches" geworden, sein Hauptwerk, sein eigenstes Bekenntniß aber, sein Faust, ward noch vor dem Schluß seines vielbewegten Lebens vollendet!

Wie bewegt, wie unendlich thätig dies Leben war, davon sind auch die vorhandenen Briefe ein schlagender Beleg. Neben Briefen Goethe's aus der Leipziger Studentenzeit, Briefen von ihm als Rechtsanwalt und Briefen an den Minister Fritsch befanden sich bei Goethe's Tod im Archiv eine große Zahl Goethe'scher Briefe an Schiller und von Schiller an Goethe, sowie viele Briefe von Goethe an seine Gattin Christiane und von dieser an ihn, welche über Wesen und Charakter der einst vielgeschmähten und doch um Goethe und Goethe's Leben so verdienten Frau endlich helles, freundliches Licht verbreiten werden.

Höchst bedeutend ist ferner die Zahl der Briefe, welche Goethe von Andern empfangen und sorglich aufbewahrt hat. In meinem Buche „Frau Rath" wurde bereits eine Reihe Briefe der Mutter, der wackern Frau Aja, an den geliebten Sohn veröffentlicht; das Goethe-Archiv enthält dergleichen noch gegen 180. — Die zahlreichen Briefe des treuen Zelter umfassen den Zeitraum von 1796—1832. Am 11. März 1832 hatte Goethe dem Berliner Freunde den letzten Brief geschrieben, mit der so bezeichnenden Stelle:

„Sieh mich an, der ich hauptsächlich in der Vergangenheit, weniger in der Zukunft, und für den Augenblick in der Ferne lebe, und denke dabei, daß ich nach meiner Weise ganz wohl zufrieden bin."

Am 22. März, dem Sterbetage Goethe's, schrieb Zelter einen launigen Antwortsbrief. Er ahnte nicht, daß er an einen Todten schrieb. Gerade am Begräbnißtage traf der Brief in Weimar ein. — Neben einigen Briefen von Lotte Buff und Lili Schönemann waren von Frau von Stein, — die bekanntlich ihre Liebesbriefe an Goethe nach erfolgtem Bruche dieses Liebesverhältnisses auf ihr Verlangen von ihm zurückempfangen hat, — kurze Billette aus der späteren Zeit vorhanden, und von Bettine eine Anzahl Briefe, die ihr auf ihren Wunsch vom Testamentsvollstrecker zurückgegeben worden sind. Von anderen Briefen nenne ich die von Karl August, 15 von dessen Gemahlin Louise, 5 Briefe vom König Ludwig von Bayern, 12 Briefe von Wieland, 47 von den Gebrüdern Schlegel, 61 von Wilhelm von Humboldt, 10 von Alexander von Humboldt, und Briefe von Jacobi, Knebel und Herder, von Fichte, Schelling, Hegel, von Cuvier, David u. v. a.

Einen ferneren, besonders hohen Schatz bewahrt das Goethe-Archiv in den Tagebüchern des Dichters. Das erste Tagebuch desselben, die Genie-Periode umfassend, vom 11. März 1776 bis 5. März 1782, habe ich nach zwei übereinstimmenden, in meinen Besitz gelangten Abschriften bereits im ersten Bande meines Buches „Vor hundert Jahren" mit Erläuterungen veröffentlicht. Nichts kann uns das Leben jener denkwürdigen Periode treuer und klarer veranschaulichen, als diese von dem jungen Dichter im Stillen gemachten Aufzeichnungen und Selbstbekenntnisse. Nach einer bis 1796 reichenden Lücke beginnen dann in diesem Jahre die weiteren, noch ungedruckten Tagebücher und sind von Goethe mit gewissenhafter Sorgfalt 36 Jahre hindurch bis zum 16. März 1832, also bis wenige Tage vor seinem Tode, fortgeführt worden. Unzweifelhaft bilden sie die reichste und zuverlässigste Quelle für eine wahre Biographie unseres großen Dichters.

Zu Goethe's Nachlaß gehörten ferner auch seine Acten über die Ausgabe seiner Werke, nebst Correspondenz mit Cotta und Frommann, Briefe und Blätter über die Aufführung seines Faust in Braunschweig, und Privatacten über das Ableben seines Sohnes August in Rom. Es fanden sich endlich im Nachlaß das Schema eines Lustspiels von Schiller, einer Fortsetzung des Goethe'schen Lustspiels „Der Bürgergeneral" von Schiller's Hand, sowie 32 Stück Winckelmann'sche Briefe und werthvolle Autographen vor. Dies reiche Archiv war in 27 Abtheilungen gesondert, deren Rubriken allein schon von der Universalität des Goethe'schen Genies und von der gewaltigen, vielseitigen und unermüdlichen Thätigkeit desselben zeugen.

Wie ich erwähnte, schritt nach dem Tode des Dichters der Testamentsvollstrecker v. Müller mit Riemer, Eckermann, Kräuter und Schuchardt zur Verzeichnung des Nachlasses. Dieselbe erstreckte sich auf die Kunst- und Naturalien-Sammlungen, auf das Archiv und auf die vielen werthvollen Zeichen freundschaftlichen Gedenkens und ehrenvoller Huldigung, welche Goethe von Nah und Fern empfangen hatte. Es zählten dahin nicht nur die mannigfachen Ehrendiplome, die Dedication von Lord Byron's Dichtungen, der silberne Pocal und der goldene, mit Smaragden geschmückte Lorbeerkranz, welche Goethe als Ehrengeschenke seiner Vaterstadt Frankfurt empfangen, und das goldene, reich emaillirte und mit Goethe's Sinnspruch: „Ohne Rast, doch ohne Hast" versehene kostbare Petschaft, das er zu seinem letzten Geburtstage von Freunden und Verehrern aus England übersandt erhalten hatte, sondern auch die sinnigen Liebesgaben der Frommann'schen Familie, der Frau von Willemer und seiner letzten Liebe, des Fräuleins von Levezow. Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß die Ordnung des Nachlasses die zur Zeit des Todes bestehende geblieben wäre. Mit Benutzung der alten Repertorien wurde das Ganze in eine neue Ordnung gebracht. Selbst die Einrichtung des Arbeitszimmers blieb nicht durchweg die ehemalige, und da Goethe's Schwiegertochter Frau Ottilie von Goethe auf Grund ihres Nießbrauchsrechts sofort nach der Beisetzung ihres Schwiegervaters die Besuchs- und Gesellschaftszimmer in der Belle-Etage des Vorderhauses rücksichtslos zu ihrer Wohnung machte, wurde hierdurch die Umräumung vieler Nachlaßbestandtheile nöthig. Als sie nach vier Jahren von Weimar wegzog, wurde ihre Wohnung an den Mitvormund ihrer Kinder, Geh. Hofrath Vogel, vermiethet, und die Büsten fanden einstweilige Aufbewahrung in der Großh. Bibliothek. Im Herbst 1837 kehrte aber Ottilie zurück und trat wieder in ihr altes Recht ein; abermalige Aenderung der Aufstellung und Ordnung der Kunstsachen war die Folge.

Nur zwei Räume, in welche ein Theil der Kunstsammlung zusammengedrängt ward, sowie das Arbeits- und das Schlafzimmer waren dem Publicum geöffnet, und in der Zeit von 1832 bis zum Sommer 1840 besuchten nicht nur Fürsten und Gelehrte, sondern Tausende aus allen Ständen das Goethe-Haus. Aber auch das sollte schon nach 8 Jahren enden. Im Jahre 1837 wurde trotz der größten Vorsicht bei Vorzeigung der Pretiosen eine denselben beiliegende Goldstufe von einem unentdeckt gebliebenen fremden Besucher des Hauses gestohlen. Frau Ottilie v. Goethe und ihre Söhne brachten ferner in Erfahrung, daß der Testamentsvollstrecker v. Müller schon im Jahre 1832 die Goethe'sche Handschrift des Dramas Lila (man sagt: an einen deutschen Fürsten) unbefugter Weise verschenkt, zwei interessante Medaillon-Porträts der Eltern Goethe's an Frau von Arnim nach Berlin geschickt und sich auch sonstige Willkür-Handlungen erlaubt habe. Die Conflicte zwischen Ottilien und der durch das Testament des Schwiegervaters angeordneten Vormundschaft und Nachlaßverwaltung wurden durch diese Vorkommnisse noch verschärft. Auf wiederholtes Andringen der Goethe'schen Familienglieder wurde durch Verfügung der Weimarischen Landesregierung, der damaligen Justizbehörde, vom 26. Juni 1840 die bisherige Erlaubniß, die Wohn- und Arbeitszimmer, sowie die Kunstsammlungen Goethe's dem Publicum auf Verlangen zu eröffnen und vorzuzeigen, zurückgenommen. Der Custos Th. Kräuter erhob dagegen ernste und dringende Vorstellungen. Er wies auf die tausende gebildeter Personen, die seit 8 Jahren das Haus besucht hatten, auf den dadurch rege gehaltenen, ja ge-

Digitized by Google

steigerten Enthusiasmus für Goethe und auf den als Folge des Verbotes zu erwartenden Unwillen des Publicums hin. Alles umsonst, umsonst auch die Bitten und Klagen des Publicums und der Presse. Das Haus wurde verschlossen. Einst hatte Goethe über sein Wohnhaus gedichtet:

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.

Jetzt wurde dies Gedicht zu bitterster Satyre.

Nach eingetretener Volljährigkeit der beiden Enkel Walther und Wolfgang wurden von der Goethe-Familie Verhandlungen mit dem Bundestag über Ankauf der Kunst- und Naturalien-Sammlungen angeknüpft. Verzeichnisse derselben wurden in Frankfurt vorgelegt. Zur Erleichterung der Ausführung schlossen am 1. Mai 1843 die Brüder Walther und Wolfgang mit den Vormündern ihrer Schwester Alma einen Kaufvertrag ab, durch welchen diese ihren Antheil an den großväterlichen Kunst- und Naturalien-Sammlungen den beiden Brüdern abtrat. Aber der beim Bundestag in Anregung gebrachte Ankauf kam nicht zu Stande, er scheiterte, soviel bekannt geworden, an den Forderungen und Bedingungen der Frau Ottilie von Goethe.

Das nächste Jahr brachte neue Katastrophe. Goethe's Enkelin Alma, die er in ihrer Kindheit so gern in seiner Arbeitsstube bei sich spielen ließ und freundlich liebkoste, nun eine schön erblühende Jungfrau von 16 Jahren, schied im Jahre 1844, vom Typhus hingerafft, aus dem Leben. So endete auch die bis dahin fortbestandene Custodie über das literarische Archiv. Die beiden Brüder Walther und Wolfgang hatten von diesem Augenblick an die alleinige Verfügung auch über diesen Theil des großväterlichen Nachlasses. Sofort machten sie von diesem Rechte den durchgreifendsten Gebrauch. Zu gänzlicher Verschließung dieses literarischen Nachlasses und wohl auch aus Rücksicht auf möglichste Erleichterung des Transportes ließen sie sechs kleine Schränke aufertigen, Aus den Actenfächern, dem Schreibtisch und den Schränken wurden die wohlgeordneten Papiere des Großvaters ausgeräumt und in Umschlägen und Bündeln, ohne Ordnung, in diese 6 Schränke gelegt oder sagen wir lieber: hineingestopft und die Schränkchen verschlossen. So wurde im Jahre 1844 das Goethe-Archiv eingesargt, um erst nach 40 Jahren die Auferstehung zu feiern!

Walther und Wolfgang von Goethe, — beide nicht ohne Talent, der eine auf dem Gebiete der Musik, der andere auf dem der Dichtung (doch leider ohne nachhaltigen Erfolg) wirkend, beide unter dem Drucke des großen Namens leidend und daher oft mit unrichtigem Maßstabe gemessen — sie haben unbestreitbar das hohe Verdienst, den großväterlichen Nachlaß, wie er unter vielfachem Wechsel sich gestaltet hatte, mit oft erheblichen Opfern bewahrt und erhalten zu haben; aber sie haben die literarischen Schätze ihres großen Ahnen dem deutschen Volke, welches darauf ein heiliges Anrecht hatte, weder selbst geboten noch durch andere ihm zugänglich gemacht. Als im Jahre 1849 die Nation den hundertjährigen Geburtstag des Dichters feierte, ließen die Enkel, „von dem Wunsche belebt, etwas zur Feier beizutragen", durch Chr. Schuchardt ein Verzeichniß der Kunstsammlungen, die derselbe in den letzten 9 Jahren von Goethe's Leben mit beaufsichtigt hatte, und der naturwissenschaftlichen Sammlung veröffentlichen. Das war Alles! An den literarischen Nachlaß des Dichters wurde nicht gedacht. So blieb es auch während der langen Reihe Jahre, in denen das Interesse für Goethe und seine Dichtungen immer lebhafter und allgemeiner wurde, die stille Goethe-Gemeinde sich allmählich über Deutschland verbreitete und die Goethe-Forschung hohen Aufschwung nahm. Auf das Haus in Weimar und sein Archiv war der Blick aller Verehrer des großen Mannes gerichtet. Die für das Verständniß des Dichters und seiner Werke so wichtigen Urkunden blieben aber im geheimgehaltenen Goethe-Archive verborgen. Das Haus öffneten die Enkel Goethe's nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten; so geschah es z. B. auch bei dem Schriftstellertage in Weimar 1880 und bei der Gedächtnißfeier von Goethe's fünfzigjährigem Todestage 1882. Aus dem Archive ließen sie einen Theil der gelehrten, naturwissenschaftn lichen Correspondenz zur Publication kommen, im Uebrigeblieben die Schränkchen verschlossen. Der vor mehreren Jahren aufgetauchte Gedanke, durch Bildung einer Goethe-Gesellschaft die Geldmittel zum käuflichen Erwerb der im Hause zu Weimar befindlichen Goethe-Erinnerungen und vor allem des Goethe-Archivs aufzubringen, konnte nicht zur Ausführung gelangen.

Da starb 1883 der jüngere Enkel Wolfgang von Goethe, und am 16. April 1885 folgte ihm sein Bruder Walther. Das Goethe-Geschlecht war erloschen! Walther von Goethe hatte aber eine letztwillige Verfügung errichtet, die auch die vorhandenen literarischen Schätze betraf. Sicherem Vernehmen nach ist es ein Urenkel Wieland's gewesen, der in Freundschaft und Pietät dem Enkel Goethe's nach dessen Ideen das Testament mit sachkundiger Feder verfaßt hat. Es wurde dadurch das Goethe-Haus mit seinen Erinnerungs-Gegenständen und Kunstschätzen dem weimarischen Staate, das Goethe-Archiv dagegen der Großherzogin von Weimar „als ein Beweis tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens" vermacht.

Während man sich demzufolge entschlossen hat, das Weimarische Goethe-Haus und die Kunst- und Naturalien-Sammlung zu einem Goethe-Museum zu machen, geht, hochherzig und den großen Traditionen des Weimarischen Hauses treu, der Wille der Besitzerin des Goethe-Archivs dahin, den Inhalt desselben durch eine authentische vollständige Ausgabe von Goethe's Werken, durch eine umfassende, den ganzen Entwicklungsgang des Dichters darlegende Goethe-Biographie und im Uebrigen durch besondere einzelne Publicationen der Nation zu Gute kommen zu lassen. Zur Ausführung dieses Gedankens, zur Vermittlung, „zur Pflege der mit dem Namen Goethe verknüpften Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts und Vereinigung der auf diesem Gebiete sich rege bethätigenden lebensvollen Forschung", hat sich nach dem Vorbilde der bestehenden Shakespeare-Gesellschaft am 21. Juni 1885 zu Weimar die Goethe-Gesellschaft constituirt. Von verschiedenen Seiten sind gewichtige Bedenken nachdrücklich erhoben worden, und in der That wäre es tief zu bedauern, wenn die hochwichtige Sache in einseitige Pflege gelehrter Goethe-Philologie auslaufen oder unter solcher leiden sollte. Dem Willen der Besitzerin des Goethe-Archivs würde dies auch keineswegs entsprechen. Sie will, wie sie wiederholt, auch Vertretern der Presse gegenüber kundgegeben hat, nicht etwa einen aristokratisch abgeschlossenen Club, nicht eine steife Gelehrten-Akademie, sondern eine volksthümliche Einrichtung. So waren und sind denn auch nicht allein die Goethe-Gelehrten, sondern überhaupt alle Freunde und Verehrer unseres großen Dichters zur Theilnahme eingeladen. Es gilt ja nicht nur eine That für die nationale Literaturgeschichte; es gilt auch, den Genius Goethe's dem Volke zum Verständniß zu bringen, damit es seinen Geist sich mehr und mehr zu eigen mache und in diesem Geiste zu edler Lebens- und Weltanschauung gehoben werde. Hierzu mitzuwirken, ist Sache jedes Deutschen und Ehrenpflicht aller deutschen Schriftsteller. Ihre Theilnahme wird zugleich das sicherste Mittel sein, ihnen auf die Wirksamkeit der Goethe-Gesellschaft den Einfluß zu sichern, der ihnen in so hohem Grade gebührt, und ihre Bedürfnisse und Wünsche mit Erfolg zur Geltung zu bringen. Diese Wünsche werden dahin gehen müssen:

daß, um das Andenken des Dichters anschaulich und lebendig festzuhalten, das Goethe-Haus, soweit nur irgend möglich, in seiner ganzen Einrichtung treu so hergestellt werde, wie es zur Zeit von Goethe's Tode war, und

daß der Eintritt dem Publicum völlig freigegeben und die Sammlungen zu freier Betrachtung und Studium geöffnet werden;

daß ferner das Goethe-Archiv gesichtet und zweckmäßig geordnet, ein genauer Catalog davon aufgenommen und durch Druck veröffentlicht werde,

daß mit dem Archiv eine möglichst vollständige Goethe-Bibliothek verbunden werde,

Digitized by Google

und daß zu schriftstellerischen Arbeiten auf Ersuchen Copie von kleineren Schriftstücken (z. B. vorhandenen einzelnen Briefen) ausgefertigt, aber auch im Archive selbst Einsicht seiner Schätze gestattet und dem Studium freie Bahn gegeben werde.

So werden die Interessen der deutschen Schriftsteller gewahrt werden können, so auch der erste Schritt zur Verwirklichung jener schönen Idee gethan sein, welche neuerdings angeregt worden ist: der Idee eines deutschen literarischen Nationalmuseums. Möge denn im glorreich geeinten deutschen Reiche die von uns Allen gehoffte und erstrebte neue Blüthe-Periode der deutschen Literatur, getragen und durchdrungen von Goethe'schem Geiste, vom Geiste des Wahren, Guten und Schönen, sich in neuer frischer Kraft freudig gestalten! möge sich der ideale Sinn unseres Volkes in Geist und Gemüth neu beleben! möge so die ganze deutsche Nation, ja die gesammte gebildete Welt zu einer großen Goethe-Gesellschaft werden!

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

IV.

Mylord war gerade sehr übler Laune. Regenwetter war im Anzuge, und zu solchen Zeiten liebte es sein gebrochener Fuß, in seinem Lebensorganismus statum in statu zu bilden und ihm den Witterungswechsel vorauszusagen. Demzufolge hatte er seinem Kammerdiener den Auftrag gegeben, keine menschliche Seele vorzulassen.

„Ein einhändiger Marinesoldat wartet aber im Vorzimmer draußen und behauptet steif und fest, mit Mylord sprechen zu müssen. Er war schon zweimal hier und wurde stets abgewiesen."

„Ein Marinesoldat?"

„Ja, er hat nur eine Hand."

„Officier oder gemeiner Soldat!"

„Ich glaube er ist Sergeant, denn er hat Tressen auf dem Aermel."

„Wo ist seine Karte?"

„In meiner Tasche; — ich hielt es nicht für nöthig, sie auf eine Tasse zu legen."

„Schon recht so. Lesen Sie mir den Namen blos vor."

„Lyonel Broads."

„Broads?" fragte Lord Richard überrascht. „Wäre er bereits zurückgekehrt?" Dann fügte er spötisch hinzu: „Er ließ seine Hand zurück, wie der Krebs seinen Fuß, nur um rascher zurückkehren zu können. Er sucht sicherlich Athalie."

Sammy durfte in Gegenwart seines Gebieters lachen, wenn die Rede auf diesen Gegenstand kam. Wie denn nicht? Er hatte ja bei der Trauung den Priester vorgestellt!

„Dieser Gentleman muß vorgelassen werden. Ich bin neugierig, was er mit mir zu reden haben mag."

Sammy ging hinaus, um den draußen Harrenden hereinzuführen, wobei er die Thür hinter ihm halb offen ließ, um in der Nähe horchen zu können.

Das Gesicht des eintretenden jungen Mannes war von der Sonne gebräunt und trug blos einen braunen Vollbart. Er selbst steckte in der kurzen Jacke der Marinesoldaten, der rechte Aermel derselben hing leer herab, Waffen hatte er keine bei sich.

„Mylord", begann der junge Fremde, „ich heiße Lyonel Broads, bin beurlaubter Marinesoldat, ein Jahr ist's, daß ich diene, und bin blos heimgekehrt, weil ich einen Arm verlor. Als ich gezwungen wurde, Soldat zu werden, war ich mit einer Miß Athalie Saylor verlobt. Ich halte es für meine Pflicht, mich jetzt nach ihr zu erkundigen. Ich habe erfahren, daß sie sich in Mylords Hause aufhält. Verzeihen Sie Mylord, doch bin ich gezwungen, die Frage an Sie zu richten: ist Athalie Saylor ihre Gattin?"

Mylord erhob sich.

„Wünschen Sie mit ihr zu sprechen?"

„Ja!"

„So folgen Sie mir, ich werde Sie zu ihr führen."

Eine Schneckenstiege führte aus Mylords Zimmern unmittelbar in Athalie's Gemächer, die sich im ersten Stockwerke desselben Hauses befanden, dessen Erdgeschoß und Kellerräumlichkeiten das Museum einnahm.

Mylord schritt voran, Lyonel folgte ihm. Hinter Beiden schlich Sammy einher, um seinem Gebieter beizustehen, wenn sich der Einarmige an demselben vergreifen sollte.

Lord Richard führte Lyonel mit größter Sicherheit und Selbstbewußtsein durch Athalie's prächtige Gemächer, die blos durch Portièren von einander getrennt waren, und als sie endlich an eine geschlossene Thür gelangten, hinter welcher sich wahrscheinlich Athalie's Ankleidezimmer befand, klopfte er auch nicht an, sondern öffnete ohne Weiteres, und indem er vor Athalie hintrat, die an ihrem Toilettetisch saß, wies er auf den hinter ihm stehenden Jüngling.

„Miß Athalie! Hier bringe ich Ihnen einen alten Bekannten, der mit Ihnen zu sprechen wünscht. Ich lasse Sie allein."

Damit zog er sich zurück und ließ Lyonel mit Athalie allein im Zimmer.

Traurig stützte sich Lyonel mit seinem einzigen Arme auf eine Stuhllehne. Die hinabrollende Thräne nahm sich wohl nicht gut aus auf dem gebräunten Gesichte des Soldaten, doch vermochte er sich derselben nicht zu erwehren, trotzdem er sich darob zürnte.

„Ei was, ich bin nicht hierhergekommen, um zu weinen, Athalie. Ich bin ein rauher Mensch und muß rückhaltslos sprechen. Sie sind nicht die Gattin des Lords, Ihr Platz ist nicht hier. Sie müssen dieses Haus verlassen."

Bei diesen Worten gewann Athalie ihre Selbstbeherrschung wieder. „Dieses Haus!" Dieses Wort bedeutete für sie dasselbe, wie wenn man einem bösen Dämon sagte, er möge den von ihm gequälten Körper verlassen, von welchem er Besitz ergriffen.

„Ich fühle mich ganz wohl in diesem Hause. Sehen Sie mein lieber Lyonel, im Leben überwiegt die Prosa, und die allerpoetischsten Dinge sind sehr langweilig. Unschuld und Frauentugend sind blos in den Gedichten lilienfarben, im Leben ist unsere Haut geröthet von der Kälte und die Hände sind schwielig von der Arbeit. Ich vermöchte mich nicht mehr mit meiner Hände Arbeit zu ernähren, und die Armuth würde mich zur Verzweiflung bringen."

Lyonel stieß einen tiefen Seufzer aus. Dieser Cynismus kam ihm nicht unerwartet, und doch bereitete ihm derselbe Schmerz.

„Ich will Sie nicht durch dichterische Vorspiegelungen täuschen, Athalie; ich biete Ihnen eine ehrbare Lebensweise. Mein Vater starb und hinterließ mir ein ausreichendes Vermögen, um eine Gattin anständig erhalten zu können. Seien Sie meine Gattin."

Athalie's Herz pochte hoch auf bei diesen Worten.

„Ich Ihre Gattin?"

„Ja, meine Gattin. Bisher waren Sie meine Braut und ich trage unseren Verlobungsring auch jetzt noch am Finger. Kommen Sie mit mir. Wir wollen in ein anderes Land ziehen, wo uns Niemand kennt, wo Niemand weiß, wer wir gewesen und woher wir gekommen. Ich werde Ihnen ein zärtlicher Gatte sein und Gottes Zorn soll mich treffen, wenn Sie jemals aus einem meiner Blicke den Gedanken werden lesen können, daß zwischen unserer Verlobung und Hochzeit ein verfluchtes Jahr dahingeflossen ist, welches ich zu den todten zähle."

Lyonel konnte die rechte Hand nicht zum Schwur erheben, denn sie war ihm abgeschossen worden. Er schwur also mit der linken.

Athalie fühlte ihre Kraft schwinden bei dem Gedanken, daß es auf Erden noch einen Ort gebe, wo sie glücklich sein dürfe,

Digitized by Google

wo sie an der Seite eines liebenden, nachsichtigen, geduldigen Gatten, von Kindern vielleicht auch umgeben, in Ehren ergrauen würde — — Ei! hinweg mit diesem Gedanken! in dem Zimmer über ihrem Haupte tönt helles Lachen; diesen lachenden Menschen darf sie nicht verlassen!

„Sie sind großmüthig, Lyonel, doch auch ich will nicht undankbar sein. Was Sie mir anbieten, darf ich nicht annehmen. Ich kann Ihr Leben nicht vergiften. Ich bleibe hier."

„Bedenken Sie, daß Ihre Mutter unsere Hände einst auf ihrem Sterbelager vereinte. Erinnern Sie sich noch Ihrer Mutter?"

Athalie war nahe daran, bei diesen Worten todt, gebrochenen Herzens zu Boden zu sinken, und sie wandte sich ab, zum Spiegel, und steckte eine verschobene Camelie in ihrem Haare zurecht.

Der Soldat verlor kein Wort mehr.

„Leben Sie wohl, Miß. Mit Ihnen bin ich zu Ende, doch werde ich noch mit einem Anderen in diesem Hause ein Wort zu wechseln haben."

Athalie verstand den Sinn dieser Drohung und erwiderte erschrocken:

„Begehen Sie keine Uebereilung. Ich habe die mir zugefügte Schmach bereits verziehen."

„Doch die mir zugefügte ist noch übrig. Und die wird niemals verziehen sein!"

„Lyonel, woran denken Sie?"

„Daß ich blos einen Arm habe, nicht wahr? Mir genügt aber auch der eine. Leben Sie wohl."

Der junge Mann eilte davon und Athalie blieb allein zurück.

Und jetzt glitt sie der Länge nach auf den Fußteppich nieder und brach in krampfhaftes Schluchzen aus, raufte ihre schon geordneten Locken, zerzauste die kostbaren Spitzen an ihrem Busen und dachte nicht daran, wie entstellt ihr ganzes schönes Antlitz durch das Weinen aussehen wird.

Da wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen heftigen Wortwechsel erregt, der aus dem Zimmer über ihr herniedertönte. Dort befand sich das Zimmer Lord Richard's. Worte unterschied sie nicht, blos bekannte Stimmen, und aus der zunehmenden Heftigkeit derselben entnahm sie, daß dort zwei Männer voll Wuth und Erbitterung mit einander stritten. Es waren die Stimmen Lyonel's und Richard's. Der einarmige Marinesoldat war zu dem Räuber seiner Geliebten zurückgekehrt, und herzzerreißend war es, die Stimme allein zu hören, deren Worte nicht zu vernehmen waren.

Athalie richtete sich auf die Knie empor und lauschte, beide Hände gefaltet über den Kopf erhebend.

Plötzlich verstummten die furchtbaren Laute; statt derselben wurden andere, noch furchtbarere vernehmbar; dumpfes Fußstampfen, das Gepolter kämpfender, ringender Menschen und endlich ein schwerer, dumpfer Fall, worauf tiefe Stille eintrat.

Noch immer kniete und lauschte Athalie, wie wenn die Stille deutlicher spräche, wie der frühere verworrene Lärm.

Und wie sie da kniete und lauschte, die gefalteten Hände über den Kopf erhoben, tropfte plötzlich etwas auf ihre Hände. Sie blickte hin, es war ein Blutstropfen.

Erschrocken blickte sie in die Höhe: — auf dem himmelblauen Grunde der Frescomalerei der Decke kam ein großer rother Flecken zum Vorschein. Das im oberen Zimmer vergossene Blut war durch die Decke gedrungen.

Erschauernd fuhr Athalie zusammen. Das Fieber schüttelte sie an allen Gliedern.

Wessen Blut ist das dort?

Nahende Schritte tönten vor ihrer Thür.

Geistesgegenwart, Verstellung! neuerdings hervor!

Die Dame fuhr empor, wischte mit dem duftenden Spitzentuche den Blutstropfen von der Hand, und als sich die Thür öffnete, saß sie bereits vor ihrem Spiegel und glättete sich die Augenbrauen mit feiner Crêmesalbe.

Lord Richard war es.

„Sie haben ihn also seiner Wege gewiesen, meine Liebe?"

„Gewiß. Der arme Narr. Was hätte ich mit ihm erreichen können? Ging er nachher zu Ihnen zurück?"

„Ja."

„Er war es also, der mit so lauter Stimme sprach?"

„Konnte man das hier vernehmen?"

„Blos den Lärm; Worte konnte ich nicht unterscheiden. Zuletzt entspann sich gar ein Zweikampf zwischen Ihnen?"

„Oh, mit mir nicht! Ich werde mich doch nicht mit einem Menschen schlagen, der für die Shillings Ihrer Majestät Soldat wurde?"

„Wer kämpfte also mit ihm?"

„Das haben Sie auch gehört?"

„Ich konnte es aus dem heftigen Stampfen der Füße entnehmen."

„Sammy rang mit ihm!"

„Das war nicht gerungen, sondern gefochten. Gefochten mit Waffen."

„Woraus schließen Sie das?"

„Blicken Sie zur Decke empor!"

Lord Richard gewahrte erst jetzt, daß der Plafond ganz blutig war.

„Sie haben Recht. Er stürzte sich mit einem Messer auf mich, Sammy warf sich dazwischen, und da er über zwei Hände, der andere aber blos über eine verfügte, gewann er bald einen Vortheil über ihn und verwundete ihn."

„Tödtete er ihn?"

„Das weiß ich nicht. Von hier ließ ich ihn ins Hospital transportiren und werde die Sache noch als Meuchelangriff vor Gericht bringen müssen. Wenn es Sie interessirt, werde ich mich erkundigen lassen, ob seine Wunde gefährlich ist."

„Ich danke Ihnen; ich bin nicht begierig, dies zu erfahren."

„Sie werden dieses Zimmer verlassen, und ich werde sofort Decorateure holen lassen, damit der blutige Flecken dort verschwinde."

„Bemühen Sie sich doch nicht. Möge das so bleiben. Es wird das ein neues interessantes Stück Ihres Museums bilden; eine aus dem Blute eines Menschen entstandene Wolke an dem blauen Himmel. Lassen wir es stehen. — Klingeln Sie lieber um meine Zofe, damit sie mir den Friseur hole, um mein Haar von neuem zu ordnen."

Und dann kam die Zofe und kam der Friseur, und Athalie ließ ihr schönes, schwarzes Haar kämmen, welches ihr sitzend bis zu den Fersen reichte, und sie berieth mit Hilfe von Modeblättern, welche Haartour ihr am besten zu Gesicht stände.

Und Lord Richard saß ihr gegenüber und bewunderte das prächtige Marmorantlitz der Dame und die langen Haarflechten, die eine ganze schwarze Fluth bildeten.

V.

Bei windigem, regnerischem Wetter verbrachte Lord Timple schlechte Nächte; der verharrschte Beinbruch und sein ererbtes Gichtleiden quälten ihn und ließen ihn während der ganzen Nacht kein Auge schließen. Erst nach dem Frühstücke fand er in der im Erdgeschoß gelegenen Bibliothek einige Stunden quälend unruhigen Schlafes.

Eine Thür führte aus der Bibliothek in das Museum.

Sammy machte seinem Gebieter das Lager zurecht, indem er ein prächtiges Tigerfell über ein Sopha breitete.

„Ist Athalie zu Hause?" fragte Richard.

„Ja. Sie spaziert im Garten."

„Ein starkes Frauenzimmer das. Bei solchem Wetter im Freien zu spazieren. Eine echte Lady würde sich erkälten und über Krämpfe klagen. Solchen Frauen aber schadet nichts. Vergessen Sie nicht, Sammy, in den Katakomben die Lampe zu füllen und aufzuziehen. Seit der letzten Füllung ist bereits eine Woche vergangen."

„Ich vergesse das niemals, Mylord."

Mylord streckte sich sodann auf das Sopha aus und fand nach langen Versuchen endlich eine Lage, die ihm einzuschlafen erlaubte. Böse Träume quälten ihn.

Mit der brennenden Cigarre im Munde, schritt Sammy durch das Museum. Er liebte den dumpfen Geruch nicht, welcher den Antiquitäten entströmte.

Digitized by Google

Er trug eine große Flasche in der Hand, dieselbe enthielt sechs Liter Naphta. Er ging jetzt „die Gespenster tränken", wie er sich seinen Berufsgenossen gegenüber witzig auszudrücken pflegte.

Denn Sammy ist ein sehr witziger Kopf, wie wir dies bereits zu wiederholten Malen wahrnehmen konnten.

Die Trauungskomödie mit der zerrissenen Mönchskutte und dem aus den Räuberballaden improvisirten Gebetbuche ward noch von Jedem, dem es Sammy im Vertrauen mitzutheilen geruhte, als ein sehr gelungener Spaß bezeichnet.

Sammy empfand keine Furcht vor den Gespenstern, mit denen er im Gegentheil auf sehr vertrautem Fuße stand.

Als er die Katakombenstufen zurückgelegt hatte, redete er die zu seiner Linken stehende Mumie an:

„Nun, mein Täubchen, da bin ich wieder. Hast Du inzwischen viel an mich gedacht? So gib mir ein Küßchen!"

Damit küßt er die kalten Lippen der Mumie.

Doch nun ans Werk! Die ewige Lampe muß gefüllt werden, denn das ist dummes Geschwätz, daß eine Flamme ohne Nahrung brennen sollte, was immer Poeten und Weisen darüber auch phantasiren mögen.

Wenn man aber mit Naphta zu thun hat, so ist es nicht räthlich, eine brennende Cigarre im Munde zu halten, da hieraus ein Unglück entstehen kann. Sammy wußte das sehr gut, und darum nahm er, ehe er die Naphtaflasche öffnete, die Cigarre aus dem Munde und steckte sie dem Schädel des Königs Dagon zwischen die Zähne.

„Da, Alter, rauche Du inzwischen!"

Der Gedanke behagte ihm ungemein: ein gekrönter Schädel mit der brennenden Cigarre im Munde; er nickte ihm zweimal zu, da er den Anblick sehr ergötzlich fand. „Rauche Du inzwischen!"

Jetzt hob er die mit Naphta gefüllte Flasche empor und schritt dem Tische der ewigen Lampe zu.

Als er die erste Stufe betrat, erhob sich der bepanzerte Krieger von seinem Sitze.

„'n Morgen, Freundchen, guten Tag. Du siehst, ich komme. Sei unbesorgt, ich bring' Dir das Futter. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn Du allein bist, Du diesen Spiritus austrinkst, denn er wird zu rasch alle."

Jetzt trat er auf die zweite Stufe.

Der Ritter schwang sein Schwert.

„Gut, gut, Patrik, Du treibst schon wieder Deine Dummheiten und meinst, die Menschen mit Deinen drohenden Grimassen zu erschrecken? Hahaha! Du wärst ein prächtiger Minister des Aeußeren. Ein Mensch, der stets sein Schwert hebt, aber niemals zuschlägt. Hahaha!"

Um die Lampe indessen füllen zu können, muß sie erst ausgelöscht werden. Zu diesem Behufe mußte Sammy auch die dritte Stufe betreten, wie er es bereits hundert und aberhundert Male gethan hatte, da diese Verrichtung niemals einem Anderen überlassen wurde. Er wußte ja schon ganz gut, daß der eiserne Ritter mit seinem drohenden Schwerte niemals zuschlägt, sondern sich immer wieder ruhig zurückzieht.

Als er nun aber auf die dritte Stufe trat, schmetterte das Eisengerippe sein Schwert mit solcher Vehemenz nieder, daß brennende Lampe, Naphtakrug und Broncetisch in tausend Stücke zertrümmert wurden und im nächsten Augenblicke die ganzen Katakomben in Flammen gehüllt waren. — — — —

Mylords Schreckensträume währten noch immer fort. Plötzlich springt die Thür auf, Richard erwacht und sieht eine höllische Gestalt an sich vorüberstürzen.

Was ist das?

Ein fliehendes Gespenst, das vom Scheitel bis zu den Sohlen in Flammen gehüllt ist und mit den Händen Flammenfetzen von sich reißt; wo es einen Fuß niedersetzt, bleibt jede Fußspur gleich einem Flammenflecken zurück und steckt Fußboden und Teppich in Brand, und so rast es unter verzweiflungsvollem Brüllen, das nichts Menschliches an sich hat, dahin, Brand und Flammen allüberall verbreitend.

Die dem lodernden Gespenste entgegenkommen, ergreifen wie von Sinnen die Flucht; Niemand hält Stand, um ihm zu helfen, beizustehen. Alles, was Leben hat, jagt es vor sich einher.

Es stürmt in den Hof hinaus; alle Gliedmaßen dieses Elenden brennen gleich Fackeln, von seinen Fingerspitzen fallen flammende Tropfen, die beim Niedertropfen nicht verlöschen, sondern weiter brennen und Alles in Brand stecken, was sie Brennbares erhaschen.

Der feurige Mann stürmt nach dem Garten. Dort befindet sich ein Wasserbecken mit einem Springbrunnen, dort will er sich hineinstürzen, um sich seiner Qualen zu entledigen.

Die Thür des Gartens ist verschlossen.

Da sie der brennende Mann öffnen will, gibt der Drücker nicht nach.

Jenseits des Gitters ist die Gestalt einer Frau zu sehen, die kalt und unbarmherzig auf den Gepeinigten blickt.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Madame, öffnen Sie die Thür, lassen Sie mich zum Wasser", schreit der in Flammen gehüllte Mann und streckt ihr die Hände durch das Gitter entgegen.

Die Frau aber tritt hin zu ihm und spricht mit funkelndem Blick:

„So gebührt es Dir, Du Hund! Da hast Du nun den Priestertalar, trage ihn! Es klebt Lyonel's Blut an Dir! nun wasche es ab! Brülle, Du Schurke! Beiße vor mir die Erde, das ist mir eine Wonne. Winde Dich! wirf Dich zur Erde! So! Springe wieder in die Höhe, heule! Brülle nur! Damit büßest Du mir heute. Verspüre die Hölle noch auf Erden, und ich will Deine Qualen mit diesen meinen Augen schauen. Und fahre so auch in der anderen Welt fort, wo Du verflucht sein magst — —!"

Was die Dame hinter dem Eisengitter noch zu dem mit dem qualvollen Tode Ringenden sprach, — das vernahm Niemand, denn es hatte bereits jeder Bewohner des Hauses mit sich selbst zu thun. Der ganze Palast brannte lichterloh. Jeder floh, wo er den Weg offen fand. Der Hausherr selbst sprang im Schlafrock, halb angekleidet, zum Fenster hinaus, denn schon brannten die Teppiche in den Corridoren, und nach wenigen Minuten war das ganze Museum ein einziges Flammenmeer, kein Stück konnte gerettet werden, kein Mensch versuchte es. Alles verbrannte, ging zu Grunde. Da der Brand in den untersten Räumen zum Ausbruch gekommen, ward das ganze Haus unrettbar eine Beute des Feuers; keine Anstrengung vermochte des verheerenden Elementes Herr zu werden. Erst nach Stunden, da das ganze Gebäude bereits eingeäschert war, fiel es den Bekannten ein, sich gegenseitig zu suchen. Sammy, den Kammerdiener, fand man in einem Winkel des Hofes zu Kohle verbrannt, und Lord Richard Timple sah Miß Athalie, wie sie eben in einem Miethwagen davonfuhr.

Mylord nahm den Verlust gleichmüthig hin. Schade für die schöne Sammlung, die dem Feuer zum Opfer fiel, doch ist der Schlag am Ende nicht so deprimirend für ihn, da das Museum bei verschiedenen Gesellschaften bis zu neunzigtausend Pfund versichert war. So hat er wenigstens das Geld.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Schriften über Musik I. Vor uns liegen einige musikalische Schriften verschiedenartigsten Inhaltes: Gumprecht's „Unsere classischen Meister, musikalische Lebens- und Charakterbilder", II. Band, „Helm's Studien über Beethoven's Streichquartett und Richard Wagner's nachgelassene Schriften, Entwürfe, Gedanken, Fragmente". Wir wollen sie in alphabetischer Ordnung vorführen. Gumprecht bespricht das Leben und die Werke Haydn's, Mozart's und Beethoven's. Seine gründlichen Kenntnisse, seine warme Liebe zur Kunst und sein gediegener, gemüthvoller Stil sind in der musikalischen Welt allgemein bekannt, und es bedarf wohl nur des Hinweises auf das Buch, um ihm allgemeine Verbreitung zu sichern. Der Gegenstand, den Gumprecht gewählt, ist ja vielfach behandelt worden, aber der gebildete Laie wird dieses Buch (480 Seiten, Leipzig, bei Haessel) mit Vergnügen lesen und neue Anregung schöpfen.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Die Strikes
und
die inneren Interessengegensätze der Handarbeiterclasse.
Von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig.
Vermehrter Sonderabdruck aus der Berliner „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft" 1885 Band III.
Preis 80 Pfennig.

Dr. M. Block in **Paris** sagt im Octoberheft des Journal des Economistes: „L'auteur a le **mérite** d'avoir mis en lumière une question que d'autres avaient vu comme lui . . . mais à laquelle on ne touchait qu'en passant."

Leipzig.
Roßberg'sche Buchhandlung.

Autoren,
welche geneigt sind, mit einer neu zu begründenden **Verlagsbuchhandlung** in Berlin in Verbindung zu treten, belieben ihre Adressen unter **R. & Co.** in der Expedition dieses Blattes niederzulegen.

Hochfeine solide Brüsseler
Teppiche à 12 M.
Gobelin-Tischdecken à 5 M.
Reise- und Schlafdecken à 12 M.
Plättdecken, weisse à 5½ M.
Pferdedecken, gelb u. blau 6½ M.
Pferdedecken mit Bruststück 12 M.
Hugo Herrmann, Fabrikbesitzer, **Stettin.**

Soeben erschienen:

An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.
Vierte Auflage.
brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7. —
Drei starke Auflagen wurden in vier Wochen vergriffen.

Quisisana.
Von
Friedrich Spielhagen.
Wohlfeile Taschenausgabe.
eleg. gebunden Mk. 3. —.
Leipzig, Ende October 1885.
L. Staackmann.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ideale Fragen in Reden und Vorträgen,
behandelt von Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Dritte, durchgesehene Auflage.
gr. 8. geh. Ladenpreis 6 Mark.

Das vorstehende Werk des berühmten Psychologen enthält eine Auslese von Reden und Vorträgen, in welchen derselbe eine Reihe höchst interessanter, psychologischer Probleme mit der ihm eigenen Meisterschaft des Stils und in künstlerisch vollendeter Darstellungsweise behandelt. Diese klar und seelenvoll geschriebenen, im edelsten Sinne populären Aufsätze, in welchen jedes Wort aus der Tiefe ernsten, wohlgeschulten Denkens entspringt, bieten eine reiche Fülle des anregendsten Stoffes für alle Gebildeten.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Die Entstehung des modernen Frankreich
von
H. Taine.
Autorisirte deutsche Bearbeitung von **Leopold Katscher.**
Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich.
Dritte (Schluss-) Abtheilung: Die Herrschaft der Revolution.
40 Bogen. Gross Oktav in eleganter Ausstattung.
Preis 12 Mark.

Der **erste Band** („Das vorrevolutionäre Frankreich") ist für **7 Mark 50 Pf.,** die **beiden ersten Abtheilungen des zweiten Bandes** sind für zusammen **16 Mark 50 Pf.** durch jede Buchhandlung nachzubeziehen.

Leipzig, November 1885.
Ambr. Abel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke
des Grafen
Adolf Friedrich von Schack.
Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
In sechs Bänden.
Brochirt 15 Mark. Gebunden 20 Mark.

Soeben ist in unserem Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft.
Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, Soziales Leben und Erziehung
von
J. Frohschammer,
Professor der Philosophie in München.
gr. 8°. XII. 461 S. Preis Mark 8.—

A. Ackermann's Nachfolger,
München, Maximilianstr. 2.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von S. Hirzel und eine Beilage von Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 28. November 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Balkan-Krise. Von Wilhelm Goldbaum. — Die Zerstückelung Frankreichs. Von Hermann Michael Richter. — **Literatur und Kunst:** Wiener Brief. Von D. Spitzer. — Herder. Von Moritz Carriere. — Briefe von Rachel. Von Z. — **Feuilleton:** Miß Athalie. Von Maurus Jókai. Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Concertsälen. Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Balkan-Krise.

Von Wilhelm Goldbaum.

Der Waffenlärm jenseits des Balkangebirges wird verhallen, ohne eine andere Wirkung zurückzulassen als die moralische und materielle Schwächung der beiden feindlichen Nachbarn, welche stark genug zu sein vermeinten, um der Leine Europas zu entrathen. Man hat wenig von der militärischen Leistungsfähigkeit der Serben und noch weniger von derjenigen der Bulgaren gehalten; die Thatsachen haben an dieser Vermeinung nicht viel geändert, obwohl Blut genug im Verlaufe dieser Batrachomyomachie geflossen ist. Indessen nicht die Kämpfe um Dragoman, Slivnica, Sofia — das officiöse Vocabular nennt sie locale Kämpfe — haben im Grunde die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen; mit viel größerer Spannung, die sich je nach der räumlichen Entfernung von der Balkanhalbinsel und den daselbst engagirten Interessen erkennbar abstufte, wird immer wieder bei solchen Episoden das Verhalten der Großmächte beobachtet. Und dies ist sehr begreiflich. Die orientalische Frage ist nicht abhängig von den Aspirationen der Serben oder der Bulgaren; sie ist die eigentliche Schicksalsfrage Europas, und zunächst betheiligt sind an ihr, von der Türkei abgesehen, Oesterreich-Ungarn, Rußland und England. Wenn es möglich wäre, daß zwischen diesen drei Mächten eine friedliche Einigung über die Zukunft Constantinopels zu Stande käme, so wäre die orientalische Frage im Handumdrehen gelöst; aber dies scheint nun einmal nicht möglich zu sein, und weil es so ist, deshalb ist es ein wahres Glück, daß das mächtige Deutschland vorhanden ist, um zwischen den widerstreitenden Interessen zu vermitteln, so lange wenigstens, als eine Vermittlung angenommen wird.

Freilich hat diese dilatorische Behandlung des orientalischen Problems — man sollte es richtiger das Constantinopeler Problem nennen — den Effect, daß allmälig die europäische Blokirung der Türkei immer enger, der Athem der Mohamedaner in Europa immer kürzer wird. Aber das ist es just, was die deutsche Verwickelungspolitik anzustreben scheint, indem sie gleichzeitig den Wettlauf der interessirten Mächte zügelt, damit keine vor der anderen an dem leidenschaftlich ersehnten Ziele anlange, bevor nicht durch die Logik der Thatsachen bewirkt ist, daß über dasselbe ohne allzuheftige allgemeine Erschütterung entschieden werden kann. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß bisher die deutsche Politik auf diesem Wege nicht geringe Erfolge zu verzeichnen hatte. Europa erbebt nicht mehr bis ins innerste Mark, wenn die „struppigen Slaven" auf der Balkanhalbinsel sich rühren; es bleibt gelassen, wenn der Serbe auf den Kriegspfad geht, wenn der Bulgare Revolution spielt, wenn der „kranke Mann" auf eine Souveränetät pocht, an die er sich mehr aus süßer Gewohnheit des Daseins als in thatsächlichem souveränen Machtbewußtsein klammert.

Wenn man also die Phase, in welche gegenwärtig das orientalische Problem eingetreten ist, richtig beurtheilen will, so darf man sich durch secundäre Zwischenfälle nicht beirren lassen. An und für sich wäre es ja gar nicht schlimm, wenn Ostrumelien mit Bulgarien vereinigt und Serbien um ein paar Quadratmeilen vergrößert würde. Der Padischah müßte es sich gefallen lassen, wenn er der Einzige wäre, dem eine solche Neuparcellirung mißfiele. Aber da stehen nun die sogenannten direct oder meistbetheiligten Mächte, Oesterreich-Ungarn hinter Serbien, Rußland hinter den Bulgaren, England hinter der Türkei, und jede will etwas Anderes, wenn auch äußerlich die Illusion von der Einigkeit Europas mit diplomatischer Vieldeutigkeit aufrecht erhalten wird. Man setzt sich in Top-Hane an den Conferenztisch, man pflanzt die Formel von der Wiederherstellung des Status quo ante auf, man zeigt auf den Berliner Vertrag; aber das ist allzumal nur „Schauspielerei", wie der alte Heinrich Laube gesagt haben würde. In Wahrheit handelt es sich darum, ein neues Capitel des Verhältnisses der Mächte unter einander mit Anstand zu beginnen, nachdem das Schlagwort von der Theilung der Machtsphären auf der Balkanhalbinsel seinen Klang verloren hat. Diese Theilung der Machtsphären — im Westen Oesterreich-Ungarn, im Osten Rußland — war ein ganz plausibles Programm, so lange man auf das Gladstone'sche England in dem Exempel keine Rücksicht zu nehmen brauchte, aber das Salisbury'sche England warf das Programm über den Haufen, indem es seine traditionellen Ansprüche auf den Einfluß am Balkan revindicirte und die Bulgaren zu dem Staatsstreiche von Philippopel stachelte.

Läßt sich nun innerhalb des Rahmens, mit welchem der Berliner Vertrag das orientalische Problem umgab, ein neuer Modus für die friedliche Concurrenz der betheiligten Mächte auf der Balkanhalbinsel herstellen? Und wenn nicht, was ist zu thun, um den alten noch für eine Weile practicabel zu erhalten? Das sind die Fragen, welche sich erhoben haben, seitdem in Ostrumelien der Staatsstreich stattgefunden und König Milan aus der diplomatischen Antiquitätenkammer die Gleichgewichtstheorie hervorgesucht hat, um sich einen Casus belli gegen Bulgarien zu schaffen. Das Gleichgewicht zwischen Serbien und Bulgarien ist, mit Permission zu sagen, eine insolente Phrase — setzt man dafür aber das Gleichgewicht

Digitized by Google

zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland, so hat man ungefähr dasjenige, was die Philosophen die causa movens nennen. Bei der Theilung der Machtsphären ist Rußland unzweifelhaft übel fortgekommen. Oesterreich-Ungarn ward maßgebend im Belgrader Concert, und in Bulgarien spuckte England den Russen in die Suppe. Warum nun das russische Beharren auf dem Berliner Vertrage und dem Status quo ante? Weil man erst mit dem englischen Einflusse in Sofia, Philippopel und vielleicht auch am Goldenen Horn aufräumen will, bevor man sich zu einer neuen Politik entschließt. Und warum andererseits die Zustimmung Oesterreich-Ungarns zu den russischen Forderungen? Weil man in Wien äußerlich an der Entrevue der drei Kaisermächte festzuhalten wünscht, weil man sich des serbischen Volkes bei Weitem nicht so sicher fühlt wie des serbischen Hofes, weil man endlich darin mit Petersburg einig ist, daß der unbequeme dritte Gast, der sich wiederum mit an den Tisch zu setzen Miene macht — der Engländer — ein höchst überflüssiger Compagnon ist.

Das hatte man sich in Wien nach dem Berliner Congresse sehr gut ausgedacht, daß die Occupation Serbiens und der Herzegowina gesichert werden müsse durch die Erweiterung des österreichischen Einflusses auf Serbien. Und Baron Haymerle, der damalige Minister des Aeußeren, ging sachte, aber energisch an das Werk, die Verstimmung benützend, welche zwischen Deutschland und Rußland, zwischen Rußland und Serbien bestand. König Milan war nicht schwer zu gewinnen; er kam nach Wien, das ihm sozusagen auf dem Wege liegt, wurde wiederholt mit großen Ehren aufgenommen, setzte sich später in eine sehr verlockende Beziehung zur Länderbank — kurz, er verwandelte sich bald genug in eine österreichische Schachfigur, die man eventuell in dem Spiele mit Rußland vortheilhaft verwenden konnte. Das Bündniß mit Deutschland that dazu überdies das Seinige, um die Autorität Oesterreich-Ungarns zu kräftigen. Dann versöhnte man sich zwischen Berlin und Petersburg, nahm dem Wiener Cabinete, dessen Leitung inzwischen Graf Kálnoky übernommen hatte, jede Möglichkeit einer Separatverständigung mit Rußland, arrangirte Skierniewice und Kremsier, wo die Theilung der Machtsphären mit freundschaftlichen Küssen besiegelt wurde. Aber unterdessen war John Bull conservativ geworden, d. h. er wollte nicht ferner beiseite stehen, während Oesterreich-Ungarn und Rußland die türkische Artischocke blattweise verzehrten, und er zündete das kleine Revolutionsfeuer in Philippopel an, von welchem die Funken bis nach Serbien hinüberstoben.

Nun sind die direct betheiligten Mächte wieder in Bewegung, sie sagen sich noch immer die größten Freundlichkeiten, fühlen sich noch immer als Mitglieder des europäischen Concerts, aber was sie zusammen spielen, das ergibt keine Harmonie. Denn während sie in ihre Instrumente hineinblasen, denken sie an ganz Anderes; Rußland daran, daß es Bulgarien mit dem Fürsten Alexander, auch ohne ihn, um jeden Preis wieder unter seinen Einfluß zurück bekommen muß, Oesterreich-Ungarn, daß ihm die mühsame und kostspielige serbische Acquisition und mit ihr der sichere Besitz der occupirten Provinzen aus den Händen entgleiten könnte, England, daß es, um am Goldenen Horn zu seiner alten Position zu gelangen, sich als richtunggebend in Sofia zu erweisen und der möglichen Vorschiebung Oesterreichs nach Salonichi entgegenzuwirken habe.

Wer soll diesen Riß, den das europäische Concert bekommen hat, repariren? Bismarck und immer wieder Bismarck. Er ist ja der Unparteiische, der Nichtinteressirte, der bei all dem Wirrwar nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hat. Und allerdings, wie lästig auch diese diplomatische Flickarbeit an dem orientalischen Problem sein mag, sie zu verrichten ist Niemand berufener als der deutsche Staatslenker. Nur hat auch er sich zu fragen, ob es mehr in Deutschlands Interesse liege, daß Rußland oder daß Oesterreich-Ungarn mit der deutschen Vermittlung zufrieden sei. Das ist aber in Wirklichkeit die Alternative. Oesterreich-Ungarn würde es als eine schwere diplomatische Niederlage empfinden, wenn König Milan unbereichert aus dem bulgarischen Feldzuge heimkehrte, schon deshalb, weil das serbische Volk, das ohnehin mit Oesterreich nicht sympathisirt, seinem Könige gegenüber Recht behalten hätte. Rußland aber muß ganz umgekehrt darauf bedacht sein, daß König Milan, außer Stande, einen bulgarischen Bissen zu verschlucken, enttäuscht und der österreichischen Vormundschaft überdrüssig nach Belgrad zurückkomme. Wem wird es recht gemacht werden? Die Phrasen von dem Status quo ante, von dem Gleichgewichte auf der Balkanhalbinsel, von der Selbstbestimmung der Balkanstaaten sind nichts als Stichworte der allgemeinen Verlegenheit. Denn mit dem Status quo ante ist nicht viel geholfen, das Gleichgewichtsprincip darf den unmündigen Balkanstaaten gegenüber gar nicht zugestanden werden, zur politischen Selbstbestimmung aber ist der Bulgare wie der Serbe grade so reif wie etwa der Türke zum Constitutionalismus. Da wird denn Fürst Bismarck wohl wieder etwas Neues finden müssen, um dem europäischen Frieden abermals eine Galgenfrist zu schaffen. Auf wie lange, das liegt nicht in seiner Hand. Aber es ist schon genug, daß er es überhaupt vermag, und wenn man die Thatsache so recht würdigen will, daß es gottlob ein mächtiges, maßgebendes, friedliebendes deutsches Reich gibt, so braucht man nur nach der Balkanhalbinsel hinabzublicken. Dort zeigt es sich, was es bedeutet, daß nicht Rußland und nicht Oesterreich-Ungarn der Welt ihren Willen dictiren können.

Die Zerstückelung Frankreichs.

Von Hermann Michael Richter.

Herr John Lemoinne ist bekanntlich einer der geistreichsten Mitarbeiter des „Journal des Debats". Er bethätigt dies unter Anderm durch das Bestreben, bei Besprechung deutscher Dinge und Persönlichkeiten den Rest der Bitterkeit, der seit 1870 in seinem wie fast in allen Franzosenherzen zurückgeblieben, so weit als es ihm möglich ist, niederzukämpfen, und man muß gestehen, daß es ihm ziemlich oft gelingt. Es wäre nur zu wünschen, daß man auch auf unserer Seite diesem Beispiele stets und überall zu folgen bestrebt wäre. Trotz dieser löblichen Bemühungen aber bricht natürlich auch bei jenem so verdienstvollen Schriftsteller der Groll noch oft genug hervor, und so hat er denn auch kürzlich, bei Besprechung des Carolinenstreits, sich nicht enthalten können, von dem démembrement de la France, der Zerstückelung Frankreichs, zu reden, und darüber Klage zu führen, daß zur Zeit, als dieses Attentat geschah, keine der andern Mächte sich im mindesten darum bekümmert habe.

Wir erinnern uns, behaupten gehört zu haben, daß gewisse Heißsporne unserer Nation im Jahre 1815 allen Ernstes verlangt hätten, den endlich unterworfenen Revolutionsherd in eine Anzahl Theile zu zerlegen und ihn so für alle Zeiten unschädlich zu machen; und auch unter den Kannegießern unserer Tage kann man diese herrliche Idee zuweilen noch mit Behagen besprochen hören; aber daß von einem Staatsmanne oder von irgend einem Menschen, der auch nur die Hauptzüge der Entwickelung der Völker kennt, je einem solchen Gedanken Raum gegeben worden, ist ein Irrthum, der nicht größer gedacht werden kann. Warum daher in einem Tone von Dingen reden, der nur dazu geeignet ist, die Vorurtheile der Menge zu verewigen?

Wir sagen Vorurtheile. Herr John Lemoinne weiß sehr wohl, daß Frankreich im Jahre 1871 nicht zerstückelt worden ist. Denn die Abtrennung jener beiden ursprünglich deutschen Provinzen eine Zerstückelung Frankreichs zu nennen, ist ein lapsus linguae, der einem Manne, wie der eben genannte, kaum zu verzeihen ist. Von dem Urfranzosen freilich ist selbst auch nur die geringste Geschichtskenntniß nicht zu verlangen; anders aber von einem politischen Schriftsteller. Dieser weiß, oder sollte doch wissen, daß diese zwei Provinzen acht Jahrhunderte lang ununterbrochen zu Deutschland gehört haben, und daß gewisse Theile derselben erst durch die Revolution mit Frankreich vereinigt worden sind. Daß der patriotische Franzose den Verlust tief beklagt, wer dürfte ihm das vor-

Digitized by Google

werfen? Ebensowenig darf man den Elsässern, oder vielmehr dem französisch erzogenen Theile derselben, ihre Anhänglichkeit an „das schöne Frankreich" verübeln. Was war Deutschland, als diese deutschen Gebiete von dem gemeinsamen Vaterlande abgerissen wurden? Eine unorganisirte Masse kleiner, keines öffentlichen Geistes fähiger Territorien, der Spott des Auslands, zertreten von jedem Nachbarn, dem darnach gelüstete. Mit Frankreich vereint dagegen haben auch diese in jenen unglücklichen Zeiten dem gemeinsamen Vaterland entrissenen und nun wieder mit demselben vereinigten Provinzen den Glanz der Regierung Ludwig's XIV., den Ruhm der französischen Literaturperiode, der Revolution und des Kaiserreichs mit durchlebt, haben sich an den Strahlen dieser Ruhmessonne gewärmt und sind unter ihrem Einflusse herangewachsen: und diese Leute sollten innerhalb eines halben Menschenalters alle ihre alten Erinnerungen zu verleugnen gelernt haben? Aber der Kern der Lande ist deutsch, und keine Art der Sophistik wird diese Thatsache ändern können.

Nicht Frankreich ist zerstückelt worden, aber Deutschland ist so lange zerstückelt gewesen, ein Manövrirfeld für die französischen Heere, ein Tauschobject für die französische Diplomatie, daß den französischen Politikern dieser Zustand gleichsam wie der Eckstein des europäischen Gleichgewichts erschien, ja ihnen heute noch wie ein entschwundenes, stets zurückgesehntes Ideal erscheint. Außerordentlich interessant, wie dieser Stand der Dinge, im Anfang seines Werdens, vor nun bald einem halben Jahrtausend, von einem französischen Prinzen angesehen wurde.

Als nämlich König Wenzel von der Mehrzahl der Kurfürsten abgesetzt (20. August 1400) und Ruprecht von der Pfalz an dessen Stelle erhoben worden war, mit jeder neuen Wahlcapitulation aber die Unmacht des Kaisers vermehrt, die Zerstückelung des Reichs weiter getrieben wurde, da fingen die deutschen Fürsten bereits an, sich um mehr oder minder hohe Hilfsgelder den Franzosen zu verkaufen. Eben dies hatte im Jahre 1402 auch Markgraf Bernhard von Baden gethan, der für 2000 jährlicher Goldgulden dem Herzog Ludwig von Orleans, Königs Karl VI. von Frankreich Bruder, seine Gefolgschaft versprochen hatte. Dieser Prinz nun war ein in allen Stücken würdiger Vorgänger der heutigen Pariser Chauvins. Er hatte sich eben von dem Markgrafen Jobst, dem Bruder des abgesetzten Wenzel, das Herzogthum Luxemburg abtreten lassen, und seine weiteren Absichten auf Deutschland sprach er ganz offen in folgenden Worten aus: Daz tüsche Lant gehorte hie vor an die Krone zue Frankenrich. Her umbe wolte er es wider gewinnen an die Krone zu Frankenrich und gap dem Markgrosen von Baden und ettelichen anderen Herren gros Guet, daz sie ime gelobent und swuerent beholfen zu sinde. Stälin: Wirtembergische Gesch. III. nach Mone Quellensamml.

Und hatte etwa der Prinz nicht Recht? Gewiß eben so sehr, wie ein Deutscher Recht hätte, wenn er behaupten wollte, daß Frankreich zu Deutschland gehöre, da es einstens dazu gehört habe. Wir sprechen hierbei nicht von Burgund, noch vom Arelat, sondern davon, daß, wie die deutschen Stämme von Frankreich aus zu einem Reich vereinigt worden sind, die Führer dieser großen civilisatorischen Arbeit, die Merowinger und Karolinger, Deutsche waren, welche mit der Kraft deutscher Gefolgschaften bekanntlich das altrömische Gallien erst zu Frankreich gemacht haben. Aber warum von solchen Dingen reden, die kaum in einer Schülerarbeit verzeihlich wären? Wir erlaubten es uns nur deshalb, weil der Ausdruck von dem démembrement ganz in dieselbe Kategorie gehört.

Zum Schlusse dieser vielleicht schon zu langen Auseinandersetzung nur noch einige Worte aus den Souvenirs littéraires von Maxime Du Camp, und zwar aus dem höchst interessanten Briefe desselben an Flaubert, den Schreiber dieses schon in einem früheren Aufsatze in dieser Zeitschrift angeführt hat.

Flaubert war einer jener enthusiastischen Franzosen, die nicht glauben konnten, daß ein französisches Heer vor einem deutschen die Fahnen senken könnte. Als daher Niederlage auf Niederlage seinen Glauben endlich doch wankend machten, wandte er sich an seinen Freund Maxime Du Camp, um dessen Meinung zu hören, womöglich Trost bei ihm zu holen. Dieser war eben aus Deutschland zurückgekehrt, wo er, nicht ohne tiefe Bewegung, das erste Aufflammen des Nationalgeistes gesehen hatte; und diese Bewegung war bei ihm, nach seiner Ankunft in Paris, nachdem er da den Leichtsinn des Volkes und die Unwissenheit einflußreicher Staatsbeamten geschaut hatte, zu einem ahnungsvollen Schreckbild geworden. Am 19. September 1870, somit an dem Tage, an welchem die deutschen Heere Paris einzuschließen begannen, antwortete er seinem Freunde. Der ganze Brief ist höchst interessant, wir geben aber hier nur die Worte wieder, mit denen der Verfasser seine Meinung darüber abgibt, wie etwa das drohende démembrement abzuwenden wäre.

„Wenn die Stadt (Paris) ihr letztes Stück Brod gegessen, wenn der letzte Arbeiter den letzten Bourgeois, oder dieser den letzten Arbeiter getödtet haben wird, so wird man zum Rückzug blasen und wird capituliren. Werden wir das Elsaß und Lothringen verlieren? Ja, wenn wir nicht einen wirklichen (sérieux) Staatsmann haben; nein, wenn ein Mann, welcher Deutschland genau kennt, die Unterhandlung in die Hand nimmt. Die Festungswerke von Metz, Straßburg und jenes Festungsgürtels, den wir an der Grenze haben, niederzureißen und die Provinzen zu retten: dies ist das Ziel, das wir zu erreichen suchen müssen. Oder auch, anstatt dieser Provinzen unsere Colonien anbieten, nach dem Grundsatz, daß es besser ist, sich die Haare abschneiden zu lassen als den Kopf. Trotz seines Reichthums erstickt Deutschland, weil es das Meer, den Ocean nicht hat; es vermag seine eigenen Producte nicht zu verzehren, die es nur schwer an den Mann bringt; es ist zu klein für seine Volksmenge, die nach Amerika auswandern muß. Man kann es daher ernstlich dadurch zu verführen suchen, daß man ihm unsere Colonien in den Antillen und unsere Stationen in Hindostan anbietet. Wenn es darauf eingeht (und ich glaube, daß man es hierzu bringen kann), so wird es eine Seemacht ersten Ranges werden wollen, und dann hat es sich mit England auseinanderzusetzen."

Literatur und Kunst.

Wiener Brief.

Von D. Spitzer.

(Wereschagin. Wie ein Ministerium entsteht und vergeht.)

Unsere an den Tagen, an welchen keine Sitzung des Gemeinderathes stattfindet, so friedfertige Stadt ist in dieser Woche durch den lauten Jammer der geschätzten Clerisei in große Aufregung versetzt worden. Den Anlaß zu diesem beängstigenden Wehgeschrei bot ein bösartiges Bild in der von dem russischen Maler Wereschagin veranstalteten Ausstellung seiner Gemälde im Künstlerhause. Bekanntlich hat ein französischer Untersuchungsrichter den Rath gegeben, bei einer strafbaren Handlung vor Allem zu fragen: Où est la femme? Und da wir schon seit Langem gewohnt sind, diesen Rath auch bei Bildern zu befolgen, die Sensation erregen, riethen wir auch bei dem Gemälde Wereschagin's sofort auf ein weibliches Wesen, das die unziemliche Neugierde durch den Mangel jeder Bekleidung gerade an den anzüglichsten Stellen verschuldet haben werde.

Es ist gar nicht lange her, daß in Berlin, anläßlich des Processes des Malers Graef, der beschuldigt war, das Modell für sein „Märchen" gründlicher studirt zu haben, als es die Wahrheit eines Märchens erfordert, ein erbitterter Streit über die Berechtigung der Sinnlichkeit in der Kunst geführt wurde. Die Berliner Kritik ergriff, obwohl sie in literarischen Dingen eher etwas frauenzimperlich ist, für den Künstler Partei; der Staatsanwalt, der denselben angeklagt hatte, suchte sich gegen die auf ihn gerichteten Angriffe durch eine Broschüre zu wehren, und ein großer Theil der Berliner Künstler, denen der Staatsanwalt noch immer lieber ist, als die Kritik, drückte Jenem in

Digitized by Google

einer Adresse ihre Zustimmung aus und verzichtete großherzig auf jedes Vorrecht des Künstlers, sich durch eine Extra-Sinnlichkeit auszuzeichnen.

Bei dem Bilde Wereschagin's handelt es sich jedoch, obwohl dasselbe so unliebsames Aufsehen erregt, Gott sei Dank nicht um einen indecenten, sondern leider Gottes sogar um einen irreligiösen Gegenstand. Der Künstler hat nicht etwa eine Tochter Eva's im decolletirtesten Sinne dieses Wortes zu malen gewagt, sondern eine heilige Familie, die durch die ungewöhnlich große Zahl ihrer Mitglieder den an ein bescheideneres Ausmaß gewöhnten Gläubigen zu verletzen geeignet ist. Und indem Herr Wereschagin sich für diesen Familienzuwachs in seinem Cataloge auf den Evangelientext berief, hat er selbstverständlich auch die Entschuldigung verwirkt, daß er sich etwa nur in der Hitze des Malens verzählt habe. Das Bild blieb aber trotzdem lange Zeit unbeachtet, denn das Interesse des Publicums, das die Ausstellung besuchte, wurde weit mehr durch die anderen Gemälde erregt. Während die pompösen Massenhinrichtungen die Liebhaber einer ausgiebigen Gänsehaut fesselten, zogen die fremdartigen asiatischen Rassen den etwas verwöhnten Menschengourmand an, und erfreuten die dargestellten Bauwerke, wie der Kreml in Moskau und die zahlreichen Moscheen, alle Diejenigen, welche die Zwiebeln nicht nur im Rostbraten lieben, sondern auch in der Architektur.

Erst als die armen Schwarzen anfingen, sich blaß zu ärgern, als es bekannt wurde, daß der wohlwollende Erzbischof von Wien vergeblich die Entfernung des Bildes verlangt hatte, und daß von den Jesuiten in der Universitätskirche eine Sühnmesse abgehalten worden sei, zogen die Neugierigen in förmlichen Processionen nach dem Künstlerhause, und alle die früher erwähnten Freunde von Gänsehäuten, Zwiebeln und einem picanten Physiognomien-Pilaw umdrängten jetzt ausschließlich das gottlose oder vielmehr in Anbetracht der Fülle von göttlichen Personen das gottvolle Bild. Wohl warnte nunmehr der Erzbischof selbst vor dem Gemälde in dem Diöcesanblatte, und dasselbe hatte auch, nach den verschlafenen Blicken der Leser desselben zu schließen, seine Wirkung nicht verfehlt. Leider aber suchten sich diese durch den Anblick des gefährlichen Bildes wieder zu ermuntern, denn die Zahl der Besucher stieg fortwährend. Sehr viel hat freilich die Wiener Zeitung dazu beigetragen, daß die Warnung des Erzbischofs fruchtlos blieb, denn während früher das amtliche Blatt die „Wereschagin-Ausstellung" angezeigt hatte, ließ es gleich vom Tage des Erscheinens der erzbischöflichen Mahnung an den Namen des russischen Malers weg und brachte nur mehr die Anzeige „Ausstellung im Künstlerhause", so daß das Publicum glauben mußte, das Künstlerhaus sei bereits von allen russischen Bildern gesäubert, und verleitet wurde, dasselbe nunmehr, da alle Gefahr vorüber sei, zu besuchen. Wir aber glauben, das officielle Blatt möge, wenn es schon dem Clerus nicht hold ist, diesem offen entgegentreten, aber doch nicht in so kleinlicher, fast möchten wir sagen, perfider Weise, dessen Bestrebungen zu vereiteln suchen.

Wenn wir jedoch diesen Rache-Act der Wiener Zeitung auch nicht entschuldigen können, so begreifen wir ihn doch, denn die clericale Partei war es ja hauptsächlich, die den Sturz eines der ältesten Mitglieder des Ministeriums Taaffe, des Unterrichtsministers Baron Conrad, verschuldet hat. Ach, dieses Ministerium ist schon längst ganz morsch, ein Minister nach dem andern bröckelt langsam ab, und es beschleicht uns die bange Sorge, daß die Tage des Grafen Taaffe selbst gezählt sein könnten. Ich habe auch in dieser Woche, um dieser Regierung schon bei Zeiten das Maß für einen gut gefütterten Nekrolog zu nehmen, den Jahrgang der „Neuen Freien Presse" nachgelesen, in dem erzählt wird, daß der damalige Statthalter von Tirol ein Ministerium zu bilden unternommen habe. Ich weiß nicht, warum ich über diese Vorgeschichte niemals etwas geschrieben habe, aber ich glaube, daß sie heiter genug ist, um noch immer erzählt werden zu können, und um so eher, da die Ansicht des Grafen Taaffe über Minister-Pensionen, die ich im Verlaufe meines Berichtes mittheilen werde, von actuellster Bedeutung ist.

Graf Taaffe also war von Innsbruck mittelst Schnellzuges nach Wien gereist, um ein neues Ministerium zusammenzutrommeln, kehrte aber, nachdem Niemand seiner Einladung gefolgt war, in das Land der Glaubenseinheit und der wegen ihres Aromas weit wohlschmeckenderen Tiroler Aepfel zurück. Er hatte sich die Bildung eines Ministeriums lange nicht so schwierig vorgestellt und deshalb sein Werbebureau im Gasthofe „zur Stadt Frankfurt", drei Treppen hoch, aufgeschlagen. Er hatte sich anfangs ganz wohlgemuth aus seiner Wohnung auf die Straße begeben, auf den belebteren Kreuzungspunkten seine Aufstellung genommen und Vorübergehende, die der feineren Leibwäsche nach den besseren Ständen anzugehören schienen, unter nichtssagenden Vorwänden eingeladen, ihn in seinen Gasthof zu begleiten. Er hatte dabei mit den Augen geblinzelt oder mit der Zunge geschnalzt, dann aber den Irregeführten, die erwartet hatten, ein opulentes Frühstück vorzufinden, nichts als ein Minister-Portefeuille angetragen, so daß es oft zu den lärmendsten Auftritten in dem sonst so ruhigen Gasthofe gekommen war und die anderen Passagiere, durch dieses Treiben beunruhigt, damals ernstliche Beschwerde bei dem Gasthofbesitzer geführt haben sollen. Man braucht gerade kein anspruchsvoller Mensch zu sein, aber wenn man drei Treppen erstiegen, athemlos das Ziel erreicht, auf dem Sofa Platz genommen hat und nun den Gastgeber erwartungsvoll ansieht, ob er Einem Austern mit Chablis oder aber Wildschweinskopf mit Porterbier anbieten werde, muß man wohl fuchsteufelswild werden, wenn dieser dem Besucher die Frage vorlegt, ob er lieber Cultus mit Unterricht oder Handel ohne Alles haben möchte.

Selbstverständlich war es auch für den Grafen Taaffe keine Kleinigkeit, immer wieder Minister suchen und so im Tage vielleicht dreißigmal die drei Treppen steigen zu müssen. Auch versicherten Solche, die in Rasselgeräuschen einige Erfahrung besaßen, daß sich der Herr Graf bereits an dem ernstlichen Vorabend einer Lungenschwindsucht befunden habe. Wenn er nicht bald unverrichteter Sache abgereist wäre, so würde er vielleicht in eine langwierige Correspondenz mit dem Retter der leidenden Menschheit, Herrn Hoff, verwickelt worden sein, um diesen zu ersuchen, ihm neuerdings ein Dutzend Flaschen seines unübertrefflichen Malzextracts zu senden, da schon nach den ersten zwölf Flaschen seine Athemnoth, die ihn bereits gehindert hatte, den Schattentanz aus der „Dinorah" wie früher jeden Morgen beim Anziehen der Stiefel, zu singen, verschwunden sei.

Obwohl die Mathematik in Tirol zu den Hilfswissenschaften der Freimaurerei gerechnet und daher von den Capuzinern nicht gerne gesehen wird, schien es doch, daß sich der damalige Statthalter dieses unverdorbenen Ländchen in seinen Mußestunden mit höheren mathematischen Studien befaßt hatte. Denn einem der Redacteure der „Neuen Freien Presse", der ihn besucht hatte, um ihn in möglichst schonender Weise zu interviewen, und der die Unterredung auch damals in diesem Blatte genau wiedergab, gestand er, daß er kein provisorisches Ministerium bilden wolle, und zwar, so spießbürgerlich dies auch klingen möge, aus Rücksicht für die Finanzen, da viertausend Gulden die kleinste Minister-Pension sei, also capitalisirt eine Belastung des Budgets mit 80,000 Gulden bilde. Diese Rechnung soll nach der Aussage gewiegter Fachmänner, deren Urtheil ich eingeholt habe, ganz richtig sein, und sie haben mir bestätigt, daß 80,000 Gulden, falls man sie nicht in Credit-, Escomptebank-Actien oder sonst einem stärkeren Defraudationen unterliegenden Papiere anlege, in der That bei einem Zinsfuße von fünf Procent eine Minister-Pension von 4000 Gulden jährlich abwerfen. Nun aber sind seit dem Bestande des Ministeriums Taaffe nicht weniger als acht Minister aus demselben ausgeschieden, und zwar die Herren von Stremayr, Horst, Korb, Kremer, Streit, Kriegsau, Chertek und neuestens der Unterrichtsminister Baron Conrad. Es ist daher, da von diesen vier pensionirt wurden, das Budget mit 320,000 Gulden belastet worden.

Ich finde es aber durchaus nicht „spießbürgerlich", wie Graf Taaffe sich damals ausdrückte, zu behaupten, daß sich für 320,000 Gulden eine bessere Verwendung finden ließe, als sie in Minister-Pensionen anzulegen. Ich wenigstens weiß keinen Grund, weshalb man gerade die Unfähigkeit in dieser Branche

Digitized by Google

durch derartige Staatsprämien aufzumuntern versuchen sollte, und weshalb man einen Minister, wenn er auch nur vier Wochen unbrauchbar war, bis an sein Lebensende versorgt. Es wäre denn, man ginge von der Ansicht aus, daß Einer, wenn er schon nicht einmal als Minister etwas tauge, sich in einem andern Berufe noch schwerer fortbringen werde. Die Zeiten sind viel zu schlecht, als daß wir uns den Luxus immer neuer Minister erlauben könnten, da sonst unser Budget bald mit einer Million belastet sein würde. Wenn aber die Spießbürger wirklich so gesunde Ansichten hätten, wie Graf Taaffe besorgte, dann könnten wir nur wünschen, daß nicht mehr länger experimentirt, sondern endlich, da wir uns bereits eines „Bürger-Ministeriums" erfreuten, ein Spießbürger-Ministerium berufen würde.

Herder.*)

Von Moritz Carriere.

Der lange erwartete Abschluß von Haym's Herderbuch ist endlich da, mit großen Erwartungen nehmen wir ihn in die Hand, mit voller Befriedigung und herzlichem Dank für den Verfasser erfreuen wir uns seiner. Herder auf der Höhe seines Wirkens, die ersten zehn Jahre in Weimar, in welchen der Geist der hebräischen Poesie und die Ideen zur Philosophie der Geschichte geschrieben wurden, und die Freundschaft mit Goethe für beide Geisteshelden die schönsten Früchte trug, dann die theologischen Schriften, der Bruch mit Goethe, der vereinsamte Lebensabend, die steigende Verbitterung des edlen Mannes, sein Kampf mit Kant, seine Lobreden für die Vergangenheit gegenüber den neuern Meisterwerken der Poesie und Philosophie ziehen an uns vorüber, und mit Wehmuth erfüllt uns der Contrast dieses Alters mit der sturm- und drangvollen Jugend, die Haym im ersten Band geschildert hat. Ich habe über den beiden Hälften desselben bei ihrem Erscheinen berichtet, die hohen Entwürfe betrachtet, die den Jüngling beseelten, die elektrischen Schläge, die der Mann ertheilte, wenn er überall auf das Eigenartige und Volksthümliche drang, wenn er die Poesie der Bibel wie des Homer oder Ossian feierte, Volkslieder sammelte, von Hamann wie von Lessing angeregt, bald einer seichten, nüchternen Aufklärung den Krieg erklärte und bald mit kühnen, freien Ideen einen neuen Lichtaufgang verkündete, überall den geschichtlichen Sinn weckte und aus den Gährungen seines Gemüths sich selber zur Klarheit emporarbeitete, Empfinden und Denken, Glauben und Wissen in Einklang zu setzen trachtete. Das ist ihm nun auf seine persönliche Weise gelungen.

Haym entwickelt die Bedeutung der Herder'schen Ideen über Natur und Geschichte, die Art und Weise wie er sich in Spinoza vertiefte und ihn nach dem eigenen Wesen umbildete, wie er dem kirchlichen Dogma gegenüber auf den frischen Quell von Jesu eigenen Worten und auf die biblische Geschichte verwies, wie er diese mit kritischem Sinn auffaßte, der Phantasie, dem Mythus ihr Recht wahrte, die religiöse Wahrheit für die Gesinnung und das Gemüth klar machte. Haym zeigt uns dann, wie Herder Kant gegenüber auf einmal seine Stellung änderte, wie er, statt sich in den Umkreis der Stärke seines Lehrers zu stellen und aus so manchen Gedanken desselben die eigene Ueberzeugung zu entwickeln, vielmehr diese in schroffen Gegensatz zur Kritik der reinen Vernunft und der Urtheilskraft stellte, aus dem Zusammenhang gerissene Sätze mit Heftigkeit angriff, und so weder dem Gegner gerecht wurde, noch die eigene Weltanschauung ruhig und zusammenhängend entwickelte. Bewährt sich in allen diesen Partieen Haym als ein selbstständiger Denker und Kenner der Philosophie, den man vertrauensvoll folgen mag, so ist er andererseits im Besitz des gedruckten und ungedruckten Materials, um uns die persönliche Entwickelung Herder's und seine Beziehung zu den Menschen, mit welchen er lebte, treu und ausführlich darzulegen. Die Weise der neuern Behandlung der Literaturgeschichte wirkt bei ihm zusammen mit dem großen Sinn für den Wahrheitsgehalt und Werth der Schöpfungen Herder's, und so ist es ihm gelungen, ein Buch zu schreiben, wie wir so vielseitig und vollgenügend noch keines über einen anderen unserer großen Denker und Dichter haben. Wir behalten das amtliche Wirken Herder's in der Leitung des Weimarer Kirchen- und Schulwesens, neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit im Auge; wir sehen die Kämpfe, die Hemmungen und Förderungen des seltenen Mannes auf diesem Gebiet, und wir werden an seine häuslichen Verhältnisse, Schulden, die ihn drücken, körperliche Leiden, die ihn plagen, eindringlich gemahnt, um die Stimmungen und Verstimmungen zu verstehen, die aus seinen literarischen Werken uns räthselhaft anblicken. So wächst unser Mitgefühl für den Menschen mit der Einsicht in seine Leistungen. So lernen wir die Fehler Herder's als die Kehrseiten seiner Tugenden, seine Schuld im Zusammenhang mit seiner Größe kennen. Sein sittlicher Adel, sein religiöser Geist, sein geistliches Amt bringt ihn in Widerspruch mit dem sinnenfreudigen Leben und der Theaterlust Goethe's wie des Herzogs in den neunziger Jahren; seine Forderung, daß die Poesie dem nationalen Inhalt, den höchsten Ideen einen Ausdruck gebe und die Erzieherin des Volkes zum Guten und zur Freiheit sein soll, läßt ihn den Werth der Form verkennen, auf deren Vollendung zur Schönheit nur Schiller und Goethe gerichtet waren, läßt ihn die Abwendung vom Leben der eigenen Zeit in eine gräcisirende Idealwelt verwerfen, in welcher doch damals allein jene Meisterwerke reifen konnten; sein Erfassen des ganzen Menschen nach Natur und Geist mit allen Gemüthskräften läßt ihn übersehen, wie nothwendig für die Wissenschaft die begrenzende Betrachtung der Sinnlichkeit und Vernunft, die Unterscheidung von Trieb und Pflicht sei. Seine feinfühlige Reizbarkeit leitete ihn in der Kunst zur eindringenden Erkenntniß, führte im Leben zu Verstimmung und kränkenden Ausbrüchen derselben. Er erhebt sich über Sorgen und Leiden in das Reich der Ideen, in die Anschauung der größten und edelsten Gestalten der Menschheit, aber diese Sorgen, diese Leiden dringen hinein in sein Schaffen und Bilden, die Galle der kranken Leber vergällt ihm die Freude daran, bittere Erfahrungen verbittern ihn gegen die Welt, und so mochte Goethe von dem früh gealterten Jugendfreunde sagen: Man sei nicht zu Herder gekommen, ohne sich seiner Liebenswürdigkeit zu erfreuen, nicht von ihm gegangen, ohne verletzt zu sein. In der Jugend verglich Goethe das bissige Dreinfahren Herder's dem härenen Tuch, dessen Reiben nach dem Bade uns wohlthut, im Alter ward der Widerspruchsgeist, der ursprünglich den Fortschritt des deutschen Lebens angeregt und gefördert, zu einem Kampf gegen Errungenschaften, welche Herders Thaten überflügelten; zwar waren sie etwas anders, als er sie gewollt, darüber verkannte er ihren eigenthümlichen Werth. Darüber ist er vereinsamt. Aber leidend hat er seine Schuld gesühnt, und seine Größe sichert ihm die Unsterblichkeit.

Herder's Einzug in Weimar, seine Beziehungen zu den Männern und Frauen werden nun von Haym ausführlich dargelegt. Goethe hatte die Berufung des Freundes durchgesetzt, er hatte alsbald mehrfach für ihn einzutreten, und Herder schrieb nach auswärts: „All die Geschichten über Weimar sind grunderlogen. Der Herzog ist ein Jüngling, der frei und fest in die Welt sieht, voll Güte und Liebe. Goethe ist hier zu sehr edlen Zwecken." Von ihm selber fabelte man, daß er in Stiefeln und Sporen zur Kirche reite ꝛc. Seine erste Predigt gewann ihm die Herzen und schlug das Gerede nieder, daß er kein Christ sei. Aber er hatte nicht blos zu predigen, sondern auch die Kirche und Schule zu verwalten und sah sich in der Mitte von Amtsgenossen, die am Alten hielten und sich von ihm gedrückt fühlten, ihm widerstrebten, und von Goethe und dem Herzog, die sich um weltliche Dinge mehr, als um theologische kümmerten, und so ward er früh nach beiden Seiten hin verstimmt. Einmal mochte er sagen: „Mich treibt und drückt hier nichts als mein innerer Mensch", — aber hundertmal schmähte er die Andern, und so

*) Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. (Zwei Bände. Berlin, Gärtner.)

Digitized by Google

begann er zu vereinsamen, während die Herausgabe vorbereiteter Werke, wie die „Plastik", zeigte, daß der Schriftsteller zu größerer Ruhe und Klarheit kam. Es war Goethe, der die Verstimmung brach; er forderte den Freund zu einer offenen Mittheilung auf, er billigte die reformatorischen Pläne desselben über die Schule, gewann den Herzog dafür, und Herder sah nun wieder in Beiden die gute Seite ihres Wesens. Er veröffentlichte sein Denkmal auf Lessing und schloß sich diesem wieder enger an, während er sich von Lavaters Schwärmereien entfernte; er gewann wieder Preisaufgaben, er schrieb eines seiner classischen Werke: Vom Geist der Hebräischen Poesie. Er sicherte ihr den eigenthümlichen Werth neben der Griechischen und Römischen, er betrachtete das alte Testament frei und kühn vom ästhetischen Standpunkte und betonte doch stets den edlen Gehalt in den Psalmen und Propheten. Wie Winckelmann verbindet Herder ästhetische und geschichtliche Behandlung und schafft gleich diesem ein bahnbrechendes Werk. Haym bemerkt, wie das ganze Werk aus Uebersetzungsversuchen des Hohen Liedes und anderer Gesänge ähnlich hervorgewachsen, wie das Winckelmann'sche aus der Schilderung der Statuen des Apollo, des Laokoon, des Hercules. Er fährt fort: „Während bei Lessing die eigene dichterische Leistung der vorangegangenen kritischen Betrachtung bestätigend und als praktische Rechenprobe folgt, so ist bei Herder die Theorie das Ergebniß der mit- und nachbildenden Thätigkeit. Jener ermittelt durch scharfsinnige Analyse die Gesetze einer Gattung, um sie sofort in freier Kunstübung selbst zu befolgen; dieser bemächtigt sich durch sympathetische Reproduction der nationalen oder individuellen Eigenart einer poetischen Erscheinung, um sie sofort wie ein Eingeweihter zu schildern, ihren Geist und ihre geschichtliche Bedingtheit darzulegen."

Herder gab nun auch die früher schon gesammelten Volkslieder heraus. Haym sagt treffend von dieser Thätigkeit: „Daß das Erstorbene wieder lebendig werde, dahin richteten sich die Bestrebungen Herder's auf allen Gebieten. Den Abstractionen einer blos rechnenden Philosophie, den hohlen Formeln der Orthodoxie wie den Oberflächlichkeiten der Verstandstheologie, dem Mechanismus des Staatslebens, der nachahmenden und der todten Letternpoesie, der sich selbst zum Zweck habenden Aufklärerei des Jahrhunderts setzt er die Forderung des Concreten, des Innerlichen, des Bedeutenden, des Kraft- und Gehaltvollen entgegen."

Oft klagte Herder, wenn er über Kirchenrechnungen und Consistorialacten saß, daß ihm keine Zeit zu freier schriftstellerischer Thätigkeit bleibe, und dann wieder, wenn es ihm vorkam, daß er für ein undankbares Publicum schrieb, so machte er sich Vorwürfe, daß er die Zeit dazu anderen nothwendigeren Arbeiten stehle; wir bewundern die Elasticität des Geistes, der aus den Geschäften des Tages in Feierstunden der Muße sich zu den höchsten Ideen emporschwang und sie mit aller Wärme des Herzens darstellte. Die Pflichten seines Amts selbst glaubte er zu erfüllen, als er die theologischen Briefe schrieb, die den Studirenden ein Leitfaden wurden die Religionslehre mehr in der Bibel selbst, als in der scholastischen Dogmatik zu suchen, die Schriften des alten und neuen Testaments zugleich historisch, zugleich nach ihrem menschlich wahren Gehalt zu betrachten.

Sprache, Poesie, Seelenlehre, Religion, was immer Herder in seinen Jugendwerken zum Stoffe genommen, überall hatte er gesucht, das Eigenthümliche zu erfassen, das Geistige auf seinem Naturboden zu verstehen, das Natürliche und Menschliche als eine Offenbarung des Göttlichen zu verehren. So waren eigentlich alle seine Schriften „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit." Das Werk, das er unter diesem Titel verfaßte, bezeichnet den Höhepunkt seiner Schriftstellerei, und war die edel gereifte Frucht seiner erneuten Freundschaft mit Goethe, des persönlichen Verkehrs beider Männer. Von früh gewohnt, alles genetisch zu betrachten, verstand er es, die Mannigfaltigkeit der Völker und ihrer Cultur aus einem gemeinsamen Lebensgrunde abzuleiten und Sprache und Sitte, Staat und Religion von da aus in Wechselwirkung und innigem Zusammenhang, das Ganze als einen werdenden Organismus darzustellen.

Die Erde ist ein Stern unter Sternen, die Geburts- und Wohnstätte einer aufsteigenden Reihe von lebendigen Wesen, den Pflanzen und Thieren, als deren Krone der Mensch erscheint. Es sind seelische organisirende Kräfte, die sich auf diese Weise emporarbeiten. Der Mensch richtet sich auf, so soll er aufrichtig sein und zum Himmel blicken. Sprache und Vernunft erheben ihn über die Thierheit; Humanität, die harmonische Ausbildung seiner Natur durch die Cultur, ist das Ziel der Geschichte. In Bergen und Strömen weist die Gestalt der Erde ihr den Weg, in der Eigenart mannigfaltiger Völker entfaltet sich das Ganze der Menschheit in aufwärts strebender Bahn. Der Orient, das classische Alterthum, das Mittelalter hat Herder behandelt, der Schlußband ist ungeschrieben geblieben, einen nicht ganz genügenden Ersatz für denselben mögen die Briefe zur Beförderung der Humanität bieten.

Vergleichende Sprachwissenschaft, unbefangene Darstellung der Religionen, Literatur- und Kunstgeschichte waren damals alles erst werdende Wissenschaften; es war das geniale Wagniß Herder's, mit ihnen einen so umfassenden Bau aufzurichten. Da mußten Lücken bleiben, da mußte die Phantasie aushelfen; aber das beeinträchtigt die zündende Wirkung nicht, welche die Ideen seit hundert Jahren geübt haben und noch üben. Wir haben eine von Ideen durchdrungene Geschichtschreibung gewonnen, Ritter's Geographie, jene oben genannten Wissenschaften sind unter ihrem Einflusse gediehen; Haym erwähnt, wie Hegel und Lotze das Werk Herder's weitergeführt; Rosenkranz hat einmal von meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturgeschichte das Gleiche gesagt; ich schrieb es als eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkte der Aesthetik.

Das Studium Spinoza's, durch Jacobi angeregt, hatte damals Goethe und Herder gemeinsam beschäftigt; Herder, ursprünglich von Leibniz angeregt, dann von dem liebenswürdigen Shaftesbury angesprochen, wollte allen Dreien ein Denkmal setzen und gab ein Schriftchen unter dem Titel „Gott" heraus, Gespräche über Spinoza. Es war keine reine Darstellung von dessen System, er verquickte dasselbe vielmehr mit Ideen der beiden anderen Denker, er las sich selbst in Spinoza hinein und heraus. Er hielt an der Einheit alles Lebens, an Gott als dem einwohnenden Wesen und Grund aller Dinge fest, aber wenn diese bei Spinoza nur auftauchende und verschwindende Modificationen der Gottheit sind, so machte sie Herder zu individuellen dauernden Kräften, zu den Monaden von Leibniz, die aber von der Einheit des Ewigen umfaßt bleiben. So verband sein Spinozismus, wie der Lessing's die Wahrheit der beiden großen Vorgänger, nicht durch wissenschaftliche Fortbildung und Entwicklung, sondern in genialer Anschauung, in der Tiefe des Gemüths. Allerdings mehr wie ein Dichter phantasievoll, als wie ein Denker dialectisch hat Herder seine Gottesidee vorgetragen; ihm, dem Lebendigen, war auch Gott der Lebendige, nicht blos die ruhende, unbewußte, willenlose Substanz, sondern denkende, wollende, fühlende, liebende Subjectivität, die Alles in sich hervorbringt und beseelt. Haym hat richtig gesehen, daß Herder kein Spinozist heißen darf, aber er spricht etwas ironisch von der schwankenden Mitte zwischen Theismus und Pantheismus, von der Vermischung Beider, von dem Kunststück „innerhalb eines mystischen Pantheismus sein theistisches Bedürfniß zu befriedigen". Mir scheint dagegen, daß unsere großen Dichter hier der Philosophie vorangegangen sind. Zwei verschiedene Lebensansichten, zwei Auffassungen der Wirklichkeit von verschiedenen Standpunkten aus haben sie zur Anschauung der ganzen Wahrheit verbunden. Die unendliche Lebensfülle ist zugleich in sich ruhende und bleibende Einheit, die Substanz zugleich Subject; wie wir selbst Eins sind in der Mannigfaltigkeit unseres inneren und äußeren Lebens, nicht aufgelöst in die besonderen Empfindungen und Vorstellungen, aber in ihnen wirksam und über ihnen bei uns selbst, so auch Gott in Bezug auf die Welt. Das All ist ein System von Kräften, sie sind im gemeinsamen Grund und Wesen ursprünglich auf einander bezogen, das Eine entfaltet sich in ihnen, aber es verliert sich nicht in ihnen, sondern es ist wahrhaft das Eine, indem es sich als solches in und über ihnen erfaßt und weiß. Woher in den besonderen Kräften Verstand und Wille, wenn sie nicht

Digitized by Google

auch im Einen und Ewigen sind? Sonst wären ja auch die unendlichen und individuellen Wesen mehr als das unendliche und göttliche, denn nur das subjective, für sich seiende, fühlende, selbstbewußte Sein ist wahres Sein; das blos Objective, Vernunft- und Willenlose wäre ohne Jenes so gut wie gar nicht da.

Wir müssen diese lebendige Gottesidee festhalten, wenn wir Herder's theologische Schriften und seinen Kampf mit Kant verstehen wollen. Ihm ist Gott das Allgegenwärtige, allein wahrhaft Seiende, kein bloßes Postulat praktischer Vernunft, sondern unmittelbar Wirklichkeit; ihm offenbart sich Gott in Natur und Geschichte, das Christenthum ist ihm eins mit der Humanität, ihm sind wir alle Gottes Kinder, Christus ist im reinen Herzen voll Liebe sich dieser Kindschaft bewußt geworden und hat gezeigt, wie wir in der Liebe unsere Wesensgemeinschaft mit Gott bethätigen sollen. So konnte Herder die Evangelien geschichtlich betrachten und zugleich das Humane, das Sittliche als das Wesentliche hervorheben, und von besonderen Wundern absehen, weil er in Allem einen Erweis göttlicher Macht und Güte erblickte, „in ihm weben, leben und sind wir; in Gott, von Gott, zu Gott alle Dinge".

Haym hat auch diese Schriften Herder's ausführlich geschildert; sie gehen der neueren Evangelienkritik voran, Herder ist auch hier nicht Vollender, aber Bahnbrecher, „der Nachfolger Lessing's, der Vorläufer Schleiermacher's". Von dem freisinnigen Literarhistoriker Hettner wie von engherzigen Orthodoxen ist die Ansicht ausgesprochen worden: zwischen Herder's innigster Ueberzeugung und dem alten Kirchenglauben habe ein Bruch bestanden, sein Denken sei im Widerspruch mit seiner amtlichen Thätigkeit gewesen, eine stete Lüge habe das Gewissen des wahrheitsliebenden Mannes bedrückt und sei zur Tragik seines Lebens geworden, das er selber für ein verfehltes erklärt. Haym hat dagegen betont, wie Herder das Christenthum in Christi eigenen Worten und vorbildlichem Leben fand, und damit wußte er sich nicht im Widerspruch; er war fromm und frei zugleich, und glaubte der Christenheit den besten Dienst zu thun, wenn er die Gläubigen zur Humanität, die Ungläubigen zur Religiosität führe, ohne sie an die Formeln früherer Jahrhunderte zu binden. So hat er auch selbst ein Gesangbuch, einen Katechismus für Gottesdienst und Schule verfaßt. Den geschichtlichen Zusammenhang zu wahren und die Welt fortzubilden, war auch hier sein Ziel.

Indeß führte diese der amtlichen Thätigkeit Herder's entsprechende Schriftstellerei ihn allerdings auf ein Gebiet, welches der damaligen Beschäftigung Goethe's und des Herzogs mit dem Theater fern lag, und dies hat zur Entfremdung von ihnen beigetragen. Ja, es kam zu scharfen Conflicten, wenn Gymnasiasten als Choristen auf der Bühne mitwirkten, ein katholischer Gesanglehrer der Oper die protestantische Cantorstelle der Stadtschule erhalten sollte. Als Herder 1787 in Italien war und einen Ruf nach Göttingen zum Professor erhielt, ordnete Goethe die Angelegenheit, daß er in Weimar bliebe und in seiner Stellung verbessert und erleichtert würde. Aber durch einige Mißgriffe ward die Präsidentschaft des Consistoriums nur erschwert. Goethe schloß den Freundschaftsbund mit Schiller. Da hätte Herder der Dritte sein sollen. Aber er, der Geistliche, Sittenstrenge, konnte an den laxen Sitten der damaligen geistreichen Weimarer Gesellschaft, an Goethe's häuslichem Leben keine Freude haben; er begrüßte die französische Revolution mit jubelndem Herzen, und wie er auch nach den Septembermorden sie in den Humanitätsbriefen nicht mehr feierte, sondern Franklin und Friedrich den Großen heranzog, so konnte er nicht billigen, daß der Herzog und Goethe sich am Kriegszug gegen die Republik betheiligten; endlich: er drang in der Poesie vor Allem auf Volksthümlichkeit, auf edlen Gehalt und mißverstand es, wenn nun Goethe und Schiller auf Formvollendung, auf das Vorbild der Griechen das Hauptgewicht legte; er stellte seine versificirten Legenden der Braut von Korinth, den römischen Elegien entgegen. Und so hielt er sich zu den Zurückgebliebenen, Zurückgestoßenen, als Goethe und Schiller die Xenien in die Luft schleuderten, mit Wilhelm Meister und Wallenstein als Dioskuren auf dem Gipfel des Parnasses sich niederließen. Während Schiller als Anhänger Kant's dessen Philosophie ästhetisch fortbildete, ward Herder ihr leidenschaftlicher Gegner. Herder aber pries in seiner Zeitschrift „Adrastra" die Vorgänger, nicht blos Klopstock und Lessing, auch viele untergeordnete Dichter, und setzte unbedeutende musikalische Dramen den Tragödien Schiller's gegenüber.

Haym hat dies Alles im Detail entwickelt, auch das körperliche Leiden Herder's dabei im Auge behalten. Er hat die Poesie Herder's, wie sie in den Paranythien, in lyrischen Gedichten, im Cid ans Licht trat, sowie seine Uebersetzerthätigkeit sinnig gewürdigt. Er hat für die Größe wie die Grenze des Herder'schen Genius das rechte Maß. Jene Grenze hat Kant bezeichnet, als er den ersten Band von Herder's Ideen recensirte; er vermißte die logische Pünktlichkeit in der Bestimmung der Begriffe, die sorgsame Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze; sein vielumfassender Blick verweile nirgends lange, aber er finde überall Analogien auf, und wisse für seinen Gegenstand durch Empfindungen einzunehmen, die als Wirkungen von einem großen Gehalt und als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wahrnimmt; seine durch Metaphysik und Gefühl beflügelte Einbildungskraft ersetze die Beobachtung und die behutsame Vernunft. Aber darin liegt seine Größe, daß er als der gewaltige Anreger und Erwecker der Zeit, den werdenden Wissenschaften vorauseilte und ihnen Ziele setzte; daß er als ganzer Mensch, mit allen Kräften des Gemüths, mit Empfinden und Denken zugleich die Dinge erfaßte und darstellte, Geist und Natur, Gott und Welt nicht treunte, sondern in inniger Wechselwirkung darstellte und die Einheit in der Mannigfaltigkeit betonte, während er das Eigenartige, Persönliche der Dichter und Denker wie der Zeiten und Völker erfühlte und schilderte. Er war ein Genius der Empfänglichkeit, ein Herz der Menschheit; ihre Sache war die seine. In ihm waren Glaube und Wissen versöhnt. Aus Leid und Sorge schwang er sich zum Höchsten empor. Sein Wahlspruch: Licht, Leben, Liebe!

Briefe von Rachel.

Die in Paris erscheinende „Revue politique et littéraire", die französische „Gegenwart", hat jüngst eine große Anzahl Briefe veröffentlicht aus der Autographensammlung des Advocaten und Staatsmanns Adolph Crémieux, welcher bekanntlich 1870 auch Mitglied der Regierungsdelegation zu Tours und Bordeaux und Begründer der Alliance israélite universelle gewesen. Auch mehrere interessante Briefe der großen Tragödin Rachel Félix kamen aus seinem Besitz zum Vorschein. Rachel war jüdischer Herkunft. Es ist also ganz natürlich, daß sie die Protection von Crémieux suchte, an dessen Thür alle ihre Glaubensgenossen in Paris klopften. Ihre Eltern führten sie schon um 1838 in das Haus des berühmten Advocaten. Dieser und seine Gemahlin waren beide rasch gewonnen von dem außerordentlich aufgeweckten Mädchen. Rachel war kaum den Kinderjahren entschlüpft, zart und mager, aber ihre Bewegungen waren graziös, ihre kleinen schwarzen Augen voll tiefer Gluth, ihre schmalen Lippen voller Feinheit und ihr Lächeln bezaubernd. Dabei besaß sie viel Intelligenz, natürlichen Geist, eine absolute Kenntnißlosigkeit, einen bewundernswerthen Theaterinstinct, ein herrliches Organ. Crémieux und seine Frau nahmen das junge Mädchen, das durchaus ehrenhaft war, mit offenen Armen auf; sie wurde das Kind des Hauses. Crémieux übernahm es, sie zu bilden, aber sah bald ein, daß ihr jede ernste Arbeit unmöglich war. Rachel war das Schreiben verhaßt; nach einigen Minuten fing sie an zu gähnen, und es war rein unmöglich, ihre Aufmerksamkeit festzuhalten. Dagegen gelang es, durch Gespräche und Lectüre ihr Interesse zu erregen, und sie vergaß nicht mehr leicht, was sie auf solche Weise gelernt hatte. Sie kam öfters am frühen Morgen in den Salon von Crémieux, und dort begann alsdann der Unterricht. Oft frappirten sie die einfachsten Worte. Als sie die Bibel las, fragte sie, was „Firmament" sei. Crémieux studirte ihre Rollen mit ihr durch. Sie stellte darüber oft

Digitized by Google

die erstaunlichsten Fragen. Einmal erkundigte sie sich, welche Beziehung obwalte zwischen den Personen der „Iphigenie" und der „Andromache" und ob von dem gleichen Achilles, dem nämlichen Menelaus in beiden Tragödien die Rede sei. Ehe Crémieux sie in die Geschichte dieser unbekannten Welt einweihte, kümmerte sich Rachel sehr wenig darum. Sie lernte ihre Rollen und verließ sich auf ihre bewundernswerthen Inspirationen auf der Bühne. Als sie gerade in Corneille's „Horaziern" einen großen Erfolg errungen, war sie bei Crémieux zu Tische geladen. Ein begeisterter Bürger von Bordeaux beschrieb ihr sein Glück, dieser Vorstellung beigewohnt zu haben. „Man weiß nicht", rief er begeistert aus, „in welchem Augenblicke man Sie mehr bewundern muß, ob bei dem Fluch, den man nie mit so viel tragischer Wuth ausgesprochen hat, oder in der Scene, wo Sie den Tod von Curiace vernehmen. Welch herrliche Pantomime, wie das Qu'il mourût! ausgesprochen wird."

Rachel neigte sich zu Crémieux, neben welchem sie saß, und fragte ihn ganz leise: „Was ist das: Qu'il mourût?"

„Still", antwortete Crémieux, „ich will es Ihnen nachher erklären".

Als die Gäste sich empfohlen hatten, näherte sich Crémieux der Heldin des Abends und fragte sie: „Ist es Ihr Ernst? Wissen Sie wirklich nicht, was das berühmte: Qu'il mourût sagen will?"

„Nein, ich versichere Sie."

„Was lesen Sie denn, wenn Sie Ihre Rolle studiren?"

„Meine Rolle und die Stichwörter."

In Folge dieses Abenteuers erzählte Crémieux seiner Schülerin die Geschichte der Heldinnen, die sie darstellte. Rachel hatte auch mehrmals den Wunsch geäußert, die Titelrolle von Racine's „Phädra" zu spielen. Crémieux wollte es ihr aus dem Kopfe schlagen, denn er meinte, sie sei noch zu jung, um diese Rolle zu verstehen.

Eines Tages kam Rachel triumphirend zu ihm.

„Ich kann die Rolle der Phädra. Soll ich sie Ihnen declamiren? Sie werden es mir sagen, wenn ich etwas nicht verstehe."

Sie declamirte in der That auf anerkennenswerthe Art. Crémieux kargte mit seinem Lobe nicht, aber er war überzeugt, daß sie noch Besseres leisten könne.

„Ist Ihnen die Geschichte dieser Phädra bekannt, die so schuldvoll und unglücklich ist, wenn sie declamiren:

Ariadne, ma soeur, de quel amour blessée
Vous mourûtes aux bords où vous fûtes laissée!

Kennen Sie das traurige Loos dieser Ariadne? Wissen Sie, in welche Wuth der Zorn der Venus Ihre Mutter versetzt hat? Mit einem Worte, kennen Sie die traurige Legende dieses beneidenswerthen Geschlechts, von dem Sie als die Letzte und Verdammenswertheste sterben?"

„Nein", antwortete Rachel. „Erzählen Sie mir das Alles, Papa Crémieux, und Sie werden mir einen großen Gefallen erweisen."

Aber wie sollte Crémieux es anfangen, um eine solche Geschichte vor so keuschen Ohren zu erzählen? Dennoch begann er, und indem er geflissentlich den verhängnißvollen Stier mit dem Stier Apis verwechselte, dem die Alten einen Cultus widmeten, brauchte er nicht einmal allzu große Vertuschungen anzuwenden, um die Liebesgeschichte der Pasiphaé halbwegs verständlich zu machen. Als er dann mit bewundernswerther Feinheit die Geschicke der ganzen Familie Revue passirt hatte, da stieß er einen Seufzer der Befreiung aus: er hatte wirklich in einer Sprache ad usum Delphini die Sache seiner Schülerin begreiflich gemacht.

„Wollen Sie", gab Rachel zurück, „daß ich Ihnen von Neuem meine Rolle aufsage?"

Diesmal stellte sie wirklich ganz die erhabene antike Phädra dar, welche von der sträflichen Leidenschaft verzehrt wird, die sie unfähig zu bekämpfen ist; dieses rührenswerthe Opfer des Hasses der Venus, so herrlich in ihrem Liebesmartyrium. Crémieux war starr ob dieser Umwandlung. Er erlaubte ihr, Phädra zu spielen, und es war einer ihrer größten Triumphe.

Die Stellung der Rachel während der ersten Jahre, die ihrem Eintritt ins Théâtre français folgten, war außerordentlich. Sie war von Allen gesucht und in allen Familien empfangen, nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Freundin. Dieser Umgang nöthigte sie, Briefe zu schreiben, die sie in ihrer Unkenntniß der Orthographie stets in große Verlegenheit setzten. Anfänglich machte Crémieux die Brouillons vieler Briefe, die man Rachel zuschrieb. Oft sagte man zu ihm: „Welch außerordentliche Frau, diese Rachel! Nicht zufrieden, die erste Tragödin der Welt zu sein, schreibt sie auch Briefe wie Frau de Sevigné. Da sehen Sie einmal das allerliebste Briefchen, das ich von ihr erhalte." Und Crémieux las ohne zu lächeln einen Brief, den er verfaßt hatte. Eigenste Briefe von Rachel besaß er freilich eine große Menge, worin die große Tragödin, ohne auf Stil und Orthographie zu achten, ihrem Lehrer und — Secretär ihr Herz ausschüttete. Unter dem jüngst Veröffentlichten sind manche gleichgültige Billets, worin Rachel die Personen charakterisirt, an die Crémieux in ihrem Namen schreiben soll, aber auch längere Episteln voll interessanter Beschreibungen ihrer Triumphe, worin das glühende Herz der großen Schauspielerin sich rückhaltlos ausspricht. In diesen Briefen war sie fortwährend gezwungen, alle Ausdrücke der Zärtlichkeit aufzuwenden, um eine stets erneuerte Reihenfolge von Unachtsamkeiten, Vergeßlichkeiten, versäumter Versprechungen wieder gut zu machen. Bei ihr war der erste Impuls immer vortrefflich: in ihrem Bestreben, angenehm zu sein, übernahm sie oft förmliche Verpflichtungen, die sie im letzten Augenblick nicht einhalten konnte und ohne Weiteres vergaß. Abgesehen davon zeigte sie immer und überall eine Liebenswürdigkeit, eine verführerische Güte, der man ungern widerstand. Wir geben im Nachfolgenden einen kurzen Auszug aus dieser seltsamen Correspondenz.

11. Sept. 1839.

Verzeihen Sie mir, mein lieber Herr Crémieux, wenn ich Ihnen mit dem Bleistift schreibe. Ich habe mein Tintenzeug in Montmorency liegen lassen. Ich weiß nicht, was Sie gegen mich haben, denn seit einiger Zeit besuchen Sie mich nicht mehr. Wenn ich Sie etwa beleidigt habe, so theilen Sie mir den Grund mit, und ich bin bereit, meine Fehler gut zu machen; aber wenn im Gegentheil die Schuld auf Ihrer Seite liegt, so ist es mir lieber, denn meine Verzeihung ist sicher, während die Ihrige vielleicht nicht.

... Mein Gott! Mein Gott! was werden Sie schon wieder von mir sagen! Immer versprechen und niemals halten! Und doch ist keine Stunde vergangen, daß ich mich zu Ihnen verfügen sollte und wollte. Meine Mutter führte mich heute zur Herzogin von Berwick. Gegen vier Uhr begleitete mich diese nach Hause. Ich bat sie, mich bis vor Ihre Hausthüre zu geleiten und versprach ihr, daß ich dann einen Fiaker nehmen werde, um nach Hause zu gelangen. Aber sie verweigerte meine Bitte, indem sie sagte: „Ihre Mutter hat Sie mir anvertraut; es wäre nicht schicklich, wenn ich Sie anderswo hinführen würde, als wieder zu ihr". Was konnte ich darauf erwidern? Nichts, denn sie hatte im Grunde Recht, und zum Unglück läutete der Diener selbst an unsere Thüre und sagte: „Madame, hier ist Ihre Tochter, die die Frau Herzogin von Berwick Ihnen zurückbringt". Es war zu spät, um noch zu Ihnen zu eilen. Zürnen Sie mir nicht und bedauern Sie mich.

... Man belagert mich. Es ist mir rein unmöglich, Sie ein wenig zu umarmen. Ich bin sehr unglücklich, nicht wahr? Aber ich bitte um einen kleinen Dienst. Die große Schauspielerin, die Déjazet, schreibt mir eben ein reizendes Briefchen, das ich Ihnen schicke. Ich bitte um eine Antwort darauf, aber sehr liebenswürdig, denn ich kann ihre Einladung nicht annehmen. Sagen Sie ihr, daß ich deshalb untröstlich sei, aber noch sei nicht Alles verloren. Ein andermal also. Aber ich bitte um einen brillanten Brief, denn sie wird ihn gewiß allen ihren Colleginnen zeigen.

Bald darauf unternahm Rachel ihren Triumphzug nach London, dessen Erfolge sie getreulich ihrem „Secretär" Crémieux übermittelte. Sie wurde von der Königin und allen Familien der hohen Aristokratie empfangen, nicht wie eine Schauspielerin, sondern wie eine geniale Frau, die mit ihrem Besuch jenen eine Ehre erwies. Ihre Haltung war übrigens ganz vortrefflich. Sie that ihr Möglichstes, um die in Bezug auf gute Sitten sehr krittlichen Engländer zu befriedigen. In ihren vier Wänden entschädigte sie sich freilich für diesen

Digitized by Google

Zwang. Eines Abends, als sie von der Königin-Mutter kam, fand sie in ihrem Hôtel eine lustige Gesellschaft von Collegen, die sie erwartete. Sie schleuderte einen herrlichen Kaschmirshawl weg, den ihr die Königin aus Furcht, daß sie sich erkälte, gereicht hatte, und warf sich aufs Sopha mit dem lustigen Herzensschrei: „Kinder, ich fühle das Bedürfniß, mich zu encanailliren!" Auch von London erhielt Crémieux viele Briefe mit der Beschreibung ihrer Triumphe und mit den üblichen Aufträgen.

. . . Gewiß würden Sie lachen, wenn Sie die Stellung sehen würden, in welcher ich Ihnen schreibe. Es ist Mitternacht; die Collegen, die in meinen Vorstellungen mitspielen, verlassen mich eben. Es ist keine besonders gute Gesellschaft, deshalb war ich so vorsichtig, sie auf diesen Abend neun Uhr einzuladen, wo niemand aus der großen Welt mich besucht.

Um auf meine Stellung zurückzukommen, so liege ich in meinem Bette; drei Kopfkissen halten meinen Rücken aufrecht, eine Mappe auf meinen Knien, Tinte, Papier 2c. und die Kerze festgehalten von meinen Beinen, — der Ausdruck ist nicht sehr elegant, aber natürlich. Uebrigens habe ich einen besseren Ausdruck vergeblich gesucht, wenn Sie zufällig einen solchen finden, so haben Sie die Güte, ihn mir zu senden; meine Laufbahn ist noch lange und vielleicht finde ich eine Gelegenheit, ihn anzuwenden. Welche Schwätzerin, werden Sie denken! Aber bei alledem muß Ihnen das Eine gefallen, nämlich daß ich gesund und fröhlich bin. Meine Gesundheit ist wiederhergestellt und ich fühle mich heute so lustig, wie damals mit Ihnen in meinem rothen Zimmerchen, wo wir über das Theater sprachen und Sie für mich kleine Briefe schrieben. Ich sage kleine Briefe, um sie nicht zu entmuthigen, denn Sie werden mir noch manch andere schreiben . . . Aber vor Allem plaudern wir ein wenig über London, von seinen Bewohnern, vom Wetter, von meinen neuen Erfolgen, denn nachher müssen Sie hübsch artig sein und für mich schreiben.

London ist eine reizende Stadt, aber nicht um lange hier zu leben O französische Freiheit, wo bist du? Die Straßen sind prachtvoll, aber es ist unmöglich, in ihnen zu spazieren. Das schickt sich nicht, sagen die Einen. Thun Sie das nicht, sagen die Anderen. Die Balcons fehlen hier nicht, aber Niemand wagt sich darauf. Will man einen Hut aufsetzen? Wenn er nicht von der übereingekommenen Farbe ist, muß man sich wohl hüten, wenn man nicht ausgelacht sein will. Was das Wetter anbetrifft, so ist es weniger launenhaft. Es regnet bedeutend weniger, und das macht, daß es schöner aussieht.

. . . Zeigen Sie diesen Brief meiner Schwester Sarah nicht. Sie ist neidisch auf die Länge meiner Briefe an Sie und wüthend über die paar Zeilen, die ich an sie schreibe. In dem Briefe, den Sie an die Königin in meinem Namen schreiben, bitte ich nicht ihren Wunsch zu erwähnen, ein Autograph von mir zu haben. Ich habe die kleinen abschlägigen Antworten bereits benutzt, die Sie mir geschrieben haben, denn ich bin mit Einladungen bombardirt. . . . Ich studire schon eifrig meine neuen drei Rollen für nächsten Winter. Ach, der Ruhm, der Ruhm! Das ist das Schönste nach Gott! . . . Ich spare viel und hoffe, bei meiner Majorennität keine Schulden mehr zu haben. Man hat in einem Pariser Blatte geschrieben, ich weiß nicht mehr, in welchem, daß ich eine schöne Summe von einer Lady erhielt, bei der ich Verse declamirt habe. Wenn Sie dies dementiren können, so erweisen Sie mir eine große Freude, denn nichts ist falscher. Ich habe alle Geldgeschenke zurückgewiesen. Nicht um mich zu rühmen, sondern weil es nicht wahr ist und Lügen unnütz sind. Ich habe mir hier wie in Paris in der Gesellschaft Freunde, aber keine Gläubiger gemacht, wie die Sänger es thun, von denen ich es begreiflich finde. Was mich betrifft, so halte ich es für unter meiner Würde als tragische Prinzessin.

15. Juni 1841.

Ich hatte Ihnen versprochen, nach meinem Empfang bei der Königin in Windsor zu schreiben, aber in Wahrheit, die Kraft fehlte mir, um Ihnen meinen neuen Triumph mitzutheilen. Ich spreche zu Ihnen allein von meinen Erfolgen, denn die Anderen würden meine ganz naive Offenheit mit Ihnen für Stolz halten. Ich liebe Sie mehr als alle Welt, nach meiner Kunst, denn ihr verdanke ich ja das Glück, Sie zu kennen (zeigen Sie diesen Brief meinem Vater nicht)!

Nun ja, mein Thriumph! Um neun Uhr hielt ein schöner Wagen Ihrer Majestät, um mich in das alte und herrliche Schloß von Windsor zu führen. Während dieser kleinen Fahrt vom Hotel zum Schlosse, glaubte ich zu träumen; aber nein, das Alles war ja Wahrheit: ich stieg wirklich aus dem Wagen, welcher Victoria gehörte, und sah mich bald in den Sälen von Tausendundeiner-Nacht.

Die Königin hatte an diesem Tag ein Couvert für hundert Personen. Ich durfte mich also eine Zeitlang in diesen Galerien ergehen, welche trotz der Beleuchtung noch immer die tragischen Scenen darstellen, die hier begegnet sind. Um zehn Uhr kündigte man uns J. M. die Königin an. Welche plötzliche Verwandlung zeigte sich auf allen Gesichtern. Man sieht schon, daß der Eine sein Compliment sucht, das er seit acht Tagen gedrechselt hat; der Andere nimmt eine ganz graziöse Physiognomie an. Alle erheben sich. Die Königin kommt langsam herein, wirft einen schönen Blick nach allen Seiten, grüßt die Gesellschaft und nimmt Platz inmitten der stummen Versammlung, welche ihre geringste Bewegung beobachtet. Endlich setzen sie sich, und ich erwarte die Befehle der Königin. Bald sehe ich einen großen hageren Mann sich mir nähern: es ist der Ceremonienmeister, der mir in ziemlich schlechtem Französisch sagt, daß die Königin warte. Meine Furcht verdoppelte sich, aber endlich muß ich siegen oder sterben. Ich fing übrigens mit dem zweiten Act von Bajazet an, und ich sah, daß ich wider Willen mich verstellen mußte, wie Viele in meiner Umgebung.

Ein kleiner Mann der tragischen Truppe hatte sich beeilt, die Ehre anzunehmen, an den Hof zu gehen, um mit mir zu spielen. Roxane, die Ironie-Scene zwischen Pyrrhus und Hermione erlangten allgemeinen Applaus, was wegen der Etiquette noch niemals geschehen war. Ich vollendete diesen glänzenden Abend mit dem 3. Act von „Maria Stuart", welcher der Königin überaus gefiel. Sie selbst hat es mir gesagt. Sie endigte damit, daß sie mir ein schönes Armband überreichte, auf welchem ihr Name und das Datum eingegraben ist. Dann zog sie sich zurück. Es war Mitternacht vorüber. Man begann wieder dieselbe Ceremonie wie Anfangs.

So endigte für mich dieser glänzendste Abend meiner Carrière. Man hatte mir ein herrliches Souper bereitet, aber ich berührte nichts, so müde war ich von den verschiedenen Emotionen und der Hitze.

Im September desselben Jahres kehrte Rachel über Bordeaux nach Paris zurück. Häßliche Gerüchte circulirten über sie. Frau Crémieux interpellirte sie brieflich, indem sie ebenso viele Umschreibungen gebrauchte, als ihr Mann seiner Zeit, um dem jungen Mädchen „Phädra" zu erklären. Rachel protestirte. Es seien unwürdige Verleumdungen, von Neidern erfunden, um ihr zu schaden; sie sei noch immer der Liebe ihrer Freunde würdig. Frau Crémieux glaubte ihr. Nach einigen Tagen verlauteten bestimmtere Thatsachen. Das damals strengere Publicum äußerte seine Unzufriedenheit, indem es seine Lieblingsschauspielerin bei ihrem Wiederauftreten mit der größten Kälte empfing. Frau Crémieux schrieb an Rachel abermals einen Brief, der von der großen Zärtlichkeit für ihre Schutzbefohlene zeugte. „Gewiß wollen Sie in Paris und London nicht nur eine Frau sein, die man bloß wegen ihres Talents auf dem Theater sieht, und daß jetzt die jungen Mädchen, die bisher den Namen einer Schwester von Ihnen verlangten, Ihnen ausweichen." Das Ehepaar schmeichelte sich noch, sofort einen Brief zu erhalten, der ihrem Wunsch entspräche. Aber Rachel schwieg. Crémieux schickte seinen Diener zu ihr, doch er erschien wieder mit der Antwort: „Fräulein Rachel läßt sagen, daß es keine Antwort gibt." Damit war Alles zu Ende. Rachel erschien nicht mehr bei ihren Freunden.

Als die Revolution von 1848 ausbrach und Crémieux Justizminister wurde, erhielt er von Rachel einen Brief, worin sie um eine Audienz bat. Auch seine Frau erhielt ein Schreiben von ihr.

Der vollständige Umsturz aller vergangenen Dinge gibt mir die Kühnheit, Sie um das Interesse und die Freundschaft zu bitten, die Sie ehemals dem jungen Mädchen bezeugt haben. Wenn ich mich heute zu diesem Schritt ermuthigt fühle, so ist es, weil meine Gesinnungen und mein Betragen mich des Appells an Ihr Herz würdig machen. Schon hat der Justizminister mich mit Güte empfangen; Sie, die Sie Frau und zärtliche Mutter sind, werden Sie Ihre Arme der aufrichtig Bereuenden zu öffnen verweigern? Ihr wohlwollendes Lächeln gibt mir die Hoffnung; ich habe es übrigens nöthig, denn ich werde als Phädra auftreten vor dem großen französischen Volke, und um mich seines Beifalls würdig zu erweisen, muß mein Herz voller Hoffnungen und edler Gefühle sein.

Digitized by Google

Wie man sieht, hat Rachel in der Zwischenzeit sowohl im Stil, als in der Orthographie Fortschritte gemacht. Trotzdem blieb ihr die Familie Crémieux verschlossen. Diese hatte eine Tochter, die groß wurde; dieses allein, von anderen Gründen abgesehen, hätte sie verhindert, Rachel wieder in ihren Kreis aufzunehmen. Frau Crémieux schrieb ihr einen aufrichtigen Brief, auf welchen Rachel mit einigen verletzenden Worten antwortete. Gleichwohl bewahrte die Rachel ihre Anhänglichkeit für ihre ehemaligen Freunde, so daß sie im Jahre 1854 Crémieux um Vertretung ihrer Rechte bat, als sie einen Proceß mit dem Theaterdichter Legouvé hatte, in dessen „Medea" sie nicht auftreten wollte. Crémieux sagte zu. Seine Tochter war verheirathet, und er empfand gar keine Skrupel mehr, die Tragödin bei sich zu empfangen. „Sie mag kommen", sagte er zu ihrer Mutter, „das wird mich 16 Jahre verjüngen; ich werde mich ins Jahr 1838 versetzt glauben." Diese Worte erwiderte Rachel mit einem herzlichen Schreiben, worauf sie sich bei Frau Crémieux einfand. Sie weilte von nun an oft im Haus ihrer Freunde und war stets voller Einfachheit und natürlichen Esprits. Ihre Reise nach Amerika war ihr Ende. Brustkrank, mit überreizten Nerven, hatte sie dort nicht den erhofften Erfolg. Zum Tode verurtheilt von den Aerzten, kehrte sie nach Paris zurück und starb am 3. Januar 1858 bei Cannes, achtunddreißig Jahre alt. Ihre Familie übersendete Crémieux eine herrliche Ausgabe französischer Classiker, die ein Theil ihrer Bibliothek gewesen war.

Z.

Feuilleton.

Miß Athalie.

Von Maurus Jókai.

Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.

(Schluß.)

VI.

Zwei Monate sind nach dem Brand des Museums verflossen. Während dieser Zeit verbrachte Richard mehr Zeit als gewöhnlich bei Athalie. Er suchte nur ungern seine gewohnten Zerstreuungen auf und verrieth hierdurch, wie behaglich er sich daheim fühlte.

Einmal sprach er zu ihr:

„Athalie, ich hasse die Welt."

„Das freut mich."

„Weshalb?"

„Das können Sie doch errathen."

Richard glaubte, es errathen zu haben. Gerührt reichte er ihr die Hand.

„Sie allein sind mir treugeblieben. Die ganze Welt hat sich gegen mich gekehrt. Sie sollen wissen, daß ich jetzt zum dritten Male abgebrannt bin."

„Das verstehe ich nicht."

„Rauch ist keiner zu sehen, doch bin ich total abgebrannt. Die Versicherungs-Gesellschaften, bei denen mein Museum assecurirt war, strengten einen Proceß gegen mich an und gewannen denselben, weil mehrere historisch merkwürdige Gegenstände nicht echt gewesen seien. Vergebens wandte ich ein, daß einige Kunstgegenstände freilich nicht echt gewesen seien, alles übrige aber lauter alte, durch authentische Documente als echt bewiesene Reliquien waren; — es nützte mir nichts. Das Gericht entschied zu Gunsten der Gesellschaften und sprach mir statt des idealen Werthes des ganzen Museums blos dessen allgemeinen Werth zu: Gold für Gold, Eisen für Eisen, Möbelstück für Möbelstück, welcher Fürst es auch als Thron benutzt haben mochte. Meine Freunde haben mich verrathen, gegen mich ausgesagt, das Gericht hat mir ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt, die Geldmenschen haben mich ausgeraubt, und ich hasse jetzt meine Freunde, unsere Institutionen, England — die ganze Welt."

„Was man haßt, kann man leicht verlassen."

„Ich hätte in der That Lust dazu. Eine Kugel würde mir sehr rasch Ruhe verschaffen."

„Oh, ich habe nicht dies gemeint; nicht die andere Welt, sondern blos die neue Welt. Auch jenseits des Meeres gibt es eine Welt."

„Sie meinen, ich solle England verlassen?"

„Gewiß, da Sie doch dieses Land hassen."

„Hieran habe ich noch nicht gedacht. Ich hatte fortwährend geglaubt, ich könne meine Finanzen noch in Ordnung bringen. Dieser Gedanke hatte mich vollkommen in Anspruch genommen. Es war meine Absicht gewesen, auf dem Schlachtfelde zu sterben oder zu siegen. Meine Schulden betragen ungefähr den Werth meiner Besitzungen. So lange ich noch meine Diamanten und die Schätze meines Museums besaß, konnte ich die Sache leicht nehmen, da ich mit deren Erlös meine sämmtlichen Schulden bezahlen konnte. Das ist nunmehr illusorisch geworden. Statt fünfundneunzigtausend Pfund erhielt ich eine Entschädigung von blos fünfzehntausend Pfund. Dies ist alles, worüber ich verfüge. Bei großer Sparsamkeit könnte ich meine Schulden vielleicht mit den Erträgnissen meiner Besitzungen tilgen, doch ist der Credit kein Handelsartikel. Sobald man gewahren würde, daß ich meine bisherige Lebensweise nicht fortsetze, würde ein Jeder Anstrengungen machen, das Dach über meinem Kopfe in Stücke zu brechen, um sich wenigstens mit einem Ziegel sicherzustellen. Ein Mann, mit dem es bergab geht, darf nicht zurücktreten."

„Umsomehr Grund, das sinkende Schiff zu verlassen."

„So lange ich noch die letzten fünfzehntausend Pfund in Händen habe, wie?"

„Ich verfüge über dieselbe Summe, die mir Lord Crowndale vermachte. Die beiden Summen würden in Amerika hundertfünfzigtausend Dollars ausmachen."

„Nur daß ich daheim auch noch Ehrenschulden habe. Die Wetten, die ich letzthin beim Derby-Rennen verlor — auch da hatte ich Unglück — belaufen sich auf zehntausend Pfund."

„Verloren Sie sie an Ihre Freunde?"

„Ich verstehe Ihre Ironie bei dem Worte ‚Freunde', doch kennt ein Gentleman hierin keinen Unterschied. Ein englischer Lord hat keine Wahl: er muß zahlen oder sich eine Kugel durch den Kopf jagen."

„Ich sage Ihnen aber, daß ein lebender amerikanischer Yankee mehr werth ist, als ein todter englischer Peer, eines so schönen Todes er auch gestorben sein mag."

„Ach, Athalie! das ist eine schwere Wahl. Kann denn der Mensch ohne Ehre leben?"

Ihr gegenüber war diese Frage schlecht angebracht. Sie erhob sich blos mit schmerzbewegtem Antlitz vor dem Manne, breitete in stummer Resignation die Arme aus, ließ dann den Kopf sinken und faltete die Hände im Schooße, wie wenn sie sagen wollte: „Ich bin ein Beweis, daß er leben kann!"

Richard verstand diesen stummen Vorwurf. Er selbst hatte Athalie gelehrt, daß — — daß die Schildkröten auch ohne Gehirn leben können. Und nun stand er selbst auf dem Punkte, am eigenen Körper das Experiment zu machen, ob die Ehre der Luft gleich sei? ob, wenn man sie hermetisch vom Körper abschließt, das Leben zu Grunde gehen muß?

Noch unentschlossen trennte er sich von Athalie, doch entschieden schon die nächsten Tage zu Gunsten der jungen Dame.

Lord Timple's Gläubiger begannen früher, als er erwartet hatte, den Feldzug.

Sie verlangten die Verhängung der gerichtlichen Sperre über ihn, seiner unsinnigen Verschwendungen wegen.

Er erschrak selbst, als er erfuhr, was er schuldig sei. Er hatte die Summe für viel geringer gehalten. Jetzt schlugen die Wogen über ihn zusammen.

„Nun habe ich keine Wahl mehr, Athalie. Schande und Spott trifft mich in jedem Falle. Nicht genug damit, daß ich alles verloren habe, ich werde nicht einmal dem Schuldthurm entgehen. Meine ergebensten Leute werden zu meinen hartnäckigsten Verfolgern. Ich habe keinen Tag zu verlieren: entweder hierher oder dorthin."

Digitized by Google

Bei dem Worte „hierher" deutete er zu seinen Füßen; dort ist Amerika; bei dem Worte „dorthin" wies er gen Himmel.

„‚Dorthin' auf keinen Fall", erwiederte Athalie, „‚hierher' unter allen Umständen."

Nur daß dort unten nicht blos Amerika allein ist.

„Jetzt ist sogar eine Flucht mit Schwierigkeiten verbunden, denn meine Gläubiger bewachen mich."

„Wir werden sie mit Leichtigkeit überlisten können. Ich verschaffe uns einen Reisepaß unter meinem, von Niemandem gekannten Familiennamen, lasse Sie als meinen Diener eintragen, Sie verkleiden sich und folgen mir in der Eigenschaft eines Dieners nach New-York. Wer kann Ihnen denn dort weiter etwas anhaben?"

„Sie sind ein kluges Mädchen, Athalie; — in diesem Falle müssen Sie aber noch eines besorgen. Hier haben Sie meinen letzten Baarvorrath, den ich in Geldeswerth nicht mit mir nehmen kann; begeben Sie sich mit demselben zu dem Banquierhaus Sheriff & Johnson und lassen Sie sich auf New-York lautende Wechsel ausfolgen. Zugleich können Sie auch die Sache mit dem Reisepaß ordnen."

„Sehr wohl, mein Herr, reisen Sie mit dem ersten Zuge sofort nach Southampton, ich folge Ihnen morgen früh. Nehmen Sie Billets für uns, und wenn kein abfahrtbereites Schiff im Hafen liegen sollte, so miethen Sie einen Separatdampfer für uns. Bei derartigen Vorkommnissen ist Schnelligkeit der nothwendigste Factor."

Richard war von den unmittelbar auf einander folgenden Unglücksfällen, sowie von denjenigen, die sich noch in der Ferne thürmten, dermaßen consternirt, daß er als ungeübter Betrüger erst auf der Flucht gewahrte, welch' ungeheuren Fehler er begangen hatte!

Die junge Dame, der er seinen letzten Geldvorrath anvertraut hatte, um Wechsel zu kaufen, war ja, obschon sie bei der Trennung seinen Abschiedskuß geduldet hatte, nicht einmal seine Gattin. Wie, wenn es diesem Weibe jetzt einfallen wird, ganz einfach zu vergessen, daß es einen Menschen auf der Welt gibt, den es befreien müßte? Was gilt er diesem Weibe? Welche Treue kann er von demselben fordern?

Es war das sicherlich eine Uebereilung gewesen, doch konnte er die Sache am Ende niemand Anderem anvertrauen, da seine Flucht dadurch vorzeitig verrathen worden wäre.

In dem zum voraus verabredeten Hotel angekommen, ließ sich Richard ein Zimmer geben und legte sich während der ganzen Nacht nicht einmal zu Bette.

Er vergegenwärtigte sich, daß, wenn ihn Athalie jetzt hintergeht, er sowohl die Schande, als auch den Verlust haben wird. Er wird verurtheilt und ausgelacht.

Wenn Athalie bis morgen Mittag nicht bei ihm ist, bleibt ihm in der That nichts weiter übrig, als sich zu erschießen.

An diesem einen Tage lernte Richard Timple, wie sehr er das Leben liebe und wie sehr er den Tod fürchte.

So lange er reich war, so lange ihm das Leben blos Freude und Genuß bedeutete, hatte er es zahllose Male unbekümmert und leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, und nun, da ihm das Bild der Zukunft blos als eine unbestimmte Kette von Angst und Schrecken vorschwebt, klammert er sich an dasselbe, fürchtet er sich so sehr, es zu verlieren.

Selbst als Dienstmann ist's gut zu leben!

Es war nicht rathsam, sein Zimmer zu verlassen; geduldig mußte er in demselben der kommenden Dinge harren. Wenn er den Ton einer weiblichen Stimme, das Rauschen eines Frauenkleides im Corridor vernahm, eilte er zur Thür, um zu lauschen: ob denn die Erwartete noch immer nicht komme? Und nach jeder neuen Täuschung warf er sich verzagt auf das Sopha nieder.

So war noch keine „Gattin" vom Gatten erwartet worden!

Je näher der Abend des nächsten Tages kam, je höher stieg Richards Unruhe. Er warf sich selbst seine gegenwärtige Situation vor. Wenn dieses Wesen in Wahrheit seine Gattin wäre, brauchte er sich ihretwegen nicht zu ängstigen, könnte er mit Sicherheit erwarten, daß sie ihm treu bleibt. Was ist sie ihm aber unter den obwaltenden Verhältnissen schuldig? Blos einen infamen Betrug. Und den wird sie ihm jetzt ausgiebig zurückerstatten.

Eine Ausnahme, eine Hoffnung hält ihn noch aufrecht: „dieses Mädchen liebt mich".

Er vertraut der Liebe, der verhöhnten, geschändeten Liebe. Er erwartet, daß das Mädchen, welches liebt, das vergessen wird, was es haßt.

Als seine Angst den Höhepunkt erreichte, erfaßte ihn der Gedanke, daß man das Schicksal vielleicht mit einem Gelübde bestechen könnte.

Er gelobte sich, daß, wenn dieses Mädchen auch jetzt noch treu bleibe, wenn es ihm nachkomme, wenn es ihn rette, er es nach erfolgter Ankunft in Amerika sofort in Wirklichkeit zur Frau nehmen werde.

Oh, wie schlecht kannte er dieses Geschöpf!

Oh, wie schlecht kannte er Athalie's Herz, als er glaubte, daß sie ihm bis zu Ende treu bleiben und mit ihm gehen werde, weil sie ihn liebe.

Ja, Athalie — wird ihm treu bleiben, — wird mit ihm gehen, — aber nur, weil sie ihn haßt!

Es klopfte an der Thür.

Richard beeilte sich zu öffnen. Athalie war gekommen.

Richard konnte sich nicht enthalten, die Retterin in die Arme zu schließen. — Sie ist also doch gekommen, sie hat mich also doch nicht betrogen!

„Benehmen Sie sich vorsichtig!" begann Athalie. „Von diesem Moment an müssen Sie die Rolle spielen, die Ihnen in meinem Reisepasse vorgeschrieben ist. Verrathen Sie sich ja nicht, ehe wir amerikanischen Boden unter den Füßen haben."

„Meine Rolle wird eine schwere sein, denn ich bete Sie jetzt mehr denn je an."

„Jetzt ist nicht hiervon die Rede. — Haben Sie Billets für die Seefahrt gelöst?"

„Ja, morgen geht das nächste Schiff ab."

„So lassen Sie unser Gepäck sofort aufgeben. Hier sind Ihre Wechsel, nehmen Sie sie an sich. Für die Escompte habe ich einen halben Procent aus Eigenem bezahlt, worüber wir in New-York verrechnen werden. Für die Reisespesen müssen Sie Sorge tragen."

Richard verwahrte die Wechsel in seinem Portefeuille. Die Papiere lauteten auf das bestaccreditirte Londoner Bankhaus; sie waren gleichwerthig mit dem Golde.

Sie ist denn doch ein wackeres Mädchen. Sie ging nicht durch mit so vielem Gelde.

„Wenn ich sie geheirathet hätte, wäre sie mir vielleicht nicht so treu ergeben."

Er begann bereits zu vergessen, daß er in den Stunden seiner Bedrängniß Jemandem gelobt hatte, dieses Mädchen zu seiner Ehegattin zu nehmen, wenn es ihm auch jetzt treu bleibe.

Auf dem Krankenbette gelobt man gar Vieles, was man nach der Genesung vergißt.

Seine sicheren Wechsel hatte er ja bereits in der Tasche.

Am nächsten Tage traten sie bei günstigem Wetter ihre Reise nach der neuen Welt an.

Richard mußte sich daran gewöhnen, auf dem ganzen Wege im Hinterdeck zu wohnen und auf den Namen Jemmy zu hören, sich Athalie gegenüber respectvoll zu benehmen und ihr den großen Plaid nachzutragen, wenn sie auf dem Verdeck spazierte.

Athalie unterhielt sich zwanglos mit den männlichen Reisegenossen, wie eine Person, die sich um ihren Begleiter blos insofern bekümmert, als sie sich ein Glas Wasser durch ihn bringen läßt, wenn sie Durst hat.

„Sie versteht es vorzüglich, die vornehme Dame zu spielen, — das muß ihr der Neid lassen."

Richard mußte sich dies insgeheim gestehen.

Sie schickte ihn sogar in den Conversationssaal, damit er ihr die letzte Timesnummer hervorsuche, in welcher telegraphisch gemeldet war, daß Lord Timple plötzlich aus London verschwunden sei, und seine Gläubiger alle Hafenbehörden angewiesen haben, ihn im Ergreifungsfall dingfest zu machen.

In seiner Gegenwart besprachen die Leute die Details dieser scandalösen Flucht. Athalie betheiligte sich selbst an

Digitized by Google

dem Gespräch und verstand es prächtig, vollkommen Unwissenheit zu erheucheln. Zuweilen setzte sie Mylord durch einige geflüsterte Worte von den ihn näher interessirenden Meinungen in Kenntniß, besonders davon, daß dieser Dr. Mac-Fellen, der sich so eingehend und freundschaftlich nach Jedermans Befinden erkundigt, nicht so sehr Arzt, als Polizeiagent ist, der in verschiedenen Aufträgen nach New-York reist. Vor diesem Herrn möge er sich also insbesondere in Acht nehmen.

Am sechsten Tage ihrer Reise ereilte sie ein heftiges Unwetter. Schaden richtete es zwar nicht an, doch ward ein großer Theil der Reisenden von der Seekrankheit befallen, so auch Richard.

Zum ersten Mal in seinem Leben ward Mylord von dieser Krankheit ergriffen, auf seinen bisherigen Reisen hatte sie ihn stets verschont. Er war ganz verzweifelt. Er meinte, das jüngste Gericht sei angebrochen. Er verfluchte sich, weil er ein Schiff bestiegen hatte, weil er nach Amerika reisen wolle, da er doch auch nach China oder Rußland hätte reisen können, ohne das Festland zu verlassen. Wenn er sich leichter fühlte, fragte er nach Athalie, und erfuhr, daß dieselbe vollkommen gesund sei, das Unwetter unerschütterlich, wie ein Felsen, über sich ergehen lasse, auf dem Verdeck auf- und niederwandle und über andere Leute lache, die schwindelnd nach einem Winkel suchen.

Jener bewußte Doctor besuchte auch ihn häufig, doch hütete sich Richard, irgend eine Dienstleistung von ihm anzunehmen. Näherte er sich ihm, so zog er seine Schlafmütze noch fester über die Ohren, um seine Perrücke niederzudrücken.

Am siebenten Tage steigerte sich die Heftigkeit des Unwetters noch, Richard konnte seine Hängematte gar nicht mehr verlassen und sein Kopf schmerzte ihn so sehr, daß er die an ihm vorüberrennenden Gestalten nicht einmal zu unterscheiden vermochte. Soviel verstand er noch, daß ihm mehrere zuredeten, aufzustehen, denn seine Lady rufe nach ihm. Seinetwegen mochte Mylady rufen, so viel und so lange sie wolle; heute werde nicht Komödie gespielt.

Jetzt kam aber Athalie selbst.

„Rasch Jemmy, stehen Sie auf, sonst gehen Sie zu Grunde. Das Schiff sinkt."

Dieses Wort wirkte mit Zauberkraft.

Sofort stand Richard auf den Füßen; der Schrecken verlieh ihm Kraft.

„Das Schiff erhielt ein Leck unter der Wasserlinie, seit Mitternacht arbeiten die Pumpen bereits. Der Capitän theilte mir im Vertrauen mit, daß das Schiff nicht gerettet werden könne und schon werden die Rettungsboote ins Wasser gelassen. Stützen Sie sich auf mich, damit wir noch zu rechter Zeit entkommen, nicht erst im Moment der allgemeinen Verwirrung."

Zitternd lehnte sich Richard an Athalie, doch kaum waren sie aufs Verdeck gelangt, als sich Richard beim Anblick des schäumenden Meeres, auf welchem das Schiff gleich einer Nußschaale hin- und hergeschleudert wurde, neuerdings vom Schwindel ergriffen fühlte, und hätte ihn Athalie nicht am Arm erhascht, so wäre er unfehlbar ins Wasser gestürzt.

In seinem regentriefenden Kautschukmantel trat der Capitän zu ihnen hin und sagte, sie möchten das große Boot besteigen, welches bereits auf der Wasserfläche schaukelte.

So viel ist sicher, daß Richard niemals in dieses Boot gelangt wäre, wenn er nicht Athalie an der Seite gehabt hätte. Bei jedem Schritte schwindelte es ihn, glitt er aus, und wenn ihn das Mädchen nicht gewaltsam am Arme gehalten hätte, wäre er längst eine Beute des Meeres geworden.

„Ah, Athalie! ah, Athalie!" stöhnte er, von Furcht erfüllt.

„Nennen Sie mich nicht bei meinem Namen!" raunte sie ihm heftig zu. „Sehen Sie denn nicht, daß der Doctor hinter uns ist."

Jetzt erschrak Richard nur noch mehr, und er wäre sicherlich ohnmächtig geworden, wenn nicht Athalie, die sich mit einer Hand an die Strickleiter klammerte, ihren zitternden Reisegefährten mit der anderen Hand in das unten schaukelnde Boot gestoßen hätte, wo er dann der Länge nach hinfiel.

„Fürchten Sie nichts", flüsterte ihm Athalie ins Ohr. „Wir haben ja noch Glück im Unglück. Der Doctor ist in das zweite Boot gekommen und der Sturm wird uns auseinander werfen. Die beiden Boote können nicht beisammen bleiben."

Richard dankte für ein solches Glück.

Der Schiffbruch war aber thatsächlich ein wahres Glück für ihn. Die Insassen des großen Bootes verloren gegen Abend das Schiff und das zweite Boot aus den Augen, um Mitternacht legte sich der Wind, und am nächsten Morgen nahm ein gen New-York dampfendes Schiff die Schiffbrüchigen auf. Es war ihnen nicht das mindeste Leid geschehen.

Nach wenigen Tagen kamen sie in New-York an. Von den in dem zweiten Boote Entkommenen drang keinerlei Nachricht zu ihnen.

Athalie schlug vor, in New-York zu bleiben. Wer vergessen, unerkannt bleiben will, verbirgt sich am besten in einer großen Stadt. Hier kennt kein Mensch den anderen.

Athalie miethete unter dem Namen Mistreß Saylor ein Privathaus, wie dieselben bereits möblirt und eingerichtet an Fremde vermiethet werden.

„Wünscht die Mistreß zu Hause zu speisen?" fragte der Wirth, als er Athalie in ihre Zimmer führte.

„Jawohl, Sir; ich pflege um sechs Uhr zu speisen, mein Diener, Mister Jemmy, speist zwei Stunden früher."

Mister Jemmy stand hinter ihr.

„Sehr wohl, Mistreß. Wünschen Sie Ale oder Porter zu Tische?"

„Weder das Eine noch das Andere. Ich pflege Sherry zu trinken."

„Der ist bei mir nicht zu haben, doch bekommt man welchen im „blauen Schwan". Wünschen Sie, daß ich ihn von dort holen lasse? Der Hausknecht thut es für einen Halbpenny."

„Unnöthig. Mister Jemmy, mein Diener, wird ihn holen."

Lord Richard war der Mummerei bereits überdrüssig, und als man sich zum zweiten Mal auf ihn berief, wandte er Athalie den Rücken und begann zum Fenster hinauszusehen.

„Weitere Dienstleistungen benöthigen Mistreß nicht?"

„Nein; — mein Diener wird Alles besorgen."

Der Wohnungsvermiether entfernte sich.

Unmuthig wandte sich Richard vom Fenster zurück.

„Mylady!"

Es war das erste Mal, daß er Athalie unter vier Augen Mylady nannte.

„Nun?"

„Ich denke, daß es bereits unnöthig ist, die Komödie fortzusetzen, da wir uns schon in Amerika befinden und nichts zu fürchten haben."

„Welche Komödie?"

„Nun, daß Sie mich da fortwährend für Ihren Bedienten ausgeben."

„Ich verstehe Sie nicht. Was sind Sie denn sonst?"

Richard stutzte bei dieser Frage.

„Was ich bin? — Ihr Bedienter auf keinen Fall."

„Es ist ja wahr, daß Sie kündigen und fortgehen können, doch bin nur ich allein mit einem Reisepaß versehen, in welchem Sie als mein Diener aufgenommen sind; auch kann ich Ihnen Ihr Zeugniß nur in diesem Sinne ausstellen."

Schweigend starrte Richard Athalie an. — Was mag die wollen?

„Uebrigens begreife ich nicht", fuhr Athalie kaltblütig fort, „was Sie gegen Ihre Stellung einzuwenden haben? Sie haben in meinem Hause Ihr eigenes Zimmer, eine Sommer- und Winterlivrée, Frühstück, Mittag- und Abendessen erhalten Sie auch, Sie können kommen und gehen ganz nach Belieben, anständiges Monatssalair zahle ich gleichfalls und Ihre gesammten Obliegenheiten bestehen darin, daß Sie meine Wohnung in Ordnung halten und mir den Tisch zu decken haben."

Lord Richard vermochte sich noch immer nicht darüber klar zu werden, ob er wache oder träume.

„Sie mögen mir glauben, daß Sie schwerlich einen besseren Dienst finden werden; in Amerika muß ein Jeder,

Digitized by Google

der leben will, auch arbeiten, und Sie verstehen ja gar kein Handwerk! Was könnten Sie anfangen mit Ihrem gebrochenen Fuß und Ihren verweichlichten Nerven? Sie können hier nichts weiter sein, als ein Bedienter, ob nun bei mir oder bei Anderen."

Jetzt brach Mylord los.

„Haben Sie den Verstand verloren?"

„Ich bin vollkommen bei Sinnen, Sir, und verstehe Sie. Sie konnten eben noch nicht vergessen, daß Sie ehemals Lord Timple waren. Männer sind in dieser Beziehung sehr empfindlich. Und am Ende ist's doch gleichgültig, ob man Sie nun „Lord Timple" oder „Mister Jemmy" nennt — —"

Jetzt erschrak Richard. Eine schwache Erinnerung durchzuckte seine Nerven gleich einem Blitzschlage.

„Doch selbst wenn Sie dies bekannt machen könnten, was würden Sie dadurch gewinnen? Sie würden nach England zurückkehren? Höchstens würden Sie erreichen, daß man Sie allgemein verspotten und als durchgebrannten Schuldner ins Gefängniß setzen würde."

Rasch griff Lord Richard an seine Brusttasche und athmete erleichert auf. Seine Brieftasche war an Ort und Stelle.

„Mein Fräulein", sprach er achselzuckend, „Sie haben Ihren scharfen Verstand in Europa vergessen. Sie wissen ja ganz gut, daß ich hinreichendes eigenes Vermögen besitze. Sie selbst übergaben mir meine Wechsel, und die habe ich jetzt bei mir."

„Das ist wahr", erwiderte Athalie ohne Verwirrung, „indessen macht mir die Sache so manche Scrupel. Ich bin nicht ganz sicher, ob diese Wechsel nicht aus derselben Fabrik herrühren, aus welcher das Trauungsbuch von Black-Hill hervorging."

„Was sagen Sie?"

„Ich sage, daß Robin's Räuberballaden dieselbe Gültigkeit vor dem Altare hatten, als Ihre Wechsel vor dem Gerichte haben werden."

„Was thaten Sie mit meinem Gelde?" fragte Richard wuthschäumend.

„Ich habe Ihr Geld", sprach Athalie voll unaussprechlicher Verachtung und Geringschätzung, „dem Rettungshause für unglückliche Frauen übergeben, während die Wechsel, die Sie bei sich haben, blos geeignet sind, um an der Stelle, wo Sie dieselben präsentiren, Ihre Verhaftung als Wechselfälscher zu veranlassen."

Voll Wuth stürzte sich der Mann auf Athalie.

Diese streckte den Arm aus, und der Mann blieb vor der Spitze des Zeigefingers dieser ausgestreckten Hand wie verzaubert stehen und brach in Schluchzen aus.

Dann verdeckte er sein Gesicht mit den Händen und stöhnte.

„Was haben sie aus mir gemacht?

„Das, was Sie aus mir machten! Sie machten mich zu Ihrer Magd, — und ich mache Sie zu meinem Diener!"

Und bei diesen Worten umklammerte sie die Hand des Mannes mit eiserner Gewalt.

Erbleichend wich Richard vor dieser teuflisch schönen Erscheinung zurück. Das Gesicht der Dame glühte, ihre Augen blitzten, die geöffneten Lippen ließen die zusammengepreßten glänzenden Zahnreihen sehen, ihre Locken umflatterten schlangengleich das Zorn und Wuth verrathende Antlitz. Sie glich einem Dämon, der zur festgesetzten Zeit den ihm verschriebenen Verdammten holt.

„Entsetzliches Weib!" keuchte Richard und umklammerte die Lehne eines Stuhles. „Ein furchtbarer Gedanke erfaßt mich! Sie waren es, die mich zweimal meiner Schätze beraubten, zweimal meine Häuser in Brand steckten!"

Athalie richtete sich hoch empor, — stolz blickte sie auf ihn nieder, dieser Blick konnte auch für ein Lächeln angesehen werden, — und antwortete:

„Ich war es!"

Aus der Hauptstadt.

Aus den Concertsälen.

Anton Rubinstein. Frau Nilsson. Herrn von Herzogenberg's Symphonie.

Im Kunstleben treten manchmal Erscheinungen hervor, die der Fachkenner gar nicht beurtheilen kann, wenn er nicht bei der Culturgeschichte Aufklärung des Räthsels sucht. Eine solche Erscheinung hat die letzte Anwesenheit Rubinstein's in Berlin geboten. Die Leser der „Gegenwart", welche meine Artikel mit ihrer Aufmerksamkeit beehren, werden sich gewiß erinnern, wie ich bei jeder Gelegenheit meine Bewunderung für die Genialität, für die außerordentlichen Leistungen dieses Künstlers kundgegeben habe. Sein herrlicher, aller Färbungen fähiger Anschlag, sein feuriger Vortrag, seine ganz großartige Technik, die unvergleichliche Ausdauer und seine immer von lebhaftester Phantasie zeugende Auffassung lassen fast immer die Ungleichheiten und Unregelmäßigkeiten seiner Leistungen vergessen über dem Gesammteindruck einer gewaltigen Natur. Es ist also eine auch dem Fachkenner erklärliche Erscheinung, wenn das Publicum alle Ungleichheiten, das öftere Mißlingen des Technischen, überhetzte Tempi und dergl. ganz übersieht und nur im Enthusiasmus schwelgt. Aber die Erscheinung, daß der Enthusiasmus sich am stärksten zeigt, sich bis zum Mode-Taumel steigert in einer Periode, in welcher der geniale Künstler seine schwächsten, ja manche nicht zu entschuldigenden Leistungen bot, dieser Erscheinung gegenüber muß der Fachkenner als solcher rathlos dastehen, und nur die Culturgeschichte kann ihm helfen. Und diese lehrt ihn, daß im Kunstleben wie im politischen die enthusiastischen Anhänger ihre Begeisterung dadurch am besten darzulegen suchen, indem sie nicht die Größe ihres Abgottes preisen, sondern seine Schwächen als das Höchste bejubeln. Ich kann, ohne im mindesten von meiner Bewunderung der so reichen Begabung Rubinstein's abzugehen, mit gutem Gewissen versichern, daß er bei keinem seiner öfteren künstlerischen Besuche in Berlin so viel Verfehltes, nicht zu Uebergehendes geboten hat, als während dieser letzten Concertreihe. Das lag schon in der Aufstellung der Programme vorbedingt. Er hat in sieben Concerten 120 Stücke (wenn nicht mehr) vorgetragen, an einem Abende acht Beethoven'sche Sonaten nacheinander. Wollte er nun alle diese Compositionen je nach ihrem Charakter, nicht nach seiner Willkür wiedergeben, wollte er wenn auch ein noch so rasches, aber die Gedanken-Klarheit wahrendes Tempo nehmen, so mußte jedes Concert über drei Stunden dauern. Er hat aber nie mehr als zwei und eine Viertelstunde am Clavier gesessen. Der einigermaßen musikalische Leser kann sich also leicht eine Vorstellung bilden von dem Blitzzug-Tempo, in welchem viele Stücke vorübersausten. — So lange noch Chopin, Schubert und Schumann, Liszt ꝛc. vorgeführt wurden, konnte man über den vielen Glanzmomenten die Mängel der Leistung übersehen. Ja, ich gehe an der pflichtschuldigen Rücksicht für einen genialen Künstler noch vorüber und sage: Wenn er zwischen anderen großartigen Leistungen einmal eine Sonate von Beethoven verfehlt, so darf diese eine schwächere Leistung nicht hervorgehoben werden zum Nachtheile der anderen. Ich erinnere mich ganz genau noch heute, wie Rubinstein vor einigen Jahren die Fantasie von Schumann, die Wanderer-Fantasie von Schubert und die in C-moll von Mozart ganz wunderherrlich spielte und daneben in der C-dur-Sonate von Beethoven (op. 53) sich der zügellosen Phantasie überließ, und wie ich damals wie noch heute gegenüber den ganz großartigen Leistungen diese eine als eine momentan verfehlte betrachtete. Aber in ein ganz anderes Verhältniß zur Kunst und zur wahren Kunstkritik tritt der Concertgeber, wenn er einen ganzen Abend ausschließlich die Compositionen eines großen Meisters spielt. Sein Programm zeigt dann die entschiedene Absicht, sich als den wahren ausübenden Vertreter des großen Meisters zu zeigen; dann muß er mit vollem Pflichtbewußtsein an die hohe Aufgabe herantreten und sie mit dem Zusammenfassen aller Kraft erfüllen. Wenn Rubinstein acht Beethoven'sche Sonaten

Digitized by Google

hintereinander ankündigt, so liegt in diesem Programm die Erklärung: Ich will zeigen, wie diese verschiedenartigen Schöpfungen des großen Beethoven vorgetragen werden sollen. Oder möchte wirklich irgend ein Enthusiast behaupten, daß Rubinstein sagen wollte: „So spiele i ch Beethoven, ohne Rücksicht auf das, was er vorgeschrieben hat"? — —

Leider konnte die Wiedergabe der Beethoven'schen Sonaten von Seiten Rubinstein's fast zu dem Glauben verleiten, daß seine Absicht eine solche wie die letztbezeichnete war. Es ließen sich mehrere Seiten füllen mit den Angaben der Stellen, in welchen Rubinstein das vollständige Gegentheil von dem that, was Beethoven vorgeschrieben hat; pianissimo spielte, wo von Beethoven ausdrücklich scharfe Accent-Zeichen (fz und crescendo molto) angebracht waren, dagegen mit aller Kraft in das Clavier donnerte, wo der Schöpfer „sempre pianissimo" geschrieben hatte. Ja, sogar Veränderungen in den Accorden sind vorgekommen, Septimenaccorde statt des Dreiklanges, übermäßige Intervallen anstatt reiner u. s. w. Ich frage nun, ist es möglich, daß eine wahre Kunstkritik, d. h. eine solche, welche das Kunstwerk und dessen geistige Wiedergabe und nicht die augenblickliche Moderichtung des Publicums in erste Reihe stellt, eine derartige Verletzung aller künstlerischen Pflichten gegen Beethoven stillschweigend vorübergehen lasse? Ich kann nun mit vollem Fug und Recht hier die Frage wiederholen, die ich an anderer Stelle gleich nach jenem Beethoven-Abend aufgeworfen habe: Wenn Rubinstein eine *seiner* Sonaten von einem Pianisten wiedergeben hörte, der die meisten Vortragszeichen nicht blos unberücksichtigt ließe, sondern nach Willkür in das Gegentheil veränderte, würde er nicht große Entrüstung äußern? und sollte er nicht den Respect, den er für sich verlangen kann, in viel höherem Maße entgegenbringen? Ich füge heute noch bei: Jene Entrüstung über die Entstellung einer Rubinstein'schen Sonate würden zugleich mit dem Componisten ganz gewiß eine Masse Enthusiasten beiderlei Geschlechts äußern, die es ganz absonderlich fanden, daß die Kunstkritik dem genialen Musiker zumuthet, er möge Beethoven's Vorzeichnungen nicht verändern! Aber, wie schon gesagt, die Culturgeschichte belehrt den Kunstkritiker, daß solche Erscheinungen sich von Zeit zu Zeit wiederholen, und daß der erfahrene Beurtheiler von Menschen und Dingen sich nicht beeirren lassen darf. Ich habe schon die Glanzperiode Liszt's miterlebt; und gegen diese ist der Rubinstein-Taumel fast nüchtern zu nennen. Ich war Zeuge, wie Liszt während einer Wiener Opern-Vorstellung zusammen mit Saphir auf einem Sitze im zweiten Range („dritten Stock") des alten Opernhauses erschien und die Vorstellung factisch eine oder zwei Minuten unterbrochen ward, weil das ganze Publicum sich mit Ausrufen des Entzückens nach der Seite wandte, wo der Gefeierte saß. Ich kann mich genau erinnern, daß der Dichter Kaufmann Liszt in einem Gedicht „großer Mann und großer Mensch" nannte, und zur Zeit, als dieser nur als Pianist wirkte, nicht als schaffender Künstler, dem gegenüber eine derartige Enthusiasterei wenn auch nicht erklärlich, doch einigermaßen begreiflich war. Solchen Erscheinungen gegenüber, wie sie der Liszt-Modetaumel hervorgebracht hat, kann man die Rubinstein-Huldigungen eine mäßige Erhitzung nennen; und ich würde gar nicht von ihnen sprechen, wären sie nicht gerade in der Periode hervorgetreten, in welcher dieser geniale Künstler nur als großartigster Clavierspieler wirkte, und der in das großartigste Clavierspiel den Hauptschwerpunkt der Leistung legte und Anderes, der Kunst Angehöriges weniger berücksichtigte. Aber die Culturgeschichte gibt die richtige Antwort auf die Frage, ob ich nicht etwa in Voreingenommenheit schreibe, oder weil die Triumphe der Huldigungen als solche die kritische Ader in mir schwellen machten. Nein und tausendmal nein! Niemandem erkenne ich das Recht zu, daß er eine höhere Bewunderung für die überreichen Gaben, für die Genialität Rubinstein's als schaffenden wie als wiedergebenden Künstler hege, als ich — nur die Schwächen will ich nicht mit demselben Enthusiasmus preisen; *das* ist aber die Hauptbedingung für die echten Mode-Bewunderer! Die Culturgeschichte allein gibt aber auch Antwort auf eine noch viel wichtigere Frage als die solchen Enthusiasmus betreffende, auf die: wie die ganze individuelle Erscheinung des genialen Künstlers in ihren großartigen Eigenschaften, wie in ihren Schwächen aufzufassen ist?

Kein *bedeutender* Künstler ist zu trennen von den Einflüssen des Landes, in welchem er lebt, und von der Gesellschaft, in welcher er sich bewegt. Liszt's Wirken ist aus den Anschauungen der französischen romantischen Schule der dreißiger Jahre, theilweise auch aus den gleichzeitigen socialistisch-religiösen Bestrebungen hervorgegangen. Er ist der unvergleichbar genialste Vertreter jener Zeit, aber er ist auch ihr geistiger Sohn. Wer die Tendenzen der genannten Schule genau prüft, ihre großartige Erweiterung der technischen Mittel, des Colorits, ihr außerordentliches Geschick in der Gegenüberstellung der Contraste, der wird des Pianisten Liszt Tendenzen und Vortrag begreifen; wer sich an die Schriften Lammenais' und an die „Friedens-Phalanx" der damaligen Socialisten erinnert, der wird finden, daß die Anschauungen der kirchlichen Musik, die Liszt damals in seinen Schriften veröffentlicht hat, sich in seinen Compositionen wiederspiegeln. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: der große Künstler steigt mit den Ideen seiner Zeit in höhere Regionen, er verklärt sie; aber mit einem Luftballon in die Höhe geflogen ist noch Keiner, schon aus dem Grunde, weil er dann bald wieder auf die flache Erde zurückkehren müßte!

Rubinstein ist ein geistiger Sohn der russischen Gesellschaft, der er durch Geburt und durch seinen seit zwanzig Jahren in der russischen Hauptstadt aufgeschlagenen Wohnsitz angehört. Ich bitte den geneigten Leser um Erlaubniß, hier einige Sätze über den genialen Künstler und den Einfluß der russischen Gesellschaft wiederholen zu dürfen, die ich im Jahre 1879, also vor 6 Jahren, in „Nord und Süd" veröffentlicht habe; sie geben den besten Beweis, daß das, was ich heute sage, nicht aus kritischem Bemäkelnwollen des oben besprochenen Enthusiasmus entspringt, sondern aus der festgestellten Erkenntniß der künstlerischen Individualität Rubinstein's.

„Keine Nation der Welt besitzt solche Leichtigkeit, fremde Sprache zu lernen und mit Sicherheit zu handhaben, deren Literatur aufzufassen, die Meisterwerke fremder Kunst zu erkennen, gleich den Russen — keine Nation ist je in ihrem Denken und Trachten von den Einflüssen fremder Civilisation unberührter geblieben, als der elegante Russe. Mag er für deutsche oder italienische Musik schwärmen, englischer oder französischer Literatur den Vorzug geben, realistischer oder idealistischer Malerei seine Neigung schenken, mag er philosophische Ansichten aus Hegel oder Schopenhauer schöpfen, die Eindrücke, die er von Kunst und Wissenschaft empfängt, werden an seiner ursprünglichen Sinnesart nichts ändern, seine Denk- und Empfindungsweise wird dieselbe bleiben. Er betrachtet Welt und Menschen nicht mit dem Auge *des* gebildeten Mannes, der bei allem Geschehen einer inneren Nothwendigkeit nachforscht, die Geschichte als eine Reihe von Nothwendigkeiten ansieht und aus der Erkenntniß der menschlichen Natur die Ueberzeugung schöpft, daß nur das Streben nach dem Guten einige Befriedigung gewährt, daß die Kunst allein im Stande ist, das Gute mit dem Schönen insofern zu verbinden, als sie momentan den Geist von niedrigen Regungen fern hält und zur Schätzung einer Erscheinung um ihrer selbst willen und nicht um des relativen Nutzens willen anregt; der gebildete Russe betrachtet Welt und Menschen als ein ziellosses Werden und Vergehen, dem nachzuforschen eitle Mühe wäre; die Kunst ist ihm die angenehmste Abwechslung höherer geistig sinnlicher Anregung und Aufregung, nach blos sinnlichem Genusse; und was die moralischen Grundsätze betrifft, so lehrt ihn die Geschichte seines Landes, in dessen innerer Entwicklung, wie in den Beziehungen zu andern Staaten, daß Ausdauer, Energie und gänzliche Unbekümmertheit um alles Andere am sichersten zum Ziele führen; er ist auch überzeugt, daß seinem Lande die Zukunft gehört, und in dieser Ueberzeugung trifft der allerconservativste Russe mit dem überspanntesten Nihilisten zusammen. — Die russische Gesellschaft besitzt die denkbar angenehmsten Formen und bereitet dem Künstler die beste Aufnahme; sie kam Rubinstein mit Enthusiasmus und Verehrung entgegen; gehört er doch zu ihr! — Wenn nun der Künstler so viele Jahre in fast ununterbrochenem Verkehr mit einer Gesellschaft von so entschiedener Richtung lebt, so läßt sich zwar nicht behaupten, daß sie seinem musikalischen Wirken einen besonderen Stempel aufdrückte, dazu sind seine eigenthümlichen Gaben zu mächtig; aber nicht zu leugnen ist es,

Digitized by Google

daß manche dieser Gaben sich nach der Seite entfalteten, auf welcher sie bereitwilligste Bewunderung fanden. — In einer solchen Gesellschaft wird der Künstler leicht verleitet, der imponirenden Kraft mehr Werth beizulegen, als der rein künstlerische Maßstab ihr zuerkennt, und das Ueberschwängliche auch bei den Werken walten zu lassen, in welchen die Einheitlichkeit, die musikalisch folgerichtige Entwicklung des Gedankens als nicht zu beseitigende Bedingung des Kunstwerthes feststeht. Wenn nun zu solchen Umständen noch hinzutritt, daß des Künstlers Naturell in so manchen Dingen den Neigungen des Landes und der Gesellschaft entspricht, daß er die Gefahren gar nicht meiden will, weil sie ihn als solche gar nicht erscheinen: so zeigt sich Manches als leicht erklärlich, fast nothwendig, das, wenn vereinzelt betrachtet, geradezu räthselhaft erscheinen könnte. Rubinstein's Bedeutung und seine Schwächen sind also aus der Wechselwirkung zwischen seinen Uranlagen, seinen Neigungen und dem Einflusse der russischen Gesellschaft auf diese Neigungen herzuleiten."

Wenn der geneigte Leser nun diese vor sechs Jahren geschriebenen Sätze mit meinem heute ausgesprochenen Urtheile über die letzten Concerte, besonders über die Beethoven-Vorträge, vergleicht, so wird er gewiß finden, daß ich meinen Anschauungen vollkommen treu geblieben bin, daß nicht etwa die großen Triumphe mich zu meinem entschiedeneren Urtheile bewogen haben, sondern die diesesmal stärker als früher hervortretende Neigung des Künstlers zur Vergewaltigung, zur rhapsodischen Willkürherrschaft der Phantasie. Großen Schmerz — das darf ich aufs heiligste versichern! — hat mir der Irrthum bereitet, welchem sich Rubinstein, dieser reichbegabte Componist, der genialste aller jetzigen Pianisten, der wackere und wahrhaft bezaubernde Mensch, dem ich persönlich sehr zugethan bin, sich hingegeben hat. Unerhörtes wollte er auf dem Clavier leisten; Unerreichbares, was kein Anderer vermag: das hat er gethan, aber auch Vieles, was er als wahrer Künstler nicht thun sollte, nicht thun durfte.

Heinr. Ehrlich.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Erste Reihe. (Leipzig, Wartig.) — Dieses Buch unseres geschätzten Mitarbeiters enthält eine Sammlung von literarhistorischen Essays, welche in verschiedenen deutschen Revuen und Zeitschriften schon früher veröffentlicht worden sind; sie bildet eine „vorläufige kleine Auswahl" unter mehreren und enthält die Bildnisse von Fürst Pückler, Willibald Alexis, Adolf Böttger, Moritz Hartmann, Fritz Reuter, Hermann Lingg, Gottfried Kinkel, Robert Hamerling, Gottfried Keller, Emanuel Geibel und Johann Ludwig Runeberg. Die Art der biographischen Behandlungsweise soll schon durch den Titel der Sammlung: „Reliefs" angedeutet sein. Der Verfasser äußert sich in der Vorrede selbst folgendermaßen darüber: „Dem farbigen Bildnisse entspricht in gewissem Sinne jene rein belletristisch geartete, oft novellistisch gefärbte Studie über einen Einzelcharakter, wie namentlich die heutige, bessere Journalistik sie nicht selten zeitigt; die in großen Linien modellirte Büste findet annähernd ihr literarisches Pendant in der vornehmgelehrten, biographisch-psychologischen Monographie, der unsere Zeit eine nahezu classische Pflege angedeihen läßt. Zwischen beiden aber, bald dieser, bald jener Grenze näher und der Stellung des Reliefporträts in der bildenden Kunst nicht unähnlich, schiebt sich der moderne literarhistorisch-kritische Essay ein, der einerseits, ohne die künstlerische Form des belletristischen Charakterporträts erreichen zu wollen, doch dessen farbige Frische nicht entbehren möchte und andererseits unter Verzichtleistung auf den vollen akademischen Apparat doch der Strenge und des Ernstes der wissenschaftlichen Monographie sich nicht ganz entschlagen darf." In der That rechtfertigen die Ziel'schen Aufsätze durch das Gleichmaß und den Einklang von Frische und Strenge den gewählten Titel und mögen als gehaltvolle Lectüre bestens empfohlen sein. O. B.

Deutsche Jugend. Zeitschrift für die Jugend, herausgegeben von Julius Lohmeyer. Neue Folge. Berlin, Leonhard Simion. — Diese von einem unserer bedeutendsten Jugendschriftsteller herausgegebene Zeitschrift ist schon früher von Pädagogen ersten Ranges sowie von Seiten des preußischen Unterrichtsministeriums als „Muster der Jugendlectüre" bezeichnet worden und vereinigt in der That in seinen für die Jugend geschriebenen Erzählungen, welche sich die Pflege des Vaterländischen sowie des Belehrenden besonders angelegen sein lassen, in seinen trefflichen zu Spiel und häuslicher Beschäftigung anleitenden Beigaben und ebenso in seinen harmlos humoristischen Theilen eine Fülle von Anregung und nützlichem Lesestoff für die Jugend. Mit dem Oktoberhefte dieses Jahres erfährt nun diese schon ohnehin reiche Sammlung eine wesentliche Bereicherung durch colorirte Illustrationen, welche, von den bekanntesten Künstlern, wie Flinzer, Gehrts, Knaus, Pletsch, Thumann, Zick u. A. entworfen, nach dem bewährten Verfahren des lithographischen Farbendrucks hergestellt sind. Es ist durchaus nicht unwichtig vom pädagogischen Standpunkte aus, daß die „Deutsche Jugend", welche sich vornehmlich an Knaben und Mädchen vom 9. bis 14. Jahre wendet, diese coloristische Erweiterung erfährt, denn gerade in jenem Alter geschieht es, daß in dem Kinde der Sinn für Farbenschönheit geweckt und die Empfänglichkeit für Eindrücke aus dem Gebiete der Kunst genährt und ausgebildet wird. Eine Schrift, welche es sich angelegen sein läßt, durch wirklich künstlerisch ausgeführte Illustrationen das jugendliche Auge zu bilden und den Geschmack zu erziehen, muß daher besonders im Hinblick auf die bildlichen Sudeleien in den meisten unserer Jugendschriften auf's Freudigste begrüßt werden. Das erste Heft der „Neuen Folge" der „Deutschen Jugend" erfüllt selbst verwöhnte Ansprüche in dieser Hinsicht: es bietet Illustrationen von W. Friedrich zu einem Märchen von Ebers, ferner Original-Illustrationen von Thumann, Simm, Zick und Vogel in reichster Fülle und bester Ausführung, so daß man nach dem Eindrucke, den es erzeugt, das Unternehmen nur auf das Wärmste empfehlen kann.

Zur Sittengeschichte Frankreichs. Bilder und Historien von Ferdinand Lotheißen. (Leipzig, Schlicke.) — Der durch seine culturhistorischen und literarischen Forschungen über das Frankreich des vergangenen Jahrhunderts rühmlichst bekannte Verfasser bietet hier zu einem stattlichen Bande vereinigt zehn Aufsätze dar, welche er im Laufe der letzten zwölf Jahre schon in verschiedenen Zeitschriften und Revuen, auch in der „Gegenwart", veröffentlicht hatte. Dieselben betreffen meistentheils Einzelberichte, Memoiren oder dergl. aus jener Zeit, welche zwar in einem zusammenfassenden Werke berücksichtigt werden müssen, und deren Ergebnisse wichtig genug für die allgemeine Darstellung ihrer Epoche sind, die aber nur in solchen Nebenabhandlungen, den Abfällen und Spänen bei der großen Arbeit, in aller Ausführlichkeit und Breite behandelt werden können. So gibt uns der Verfasser in dem 2. Aufsatze: „Eine Schloßherrin des 17. Jahrhunderts" einen eingehenden Bericht über den Inhalt der Briefe der Marquise von Sévigné an ihre Tochter, die Gräfin Grignan, und fügt im 3. eine Geschichte des Hauses Grignan hinzu. Im 6. Aufsatze behandelt er die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon und im 7.: „Ein Musterunterthan", das Tagebuch eines gewissen Barbier, der unter Ludwig XV. lebte und schrieb. In ähnlicher Weise bietet er vorzügliche Einzeldarstellungen der Geschichte der Familie Mirabeau, des Lebens und der Thätigkeit des Barons Grimm, der Dilettanten-Komödie während des 18. Jahrhunderts und ähnlicher Erscheinungen des großen Lebens dar. Selbst für Solche, die nicht die Absicht haben, specielle historische Studien über jenes merkwürdige Jahrhundert zu machen, ist diese Sammlung von Aufsätzen sehr lesenswerth, denn dieselben sind frisch und anregend geschrieben und gewähren in einer Fülle von Anekdoten, die der gelehrte Verfasser aus den ihm reichlich zu Gebote stehenden Quellen geschöpft hat und interessant vorzutragen versteht, eine gute Unterhaltungslectüre. O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschienen:

An der Heilquelle

von

Friedrich Spielhagen.

Vierte Auflage.

brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7. —

Drei starke Auflagen wurden in vier Wochen vergriffen.

Quisisana.

Von

Friedrich Spielhagen.

Wohlfeile Taschenausgabe.

eleg. gebunden Mk. 3. —.

Leipzig, Ende October 1885.

L. Staackmann.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Text

zu einer komischen Oper gesucht. Offerten u. **A. V. 11652** bef. d. Annonc.-Exped. von **Adolph Voges in Altona.**

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Elfriede.

Eine Erzählung

von

George Taylor.

8. Preis geheftet ℳ 6. —

In Halbkalbleder elegant gebunden: ℳ 8.50.

Magazin in Berlin, Potsdamerstr. 30a.

Magazin in Berlin, Potsdamerstr. 30a.

Pianinos und Flügel. — System Steinway. — Export nach allen Welttheilen.

Goldene u. silberne Medaillen: London 1851, Altona 1868, Braunschweig 1877, Melbourne 1881, Porto Alegre 1882, Amsterdam 1883, Calcutta 1884, London 1884.

Neuer Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Kulturhistorischer Bilderatlas. I. Griechen u. Römer, bearbeitet von Professor Dr. Th. Schreiber. 100 Tafeln qu. Fol. mit über 1000 Abbild. und Text. — II. Mittelalter, bearb. von Dr. A. Essenwein. 120 Tafeln mit über 1000 Abbild. und Text. Jeder Band br. **10 M.** geb. **M. 12.50.**

Geschichte der Architektur von W. Lübke. 6. Auflage. 2 Bände mit 970 Illustr. br. 26 M., geb. in Kaliko 30 M., in Halbfr. 32 M. Umtausch älterer Auflagen vermittelt unter Anrechnung von 10 M. pro Exemplar jede Buchhandlung.

Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland. Von Carl Lachner. I. Teil. Der norddeutsche Holzbau. Mit 4 Farbendr. und 182 Textillustr. Hoch 4. br. 10 M. — Der 2. Teil (Schluss) erscheint im Jahre 1886.

Mythologie der Griechen und Römer von Otto Seemann, 3. Aufl., unter Mitwirkung von Rud. Engelmann bearbeitet. Mit Abbildungen. 1885. — geb. M 3.50. — Prachtausgabe, mit Kupfer fein geb. M 4.50.

Die Kriegswaffen in ihrer histor. Entwickelung. Ein Handbuch der Waffenkunde. Von Aug. Demmin. 2. verbesserte und vermehrte Anflage mit über 1000 Abbildungen. 1885 I. Hälfte br. 5 M. (II Hälfte erscheint im December)

Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts unter Mitwirkung von H. Lücke, A. Schmarsow, Ad. Rosenberg, K. Eggers, V. Valentin etc., herausgegeben von Rob. Dohme. Mit vielen Abbildungen. 2 Bände. Hoch 4. broch. 40 M.; in reichem Einband 48 M; in Saffian 62 M.

Zeitschrift für bildende Kunst und **Kunstgewerbeblatt**, nebst Beiblatt: **Kunstchronik**, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe, herausgegeben von **C. v. Lützow** und **Artur Pabst.** 21. Jahrgang Oktober 1885—1886. — Halbjährlich 14 Mark. Das Kunstgewerbeblatt mit Kunstchronik kann auch gesondert für 6 Mark halbjährlich bezogen werden.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Vor Kurzem erschienen:

Baehr, Dr. O., Reichsgerichtsrath a. D. **Der deutsche Civilproceß in praktischer Bethätigung.** Preis: 1 Mark 80 Pf.

Jenks, Dr. J. W., Henry C. Carey als Nationalökonom. Preis: 3 Mark.

Schäfer, Dr. Dietrich, o. ö. Professor der Geschichte a. d. Universität Breslau, **Deutsches Nationalbewußtsein im Licht der Geschichte.** Preis: 75 Pf.

— — —, **Die Hansa und ihre Handelspolitik.** Preis: 75 Pf.

Die Verstaatlichung des Grundkredits. Ideen zu einem nationalen Verwaltungsrecht des Grundbesitzes. Von H. F. Preis: 1 Mark.

Wermert, Dr. Georg, Neuere socialpolitische Anschauungen im Katholicismus innerhalb Deutschlands. Preis: 2 Mark.

Hierzu eine Beilage der Universitätsbuchhandlung von Winter in Heidelberg, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Friedrich in Leipzig und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 5. December 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zum serbisch-bulgarischen Kriege. Von Nestor. — **Literatur und Kunst:** Karl Hillebrand's Nachlaß. Von Wilhelm Goldbaum. — Lyrische Novitäten. Von Ernst Ziel. — Eine Zieten-Biographie. Von E. Berner. — **Feuilleton:** Aus dem Tagebuche eines Dilettanten. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von Z. — Die Ausstellung bei Gurlitt. Von A. L. — Inserate.

Zum serbisch-bulgarischen Kriege.

Nachdem der Berliner Congreß die Grenzen der Balkanstaaten festgesetzt und eine entscheidende Antwort auf die orientalische Frage gegeben hatte, ist diese letztere durch die Vollziehung der bulgarischen Union und durch das Entbrennen des Kampfes zwischen Serbien und Bulgarien von Neuem aus kaum verschüttetem Grabe erstanden, um wiederum als drohender Unstern am politischen Himmel Europas zu erscheinen. Wenn es dem Berliner Congreß und in erster Linie dem Reichskanzler, Fürsten Bismarck, gelungen war, jene verhängnißvolle Frage vor „Versumpfung" zu bewahren und einen modus vivendi zu schaffen, der 7 Jahre lang für alle Parteien erträglich war, so ist es ihm doch, wie die Geschichte unserer Tage lehrt, nicht möglich gewesen, die Gefahren gänzlich aus der Welt zu schaffen, welche die complicirten Macht-Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel involviren. Freilich wohl ist der Schwerpunkt der Frage heutzutage ein anderer geworden, als er es früher war: ehedem gipfelte derselbe in der Entscheidung über den Besitz Constantinopels — heute ist er auf asiatischen Boden verlegt, heute dreht er sich hauptsächlich darum, ob England oder Rußland in Central-Asien präponderiren soll, heute ist die Orientfrage mit der afghanischen Frage in nahe Verwandtschaft getreten. Deshalb verfolgt auch gegenwärtig das westeuropäische Publicum das Wiederaufleben der Verwirrung auf der Balkan-Halbinsel nicht mehr mit dem gespannten Interesse und mit den ängstlichen Befürchtungen, wie früher, und der napoleonische Ausspruch, daß der Besitz Constantinopels den Besitz der Welt bedeute, ist nahezu in Vergessenheit gerathen. Hat doch auch Fürst Bismarck, als dieser Satz dem deutschen Reichstage vom Abgeordneten Windthorst bei den Vorberathungen über den Congreß im Jahre 1878 von Neuem aufgetischt wurde, dessen Stichhaltigkeit so trefflich widerlegt, indem er daraus die Folgerung zog, der Sultan habe seit vierhundert Jahren die Welt beherrscht, er — Bismarck — habe aber in Preußen nie das Gefühl gehabt, unter türkischer Weltherrschaft zu stehen. Nun ist es indessen nach unserer Ansicht immerhin ein gewaltiger Unterschied, in wessen Händen der „Schlüssel zur Weltherrschaft" liegt, ob ihn der „kranke Mann" sein eigen nennt, oder ob ein mächtiges Reich in seinen Besitz gelangt; im ersteren Falle möchten wir ihn mit einem goldnen Schlüssel vergleichen, der auf kostbarem Kissen ruht, als Reliquie aufbewahrt, der aber keinen Gebrauchswerth mehr hat, da das Schloß, zu dem er paßte, längst verloren ging; im anderen Falle aber ist er ein eiserner Dietrich, der drohend in die Welt ragt, ein gefährliches Werkzeug, eine tödtliche Waffe!

Wir meinen, solange der Sultan Herr des Bosporus und solange Constantinopel für die europäischen Großmächte eine unerreichbare Paradiesesfrucht bleibt, solange wird auch die orientalische Frage keinen Kriegsbrand heraufbeschwören und unser westeuropäisches Interesse nur indirect berühren; wir meinen aber auch, daß durch die gegenwärtigen Ereignisse auf der Balkan-Halbinsel die Türkenherrschaft am Bosporus sehr ernstlich bedroht ist, daß das europäische Gleichgewicht Gefahr läuft, ins Schwanken zu kommen und daß wir, wenn nicht mit bangen Befürchtungen, so doch wenigstens mit gespanntestem Interesse die Begebenheiten in Bulgarien verfolgen müssen.

Die Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien hat diesem jungen Bunde den Krieg mit dem benachbarten Serbien heraufbeschworen, hat die Botschafter-Conferenz in Constantinopel herbeigeführt und die Großmächte von Neuem vor die Frage der Intervention gestellt. Es ist daher begreiflich, wenn sich die Bulgaren, die, wenn nichts Schlimmeres, doch sicherlich eine Krisis auf der Balkan-Halbinsel geschaffen und den Frieden gestört, und welche, gewissermaßen ganz Europa zum Trotze, die Satzungen des Berliner Vertrages übertreten, zunächst mehr Antipathien als Sympathien erworben haben; allein wenn man die Lage Bulgariens unparteiisch und im Lichte der Wahrheit betrachtet, wird man doch der Bulgarischen Union eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, und sich, auch wenn man den brüsken Ueberfall Serbiens außer Acht läßt, der Theilnahme für ein unglückliches Volk nicht erwehren können, das für seine nationale Zusammengehörigkeit und Freiheit Gut und Blut in die Schanze schlägt. Zu einer richtigen Beurtheilung der Verhältnisse ist es aber nöthig, die genesis der Bulgarischen Vereinigungs-Bestrebungen, d. h. die Geschichte des Volkes seit alter Zeit bis zu unseren Tagen, zu verfolgen und an der Hand der Geschichte ein Urtheil darüber zu gewinnen, ob die heutige Bewegung gerechtfertigt ist oder nicht, ob der Traum von einem neu zu errichtenden dritten Bulgarenreiche ein Traum bleiben oder verwirklicht werden soll.

Das allen slavischen Völkern innewohnende starke Nationalgefühl hat auch dem bulgarischen Stamme nie gefehlt und hat ihm vor etwa 1000 Jahren ein Reich gründen helfen, vor dem die halbe civilisirte Welt erzitterte. Auf den Trümmern des durch Karl den Großen zerstörten Avarenreiches sehen wir den kaum erst aus fernem Osten eingewanderten Bulgarenstamm schnell und kräftig zu einer staatlichen Vereinigung heranwachsen, die vor ihm eingewanderten Slaven (Skythen) in sich aufnehmen, ihre Ansiedlungen erobern und dem byzantinischen Kaiserreiche ein gefährlicher Nachbar und erbitterter

Digitized by Google

Gegner werden. Wenn man die mitunter weit divergirenden Geschichtsschreibungen über dieses erste Bulgarenreich zusammenhält, so scheint etwa so viel festzustehen, daß der erste mächtige und für Byzanz gefährliche Bulgarenfürst Boris hieß, gegen Ende des 9. Jahrhunderts lebte, daß er — unter dem Namen Michael — mit seinem Volke zur griechisch-christlichen Kirche übertrat, daß aber unter seinen Nachfolgern, von denen Symeon als besonders mächtig bezeichnet wird, die Macht des Reiches allmählich zum Sinken kam, bis Samuel, der den Kaisertitel annahm und dessen Regierungszeit gegen Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts gesetzt wird, dem Reiche die größte Ausdehnung und Bedeutung verschaffte, die freilich schon bei seinen Lebzeiten durch den Kaiser Basilius II. völlig vernichtet wurde.

Die Ausdehnung des Reiches unter Samuel ist jedenfalls eine sehr bedeutende gewesen und hat den ganzen griechischen Westen mit Ausnahme von Constantinopel selbst und von Thessalonich, also Epirus, Achaia, Thessalien, Macedonien und die drei Thrazien, umfaßt; schon damals finden wir die Bezeichnungen Alt- und Neu-Bulgarien: unter Ersterem verstand man das Stromgebiet der Donau, südlich begrenzt durch den Balkan — also etwa das heutige Fürstenthum Bulgarien — unter Letzterem die um das Rhodopegebirge sammt seinen Seitenästen gelegenen Landschaften und Wassergebiete — also Rumelien und die westlich daran grenzenden Länder.

Als Hauptstadt Altbulgariens wird Preslawa — das heutige Schumla —, als diejenige Neubulgariens Ochrida am See Lychnidus bezeichnet.

Ochrida aber war deshalb ein überaus wichtiger Punkt und ein Bollwerk der bulgarischen Macht, weil es an der römischen Heerstraße — der via Egnatia — lag, welche Durazzo, an der Küste der Adria, mit Thessalonich und Constantinopel verband, und weil es somit die Landverbindungen der griechischen Kaiserstadt völlig abschnitt.

Schon in diesem ersten Bulgarenreiche fiel in die Blüthe der geistigen Entwickelung — in jener Zeit von der kirchlichen und religiösen unzertrennlich — der Mehlthau immerwährenden Zwistes, hervorgerufen durch die Rivalität der lateinischen und griechischen Kirche. Der Streit um das kirchliche Regiment und Glaubenskämpfe überhaupt haben als ein verhängnißvolles Unglück von der alten bis zur neuesten Zeit in wechselnden Gestalten mit schwerem Druck auf dem bulgarischen Volke fast unaufhörlich gelastet.

Im Anfange war es bald der heilige Vater in Rom, bald der Patriarch zu Constantinopel, der als geistlicher Oberherr Cultus und Cultur dictirte; in den glücklichsten Zeiten, wie unter Symeon und Samuel, waren es eigene, bulgarische Erzbischöfe, die Religion, Literatur und Wissenschaft pflegen und verbreiten halfen. Mit dem Sturze des Reiches durch Basilius II., der 1002 Widina und Scopi (Widdin und Uskub), dann Preslawa und Silistria und 1018 das ganze Bulgarenreich zurückerobert hatte, gingen alle selbstständigen Errungenschaften verloren, Bulgarien wurde politisch und kirchlich von Constantinopel abhängig und verschwindet für zwei Jahrhunderte fast ganz aus der Geschichte.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Streben nach Selbstständigkeit, das Nationalgefühl ist unterdrückt, aber nicht vernichtet; nach zweihundertjährigem Todesschlaf erwacht es zu kühnen Thaten, zu siegreichem Kampfe. Noch einmal reißen muthige Bulgarenfürsten an der Spitze eines muthigen Volkes die morschen Schranken des byzantinischen Kaiserreiches nieder; ein neues Bulgarenreich ersteht, von der Donau bis zum Balkan und vom Balkan südlich Thrazien und Macedonien umfassend.

Und die neu erblühte Selbstständigkeit trägt rasch die heißersehnten Früchte: von Neuem ersteht eine Nationalkirche mit eigenem Patriarchen, von Neuem erwacht Literatur und Kunst, herrliche Bauten zieren die Städte, der Handel belebt sich, der Wohlstand wächst.

Aber auch diesmal eine schnell verschwundene Herrlichkeit!

Nur zwei mächtige Könige nennt uns die Geschichte — Joannes Asen I. und II. — und mit dem zweiten Asaniden zerfällt das kaum erstandene Reich und vermag, durch innere Zerwürfnisse und äußere Kämpfe — mit Ungarn und Tataren — aufs Aeußerste geschwächt, schließlich nicht, dem gewaltigen Sturme der Osmanen zu trotzen. Auch in dieser zweiten Periode des Verfalles, die bis zu unseren Tagen angedauert hat, sind es nicht zum wenigsten Glaubenskämpfe, die tief deprimirend und alle nationalen und geistigen Bestrebungen im Keime erstickend, dem unglücklichen Volke die niedrige Entwickelungsstufe anweisen, auf der wir es bis vor Kurzem noch finden. Zunächst war es wiederum die Unterdrückung der nationalen Kirche und die Unterstellung derselben unter den Patriarchen von Constantinopel und unter die griechische Geistlichkeit überhaupt, die eine selbstständige, geistige Entwickelung hemmten.

Schon 1394 hatte sich dieser Wechsel vollzogen, der in seinen späteren Folgen — die Herrschaft der Fanarioten — für das Bulgarenvolk so verhängnißvoll werden sollte. Das Streben des verworfenen, sittenlosen griechischen Clerus beschränkte sich nicht nur auf Hellenisirung der unterdrückten Slaven — die slavische Liturgie war durch die griechische ersetzt, die slavischen Schulen in griechische verwandelt worden —, sondern verfolgte vor allen Dingen selbstsüchtige, auf Bereicherung durch Aussaugen des Volkes gerichtete Ziele. Hab' und Gut, Frauen und Töchter — Alles mußte den Bischöfen geopfert werden!

Zu dieser Unterdrückung durch die griechische Kirche kam aber noch die andere, nicht minder schwere, durch den Islam. Zwar ist es nicht die Art des Letzteren, sein Glaubensbekenntniß den Andersgläubigen zu octroyiren und unterjochte Völker zu bekehren; aber der Moslem verachtet jeden Nicht-Moslem, er erkennt ihm keine Gleichberechtigung zu, er stellt ihn unter kein schützendes Gesetz, er gewährt ihm kein Recht. Die von den Osmanen unterworfenen Staaten waren zwar zunächst nur politisch abhängig gemacht und konnten ihr Glaubensbekenntniß scheinbar unangefochten beibehalten, aber sie waren und blieben dem Eroberer gegenüber allezeit die verachtete, unglückliche Rajah, die nur dazu da war, für die bevorzugten Muhamedaner zu arbeiten und von ihnen nach allen Richtungen hin ausgesogen und ausgeplündert zu werden. Wie Schreckliches und Unerhörtes hierin die Paschawirthschaft leistete, die in gleichem Maße zunahm, in welchem sich Macht, Ansehen und Strenge der Sultane verminderte, hat nicht nur das 17. und 18., sondern auch unser Jahrhundert noch bewiesen; wem wären nicht noch die blutigen Thaten Midhat Paschas erinnerlich, der 1867 eines angeblichen Geheimbundes mit den Haiduken wegen eine allgemeine Bulgarenverfolgung anordnete, bei der Männer und Frauen, Greise und Kinder, auf die leichtesten und albernsten Verdachtgründe hin, ohne Voruntersuchung und ohne Erbarmen hingeschlachtet wurden? Oder wem wäre nicht die grauenhaft blutige Unterdrückung des Aufstandes von 1876 durch Schefket Pascha noch frisch im Gedächtniß, bei dem 118 bulgarische Dörfer mit 10 000 Einwohnern vernichtet wurden und der schließlich die Intervention der Großmächte und den letzten russisch-türkischen Krieg zur Folge hatte?

Und doch ging das Volk nicht unter! Wohl hatten die Jahrhunderte währenden Unbilden, Schmach und Erniedrigung den kühnen und kräftigen Kiegerstamm in ein scheues, mißtrauisches und in sich verschlossenes Geschlecht verwandelt, das nach so vielen vergeblichen Befreiungsversuchen — erinnern wir uns der Aufstände von 1841, 1851, 1862, 1864, 1866 und 1876 — in stummer Resignation einer bessern Zukunft harrte, aber nationale Begeisterung, religiöses Streben, moralische Kraft und physische Tüchtigkeit waren sein eigen geblieben. Gibt es doch ein beredtes Zeugniß für den inneren Werth des bulgarischen Volkes, daß es, fünf Jahrhunderte lang dem christlichen Glauben treu bleibend, die materiellen Vortheile, Erhaltung von Hab', Gut und Stellung, verachtete, die mit dem Uebertritt zum Islam verbunden sind, und daß diejenigen Bulgaren, die um jener Errungenschaften willen Moslemen wurden — die Pomaken —, nur einen ganz geringen Procentsatz bilden; ist doch die Bewegung, die sich auf dem Gebiete der Kirche und Schule während der letzten 50 Jahre in Bulgarien vollzogen, ein unwiderlegbarer Beweis für ernstes und energisches Streben, für die Fähigkeit des Volkes, Träger selbstständiger nationaler, religiöser und politischer Ideen zu

Digitized by Google

sein. Mitten aus der geistigen und geistlichen Knechtschaft heraus, nach langen und harten Kämpfen, mit vielen und schweren Opfern hat es die Fessel der griechischen Herrschaft gebrochen, hat ohne fremden Beistand und nur aus eigner Kraft die nationale Kirche wieder aufgerichtet, Volksschulen gegründet und die Literatur neu belebt. Nachdem auf Anregung des Mönches Paysiy und des Bischofs Sofrony im Jahre 1835 in Gabrowo die erste Volks-Schule errichtet worden, machten diese nationalkirchlichen Bestrebungen reißende Fortschritte, im ersten Decennium — bis 1845 — waren bereits 53 Schulen entstanden, in den fünfziger Jahren schon konnte man dem griechischen Clerus mit Erfolg entgegentreten und 1872 wurde die Bewegung durch Ernennung eines ersten bulgarischen Exarchen glänzend gekrönt. Nicht minder ernst und energisch, wenn auch weniger erfolgreich, war das Streben nach politischer Unabhängigkeit; wer wollte aber dem Schwächeren einen Vorwurf daraus machen, daß er dem Stärkeren unterliegt? Je muthiger und je öfter die Versuche gemacht wurden, das türkische Joch abzuschütteln, um so grausamer und blutiger wurden sie unterdrückt, und hätten nicht die russischen Waffen 1878 den Sieg davongetragen, wir würden heute schwerlich von einem Fürstenthum Bulgarien reden können. Welch' eigenes Geschick, daß schließlich die nationalpolitische Selbstständigkeit dem unglücklichen Volke, zwar wohl verdient, aber doch überraschend, als Geschenk in den Schooß fiel! Zunächst aber war es ein Danaergeschenk! — Die Türken waren geschlagen, die russische Armee stand vor den Thoren Constantinopels, der Sieger dictirte zu San Stefano dem Besiegten den Frieden. Die Entscheidung über den casus belli, die Befreiung der Bulgaren, lag in der Hand des Siegers. Und wie sollte entschieden werden? Ein autonomes Fürstenthum Bulgarien sollte geschaffen werden — Bulgarien und Ostrumelien umfassend, ein Fürstenthum mit ungefähr denselben Grenzen, die heute das vereinigte Bulgarien einschließen; das war die Absicht des St. Petersburger Cabinets, so bestimmten es die Friedens-Präliminarien von San Stefano, also auch die Hohe Pforte hatte ihren Consens dazu gegeben. Da trat die Intervention der Signatar-Mächte ein, und dieser wesentlichste Punkt des Friedensvertrages wurde aufgehoben, es wurden das Fürstenthum Bulgarien und die Provinz Ostrumelien geschaffen. Wir sagten oben, es sei ein Danaergeschenk gewesen, das Fürstenthum Bulgarien, und zwar deshalb, weil das Verhältniß dieses autonomen und tributären Fürstenthums zu Rußland, seinem Befreier, ein ganz anderes geworden war, als es heute das bulgarische Volk unter Fürst Alexander anstrebt; es war ein Verhältniß geworden absoluter Abhängigkeit zum Vorkämpfer des Panslavismus, das namentlich in militaribus zu völliger Unselbstständigkeit führen und das Land eher zur russischen Provinz, als zum „autonomen" Fürstenthum machen sollte.

Man muß, wie wir, selbst in Bulgarien gewesen sein, um jenes Verhältniß richtig beurtheilen zu können; man muß das „befreite" Volk gesehen haben, um sich einen Begriff von seiner Freiheit zu machen, man muß die Klagen und Lamentos über Russificirung gehört haben, um die heutigen Einigungsbestrebungen zu verstehen. Man war durch die russischen Befreier zwar nicht aus dem Regen in die Traufe gekommen — aber man mußte doch froh sein, von zwei Uebeln das kleinere zu haben.

Nicht anders wäre es für Bulgarien abgelaufen, hätte der Berliner Congreß den Vertrag von San Stefano bestätigt — nur hätte die russische Macht südlich des Balkan festen Fuß gefaßt und wäre ihrem heißersehnten, aber nie zugestandenen Operationsziele Constantinopel bedenklich näher gerückt. — Der Berliner Congreß ist jedenfalls die Veranlassung gewesen, daß die bulgarische Bewegung in ihre gegenwärtige Phase gedrängt wurde, aber durch ihr jetziges inopportunes und „wenig zeitgemäßes" Erscheinen hat diese Bewegung Complicationen herbeigeführt, die man 1878 für unmöglich gehalten hätte — sie ist augenblicklich nicht mehr nur eine religiöse und nationale, sondern in erster Linie eine politische geworden.

Die Bulgaren haben erkannt, wohin sie unter dem panslavistischen Schutze kommen, sie sind eingedenk dessen, daß ihre nationale Grenze als nicht mit dem Balkan abschneidend anerkannt wurde, sie fühlen, daß sie, wie Serbien, Rumänien und Griechenland, eine andere Rolle zu spielen berechtigt sind, als die eines halb russischen und halb türkischen Harlekins, sie wollen ein autonomer Staat werden in besserem Sinne, als bisher.

Nestor.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Karl Hillebrand's Nachlaß.

Von Wilhelm Goldbaum.

Es ist nur ein einziges Buch, welches die literarische Hinterlassenschaft Karl Hillebrand's bildet, aber eines von jenen, die man nicht aus der Hand legt, ohne sich gleich sehr belehrt wie angeregt zu fühlen. Und wenn man dann, mit wehmüthigem Stolze des Heimgegangenen gedenkend, sich darüber Rechenschaft zu geben sucht, was denn eigentlich den wunderbaren Reiz dieser schriftstellerischen Individualität ausmacht, so kommt man unabwendbar zu dem Schlusse, daß selten, soweit die Geschichte des Schriftthums zurückreicht, eine gleiche Wahlverwandtschaft zwischen der schaffenden Persönlichkeit und der Form, in welcher sie schaffte, vorhanden gewesen. Karl Hillebrand war Essayist und — wenn man von dem zweibändigen Fragmente seiner französischen Geschichte absieht — nichts als Essayist; aber es besteht ein Unterschied zwischen Essay und Essay, und dieser Unterschied bezieht sich wesentlich auf das Verhältniß, in welchem der Autor nicht sowohl zu den Gegenständen als zu der Form seiner literarischen Betrachtung sich befindet. Essayisten von dauernder Wirkung waren Macaulay und Ste. Beuve, sind Georg Brandes und Julian Klaczko; jedoch das subjective Moment der Anschauung ist bei den meisten von ihnen nicht in solchem Maße vorherrschend, wie bei Karl Hillebrand, und eben die Subjectivität des Essayisten ist das Geheimniß des Essays, wie die Subjectivität des Lyrikers das Geheimniß des Liedes ist. Je nachdem die Bedeutung der Persönlichkeit des Essayisten mehr oder minder zurücktritt, wird man den Begriff des Essays mit dem der Studie, der Untersuchung, des „Versuches" zu vertauschen haben, und was Ste. Beuve, Brandes, Klaczko betrifft, so ist es zweifellos richtiger, bei ihnen von Studien als von Essays zu reden; aber neben Macaulay war Karl Hillebrand der wahre, der typische Essayist, mehr schauend als grübelnd, mehr sinnend als denkend, wie denn auch das Wort „Anschauung" unter all' seinen Lieblingsworten am häufigsten wiederkehrt.

Natürlich sind es außer der specifischen Begabung auch die Lebensentwickelung, die Schicksale und Erfahrungen, die freiwillig gewählten oder aufgedrungenen Interessenkreise, welche maßgebend auf die literarische Bethätigung solcher Persönlichkeiten einwirken. Die Mannigfaltigkeit entscheidender Eindrücke, die Nothwendigkeit, sich in national verschiedene Anschauungs- und Vorstellungsweisen hinüberzudenken, das Bedürfniß, internationale Gegensätze des geistigen Lebens zu ergründen und zwischen ihnen zu vermitteln, zersprengen jeden festen Rahmen, wie ihn die größere Kunstgattung bedarf, und nur die Splitter desselben sind es, welche an der Form des Essays zu Tage treten. Aber darum ist der Essay nicht weniger eine auserlesene Kunstform, wenn literarische Individualitäten von Karl Hillebrand's Art sich ihrer bedienen. Man blättere in den sieben Bänden seiner „Zeiten, Völker und Menschen" — den siebenten hat seine Gattin Jessie Hillebrand soeben aus seinem Nachlasse veröffentlicht*) —, und schon aus den Titeln der einzelnen Aufsätze wird man entnehmen, welch' ungeheurer Umfang es ist, über den sich nicht

*) Berlin, Oppenheim.

Digitized by Google

blos hinsichtlich der Stoffe, sondern auch hinsichtlich der Art der Betrachtung Karl Hillebrand's Arbeitsfeld erstreckte. Bald ist es der Feuilletonist, der mit bequemer Leichtigkeit plaudert, bald der Denker, der hart an einer ernsten speculativen Untersuchung vorbeistreift, dann wieder der Culturhistoriker, der vergleichende Studien anstellt, der Historiograph, der den bewegenden Ideen einer bestimmten Zeitepoche nachgeht, der Geschichtsschreiber der Literatur, der ein Buch auf seine Legitimation prüft, der „ästhetische Ketzer", der sich ohne Rücksicht auf traditionelle Urtheile und Vorurtheile mit einem Kunstwerke auseinandersetzt. Diese fast beklemmende Vielseitigkeit hat aber in den Lebensschicksalen nicht weniger ihre Quelle als in der phänomenalen geistigen Aufnahmsfähigkeit. In vier Ländern war Karl Hillebrand zu Hause, und in drei fremden Sprachen schrieb er wie in seiner Muttersprache; die Zahl hervorragender Zeitgenossen, denen er persönlich nahestand, war fast unübersehbar. Von der Hochschule in Gießen, an der sein Vater, der ausgezeichnete Literarhistoriker Joseph Hillebrand, lehrte, ward er mitten aus den Studien heraus in die Fluth der Revolution des Jahres 1848 geschleudert, und aus den Kasematten von Rastatt flüchtete er nach Paris, wo er zunächst Heinrich Heine's Privatsecretär wurde, als welchen ihn später Michael Etienne, der Begründer der „Neuen Freien Presse", ablöste. Dann nach langen Studien promovirte er an der Sorbonne und wurde Professor, hielt Vorträge in London, um schließlich in Florenz sich niederzulassen und zu sterben. Er sprach und schrieb Französisch wie ein Franzose, Englisch wie ein Engländer, Italienisch wie ein Italiener. Er saß an dem furchtbaren Krankenbette Heine's, war mit Ste. Beuve und Prosper Merimée, mit Gino Capponi befreundet. Es muß doch wohl für den modernen Essayisten — und wir abstrahiren hier von der Generation vor dem Jahre 1870 — ein Erforderniß sein, daß er mehr als eine Sprache rede und mehr als ein Volk kenne, denn auch Georg Brandes, der Däne, und Julian Klaczko, der Pole, haben in Deutschland und Frankreich ihren Horizont und ihr Können erweitert.

Ist aber damit erklärt, warum Karl Hillebrand über die Form des Essays nicht hinauskam, so wird man daraus auch manches Andere begreifen, was auf den ersten Blick an seiner literarischen Individualität auffallend erscheint. Man darf getrost behaupten, daß Hillebrand's Versuch, das literaturgeschichtliche Werk seines Vaters zu erneuern und zu ergänzen, mißglückte und mißglücken mußte, und zwar nicht blos weil er in der Fremde speciell der jüngsten literarischen Production in Deutschland nicht genügend hatte folgen können. Zum Literarhistoriker fehlte ihm der Athem und — um es kurz zu sagen — die erforderliche Einseitigkeit. Man kann auch mit gutem Rechte finden, daß seine zweibändige Geschichte des Bürgerkönigthums — ihre beabsichtigte Fortsetzung bis zum Sturze des zweiten Kaiserreichs hinderte der Tod — weniger eine gleichmäßig fortlaufende pragmatische Darstellung der Thatsachen, als eine Reihe glänzender, aus tiefsten Studien geschöpfter Bilder und Porträts ist. Aber wenn nun der Essayist es war, der es verschuldete, daß Karl Hillebrand nicht eigentlich unter die Geschichtschreiber und Literarhistoriker gezählt werden kann, so ist hinwiederum dasjenige, was ihn zum Essayisten machte, dafür verantwortlich, daß die Grenzen seines Horizontes ungewöhnlich schroff zu Tage traten. Es ist ihm bald und leicht verziehen, daß sich sein Jahrzehnte langer Aufenthalt in der Fremde durch eine gewisse Sprödigkeit der Sprachbehandlung rächte, die zumal in dem übermäßigen Gebrauche von Fremdwörtern und in einer Ueberfülle buntsprachiger Citate sich äußert; dafür entschädigt eine geradezu merkwürdige Deutlichkeit in der Erörterung, die nimmer und nirgends ein Mißverständniß aufkommen läßt. Es ist auch nicht sehr verwunderlich, daß er (in dem Aufsatze „Vom alten und neuen Roman") mit ungerechter Schärfe die zeitgenössische literarische Production verurtheilte, denn er besaß die echte und rechte Willkür des Essayisten, dem sein persönliches Gefallen oberstes Gesetz ist; seine persönlichen Sympathien lagen rückwärts, von Goethe bis Heine, welch' letzterer ihm noch seinen „Romanzero" in die Feder dictirt hatte, und als der beste deutsche Roman unter den neueren galt ihm „Die letzte Reckenburgerin" von Louise von François, obgleich Gustav Freytag und Friedrich Spielhagen bereits ihre Hauptromane geschrieben hatten. Aber die mancherlei Widersprüche, die unaufgelöst in ihm lebten, sind nur zu begreifen, wenn man es ihm anrechnet, daß er vom Jahre 1848 bis zu seinem Tode der Heimath fern und ihrer socialen wie politischen Entwickelung beinahe fremd geblieben war. Das Interesse an derselben hatte zweifellos auch während dieser Zeit in ihm fortbestanden, aber das Interesse ersetzt nicht die Autopsie und noch weniger die persönliche Betheiligung. Nur so kann man es fassen, daß dieser helle Geist in manchen Stücken merkwürdig befangen blieb. Sein Urtheil über Gervinus — er nennt unter Anderem dessen Geschichte der deutschen Dichtung „eine Art patriotischen Pamphlets in fünf dicken Bänden" —, dasjenige über das junge Deutschland (in dem Aufsatze „Jungdeutsche und Kleindeutsche, 1830—1860") zeigen zur Genüge, wie die Continuität der unmittelbaren Betrachtung der Dinge durch seine Flucht nach Frankreich unterbrochen worden war. In der Fremde war ihm der politische Liberalismus seiner jungen Jahre abhanden gekommen, ein conservativer Zug hatte sich in seine Denkungsart geschlichen, welcher der Kampf um den Constitutionalismus kaum mehr löblich, geschweige denn nothwendig erschien, und nur der ästhetische Liberalismus war ihm geblieben, um sich in einer höchst sympathischen Opposition gegen alles Schablonenthum und in einem unermüdlichen Plaidoyer für das lebendige Schauen, für künstlerische und poetische Unmittelbarkeit zu äußern. Für sich als Genießenden und Beurtheilenden, für den Dichter, den Künstler begehrte er die volle, uneingeschränkte individuelle Freiheit, den „Individualismus", aber als Politiker stritt er gegen den Individualismus in Staat und Gesellschaft, verlangte er den Collectivismus, verdammte er die Partei. Das Recht des Einzelnen war ihm ein sympathischer Begriff im Gebiete der Ideale, ein antipathischer in der rauhen Wirklichkeit des öffentlichen und des Staatslebens. Er liebte die aristokratischen Formen, in denen er sich selbst ungezwungen und frei bewegte, und wehrte das demokratische Princip von sich ab, für das er doch einst als Jüngling sein Leben eingesetzt hatte. Wie viel zu dieser Disposition die Berührung mit fremden Verhältnissen, die Beobachtung englischer und französischer Zustände und Entwickelungen beigetragen, das ist schwer zu ergründen; aber unzweifelhaft beweist sie, daß er ausschließlich literarisch und ästhetisch empfand und urtheilte, daß er weder das Zeug noch die Neigung zu politischem Wirken und Ermessen besaß und also auch zum professionellen Historiker nicht völlig geeignet war. Das schließt nicht aus, daß großartige und echt historische Gedanken, wie Perlen verstreut, in seinen Essays sich vorfinden. Gleich in dem ersten des siebenten Bandes der „Zeiten, Völker und Menschen", welcher von der „Entwickelungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung" handelt, stößt man auf ein solches herrliches Aperçu. „Wir dürfen", so beginnt derselbe, „das mittelalterliche Europa als eine große Familie betrachten, die eine Zeit lang glaubte, sie könne für immer unter einem Dache wohnen und gemeinsam an dem großen Werke der Civilisation arbeiten. Eine Sprache — die lateinische, ein Glaube — der katholische, ein Gesetz — das römische, ein Souverän — der Kaiser — sollten die Oberherrschaft führen und allen Gliedern der Familie Schirm gewähren. In Wirklichkeit wurde dieses Ideal nie völlig erreicht. Aber es beherrschte die Gemüther das ganze Mittelalter hindurch, und noch in späteren Zeiten hielt es gewisse Geister gefangen, die nach Einheit und Ordnung dürsteten und nicht im Stande waren, sie in der Mannigfaltigkeit und der Freiheit zu finden. Das Gesetz der Natur war gleichwohl stärker als die Gesetze der Menschen: Europa entwuchs dem Stammhaus, so geräumig es gebaut schien. Kaum hatte jeder Herd seine eigene Familiensprache, so wünschten auch schon die um ihn Versammelten, den Gedanken und Gefühlen ihres alltäglichen wie ihres höheren Lebens in dieser Sprache Luft zu machen. An dem Tage, an welchem ein philosophischer Gedanke in nationaler Sprache ausgedrückt wurde, hatte jene Theilung Europas begonnen, aus welcher sich während des 15. Jahrhunderts die nationalen Monarchen von England, Frankreich und Spanien,

Digitized by Google

die italienische Renaissance und die Reformation in Deutschland entwickelten, die Theilung, sage ich, nicht die Spaltung. Das Werk, welches bis dahin Europa gesammt und gleichzeitig verrichtet hatte, mußte nun in Theilen, bald von dem, bald von jenem verrichtet werden, so daß, wie Algarotti von seiner eigenen Nation sagte, „wer früh vor dem Anderen aufstand und hart schaffte, unter Tag wohl ein wenig rasten durfte". Gleichwohl ist die von dem modernen Europa geleistete Arbeit in Wahrheit eine einzige, wenn auch die Arbeiter einander verschiedene Male abgelöst und ihren Nachfolgern die Fackel des geistigen Lebens eingehändigt haben. Vitae lampada tradunt." Ist das nicht Stil und Intuition des echten Historikers? Dennoch — und man braucht nicht emsig zu suchen, um bei Hillebrand zahlreiche Stellen von ähnlichem Welt- und Tiefsinne zu finden — ist es die ästhetische Betrachtungsweise, welche sich wollend oder nicht auch auf den historischen Stoff überträgt und diesen mehr im Interesse der Schönheit als der Wahrheit beleuchtet.

Doch wohlgemerkt, die Schönheit ist hier die subjective Wahrheit des Essayisten, der persönliche Glaube, der seine Dogmen aus dem künstlerischen und literarischen Instincte schöpft, ohne sich viel um die Brutalität der Thatsachen zu kümmern. In dem Nachrufe, den Homberger dem Freunde widmete, ist aus intimem Verkehr Manches aufgezählt, was diesen Widerspruch des politischen Denkens und des ästhetischen Empfindens in Karl Hillebrand charakteristisch illustrirt. Der conservative Essayist pries den republicanischen Poeten Carducci, tadelte an dem von ihm besonders hochgestellten Jeremias Gotthelf die conservative Tendenz, las mit gleicher künstlerischer Freude eine Rede Bismarck's und eine Rede Ludwig Bamberger's. Er war zugleich für den Pessimisten Schopenhauer und für den Optimisten Carlyle begeistert; er wehrte sich gegen den Puritaner Guizot und ergötzte sich an Merimée, der gesagt hatte: „Die Liebe entschuldigt Alles, wenn es nur die echte Liebe ist." Braucht man sich an diesen Widersprüchen zu stoßen? Ist es ein Verbrechen des Essayisten, da und dort paradox zu sein? Wenn er anregt, anstatt zu dociren, wenn er zum Widerspruche reizt, anstatt sich in Gemeinplätzen zu bewegen, wenn er interessirt, auch wo er nicht überzeugt, so thut er gerade das, was seines Berufes ist; nur zum Professor taugt er dann eben nicht, und ein Professor wollte Karl Hillebrand nicht sein, wie er thatsächlich bewies, als er die Berufung auf einen Lehrstuhl an der Münchener Hochschule ablehnte. „Der Professor ist ein Mensch, Gott ist keiner", sagt Goethe. Um aber diese frei schaltende künstlerische Begabung, die sich in keine Methode und in keine Schultradition zwängen ließ, dabei aber doch in die Tiefe der Dinge eindrang, nach ihrem vollen Werthe kennen zu lernen, dazu ist just der siebente Band der „Zeiten, Völker und Menschen" — Hillebrand's Vermächtniß — der beste Wegweiser. „Culturgeschichtliches" nennt Jessie Hillebrand, seine Gattin und literarische Testamentsvollstreckerin, mit einem Collectivtitel die neun Aufsätze, die in diesem Bande vereinigt sind. Und es ist der richtige Titel, denn nicht Portraits, Gestalten, Figuren, sondern Zustände werden vorgeführt, geschildert, erklärt. Aber die Art, wie hier Culturgeschichte geschrieben ist, unterscheidet sich von der üblichen Lehrhaftigkeit wie das Wort von den Buchstaben, aus denen es zusammengesetzt ist, wie das Gedicht von der Predigt; die Weisheit geht nicht aufdringlich rathend einher, sie schmeichelt sich ein wie eine schöne Melodie, die man nicht mehr los wird, wenn man sie einmal gehört hat. Wo man hinblickt, funkelt es wie lauteres Gold und Edelgestein. „Was ist Größe?" wird in einem meisterhaften, dialogisch gewendeten Aufsatze („Ueber die Convention in der französischen Literatur") gefragt, und die Antwort lautet: „Die Größe eines Menschen sehe ich im gleichzeitigen Besitze dreier Eigenschaften: einer gewissen Macht des Willens, sei's über Andere, sei's über sich selber; einer Schärfe des geistigen Blickes, welche es ihm möglich macht, das Wesen der Dinge mittelst directer und naiver Anschauung zu erfassen; der Fähigkeit endlich, seinem Willen und dieser Anschauung den einfachsten, völlig adäquaten, folglich nothwendigen Ausdruck im Handeln, Sprechen oder Bilden zu geben. Ein Mensch, der diese drei Eigenschaften in sich vereinigt, ist in meinen Augen ein großer Mensch, ob er, der Welt unbekannt, in einem Dörfchen sein Leben verbringt oder auf den weithin sichtbarsten Schauplatz der Weltgeschichte gestellt sei. Ein solcher Mensch nur schafft immer Dauerndes, sei's im Staate, wie Cäsar und Napoleon, sei's in der Religion, wie Mahomet und Luther, sei's in der Kunst und Wissenschaft, wie Michel Angelo und Galilei, sei's endlich im Leben seiner Umgebung, der er auf lange hin eine Richtung gibt, wie das Jeder von uns mehr oder minder zu beobachten die Gelegenheit gehabt hat". Und was sind Gedanken? „Ist nur die raisonnirende Abstraction Gedanke? Sind nur allgemeine Ideen Ideen? Sind concrete Anschauungen etwa keine Ideen mehr? Und habt ihr ganz vergessen, daß ἰδέα von ἰδεῖν, schauen, kommt? Sind überdies Fühlen, Wollen, Thun nicht ebensowohl dazu angethan, in der Sprache ausgedrückt zu werden als das Gedachte? Ist vor Allem die Persönlichkeit, wo sie sich ganz ausspricht, nicht alle Gedanken der Welt werth?" Solche dialektisch gerichtete Erörterungen, bisweilen im innersten Wesen revolutionär, jederzeit aber von einer allen Schulzwang überspringenden geistigen Unabhängigkeit — würde sie ein Anderer als ein Essayist wagen dürfen, der seiner Natur nach nicht Lehrmeinungen aufstellen und begründen will, sondern lediglich seinem Bedürfnisse folgt, sich mit Menschen und Dingen, mit Zuständen und Wandlungen, mit Handlungen und Ereignissen auseinanderzusetzen? Ob sie aber objectiv geläufigen Urtheilen und Vorurtheilen entsprechen, das ist gleichgiltig; subjectiv sind sie das Product der reinsten, rückhaltlosesten Wahrhaftigkeit, und ein bedeutender, ein beredter, ein vielumhergeworfener Mensch hat unstreitig das Recht, seinen eigenen Maßstab, den Maßstab seiner Persönlichkeit an Dinge und Leute anzulegen. Von diesem Rechte, sich sein Selbst nicht verkümmern und einschränken zu lassen, macht Hillebrand unerbittlichen Gebrauch, und das ist, meine ich, der zwingende Reiz, der von seinen Schriften ausgeht. Man kann sich ihm nicht entziehen, gleichviel, welche Erscheinung der Zeit zur Betrachtung kommt, ob das moderne Schulwesen oder die moderne Frau. Widersprechen mag mancher heutige Realist, wenn Hillebrand, von der Erziehung unserer Jugend sprechend, sagt: „Allerdings erzieht die militairische Schule unsere Söhne in erster Linie nur zu Deutschen, will sie nur zu Deutschen erziehen. Sie sollten aber auch zu Menschen erzogen werden: Das thun unsere Gymnasien, unsere Realschulen, unsere Handelsschulen, Cadettenschulen nicht, oder nicht mehr; sie erziehen sie zu Kaufleuten, zu Professoren, zu Ingenieuren und Militairs, was Alles erst die Aufgabe der Fachschulen, der Lehrzeit oder des Lebens ist, dagegen muß gearbeitet werden als gegen die größte Gefahr, welche der deutschen Cultur droht." Und heftig widersprechen werden sicherlich zahlreiche Frauen dem Urtheile, das Hillebrand, seine Ansicht über die heutige Engländerin verallgemeinernd, über die gegenwärtigen Bestrebungen und Ansprüche des weiblichen Geschlechtes abgibt. „Niemand", bemerkt er, „hat eine aufrichtigere Sympathie als Schreiber dieses für die echte Engländerin, die nur in ihrem Mann lebt, seine Erfolge genießt, seine Sorgen theilt, aber dann doch für die Unterhaltung seiner Freunde bereiten Witz, gesunden Verstand und eine reiche Belesenheit übrig behält, in ihrem einfachen aber sauberen Anzug eleganter ist als alle Priesterinnen der „hohen Kunst". (Er hat dabei das Bild der Engländerin vor Augen, die er sich zur Gattin wählte.) Leider verschwindet sie immer mehr aus der Gesellschaft, und statt ihrer strömen herein die Schriftstellerinnen, Aerztinnen, Prophetinnen der „Frauenrechte" u. s. w., die nur allzu oft sich darin gefallen, als Geschlechtslose aufzutreten, was dann gleichbedeutend mit einflußlos ist: denn durch ihr Geschlecht nur wirken die Frauen. Gesellige Kameraderei ohne geschlechtliche Hintergedanken, und geschäftliche Concurrenz bei Wahrung geschlechtlicher Rücksichten sind falsche Verhältnisse, die auf die Dauer unmöglich sind wie alles Unnatürliche. Entweder taugt die weibliche Leistung, die männliche nicht, dann zieht sie eben den Kürzeren, oder sie kommt ihr nahe, dann bricht die Urheberin selber unter der übertriebenen Anstrengung zusammen. Es würde eben so sein, wollten wir Frauenarbeit verrichten, denn „zwanzig Männer zusammen trügen nicht all die Beschwerde" einer Familienmutter oder einer Weltdame." Aber, wie laut auch widersprochen werden mag, die subjective Wahr-

Digitized by Google

haftigkeit des Beobachters steht über allem Streite, und nur sie ist, mehr als der Zweifel, das Mittel, um zur Wahrheit zu gelangen; sie hat dem Essayisten Hillebrand in Deutschland ein Auditorium erobert, das ihm lieber lauschte als manchem vielbewunderten Dichter, ihn tiefer betrauerte als manchen erbgesessenen Historiker oder Philosophen.

Fünfundfünfzig Jahre war Karl Hillebrand alt, als der Tod ihn hinwegraffte. Wenn man überblickt, was er geschrieben, so kann man nicht anders als in Bewunderung sich vor dieser immensen Vielseitigkeit beugen, der allerwärts die edelste Intention und eine zur schönsten Reife stetig vorwärtsdringende Strebsamkeit an der Seite blieb. Und es waren doch nur zwei Jahrzehnte, welche seine literarische Thätigkeit umfaßten! Als Student der Rechte war er von dem Wirbel der Revolution erfaßt worden, und als er sich nach Paris geflüchtet hatte, da mußte er erst noch einmal die Gymnasialfächer nach französischer Methode durchnehmen, das französische Abiturientenexamen bestehen, die Sorbonne absolviren, um in Douay Professor zu werden. Als solcher gewann er — der Deutsche — mit einer Abhandlung über das Lustspiel als Kunstwerk den Preis der Akademie von Bordeaux. Dieser Preisschrift folgten die Untersuchung über die Chronik des Dino Compagni und die Etudes italiennes, eine Sammlung von Essays über Dante, Machiavelli, die Komödie des Cinquecento, welche vorher einzeln zwischen Aufsätzen von Cousin, Renan, Taine in der Revue des deux mondes und im Journal des Débats erschienen waren. Dann kam das Jahr 1870. Hillebrand verließ Frankreich, zunächst, um als Specialcorrespondent der Times im Hauptquartier des Generals Cadorna dem Zuge nach der Porta Pia zu folgen. Und von da an erst, in Florenz zur Ruhe gelangt, begann er seine Essays in deutscher Sprache zu schreiben, die, durch fast anderthalb Jahrzehnte in der „Gegenwart", in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", in der „Deutschen Rundschau" und der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht, seine Autorität und seinen Ruhm begründeten. Allein in dem siebenbändigen Sammelwerke „Zeiten, Völker und Menschen" zähle ich nicht weniger als zweiundachtzig solcher Essais, verschieden im Werthe, mannigfaltig nach dem Stoffe, aber alle zusammen das Denkmal einer schriftstellerischen Persönlichkeit, die nicht mehr wollte, als sie konnte, aber genug konnte, um sich den Ueberlebenden unvergeßlich zu machen. Auf lange hinaus wird in unseren Literatur- und Culturgeschichten Hillebrand's Spur erkennbar sein.

Lyrische Novitäten.

Von Ernst Ziel.

Unter zehn Lyrikern begegnen wir heute — man kann es mit Sicherheit annehmen — neun, welche die beiden Hauptbereiche des lyrischen Schaffens, das der Empfindung und das der Anschauung, nur nebenbei und ganz gelegentlich cultiviren, um sich mit ihres Herzens bestem Feuer dem dritten, vom eigentlichen Centrum der lyrischen Kunst freilich etwas abgelegenen Gebiete um so ungetheilter zuzuwenden, dem der Reflexion. In einer Zeit, welche auf allen Feldern des Wissens und Könnens die Sonde des zersetzenden Verstandes unerbittlich walten läßt, in einer Zeit rigoristischer Abrechnung mit den Illusionen entwichener Perioden und zweifelschwülen Ausblicks nach neuen Bahnen kann diese Wahrnehmung nicht befremden. Der Kopf überflügelt heute das Herz, der Gedanke das Gefühl; unsere Welt- und Lebensanschauung ist eine vorwiegend negative, vielfach in pessimistische Denkresultate auslaufende — wie kann es da anders sein: wie sollte in einer Zeit der Kritik und Analyse diejenige Dichtgattung, welche den subjectiven Inhalt einer Phase stets am treuesten wiederspiegelt, nicht mit Elementen kritischer und analytischer Zersetzung stark erfüllt sein?

Unter dem jüngsten Nachwuchs der lyrischen Dichtung in Deutschland ist mir wiederholt eine bisher wenig beachtete, hoffnungerregende Kraft in die Augen gesprungen, in deren poetischen Hervorbringungen das Fludium der Epoche einen fast typischen Ausdruck gewinnt. Ich meine C. F. Stuart, der sich kürzlich mit seinen „Nachtschatten-Gedichte. Fragmente. Tagebuchblätter eines Sonderlings" (Minden i. Westf., Bruns) eindrucksvoll in die Literatur eingeführt hat. Stuart ist ein lyrischer Pessimist von eigenartiger Färbung des Temperaments, ein Gedankenlyriker im Stadium der Gährung, eine Dichterpersönlichkeit von scharf ausgeprägter Sondererscheinung. Der Grundton seines dichterischen Pathos klingt hier und da an Giacomo Leopardi an — si parva licet componere magnis. Ich wüßte ihn sonst Niemandem zu vergleichen. Höchstens darf er mit dem viel zu wenig gewürdigten Albert Möser in Parallele gestellt werden, der sich in einem ähnlichen Tone des poetischen Vortrags auf derselben Linie idealistischen Strebens bewegt. Aber Möser ist und war von vornherein eine ungleich abgeklärtere Natur; er gießt den feurigen, aber klaren Wein seiner Dichtung in stets künstlerisch gerundete, oft complicirte Formen — er ist der Dichter der gebändigten Leidenschaft. Für Stuart dagegen ist gerade das Fragmentarische bezeichnend. Der kräftig arbeitende Inhalt seiner Dichtungen durchbricht oft genug Vers und Strophe und lebt sich am liebsten und auch wohl am angemessensten in frei dahinwogenden reimlosen Rhythmen aus. Seine Vortragsweise hat oft etwas Abruptes, Aphoristisches; sie hat geniale Anklänge. Lyrische Goldschnitt-Anmuth darf man bei unserm durchaus auf ernstes Ringen nach Wahrheit und Schönheit gerichteten Dichter nicht erwarten. Das sangbare Lied, die Erotik, die Weinlyrik und die ganze sonstige Singerei für den Nipptisch sind absolut nicht seine Sache, und der liebe Lenz, der vielbesungene, ist unserm Dichter nicht viel mehr als eine gelegentlich ihm in die Hand gerathende Couliſſe für das Theater seiner Gedankendichtung. Eine düstere, nicht selten ans Pathologische streifende Färbung in Stimmung und Speculation wiegt bei ihm vor; er hat faustische Anwandlungen, und die Interpretation der Nachtseiten des Lebens scheint zu den dichterischen Missionen Stuart's zu gehören; nirgends zeigt er sich so anziehend, wie in der Lösung dieser Aufgabe — hier liegt die Stärke seines Talents. Man vergleiche die Rubrik „Der Wahnsinnige" und die „Tagebuchblätter eines Sonderlings"! Das ist ächtes Blut der Dichtung, aber es fließt dunkel und schwer. Ist — so fühlt man sich zu fragen gedrängt — ist dieser melancholische Zug in Stuart nur ein Entwicklungs- und Durchgangsmoment, ein begleitendes Symptom seiner vermuthlich noch großen Jugend? Wird dieser Zug sich lichten zu einer zufriedeneren Auffassung von Welt und Menschen? Wer kann es sagen! Jedenfalls gehört der Dichter der „Nachtschatten" zu den hoffnungsvollsten lyrischen Talenten des heutigen Deutschland. Fertig ist er noch nicht. Sehen wir, was sich in ihm entwickelt!

Merkmale des Unfertigen tragen in ihrer geistigen Prägung auch die „Gedichte" von Wilhelm Walloth (Leipzig, Wilhelm Friedrich) an sich. Auch ein moderner Titan, ein ächtes Kind unseres Decenniums! Düster und gedankenvoll, unausgegoren und phantastisch! Ein starkes Talent voll glühender Sinnlichkeit, das namentlich in zwei Sätteln gerecht ist: in der farbigen, von flimmernder Gluth durchleuchteten descriptiven Poesie und in der leidenschaftlich angehauchten Gedankenlyrik. Diese Wahrnehmung drängt dem Leser besonders die erste Abtheilung der Gedichte auf, die Abtheilung der „Lieder". Die Bezeichnung „Lieder" ist hier aber ein lucus a non lucendo; denn vom Liederartigen ist in der Rubrik nicht viel, und wo es doch einmal durchbricht, da ist es meistens nicht viel mehr als Heine'sche Reminiscenz. Es ist eben, wie gesagt, vorwiegend descriptiv. Die „Balladen", die zweite Rubrik, stehen an Werth stark hinter der ersten Abtheilung zurück; sie schießen gar zu romantisch ins Kraut. Wir haben hier lauter schaurige Mondscheinerotik, Ritterpoesie des Mittelalters mit derb sinnlichem Hautgout. Fast nur Knappen und Knechte, die ihren Gebieterinnen gar zu ergeben sind! Und dazu diese unheimliche Kirchhofsbeleuchtung, die über dem Ganzen gebreitet liegt! Das ist ungesund und raffinirt. Hier ein Faun und da ein Todtenkopf und oft beide auf einem Bilde zusammen — das ist die Symbolik, die Herr Walloth liebt. In den sehr gedankengesättigten

Digitized by Google

„Oden", welche die dritte Rubrik bilden, macht sich eine gemäßigtere Temperatur wohlthuend fühlbar. Die antiken Stoffe sind sogar im klassischen Style gehalten und gehören zu dem Besten, was das Buch enthält. Dagegen ist in den „Elegien", die die Sammlung abschließen, der Faun leider wieder in Permanenz. Der reine Dienst der Astarte! Und daneben wird, wie überhaupt in diesen Walloth'schen Gedichten, eine ziemlich oberflächliche Polemik gegen das Christenthum in Scene gesetzt, die wenig Ueberzeugendes hat. Künstlerisch betrachtet, stehen die Elegien vielleicht unter den sämmtlichen uns hier gebotenen Dichtungen Walloth's am höchsten. Wenn aber der Herr Verfasser dieselben und damit zugleich sein Buch mit dem nachfolgenden Distichon schließt:

Nachschluß!

Sucht mich nur zu verschweigen! Es mag eine Zeitlang gelingen —
Werd' ich doch reden, wenn längst ewiges Schweigen euch deckt —

so ist das, wie überhaupt die ganze Sammlung (in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen) recht bezeichnend für unsere Zeit; dieser „Nachschluß" ist ein Symptom des heute allgemein herrschenden Größenwahns. Es ist wahr: Walloth verfügt über ein schönes, starkgeistiges Talent, aber er ist noch lange kein Genie, wie gerne er sich auch als ein solches proclamiren möchte. Anmaßung ist eine etwas wackelige Staffel zum Parnaß.

Gegenüber solchen lächerlichen Selbstüberhebungen thut das maßvolle Empfinden, die milde und freundliche Atmosphäre von Frieden und Zufriedenheit wohl, welche in den „Gedichten eines Optimisten" von Julius Lohmeyer (Leipzig, Liebeskind) weht. Dichterische Empfängniß und dichterische Arbeit, diese beiden Hauptfactoren in der Werkstätte des echten Poeten, kommen bei Lohmeyer zu voller Geltung: Er hat ein warm empfindendes Herz, das allen schönen und edlen Eindrücken offen steht, aber er hat auch eine kunstfertige Hand, die das schön und edel Empfundene durch liebevollen Fleiß herauszugestalten versteht. Seine „Ehelieder" — ein seltenes Thema in unserer Dichtung! — schlagen tiefe Gemüthstöne an; seine „Bilder und Figuren" — allerlei Episches und Balladeskes — excelliren durch anmuthige Schilderungen, und seine „Gedenkblätter" — geistige Niederschläge der Zeitatmosphäre — documentiren ein patriotisches und festliches Gehobensein, das in dem „Großen Jahr" — Verherrlichung von 1870 und 1871 — oft einen monumentalen Ausdruck gewinnt. Die eigentlich höhere Lyrik, Ode, Hymen, Dithyramben, ist freilich weniger die Domaine des Lohmeyer'schen Talentes, obgleich die Sammlung auch auf diesen Gebieten einige gelungene Proben aufweist. Dagegen steckt viel Sinniges in der bunten Reihe gewandt geformter Sprüche, und die Novelette in Versen „Das todte Haus" muß als ein kleines Cabinetstück stimmungsvoller Situationsmalerei bezeichnet werden, das dem Buche zum Schmucke gereicht. Poetisches Neuland wird hier freilich nicht entdeckt; auch haben diese Gedichte in ihrer stofflichen und geistigen Allgemeinheit nicht viel an sich von dem Manifeste eines durchaus eigenartigen Poeten, der die Erscheinungen der Außen- und Innenwelt ausschließlich durch das Prisma seiner eigenen Individualität sieht und dadurch seinen poetischen Kundgebungen eine selbstständige Prägung und somit einen wirklich dauernden Werth verleiht.

Noch mehr als die Lohmeyer'schen Gedichte entbehrt einer solchen selbstständigen Prägung das „Neue Buch der Lieder" von Paul Baehr (Bad Oeynhausen, Iberstoff). Aber gegenüber der Gespreiztheit und Verlogenheit, die sich in einem guten Theile unserer heutigen Lyrik mit kokett herausstaffirten Gefühlen und künstlich aufgebauschten Gedanken breit macht, empfangen wir von diesen schlicht und anspruchslos dargebotenen Liedern den wohlthuenden Eindruck absoluter Ehrlichkeit, und das erwärmt den naiven Leser und läßt ihn das fehlende persönliche Gepräge einigermaßen vergessen. Der kritische Beurtheiler freilich wird in Würdigung dieser Baehr'schen Liebeslieder und patriotischen Apotheosen trotz der Wärme und des Aufschwungs der Empfindung eben jenes Fehlen einer eigenartigen geistigen Signatur des sich selbst bei den viel feiner herausgestalteten Gedichten eines Lohmeyer als ein nicht ganz wegzuleugnender Mangel aufdrängte, zum Ausgangspunkt berechtigter Bedenken machen müssen; heutigentags, angesichts einer so hochentwickelten Cultur und der damit Hand in Hand gehenden, sich immer mehr fühlbar machenden Absorption der charakteristischen, ursprünglichen und elementaren Mischtheile in unserm geistigen Leben, heute muß die Kritik von einem modernen Dichterwerke lyrischer Gattung als erste und wichtigste Legitimation jene gewissermaßen private Besonderheit und specifisch individuelle Physiognomie oder doch wenigstens deren kräftige Andeutung unabweislich fordern. Eine richtige Werthung von Hervorbringungen dieser Gattung hat die Markirung des eigenartig Persönlichen ja auch von jeher als die Grund- und Urbedingung der wahren Lyrik und als den Hauptmaßstab zur Abschätzung lyrischer Producte wie lyrischer Talente betrachtet.

Der Forderung einer individuellen Physiognomie genügen, strenge genommen, auch diejenigen Gedichte nicht in dem wünschenswerthen Maße, zu deren Würdigung ich mich nunmehr wende. Ich spreche von Theodor Souchay's trefflichen Liedern und Dichtungen „Frisch vom Herzen!" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Bei dem höchst talentvollen Stuttgarter Poeten hängt indessen dieser relative Mangel meines Erachtens gar nicht mit den Fundamentaleigenschaften seiner dichterischen Persönlichkeit zusammen, sondern ist vielmehr in einer nicht ganz zulänglichen Selbstkritik, fast möchte ich sagen: in einer kritischen Nonchalance des Autors zu suchen. Souchay hat bereits 1873 eine Sammlung lyrischer Gedichte publicirt und damit auf dem deutschen Parnaß eine Visitenkarte abgegeben, die ihm bei allen Urtheilsfähigen als ein sinniges, warmblütiges Talent aufs glücklichste einführte. Diese gute Meinung, welche seine erste Veröffentlichung erweckte, kann nun zwar durch die soeben erschienene zweite in keiner Weise verwischt werden — im Gegentheil: die zweite Sammlung zeigt uns den geist- und empfindungsvollen Dichter auf einer höheren Stufe künstlerischer Entwickelung — zu wünschen wäre aber doch eben gewesen, das überaus liebenswürdige, markant eigenartige Gesicht, das uns aus den früheren Gedichten Souchay's so sympathisch anblickte, wäre hier nicht durch zufälliges Beiwerk, das mit dem inneren Wesen des Dichters nichts zu thun hat, störend verdeckt und dadurch der charakteristische Eindruck des Ganzen einigermaßen beeinträchtigt worden. Ich will damit keinen den Kern der Souchay'schen Muse treffenden Tadel ausgesprochen haben. Wer diesen Kern aus der Hülle belangloser Gelegenheitsgedichte im hergebrachten conventionellen Jargon, poesieloser Burlesken in derber Holzschnittmanier und leerer Formspielereien im modernen Virtuosenstil herauszuschälen versteht, der wird einen ganzen und echten von feinem Instinct für das Schöne und nicht gewöhnlicher Gewalt über die dichterische Sprache finden, einen Poeten, der für das sangbare Lied den musikalischen Ton trifft, wie Wenige, der der Liebe und der Freundschaft, dem Vaterlande und der Heimath herzbewegende Lieder singt, der aus Stoffen der Sage und Geschichte fein gemeißelte und doch im besten Sinne volksthümliche Bilder und Gestalten zu formen versteht und in formgewandten Uebersetzungen aus fremden Sprachen, in plattdeutschen Originalgedichten — Souchay ist ein geborener Lübecker — und verschiedenartigen Schöpfungen in antiken Maßen eine nicht gewöhnliche Vielseitigkeit bekundet. Melodiös hingehauchte Lieder wie „Salve regina nostra!", „Mein Liebster ist ein Hammerschmied", die meisten „Lieder der Liebe" und zahlreiche Stücke aus „Ein Liedergruß für meine Frau", echt balladeske Gedichte wie „Der größte Schatz" und „Sanct Bonifacius und Radbod", sowie tiefgemüthvolle Widmungen, wie „An Bertha Geibel" und „Deß bin ich sicher" müssen zu dem Besten gezählt werden, was in jüngster Zeit auf diesen Gebieten geschaffen worden, und diese Leistungen allein weisen Theodor Souchay einen achtunggebietenden Platz in der zeitgenössischen Lyrik an.

Stuart, Walloth, Lohmeyer, Baehr, Souchay — lauter Poeten von mehr oder weniger erfreulichem Talent, die uns achtbare Poesien bieten! Aber hoch über allen hier gewürdigten Dichtungen stehen, was geistigen Gehalt und reine Ausprägung der Kunstform betrifft, die „Deutschen Elegien" von Stephan Milow (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), welche

Digitized by Google

eine stark vermehrte und veränderte neue Auflage des Elegiencyklus „Auf der Scholle" bilden. Milow gehört zu den edelsten und distinguirtesten Vertretern der deutschen Lyrik, und vielleicht kaum einer seiner früheren poetischen Ergüsse bekundet dies in so hohem Grade, wie diese Elegien; sie scheinen sich lediglich im kleinen Kreise des Hauses zu bewegen — aber sie umfassen zugleich Welt und Zeit; sie wollen nur das engumfriedete Heim schildern — aber sie greifen mit dem ethischen Gehalt ihrer Speculation hinaus auf jene Gebiete, wo die heiligsten Fragen der Menschheit wurzeln. „Sagt mir", hebt der Prolog an:

„Sagt mir, wie kommt es? ich wollte, dem lärmenden Leben entflohen,
Einzig nur singen das Glück, welches die Liebe gewährt,
Wollte nur Weib und Kind im jubelnden Liede umfangen,
Doch der bescheidene Kreis wuchs ins Unendliche mir.
Seht! ihr versucht es umsonst, vom Ganzen das Kleine zu lösen,
Und es erscheint nichts klein, wird's in der Tiefe erfaßt.
Was die Geliebte mir spendet, dadurch erst wird mir's bedeutsam,
Daß er mir jeden Besitz zeigt in verändertem Licht,
Und mit des Knaben Geschick muß sinnend zugleich ich erwägen,
Was er der Welt einst wird, was von der Welt er empfängt.
Also erklärt es sich leicht: mich still in die Theuern versenkend,
Fühl' ich mich Jedem verknüpft, fühl' ich mich Eins mit dem All."

Häufig genug zerreißt der Dichter den Vorhang, der das Drinnen von dem Draußen, die Welt des Herzens von der des geräuschvollen Handelns trennt; er erweitert sein subjectives Thema zu objectiven Ausblicken in Menschheit und Leben, das Familienbild zum Weltgemälde, die Idylle zur Ode und kosmischen Dichtung. Der Grundton seiner Weltanschauung ist ein pantheistischer, und sein philosophisches Denken ist nicht unmerklich weltschmerzlich imprägnirt. Er weiß aber stets einen Standpunkt zu gewinnen, der ihn weit hinausträgt über die Devise des Pessimismus: „spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni!", er schreitet durch das Negative des Weltschmerzes hindurch zum Positiven einer auf ethische Wahrheiten begründeten versöhnenden Welt- und Lebensanschauung. Er ist liberal in Religion und Politik, was ihn aber vor Allem kennzeichnet, das ist in Gehalt und Gestalt seiner Dichtungen ein Classicismus vom reinsten Wasser. Nichts Profuses und Confuses in ihm! Alles in ihm ist concis und abgeklärt und vom Glanze edler Vornehmheit überstrahlt. Seine Distichen bekunden ein peinliches Formgewissen und haben akustische Bewegung. Werden die „Deutschen Elegien" Milow's ihre Leser finden? Schwerlich! Wir sind im Lande der Dichter und Denker glücklich so weit gekommen, daß alles Gedankenhafte, selbst wenn es sich gar nicht in eigentlich abstracten und speculativen Geleisen bewegt und nur schüchtern durch den Schleier der Dichtung hervorleuchtet, die Gemüther verblüfft und befremdet. Heutzutage ist für die Lungen der Durchschnittsleser die Luft schon in recht niedrigen Regionen zu dünn, um noch athembar zu erscheinen. Man wird die Milow'schen Elegien ad acta legen.

Der Gefahr des ad-acta-Gelegtwerdens ist der Autor nicht ausgesetzt, mit dem ich meine heutige Revue schließe — Hermann Hofmeister, der in seiner Dichtung „Der eiserne Siegfried, eine neuzeitliche Nibelungenmär" (Berlin, Franz Ebhardt) ein recht lesbares, frisches Buch für alle Stände und alle Köpfe, gröbere und feinere, geliefert hat, ein Bismarck-Leben in Versen, und zwar in trochäischen wie in jambischen, in gereimten wie in ungereimten. Humor und Pathos reichen sich in diesem volksthümlichen Epos die Hand; keck gezeichnete Genrebilder aus dem Leben des großen Kanzlers wechseln mit weithin geöffneten Perspectiven in die vaterländische und politische deutsche Vergangenheit und Gegenwart, und das Ganze — von einigen Lagunen allzu breit gewordener Darstellung abgesehen — ist ein recht unterhaltendes, wenn auch natürlich, wie das im Genre liegt, einseitig panegyristisches Buch.

Eine Zieten-Biographie.

Besprochen von E. Berner.

Unter den vielen Schicksalsschlägen, die König Friedrich den Großen trafen, zählen die Todesfälle einer Reihe von vertrauten Genossen zu den schwersten. Aus dem geistreichen und gelehrten Kreise, den der König um sich versammelt, ging einer nach dem andern dahin, von den hervorragenden Generalen, die des Königs treue Mitarbeiter im Felde gewesen, haben nur wenige mit ihm die Früchte der Kriege genießen dürfen, und auch von diesen starb die Mehrzahl nur zu bald. So Fouqué, der besondere Liebling des Königs, schon 1772, Seydlitz, kaum mehr als fünfzigjährig, 1773, und wenige Monate vor seinem eigenen Tode mußte König Friedrich nach einen seiner wackersten und geliebtesten Helden, den General der Cavallerie Hans Joachim von Zieten, dahinscheiden sehen. Rührend ist es, in den Briefen des Königs zu lesen, wie diese Todesfälle dem Könige schmerzliche Wunden schlagen, wie eine wahrhaft königliche Freundschaft, eine wahrhaft königliche Dankbarkeit ihn mit den Genossen seiner Thaten verbindet. Aber auch der Nachwelt gegenüber hat der König seine Dankbarkeit öffentlich documentirt durch die Errichtung jener wundervollen Denkmäler auf dem Wilhelmsplatz in Berlin. Die Wissenschaft dagegen hat ihrer Pflicht der Dankbarkeit gegen jene Helden noch keineswegs genügt, denn während wir von den Helden der Freiheitskriege theilweise mustergültige Biographien besitzen, fehlen solche für die Helden des siebenjährigen Krieges fast gänzlich.

So wird es denn volle Anerkennung beanspruchen dürfen, daß der am 27. Januar des folgenden Jahres bevorstehende hundertjährige Gedenktag des Todes Zieten's dem heutigen Grafen von Zieten-Schwerin Veranlassung gegeben hat, eine Biographie dieses Lieblingshelden des preußischen Volks hervorzurufen, die allen Forderungen wissenschaftlicher Forschung Genüge thun, zugleich aber durch eine ansprechende Form auch weiteren Kreisen als denen der Historiker von Fach eine willkommene Gabe sein sollte. Kein anderer aber als Leopold von Ranke war es, der auf eine bezügliche Anfrage des Grafen Zieten „einen seiner vertrautesten Schüler", den jetzigen Archivar Georg Winter in Marburg, als zur Lösung der schweren Aufgabe geeignet bezeichnete, und — trotz der Bedenken, die man im Einzelnen wird erheben müssen — wird man doch zugestehen dürfen, daß das Werk, wie es nunmehr vorliegt, die Wahl des Meisters gerechtfertigt hat.*) In dem ersten der beiden starken Bände gibt Winter eine zum größten Theil äußerst gewandt geschriebene Darstellung vom Leben des alten Husarengenerals und im zweiten die wissenschaftlichen Forschungen und archivalischen Materialien, auf denen jene basirt, so daß namentlich der erste, vom sogenannten wissenschaftlichen Apparat ganz frei gehaltene, Band in der That auch für weitere Kreise eine das Interesse erweckende Lectüre bilden wird. Dies gilt insbesondere für solche Leser, die sich an einem festen und reinen, in sich abgeschlossenen und heldenhaften Charakter zu begeistern vermögen und welche die Freude am Vaterland und seinen Helden, wie sie den Verfasser offenbar bei seiner Arbeit beseelt hat, nachzuempfinden vermögen. Nur das müssen wir beklagen, daß derjenige Heerführer der neuesten Zeit, dem eine Zieten-Biographie fast selbstverständlich gewidmet werden mußte, die Vollendung derselben nicht mehr hat erleben sollen. Die Trauer, die der Graf von Zieten-Schwerin in den Eingangsworten über den Tod des Prinzen Friedrich Karl von Preußen ausspricht, empfindet mit ihm das gesammte deutsche Volk.

Es ist gewiß, daß wie der „Marschall Vorwärts" ein Liebling des Volkes war, so auch „Zieten aus dem Busch" die Liebe des ganzen Volkes genossen hat. Aber dieser Umstand hat für die wissenschaftliche Forschung den Nachtheil, daß sich um solche Lieblinge des Volkes leicht ein Gewebe von Sagen bildet, deren historisch-kritische Behandlung, auch wenn,

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

wie gerade bei den Zieten-Sagen, die Gesammtauffassung des Helden in denselben eine unzweifelhaft zutreffende und richtige ist, oft die größten Schwierigkeiten macht. Noch schwieriger aber wird im vorliegenden Falle die Forschung durch die ungeheure Menge und große Mannigfaltigkeit des zu verarbeitenden wissenschaftlichen Materials, wie es in den gleichzeitigen Berichten, Briefen, Rapporten u. s. w. niedergelegt ist und jetzt in dem Geheimen Staats- und Generalstabsarchiv zu Berlin, dem Zieten'schen Familienarchiv und dem k. k. Kriegsarchiv zu Wien beruht. Zum allergeringsten Theil nur war dasselbe bisher bekannt, ja, fast neun Zehntel der von Winter mitgetheilten Actenstücke sind von ihm zum ersten Mal benutzt worden, und bis in die Neuzeit beruhte unsere Kenntniß der fridericianischen Kriege, die doch den Hauptgegenstand einer Zieten-Biographie bilden, auf der gleichzeitigen Literatur, d. h. den aus jener Zeit herrührenden militärischen Memoirenwerken. Diese aber sind ganz eigenthümlich geartet, sie sind, so überraschend dies auch klingen mag, obwohl meist von preußischen Officieren herrührend, zum größten Theil von der Tendenz erfüllt, die Verdienste des großen Königs möglichst herabzusetzen und zu verkleinern. Frühzeitig nämlich bildete sich zwischen dem Könige und seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, in Bezug auf strategische und kriegswissenschaftliche Anschauungen ein tiefgreifender Gegensatz aus, der sich später sogar zu einem persönlichen gestaltete und so weit führte, daß der Prinz, obwohl gerade ihm bekanntlich der König die größte Gerechtigkeit widerfahren ließ, eine Schaar von mißvergnügten, sich zurückgesetzt glaubenden Officieren um sich sammelte, die mit ihm des Königs Thaten möglichst zu verkleinern bestrebt, ja durch dieses Streben, möchten wir fast sagen, recht eigentlich verbunden waren. Und dasselbe Streben zeichnete noch einen weiteren Kreis von Militärs aus, welche durch dasselbe die vom König angeblich ebenfalls nicht genügend gewürdigten Verdienste der anhaltinischen Fürsten zur Anerkennung zu bringen hofften. Aus diesen beiden Kreisen aber vornehmlich sind jene Memoiren entstanden, auf Grund deren nicht etwa nur die Werke privater Forscher, sondern auch noch das des Großen Generalstabs über Friedrich's Kriege entstanden sind.

Eigenthümlich ist auch die Stellung, die jene Kreise den Leistungen Zieten's gegenüber genommen haben. Derjenige General nämlich, welcher des Königs strategischen Ansichten am nächsten stand, ihnen am freudigsten und überzeugtesten folgte, war Winterfeld. Mit diesem aber stand Zieten, weil er sich gegen denselben zurückgesetzt fühlte, immer in einem mehr oder weniger gespannten Verhältniß, und dieses brachte es mit sich, daß, so lange Winterfeld lebte, Zieten die Pläne des Königs nicht vollkommen zu billigen schien, während nach Winterfeld's Tode Zieten's volle Hingabe an dieselben mit unzweifelhafter Deutlichkeit hervortrat. So ist es gekommen, daß Zieten in jenen Kreisen bis zum Tode Winterfeld's hoch gepriesen, nach demselben aber verketzert wird. Nur Frau von Blumenthal, eine Verwandte Zieten's, die eine unglaublich verworrene Biographie des Generals geschrieben, behält die glühende Bewunderung für Zieten's Thaten auch nach dem Tode Winterfeld's bei.

Demnach mußte der Plan, eine Zieten-Biographie zu schreiben, zuvörderst eine eingehende kritische Sichtung dieser Schriften hervorrufen und, wenn auch hierfür einige und zwar mustergültige Vorarbeiten vorliegen, so ist doch leicht ersichtlich, wie groß und umfassend eine solche Aufgabe war.

Versuchen wir es nun, nach diesen einleitenden Worten die von Winter gewonnenen Resultate kurz zu skizziren, so kann dies bei dem Umfang des verarbeiteten Materials, das fast ein Jahrhundert umfaßt, natürlich nur in der magersten Form und in der Absicht, den Leser auf das Buch selbst zu verweisen, geschehen.

Aufgewachsen in bedrängten Verhältnissen, trat Zieten schon 1716 in die preußische Armee, und zwar in das zu Ruppin garnisonirende Regiment Schwendy, das bald darauf in dem späteren Feldmarschall Schwerin einen Commandeur erhielt, der den lebhaften Diensteifer und das von Charakter, aber auch von leichter Erregbarkeit zeugende Benehmen des jungen Fähnrichs voll anerkannte. Trotzdem aber sah sich derselbe — vielleicht in Folge seiner kleinen Statur und seiner schwachen Stimme — mehrfach bei dem Avancement zum Lieutenant übergangen, ja, als er dem Könige deshalb ein Gesuch zu unterbreiten wagte, einfach entlassen. So leicht entsagte jedoch Zieten dem preußischen Waffendienste nicht, vielmehr erreichte er es, als Lieutenant, und mit vordatirtem Patent bei den Wuthenow-Dragonern, als deren Schwadronen 1726 vermehrt wurden, eingereiht zu werden, ja, der König selbst muß in einem gewissen Maße von den Fähigkeiten seines Lieutenants schon überzeugt gewesen sein. Denn, wenngleich dieser mit seinem Rittmeister 1730 in ein Duell verwickelt und in Folge dessen, obwohl den Rittmeister die größere Schuld traf, sogar cassirt wurde, so stellte er doch Zieten noch in demselben Jahre bei der neu errichteten Leibhusaren-Compagnie in Potsdam an und beförderte ihn im folgenden Jahre zum Rittmeister und Chef der wiederum neu errichteten 2. Compagnie der Leibhusaren in Belitz. Im Jahre 1736 aber sandte König Friedrich Wilhelm Zieten mit 120 Mann an den Rhein, um in dem zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochenen Kriege unter Baronyai's Leitung den Husarendienst, wie er in der damals so hoch berühmten österreichischen Cavallerie gehandhabt wurde, kennen zu lernen. Zu einer ernstlichen Action kam es indessen in diesem Kriege nicht, doch sprachen sich der Prinz Eugen und Baronyai über die bei Recognoscirungen und ähnlichen Vorfällen bewiesene kecke und schneidige Haltung Zieten's und seiner Husaren so befriedigt aus, daß der König Zieten zum Major beförderte. Trotzdem aber hatte Zieten, und zwar wie in den früheren Fällen wohl nicht ganz ohne eigene Schuld, auch in dieser Stellung Widerwärtigkeiten aller Art zu erdulden, die wiederum zu einem Duell mit seinem Vorgesetzten, dem Oberstlieutenant von Wurmb, führten. Dagegen hatte er das Glück, in seiner 1737 mit Leopoldine Judith von Jürgas geschlossenen Ehe wahre Herzensfreude und reiche innere Befriedigung zu finden, und mit dem Ausbruch des ersten schlesischen Krieges fand sich für Zieten denn auch die gewiß heiß ersehnte Gelegenheit sich auszuzeichnen und damit auch seine Stellung in der Armee fest zu begründen.

Das für Zieten's specielle Waffe wichtigste Ergebniß des Krieges war zwar, daß sich die bisher in dem preußischen Heer verkannte Bedeutung der Cavallerie mit voller Deutlichkeit zeigte, daß der König, sobald er diesen Mangel erkannt, sofort und mit aller Energie auf die Beseitigung desselben bedacht war und daß er unter denjenigen, die seine hierauf bezüglichen Pläne zur Ausführung zu bringen hatten, in vorderster Linie einen so eifrigen und verständnißvollen Officier wie Zieten fand. Doch aber sollte auch der erste Krieg nicht vorübergehen, ohne Zieten's hervorragende Befähigung zum Reiterführer aufs Glänzendste zu zeigen. Ist doch zum mindesten aus dem Relief am Berliner Zieten-Denkmal noch heute das kecke Reiterstück von Rothschloß allgemein bekannt, durch welches Zieten seinen einstigen, ihm numerisch weit überlegenen Lehrer Baronyai zu wirrer Flucht mit Zurücklassung einer verhältnißmäßig bedeutenden Anzahl von Gefangenen und des Fouragetransports nöthigte, ja Baronyai selbst beinahe gefangen nahm! Im Februar 1742 aber ist Zieten sogar bis dicht an die Mauern Wiens vorgedrungen und hat in der Hauptstadt des Feindes Schreck und Verwirrung hervorgerufen. Als Oberst und mit dem Orden pour le mérite geschmückt, kehrte Zieten nach dem Friedensschluß zurück in die Garnison.

Noch ruhmreicher aber sollte für Zieten nach gewissenhafter Ausnutzung des Friedens für die Ausbildung seiner Truppe der zweite schlesische Krieg werden. Der Avantgarde zugetheilt, erfocht Zieten gleich bei Beginn des Feldzuges wiederum über die Baronyai-Husaren einen Erfolg, führte, unter dem Generallieutenant von Nassau bis tief in den Süden Böhmens vordringend, durch ein äußerst keckes Unternehmen die Einnahme von Budweis herbei und wußte darauf, als der König durch den Anschluß Sachsens an Oesterreich sich zum Rückzuge genöthigt sah, diesen so geschickt zu decken, daß er allgemeines Erstaunen hervorrief und sich den größten Dank seines Königs erwarb. Ebenso war Zieten mit seinen Husaren bei der in knapp acht Tagen durch den Fürsten von Dessau bewirkten Säuberung Ober-Schlesiens von den Oesterreichern

Digitized by Google

wesentlich betheiligt, ja, wie der König selbst anerkannte, muß dieser Feldzug recht eigentlich ein Husaren-Feldzug genannt werden. Von geradezu grandioser Kühnheit und Besonnenheit zugleich ist aber der ruhmreiche Zietenritt nach Jägerndorf, durch welchen Zieten das Unglaubliche möglich machte, den vom König so gut wie abgeschnittenen Markgrafen Karl zu erreichen und dessen Vereinigung mit der Armee des Königs herbeizuführen, — ein Unternehmen, dessen Gelingen der König selbst so wenig vorausgesetzt hatte, daß er die Marschordre für den Markgrafen Karl anfänglich einem jeden einzelnen Mann des Zieten'schen Corps übergeben wollte, damit der Markgraf, auch wenn die ganze Truppe aufgerieben werden sollte, sicher die Ordre erhalte. Die Sage aber, Zieten habe bei diesem Unternehmen seinen Plan auf die Aehnlichkeit der Uniform seines Regiments mit der eines österreichischen geplant, ist dahin richtig zu stellen, daß dieser Umstand Zieten's Operationen allerdings einen Augenblick begünstigt, keineswegs aber dieselben beeinflußt oder gar hervorgerufen hat. — Von den großen Schlachten des Feldzuges hat Zieten nur an der von Hohenfriedberg theilgenommen, hier aber, indem er die Niederlage der Cavallerie auf dem linken Flügel verhinderte und dadurch das Vordringen der Infanterie ermöglichte, gewissermaßen den letzten Ausschlag gegeben und durch sein berühmtes Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf, in dem er selbst verwundet worden, hat Zieten auch für den letzten Act des kriegerischen Dramas das Seinige beigetragen.

Während aber der König mit der „klugen Conduite und der so viel erzeigten Bravour" seines Generals im Felde in hohem Maße zufrieden war, hat sich Zieten während der folgenden Friedensjahre bekanntlich keineswegs immer der vollen Gnade seines königlichen Herrn zu erfreuen gehabt. Es wird daher besonderes Interesse beanspruchen dürfen, daß Winter diese, von der Sage ungemein reich umsponnenen Jahre Zietens eingehend untersucht und die Gründe für des Königs Unzufriedenheit — den Mangel an musterhafter Führung und scharfer Disciplin, wie die Sorglosigkeit, mit der das Zieten'sche Regiment die Deserteure einfing, was eine der Hauptaufgaben desselben im Frieden war — wie auch die Entschuldigungsgründe Zieten's — dessen eigene, nicht unerhebliche Kränklichkeit und die, eine scharfe Disciplin sehr erschwerende Zerstreutheit und Entfernung der einzelnen Garnisonen des Regiments von einander — deutlich hervorgehoben hat. Namentlich der brüske Ton, den Zieten dem Könige gegenüber oft angeschlagen haben soll, erweist sich aus den Briefen Zieten's als durchaus der Sage angehörig, und ebenso gehört, was Alles sich der Volksmund von der endlichen Aussöhnung des Königs mit Zieten erzählt, größtentheils in das Gebiet der Fabel.

Thatsächlich jedoch schenkte der König bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges seinem Husarenführer wieder volles Vertrauen, und war dieser mit ganzer Seele bereit, dem königlichen Vertrauen zu entsprechen. Als einer unter sehr wenigen eingeweiht in die Pläne des Königs, eröffnete der Generallieutenant Zieten den Feldzug, in welchem er, namentlich nachdem Friedrichs größte Strategen, Schwerin und Winterfeld den Heldentod gestorben waren, Gelegenheit finden sollte, sich nicht nur als Reiterführer, sondern auch als strategisch bedeutender Feldherr zu bewähren. Aber unmöglich ist es, des Nähern auf Zieten's Thaten im siebenjährigen Kriege hier einzugehen, denn fast müßten wir diesen von Anfang bis zu Ende erzählen, wir begnügen uns daher, nur einige Punkte hervorzuheben, in denen Winter's Auffassung eine von der bisherigen verschiedene ist. Unerwähnt aber möchten wir es an dieser Stelle nicht lassen, daß Winter in den meisten Fällen es vorzüglich verstanden hat, den allgemeinen politischen und militärischen Hintergrund mit wenigen sorgsamen Strichen in klar erkennbarer Weise und doch so, daß sich sein Held wirksam und plastisch von demselben abhebt, zu zeichnen. Unzweifelhaft dürfte es ihm hier gelungen sein, eine der gefährlichsten Klippen des Biographen geschickt zu vermeiden.

Schon bei Pirna ist nach Winter Zieten's Verdienst weit unterschätzt und bei Prag dasselbe durch die Verherrlichung, die Schwerin's Heldentod gefunden, ebenfalls verdunkelt. Bei Collin habe Zieten allein von allen Heerführern des Königs Befehle exact befolgt, ja, sei Zieten so wenig in die allgemeine Niederlage verflochten gewesen, daß seine Soldaten die Nachricht von einer solchen durchaus nicht glauben wollten, und der König selbst für Zieten's Haltung nur Worte der Anerkennung hatte. Der unglückselige Feldzug des Herzogs von Bevern am Ende des Jahres 1758 hätte ein anderer werden können, wenn der Herzog nach dem Rath Zieten's und im Gehorsam gegen die Befehle des Königs wenigstens, als Nadasty zur Belagerung von Schweidnitz vom Hauptcorps der Oesterreicher detaschirt war, dieses angegriffen hätte, ja, als der Herzog endlich die Niederlage von Breslau erlitt, war es wesentlich Zieten, der es verhinderte, daß das ganze Corps aufgerieben wurde. Zieten wußte auch den durch die Mißerfolge niedergedrückten Soldaten neuen Muth einzuflößen und sie ohne weiteren ernstlichen Unfall dem Sieger von Roßbach, seinem Könige, zuzuführen. Durch seinen geschickten Aufmarsch leitete Zieten dann die Schlacht bei Leuthen aufs Glücklichste ein und machte am Schluß derselben durch seine energische Verfolgung die Niederlage der Oesterreicher zu einer vernichtenden. Der einzige Mißerfolg, den Zieten je gehabt hat, ereignete sich, als derselbe während der Belagerung von Olmütz vom König zur Sicherung eines bedeutenden Transports von Lebensmitteln und Kriegsbedarf ausgesandt wurde. Nach Winter hat Zieten den Verlust des Transports nicht verhindern können, und, obwohl dieses Verlustes wegen die Belagerung von Olmütz und damit der ganze mährische Feldzug aufgegeben werden wußte, hat der König doch Zieten keinen Vorwurf gemacht. Die Niederlage von Hochkirch, die bald darauf erfolgte, hat Zieten durch seine treffliche Haltung bei Beginn der Schlacht und durch seine Deckung des Rückzuges wesentlich abgeschwächt; Daun hatte in der That nichts erreicht, der König aber sah trotz der Niederlage seine strategischen Absichten nicht gestört. Im Feldzuge von 1759 waren es vornehmlich die gewandten Recognoscirungen und zuverlässigen Rapporte Zieten's — auf deren Werth Winter auch sonst aufmerksam zu machen sich veranlaßt sieht —, die dem Könige von großem Nutzen wurden, und Zieten's Operationen nach der Schlacht von Kunersdorf gehören zu den geschicktesten und gelungensten. Die negative Aufgabe, die Zieten bei Liegnitz zufiel, nämlich Daun von einem Eingreifen in die Schlacht abzuhalten, hat er in glücklichster Weise gelöst, und am hellsten strahlt Zieten's Stern bekanntlich in der Schlacht von Torgau, die allein durch ihn gewonnen wurde; selbst die Vorwürfe, die man trotz des Sieges Zieten gemacht hat, hält Winter nicht für genügend begründet. Die im Jahre 1761 angestrebte Vereinigung der Russen und Oesterreicher hat hauptsächlich Zieten's Taktik so lange verzögert, und bei Burkersdorf endlich hat Zieten durch Abweisung des Ausfalls der Schweidnitzer Besatzung das Gelingen ermöglicht.

Als daher nach sieben bangen Jahren der König und die Kaiserin, um mit dem Dichter zu reden, ihren harten Sinn erbarmten und endlich Frieden machten und überall, auf Wegen und auf Stegen Alt und Jung mit Jubelschall den Kommenden entgegenzog, da ward naturgemäß in Preußen in vorderster Linie auch dem alten Zieten aus dem Busch Jubel und Dank entgegengebracht. Und wahrlich, einen reichen und gesegneten Lebensabend hatte er sich verdient, der alte Held, ein gnädiges Geschick aber hat ihm solchen auch gewährt. Noch einmal im späten Alter mit einem Fräulein von Platen vermählt, hat Zieten die reinen Freuden eines beglückten Ehestandes zum zweiten Mal genießen dürfen, und als ihm gar ein Sohn aus dieser Ehe geboren wurde, zeigte sich, wir möchten fast sagen Zieten's Talent zum Familienvater in wahrhaft traulich anheimelnder Weise. Als ein liebender und liebenswerther Gatte und Vater, als aufrichtiger, tief frommer Christ, als sparsamer und doch herzlich gastfreier Hauswirth, als unermüdlich bis zum letzten Augenblick im Dienst seines Königs und Herrn thätiger General, voll hingebender Fürsorge für seine Untergebenen und auch deshalb, wenn der Ausdruck gestattet ist, als schwärmerisch geliebter Abgott der Soldaten und des Volkes, so tritt uns der im Felde keck entschlossene und doch vor dem kühnen Wagen stets so sorgsam wägende Held entgegen, ein durchaus liebenswerther, ja begeisternder Charakter — ein Charakter, wie er nur in der preußischen Armee, und auch hier wohl nur in der Zeit der Noth und Gefahr sich bilden

Digitized by Google

konnte, der aber zugleich, mit all seinen Vorzügen und auch seinen Fehlern, als typisch für die preußische Armee gelten kann.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort der Verständigung. Es ist unzweifelhaft, daß an dem Buche Winter's der Stilist trotz der Gewandtheit, mit der es geschrieben, hier und da Anstoß nehmen, daß der Militär hier und da Irrthümer, Auffassungen berichtigen wird, daß der Historiker mehrfach Winter's Ausführungen nicht als definitiv abschließend betrachten, sondern sie rectificiren wird. Wir glauben aber nicht, daß die Kritik, wie heute sehr zum Schaden der Sache vielfach angenommen wird, die Aufgabe hat, nur das zu zeigen, was irrig, was verfehlt an einem Werke, sondern vor Allem das, was dasselbe positiv Gutes und was es Neues bietet. Und das wird ohne Zweifel von Winter's Biographie Zieten's gesagt werden müssen: Wie sie auf exacten, methodisch richtig aufgebauten wissenschaftlichen Forschungen gegründet ist, und wie sie trotzdem sich in einem gerade auch für den Laien angenehmen und gefälligen Gewande bietet, so wird dieselbe auch ein für jeden Forscher auf dem Gebiet der Fridericianischen Kriege unentbehrliches Werk, eine Fundgrube und Grundlage und doch zugleich ein Werk werden, das sich neben der Achtung des Geschichtsforschers auch die Liebe jedes gebildeten Vaterlandsfreundes erringen wird.

Feuilleton.

Aus dem Tagebuche eines Dilettanten.

Von Manuel Schnitzer.

. . . . . Da sitze ich nun und starre ins Feuer; es ist dunkel, nur der flackernde Flammenschein beleuchtet meine armselige Wohnung. Diese Dämmerung ist so recht geeignet für mein melancholisches Treiben. Ich werfe unnütze Papiere in die rascher auflodernde Gluth: Gedichte, Entwürfe zu Romanen, halbvollendete Trauerspiele — meine ganze Mappe . . . .

Wahrlich, die Freude eines Kindes kommt über mich, wenn ich sehe, wie die Flamme die langbewahrten Blätter erfaßt, zusammenrollt und im Nu zu Kohle brennt; wie die schlauen Fünkchen darin ihr lustiges Wesen treiben. Da huschen sie hin, erst schaarenweise wie ausgelassene Knaben, verschwinden, tauchen wieder auf, immer weniger, eines nach dem andern, bis zuletzt ein einsamer Funke langsam emporglimmt und langsam verglüht. Dann ist nur ein Häufchen feiner Asche zurückgeblieben, die hastig in die Höhe flattert . . . und Alles ist ausgesungen . . .

Warum ich's that? — Ich weiß es nicht, denn noch immer umfängt mich eine traumtolle Freude, als müßte ich jetzt glücklich werden, unaussprechlich glücklich. Vielleicht, weil ich der Qual ledig bin, mich Tag für Tag mahnen zu lassen: auf, arbeite, vollende, was Du begonnen, Tag für Tag den Schmerz zu fühlen, es nicht mehr zu können.

Mit der Ruhe und dem klaren Blicke eines Recensenten, der ein fertig gelesenes Buch langsam und nachsinnend zuklappt, gedenke ich meines vergangenen Lebens, und indem ich's als fremdes vor das Tribunal meines Gewissens stelle, entledige ich mich alles Eitlen und reiße den trügenden Schleier weg von dem Bilde, das an Grauenhaftigkeit jenes von Saïs übertrifft, von dem Bilde einer Künstlerseele, meiner eigenen . . . .

Schöner und heiterer als je in eines Menschen Auge spiegelte sich die Welt in dem meinen. Wie dankbar fand mich jedes Lächeln, jeder freundliche Blick! mein Herz glich der Gottheit, die das All umfaßt mit unendlicher Liebe. Und mit solcher Freudigkeit ging ich in diesem Gefühle auf, daß ich nicht merkte, wie sehr ich mich betrog, und mich selbst betrog. — Erst als ich die ganze Fülle meiner Liebe einem einzigen Wesen zuwandte, dämmerte mir die dunkle Ahnung davon auf. Ich wußte gar nicht, was in mir vorging, ich verstand mich plötzlich nicht mehr. Was wollte ich denn? genügten zu meinem Glücke die Sinne nicht mehr, oder gehörte dazu noch etwas Anderes, Tieferes, Edleres? Diese Zweifel lasteten auf mir wie ein Fluch, und tagelang irrte ich wie träumend umher, ohne zu hören, was theilnehmende Freunde zu mir sprachen. O, jetzt ist es mir klar, in der Liebe muß man Alles besitzen, um nicht bettelarm zu sein, vor allen Dingen sich selbst, man muß gelernt haben, sich zu verehren wie einen Gott. Wie konnte ich auch verlangen, daß irgend Jemand mich liebe, wenn ich's selbst nicht that, wenn ich mir ein Nichts schien in der Schöpfung, ein Sandkorn, mit dem der Wind sein Spiel trieb?

O, über diese Bescheidenheit, die mich langsam zu verzehren begann, die in jede meiner Freuden ihr ätzendes Gift träufelte. Jeder Wicht erschien mir bedeutender, liebenswerther! Wer kann es mir verdenken, daß ich mich dagegen zu wehren beschloß und den Anfang hierzu machte, indem ich Vergleiche anstellte zwischen mir und all diesen Menschen, zu denen mich eine unbegreifliche, sehnsüchtige Liebe hinzog? Da fühlte ich denn, daß ich mehr war, weit mehr; denn die Natur hatte Etwas in mich gelegt, was Jenen fehlte, einen klingenden Hauch, der in mir forttönte und nach Gestaltung rang . . . Ja, die Kunst sollte mir ersetzen, was das Leben verweigert, die Kunst, der ich mich hingab mit meinen zuckenden Nerven, meinem heißen, liebebedürftigen Herzen. — Ich schuf Gesänge, deren wilde Gluth mich in Flammen setzte, meine leidenschaftliche Phantasie, die sich an das Höchste und Tiefste wagte, machte mich zittern vor Erregung und Lust. Immerfort tönte es in mir, da ich jeden äußeren Eindruck sofort als Gedicht in meine lechzende Seele aufnahm. Kaum aber ging ich daran, meine Schöpfungen niederzuschreiben, kam er wieder über mich, der böse Geist des Zweifels, der Dämon, der meiner hochfahrenden Träume lachte. Schaal und kleinlich erschien mir dann, was ich hervorgebracht, im Vergleiche mit dem, was ich gewollt, was mich durchzittert hatte, — ja, es war etwas ganz Anderes geworden.

Unmuthig warf ich die Arbeit fort und griff nach den Werken unserer großen Meister, um zu lernen, wie absonderlich man sich ausdrücken müsse, um seine Empfindungen voll und klar wiederzugeben. Aber ich fand durchaus Nichts, was mir neu gewesen wäre. Da standen einfache Worte, die mich seltsam ergriffen. Das quälte mich, und vom Neide erfaßt, las ich zähneknirschend immer mehr, immer schneller, damit mein brennendes Auge das Vortreffliche übersehe, — aber wie gebannt hing es an den Schöpfungen des Genies und ward trunken von Schönheit. O, es raste und tobte in meinem Innern.

Zuweilen ward ich ruhiger und überlegte. Haben denn unsere Meister ohne Qual, ohne Kampf ihre herrlichen Kunstwerke vollendet, oder litten sie wie ich? Gewiß, gewiß, diese schmerzliche Unruhe blieb Keinem erspart. Wunderbar trösteten mich diese Gedanken, und mit erneutem Eifer ging ich an meine Arbeit, welche auch leidlich gelang. Wie liebte ich in solchen Augenblicken die Welt und die Menschen! Ich hatte das Gefühl, als schmelze eine Eisrinde von meinem Herzen und dieses dehne und strecke sich wie ein halberstarrter Vogel, den die Frühlingssonne weckt. Aber es war nur das Glück eines Tages, um so schmerzlicher die Enttäuschung, die der folgende brachte.

Ich kann nicht, — ich kann nicht! — Und wieder sehnte sich mein Auge nach Schönheit und Ebenmaß . . .

Konnte ich das dulden? Mußte ich nicht eifersüchtig werden auf mich selbst, meine verbitterte Seele auf die harmlosen Sinne? Was soll ich's leugnen? Ich haßte die Großen, weil sie mich meine Kleinheit verachten lehrten, ich haßte mich, weil ich dem nicht kräftigen Widerstand zu leisten vermochte. Aber gab es denn Nichts, das mich erheben konnte? Doch, doch, ich verfiel darauf; es muß auch für Leute in meinem Zustande ein ganz natürlicher Gedanke sein. Ich begann mich mit anerkannt schlechten Dichtungswerken zu beschäftigen, ich suchte die Gesellschaft sogenannter unverstandener Genies auf, sog mit Begierde ihre eilten Reden ein, schwatzte ihnen ihre Machwerke ab und vertiefte mich in das Studium derselben. Mit welcher Genugthuung ich das

Digitized by Google

that! — Hier fühlte ich mich, hier bedeutete ich Etwas! — Ich schwelgte, ich berauschte mich förmlich in den bedeutungslos-wahnwitzigen Reimereien, nur um den armseligen Trost zu haben: Das hättest Du besser gemacht. Ich machte auch Vieles besser und ging nicht zu Grunde in diesem intimen Verkehre mit Unkunst und Flachheit, aber was für einen scharfen Blick hatte ich auch für die kleinsten Schwächen!

O, diese meine Mitstrebenden, woran hatten sie ihre geringe Kraft gesetzt! Sechs große Dramen beschäftigten sich mit Nero. Der Stoff packte mich, und mit fiebernder Hast setzte ich mich hin, ihn zu bearbeiten. Mir war er ein Mensch mit der Seele eines Adlers, der kühn zur Sonne emporfliegen wollte, dessen Kraft jedoch von einem Giftpfeile zerstört war. Der Pfeil, der Pfeil! Hätte er ihn nur herauszerren können, aber zu tief steckte er in den Fittichen, und so oft er sie zu neuem Fluge erheben wollte, immer sank er ächzend und stöhnend zurück. Und dieser Adler war verdammt, unter Hühnern zu leben, die seinen Schmerz, sein Sehnen nicht verstehen konnten. Da schlug er denn in grenzenloser Verzweiflung die mächtigen Flügel zusammen, sein Athem wurde zu Feuer, sein Kreischen zu einer Lohe, die das schöne Rom wirbelnd ergriff . . . Und als es emporflammte, als das Millionenheer von Funken knisternd und prasselnd hinstob, als die stolzen Paläste krachend zusammenstürzten und der Menschenjammer unermeßlich und thränenlos geworden, da endlich glaubte er sich erlöst und erhob sich hoch in die Luft . . . jählings aber stürzte er zurück in das Feuermeer, welches er selbst entfesselt und welches seine Wogen immer höher, immer furchtbarer zum Himmel aufwälzte — und verdarb. „Welch' ein Künstler geht in mir verloren!"

Das war mein Nero, unbefriedigend und unhistorisch, aber menschlich wahr, jeder Zug der Seele abgelauscht.

Ha, vermochte ich's doch? Zum ersten Male durchschauerte mich das unsägliche Glück des Schöpfers, zum ersten Male fühlte ich, wie wahr, wie entzückend wahr die Redensart ist: „mich hat der Kuß der Muse berührt". — Ja, sie hatte mich geküßt, die göttliche Muse!

Kein Tag verging nun, an dem ich nicht mein Werk vorgenommen hätte, um darin zu lesen und mich immer wieder zu fragen, ob das, was ich mit staunender Bewunderung in Händen hielt, mein, wirklich mein eigen sei. Woher in aller Welt war mir dies gekommen? War es denn möglich, daß ich ganz ohne zu denken so Gewaltig-Vollendetes geschaffen? Im Rausch der Begeisterung oder vom Dämon besessen? Nein, das war es nicht. Schon während der Arbeit hatte ich ein eigenthümlich banges Gefühl gehabt, wie etwa ein Mensch, dessen Erinnerung das ganze Leben im pfeilschnellen Fluge noch einmal durchlebt, ein buntes Durcheinander in wirrer Folge. Bei diesem Gedanken erfaßte mich wilder Schreck; ich selbst hatte mir mein unglückseliges Geheimniß enthüllt. Dieser Nero war ich, ich der Künstler, der will und nicht kann, ich der Dilettant, der das Schicksal meistern und zwingen möchte. Deshalb also fühlte ich mich so hingezogen zu meinem Werke, deshalb hatte der Stoff mich so mächtig ergriffen. Was schlummernd in meiner tiefsten Seele gelegen, ich hatte es unbewußt emporgerissen ans Licht des Tages!

War es also das? Mußte ich für mein Werk mich selbst opfern, mich ausnützen, warum nicht auch andere Menschen? dachte ich. Der Gedanke lag nahe genug, und es wäre Thorheit gewesen, ihm nicht nachzugeben. Dazu trug noch ein Umstand bei, aber so leise und heimlich, daß ich mir denselben anfangs gar nicht zu gestehen wagte: es war die Furcht davor, mich in kurzer Zeit selbst aufzubrauchen, die Angst, meine Seele reiche nicht aus für meine zukünftigen Dichtungen. O, ich Thor, ich Thor! Unermeßlicher als das Meer ist die menschliche Seele, unermeßlicher als der Aether; in ihrer Tiefe thront die Gottheit und rast der Dämon, sie ist groß und erhaben wie das Weltall!

Ich begann die langgemiedene Gesellschaft wieder aufzusuchen und zu beobachten. Allabendlich machte ich dann Notizen, arbeitete kleine Charakterporträts aus und skizzirte, — allerdings in rauhen Strichen und unbeholfener Sprache, aber immerhin naturgetreu. Das bot nicht so viel Schwierigkeiten, als ich gedacht hatte. Doch war ich nicht im Stande, alle die artigen Kleinigkeiten zu einem einheitlichen Kunstwerke zusammenzufassen; das Beobachten war mir zur Leidenschaft geworden wie Alles, das ich je angefaßt, und ich erlangte mit der Zeit eine solche Sicherheit darin, daß meinem scharfen Blicke Nichts undurchdringlich genug war. Man kann sich keine Vorstellung machen, wie ich schaute; es war etwas ganz Merkwürdiges; das leiseste Fältchen in den Gesichtern, jede geringste Veränderung im Leuchten der Augen bemerkte ich; ich vertiefte mich darin und suchte es zu deuten. Wie widerwärtig das sein mußte.

In jener Zeit lernte ich ein Weib kennen, ein schönes Weib mit wilden, begehrlichen Augen, deren Blicke sich in mein Herz hineinbrannten. Sie horchte meiner Rede mit einer Inbrunst, als wäre jedes meiner Worte ein geheimnißvolles, vielsagendes Orakel, sie drängte sich an mich, sie wollte geliebt sein. Wußte sie vielleicht, daß ich lieben könne, glühender als alle die Männer, welche sie umschwärmten? — Ich aber, ich trieb mein Spiel mit ihr, ich heuchelte Liebe, Haß, Eifersucht, Verachtung, um die geheimsten Regungen ihrer Seele ausforschen zu können; ich ersann kleinliche Qualen für ihr großes Herz und sah dieses aufzucken und bluten. Es läßt sich nicht schildern, mit welcher Raffinerie ich diese Komödien in Scene setzte. Wie tief war ich gesunken, wie tief!

Langsam kam ich zur Erkenntniß dessen, was mich mit Grauen erfüllte, daß ich nämlich nicht die Geliebte beobachtete, sondern mich selbst, mich selbst in ihr, daß ich nimmer entfliehen konnte meinem elenden Ich, das sich stets in den Vordergrund meines Fühlens drängte. Je tiefer ich in meiner Achtung sank, desto mehr war ich geneigt, die Menschen für gut und liebenswerth zu halten, vor Allen sie, deren Küsse und Thränen, deren Jubel und Verzweiflung meinem Talente dienen mußten.

Freilich, die Arbeit gedieh während dieser Zeit, aber sie ward mir zum Ekel. Was nützte sie mir auch? Lehrte sie die Kunst, sich selbst hochzuachten? Ich fühlte nicht mehr die Freude, nicht mehr das Leid, nur eine gewisse Befriedigung, wenn ich mir sagen konnte: Das gibt eine prächtige Scene, eine wirksame Figur, eine neue Nuance.

Wieder suchte ich mich zu erheben. Ich verkehrte in den abscheulichsten Localen, wo der Abhub der menschlichen Gesellschaft zu finden war, und wollte mir einreden, daß ich verachte, — aber ich betrog mich. Wen ich verachtete, das war ich.

Unbegreiflich! Bemerkten denn meine Bekannten nicht, was in mir vorging? Sie lachten wie sonst über meine Worte, ohne zu fühlen, daß der beißende Spott ihnen galt. Kannten sie mich nicht, oder trieben sie ihren Spott mit mir? Ich erinnerte mich eines Schulkameraden, dessen beschränkten Geist wir Knaben bald bemerkt hatten und zu unserer Belustigung ausnutzten. Wir schmeichelten ihm, erhoben seine sehr unbedeutenden Talente bis in den Himmel, damit er sich zur Mittheilung seiner höchst lächerlichen Ansichten sicher genug fühlte. Natürlich hörten wir ihm mit den ernstesten Mienen zu, jedoch nur, um uns nachträglich darüber lustig zu machen. Der Mann ist später blödsinnig geworden . . .

O, sie machten es mir ebenso. Durch ihr Lob hörte ich den Hohn heraus, erst leise, dann aber zischte er förmlich wie der Gifthauch einer Schlange. Sie durchschauten mich, wollten aber meine Dummheit genießen bis auf den Grund. Dieser Gedanke machte mich halb wahnsinnig.

Ich zog mich zurück. Die Einsamkeit und die Stille meines bescheidenen Stübchens haben mir die Ruhe wiedergegeben. Staub liegt auf dem lange nicht berührten Schreibtische, und ich bin ein stiller Mann geworden trotz meiner dreißig . . . . Oft noch versuchte ich die begonnenen Arbeiten wieder aufzunehmen, aber immer ohne Erfolg. Ohne Erregung legte ich die Feder zur Seite, wie ich heute Alles — meine ganze Vergangenheit, meine ganze Zukunft — den Flammen preisgegeben habe. Der langjährige Kampf ist beendet und mit stiller, andächtiger Freude setze ich das Herz in seine Rechte ein. Ich will ein Mensch sein, ein guter Mensch.

Heute ist eine schöne, wolkenlose Nacht. Ich habe das

Digitized by Google

Fenster geöffnet und die Mailuft dringt in mein Stübchen hinauf; ich glaube, die Linden blühen . . . .

Die Bauern in meiner Heimath haben ein tiefsinniges Wort. Der Säugling, sagen sie, welcher der Mutterbrust entwöhnt wird, bevor der Lenz zum Mai vorgeschritten, bevor Baum und Strauch in voller Blüthe steht, wird frühzeitig grau . . .

Meine Seele ist solch Unglückskind gewesen.

* * *

(Späterer Zusatz.)

Noch einmal erfaßte der Dämon meine Seele, heißer, flammender, verzehrender.

Unwiderstehlich riß es mich hin, und ich, — o, ich bin elender als je.

O, nun weiß ich's: Das Leben des Künstlers ist Nichts als ein „Sichselbstgenießen". Wehe Dem, der vor der Zeit fertig wurde.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Clara Soleil.

Schwank in drei Acten von Edmond Gondinet und Paul Sivrac.

Sardou's Theodora hat im Residenztheater endlich ihr Scepter niedergelegt und der heiteren Muse Platz gemacht, die dort besser zu regieren berufen ist. Der Anfang war freilich schlimm genug, denn über dem Einacter, der den Abend eröffnete, dem Proverbe von H. Stobitzer: „Der Sterngucker", schwebte ein Unstern. Ein munterer und geistreicher, aber zu weitschweifiger Dialog, ein hübscher Grundgedanke, eine geschmackvolle Sternwarten-Decoration vermochten die grausame Stimmung eines Publicums nicht zu mildern, das die löbliche Gewohnheit hat, auf kühne Situationen im Lustspiel nur dann einzugehen, wenn sie genügend motivirt sind. Erst „Clara Soleil" von Gondinet, die den ganzen letzten Winter das Repertoire des Pariser Vaudeville-Theaters beherrscht hat, heiterte die Mienen auf und entfesselte mit Recht die Ausbrüche jener unbekümmerten Fröhlichkeit, die von der Tollheit keine Methode, vom Humor keine Logik, von einem Schwank keine Wahrscheinlichkeit fordert. Zwar sieht der erste Act noch darnach aus, als ob es sich um eine wahre Lustspielidee handelte. Die zwei seit Kurzem verheiratheten Freundinnen Eveline und Leonie haben einander im Flügelkleide der Mädchenschule geschworen, daß sie nur einen tugendhaften Mann heirathen würden. Sie hielten auch Wort. Sowohl Herr Duplantin, der die hübsche Leonie heimführen durfte, wie auch Herr Bavolet, dem Evelinen's Hand zu Theil wurde, erfreuen sich beide einer so reinlichen Junggesellenvergangenheit, daß sie es in der Tugend sogar mit den berühmten Rosenmädchen von Nanterre aufnehmen konnten. Und dennoch sind sie keine untadeligen Ehemänner. Während bei Herrn Bavolet der paradiesische Apfel, der mit Erlaubniß des Herrn Maire angebissen wurde, nur eine um so heftigere Begier nach der verbotenen Frucht hervorrief, erklärt sich Duplantin selbst für „einen fünfundvierzigjährigen Säugling, den man zu entwöhnen vergessen". Beide Ehemänner warten also nur auf eine passende Gelegenheit, um ihre Frauen zu hintergehen. Das Grundmotiv des Stückes scheint demnach in dem Beweis zu liegen, daß die besten Männer keineswegs aus den unschuldigen Junggesellen geschnitzt werden. Aber die Verfasser vergessen nur zu bald ihr Thema. Vom zweiten Aufzug an wird das fein angeschlagene Motiv nicht mehr variirt, und das Lustspiel geräth unrettbar in die Geleise der Verwechslungsposse.

Clara Soleil, eine Diva der Pariser Cafés-concerts, setzt die zweifelhafte Tugend der jungen Ehemänner auf eine schwere Probe. Namentlich auf den blöden Bavolet hat sie es abgesehen, denn sie bringt in Erfahrung, daß seine Frau öffentlich das große Wort gelassen ausgesprochen hat, daß eine anständige Frau das Concert einer unanständigen nicht besuchen dürfe, in Folge dessen Clara Soleil vor leeren Bänken ihr schönes Lied vom „Mosquito" singen mußte. Der Stern der Café-Chantants rächt sich dafür an der philiströsen Provinzialin, indem sie ihr den Gemahl entführt. Die Reise des verliebten Pärchens geht nach Nizza. Es ist selbstverständlich, daß einer jener Zufälle, die nur in Theaterstücken vorkommen, nicht allein die verlassene Eheliebste in die Blumenstadt an der Engelsbai führt, sondern auch Freund Duplantin und Frau, einen überflüssigen Hausfreund und Raisonneur, einen entfernten Vetter und den herkömmlichen „Onkel aus Amerika", der alle Taschen voll Millionen und eine hübsche Nichte hat, die keine andere ist, als — Clara Soleil. Nun kann der Wirrwar losgehen.

Das Incognito Bavolet's wird gleich beim Betreten des Hotels zerstört. Der entfernte Vetter, der zufällig der Hochzeit seines Cousins nicht beigewohnt hat, hält natürlich Bavolet's Begleiterin für dessen Frau und läßt sie unter diesem Namen ins Fremdenbuch einschreiben. Diese Heirath verdrießt Onkel Roland de Prémaillac sehr. „Schade", sagt er zu seiner Nichte, „daß Du den Esel Bavolet geheirathet hast, denn ich ging mit der Absicht um, Dir eine Million als Mitgift und einen Mann nach meinem Sinne zu geben." Natürlich darf man diesem Edelmann und ehemaligen Officier die Wahrheit nicht sagen, daß seine Nichte eine Tingeltangelöse geworden, sonst würde er sie einfach enterben und ihren Verführer schlankweg tödten. Und so muß Clara Soleil auch ferner Madame Bavolet bleiben, sogar für die echte Madame Bavolet. Der von allen Zuschauern vorausgesehene Hauptcoup, daß die echte und die falsche Frau Bavolet zusammenkommen, fällt ans Ende des zweiten Actes. Im Conversationssaale des Hotels finden sie sich. Sie plaudern miteinander und reden von ihrem Mann. „Der meinige ist unwohl", sagt die falsche Frau Bavolet und braut für ihn eine Limonade, wobei ihr die echte Frau Bavolet hilft. Da bringt das Zimmermädchen einen Brief für Madame Bavolet. Beide Doppelgängerinnen erheben sich. Clara Soleil nimmt ihn in Empfang und erbricht und liest ihn, zum großen Erstaunen von Eveline Bavolet. Und bald durchschaut diese die ganze Situation, und einen Augenblick später, als man sie um ihren Namen bittet, erklärt sie großartig: „Ich bin Clara Soleil".

Die Berliner wissen jetzt zufällig, woher Gondinet diesen Coup genommen hat; geht doch eben im Walhallatheater Dellinger's Operette: „Don Cesar" ihrer hundertsten Aufführung entgegen. Das reizende Libretto — es steht trotz der Verschlimmbesserungen des deutschen Bearbeiters hoch über Dellinger's allzu schwerfälliger Partitur — ist dem Schauspiel von Dumanoir und d'Ennery: „Don César de Bazan" entnommen. In der äußerst effectvollen Schlußscene stoßen der König von Spanien, der sich, um eine Gitana zu betrügen, Cesars Namen beigelegt hat, und der wahre Don Cesar zusammen. „Wer seid Ihr?" fragt Don Cesar, seinen Gegner herausfordernd. — „Don Cesar von Bazan," gibt der König zurück, „und wer seid Ihr?" — „Ich bin der König von Spanien!" Und so erwidert auch in Gondinet's toller Verwechslungsposse die um ihren Namen betrogene Madame Bavolet: „Ich bin Clara Soleil." Aber Gondinet geht über die Verfasser des Spektakeldramas und den Librettisten hinaus, indem er die Situation festhält und die Mystification weiter entwickelt. Clara Soleil soll in einem Wohlthätigkeitsconcerte mitwirken, und Frau Bavolet, da ihr einmal dieser Name durch die Umstände aufgezwungen wurde, erklärt sich, nun ganz Clara Soleil, mit einem heroischen Entschlusse dazu bereit. Jedoch die Strafe folgt auf dem Fuße. Die brave Frau hat alle Unannehmlichkeiten des Coulissenlebens zu erfahren: die Zudringlichkeiten der Liebhaber, die Kuppelkünste einer geriebenen Garderobière, das Lampenfieber... Bavolet macht der echten Clara Soleil noch immer den Hof und flüchtet vor seiner Frau in einen Wandschrank, wird dort herausgeholt und compromittirt auf solche Weise seine eigene Gattin. Und auch Duplantin hat noch nicht genug an einer ersten Blamage — er küßt eine schöne Unbekannte in einem leider nur allzu kurzen Tunnel und erhält eine Ohrfeige und eine Herausforderung als Quittung —, und jetzt flattert er schmachtend durch die Loge der pikanten Clara Soleil. Da steht sie in Concerttoilette, dreht ihm aber just den Rücken zu. Er nähert sich ihr leise und küßt sie auf die Schulter, sie dreht sich wüthend um: es ist Frau Bavolet. „Um Ver-

Digitized by Google

zeihung", stammelt er, „sagen Sie nur meiner Frau nichts davon." — „O meine Kammerfrau wird es ihr sagen", ist die Antwort, und Duplantin beugt sich zu der Zofe hernieder, die mit der Schleppe der vermeintlichen Sängerin beschäftigt ist, und drückt ihr ein Goldstück als Schweiggeld in die Hand. Die Zofe erhebt sich: es ist seine Frau, welche sich als Tugendwächterin ihrer Freundin verkleidet hat. Und was noch mehr der lustigen Quidproquos und Scherze sind, die endlich in die überraschende Lösung endigen. Die wahre Clara Soleil sieht mit neidischem Auge, wie ihre Doppelgängerin die eigentlich ihr zugedachten Huldigungen annimmt und sich nun obendrein rüstet, auf dem Podium Beifall und neue Blumenspenden zu ernten. Und die Rivalin ist hübsch und weiß überdies, wie jede brave Provinzialin, die zweideutigen Pariser Tingeltangel-Chansonnetten und sogar das erhabene Lied vom „Mosquito" mit entzückendem Chic vorzutragen. Nein, sie wird der Verhaßten nicht zu einem neuen Triumphe verhelfen: sie eilt in den Concertsaal, trägt ihre Lieder vor und empfängt als echte Clara Soleil die Huldigungen Aller und sogar ihres Onkels, der ihr verzeiht und die versprochene Million nicht länger vorenthalten will. In allgemeinem Wohlgefallen klingt die Posse aus.

Schade, daß die Berliner Trägerinnen der beiden Hauptrollen über so wenig Humor und pikanten Reiz gebieten. Die echte Clara Soleil war womöglich noch unechter, als ihre Doppelgängerin. Die übrigen Besetzungen waren zum Theil vortrefflich, namentlich der Onkel aus Amerika. Im Vaudeville gibt der „Petersburger" Dupuis die Rolle mit mehr natürlicher Bonhommie, aber auch die ungestüme Charge von Herrn Pausa, welche der Vergröberung des Stückes im Residenztheater den Ton gibt, hat ihre volle Berechtigung, wie der Beifall unseres Publicums bewies. Etwas mehr Sorgfalt sollte die Regie den französischen Brocken zuwenden. „Hôtel du Péyou" ist ohne Zweifel nach dem Paillon, Nizza's Strom, benannt. Daß in diesem Stücke fortwährend schwerfällig „umarmt" wird, statt schelmisch „geküßt" — beides „embrasser" — ist Geschmacksache des Uebersetzers. Aber in Verzweiflung setzt mich die verschiedenartige Aussprache des Namens der Titelheldin. Während die Einen „Soleich" sprachen, fabelten die Anderen von „Soleel", und ich sah schon die Gelegenheit voraus, wo von einem — Soolei die Rede sein würde.

Z.

Die Ausstellung bei Gurlitt.

Diesen Herbst spielt die Gurlitt'sche Kunsthandlung als Haupttrumpf eine Reproduction der berühmten Wachsbüste eines jungen Mädchens in der Sammlung Wicar zu Lille aus. Das Material ist Wachs, wie beim Original, und die Farbe nach einer sorgfältigen Aquarelle reconstruirt. Es ist über diesen räthselhaften Kopf, dessen Ursprung bald — unwahrscheinlicher Weise — in das Alterthum, bald, und mit größerem Recht, in die Zeit Raffael's gesetzt wird, von so vielen berühmten Autoritäten, die alle im Katalog citirt sind, so viel Geistreiches und Blumiges gesagt worden, daß wir danach nicht wagen dürfen, unserer Stimmung Worte zu leihen. Es wird der sanftgeneigte Kopf mit seinen edlen Formen und dem zauberisch gewinnenden, aber ganz ruhigen Ausdruck wohl bald so populär werden, wie die Reproductionen der besten Tanagrafiguren, welche dieselbe Kunsthandlung eingeführt hat.

Unter den Bildern ist viel Anziehendes, wenn auch, mit Ausnahme einiger Bildnisse, das eigentlich Durchschlagende fehlt. Von E. von Gebhardt bietet die Ausstellung ein Genrebild. Dies ist ein Gebiet, welches der Künstler nur selten, aber jedesmal mit Glück betritt. Auch hier pflegt er mit Vorliebe das Costüm unserer Frührenaissance beizubehalten, in dem er die religiösen Vorgänge sieht. Die Stoffe seiner Sittenbilder bewegen sich fast nie auf dem Gebiete der Novellistik. Auch von dem Gegensatz einer ganz inhaltlosen Situation hält er sich fern. Er sucht durch irgend ein nicht mißzuverkennendes geistiges Band die Personen innerlich wie äußerlich zu vereinen. So schildert er die junge Ehefrau, die ihrem Gatten, der sich über den Stuhl beugt, ein Kinderhäubchen hinhält, an dem sie arbeitet; oder zwei Klosterschüler, die an gemeinsamem Tische ihren Studien obliegen: der eine, ein derber Bengel, klammert sich verzweifelt an den Text, den ihm der andere, ein schlanker frühreifer Jüngling, auslegen soll. Diesmal haben wir drei Frauen, Halbfiguren, bei der Handarbeit vor uns. Die Vorderste, eine jugendliche Gestalt, durch die Tracht als Hausmutter gekennzeichnet, singt den Anderen vor, die hingebend lauschen. Sie hat die Arbeit sinken lassen, weil sie bei den tiefen Tönen den Kopf nicht neigen darf, denn sie singt Alt, die ruhige glatte Stirn, die leichte Falte am Kinn verrathen es genugsam, wie bei den berühmten Chorengeln auf dem Eyck'schen Altar. Auch die lauschenden Mädchen sind sehr fein charakterisirt, namentlich die mit dem runden Kopf, über deren Stirn sich das wirre rothe Haar kräuselt. Man spürt es, sowie das Auge den Vorgang erfaßt hat, daß dies Werk bei all seiner Einfachheit ein lang ausgetragenes ist. In der Erscheinung wirkt es etwas glatt. Vielleicht rührt dies von der ungünstigen Beleuchtung her.

Von Böcklin sind drei Bilder ausgestellt, aber keins ist neu. Eins ist der Pan im Schilf, durch dessen Lücken ein fernes bergiges Uferland sichtbar wird, für einen Böcklin noch etwas matt im Colorit, aber voll packender Naturpoesie, namentlich im Spiel der Lichter, die durch die dichten Schilfmassen irren. — Das Winzerfest ist eine Skizze oder Wiederholung des bekannten Bildes in der Schack'schen Galerie. — Ganz curios wirkt der „Kampf vor der Burg". Eine enge, tief beschattete Schlucht, über deren schäumenden Katarakt eine Teufelsbrücke führt, wird von einer hellbeleuchteten Bergeskuppe überragt. Auf der Brücke sprengen zwei Ritter zu heftigem Stoß gegeneinander — der eine dunkel mit rothem Federbusch, der andere licht mit türkisfarbener Pferdedecke. Die Burg, um die sie kämpfen, ist im tiefen Schatten des Hintergrundes kaum zu sehen. Es ist ein Märchenbild, von dem man sich vorstellen kann, es sei gemalt, um ein Kind zu erfreuen. Wer Böcklin nicht mag, spottet über diese krause Romantik, wer ihn liebt, findet ihn in dem magischen Helldunkel, dem kühlen, lebendigen Wasser, der leuchtenden Felskuppe mit dem herbstlichen Baumschlag. Der wahre große Böcklin erhebt diesmal in der Nationalgalerie sein Haupt. Wir werden auf den von ihm bemalten Gorgonenschild bei der Besprechung der Ausstellung farbiger Bildwerke zurückkommen.

Unter den drei Bildern Thoma's, der Böcklin in mancher Beziehung so nahe steht, findet das Bildniß des Doctor Fiedler am meisten Anklang, ein ernster, prächtig gezeichneter Kopf vor landschaftlichem Hintergrund. Sein Christus erinnert lebhaft an den schönen Bellini in unserer Galerie, ragt aber doch durch selbstständige Empfindung und das exacte Studium hervor, das sich bei Thoma übrigens von selber versteht. Die vorjährige Collectivausstellung des im Ausland weit besser als bei uns gewürdigten Künstlers hat ihm eine kleine Gemeinde zugeführt, aber das große Publicum ziemlich kalt gelassen. Vielleicht kann es sich mit Thoma's Farbe nicht befreunden, die sehr häufig den Eindruck macht, als sei sie gar nicht naß aufgetragen; vielleicht ist es die strenge ernste Richtung des Mannes, die noch nicht verstanden wird. Auf alle Fälle ist er keine so starke Individualität wie Böcklin, die zum erbitterten Gegner macht, wen sie nicht zur hingebenden Freundschaft zwingen kann. Bei Thoma steht den warmen Verehrern die große Masse gleichgiltig gegenüber.

Menzel, der nächstens seinen siebzigsten Geburtstag feiern wird — von allen Seiten wird schon zu dem Fest gerüstet —, stellt eine köstliche Aquarelle aus: Beim Schmücken des Altars. Was nicht Alles auf dem handgroßen Raum an Metall und buntem Flitter leuchtet, ohne daß der Eindruck unruhig wird!

Von den beiden weiblichen Bildnissen Karl Stauffer's ragt besonders der jugendliche blonde Kopf mit den weit aufgeschlagenen blauen Augen und dem halboffenen Munde hervor. Das andre, eine bekannte Berliner Schönheit, ist eine kühne Skizze und überaus geschmackvoll im Arrangement. Was Stauffer vermag, hat er uns in den letzten Jahren, wo er wenig ausgestellt hat, nur selten gezeigt. Nach den Naturstudien, die ich zufällig sah — namentlich sind mir einige Blätter nach Kindern in lebendiger Erinnerung —, und einer Reihe großer Radirungen wird die große Frühjahrsausstellung wohl ganz neue Seiten an dem reichbegabten Talent enthüllen.

Digitized by Google

F. Lippisch, in engeren Kreisen als tüchtiger Zeichner und geistreicher Erfinder von gewisser Geistesverwandtschaft mit Max Klinger bekannt, hat sich diesen Sommer zuerst mit einer großartigen Composition hervorgethan, die, obgleich ganz originell, zugleich an die besten Erfindungen Rethel's und Klinger's erinnert, mit denen er sich auch in dem Stoff berührt. Es ist eine überaus sorgfältig durchgeführte Federzeichnung. Einen ungeheuren Strom herab, der durch hohe, öde Felsufer dahinfließt, gleitet eine wirre, dunkle Masse unaufhaltsam auf den Beschauer zu, aus der sich vorn in einem Nachen die hagere Gestalt des Todes als Flößer erhebt. Mit langem Bootshaken zieht er von den Seiten einzelne Leichen an das Riesenfloß heran, das er stromab lenkt. Unabsehbar zieht es sich den Strom hinauf in die Ferne, schwerfällig den Windungen folgend, bis es sich verliert, ohne daß sein Ende sichtbar wurde. Mit erstaunlicher Kunst ist der sorgsam detaillirte Vordergrund allmählich in die verschwommene Masse übergeführt. Der Künstler hat sich die Sache nicht leicht gemacht. Statt mit Hilfe nächtlicher oder dämmeriger Beleuchtung nur hie und da eine furchtbare Einzelheit herauszuheben und das Uebrige in geheimnißvollem Halbdunkel zu lassen, hat er ein gleichmäßiges silbernes Tageslicht über die Scene gebreitet, das nichts zu vernachlässigen erlaubt. Aber gerade diese gleichmäßige Durchbildung verstärkt auf die Dauer den Eindruck des Furchtbaren. Man fühlt die grausige Masse auf sich zukommen und sich selber mitgerissen. Welch' eine Summe von hingebender Arbeit steckt in den Gestalten, die da treiben, in der sorgsamen Durchführung der mannichfaltigen Felsufer. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses gehaltvolle Werk durch eine gute Reproduction bekannt würde.

Unter den Werken von A. Liebermann hat uns eine Aquarelle „Auf der Bleiche" besonders sehr gefallen, die sehr schnell in Privatbesitz übergegangen ist. Albert Hertels Gebirgsbach zeigt den Künstler von seiner liebenswürdigsten Seite. Auch Scherres, Kröner, Achenbach, Bennewitz von Loefen jun. sind charakteristisch vertreten.

Die Saison ist auf der Höhe. Eine Ausstellung im Künstlerverein, drei in der Nationalgalerie, eine vierte daselbst in Sicht — zur Menzelfeier — und überdies der durchschlagende Erfolg des Chattanooga-Panoramas, das leider nur kurze Zeit noch hier bleibt: Da muß man früh aufstehen, um nicht zurückzubleiben.

A. L.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Als Festgeschenk

wird aus dem Verlage von **Justus Naumann's Buchhandlung** in **Dresden** empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. geb. Preis 3 Mk. Brosch. 1 Mk. 50 Pf.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichs-Anzeiger.) „Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache." (Post.) „Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinneslust, sondern starke, deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der Boberschwan sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Ztg.) „Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonnett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüthes geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) „Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden." (Schles. Presse.)

Der Liller Mädchenkopf.

(Tete de cire des temps de Rafael.)

Erlesenes Meisterwerk d. Renaissance, in Wachs farbig u. getreu d. Original i. Museum z. Lille nachgebildet. Höhe 50 cm.

Preis M. 50. Verpackung M. 3.

Illustr. Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke
des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In sechs Bänden.

Brochirt 15 Mark. Gebunden 20 Mark.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Melusine,

Trauerspiel in fünf Aufzügen
von
Martin Wohlrab.

156 S. 8. geh. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.

Der Melusinensage hat der Verfasser dadurch ein tieferes dramatisches Interesse gegeben, dass er den der germanischen Nymphensage eigenen Zug in ihr zur Geltung gebracht hat, wonach die an das Naturleben gebundenen Wesen nach der Vereinigung mit Menschen und dadurch nach der durch Christus vermittelten Erlösung trachten. Diese Sehnsucht wird als das wesentliche Motiv von Melusinens Verbindung mit Raimund hingestellt. Dass die Lösung derselben schliesslich durch einen Geistlichen herbeigeführt wird, verschärft die tragische Wirkung des Stückes.

Am 1. Januar 1886 beginnt des 7. Jahrgangs I. Quartal Januar bis März 1886 von

La Settimana.

Italienische Zeitung für Deutsche.

In unterhaltender Form (Polit. Wochenberichte, Novellen, Erzählungen, Theaterstücken, Gesprächen in der Umgangsform, Anekdoten, Privat- und Handelsbriefen) giebt diese Zeitung Stoff zu Unterrichts- und Fortbildungszwecken. Für Kundige und Lernende der italienischen Sprache eine geistreiche, unterhaltende Lectüre.

Abonnementspreis, vierteljährig 13 Nummern, 1 M. 75 Pf., mit dir. Postsendung 2 M. 15 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Probenummern gratis und franco.

Verlag der M. Rieger'schen Univers.-Buchhandlung in München.

Digitized by Google

Tanagra-Figuren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London u. Petersburg i. bemalter Terracotta auf das Getreueste nachgebildet.

„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne d. Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne über ihr steht." Gg. Ebers.

Illustrirte Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstr.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Ludwig Anzengruber's Dorfromane.
Preis à Band ℳ 2.50.
Bd. I/II. **Der Schandfleck.**
Bd. III/IV. **Der Sternsteinhof.**
Ludwig Anzengruber, der echt volksthümliche Dichter, bietet in dieser Sammlung zwei Werke von naturwüchsiger Kraft, reich an humoristischen und ernsten Schilderungen.

Otto Spamer's
Weihnachts-Neuigkeiten
liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.
Vollständige Verzeichnisse
empfehlenswerter Geschenkbücher
für jung und alt
überallhin **unentgeltlich** und
portofrei.

Soeben erschienen:

An der Heilquelle
von
Friedrich Spielhagen.
Vierte Auflage.
brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7. —
Drei starke Auflagen wurden in vier Wochen vergriffen.

Quisisana.
Von
Friedrich Spielhagen.
Wohlfeile Taschenausgabe.
eleg. gebunden Mk. 3. —.

Leipzig, Ende October 1885.
L. Staackmann.

Belletristische Werke, besonders humoristischen Genres, kleineren Umfanges, werden zum Verlage gesucht. Offerten mit Angabe der Richtung erbeten sub W G. 1811. Postlagernd Jena.

Soeben erschien, in jeder Buchhandlung zu haben:

Buchholtzens in Paris. 3 M., 4½ M. gebunden. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Auflagen Franco gegen vorherige Einsendung vom Verlag:
A. Unflad in Leipzig.

Neuer Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Briefwechsel
zwischen
Lessing und seiner Frau.
Neu herausgegeben
von
Dr. Alfred Schöne.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Mit dem Portrait von Frau Lessing und einem Facsimile.
8. Preis geheftet 6 ℳ.
In Halbfranz gebunden 8 ℳ.

Kleine Schriften
von
Hermann Lotze.
Erster Band.
gr. 8. Preis geheftet 6 ℳ.
Lotze's kleine Schriften sind auf drei Bände berechnet, Band 2 und 3 sollen im Laufe des Jahres 1886 erscheinen.

Briefwechsel
der
Herzogin Sophie von Hannover
mit ihrem Bruder
dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz,
und des Letzteren mit seiner Schwägerin,
der Pfalzgräfin Anna,
herausgegeben
von
Eduard Bodemann.
(A. u. d. T.: Publicationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven 26. Band.)
Royal 8. Preis geheftet 12 ℳ.

---

6 mal prämiirt mit ersten Preisen.
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. **Stumme Violine** z. Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blasinstrumente. Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate** u. v. A. Ausf. Preis-Courante werden gratis fco. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Elegant ausgestattete, allseitig von der Kritik warm empfohlene Festgeschenke:

H. Wagner, In die Natur! ⅓ elegant geb. 4 M., carton. Bd. ½ à 1.20, Bd. III 1.50 M. Biographieen aus dem Naturleben für die Jugend und ihre Freunde. Illustriert von G. Süss. —

Ausführliche Prospecte über **H. Wagner's Herbarien** und **naturwissenschaftliche Schriften,** do. **Weihnachtskataloge** auf Verlangen gratis und franco!

Beudel, Lehrer, **Klassisches Vergissmeinnicht.** Leitsterne und Lichtstrahlen aus dem Schatze der deutschen Litteratur. Eleg. geb. 1.20 M., do. mit Goldschnitt 1.50 M. —

Hülsemann, Pastor, **Christliches Vergissmeinnicht.** Ein frommer Gedanke auf jeden Tag des Jahres aus Gotteswort und Dichterwort. Preise wie beim Klassischen Vergissmeinnicht. —

Blumenau, Schillergarten. Eine systematische Blumenlese aus Schiller's sämmtlichen Werken. Eleg. geb. 2.25 M.

Blumenau, Gott und der Mensch. In Aussprüchen der Bibel (altes und neues Testament), des Talmud und des Koran. Broschiert 6 Mark, elegant gebunden 7.25 M. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, nach Einsendung des Betrages auch franco von der Verlagshandlung von **A. Helmich in Bielefeld.** Direct von mir bezogene, eventuell nicht convenierende tausche ich gegen andere meiner Verlagsartikel gern um; alle von anderer Seite angezeigten Bücher, Musikalien etc. etc. liefere ich zu den gleichen Bedingungen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis: per ⅕ 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 800 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Pendant zu Büchmann.
Ausfliegende Worte,
natürliche Kinder der geflügelten Worte, auf der Citatenhatz angetroffen
von
einem alten Jäger.
Zweite vermehrte Auflage.
Preis broch. ℳ 1,50, eleg. geb. ℳ 2,50.
— . — . — Die travestirten Uebersetzungen klassischer Citate sind eine Fundgrube von Witz und Satire durch alle Nüancen hindurch vom Kalauer bis zum feinsten Bonmot. (Frankft. Zeitg.)
Verlag der Brünslow'schen Hofbuchhdlg. Neubrandenburg.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Georg D. W. Callwey in München, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Ls. Ehlermann in Dresden, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von J. U. Kern (Max Müller) in Breslau, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Hermann Gesenius in Halle a. d. Saale und eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von C. F. Winter in Leipzig.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 12. December 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Lage im Elsaß. Von Ernst Halbeck. — Zum serbisch-bulgarischen Kriege. Von Nestor. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein ungedruckter Brief Wieland's. Von Moritz Herz. — Professor Preyer über das Gedankenlesen. Von Carl du Prel. — Wilhelm Wundt als Essayist. Von Alfred Rosenstein. — **Feuilleton:** Von den Tauern zum Vierwaldstättersee. Von Wilhelm Lübke. — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Concertsälen. (Fortsetzung.) Von Heinr. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Lage im Elsaß.

Von Ernst Halbeck.

Der Einzug des neuen Statthalters, des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, hat sich zum vollendeten Freudenfeste gestaltet: Altdeutsche und Altelsässer, Bürger und Studenten, — in allen Kreisen hatte die Idee, dem neuen Vertrauensmanne unseres Kaisers die denkbar höchsten Huldigungen darzubringen, mit leichter Mühe festen Fuß gefaßt.

Nun ist der Freudenjubel wieder verhallt, die kalte Vernunft tritt wieder in ihre Rechte. Sie bringt uns wieder zum Bewußtsein, daß es ein ernster, folgenschwerer Augenblick ist, den wir in festlicher Erregung verlebten, daß für die gedeihliche Weiterentwicklung der innerlichen Wiedereroberung des Elsasses auf lange Zeit der Würfel geworfen ist. Sie legt uns vor unserm Schreibtische, da nicht mehr die liebenswürdige, einnehmende Gestalt des neuen Fürsten, sondern nur das Bild seiner reichen, politischen Vergangenheit vor uns steht, manch bitterernste Frage vor: War's denn auch wirklich der neue Fürst, dem voll und ganz die freudigen Zurufe galten? Waren nicht vielleicht viele davon an den stillen Grabeshügel adressirt, der seit Kurzem erst über dem Vorgänger des Fürsten sich wölbt? War's nicht vielleicht eitle Lust nur an freudigem Festgepränge, war's wirklich der Ausdruck eines vollen, bewußten Vertrauens, das unsere Bevölkerung dem Fürsten entgegenbringt?

In kleinen Zügen nur wollen wir das Bild unserer augenblicklichen politischen Lage zu zeichnen versuchen.

Selbsttäuschung oder völlige Unkenntniß der Sachlage wäre es, wenn man das Eine verkennen wollte: Ein Theil dieser lauten Huldigungen ist in der That noch auf das Conto des verstorbenen Feldmarschalls zu setzen, dessen bei den sämmtlichen Empfangsfeierlichkeiten nur Fürst Hohenlohe selbst einmal in rücksichtsvollster Weise gedachte; man muß an Ort und Stelle mit erlebt haben, wie Manteuffel mit seiner von edelster Gesinnung getragenen Politik in weiten Kreisen nur eine unglaubliche Erbitterung hervorgerufen hat, wenn man die Huldigungen der letzten Tage unbefangen beurtheilen will.

Immerhin aber entspringen diese Huldigungen unserer Ueberzeugung nach zum weitaus größeren Theile wirklich einem festen Vertrauen, das hier dem neuen Statthalter entgegengebracht wird: des Fürsten Hohenlohe politische Vergangenheit ist eine gar tüchtige Grundlage dafür. Der Staatsmann, der den deutsch-nationalen Gedanken in Bayern zu einer Zeit hoch gehalten, mit unbeugsamer Entschlossenheit festgehalten hat, da dort die Mehrzahl des Volkes noch lieber willenlos vom Strande der Tiber sich lenken und leiten lassen, als mit der unaufhaltsam vordringenden Entwicklung unserer deutschen Geschichte sich vertraut machen wollte; der politische Arbeiter, den wir als Freund und Vertrauten unseres eisernen Kanzlers wissen, der auf einem der schwierigsten politischen Posten mit Klugheit, aber Entschiedenheit Alldeutschlands Interessen zu wahren wußte: — sollten wir dem Manne nicht mit der freudigen Zuversicht entgegenblicken, daß er auch bei uns hier im Elsaß den deutsch-nationalen Gedanken mit der gleichen Klugheit und mit der gleichen Entschiedenheit zur Richtschnur seiner gesammten Thätigkeit machen werde? Zweifellos ist es hier den gesammten altdeutschen Kreisen, daß es mit dem unglückseligen System, mit kleinen Mitteln große Ziele erreichen zu wollen, ein für alle Mal vorüber ist. Wir alle sind fest überzeugt: mit rücksichtsloser Energie wird Fürst Hohenlohe von jedem Einzelnen, der an der Geschichte des Elsasses irgendwie direct mitzuarbeiten berufen ist, eine volle Anerkennung der neuen Verhältnisse verlangen, und mit der gleichen Entschiedenheit wird er den antideutschen Bestrebungen einzelner Privaten entgegenzutreten wissen, die ihren Einfluß, von unseligem Fanatismus getrieben, in solchem Sinne zur Geltung bringen möchten.

Aber — könnte man fragen —, wie steht es denn mit den Altelsässern? Ist's nicht ein böses Zeichen, daß sie so wenig an den öffentlichen Kundgebungen der letzten Tage theilgenommen haben, wie von manchen Zeitungen gemeldet wurde? Vor Allem wollen wir hier unserer Ueberzeugung Ausdruck geben, daß diese Theilnahme, resp. Nichttheilnahme großentheils falsch beurtheilt worden ist. Die Theilnahme von Eingeborenen an der Beflaggung der Häuser u. s. w. war keineswegs so unbedeutend, und vielfach konnte man von Elsässern hören: Ja, wenn selbst die Militärgebäude nicht flaggen (worauf wir noch zurückkommen werden), dann brauchen doch wir — nicht deutscher als die Deutschen selbst zu sein. Dann aber ein anderer Punkt: wäre denn eine gewisse Zurückhaltung der Elsässer so ganz unerklärlich, nachdem man ihnen vor wenigen Wochen in den ersten Blättern Altdeutschlands eine Politik der äußersten Schärfe und Strenge in Aussicht gestellt, nachdem man sogar von Massen-Ausweisungen und dergleichen gefabelt hat? Wenn man in den elsässischen Kreisen jenen Zeitungs-Phantasien gegenüber völlig ruhig geblieben ist, so lag das nur an der auf besserer Einsicht in die Verhältnisse beruhenden Gewißheit, daß wir Deutschen freilich noch viel, viel zu wünschen, sicherlich aber zu Gewaltmaßregeln keinen Anlaß haben. Die „Germanisation des Elsasses" geht thatsächlich vorwärts; wenn sie unter dem Vorgänger des Fürsten Hohenlohe langsameres

Digitized by Google

Tempo eingeschlagen hat, so wird sie — das ist unsere feste Hoffnung — unter Hohenlohe durch eine energische und zielbewußt-consequente Politik wieder beschleunigt werden. Wir halten es für sehr wahrscheinlich, daß in der Behandlung der Optantenfrage, sowie gegen etwaige öffentliche antideutsche Demonstrationen nunmehr eine größere Strenge eintreten wird; und wenn außerdem die augenfällige Bevorzugung einzelner einflußreicher Persönlichkeiten, von der aus der großen Masse des Volkes doch nur wenige einen besonderen Nutzen hatten, ein Ende erreicht, so kann dies Alles für die große Bevölkerung völlig gleichgültig sein. Was aber die persönliche Beliebtheit des verblichenen Statthalters betrifft, so scheint uns Fürst Hohenlohe vollständig der Mann zu sein, die gleiche Popularität, aber ohne die Mehrzahl der von seinem Vorgänger angewandten Mittel, sich zu erwerben.

Gerade die Erfahrungen der letzten Zeit zeigen auf's deutlichste, wie glücklich die Wahl Hohenlohe's zum Nachfolger Manteuffel's gewesen ist! Als seiner Zeit unter den in Aussicht Genommenen Männer wie Albedyll und Fabrice genannt wurden, da waren dies — die großen und anerkannten Leistungen dieser Männer voll und ganz zugegeben! — für den Elsässer Namen ohne Klang: als aber vom Prinzen Albrecht die Rede war, da erregte der Gedanke, daß das Elsaß einen Angehörigen des deutschen Kaiserhauses zum Lenker seiner Geschicke erhalten sollte, hier allgemeinste Genugthuung. Nun ist zwar kein kaiserlicher Prinz herübergekommen, wohl aber ist's ein deutscher Fürst, der mit den meisten Dynastien Europas in verwandtschaftlichen Beziehungen steht und der durch die Vergangenheit seines Hauses wie durch seine Besitzungen unter den socialen Kreisen unseres deutschen Vaterlandes mit in vorderster Linie steht. Der Elsässer, der gerade für äußerlichen Glanz besonders entwickelten Sinn zu haben scheint, sieht mit großer Befriedigung, daß man aus der Statthalterschaft in seinen schönen Landen nicht etwa einen angenehmen Ruheposten für verdiente Kriegsleute zu machen gedenkt. Dazu kommt noch, daß man im Elsaß von dem Süddeutschen — ob mit Recht oder Unrecht — ein größeres Verständniß für die Bedürfnisse des Landes voraussetzt. Daß aber dieser süddeutsche Staatsmann auf seinem schwierigen Pariser Posten sich die allseitigsten Sympathien bei unsern westlichen Nachbarn erworben hat, — das ist endlich nicht der kleinste Grund, daß Hohenlohe ohne Zweifel eines allseitigen Vertrauens bei der Bevölkerung der Reichslande sicher sein kann.

Bedauerlicher Weise hat — wie schon angedeutet — das Verhalten der Militärverwaltung einen herben Mißton erklingen lassen, dessen wir lieber gar nicht gedenken würden, wenn wir ihm nicht für die Zukunft größere Bedeutung beilegen müßten. Daß die Militärverwaltung jeglichen Ausdruck der Festlichkeit fern gelassen, sich an den Buchstaben von Reglements gehalten hat, die zu einer Zeit verfaßt sind, da von einem Statthalter der Reichslande überhaupt noch nicht die Rede war, — das ist eine so auffallende Erscheinung, daß man unwillkürlich an einen Fingerzeig von oben oder wenigstens an den festen Glauben der Verwaltung, dadurch in höheren Regionen einen Gefallen zu erweisen, denken muß. Hält man aber damit manche andere Erscheinungen der letzten Monate zusammen, so liegt wahrhaftig der Gedanke nicht mehr ferne, daß System in der ganzen Sache sei, daß man es in gewissen höheren Kreisen, in denen man zweifellos einen anderen Nachfolger des „Feldmarschall" Manteuffel lieber gesehen hätte, dem Fürsten Hohenlohe nicht so ohne Weiteres verzeihen könne, die Wahl des Kaisers auf sich gelenkt zu haben. Mehr als bedauerlich wäre es, wenn dem Fürsten Hohenlohe durch kleinliche Intriguen die große, ohnehin so schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe unnöthig erschwert würde, für die er den ganzen, hoffentlich noch reichen Rest seines staatsmännischen Lebens einzusetzen entschlossen ist.

Bei der großen Zuversicht, die uns die politische Vergangenheit des Fürsten Hohenlohe für seinen neuen Beruf einflößt, halten wir die Erfüllung des Wunsches nicht für unmöglich, den wir ihm von ganzem Herzen entgegenbringen: Möge ihm vergönnt sein, was das Geschick seinem Vorgänger versagte, möge einst in der Geschichte des Elsasses jene Aera seinen Namen tragen, in der diese schönen Provinzen dem alten Mutterlande auch innerlich, auch geistig wieder zurückgewonnen wurden!

Zum serbisch-bulgarischen Kriege.

(Schluß.)

Wenn man heute auf die Verhandlungen des Berliner Congresses zurückblickt und damit die gegenwärtigen Meinungs-Aeußerungen der zumeist betheiligten Cabinete Europas vergleicht, so erscheinen auf den ersten Blick die Contraste unerklärlich: dort tritt Rußland mit vollem Nachdruck, auf seine Kriegsopfer und seinen Sieg pochend, für Großbulgarien ein, keine selbstsüchtigen Zwecke, nur die Verbesserung der Lage der christlichen Unterthanen der europäischen Türkei, nur die Wahrung der nationalbulgarischen Interessen, nur die ungehinderte Möglichkeit civilisatorischer, industrieller und commercieller Entwickelung des unterdrückten Volkes — das sind die edlen Ziele, die Fürst Gortschakoff beim Friedensschlusse im Auge hat; hier das unbedingte Verlangen, den status quo ante herzustellen, die entschiedenste Weigerung, auch nur die geringste Gebietserweiterung oder Vergünstigung zuzulassen, die Abberufung der so großmüthig zur Verfügung gestellten Officiere, die Bemühungen, in Serbien und Griechenland gegen den einstigen Schützling zu intriguiren, und schließlich die Streichung des Fürsten Alexander aus den Listen der Armee; dort der energische Protest Englands gegen eine Begünstigung des slavischen Elementes, gegen eine Vereinigung nicht nur geographisch, sondern auch national — Lord Salisbury meint die Griechen — getrennter Völker, hier die Sympathie der britischen Majestät für den Bruder ihres Schwiegersohnes, die Unmöglichkeit, das einmal vorhandene fait accompli rückgängig zu machen, der Vorschlag, den Fürsten Alexander als Gouverneur von Ostrumelien zu bestätigen ꝛc. Aber nur auf den ersten Blick sind diese Gegensätze unerklärlich: bei genauerer Untersuchung laufen die politischen Absichten immer wieder auf dasselbe Ziel — Sicherung und Vermehrung der eigenen Macht — hinaus; nur, daß Rußland in einem Großbulgarien, welches ihm früher als treuer Vasallenstaat den Weg nach Constantinopel offen gehalten hätte, heute unter dem eigenmächtigen Fürsten Alexander, der den Staatsstreich ohne russische Hülfe und Erlaubniß vollzogen und deshalb den „falschen Moment" gewählt hat, gerade das Gegentheil dessen erblickt, was es früher war, ein unbequemes Bollwerk, welches der russischen Armee an der Donau und im Balkan eventuell großen Aufenthalt bereiten könnte; und ferner, daß England, welches mit Recht die Uebermacht Rußlands im Orient mehr, als jeder Andere zu fürchten hat, heute in der bulgarischen Union einen Damm gegen die russischen Eroberungsgelüste entstehen zu sehen hofft und deshalb die früheren Befürchtungen wegen geographischer und nationaler Grenze, die Zurücksetzung der griechischen Rasse hinter die slavische und die Bedrohung seiner und der Adjacenten Handelsinteressen durch die Grenzausdehnung Bulgariens bis zum ägäischen Meere gern vergißt. Und wo bleiben die Sympathien und Antipathien für das bulgarische Volk? — Daß übrigens Rußland heute noch, wie damals, Nichts lieber will, als ein Großbulgarien unter seiner Oberhoheit und unter einem Fürsten, der sein gehorsamer Vasall, darüber ist kein Zweifel. Auch deuten mancherlei Zeichen darauf hin, daß die große panslavistische Partei in Rußland noch immer am früheren Programm festhält, wie z. B. die Unterstützung der Bulgaren im Geheimen mit Waffen, Munition, Geld, Kleidungs- und Ausrüstungsstücken, und daß sie nur den Moment noch nicht für geeignet erachtet, offen mit ihren Sympathien und Absichten hervorzutreten; in diesem geeigneten Momente würde dann auch die Regierung, scheinbar gedrängt durch den panslavistischen Einfluß, die Farbe wechseln und — die von England und den Westmächten verlangte Sanctionirung der bulgarisch-rumelischen Union wäre erreicht,

Digitized by Google

der Vertrag von San Stefano wäre verwirklicht, der Berliner Congreß in seinen wichtigsten Punkten aufgehoben, und die Westmächte wären an der Nase herumgeführt und hätten zu spät entdeckt, daß sie in die Falle gegangen. Verlassen wir das unfruchtbare Feld wahrscheinlicher und unwahrscheinlicher Combinationen und bleiben wir bei den Thatsachen, die unleugbar feststehen! Es erübrigt noch, die genesis der bulgarischen Union bis in ihr letztes Stadium zu verfolgen. Der durch den Vertrag von San Stefano hervorgerufene, durch den Berliner Congreß aber wieder verdrängte Gedanke an ein unabhängiges Fürstenthum Großbulgarien hat seit jener Zeit, d. i. seit dem Jahre 1878, im Norden und Süden des Balkan nie geschlummert, sondern die Zahl seiner Anhänger ist täglich gewachsen, seine Ausführung ist immer lebhafter zur Lebensfrage geworden. Wohl mögen panslavistische Hetzereien und Wühlereien zu seiner Verbreitung mit beigetragen haben — ausschließlich hat er ihnen keinesfalls seine Entstehung und Kräftigung zu verdanken, hauptsächlich ist er aus dem Volke selbst hervorgegangen, vom Volke selbst gehegt und gepflegt worden; ja, wir glauben, nicht fehlzugreifen, wenn wir behaupten, das Gefühl der Rassengemeinschaft, der Traum der Panslavisten von einem großen Slavenreiche, hat augenblicklich in Bulgarien dem nationalen Selbstbewußtsein und Einigkeitsstreben vollkommen Platz gemacht, und Rußland kann heute mit Goethe sagen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los."

Nachdem schon in den letztverflossenen Jahren wiederholt Funken dieses unterirdisch glimmenden Feuers hervorgesprüht waren, bedurfte es nur eines schwachen Windstoßes, um diese Gluth zur Flamme anzufachen, und dieser Windstoß ließ nicht auf sich warten; im September dieses Jahres war plötzlich und scheinbar unvorbereitet der Staatsstreich ausgeführt, die Bewegung hatte sich mit Blitzesschnelle vollzogen, Ostrumelien und Bulgarien waren vereint. Die der bulgarischen Union feindlich gegenüberstehende Partei hat bekanntlich in ihren Preßorganen wiederholt versucht, dem Fürsten Alexander und seinem Minister Karawelow eine erfolgreiche Mitwirkung oder gar Urheberschaft an dem Staatsstreich zuzuschreiben, um einerseits die nationale Begeisterung und den Patriotismus des bulgarischen Volkes herabzuwürdigen, andererseits aber seinen muthigen Regenten und seine opferfreudige Regierung in den Augen der europäischen Großmächte zu verdächtigen; dieser Versuch kann aber als mißlungen bezeichnet werden, denn die geschichtliche Wahrheit hat ihn widerlegt. Als Fürst Alexander von seiner europäischen Reise zurückkehrte, war die revolutionäre Bewegung in Philippopel bereits in voller Gährung; er entsandte sofort einen Delegirten, um vor unüberlegten Maßnahmen zu warnen, allein die Bewegung war schon zu weit gediehen, um redressirt werden zu können, und zwei Tage später traf in Sofia die Nachricht von der Erhebung der Ostrumelioten ein, die den Fürsten vor die Alternative stellte, entweder abzudanken oder sich an die Spitze zu stellen; nach zweistündiger Ueberlegung entschloß sich dieser zu Letzterem, ohne auch nur seines Ministers Karawelow Meinung gehört zu haben, da der Letztere zu dieser Zeit in Rustschuk weilte und erst telegraphisch von dem Vorgefallenen unterrichtet werden mußte, um nachträglich seine Bereitwilligkeit zu erklären, seinem Gebieter auf dem gefahrvollen Wege zu folgen. Uns erscheint aber bei diesem Sachverhalte die Behauptung eine gewagte, Fürst Alexander habe in ehrgeiziger und herrschsüchtiger Absicht, und um sich seine gefährdete Stellung zu erhalten, den Staatsstreich ins Leben gerufen, wir glauben vielmehr, daß der Fürst, dem Drange der Ereignisse nachgebend, aus durchaus uneigennützigen Motiven, im Bewußtsein strenger Pflichterfüllung und treuer Aufopferung für sein Land und Volk, den gewagten Schritt gethan, der ihn nun isolirt und seines mächtigsten Protectors beraubt hat; wir glauben, daß der Fürst, der nun schon beinahe 7 Jahre an der Spitze des bulgarischen Volkes steht, die Berechtigung der Bewegung anerkannt und es müde geworden ist, auf der einen Seite dem Andrängen nationaler Bestrebungen und Forderungen, auf der anderen der einschränkenden Bevormundung und Ueberwachung ohnmächtig gegenüber zu stehen.

Daß hierbei Fürst Alexander auf dem richtigen Standpunkte steht, und daß die bulgarische Bewegung eine hohe Berechtigung hat, geht aus deren Entstehungsgeschichte zur Genüge hervor. Kirchlich oder religiös, national und politisch ist sie berechtigt. Die Kirche hat nach schwerem Kampfe das griechische Joch abgeschüttelt und ist zur nationalen geworden; soll diese Errungenschaft etwa von Neuem verloren gehen durch türkische Lotterwirthschaft oder unter russischer Zuchtruthe? Sollen die Fanarioten mit ihren Greuelthaten zurückkehren, oder soll das Land ein Ablagerungsplatz für russische Geistliche und Lehrer werden, wie es russische Officiere aufnehmen mußte, um russischem Einfluß Thor und Thür zu öffnen? Das wäre unverdiente Härte! Der bulgarische Volksstamm ist bei Weitem der stärkste auf der Balkan-Halbinsel (Juden, Wallachen, Zigeuner und Armenier nicht gerechnet). Während nun Griechenland, Serbien und Montenegro selbstständig geworden, und während Bosnien und die Herzegowina unter österreichischem Gouvernement einer besseren Zukunft entgegensehen, soll Bulgarien dauernd dazu verurtheilt sein, entweder von der Laune des Padischah oder von der Gnade des Czaren abhängig zu sein. So gut Griechen, Serben und Albanesen ihre nationale Unabhängigkeit erkämpft und behalten haben, so gut, und in noch weit höherem Grade, sind auch die Bulgaren berechtigt, das Doppeljoch abzuschütteln, das auf ihnen lastet. Oder steht die bulgarische Nation als solche soweit hinter ihren Nachbarnationen zurück, daß sie nicht würdig und fähig ist, ihre Selbstständigkeit zu begründen? Man begegnet nach dieser Richtung hin sehr verschiedenen Ansichten; es gibt Ethnologen, die kaum etwas Gutes an den Bulgaren herauszufinden wissen, die sie als halbwildes Räubervolk bezeichnen, es gibt aber auch Reisende und Berichterstatter, die voll des Lobes über sie sind und ihrer Entwickelung ein günstiges Prognostikon stellen. Man darf, will man sich ein richtiges Urtheil über das bulgarische Volk bilden, die traurige Vergangenheit desselben nicht vergessen und muß, will man Vergleiche zwischen ihm und den anderen Balkan-Völkern ziehen, mit gerechter Milde zu Werke gehen. Dem West-Europäer, der in unseren Tagen Bulgarien bereist, tritt allerdings wohl die Frage auf die Lippen: Soll ein so indolentes und ungebildetes Volk, dessen Land so öde, unbebaut und verwüstet daliegt, obwohl es ein fruchtbares Paradies sein könnte, der Träger nationaler Einigkeitsbestrebungen, der Wächter und Erhalter staatlicher Einrichtungen, der Schützling mächtiger Reiche sein, die sich seinetwegen wohl gar in gefährliche Conflicte verwickeln? Wir antworten: der Schein trügt.

Das Bulgaren-Volk ist nicht indolent, wenn es auch noch nicht die fieberhafte Thätigkeit unserer Culturvölker kennt, und seine Bildungsstufe entspricht völlig seinem bisherigen Entwickelungsleben. Wenn man Nordbulgarien bereist, auf elendem Holzwagen, von kleinen, halbverhungerten türkischen Pferden gezogen, so erblickt man mitunter meilenweit keinen Baum und keinen Strauch, und meilenweit sind die Gefilde von keinem Pflug durchfurcht, von keiner Menschenhand bebaut; nur Büffel- und Ziegenheerden suchen auf den Triften ihre Nahrung, auf Triften, die reichlich die Mühe des Landmannes lohnen würden. Die Verantwortung für diesen Zustand trifft aber nicht sowohl den Bulgaren, als den Türken; der Türke hat die Wälder ausgerodet, er hat durch sein Aussaugungssystem den ohnmächtigen Bulgaren apathisch gemacht, zur Auswanderung vermocht, er hat das Land entvölkert und verarmen lassen. Die türkische Wirthschaft trägt die Schuld, daß heute noch alljährlich im Frühjahre die Bulgaren zu vielen Tausenden nach Rumänien, Ungarn und Siebenbürgen ziehen, dort als fleißige Land- und Gartenarbeiter Verdienst suchen, um diesen im Winter in ihrer traurigen Heimath mit den Ihrigen zu verzehren. Der Bulgare ist fleißig, sparsam und intelligent; man gebe ihm Freiheit, Gesetz und Recht, und er wird sich rasch eine geachtete Stellung und einen guten Namen erringen. Er ist kein Räuber, der den Reisenden in den Balkanpässen auflauert und kein Schurke, der den Fremden betrügt; er verdankt sein schlechtes Renommée in dieser Beziehung ausschließlich den Albanesen, Zigeunern und Juden, die von Raub, Diebstahl und Betrug leben.

Man ist gewöhnt, den Bulgaren mit dem Serben zu ver-

Digitized by Google

gleichen, und dieser Vergleich fällt dann immer zu Ungunsten des Ersteren aus; man vergißt aber dabei zwei günstige Momente, die dem Serben zum Vortheile gereichen: die geographische Lage seines Landes und den mächtigen und schützenden Einfluß des benachbarten Oesterreichs. Die Erstere bewahrte Serbien vor einer so umfangreichen Invasion der Türken, wie sie das hierfür bequemer gelegene Bulgarien zu erdulden hatte; in Serbien bewohnte der Türke nur die Städte und begnügte sich mit der politischen Herrschaft, ohne das sociale und culturelle Leben des Volkes wesentlich zu beeinflussen; in Bulgarien beherrschte der Moslem auch in materieller Hinsicht vollkommen Land und Volk; hier war die wehrlose Rajah nichts, als die verachtete Sklavin des genußsüchtigen und arbeitsscheuen Gebieters.

Serbien fand jederzeit in Oesterreich, der „Vormauer der Christenheit", welches die Zertrümmerung des Halbmondes noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts als seine wichtigste politische Aufgabe betrachtete, einen mächtigen Freund; viermal hatte Oesterreich seine siegreichen Fahnen über die Save hinweg auf serbisches Gebiet getragen, die moslemische Herrschaft gebrochen und wenigstens zeitweise den Serben Freiheit und Ruhe verschafft; und wenn auch die Türkenherrschaft wiederkehrte, sie hatte den Nimbus der Unantastbarkeit verloren und die siegreichen Kämpfe hatten den Serben neuen Muth gegeben, das Nationalgefühl gekräftigt, neue Traditionen geschaffen. Wieviel anders in Bulgarien! Eingeschlossen von den ohnmächtigen, selbst unterjochten Rumänen; von den mißgünstigen Griechen und Serben, durchsetzt von Türken und Albanesen, hatten die Bulgaren Jahrhunderte lang keine äußere, befreundete Macht, die sich ihrer angenommen oder auch nur zum Gedanken an Erhebung ermuthigt hätte; das Volk war zu einem siechen, wenig beneidenswerthen Dasein verdammt und wo ja ein Funken nationalen Geistes erglühte oder das Verlangen nach Besserung und Selbstständigkeit zu Tage trat — sogleich wurde es im ersten Entstehen von Türken und Griechen erstickt. Nicht zu verwundern also, wenn der Vergleich zu Ungunsten der Bulgaren ausfällt; allein es ist diesen damit noch kein Urtheil gesprochen, und wir glauben, nicht zu irren, wenn wir den Bulgaren dieselbe Befähigung, dieselbe Elasticität, dieselbe nationale Begeisterung zusprechen, die an den Serben gerühmt wird. Die jüngste Vergangenheit hat es gelehrt und die Zukunft wird es gewiß bestätigen, daß in diesem vielfach falsch beurtheilten Volke ein trefflicher Kern, daß in ihm Ausdauer, Arbeitslust, Muth und Patriotismus zu finden sind, und daß es, kraft dieser Eigenschaften, berechtigt ist, den Kampf um seine Selbstständigkeit zu wagen.

Freilich umfaßt die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien noch lange nicht die gesammte bulgarische Bevölkerung und entspricht insofern auch noch nicht dem nationalen Drange nach Einigung; denn die Einwohnerzahl der beiden Provinzen zusammen beträgt ca. 2,8 Millionen, worunter eine beträchtliche Zahl von Türken, Juden, Zigeuner ꝛc., während, wie wir sahen, 4,5 Millionen Bulgaren auf der Balkan-Halbinsel existiren, wir glauben aber, daß das neue Gesammtbulgarien vorläufig für die nationale, politische und culturelle Bewegung des aus langem und tiefem Schlafe erwachten Volke genügen würde. Wir glauben, daß sich bei einem Fortbestehen der Union die fremden Elemente, wie dies in Nordbulgarien in der That bereits der Fall ist, immer mehr und mehr ausscheiden, daß die bulgarischen Elemente durch Einwanderung sich immer mehr und mehr concentriren und daß auch unter selbstständigem Regimente und bei fortschreitender Besserung aller Zustände und Verhältnisse eine rasche Zunahme der Bevölkerung eintreten wird, wir glauben mit einem Worte, daß auch politisch die Bewegung gerechtfertigt ist. Wollte die gesammte bulgarische Bevölkerung, also auch diejenige, die Macedonien, Epirus und die unmittelbare Umgebung Constantinopels bewohnt, eine nationale Erhebung zur Errichtung des dritten Bulgarenreiches ins Leben rufen, so würde dies eine politische Verwirrung und Verschiebung der Machtverhältnisse auf der Balkan-Halbinsel hervorrufen, deren Consequenzen unberechenbar wären und zu welchen weder die hohe Pforte, noch die anderen europäischen Großmächte, am allerwenigsten aber Griechenland und Serbien ihre Zustimmung geben könnten. Eine derartige Bewegung würde nicht nur die türkische Herrschaft in Europa ganz in Frage stellen, sie würde auch — bei der Zusammensetzung der Bevölkerung aus verschiedenen Nationalitäten — bezüglich der Gebiets- und Grenzenfestsetzung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Anders liegen die Verhältnisse gegenwärtig. Ostrumelien ist eine durch den Berliner Vertrag in seinen Grenzen genau bestimmte Provinz, in der das bulgarische Element bei Weitem präponderirt, eine Provinz, die durch denselben Vertrag ihre besondere Verfassung und Verwaltung erhalten, die zur Hohen Pforte bereits in einem besonderen und anderen Verhältniß steht, als das übrige europäisch-türkische Gebiet. Dieses Verhältniß aber und die durch die Verfassung, das sogenannte organische Statut, herbeigeführten Zustände haben sich als unhaltbar erwiesen und zur Umwälzung geführt. Dieses organische Statut hatte aus Ostrumelien eine Art Republik gemacht, deren Präsident aber nicht aus dem Volke hervorging und bei dessen Wahl nicht seine Verdienste, sondern politische Umtriebe entscheidend waren, der, von auswärts ernannt, nicht nur vom Willen des Sultans, sondern vom Wohlwollen jedes einzelnen Consular-Agenten in Philippopel abhängig war, der ihn durch seine Regierung stürzen lassen konnte. Das organische Statut ist nicht im Interesse der Bulgaren, sondern im Interesse fremder Consuln gemacht, die es je nach ihrem Gutdünken, oder um anderen Regierungen zu schaden, ausnützen können, gleichviel, wie dabei das bulgarische Volk wegkommt. Dem von den Großmächten gewahlten und von der Pforte bestätigten Präsidenten oder Generalgouverneur fehlte es außerdem an der nöthigen Executivgewalt; denn die Miliz, die aus Franzosen, Deutschen, Italienern, Levantinern, Türken, Bulgaren, Griechen u. s. w. zusammengesetzt war, und deren Chefs die Weisung hatten, ohne Disciplin und gute Organisation einen verwahrlosten und wehrunfähigen Zustand zu unterhalten, dürfte wenig geeignet gewesen sein, die Autorität der Regierung zu stützen und geordnete Zustände zu schaffen. So war das organische Statut eine unerträgliche Last für Land und Volk und ein drückendes Joch, welches die Ostrumelioten durch die Vereinigung mit Bulgarien abschütteln wollten.

Die Gegner der bulgarischen Union führen die Entstehung derselben vielfach auf eine andere Ursache zurück: sie sagen, mit englischem Gelde sei in Ostrumelien zu jener Zeit, da die afghanische Frage für England einen gefährlichen Ausgang zu nehmen drohte, die Revolution vorbereitet und gegen Rußland operirt worden, um diesem durch den ostrumelischen Aufstand ein unbequemes Accident in den Weg zu legen; nachdem nun aber die afghanische Frage wohl oder übel verkleistert gewesen, habe man englischerseits die einmal ins Rollen gekommene Bewegung nicht wieder rückgängig machen können; hieraus erkläre sich auch Rußlands Zorn gegen den Fürsten Alexander; er habe sich auf die Seite Englands gestellt, als auf die Seite seines — Rußlands — erbittertsten Gegners. Es ist für den Uneingeweihten schwer, derartige mißgünstige Insinuationen durch schlagende Beweise zu widerlegen, aber es ist auch schwer, Beweise für dieselben zu erbringen. Nach unserer Ansicht dürfte aber so viel feststehen, daß die russischen Agitationen in Philippopel den englischen sicherlich die Waage gehalten haben und daß es dazu gewiß auch an russischem Gelde nicht gefehlt hat; daß sich nun trotzdem, nachdem die englische Agitation aufgehört, während die russische fortbestanden, die rumelische Bewegung vollzogen, scheint uns mit Recht darauf schließen zu lassen, daß ihr bessere und tiefere Motive zu Grunde liegen, und daß eher das organische Statut, als englisches Geld den Ausbruch der Revolution beschleunigt hat.

Wenn wir nun für die Bulgaren eine Lanze gebrochen haben und für ihre Vereinigungsbestrebungen in die Schranken getreten sind, so erübrigt nur noch, einige Worte darüber zu sagen, wie wir uns die Möglichkeit denken, daß die bulgarische Union sanctionirt und garantirt werde und bleibe. Leider ist es auch uns nicht gegeben, der Zukunft Schleier zu lüften und vorher zu sagen, wie die ehernen Würfel fallen, die augenblicklich im Rollen sind. Mag nun, wie es den Anschein

Digitized by Google

hat, das bulgarische Heer bis zuletzt siegreich bleiben, dann wird doch für die zunächst betheiligten Großmächte eine energische Intervention unumgänglich sein. Wozu soll aber die Intervention führen? Soll der status quo ante wiederhergestellt, ein Fürstenthum Bulgarien mit beschnittenen Grenzen und eine tributäre Provinz Ostrumelien bestehen bleiben? Das wäre nach unserer Ansicht eine schlechte Lösung, die neue Unzufriedenheit, neue Empörungen und Verwirrungen zur Folge haben müßte und die wohl auch jetzt schon allgemein für unmöglich gehalten wird, denn dann müßte Nordbulgarien noch mehr, wie jetzt, russische Provinz werden, und dagegen wird England protestiren. Uns erscheint vielmehr eine Bestätigung Großbulgariens als der einzig mögliche Ausweg. Und was wären die Consequenzen dieses neu geschaffenen Zustandes? Die Macht und das Ansehen der Türkei in Europa hätte wenig verloren, und diese würde vielleicht einen neutralen bulgarischen Nachbar einem feindlichen russischen vorziehen, Oesterreichs und Englands Interessen wären gewahrt, nur das Ziel Rußlands wäre unerreicht geblieben, unerreicht aber im Interesse des europäischen Gleichgewichts, des europäischen Friedens; Bulgarien aber, der neue Interpolarstaat, hätte erreicht, was es verdient: Freiheit für nationale Entwicklung!

Nestor.

Literatur und Kunst.

Ein ungedruckter Brief Wieland's.

Mitgetheilt von Moritz Herz.

Das nachfolgende, an den bekannten Verlagsbuchhändler Göschen in Leipzig gerichtete, Schreiben Wieland's verdient insbesondere wegen der näheren Auslassungen über Schiller's Tod und Goethe's damaliger, nicht gefahrloser, Erkrankung reproducirt zu werden. Voll Liebe, Verehrung und neidlosester Anerkennung spricht sich der zweiundsiebenzigjährige Dichter des „Oberon" seinem intimen Freunde gegenüber über Schiller's Heimgang aus. Den Verlust Goethe's möchte er nicht erleben.

Das vielseitig interessante Schreiben lautet wortgetreu:

Weimar den 6ten Juny 1805.

Liebster Freund.

Der letztverwichene Montag hat mir ein Packet mit 50 Carol. in 200 Stück Laubthaler überbracht, wofür ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank sage. Ein Paar Wochen zuvor erhielt ich 6 Exempl. der Euthanasia; da sie aber zu der Austheilung an meine hiesigen Freunde und an unsere Altessen nicht hinreichen, so bin ich genöthigt, Sie noch um ein halb Dutzend ditto anzusprechen. Sie erinnern sich noch l. G. daß Sie die Güte hatten, mir bey unserer letztmahl. Zusammenkunft, noch ein Exemplar von der Großoctav Ausgabe meiner Sämmtl. Werke zu versprechen. Vielleicht aber sind Sie in dem Fall, daß ein Exemplar von der guten Taschenausgabe Ihnen entbehrlicher ist, als eines von der Großoctav-Ausgabe. Wäre dieses, so würden Sie mich gar sehr verbinden, wenn Sie mir statt der letztern Zwey Exemplare von der Taschenausgabe zukommen lassen wollten, wovon ich das Eine für mich selbst zu behalten wünsche, (da mir die kleine Format zu eigenem Gebrauch bequem ist) das andere aber zu einem Gebrauch bestimmt habe, wovon ich Ihnen erst in einigen Wochen das Nähere berichten kann. Mir ist daran gelegen, Eines dieser vollständigen Exemplare von der Taschen-Ausgabe auf gutem Papier recht bald zu haben, um es unverzüglich binden zu lassen. Mit dem andern hat es noch gute Zeit — der Pack würde von Zweyen auf einmahl gar zu groß werden, und ich habe wirklich nicht Platz genug in meiner kleinen Wohnung für so viele Bücher auf einmahl.*)

Ich bitte Sie also um baldmöglichste gütige Erfüllung dieses meines Wunsches.

Ich kann mir vorstellen welche Sensazion die Nachricht von Schiller's Tode in Leipzig gemacht haben mußte. Nach Herdern, und solange uns Göthe noch erhalten wird, konnte Deutschlands Litteratur keinen empfindlichern Verlust erleiden. Wollte Gott, daß wir nur nicht auch über den Einzigen, der uns darüber trösten kann, noch immer in Sorgen schweben müßten! Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie leicht mir um's Herz würde, wenn ich gewiß sein könnte, diesen Fall nicht zu erleben. Indessen nimmt doch die Hoffnung täglich zu, daß seine treffliche Natur das Uebel, das ihn schon zweymal in diesem Jahr dem Tode nahe gebracht, zuletzt doch, wo nicht gänzlich besiegen, wenigstens so modificiren und dämpfen werde, daß seine Freunde und die Welt seines Daseyns in unserer Mitte noch lange genießen, und sich noch manche Früchte seines herrlichen Geistes, gleich denen, womit er uns in dieser Messe beschenkt hat,*) versprechen können.

Sie, mein Bester, haben mir durch das Geschenk von Romanus Neffen**) einen Genuß verschafft, wie mir selten zu Theil wird, und der mir in diesem Geist und Körper abspannenden Frühjahr um so wohlthätiger war. Einen so strengen und fast ununterbrochen bis zu diesem 6ten Juny fortdauernden Winter habe ich in 72 Jahren nicht erlebt und ich wundere mich alle Tage, wie es zugeht, daß eine so zarte Maschine wie diejenige, an die mein Daseyn gebunden ist, eine solche unbarmherzige Witterung mit so wenig Beschwerden, als ich in der That diese Zeit her gefühlt habe, auszudauern vermögend gewesen ist.

Ich sehne mich nach einer baldigen Versicherung, daß auch Sie, mein theurer, liebenswürdiger Freund, die vereinigten Stürme dieser fatalen Jahreszeit und einer vielleicht nicht weniger fatalen Messe glückl. überstanden haben; wir leben in einer Zeit, wo mehr als gemeine Geisteskraft dazu erfordert wird, den Muth nicht sinken zu lassen und den von allen Seiten eindringenden Schwierigkeiten eine proportionirte Thätigkeit und Beharrlichkeit entgegenzustellen.

Ich werde zu einem Mittagsmahl bey unsrem Bertuch abgerufen, wo mich das Vergnügen erwartet, in einer auserlesenen Gesellschaft einen viele Jahre nicht gesehenen alten Freund in der Person des Pr. Geh. Raths und Kammerpräsidenten v. Dohm***) wieder zu finden.

Ich muß mich also von Ihnen losreißen, l. Göschen, und schließe mit der alten Versicherung der Liebe und Anhänglichkeit, womit Ihnen lebenslänglich zugethan bleiben wird Ihr

Wieland.

Professor Preyer über das Gedankenlesen.†)

Von Carl du Prel.

In dieser seiner neuesten Schrift führt Professor Preyer zunächst aus, daß jeder Mensch im Wachen mit dem Kopfe, den Armen und anderen Körpertheilen unwillkürliche und ihrer Unmerklichkeit wegen von ihm selbst ignorirte Bewegungen macht, die sich aus respiratorischen, pulsatorischen und impulsiven Schwankungen zusammensetzen. Diese Bewegungen zum Zwecke physiologischer und pathologischer Diagnose zu controliren und graphisch darzustellen, gibt es verschiedene Apparate, die Prof. Preyer durch einen neuen vermehrt hat, der durch Empfindlichkeit, Zuverlässigkeit und allgemeine Brauchbarkeit die bereits bekannten Registrirapparate in der That zu übertreffen scheint, so daß er für den Arzt sehr wichtig werden kann.

Dieser Theil der Schrift hat also einen von dem Uebrigen ganz unabhängigen Werth. Prof. Preyer führt nun aber weiter aus, daß diese unwillkürlichen Muskelbewegungen das

*) Die anno 1802 fertig gestellte Ausgabe der sämmtlichen Werke Wieland's umfaßte 36 Bände und 6 Supplement-Bände.

*) Hier sind wahrscheinlich Voltaire's „Mahomet" und „Tancred" gemeint, deren Herausgabe in diese Zeit fällt.

**) „Der Neffe" ein Lustspiel von Romanus.

***) Derzeitiger Präsident der eichsfeld-erfurtischen Kriegs- und Domänenkammer in Heiligenstadt (1751—1820), machte sich besonders als Preußischer Gesandter beim Rastatter Friedenscongreß verdient. —

†) W. Preyer: Die Erklärung des Gedankenlesens. Leipzig, Grieben. 1886.

Digitized by Google

Gedankenlesen erklären. Daß es in einzelnen Fällen sich so verhält, beweist er selbst; aber es ist offenbar ganz falsch, ganz im Allgemeinen zu behaupten, daß meine unwillkürlichen Muskelbewegungen, die so schwach sind, daß sie mir selbst unempfindlich sind, auf einen Anderen übertragen, der mich etwa bei der Hand hält, stark genug sein sollen, um Diesem zur bewußten Empfindung zu kommen, besonders wenn er dabei, gleich Cumberland ꝛc., wie rasend mit mir im Zimmer herumläuft. Daß Jemand etwas, das in mir vorgeht, feiner fühlen soll, als ich selbst, kann sicherlich nicht als eine allgemeine Wahrheit ausgesprochen werden. Das käme einem Echo gleich, das den hingerufenen Schall verstärkt zurückgibt.

Besonders begierig war ich, zu sehen, wie Prof. Preyer das ohne körperliche Berührung stattfindende Gedankenlesen erklärt, und meine Neugierde wurde noch gesteigert, als ich (S. 11) die Worte las: „Ich habe mir deshalb noch besondere Mühe gegeben, zu beweisen, daß die Versuche, eine unmittelbare Gedankenübertragung ohne Berührung darzuthun, ihr Ziel gänzlich verfehlen." Meine Erwartung wurde jedoch vollkommen enttäuscht. Von allen Versuchen dieser Art bespricht Prof. Preyer nur die von Dr. Richet in Paris angestellten. Daß diese nicht überzeugend sind, gebe ich gerne zu; aber negative Resultate beweisen nach Gesetzen der Logik nicht das Mindeste gegen anderweitig erzielte positive Resultate. Solche liegen aber in großer Anzahl vor. Ich will mich dabei nicht auf das berufen, was ich selbst in meiner Schrift über „Gedankenlesen", und was seither Hartmann in seiner Schrift über den „Spiritismus" gesagt hat. Diese beiden, von keinem Professortitel getragenen Schriften erwähnt Prof. Preyer nicht einmal. Ich bin nun aber in der Lage, ihm andere, von ihm offenbar ungekannte Gegner seiner Theorie vorzuführen, die durch Experimente der schlagendsten Art die Theorie der unwillkürlichen Muskelbewegungen schon vor 3 Jahren so gründlich beseitigt haben, daß es einen Anachronismus begehen heißt, heute noch darauf zurückzukommen.

Die Society for psychical research in London hat für die Untersuchung des Gedankenlesens ein eigenes Comité ernannt, das die von ihm angestellten Experimente in den Proceedings der Gesellschaft veröffentlicht und durch Abbildungen erläutert hat. Da Prof. Preyer blos Forscher von akademischer Lehrthätigkeit anzuerkennen scheint, nenne ich von den Mitgliedern dieses Comités nur den ihm ohne Zweifel wohl bekannten Professor der Physik W. F. Barret.

Ueber die Art und Weise, wie die Experimente angestellt wurden, heißt es in den Proceedings (1882—1883) in deutscher Uebersetzung wie folgt: „Unser modus operandi ist folgender: der Gedankenleser (percipient), Mr. Smith, sitzt in unserem eigenen Zimmer mit verbundenen Augen an einem Tisch. Papier und Bleistift liegen im Bereich seiner Hände, und ein Mitglied des Comités sitzt an seiner Seite. Ein anderes Comitémitglied verläßt das Zimmer und zeichnet außerhalb der geschlossenen Thür aufs Gerathewohl irgend eine Figur. Mr. Blackburn (der Gedankenübertrager), der bisher in dem Zimmer mit Mr. Smith geblieben ist, wird nun hinausgerufen, und die Thür wird geschlossen; darauf wird ihm die Zeichnung für einige Secunden vorgehalten, bis er sich dieselbe eingeprägt hat. Sodann schließt Mr. Blackburn seine Augen, wird wieder ins Zimmer gelassen und stehend oder sitzend hinter Mr. Smith auf Entfernung von etwa zwei Fuß gestellt. Nach einer kurzen intensiven Gedankenconcentration von Seite des Mr. Blackburn ergreift Mr. Smith sogleich den Bleistift, und unter dem absoluten ununterbrochenen Schweigen der Anwesenden versucht er, auf dem Papier die ihm ertheilte Impression zu reproduciren. Bezüglich der Augenbinde kann er beliebig verfahren; manchmal legt er sie ab, bevor er zu zeichnen beginnt; aber wenn die Figuren nicht deutlich vor seiner Phantasie stehen, zieht er vor, die Binde zu behalten und zeichnet Fragmente der Figur, wie sie ihm vorschweben. Während dieser ganzen Zeit sind Mr. Blackburn's Augen gewöhnlich fest geschlossen; manchmal ersucht er uns, ihm, um die Concentration zu erleichtern, die Augen knapp zu verbinden. Die Fälle ausgenommen, wo es ausdrücklich angegeben ist, berührte er Herrn Smith nicht und stellte sich, vom Betreten des Zimmers angefangen, auch nicht vor ihn oder irgendwie in den Bereich seiner Augen. Wenn Mr. Smith gezeichnet hat, was er vermag, wird das Original, das bisher außerhalb des Zimmers war, hereingebracht und mit der Reproduction verglichen." ꝛc. (S. 162.)

Diese Proceedings enthalten nun auf 21 Blättern die Facsimiles der Zeichnungen und der Reproductionen, die man nur anzusehen braucht, um zu erkennen, daß man vor der unerbittlichen Alternative steht, entweder Alles für Schwindel zu erklären oder die Existenz einer Gedankenübertragung ohne Berührung zuzugeben. Die Berührung wurde nur ausnahmsweise gestattet, und speciell in den Fällen, wovon die Zeichnungen beigefügt sind, ist sie nur einmal zugegeben worden, und gerade in diesem einzigen Falle kam ein Fehlversuch zu Stande, und stimmte die Reproduction nicht mit dem Original. Als dagegen die Berührung fallen gelassen wurde, gelang die Reproduction, nachdem man Herrn Blackburn das Original wieder vor Augen gehalten hatte. Wenn nach eingetretenen Fehlversuchen die beiden Herren, Blackburn und Smith, veranlaßt wurden, gleichzeitig die Figur zu zeichnen, der eine, wie er sie in der Erinnerung hatte, der andere, wie ihm dieses Erinnerungsbild übertragen wurde, so stimmten diese beiden Zeichnungen unter sich überein, so daß also die Differenz vom Original aus mangelhafter Erinnerung, nicht aus mangelhafter Uebertragung erfolgt war. Wie ich vernehme, sollen die späteren Jahrgänge der Proceedings — die ich nicht kenne — noch auffälligere Experimente enthalten. Beiläufig nur erwähne ich, daß mir auch aus Kreisen meiner Bekannten ähnliche, ohne Berührung gelungene Experimente mitgetheilt wurden.

Ohne Zweifel dürfen wir auch die Gedankenübertragung ohne Berührung nicht im strengsten Sinne des Wortes eine unmittelbare nennen; durch einen materiellen Träger wird sie ohne Zweifel vermittelt sein, auch wenn keine der uns bekannten Bewegungsformen der Materie — es wäre denn Od — dazu geeignet erscheint.

Die frappantesten Fälle von Gedankenübertragung kommen bei Somnambulen und Medien vor. Mit solchen hat aber Prof. Preyer überhaupt nicht experimentirt, und doch sind Leute, wie Cumberland, im Vergleich mit diesen nur Stümper, Dr. Georg Barth sagt in seiner Schrift über den „Lebensmagnetismus" (S. 88) mit Bezug auf den zwischen Magnetiseuren und Somnambulen bestehenden Rapport: „Ich führte einst eine regelmäßige Unterhaltung mit einem Patienten, ohne meine Lippen zu öffnen. Ich bildete meine Gedanken, obgleich im Geiste, so bestimmt, als wollte ich ihnen durch Worte oder Schrift einen Ausdruck geben, zu Sätzen, und mein Patient beantwortete sie mündlich und so richtig, als hätte ich sie ausgesprochen und er sie gehört. Zuweilen denkt das Subject mit dem Operator, aber antwortet nicht, weil es den Sinn für seine Individualität verloren hat. In anderen Fällen behält es eine Kenntniß von seiner Persönlichkeit, vernimmt die Gedanken des Operators und antwortet mündlich auf dieselben, oder gehorcht ihnen, wenn sie in die Form von Wünschen oder Befehlen gekleidet sind, oder weigert sich, ihnen nachzukommen . . . Die Sympathie kann den denkenden ohne den empfindenden, oder den empfindenden ohne den denkenden, oder den denkenden und den empfindenden Theil des Gehirns anregen . . . Einige Patienten können sich im schlafwachen Zustand, wenn dieses Vermögen der Gedanken- oder Gefühlsgemeinschaft stark entwickelt ist, mit beliebigen Personen selbst in Communication setzen, und dadurch die Gedanken aller Anwesenden, ja sogar Abwesenden, auf jede Entfernung hin erfahren, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf sie lenken. Diese Fähigkeit macht sich selten geltend, aber ich bin vollkommen gewiß, daß sie besteht, und kenne viele Magnetiseure von unantastbarer Wahrhaftigkeit, welche meine Angaben bestätigen können."

Auch Hofrath Bährens bestätigt das in seiner Schrift „Der animalische Magnetismus" (S. 227—229): Da er einen Kranken nicht besuchen konnte, machte er den Versuch, diesen durch einen Freund magnetisiren zu lassen, indem er diesem auf Entfernung seinen Willen mittheilte. „Das Experiment gelang; mein Freund, ein äußerst gebildeter Kaufmann, hatte

Digitized by Google

den Impuls meines Geistes vernommen, und, gleichsam instinctmäßig geleitet, den Kranken gerade so behandelt, als ich es beschlossen hatte, nämlich demselben beide Hände auf den Unterleib gelegt . . . Ein halbes Jahr zuvor hatte ich einen überzeugenden Beweis, daß unsere geistigen Mittheilungen (zwischen diesem Freunde und mir) keinem Zweifel unterliegen. Mein Freund war krank und unvermögend, abzureisen; er wohnte 3 Stunden von mir. Seiner Töchter eine war bei mir seit einiger Zeit zum Besuche meiner Töchter. Der Vater wollte sie abholen, aber weil wir ihn noch krank glaubten, so konnte sein Besuch noch nicht erwartet werden. Eines Tages, Morgens 10 Uhr, wurde mir klar, daß mein Freund den Vorsatz fasse, Mittags abzureisen und um 3 Uhr bei mir zu sein. Ich sagte seiner Tochter über Tische, daß der Vater um 3 Uhr käme, und 15 Minuten vor 3 Uhr auch seiner bei mir zufällig anwesenden Schwägerin. Es schlug 3 Uhr, und der Freund erschien, und ich ließ ihn von gedachten Personen selbst fragen, wann er seine Reise beschlossen habe. Seine Antwort stimmte auf's Genaueste mit dem, was ich zuvor gesagt hatte. Nachher hat dieser auffallende Rapport bei vielen anderen Gelegenheiten für uns nichts Auffallendes mehr gehabt."

Eine interessante Notiz, die ich Herrn Karl Kiesewetter verdanke, findet sich in „Neapel und seine Umgebungen in den Jahren 1809 und 1810" von Friederike Brun. Am Hofe Murat's lebte Prinz Colubrano als berühmter Gedankenleser. „Colubrano ist vielleicht einer der besten Köpfe in Neapel und arbeitet viel, aber nur für sich. Besonders beschäftigt er sich mit Politik und Medicin. Er ist eine lebendige Sammlung der poetischen Schönheiten aus den besten Dichtern Italiens und Siciliens und recitirt dieselben mit unnachahmlicher Kraft und Anmuth, ohne je zu fehlen. Allein nicht das Aeußere allein hat er von Wieland's riesenhaftem Mohr, sondern er ist auch, wie jener, ein Zauberer. Unfehlbar beantwortet er jede in Gedanken an ihn gerichtete Frage, von deren Inhalt man ihm nur die Initialbuchstaben jedes Wortes gibt. Er geht dann bei Seite, kommt in wenigen Minuten zurück und bringt die geschriebene Antwort, mehrentheils in Versen, mit. Und in welchen Versen! Ich habe von ihm auf diese Weise improvisirte Stanzen und Sonette gesehen, deren sich Ariosto und Filicaja nicht zu schämen hätten. Mir hat er Fragen des innersten Gemüthes auf diese Art beantwortet, die mir einen unwillkürlichen Respect vor ihm eingeflößt hat. Diese seine äußerst auffallende Divinationsgabe ist in ganz Neapel bekannt. Die Königin Karoline sandte ihm in den für sie und ihre Verwandten so furchtbar kritischen Zeiten oft Initialfragen zu, die der Prinz, einer Cassandra gleich, so redlich als warnend vergeblich beantwortet haben soll." Prinz Colubrano starb 1811 als Neapolitanischer Gesandter in München.

So könnte man aus allen Jahrhunderten und aus allen Ländern den Beweis führen, daß es von jeher Gedankenleser ohne Berührung gegeben hat. In neuester Zeit sind nun aber auch spiritistische Erfahrungen hinzugekommen. Schon bei einer meiner ersten Sitzungen machte ich die Erfahrung, daß ich durch materialisirte Hände eben dort berührt wurde, wo ich es in Gedanken wünschte. Ja, einst auf dem Wege nach Hause bedauerte ich es, eine solche Hand nicht greifbar in der meinigen gehalten zu haben, und in der darauffolgenden Sitzung wurde dieser Wunsch, den ich nicht geäußert und selber vergessen hatte, in der Weise erfüllt, daß sich eine Hand vor die meinige auf den Tisch legte und etwa eine Minute lang sich ruhig befühlen ließ.

Complicirter ist, was der Orientalist und Sanskritist Jacolliot über seine Experimente in Benares erzählt. Der Fakir, der zu ihm kam, schüttete auf den Boden feinen Sand, den er mit der Hand nivellirte, und legte einen ihm von Jacolliot gereichten Federhalter darauf. Jacolliot setzte sich mit Papier und Bleistift dem Fakir gegenüber. Nach einigen Minuten erhob sich der Federhalter, und nun zeichnete Jacolliot willkürliche Figuren und Arabesken auf das Papier, die vom Federhalter genau im Sande mitgezeichnet wurden. Wurde die Zeichnung unterbrochen, so blieb auch der Federhalter stille. Worte und Sätze, die Jacolliot in Gedanken dachte, wurden im Sande geschrieben, z. B. eine bestimmte Stelle aus den Gesetzen des Manu. Als Jacolliot ein geschlossenes Buch, den Rig-Veda, nahm und nach dem ersten Worte der 5. Zeile der 21. Seite fragte, schrieb es auf den Sand ganz richtig: Devadotta; und als Jacolliot in Gedanken die Frage stellte: „Welches ist unsere gemeinschaftliche Mutter?" kam die richtige Antwort: Vasundarâ (die Erde). (Jacolliot: Le spiritisme dans le monde 303 ꝛc.) Hier haben wir also Gedankenlesen und als Dareingabe noch entweder magische Fernwirkung oder unsichtbare Phantome. Bei anderen Experimenten sah Jacolliot materialisirte Hände in Fülle.

Die Theorie von Prof. Preyer erreicht also nicht annähernd das vorhandene Thatsachenmaterial. Daß in einigen Fällen Gedanken durch unwillkürliche Muskelbewegungen sich verrathen können, bezweifelt kein Mensch; aber daraus folgt doch wahrlich nicht, daß es eine andere Gedankenübertragung nicht gibt. Aus den Keilschriften folgt nicht, daß es keine telegraphischen Depeschen geben kann.

Prof. Preyer ist in den Fehler der allermeisten Entdecker verfallen, Alles aus ihrem Erklärungsprincip heraus erklären zu wollen. Wenn er einmal das ihm unbekannt gebliebene Thatsachenmaterial untersucht haben wird, wenn er die Experimente der Psychologischen Gesellschaft in London widerlegt haben wird, wenn er mit Somnambulen und Medien experimentirt haben wird, in allen einzelnen Fällen aber den Nachweis erbracht haben wird, daß entweder Täuschung vorliegt oder sein Erklärungsprincip zutrifft, dann — aber erst dann — werde ich ihm zugestehen, daß er sich „besondere Mühe gegeben, zu beweisen, daß die Versuche, eine unmittelbare Gedankenübertragung ohne Berührung darzuthun, ihr Ziel gänzlich verfehlen".

Ein berühmter Forscher hat einmal das Wort ausgesprochen: „Achtung vor den Thatsachen ist der Grundstein jeder guten Theorie". Wenn ich nun dieses Wort als Maßstab an die Theorie von Prof. Preyer lege, so ergibt sich, daß seine Theorie nicht gut ist. Er wird mir aber das Recht, diesen Maßstab anzulegen, um so weniger bestreiten, als das citirte Wort von keinem Geringeren ausgesprochen worden ist, als von — Herrn Professor Preyer in der Schrift „Erforschung des Lebens".

Wilhelm Wundt als Essayist.

Von Alfred Rosenstein.

„Aufhören . . . . . muß, wie ich meine, der Zustand, daß der Philosoph Philosoph sei und nichts weiter. Man wird von ihm die volle Beherrschung mindestens eines seinen philosophischen Arbeiten nächstliegenden Specialgebietes verlangen müssen." (Wundt, Essays. S. 22.) Diese seine eigenen Worte kennzeichnen besser, als detaillirte Ausführung eines Anderen es vermöchte, diejenige Auffassung, mit welcher Wilhelm Wundt, die Physiologie verlassend, an die Philosophie und die specielle Bearbeitung zweier ihrer Disciplinen, der Psychologie und der wissenschaftlichen Logik, herangetreten ist. Und selbst wer diese Auffassung der Philosophie, nach welcher dieselbe als allgemeine Wissenschaft aus der Mitte der Einzelwissenschaften herauswächst und nur, diese controlirend und von ihnen andererseits selbst controlirt, fortschreiten kann, nicht ganz zu theilen vermag, wird wenigstens zugestehen müssen, daß bei Wundt selbst das Postulat sich mit dem persönlichen Verhalten des Philosophen zu demselben in vollster Uebereinstimmung befindet. Wie Lotze, hatte auch er sich zunächst die exacten Naturwissenschaften, insbesondere die Physiologie, zu seinem Forschungsgebiete gewählt. Früchte dieser naturwissenschaftlichen Thätigkeit sind sein Lehrbuch der Physiologie, die „Mechanik der Nerven und Nervencentren" und das „Handbuch der medicinischen Physik". In dieser Weise mit dem ganzen naturwissenschaftlichen Rüstzeug gewappnet, wandte sich Wilhelm Wundt der Psychologie zu. Die Forschungen Ernst Heinrich Weber's und Gustav Fechner's hatten zwischen beide Wissenschaften, die der Physiologie und

Digitized by Google

Psychologie, das Verbindungsglied der Psychophysik geschaffen, welche, zur physiologischen Psychologie erweitert, nunmehr Wundt's eigentliches Arbeitsfeld wurde. Aber auch dieses genügte dem umfassenden Geiste des Mannes nicht. Wie in gewissem Sinne die Psychologie Centralwissenschaft ist, von der zahlreiche Radien sowohl nach den Natur- wie Geisteswissenschaften gehen, so fühlte Wundt sich getrieben, diese radialen Ausströmungen der Psychologie entweder bis in ihr Einmünden in die einzelnen Disciplinen zu verfolgen oder gar diese Gebiete selbst zu betreten. Auf diese Weise ist er tief in die Sprachphilosophie, die ihm höchst werthvolle Anregungen verdankt, eingedrungen, und tiefer noch in die Disciplinen der Logik, der Erkenntnißtheorie und der Methodenlehre, deren eingehendem Studium wir das letzte grundlegende Werk des Philosophen: Logik, eine Untersuchung der Principien der Erkenntnisse und der Methoden wissenschaftlicher Forschung (2 Bde., 1880 und 1883) zu verdanken haben.

Eine Sonderstellung gegenüber diesen streng wissenschaftlich gehaltenen Werken nimmt ein Buch ein, das soeben die Presse verlassen hat. Es sind dies die Essays.*)

Wie Titel und Vorwort derselben andeuten, sind dieselben für ein größeres Publicum und nicht für bloße Fachgelehrte bestimmt, aber freilich für Alle und Jeden sind diese Essays auch nicht. Wer hier meint, nach Art der Populariſirer der Wissenschaft, jener Zwittergeschöpfe, die in der Regel sehr viel Popularität und sehr wenig Wissenschaft besitzen, über die Probleme der Seele und des Erkennens in einer Darstellung unterrichtet zu werden, die mit dem Wasser nicht blos die Durchsichtigkeit theilt, der allerdings wird sich getäuscht finden, der thäte besser, das Buch gar nicht in die Hand zu nehmen. Denn, obgleich nicht in dem strengen Stil geschrieben, der Wundt's wissenschaftlichen Werken eigen ist, und fern von jeder Dunkelheit und Unklarheit, vielmehr abgerundet in der Form und elegant in der Darstellung, setzen diese Essays dennoch einen gebildeten Leser in des Wortes vollgültiger Bedeutung voraus. Darauf deutet schon ihr äußerer und innerer Ursprung hin. Nur wenige von ihnen sind gänzlich neu, die anderen sind vorher entweder in unseren besten Revuen erschienen, oder aus Umarbeitungen rein wissenschaftlicher Aufsätze entstanden. Ihren inneren Ursprung haben sie, wie der Verfasser selbst in dem Vorwort angibt, in dem Bedürfniß, „die allgemeinen Resultate mir selbst in einer kurzen Uebersicht zu vergegenwärtigen und sie zugleich einem weiteren Kreis als dem der Fachgelehrten zugänglich zu machen".

Zunächst also wenden sich diese Essays an diejenigen Männer der Wissenschaft, welche, obgleich selbst nicht Philosophen, doch durch die Disciplin, welcher ihre Arbeit gilt, zur Philosophie hinübergeführt werden, und von welcher wissenschaftlichen Disciplin könnte man behaupten, daß sie, sei es im Gange ihrer Untersuchung, sei es in ihrem Ausgange, nicht zur Philosophie hinüberführe? Wundt selbst hat dieses Verhältniß der Philosophie zu den Wissenschaften sehr anschaulich in seinem ersten Essay, Philosophie und Wissenschaft, dargestellt. Ferner wird aber das Buch allen Denen willkommen sein, die, abgewandt dem Lärm und Treiben des Tages, noch nicht dem Paroxysmus des Mode gewordenen Paradoxismus, wie er unter der Maske der Gelehrsamkeit sein Spiel treibt, verfallen sind, sondern sich die Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit ihres Denkens genügend gewahrt haben, um in dem Haschischrausch, den ein flüssiger, gefälliger, mit allen wichtigen Fragen der Menschheit sein buntes Gaukelspiel treibender Stil erzeugt, irgend welchen Genuß finden zu können. Wer aber die vornehme Devise aller echten Geistesfreude, „res severa verum gaudium", zu der seinen gemacht hat, wem es nicht sowohl darauf ankommt, angenehm zu unterhalten, sondern vielmehr ernstlich unterrichtet zu werden, der wird in diesen Essays eine reiche Quelle der Erhellung und Aufklärung des Denkens finden, in Fragen, die, weil sie nicht special-wissenschaftliche, sondern philosophische sind, jeden wirklich Gebildeten interessiren müßten.

Der erste Essay, Philosophie und Wissenschaft, behandelt, wie schon erwähnt, das Verhältniß der Philosophie zu den Einzelwissenschaften. Der Anschauung, die in ihm des Einzelnen dargelegt wird, haben wir schon Eingangs dieser Zeilen gedacht. Die beiden folgenden, „Die Theorie der Materie" und „Die Unendlichkeit der Welt", haben es mit kosmologischen Problemen zu thun, der letzte, „Lessing und die kritische Methode", erörtert an dem Beispiel des „Laokoon" und der „Hamburger Dramaturgie" das Wesen exacter Kritik; alle übrigen liegen theils ganz auf psychologischem Gebiet, (die Aufgaben der experimentellen Psychologie, die Messung psychischer Vorgänge, die Thierpsychologie, Gefühl und Vorstellung, der Ausdruck der Gemüthsbewegungen, die Sprache und das Denken, die Entwickelung des Willens), theils hängen sie mehr oder minder eng mit diesen zusammen (Gehirn und Seele, der Aberglaube in der Wissenschaft, der Spiritismus).

Diese trockene Aufzählung der Titel genügt schon, um einen Begriff dessen zu geben, was der Leser in Wundt's Werk zu erwarten hat. Ueber das „wie" ist es schwieriger, Auskunft zu geben. Wer des Verfassers Methode, seine Unbefangenheit einer-, seine Umsicht andererseits schon aus seinen wissenschaftlichen Leistungen kennt, wird sich ohnedies eine Vorstellung von der Behandlung der gestellten Probleme machen können; wem Wilhelm Wundt unbekannt ist, den müssen wir schon auf die Lectüre des in Rede stehenden Buches selbst hinweisen, wenn er eine Bekanntschaft mit der Eigenart dieses scharfsichtigen Denkers machen will. Mit Beschreibung und Schilderung ist da nicht viel gemacht, und wir verzichten von vorneherein auf eine solche, indem wir uns an dieser Stelle begnügen, nur auf gewisse besonders markante Züge dieses Geistes hinzuweisen, die wegen ihrer allgemeinen Bedeutung für das geistige und wissenschaftliche Leben einer- und wegen ihres häufigen Mangels bei sonst bedeutenden Forschern andererseits uns besonders lieb und werth sind. Diese hervorstechenden Züge des Geistes kommen gerade auf dem Gebiet, als dessen hervorragendsten Vertreter man Wilhelm Wundt, ohne Gefahr Widerspruch zu erfahren, hinstellen darf, auf dem psychologischen, zur Geltung, und sie erklären uns darum auch am besten die unbestrittene Meisterschaft Wilhelm Wundt's auf diesem Gebiete.

Die Wissenschaft der Psychologie ist lange Zeit hindurch mehr als eine andere durch den Einfluß, den das vorwissenschaftliche Denken auf sie ausübte, an einem wirklich wissenschaftlichen Erkennen und dem Fortschritt eines solchen Erkennens gehindert worden. Es hat eine Psychologie gegeben, lange bevor an eine Wissenschaft der Seele auch nur zu denken war. Die Sprache, jene treue Bewahrerin und Fortbildnerin der Volksanschauung, ist dafür das redendste Zeugniß. Verstand, Vernunft, Gedächtniß, Einbildungskraft, Gefühl, Gemüth existirten als psychologische Kategorien, als vorausgesetzte Träger seelischer Vorgänge im Volksbewußtsein, lange bevor die Philosophie sich ihrer bemächtigte.

Ebenso gab es schon Volkstheorien über den Sitz der Seele und das körperliche Substrat seelischer Erscheinungen, ehe die Wissenschaft sich der Erörterung dieser Fragen annahm. Wer weiß nicht, welche Rolle das Blut als ein solches Seelensubstrat in der Vorstellung der Alten schon im homerischen Zeitalter spielt? Sind doch die Ausdrücke „sanguinisch", „kaltblütig", „heißblütig" noch heute redende Zeugen einer solchen Anschauungsweise. Kopf, Herz und Galle gelten in der Sprache noch heute, der erstere als Sitz des Verstandes, die beiden anderen als Sitz des Gemüths.

Alle diese vorwissenschaftlichen Begriffe, besonders die Hypostasirungen seelischer Erscheinungen, sind von der philosophischen Speculation mit wechselndem Erfolge einer Umwandlung unterzogen worden, nicht aber, ohne daß sie selbst von der ursprünglichen Volksanschauung, von dem Einfluß der sprachlichen Formulirung unberührt geblieben wäre. Noch die Wolf'sche Philosophie, deren Einfluß auf das populäre Denken in dieser Hinsicht noch heute fortbesteht, unterscheidet fast ebenso viele Seelenkräfte, als es Substantiva für die Bezeichnung der verschiedenen seelischen Aeußerungen gibt. Erst Herbart macht sich in entschiedenerer Weise von diesem Einfluß der Sprache frei, ohne ihn jedoch ganz abzuschütteln, wie die Rolle, welche die „Vorstellung" in seiner Psychologie

*) Wilhelm Wundt, Essays. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1885.

Digitized by Google

spielt, zur Genüge beweist, und daß heute noch Unterschiede der seelischen Erscheinungen, wie sie von der Sprache gemacht werden, auch leicht dazu führen, dem ähnliche Trennungen auch als thatsächlich bestehend anzunehmen, ließe sich an mancher modernen Theorie vom Bewußtsein oder von den Gefühlen nachweisen.

Derartige Verführungen des wissenschaftlichen Denkens als solche zu erkennen, den Ungrund der aus ihnen resultirenden Anschauungen nachzuweisen, das versteht Wundt wie kein zweiter. In dieser Hinsicht sind besonders die Essays „Gehirn und Seele", „Gefühl und Vorstellung" und „Die Entwickelung des Willens" beachtenswerth. Die Widerlegung der Maudsley'schen Hypothese von der Ablagerung der Lautbilder der Worte in den Zellen der Hirnrinde (S. 115) die Ausführungen über das Bewußtsein, dessen ganze Unterscheidung von seinem Inhalt nur ein Erzeugniß psychologischer Reflexion sei (S. 208, 288, 294), die Auffassung von „Vorstellung" und „Gefühl" als coordinirte Theilerscheinungen eines und desselben Vorganges sind Belege für das unausgesetzte Bestreben des Forschers, durch keine voreilige Classification sich hindern zu lassen, mit unbefangenem Blick auf die einzig maßgebende Quelle psychologischer Forschung, die innere Erfahrung, zu schauen. Diese Methodik seines Denkens kommt Wundt auch in der Vernichtung von Anschauungen zu Statten, die auf demjenigen ruhen, was Baco von Verulam als die Idole des Stammes und als die des Verstandes bezeichnet haben würde. Hierher rechnen wir vor Allem den Kampf gegen den die Miene unwiderleglicher Autorität annehmenden sogenannten „gesunden Menschenverstand" und die „schlechte Analogie".

Was den ersteren, den „gesunden Menschenverstand", betrifft, so gehört er, insofern er theorisirend auftritt (denn in praktischer Hinsicht ist der „gesunde Menschenverstand" etwas ganz Anderes, wirklich Werthvolles, von dem der Freund des Volkes nur wünschen kann, daß er das Erbgut von immer mehr Menschen werden möchte) bekanntlich zu den gefürchtetsten Scheueln und Greueln des methodischen Denkers. Wenn Wundt in einem seiner Essays (S. 8) einmal sagt: „Von dem Autor einer philologischen, historischen, naturwissenschaftlichen Arbeit verlangt man gründliche Kenntniß des Gegenstandes nicht nur, sondern auch des Wichtigsten, was bis dahin über ihn geleistet ist. Wer philosophirt, der fühlt sich von dieser Vorschrift entbunden", so gilt dieser Satz besonders von den mit dem „gesunden Menschenverstand" Operirenden. Und was ist denn dieser „gesunde Menschenverstand", dem, wie sich seine glücklichen Besitzer vorzugsweise auszudrücken belieben, Alles so klar ist, wie $2 \times 2 = 4$, und der daher nur „redlich zu wollen" braucht, um über philosophische Fragen, seien sie nun erkenntnißtheoretischer, ästhetischer oder ethischer Art sein Votum abzugeben, womit es freilich schlecht zusammenstimmt, daß gerade die Generalpächter des common sense, wenn sie erst einmal in ihren Discussionen auf den himmlischen Höhen des „Wahren, Guten und Schönen" angelangt sind, untereinander sich am allermeisten zu erhitzen pflegen? Dieser „gesunde Menschenverstand" nun ist nichts Anderes als der bleibende Niederschlag gewisser von der Wissenschaft überholter, aber ursprünglich selbst rein wissenschaftlicher Theorien der früheren Jahrhunderte, die durch das Medium der Sprache, wie wir oben gezeigt haben, in den Allgemeinbesitz übergehen, wobei sie aus discutablen Theorien sich in ebenso undiscutable Glaubenssätze des „gesunden Menschenverstandes" umwandeln. Besser, als wir es vermögen, schildert Wundt gelegentlich der Descart'schen Seelentheorie diese Metamorphose, und wir können es uns, bei der Bedeutung, die der „gesunde Menschenverstand" noch immer beansprucht, nicht versagen, die betreffenden Stellen zu citiren. Er sagt u. A.: „... Die Systeme der Vergangenheit dringen langsam in das populäre Denken ein, und während auf den Höhen der Wissenschaft längst andere Anschauungen maßgebend geworden sind, beginnen jene erst recht in den Vorstellungen der großen Menge zu herrschen. Die philosophischen Epigonen aber werden dann schließlich selbst von dem Strom des populären Denkens mitgerissen, und je mehr eine Zeit über der Pflege der längsterworbenen Schätze die eigene Gedankenarbeit ruhen läßt, um so leichter geschieht es, daß die Ideen der Philosophen mit denjenigen der ungeheuren Majorität ihrer Mitmenschen auf das Glücklichste übereinstimmen" ... und gleich darauf (S. 130): „Das ist daher das Schicksal solcher Lehren, die eine folgenreiche historische Bedeutung zu erringen vermögen: zuerst gelten sie als heterodox und gefährlich, und zuletzt werden sie zu Glaubenssätzen, an denen eben so wenig zu zweifeln erlaubt ist wie an den Grundlagen der Sittlichkeit und der Religion." Wir glauben zwar nicht, daß diese goldenen Worte den gesunden Menschenverstand in seiner philosophirenden Thätigkeit aufhalten werden, (denn dazu ist er selbst zu tief in der menschlichen Natur begründet) aber vielleicht tragen sie dazu bei, die Siegesgewißheit eines oder des anderen seiner Vertreter, die heutigen Tages besonders auf dem öconomisch-politischen Gebiete anzutreffen sind, etwas zu erschüttern.

Das andere Idol der „schlechten Analogie" ist weniger auf dem Gebiet des populären, als dem des wissenschaftlichen Denkens zu suchen. Auch hier ist eine Gelegenheitsursache der trügerischen Erscheinung die Sprache. Indem die Ausdrücke derselben, die, auf einen gewissen Vorstellungskreis bezogen, reale Geltung besitzen, auf einem anderen Vorstellungskreis in bildlicher Anwendung (metaphorisch) gebraucht werden, vergißt man bald Ursprung und Bildlichkeit und nimmt das Bild für die Sache selbst. Wundt weist dieses gelegentlich der Begriffe „Gesellschaft" und „Staat" durchaus schlagend nach. Man hat einerseits den physiologischen Organismus sich durch das Bild eines staatlichen Gemeinwesens und andrerseits das staatliche Gemeinwesen sich durch den physiologischen Organismus (Rodbertus, Schäffle) zu verdeutlichen gesucht. So lange man sich der Bildlichkeit des Vergleiches dabei bewußt ist, kann demselben ein großer Werth als Wegweiser zur Auffindung neuer Thatsachen nicht abgesprochen werden; zu ganz falschen Schlußfolgerungen muß man aber kommen, wenn man bei aller Aehnlichkeit die Verschiedenheit der Objecte übersieht und bei Seite läßt, und die Begriffe als solche, die nicht blos ähnliche, sondern factisch identische Merkmale besitzen, behandelt. Indem man den Begriff der Gesellschaft auf den mehrzelligen Organismus übertrug, hat man, wie Wundt treffend ausführt, total übersehen, daß die Gesellschaft aus Individuen besteht, „deren jedes ein selbstständiges Vorstellen, Wollen und Handeln besitzt", und indem man umgekehrt den Begriff der Zelle und des Organismus auf die Familie und den Staat übertrug, verwechselte man einen psychologischen Begriff (Gesellschaft) mit einem rein biologischen Begriff (Individuum). Zu welchen weiten Consequenzen aber eine solche Auffassungsweise führen kann, ersehen wir am besten aus der Art, wie in weiten Kreisen heutzutage mit den Begriffen „Staat", „Gesellschaft" umgegangen wird, als ob diese Organisationen, den psychischen Einflüssen der Individuen gänzlich entrückt, ein wirklich eigenes Leben hätten.

Die im Vorstehenden aus den einzelnen Essays gegriffenen Beispiele dürften, hoffen wir, zur Genüge zeigen, mit welcher Behutsamkeit, Umsicht und Sorgfalt Wilhelm Wundt an die Behandlung der aufgeworfenen Fragen geht, wie er nicht im Sturme, sondern Schritt für Schritt das Terrain erobert, auf dem er das Gebäude seiner eigenen Anschauungen zu errichten gedenkt. Daß er aber in der Darstellung des Gedachten uns diese Schritte selbst mitthun läßt, daß wir in derselben gleichsam mit dem Strom der Erkenntniß zu seinem Endziel schwimmen, gibt diesen Aufsätzen einen Reiz, dem ähnlich, wie Wundt ihn selbst an Lessing's Schriften constatirt. Nur fehlt, wie das bei einer so vornehmen Natur, wie der Wundt's und bei den heute gegen früher doch ein wenig besseren literarischen Verhältnissen erklärlich ist, der Sprache jenes pectus, das alle Schriften Lessing's mit so warmem Leben erfüllt, fast ganz.

Fast, sagen wir, denn daß Wundt der Ton des Sarkasmus und der Ironie, wenn er seiner bedarf, trefflich zu Gebote steht, zeigt die reizende Einleitung zu dem Essay „Die Aufgaben der experimentellen Psychologie", die ein kleines Cabinetsstück

Digitized by Google

vornehmer Zurückweisung anmaßlicher Schulmeisterei ist,*) und der Essay „Der Spiritismus", der auch in seiner äußeren Form, als Brief an den Professor Ulrici, der seiner Zeit für den Spiritismus in die Schranken getreten war, sich als ein polemischer Aufsatz zu erkennen gibt. Seitdem ist Wilhelm Wundt von den „Anzapfungen" sowohl der auf den unnahbaren, aber auch unwirthlichen Höhen thronenden Metaphysiker als der dilettirenden Gespensterpsychologen verschont geblieben, und das stille, aber rege Schaffen des verehrten Mannes hat seinen ungestörten Fortgang genommen. Beweis dessen sind die reichen Früchte emsiger Thätigkeit, die uns von Seiten Wund's ein kurzer Zeitraum von fünf Jahren gebracht hat, Beweis dessen ist auch das letzte Werk, mit dem wir uns an dieser Stelle hauptsächlich beschäftigt haben und das nach dem Gesagten wohl keiner besonderen Empfehlung bedarf. Wer aus dem Gewirre des Tages, aus dem Streite der mit mehr Heftigkeit als Gründen verfochtenen Tagesmeinungen zu einem Horte reinen, ruhig fließenden, aufklärenden Lichtes sich zu retten wünscht, der wird in diesem Buche finden, was er sucht, und es wird ihm sein, was jedes echte und rechte Werk des Geistes sein sollte, kein *ἀκρόαμα*, kein bloßes gefälliges Gegaukel mit weltbewegenden Vorstellungen, sondern ein *κτῆμα εἰς ἀεί*, ein liebes und werthes, Gedanken lösendes und anregendes Besitzthum.

Feuilleton.

Von den Tauern zum Vierwaldstättersee.

Von Wilhelm Lübke.

Wieder einmal war die Zeit gekommen, wo der von der Hetzjagd des heutigen Lebens erschöpfte Culturmensch — nicht etwa, wie es in dem Liede heißt, „in sich geht und denkt, wo man einen Guten schenkt", sondern vielmehr mit sich zu Rathe geht, wo man etwa in einem schönen Gebirgswinkel Ruhe und Erfrischung für neue Arbeit finde. Niemals vielleicht tritt der Kampf ums Dasein in so eigenthümlicher Form hervor, wie da, wo sich dieser Kampf zu einem Ringen nach frischer Luft, frischem Wasser, freier Muße und behaglicher Stille zuspitzt. Denn mit dem Beginn des Hochsommers, wo die glühenden Strahlen des pestbringenden Phoebus Apollo uns die Existenz in unseren Städten in ihrer ganzen Unnatürlichkeit klar machen, ergießen Tausende und Abertausende wie auf ein gegebenes Zeichen sich in überfüllten Eisenbahnzügen allwärts hinaus ins Gebirge, vorzugsweise in die Alpen, um sich in stärkender Gletscherluft zu erholen. In diesem drangvollen Gedränge sich ein ruhiges Plätzchen zu erkämpfen, ist eine Aufgabe schier zum Verzweifeln. Ja, wenn die Mehrzahl unserer gebildeten Zeitgenossen wirklich jene Bildung besäßen, von der so viel die Rede ist! Aber da blüht die vollste Rücksichtslosigkeit! Jeder geberdet sich in einem von Hunderten vollgepfropften Hotel, als wäre er der einzige Bewohner. Von den unfreiwilligen Störenfrieden, den Wand an Wand mit uns schlafenden Nebenschnarchern, gar nicht zu reden; aber wer kennt sie nicht, die mit brutalen Absätzen über unsern Häuptern polternden Frühaufsteher und Spätaufbleiber, die endlos redseligen Schwätzer in den Corridoren und Treppen, die mit wüthender Unverdrossenheit an den elektrischen Klingeln läutenden Stürmer und Dränger, endlich die Schaar der süßen Kleinen, nicht das geringste unter den Schrecknissen für den Ruhe suchenden Sommerfrischler.

Weil nun dies ganze Wesen oder Unwesen in der hochentwickelten Hotelcultur der Schweiz am höchsten ausgebildet ist, vermeide ich seit einer Reihe von Jahren dies schöne und für mich an werthen Erinnerungen reiche Land und verzichte lieber auf seine herrlichen Naturscenerien, als daß ich sie mir im Hochsommer durch Schaaren zudringlicher Zeitgenossen verderben ließe.

Wie köstlich hat Roquette dieses Treiben verspottet*):

„Aber gelangt man nur erst zum Hotel, wo die Zimmer bestellt sind,
Findet man's in der Pension billig und wirklich bequem.
Auch an Gesellschaft pflegt ja nicht Mangel zu sein und man lebt dort
Bald mit der fremdesten selbst fast wie zu Hause sich ein.
Hatt' ich doch täglich mein Whist, wie daheim! Im Salon war ein muntres
Treiben, Gelegenheit auch immer zu hübscher Musik.
Trefflich geschult sang Frau N. N. Ihr Mann ist Fabrikherr;
Ledergeschäft; steinreich; selber ein Kenner der Kunst.
Auch ein Tenor war da, und die niedlichste junge Pianistin
Spielte. Der Platz am Clavier wurde zu Abend nicht leer."

Seit fast einem Decennium suche ich die Alpenländer Oberbayerns und Oesterreichs auf, wo man freilich auf manchen Comfort, auf manche Finessen des modernen Hotelwesens verzichten muß, aber dafür weit eher ohne gar zu große Störungen ein tête à tête mit der Alpennatur im intimsten und zugleich großartigsten Stile haben kann. Freilich, Oberbayern läßt sehr viel noch immer hinsichtlich der Aufnahme und Verpflegung zu wünschen. Der Kaffee, fast überall im deutschen Reiche in bedenklichster Beschaffenheit, erreicht dort meist eine unübertreffliche Tiefe von Niedertracht; und was die Fleischspeisen betrifft, so muß statt des fröhlichen Rindes stets die betrübte Kuh herhalten und nach allen Strapazen ihres mühevollen Lebens noch im Tode den harmlosen Wanderer durch ihre tugendhafte, aber entsetzliche Zähigkeit erschrecken; daneben steht als nationales Gericht das noch unreif in den Kinderschuhen geschlachtete Kalb — himmelschreiend wie der bethlehemitische Kindermord! — drohend bei jeder Mahlzeit im Vordergrunde.

Entschieden besser ist es in Oesterreich, besonders in manchen Gegenden von Tyrol, Steiermark und vom Salzkammergut, und wenn auch hier noch Manches zu wünschen bleibt, so hat man dafür auch nicht die Qual der in der Schweiz namentlich florirenden table d'hôte, wo man im Getöse von Hunderten in heißen überfüllten Sälen, in Gesellschaft entweder mit jenen in affectirter Vornehmheit feierlich Schweigenden oder mit zudringlichen Schwätzern die nothdürftige Atzung suchen muß. Wie angenehm dagegen die österreichische Sitte, welche dem Einzelnen gestattet, für sich zu bleiben oder sich anzuschließen und zwanglos à la carte sein Heil zu versuchen.

So waren denn auch diesmal die österreichischen Alpen meine Parole, die nördlichen Seitenthäler der hohen Tauern mein Ziel. Es ist keine Frage, daß diese herrliche Alpenwelt ungleich zugänglicher sein würde, wenn sie in der Schweiz läge. Zwar, so weit die Eisenbahn reicht, die überall den Anfang dieser Thäler berührt, ist man aufs beste versorgt. Die Giselabahn, welche das saftig-frische Hauptthal des Pinzgaus durchzieht, ist hinsichtlich der comfortablen Ausstattung der Wagen eine der besten der Welt. Namentlich sind die am Ende jedes Zuges laufenden Salonwagen mit ihrem freien Aussichtsperron mustergültig eingerichtet und stechen vortheilhaft von den Wagen sämmlicher Schweizerbahnen ab, die in Knauserei der Raumverhältnisse und der Ausstattung selbst hinter den württembergischen Bahnen womöglich noch zurückstehen. Auch wird man nirgends in der Welt ein höflicheres Dienstpersonal finden. Kam doch einmal während der Fahrt

*) Sätze wie: „Der Materialismus hat einen üblen Geruch. Will man also möglichst energisch andeuten, daß man irgend eine Meinung nicht theilt, so nennt man sie Materialismus" (S. 132). „Die scholastische Theologie steckt so manchem modernen Philosophen noch immer in den Knochen. Wenn ihm die Argumente ausgehen, so erklärt er, daß die Religion in Gefahr sei" (S. 133) wird der Freund einer wissenschaftlichen Psychologie gegenüber gewissen anderen mit dem „Normalen" und „Abnormen" operirenden Richtungen gut thun, sich von Zeit zu Zeit in das Bewußtsein zurückzurufen, um den Werth derartiger Ausführungen zu bemessen.

*) In seinen viel zu wenig bekannten „Idyllen, Elegien und Monologen". Stuttgart. Cotta, 1882.

Digitized by Google

der Schaffner an mein Fenster, um mich darauf aufmerksam zu machen, daß man an einer bestimmten Stelle den Dachstein in seiner ganzen Ausdehnung zu sehen bekomme. Welchem Schweizer Schaffner würde eine solche Urbanität in den Sinn kommen! Ueberhaupt hat die Bahnverwaltung alles Erdenkliche gethan, um mit Zuvorkommenheit die Honneurs der Gegend zu machen. So hat sie bekanntlich an mehreren Punkten Hotels errichtet, welche den modernen Anforderungen an behagliche Unterkunft und gute Verpflegung Genüge leisten. Namentlich das große Elisabethhotel in Zell am See hat diesen schönen Punkt trotz seiner großen sommerlichen Hitze zu einem Centrum belebten Fremdenverkehrs gemacht, und wer die Ueberfüllung und den Trubel städtischen Treibens nicht scheut, der wird dort seine Rechnung finden; wer aber die geliebten Zeitgenossen einige Zeit des Jahres hindurch gern entbehren mag, der wird die stilleren Seitenthäler aufsuchen.

Hier hat nun allerdings Regierung und Bevölkerung bis jetzt kaum die ersten Schritte gethan, um dem Reisenden den Verkehr zu erleichtern. Welch' ungeheuren Umweg muß Der machen, welcher aus dem Pinzgau in das südliche Parallelthal der oberen Drau gelangen will! Lägen diese paradiesischen Gegenden in der Schweiz, so hätte der Unternehmungsgeist der dortigen Bewohner längst zum mindesten eine Fahrstraße über die Tauern angelegt, auf welcher auch außer dem kniestarken Alpenfex Leute mit bescheideneren Bewegungswerkzeugen und minder robusten Constitutionen der Gletscherwelt des Groß-Glockner und seiner Trabanten bis ins Herz dringen könnten. Die österreichische Regierung, die so Großes für den Bau von Alpenbahnen geleistet hat, sollte wenigstens eine solche Fahrstraße durchs Fuscherthal bis nach Heiligenblut herstellen, und sie würde diesen armen Gegenden zu großem Aufschwung verhelfen. Mit der Zeit würde der Fremdenverkehr bedeutend wachsen und dadurch eine Quelle von Wohlstand dem Lande erschlossen. Aber freilich, es würde wohl auch viel von der jetzt noch herrschenden Einfachheit verloren gehen, und angesichts der Perspectiven auf einen internationalen Fremdenstrom, in welchem die bekanntlich durch Bescheidenheit und Feinheit hervorragenden Söhne Albions obenauf schwimmen würden, wollen wir lieber manches Unzureichende der jetzigen Zustände in den Kauf nehmen.

Ich bin nun weit entfernt, den geneigten Leser durch umständliche Naturschilderungen zu belästigen; noch weniger fällt es mir mitten im Winter ein, die stillen Winkel anzupreisen, in welchen ich Ruhe und Erquickung gefunden habe. Die Schönheiten des Kapruner Thals, der Rauris oder des Fuscherthals zu schildern will ich Anderen überlassen. Doch darf ich wohl gestehen, daß besonders Ferleiten im Ausgang letztgenannten Thales durch seine feierlich einsame Großartigkeit mir den tiefsten Eindruck gemacht hat. Vielleicht trug dazu die Erinnerung an ein bei uns in Deutschland zu wenig bekannt gewordenes Buch bei, die „Briefe eines Unbekannten" (Wien, Gerold 1881), die theilweise aus diesem stillen Gebirgswinkel datiren. Alexander von Villers, das ist der Name des „Unbekannten", gehörte zu den vornehmen Naturen, die niemals mit der Menge schwimmen, sondern durchaus in aristokratischer, nicht selten schroffer Eigenart auf sich selber ruhen. So wird man denn manchmal zum Widerspruch herausgefordert, namentlich wo die politischen Antipathien gegen den deutschen Norden und die Führerschaft Preußens hervortreten. Bedenkt man indeß, daß der Verstorbene ein geborener Sachse war und den größten Theil seines Lebens in Oesterreich zubrachte, ferner daß es sich um die Zeiten zwischen 1866 und 1870 und darüber hinaus handelt, so wird man diesen Umständen Rechnung tragen und sich im Genuß des rein menschlichen Inhalts dieses köstlichen Buches nicht stören lassen. Geist, Humor und Witz sprudeln auf jeder Seite, in jedem Satze; feinste Naturbeobachtung wechselt mit tiefsinniger Lebensbetrachtung, inniges Verständniß für alles Echte und Schöne kleidet sich nicht selten in die Form übermüthigen Humors; daneben fehlt es auch nicht an bittrer Ironie und scharfem Sarkasmus. Einige Proben seien mir gestattet. Aus Ferleiten schreibt der Einsame: „Was ich hier von Blumen finde, ist nicht zu beschreiben. Wenn die T. die blaue Schlingpflanze sähe, die hier auf den Bergen in den Büschen herumklettert! Wenn nur der hiesige Huflattich nach Wien käme, er würde Baron werden, und die Schaafgarbe ist schöner als eine Palastdame! — Gestern Morgen bin ich in aller Früh drei Stunden hoch auf eine Alm gestiegen; jeder Park könnte sie um solchen Weg beneiden, und wenn in den Bergen noch so viel herumliegt, es sieht nie unordentlich aus. Die Wasser schleppen Alles herum und lassen es wo liegen; aber gleich kommen die Farrnkräuter und die Moose und klettern auf den Wurzelstöcken herum, tapezieren, polstern, hängen Bilder auf und richten sich ein wie in einem Schloß; sogar die Brennnesseln leisten Außerordentliches und werden in kürzester Zeit mit schönen Wäldern fertig. Man muß so einen Brennnesselwald sehen, um Respect vor dem Wachsen zu kriegen, die verstehen's. — Unser vielgepriesener aufrechter Gang, dies emporgehobene Haupt hat uns der Erde entfremdet, und der gegenstandlose Blick übt sich an Abstractionen. Wie anders mag eine Kuh sehen, kennen und unterscheiden, und wenn ich das Rindvieh bis an die Knie in seiner blühenden, nimmer leeren Schüssel stehen sehe, die ihm zugleich Wissenschaft, Brodstudium, Erholung, Arbeit, Pflicht und Ausschweifung sein darf, so frage ich mich, ob wir nicht auch um den Schlag auf den Kopf den Ochsen beneiden müßten, der ihm Spital und Pension erspart, die im Grunde genommen doch unter mancherlei anderen Namen das letzte Wort des menschlichen Daseins aussprechen. — Das ewige Herumreisen: Die Erde läuft auch immer davon; was sie sucht, weiß ich nicht, aber gefunden hat sie's noch nicht. Wenn es Ruhe ist, die sie sucht, die wollte ich ihr schon schaffen; ich nähm' einen großen Nagel und nagelte sie ans Himmelsthor wie eine alte Eule zum abschreckenden Beispiel für alle Zigeuner. — Hinter dem Peter seinen Riesenwaden muß man einen Berg erstiegen haben, um zu ahnen, welche Kraft, Ruhe, Sicherheit und Güte in einem alten wollenen Strumpfe stecken kann."

So viel ist gewiß: zu den schönsten Blicken, die man auf dieser Welt haben kann, gehört die Aussicht an der Katharinenbank beim Fuscherbad, wo man die Riesengruppe, welche um den Groß-Glockner lagert, sich über dem Ferleitener Thal in schimmerndem Glanze erheben sieht, eingerahmt von den hohen waldbewachsenen Seitenwänden dieses Thales, in dessen Tiefe die Fuscher Ache in schäumenden Cascaden sich herabstürzt. Eine ganze Symphonie herrlicher Naturscenen genießt man aber, wenn man vom Bade den Fußpfad nach Ferleiten einschlägt. Der Weg zieht sich anderthalb Stunden lang am linken Thalrand in mittlerer Höhe hin, größtentheils im Schatten des Fichtenwaldes. Schön sind zu Anfang die Blicke nordwärts ins liebliche Thal mit seinen Hütten und Ortschaften, aus denen das Dorf Fusch mit seinem alten Kirchthurm hervorragt. Den Schluß bilden die starren Felskämme des Steinernen Meeres. Bald aber wendet sich der Weg am steilen Bergabhang hin entschiedener südwärts. Unten in der Tiefe schäumt und braust die Ache uns entgegen, der unser Weg uns stetig nähert. Wie wechselvoll ist dies Stürzen, Rauschen und Tosen des Wassers, dem von beiden Seiten kleinere Bäche in kecken Fällen zuströmen! Bald durchbricht der Bach mächtige Felsbänke, die sich ihm in den Weg stellen, indem er mit verdoppelter Gewalt seine Fluthen in schäumendem Gischt abwärts stürzt; bald fließt er in einer Kette kleiuerer Cascaden dahin. Es ist ein Schauspiel von unerschöpflichem Reiz. Plötzlich öffnet sich unversehens der Wald, und wie ein Zauberbild taucht am Schluß des Thales das großartige Gletscherpanorama vor uns auf, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Endlich nach anderthalbstündiger Wanderung hört der Wald auf, wir treten auf eine weite Matte hinaus, auf der nur einige Häuser und Heustadeln die grüne Fläche unterbrechen; aber den Schluß des Thales bilden die Eis- und Schneemassen des Fuscherkarkopfes und seiner Trabanten, ein Bild von erhabenster Gewalt. Das ist Ferleiten. Welche Einsamkeit und Stille! welche Naturpoesie, wenn früh Morgens die Touristen sich aufgemacht haben, um den Tauernpaß zu überschreiten, und kein Laut sich regt, als das Gackern der Hühner und etwa das Gebell eines Hundes oder das Blöken eines Rindes! Und welche Ströme von kräftigster Alpenluft ergießen sich unaufhaltsam aus dem großen

Digitized by Google

Reservoir der Gletscher! Hier lohnt sich's, eine Lunge zu haben!

Doch Alles muß einmal enden, und so nahte auch die Zeit der Trennung von dieser Hochgebirgs-Herrlichkeit. Nur kurze Zeit wurde noch Zell am See gewidmet, ein Streifzug nach dem idyllischen Alt-Aussee und dem poetischen S. Wolfgangsee, wie dem stillen Grundlsee gemacht, im Vorüberfahren die ernste Poesie des Hallstätter Sees genossen; dann aber galt es den Rückzug, der diesmal über Innsbruck mittelst der neuen Arlbergbahn nach der Schweiz vor sich gehen sollte. Dies ist nun eine der wundervollsten Fahrten, die man irgend machen kann; in nicht ganz acht Stunden, von Morgens 10 bis gegen 5¾ Abends, erreicht man von Innsbruck über Buchs und Sargans Zürich. Man hat dabei die Annehmlichkeit, in den bequemen österreichischen Wagen bis zum Ziel der Reise zu bleiben, und dieser Vorzug empfindet sich um so nachdrücklicher, wenn man die Unbequemlichkeit der schweizerischen und der meisten süddeutschen Eisenbahnwagen an seinen gequälten Gliedern gebüßt hat. Denn nicht blos haben die österreichischen Gebirgsbahnen bekanntlich am Ende des Zuges jene Salonwagen mit freier Aussichtsterrasse, die den Genuß der herrlichen Gegenden so sehr erleichtern, sondern auch die übrigen Wagen sind ebenso elegant wie comfortabel eingerichtet, an der einen Langseite mit einem Communicationsgang, mit Toilette und Closet versehen, so daß dem Reisenden schier ein häusliches Behagen zu Theil wird. Aber auch für die Verpflegung ist bestens gesorgt, denn auf Wunsch erhält man in Landeck auf einem Präsentirbrett ein Mittagessen mit allem Zubehör in den Wagen hineingereicht, welches man ganz bequem während der Fahrt verzehren kann.

Am 29. September fand unsere Fahrt statt. Am Tage vorher hatte sich jener 24stündige Schneefall ereignet, der in den Alpenländern so colossale Dimensionen angenommen, daß wohl seit Menschengedenken in so früher Jahreszeit Aehnliches nicht vorgekommen war. Bis Landeck hatten wir nicht unmittelbar davon zu spüren gehabt; nur daß die Hochgebirge rings in vollständig neuem Winterhabit prangten. Aber auch ohne diesen besonderen Umstand, welch' wundervolle Fahrt ist dies! Welche Großartigkeit der Scenerien in diesem oberen Innthale! Je weiter die Bahn emporstieg, desto tiefer in schwindelerregender Schlucht stürzte sich der Fluß schäumend mit weißen Katarakten uns entgegen. Und nun die wechselnden Einblicke in die Seitenthäler, besonders in das Oetzthal mit seinen eisigen Fernern! Das Alles ist eine Kette der entzückendsten Bilder, die den Zuschauer wie auf einer großen Bühne fast athemlos in Spannung erhalten. Von Landeck ab begann nun aber der Schnee uns rings zu umgeben, immer höher thürmten die Massen sich auf, und auf dem Arlberg fanden wir ihn gegen zwei Fuß tief und das Alles in schimmernder Reinheit und Unberührtheit. Und so ging es bis nach Feldkirch hinab, und erst in dem breiten sonnigen Rheinthal verschwand der Schnee, und die Sonne bestrahlte eine saftig schwellende Sommerlandschaft, umrahmt von den großgezeichneten Felsmassen dieser rheinischen Gebirgszüge.

Anders gestaltete sich aber das Bild, als wir über Sargans an den Wallensee kamen und nun in die lieblichen Gelände des Zürichsees einlenkten. Auch hier hatte der unerhörte Schneefall starke Spuren hinterlassen, und jammervoll war der Anblick Tausender von Obstbäumen, die noch mit dem vollen Herbst beladen, zusammengebrochen waren unter der doppelten Last. Abgeknickte Zweige, zerspaltene Stämme oder auch ganz entwurzelte boten sich wie lauter traurige Leichen dem Blick. Erst in der Nähe von Zürich hörten diese Spuren auf, allein man sagte uns nachher, daß selbst in der Stadt der Schnee einen ganzen Tag gelegen habe.

Den folgenden Tag benutzten wir zum Durchwandern der Stadt und ihrer Umgebungen. Wenn man nach längerer Zeit eine Stätte wieder aufsucht, die Einem Jahre lang lieb und vertraut war, so muß man immer auf Veränderungen gefaßt sein; aber eine so totale Umgestaltung hätte ich doch nicht erwartet. Wo war das alte gemüthliche, in seiner vornehmen Schlichtheit so anziehende Zürich geblieben! Die jetzige Ochlokratie, pietätlos und ohne historischen Sinn, hat die Stadt im Stil der modernen Großmannssucht zu einer äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen Copie des modernen Wien mit seiner Ringstraße umzuschaffen sich bemüht. In den vierstöckigen Miethskasernen mit glänzenden Kaufläden, in den breiten Straßen, wie die Bahnhofsstraße, prunkt die schaale Pralhanserei des modernen Lebens; aber das geschäftige Drängen und Treiben, das die engen Straßen und bescheidenen Kaufläden des alten Zürich erfüllte, ist in diesen neuen Theilen ausgeblieben oder zusammengeschrumpft. Abends um sechs, wo selbst in unseren Mittelstädten Alles noch fluthet und wühlt, fanden wir diese neuen Straßen todtenstill und in den Prachtläden mit den großen Spiegelscheiben nicht einen Käufer. Und dabei mußte man über Reichthum und Geschmack der Auslagen staunen; aber — bezeichnend genug — Alles oder doch das Meiste war Pariser Waare! Während Deutschland seit zwei Decennien in einem mächtigen Aufschwung der Kunstgewerbe begriffen ist, blieb die Schweiz um ein Menschenalter darin zurück, denn mit Ausnahme der St. Galler Spitzen, der Uhrenfabriken der Westschweiz und etwa der Thuner Majoliken ist von einer entwickelten Kunstindustrie in der Schweiz nicht zu reden. Und doch glänzte die Schweiz einst gerade auf diesem Gebiete durch ihre köstlichen gemalten Scheiben, ihre feinen Fayence-Oefen, ihre trefflichen Eisenarbeiten, ihre Tischlerarbeiten in geschnitzten und eingelegten Möbeln, Vertäfelungen, Decken u. dgl. Hätte man den zwanzigsten Theil der für die unsinnige Quai-Anlage hinausgeworfenen Summen für Hebung des Kunstgewerbes verwendet, es stände anders, und anstatt einer unnützen und unproductiven Capitalanlage hätte man eine im höchsten Grade gewinnbringende gehabt. Zwar fehlt es nicht an einsichtsvollen Männern in Zürich und anderen Städten, welche diesem volkswirthschaftlich so wichtigen Zweige jetzt ihre Sorgfalt zuwenden; allein sie stehen meist vereinzelt da, und was in Decennien versäumt worden ist, läßt sich vielleicht nie mehr ganz einholen.

Die eben erwähnte Quai-Anlage ist nun aber der Schlußstein in der Reihe der betrübenden Maßregeln, welche das alte Zürich völlig auf den Kopf stellen. Das moderne Zürich, nicht gewarnt durch den ebenfalls aus Großmannssucht hervorgegangenen Ruin Winterthurs, hatte plötzlich das Bedürfniß, eine glänzende Quai-Anlage nach dem Muster von Genf und Luzern ins Leben zu rufen. Man hoffte dadurch „Fremdenstadt" zu werden: das abgeschmackte Ziel des Ehrgeizes der meisten modernen Städte, die durch „Vereine zur Hebung des Fremdenverkehrs" einen möglichst großen Bruchtheil des goldführenden Fremdenstromes auf sich hinzulenken bemüht sind. Als ob die anmuthige, aber keineswegs prachtvolle Lage von Zürich mit ihren bescheidenen Reizen jemals mit Genf oder Luzern wetteifern könnte! So constatirte ich denn zwischen fünf und sechs Uhr Abends, daß auf der colossalen neuen Limmatbrücke am Anfang des Sees ich und eine einsame Droschke als einzige lebende Wesen wimmelten! Nun hat man angefangen, rings um den See breite Aufschüttungen für den Quai zu machen und die reizende Mannigfaltigkeit der Privatgüter mit ihren Villen und Gärten vom See zurückzudrängen, um die monotone Pracht einer Quaistraße an ihre Stelle zu setzen. Diesem Streben hat man so manchen landschaftlichen Reiz des alten Zürich geopfert, verschwunden ist der hübsche „Baugarten" mit seiner erhöhten Terrasse, von welcher man bei „fernerweitiger guter Verköstigung" einen so wundervollen Blick auf den See und den Kranz der Alpen hatte. Alles dem Erdboden gleich gemacht, als ob auch hier das Wort König Ludwig's I. sich bewähren sollte: „Diese Menschen werden nicht eher ruhen, als bis Alles so flach ist, wie ihre Köpfe". Dagegen erhebt sich eine mächtige Börse, übrigens ein Bau von ansprechenden Formen, ungefähr an jener Stelle, der aber seine Brandmauer dem See zukehrt, weil das große Cafe-Restaurant, auf welches man für die Rückseite gerechnet hatte, ausgeblieben ist!

Die Natur aber hat sich an ihren Verunglimpfern gerächt: die Quaiarbeiten hatten den alten Schlamm und Moder am Ufer aufgewühlt, der dann, in die Wasserleitung eingedrungen, der Stadt jene Typhus-Epidemie zuzog, welche sie allerdings nicht eben anlockend für Fremde erscheinen ließ.

Wer möchte nicht jeder Stadt eine fröhliche gesunde Ent-

Digitized by Google

wickelung wünschen! Der Schreiber dieser Zeilen hat eine alte Anhänglichkeit an das alte Zürich als die Stätte regen geistigen Lebens und seit der Reformation den Vorort deutscher Bildung und fortschreitender Cultur. Aber diese neueste Phase kann keinem ernsten Freunde der Stadt gefallen. Wohl wissen wir, daß noch immer ein Stamm tüchtiger, hochgebildeter Männer dort in alter Weise wirkt; aber sie haben keine Stimme mehr im öffentlichen Leben und müssen alle ochlokratischen Experimente mit Referendum und anderen Herrlichkeiten über sich ergehen lassen. Wie der öffentliche Umgangston in der Schweiz immer mehr dem demokratischen Ideal entspricht, bewies uns ein Vorfall in der Eisenbahn. Wir wollten aus einem überfüllten Coupé in ein weniger besetztes übersiedeln, erhielten aber vom Schaffner die patzige Antwort: „Ei was, wir sind in der Schweiz, da gibt es keine Ausnahmen!"

Bei dieser Gelegenheit noch ein paar Worte vom Eisenbahnwesen der Schweiz. Ich fand dasselbe in einer Weise zurückgeblieben, wie ich desgleichen nirgends gefunden. Zunächst herrscht noch die alte Gewohnheit, daß es keine Nachtzüge gibt, wobei nur neuerdings die Gotthardbahn zu Gunsten des Weltverkehrs eine Ausnahme macht. Im Uebrigen aber bleiben alle Postsendungen auf diese Weise stets eine Nacht hindurch liegen; und doch ist im heutigen Geschäftsleben der Spruch „Zeit ist Geld" mehr als je berechtigt! Sodann läßt der Bau der Eisenbahnwagen außerordentlich viel zu wünschen, und selbst die neuen Wagen der Nordostbahn bleiben hinter den Anforderungen der Gegenwart auf Comfort erheblich zurück. Ganz unzureichend namentlich sind die Vorkehrungen für Aufnahme des Handgepäcks. Dazu kommt als äußerste Belästigung der Reisenden, daß auf den Stationen keine Dienstleute geduldet werden, die das Handgepäck in die Wagen tragen dürften. Will man damit das Mitnehmen zu großer Gepäckstücke in die Wagen verhindern, so sind dies Alles doch Maßregeln, die von kleinlicher Knauserei zeugen. Wir hassen überhaupt die schweizerische und süddeutsche Sitte, kein Freigepäck auf den Bahnen zu bewilligen; es ergeben sich daraus große Belästigungen für jene Reisenden, welche ihr Gepäck aufgeben. Ebenso inhuman und kleinlich ist die Ueberfüllung der Wagen. Wir sahen in einem Coupé von sechszehn Plätzen fünfzehn Erwachsene und drei Kinder eingepfercht. Dazu noch der unhöfliche Ton so vieler Beamten, um das Eisenbahnfahren in dem schönen Lande zu einer wahren Tortur zu machen.

Uebrigens leiden wir auch in Deutschland an vielen Unzuträglichkeiten beim Eisenbahnfahren. Besonders gilt dies von Süddeutschland. Alle durchgehenden Wagen sollten doch mit Toilette und Cabinet versehen sein, was immer noch nicht der Fall. Und dann das ewige Coupiren der Billets, die ganze polizeiliche Bevormundung, die sich in den Eisenbahndienst eingeschlichen hat. Zwischen Stuttgart und Frankfurt, einer Fahrt von fünf Stunden, muß man sechsmal das Billet vorweisen! Wie einfach ist der Dienst in Frankreich, wo man beim Eintreten in die Wartesäle sein Billet coupiren läßt, dann, ohne in den Sälen eingepfercht zu bleiben, auf den offenen Perron geht und seinen Platz sucht, um ungestört bis ans Ziel zu fahren, wo das Billet abgenommen wird. Unterwegs keinerlei Scheererei durch Schaffner! Warum ahmt man bei uns und in der Schweiz, die doch so franzosenfreundlich ist, nicht die löblichen Einrichtungen der Franzosen nach? Endlich gehört zum Allerunbequemsten die Langsamkeit der Züge und die schlechten Anschlüsse, sowie der Mangel an durchgehenden Wagen. Um z. B. von Genf an den Bodensee zu kommen — eine Entfernung, die in Deutschland höchstens sechs Stunden erfordert —, braucht man fast 14 Stunden und muß drei bis vier Mal umsteigen. Und dann, wie gesagt, nirgends Träger für das Handgepäck!

Trotz alledem wollten wir nicht auf den Vierwaldstättersee verzichten. Auf diesem wundervollen Erdenfleck zu weilen, wenn die Hochfluth der „Saison" mit ihrem Menschengewühl sich verlaufen hat und nur ein kleiner Rest von dem Schwarm übrig geblieben, in den sich dann auch zahlreiche Schweizer mischen, das gehört zu den köstlichsten Genüssen. Allerdings hat in den Augen eines unbefangenen Betrachters auch Luzern wesentlich gelitten durch die gar zu gehäuften und colossalen Anlagen der Hôtels, welche den Quai einfassen; besonders das riesige Hôtel National hat den Blick auf die stattliche Stiftskirche geschädigt, noch mehr aber die ehemals so wundervollen Ausblicke aus den die Kirche umgebenden Friedhofhallen auf das unvergleichliche Panorama des Sees vernichtet. Dennoch bleibt des Schönen immer noch genug. Das herrlich klare Herbstwetter lockte uns zu einigen Ausflügen; auch der Rigi wurde besucht, den wir freilich in jüngeren Jahren in viel schönerer Weise als Fußwanderer bestiegen. Und wie hat sich auch da so Vieles verändert! Vor zwanzig Jahren zählte man auf dem Rigi fünf Hôtels; jetzt ist der arme Berg mit nicht weniger als elf oder gar dreizehn dieser ins Riesige gewachsenen Karawanserais gespickt. Unsere Reisegesellschaft eilte, auf dem Kulm kaum angelangt, in das Hôtel, um an der table d'hôte das erhabene Gefühl zu genießen, auf dem Rigi zu Mittag gespeist zu haben. Wir drückten uns mit unserem mitgebrachten Mundvorrath in die Sonnenecke einer Hütte und genossen dort wieder mit Entzücken die unvergleichliche Aussicht, die großartiger als je in vollem Glanze sich darbot. Denn die ganze Gebirgswelt der Schweiz lag in aller Winterpracht ausgebreitet vor unsern Augen — wir selbst standen zolltief in frisch gefallenem Schnee —; die Thäler aber prangten noch im saftigen Schmelz des Sommers.

Auch eine Fahrt mit dem Dampfboot auf dem See bis nach Fluelen wurde noch unternommen. Unvergleichlich frisch, als wäre es zum ersten Male, drang diese ununterbrochene Reihe großartiger Eindrücke auf uns ein. Dabei ereignete sich eine hübsche Scene, die von dem treuen Festhalten des schweizerischen Kernvolkes an seinen alten Traditionen Zeugniß ablegte. Als das Schiff beim Mythenstein vorbeifuhr, den die Dankbarkeit der Urcantone dem „Sänger des Tell" gewidmet hat, erging sich ein junger übermüthiger Deutscher in lautem kritischen Schwadroniren: man wisse ja jetzt, daß an der ganzen Tellgeschichte kein Wörtlein Wahrheit sei, daß Alles nur Sage, nur Märchen. Da wandte sich der eben vorübergehende Schiffscapitän an den Sprecher, ihn energisch ansehend: „Herr, zwyflet am lieben Gott, nur nit am Täll". Und der kecke Schwadronör verstummte!

Am letzten Tage wurde noch der Gütsch besucht und bei klarem Wetter auch die herrliche Aussicht über die Stadt, den See und das gewaltige Alpenpanorama, an dessen Eingang Rigi und Pilatus wie zwei gigantische Wächter lagern, genossen. Die Zahnradbahn erleichtert den Besuch und ist abermals einer der vielen Beweise von dem rastlosen Unternehmungsgeist der Schweizer, die Fremden durch jede Art von Comfort anzulocken.

Aber was uns betrifft, das nächste Mal gehen wir doch wieder in die Tauern und verzichten gern auf diese und andere Bequemlichkeiten.

Aus der Hauptstadt.

Aus den Concertsälen.

(Fortsetzung.)

Eine neue Oper in Köln und eine neue Operette im Walhallatheater.

Die berühmte Frau Nilsson hat dem Berliner Publicum eine arge Enttäuschung bereitet; sie verwendet jetzt nur mehr die schönen Ueberbleibsel einer einst großartigen Stimme in den Concerten, da dieselbe für eine dramatische Durchführung auf der Bühne nicht mehr ausreicht; und sie bringt in den Concertsaal alle die theatralischen Mittelchen, Mienen- und Geberdenspiel, mit welchen sie einst auf der Bühne Wirkung erzeugte. Daß sie noch immer ein sehr bedeutendes Können und eine imposante Erscheinung zeigte, ist nicht zu leugnen; aber ganz unbestreitbar steht die Kunst ihrer Leistungen weit unter der Kunst des Lärmmachens ihres Impresario, der unglaublichsten Reclame, des Puffs. Jeder einigermaßen musikalische Leser muß mir auch beistimmen, daß das Concertprogramm einer so berühmten Sängerin: Lied der „Mignon" aus Ambr. Thomas' Oper, Schmuckwalzer aus

Digitized by Google

„Margarethe“ und Miserere aus dem „Troubadour“ (im Concerte!) von vorneherein einen künstlerischen Maßstab ganz ausschloß. Und ich kann noch mit bestem Wissen beifügen, daß ihr Vortrag dieser Sächelchen, wenn von einer anderen Sängerin ohne solch berühmten Namen geboten, durchaus nicht als Leistung ersten Ranges anerkannt würde. Das Publicum und die Kritik verhielten sich ziemlich kühl; aber die zwei Concerte haben — Dank der meisterhaften Machkunst des Impresario — viel Geld getragen, und das ist doch wohl die Hauptsache. Ich will also den geneigten Leser nicht mit weiteren Betrachtungen über den Gegenstand aufhalten.

In einem Philharmonischen Concerte hat Herr Professor Joachim eine neue Symphonie von Herrn von Herzogenberg vorgeführt. Der Componist war bisher in Leipzig Dirigent des Bachvereins und ist seit des verewigten Kiel's Tode als Professor der Compositionslehre an die hiesige Königl. Hochschule berufen worden. Er genießt den Ruf eines vorzüglichen Contrapunktisten, der die schwierigsten Formen mit großem Geschick handhabt. Im verflossenen Jahre hat Professor Joachim ein Quartett von ihm zu Gehör gebracht, das als eine sehr achtungswerthe Arbeit auf diesem schwierigen Gebiete anerkannt wurde. Aber in dieser Symphonie scheint Herr von Herzogenberg absichtlich Alles vermieden zu haben, was im Hörer ein Erkennen jenes Talentes contrapunktischer Formen beibringen könnte. Das Werk ist in düsterster Schumann'scher Färbung gehalten und besonders die ersten und letzten Sätze so ausgedehnt, daß eine Uebersichtlichkeit der Form ganz unmöglich wird. Es mag allerdings eine sehr schwere Aufgabe sein, in der rein symphonischen Form, in der Orchester-Sonate, Neues den Hörer Fesselndes zu schaffen; es läßt sich begreifen, daß ein Componist versucht, mit der Symphonie andere Wege einzuschlagen, als die bisher eingehaltenen. Aber die erwähnte schwere Aufgabe ist durchaus keine unausführbare, das hat der größte lebende Symphoniker, Brahms, bewiesen. In seinem ersten Werke der Gattung ließ er seine Gedanken noch hin und her schweifen, ohne dem Kunstgesetze des organischen Aufbaues jedes einzelnen Satzes und des proportionellen Verhältnisses jedes Satzes zum andern viel Beachtung zu schenken; bei allen unleugbaren Schönheiten, bei aller Originalität des Andante wie des Scherzo fehlte die Symmetrie des Ganzen. Aber in der zweiten und dritten Symphonie hat dieser großartige Componist gezeigt, wie er immer höher steigt in den Ideen und gleichzeitig in der formellen Fassung, und in seiner neuesten, in der vierten, hat er geradezu Vollendetes geschaffen. Es war mir vergönnt, dieses Werk während einer kurzen Anwesenheit in Köln unter seiner Leitung — in einem Concerte der von Herrn v. Bülow so zu sagen erfundenen Meininger Capelle — zu hören, und ich kann nicht sagen, was mir größere Bewunderung einflößte, die Ideenfülle oder die formenmächtige Arbeit! Das Andante ist das Bedeutendste, was in dieser Art seit Beethoven geschaffen wurde! Hoffentlich wird diese Symphonie nicht lange mehr in Berlin unbekannt bleiben! In Köln habe ich auch eine neue französische Oper, „Johann von Lothringen“ von Victorin Joncières, gehört; dieselbe wird noch im Laufe des Winters an der Königlichen Oper gegeben, dann von mir eingehend besprochen werden; heute will ich nur andeuten, daß sie das Werk eines respectabeln eklektischen Talentes ist und von dem dramatischen Geschicke zeugt, das den Franzosen quasi angeboren ist. Die ganze Nation ist ja theatralisch angelegt, sie hat außer Berlioz keinen bedeutenden Symphoniker erzeugt, ihr nationales musikalisches Leben ist immer auf der Bühne am entschiedensten hervorgetreten; der junge deutsche Musiker vervollkommt seine Studien in den Orchester-Concerten, des Franzosen Hochschule ist die Oper, und ein dramatischer Erfolg ist sein höchstes Ziel.

Während der thätige Director des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters mit dem „Cyclus“ der alten Offenbach'schen Operetten volle Häuser erzielt, hat der neue Director des Walhallatheaters, Herr Steiner, der ebenfalls volle Anerkennung verdient, jetzt nach „Don Cesar“ eine neue Operette von Czibulka: „Der Jagdjunker“, Text von Genée und Zell, gebracht. Diese hat zwar nicht einen durchschlagenden Erfolg erzielt, aber die Achtung aller Kenner erworben. Denn der Componist ist ein feiner mit Erfindung begabter Musiker, der sehr gut instrumentirt, und mit einigen mehrstimmigen Nummern die gegründete Hoffnung erweckt, daß es ihm gelingen wird, eine gute komische Oper zu schreiben. Er ward auch vielfach mit Hervorruf ausgezeichnet. Die Darstellung war eine vortreffliche.

Heinr. Ehrlich.

Notizen.

Die nahende Weihnacht beginnt auch dem Büchermarkte seine fröhliche, bunte, festlich geputzte Literatur zuzuführen. Schon fliegen die munteren Vorboten des Kinderschriftthums auf unseren Redactionstisch und, soweit sich darüber schon jetzt urtheilen läßt, gebührt der neuen Firma Meißner und Buch in Leipzig der Preis. Sie debutirt mit sechs farbenfrohen Novitäten, die sich stolz von der üblichen schwarzen Holzschnittpracht abheben. Den Engländern gebührt das Verdienst, zuerst diese bunte Welt des Farbendrucks für unsere Kleinen erschlossen zu haben, und daß sie mit ihrem kinder- und kunstfreudigen Streben Erfolg hatten, daß sie etwas wirklich Neues und Gutes boten, beweisen am besten die zahllosen deutschen Nachahmungen. Zwar fielen diese anfangs recht unselbstständig, sclavisch und hölzern aus, aber daß die fremde Anregung nun doch wahrhaft gefruchtet hat und jetzt endlich von deutschem Wesen erfüllt ist, zeigen gerade diese sechs Bilderbücher, welche der beliebte Dichter unserer Kinderwelt Julius Lohmeyer im Verein mit einigen vorzüglichen Künstlern geschaffen hat. Freilich sind die Kindergestalten Röhling's im „Fragemäulchen“ noch ein wenig englisch angekränkelt und erinnern immer wieder an Kate Greenaway's Bobies und Sissies, aber der hier in Reimen und Bildern variirte Grundgedanke, wie das wißbegierige Kind die Entstehung von Haus und Kleid, Brod und Geräth u. s. f. erfährt, ist durch und durch anheimelnd kerndeutsch. Ein drolliges Bilderbuch ist auch Das tolle Buch von Jaumann, sinnig und anmuthig Unser Hausglück von Woldemar Friedrich, liebenswürdig die Reimfibel Kinderhumor von Kleinmichel und prächtig illustrirt Robinson Crusoe, nach Aquarellen von Carl Marr. Den Vorzug möchten wir aber Flinzer's Kater Murr geben, worin Leben, Thaten und Meinungen von E. T. A. Hoffmann's Helden in wahrhaft genialer Art von dem geschätzten Katzenmaler, einem modernen Mind in Farben, behandelt sind. Welche Lebenswahrheit in jedem Zug und dabei welcher schalkhafte, liebliche Humor! — Nicht minderes Lob gebührt auch dem neuen Bilderbuche für Kinder von 4—10 Jahren: Für unsere Kleinen, das der treffliche Pädagog und Kinderschriftsteller G. Chr. Dieffenbach bei Fr. A. Perthes in Gotha herausgegeben hat, obgleich hier der Schwerpunkt weniger auf die Bilder, als auf den Text fällt. Der Kinderton ist da überall virtuos getroffen, die frommen Lieder und Sprüche sind geschickt gewählt und eingefügt, und dabei wird neben Belehrung und Erbauung auch der muntere Sinn der kleinen Erdenbürger bedacht. Wie hoch stehen doch diese mit dem ganzen Raffinement unserer Druckerkunst hergestellten Erzeugnisse über den langweiligen, steifleinenen Gestalten unserer früheren Kinderbücher! Und da kommt der Verlag von Otto Spamer in Leipzig sogar mit seinen kleinen handlichen Jahrbüchern für deutsche Schüler, für Zöglinge deutscher Gymnasien und für deutsche Mädchen von Max Vogler. Neben dem Goethe- und Shakespeare-Jahrbuch auch das Gymnasiasten- und Höhere Töchter-Jahrbuch! Nun, diese Jahrbücher sind wenigstens geschickt redigirt und enthalten viel Nützliches, wie Gedenktafeln und Notizenkalender und gar keine Allotria. Das Nämliche möchten wir allerdings von Becker's Tertianergeschichte: Zwei Naseweise auf der Ferienreise nicht gerade behaupten, aber es steckt in dem hübsch ausgestatteten Buche mehr Witz und wahre Lustigkeit, als in mancher berühmten sogenannten „Gymnasial-Humoreske“. Einer neuen Auflage, der sechsten, von W. Wägners mit Recht beliebtem Hellas fügt Spamer dieses Jahr eine vielseitig illustrirte und frisch geschriebene: Kunstgeschichte von K. Göpel bei, welche die hauptsächlichsten Erscheinungen des Kunstlebens in populärer Weise anführt und beschreibt, aber leider die neuere Kunst allzu summarisch behandelt. Eine ereigniß-

Digitized by Google

reiche historische Erzählung verspricht: Prinz Eugen, der edle Ritter und sein allzu bereiter Wachtmeister von W. und J. Wägner zu sein, und unsere Knaben werden gewiß mit glühenden Wangen die flott geschriebenen Affairen bei Zenta, Höchstedt, Malplaquet und Peterwardein hier in Wort und Bild verfolgen.

Das schönste Prachtwerk, das zum neuen Weihnachtsfeste kommt, ist ohne Zweifel die schmucke Mappe aus dem Verlage von Emil Strauß in Bonn: Vom Rhein, Fünfzehn Originalradirungen von Bernhard Mannfeld. Unter den modernen Maler-Radirern nimmt Mannfeld eine erste Stelle ein. Während der geniale Max Klinger der Landschaft am liebsten aus dem Wege geht, feiert gerade hier Mannfeld seine besten Triumphe. Wer die Feinheit und Kraft seiner Nadel bewundern will, der greife zu dieser interessanten Publication. Welches liebevolle Eindringen in die intimsten Schönheiten der Natur, welche poetische Auffassung der Romantik, die in so reichem Maße über jene gottbegnadeten Gestade ausgegossen ist! Die mittelalterliche Traulichkeit von Andernach, die tiefe Melancholie des einsamen Laacher See's, das heitere Bonn im Mondesglanze, die fromme Handlung im Münster, das geschäftige Marktleben — für alle Stimmungen der Natur und des Menschendaseins findet der Meister den adäquaten Ausdruck, so daß der Beschauer sich mit der dargestellten Scenerie fast eins fühlt. Das beste Blatt scheint uns Heisterbach im Winter. Die alte Kathedrale, von Menschen- und Wetterunbill in Trümmer gelegt, ihre halbe Innenseite mit den hohen, kahlen Fenstern der unwirthlichen Natur öffnend, davor und darum das weiße Leichentuch des Winters, die gespenstigen Aeste der dürren, schneebelasteten Bäume, in die Abenddämmerung hinausgreifend, ein im Frost erschauernder Buchenwald und darüber ein bleifarbener, öder, trostloser Himmel — das Alles hat auf dem scharfen, sorgfältig gedruckten Blatte seinen classischen Ausdruck gefunden. Wir wüßten wirklich keinen schöneren Schmuck für unsere Wände oder unseren Salontisch, als diese prachtvolle Folge edelster Kunstschöpfungen. Von allen Versuchen, die lang vernachlässigten Eaufortes in Deutschland wieder aufblühen zu lassen, stehen diese Blätter unbestritten obenan.

Das großartig angelegte und künstlerisch durchgeführte Kulturgeschichtliche Bilderbuch aus drei Jahrzehnten, herausgegeben von Georg Hirth (München, Hirth) geht seiner Vollendung entgegen. Es ist eine Geschichte und Kunstgeschichte unseres Volkes in Bildern, wie sie uns bisher gefehlt hat. Das ganze Mittelalter steigt hier vor uns empor und entwickelt sich in seinen öffentlichen und häuslichen Erscheinungsformen bis ins 17. Jahrhundert hinein. Mancher Maler, mehr als ein Holzschnitzer, von dem wir bis anhin wenig oder nichts wußten, ist hier in seinen besten Schöpfungen „zu fröhlicher Urständ" reproducirt. Wie schwungvoll und flott sind nicht z. B. die Blätter von Goltzius, namentlich die Figur seines jugendlichen Fahnenjunkers, aber schon erscheint da und dort eine gewisse Uebertreibung, die in den letzten Blättern zur völligen Manier und zum Barocken führt. Und so kann man in diesem Buche nicht nur Geschichte und Kulturhistorie, sondern auch Kunstgeschichte lernen. Hoffentlich liegt es uns bald vollständig vor. — Es finden sich hier auch Wiedergaben aus Anton Möller's Danziger Frauentrachten aus dem Jahre 1601, die soeben in einem geschmackvollen Neudruck und versehen mit einem Nachwort von A. Bertling im Verlage von R. Bertling in Danzig erschienen sind.

Cicerone durch das Alte und Neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von Georg Ebers. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Es liegt diesem Buche der mustergiltige Text des großen Prachtwerkes „Aegypten in Bild und Wort" zu Grunde; doch hat der Verfasser denselben von Grund aus durch- und umgearbeitet und auch den jüngsten Ereignissen und Entdeckungen auf ägyptischem Boden volle Berücksichtigung zu Theil werden lassen. Man wird in diesen frisch geschriebenen Bänden vertraut mit Land und Leuten, der Geschichte und den Denkmälern Aegyptens von der ältesten Zeit an bis auf unsere Tage. Viele für das bessere Verständniß durchaus nothwendige Holzschnitte und zwei Karten schmücken das Buch, das wir allen Gebildeten empfehlen können, die sich für das altehrwürdige Aegypten interessiren, insbesondere den Verehrern von Ebers' ägyptischen Romanen. Nur für die Letzteren ist die im gleichen Verlag erschienene Cabinet-Ausgabe der Ebers-Gallerie, zwanzig Blätter zu den Roman-Gestalten des beliebten Novellisten. Neben dem classischen Genrebild von Alma Tadema, das „Eine Frage" dichterisch angeregt hat, darf sich hinsichtlich poetischer und historisch echter Auffassung mehr als eine Composition dieser Suite als ebenbürtig zur Seite stellen. So die Blätter H. Kaulbach's zur „Frau Bürgemeisterin", Ferdinand Keller's Illustrationen, Teschendorf's ideale Darstellung der Schwestern und vor Allem die ägyptischen Scenen von Wilhelm Gentz. Hier steht man nicht nur Anempfundenem, sondern Selbstgesehenem und Erlebtem gegenüber.

Die stets wachsende Bedeutung der Reichshauptstadt und die Weltstellung, welche Berlin einnimmt, zeigt sich auch in dem Umstand, daß eine ganze Reihe bedeutender auswärtiger industrieller Etablissements entweder Zweiggeschäfte in Berlin gegründet oder doch Niederlagen ihrer Erzeugnisse hierselbst haben. So auch neuerdings die rühmlich bekannte Hof-Pianofortefabrik von Zeitter und Winkelmann, welche in Berlin eine Filiale gegründet hat. Die Firma, welche auf den Industrie-Ausstellungen London, Altona, Braunschweig, Melbourne, Porto-Alegre, Kallutta und jüngst auch wieder in London goldene und silberne Preismedaillen davontrug, hat in Folge der großen Aufträge, welche ihr vom Auslande zu Theil wurden, bisher zumeist für den Export gearbeitet; nachdem aber in den letzten Jahren das Etablissement derart vergrößert ist, daß dasselbe allen, selbst den größten Anforderungen und Aufträgen genügen kann, gründete es die Berliner Zweigniederlassung. Die Fabrik verdankt ihren Weltruf dem seit der Gründung festgehaltenen Grundsatz, nur Gutes und Brauchbares zu fabriciren und die Preise auf das Aeußerste zu beschränken, ohne dabei anderes als das durchaus beste Material zu verwenden. In Folge dessen zeichnen sich denn auch die Instrumente von Zeitter und Winkelmann durch elastischen und gleichmäßigen Anschlag, wie durch ausgiebigen und edlen Ton aus, der hinsichtlich der Fülle und Gleichheit von der tiefsten bis zur höchsten Note vollkommen ist. Sämmtliche Klaviere, welche sich durch reich ausgestattete Gehäuse, auf die eine besondere Sorgfalt verwendet ist, auf das Vortheilhafteste präsentiren, sind nach dem System Steinway Sons in New-York gebaut. Die berühmtesten Musiker und Klaviervirtuosen haben diese Instrumente gespielt und auf das wärmste empfohlen. Neuerdings interessirt sich die Firma, welche sich stets die neuesten und besten Erfindungen auf dem Gebiete des Pianofortebaues zu Nutze macht, lebhaft für die Einführung des Uhlig'schen Patentwirbels und hat mit dieser Einrichtung versehene Flügel nebst erläuterndem Modell in ihrer Berliner Filiale (Potsdamerstr. 30a) aufgestellt.

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken **zu beziehen.**

Interessante Novität.

Besonders geeignet für den Weihnachtstisch!

Unter Halbmond und Kreuz

Roman aus unseren Tagen

von **Christian Benkard.**

Preis geheftet 5 Mark, in eleg. geschmackvollem Einband geb. 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn (Wiegandt & Appelhans)

BRAUNSCHWEIG.

Digitized by Google

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Fürstengunst.

Roman
von
A. S. C. Wallis.

Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H.
Drei Bände, 338, 370 und 422 S. 8. geh. M. 18. — Eleg. geb. M. 21,75.

Wallis „Fürstengunst" wird von den Grenzboten als ein Charakter- und zugleich historischer Roman „ersten Ranges", als ein Roman reich an Poesie und kräftiger Charakteristik bezeichnet, dessen Charaktere mit ungewöhnlicher Meisterschaft geschildert sind. Alle anderen Kritiker, so u. A. Felix Dahn, haben sich über diesen hochbedeutsamen Roman in gleicher Weise ausgesprochen. Das von reiche Gedanken tief durchdrungene Werk umfasst die wechselvolle, schicksalsschwere thatenreiche Zeit König Erichs XIV.

Verlag von **Rudolf Waldern** in **Berlin W.**

Soeben erschienen:

Neue Novellen

von

Karl Frenzel.

2 Bde. à Bd. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Soeben erschienen:

Die Erklärung des Gedankenlesens.

Von **Prof. Dr. W. Preyer.**
Mit 26 Original-Holzschnitten.
Preis 2 Mark.

Leipzig. Th. Griebens Verlag.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen vorherige Zahlung direct franco vom Verleger.

Tanagra-Figuren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London u. Petersburg i. bemalter Terracotta auf das Getreueste nachgebildet.

„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne d. Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne über ihr steht." *Gg. Ebers.*

Illustrirte Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstr.

Otto Spamer's
Weihnachts-Neuigkeiten
liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.
Vollständige Verzeichnisse
empfehlenswerter Geschenkbücher
für jung und alt
überallhin **unentgeltlich** und
portofrei.

Der Liller Mädchenkopf.

(Tete de cire des temps de Rafael.)

Erlesenes Meisterwerk d. Renaissance, in Wachs farbig u. getreu d. Original i. Museum z. Lille nachgebildet. Höhe 50 cm.

Preis M. 50. Verpackung M. 3.

Illustr. Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Jugendbriefe

von
Robert Schumann.
Nach den Originalen mitgetheilt
von
Clara Schumann.

IV, 315 S. 8. *M* 6.—. Eleg. geb. *M* 7.—.

„Schumann's Jugendbriefe" werden unzweifelhaft nicht minder freudig begrüsst werden, als s. Z. „Mendelssohn's Reisebriefe". Die Briefe, bis zum Abschlusse der Brautzeit reichend, bekunden „den jungen Schumann" als einen herrlichen Menschen und einen echten, Geist sprühenden Poëten. Nicht nur die Musiker, jedweden Deutschen, der Sinn für die aufstrebende Entwickelung des Genius hat, muss dieses edle Jugendleben in Briefen fesseln und begeistern.

Frau Clara Schumann gebührt aufrichtiger Dank, dass sie diesen ihren edelsten Schatz dem deutschen Volke nicht vorenthalten hat.

Im Verlag von **Knorr & Hirth, München,** sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Haus- u. Schreibkalender, Renaissanceausg., Schmalfolio, 36 Seiten. M. 1.—
Rococo- u. Hauskalender, 4°. 52 S. M. 1.—
Wandkalender, altdtsch., in 3 Ausg., A. v. Hupp, B. v. Seitz, C. n. alten Original. à M. 0,50.
Portemonnaiekalender, altdtsch., 72 Seiten, M. 0,30, in Lederband M. 0,60.
Miniaturkalender, altdtsch., Ausg. z. Hängen M. 0,20. Ausgabe zum Stellen M. 0,25.
Abreißkalender, altdeutscher, M. 1.— Für Katholiken und Protestanten besondere Ausgaben.
Briefbogen, 50, altdtsch., m. altdtsch. Sprüchen u. Couverts in Cassette, M. 5.—
Neujahrskarten, 10, altdtsch., M. 0,50, mit Büttencouverts, M. 1.—
Weihnachtsbriefe a. d. Christkindl.: Ausg. A. Dürer, B. Cronach, C. L. Richter à M. 0,10.
Kernsprüche, 20 altdtsch., auf Büttenpapier, Gr. Folio. In Mappe M. 6.—

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert gratis und franco Oldenburg. Schulzesche Hofbuchhandlung.

6 Weihnachtscataloge, theils illustrirt, mit ermäßigten Preisen, versendet gegen 40 Pf. Marken franco
H. Harsdorf, Buchhandlung, Leipzig.

Soeben erschien, in jeder Buchhandlung zu haben:

Buchholtzens in Paris. 3 M., 4½ M. gebunden. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Auflagen Franco gegen vorherige Einsendung vom Verlag:
A. Unflad in Leipzig.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Expl. in **Orig.-Einbänden:**
Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. *M.* 4.
— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. *M.* 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. *M.* 7,50.
Appell, Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. *M.* 6.
Bulthaupt, Eine neue Welt. Drama. *M.* 3.
— Dramaturgie. 2. Aufl. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. *M.* 6. ** Shakespeare. *M.* 6.
Burns, Lieder u. Ball. Deutsch v. A. Laun. 3. Aufl. *M.* 3.
Bilder a. d. Nordsee-Marschen v. H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen v. H. Allmers. 6 gr. photogr. Kunstbl. In Carton *M.* 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. *M.* 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Winternächte. Gedichte. 2. Aufl. *M.* 5.
— Die Hexe. Trauersp. 4. Aufl. *M.* 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. *M.* 3.
Frater Hilarius, Maipredigten. 6. Aufl. Einltg. v. L. Steub. *M.* 2,25.
Girndt, Reich des Glücks. Trauersp. *M.* 3.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. *M.* 6,50.
Löhn-Siegel, Vom Oldenb. Hoftheater zum Dresdner. Theatererinner. *M.* 4.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 3. Aufl. *M.* 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. *M.* 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. *M.* 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Titelbild. 3. Aufl. *M.* 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Afl. *M.* 2.
Pichler, Seebilder. 2. Aufl. *M.* 4.
Spaeth, Samenkörner d. Wahrheit. 32 Predigt. *M.* 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. *M.* 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. *M.* 7,50.
Wöbcken, Am Wege. Christl. Sprüche. *M.* 1,50.
Volksbote. Volkskal. 49. Jahrg. reich illustr. 50 ₰. Geschenklitterat.-Verzeichn. gratis.
Verl.: Schulzesche Hofbuchh. Oldenburg.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Borntraeger (Ed. Eggers) in Berlin, eine Beilage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, eine Beilage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 19. December 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Friedrich der Große und die Jesuiten im Reichstage. Von Jürgen Bona Meyer. — **Literatur und Kunst:** Winterliches. Von Wilhelm Jensen. — Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik. Von Eduard von Hartmann. — Eine amerikanische Biographie von Louis Agassiz. Von H. Zimmern. — Vom Burgtheater. Von X. Wiener. — **Feuilleton:** Ein Weihnachtsabend. Von Michael Batucki. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen. — **Aus der Hauptstadt:** Das Chattanooga-Panorama. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Friedrich der Große und die Jesuiten im Reichstage.

Von Jürgen Bona Meyer.

In der Reichstagssitzung vom 28. November stellte Abg. Dr. Windthorst das Verhalten des Fürsten Bismarck zum Jesuitenorden in Vergleich mit dem Verhalten Friedrich's des Großen zu demselben. „Friedrich der Große" — sagte Windthorst — „erachtete die Jesuiten für die besten Lehrer und wollte sie deshalb unter allen Umständen in Schlesien behalten. Er hat sie auch behalten, und in Rußland galt ganz dasselbe. Jetzt haben sich die Anschauungen merkwürdiger Weise gleichzeitig in Rußland und in Preußen geändert, — so groß ist der Einfluß des Fürsten Bismarck in der Welt." — Darauf entgegnete Fürst Bismarck: „Der Herr Vorredner hat hervorgehoben, daß früher die Jesuiten in Preußen nicht so behandelt worden wären wie jetzt und daß die Principien Preußens andere geworden wären. Ich behaupte, die Principien Preußens sind dieselben geblieben, die Jesuiten haben sich geändert. Die Jesuiten von damals sind nicht die Jesuiten von heute. Friedrich der Große hatte nichts von ihnen zu fürchten, er war stark genug, sich ihrer zu erwehren; Katharina von Rußland noch viel mehr, und das, was sie von jesuitischen Schöpfungen bei sich duldeten, konnten sie mit einem Griffe vernichten. Es ist die charakteristische Eigenthümlichkeit der Jesuiten, daß sie immer mit der Macht gehen, und deshalb schlossen sie sich an die Monarchie an, heut' zu Tage haben die Monarchien nicht dieselbe Macht." —

Aus dem Centrum haben Stimmen dazwischen gerufen: sint, ut sunt, aut non sint! Man scheint also in diesen Kreisen wirklich nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen, wie verschieden allerdings die Stellung des Jesuitenordens damals und jetzt zum Königthum Preußen und zur katholischen Kirche war, und deshalb mag es nützlich sein, diesen Unterschied noch einmal in einem Vielen zugänglichen Blatte darzulegen. Der Verfasser hat dies bereits unlängst in einer Abhandlung über Friedrich's des Großen Schulregiment gethan, mit welcher er die Herausgabe der „Pädagogischen Schriften und Aeußerungen" (Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1885) des großen Königs eingeleitet hat. Er entnimmt das Wesentlichste dieser Darlegung.

Gleich nach der Besitzergreifung Schlesiens im Jahre 1741 gab Friedrich der Große den Niederschlesischen Ständen und Unterthanen die Zusicherung, sie bei ihren wohlhergebrachten Freiheiten, Privilegien und Gerechtigkeiten ohne Ansehen der Religion unverrückt zu erhalten. Auch dem Rector Sebastian Friedl der 1702 vom Kaiser Leopold gestifteten, seit 1720 mit dem Jesuiten-Colleg vereinigten Breslauer Universität gab Se. Majestät auf eine am 5. November 1741 überreichte Bittschrift um Bestätigung der Universität schon am folgenden Tage die Zusicherung, daß Höchstdieselbe „nicht ermangeln werde, das allhier zu Breslau etablirte Jesuiten-Collegium nebst der demselben attribuirten Universität in Dero königlichen Schutz zu nehmen und sie bei ihren bisher genossenen Rechten und Begnadigungen, insoweit selbige mit der allgemeinen Wohlfahrt des Herzogthums compatible, auch anderen wohl fundirten Juribus nicht zuwider sind, annoch fernerhin zu conserviren und königlich zu handhaben." — Nun zeigte sich aber die katholische Geistlichkeit im Lande keineswegs durchweg zufrieden mit der Vorherrschaft der Jesuiten im Erziehungsfache und mit dem, was sie in demselben leisteten. Der Cardinal Sinzendorf, Bischof zu Breslau, wandte sich schon zu Anfang 1743 mit einer Denkschrift an den König zur Reform der Jesuiten-Universität. Er rieth, die Jesuitenpater durch ein Rescript des kgl. Oberamts zur Reform anzuweisen. Ein Erlaß beider schlesischen Ober-Amts-Regierungen und Ober-Consistorien vom 2. Februar 1743 that dies, aber die Jesuiten nahmen keine Rücksicht auf dieselben. Cardinal Sinzendorf klagte darüber und über den schlechten Stand der Wissenschaften auf der Jesuitenschule in einem Schreiben an den König vom 11. Februar 1747 und bat um Wiederholung des Erlasses. Der König dankte sofort dem Cardinal für seine Bemühung und erließ am 23. Februar 1747 einen Cabinets-Befehl an den Etats-Minister von Arnim, dahin zu sehen, daß dem in dem Erlaß Befohlenen „von Seiten der Katholiken und insonderheit der Jesuiten ein exactes Genügen geschehen müsse"; forderte auch von den Ober-Amts-Regierungen und Ober-Consistorien am 28. Februar 1747 neue Berichte über Verbesserung des Schlesischen Schulwesens.

Derart nun von dem Bischof selbst zur Abhilfe aufgerufen, mußte sich die Kgl. Regierung bald gründlich von der wissenschaftlichen Unzulänglichkeit der Jesuiten-Universität überzeugen. Dieselbe hatte wesentlich stets nur als theologische und philosophische Facultät bestanden, schwache Versuche zu juristischen und medicinischen Vorlesungen waren ohne Erfolg geblieben. In der philosophischen Facultät lagen die realistischen Studien ganz darnieder, und die humanistischen wurden nach alter scholastischer Art betrieben. Bei den öffentlichen Disputationen kamen noch Thesen vor wie die: „Die Kälte könne nie so groß sein, daß die Worte in der Luft zu Eis würden, was man von der Kälte zu Moskau behaupte". Ein großer Uebelstand war schon der häufige Wechsel der Lehrer, die nach alter Jesuitenpraxis oft abberufen wurden. Von 1702 bis 1773

Digitized by Google

hatte die Universität 203 Professoren. Schlimmer noch war es, daß die meisten von ihnen ohne jegliche wissenschaftliche Bedeutung waren. Von den 203 Professoren waren 133 in keiner Art literarisch thätig gewesen und von den übrigen 70 viele auch nur mit Thesen, Erbauungsschriften und polemischen Abhandlungen hervorgetreten.

Diesem letzten Mangel suchte die Unterrichtsverwaltung des Königs zunächst abzuhelfen, und zwar in einer Weise, bei der Politik und Pädagogik zugleich beachtet wurden. Ueber das Halten der katholischen Geistlichen Schlesiens zu Oesterreich hatte der König im Kriege wiederholt bedenkliche Erfahrungen gemacht. Der König verbat sich daher nach einer vom Cabinetsrath Eichel aufgesetzten mündlichen Resolution ausdrücklich die Berufung von Jesuiten aus Böhmen, Mähren und Oesterreich und ließ durch den Cardinal Sinzendorf vom Jesuiten-General zur Hebung des Unterrichtes an der Breslauer Universität die Hersendung einiger französischen Jesuiten erbitten. Diese französischen Jesuiten waren nicht österreichisch gesinnt, mußten vielmehr, da die Katholiken im Lande ihnen eifersüchtig entgegentraten, ihre Stärke im Anschluß an die sie schützende königliche Macht suchen. Ueberdies waren diese französischen Jesuiten in Wissen und Sitte gebildeter als die deutschen Jesuiten, über deren große Ignoranz der Cardinal Sinzendorf ebenso klagte wie der Etats-Minister von Münchow in einem höchst lehrreichen Bericht vom 24. April 1748; sie ließen sich daher auch pädagogisch besser verwenden als Lehrer der Söhne des schlesischen Adels, welche die Universität besuchten. Auch der dem Cardinal Sinzendorf folgende Bischof Schaffgotsch unterstützte diese Bemühungen des Königs. So kam es dahin, daß im Jahre 1749 unter dreizehn Professoren der Leopoldina fünf vom Jesuitengeneral hergesandte Franzosen sich befanden, die nun mehrere Jahre die Studien im Sinne des Königs zu verbessern suchten. Noch zu Anfang 1754 verwendete sich der König sehr warm für die fraglich gewordene Belassung der geschulten Jesuitenpatres in Schlesien bei dem Jesuitengeneral Visconti und dankte ihm in einem Cabinetsschreiben vom 31. Januar für die Gewährung der Bitte mit der wiederholten Versicherung, die deutschen Jesuiten seien so unwissend, daß sie nicht einmal in den Schulclassen genügen könnten, und daß daher ohne Hülfe der französischen Patres die Kinder des katholischen Adels Gefahr liefen, ohne Erziehung in Unwissenheit zu bleiben. — Der König bedauerte daher, als der siebenjährige Krieg das Verbleiben der französischen Jesuiten im Lande unmöglich machte.

Ueber den durch den Krieg sehr gesunkenen Zustand der Universität Breslau gab dann der Etats-Minister v. Schlabrendorff am 7. September 1765 einen höchst ungünstigen Bericht an den König und schlug die Verlegung derselben nach Liegnitz vor. Der König lehnte diese Translocation ab, weil sie „zu großem Aufsehen und Rumor Anlaß geben würde" und forderte wieder eine Reform der Universität. Dazu berief man nun den für Mathematik und Mineralogie nicht unbedeutenden Mähren Zeplichal im Jahre 1766 und zog auch den um das Schulwesen Schlesiens hochverdienten Abt Felbiger von Sagan zu Rathe. Die Publicationen aus den königlichen Staatsarchiven haben neuerdings in Bd. 18 S. 347 einen für den Zustand der katholischen Schulen in Schlesien höchst bezeichnenden Bericht desselben mitgetheilt. Es wird in demselben anerkannt, daß die aus Frankreich herangezogenen Jesuiten „doch bei einem und dem andern ihrer Ordensleute so viel gefruchtet hätten, daß sie das Unnütze und Abgeschmackte der scholastischen Philosophie eingesehen", im Uebrigen wird das Kümmerliche der ganzen immer noch dargebotenen Wissensbildung lebhaft geschildert. Seine Vorschläge zur Reform gehen dann dahin, zuvörderst die Schulen in den Händen der Jesuiten zu lassen, der Mangel anderer zum Lehren tauglicher Personen, noch mehr aber die fehlenden Fonds zu deren Unterhalt machten dies nothwendig, aber die Anordnung der Lehrer und des Lehrinhalts dürfe ferner nicht allein von den Oberen der Gesellschaft abhängen, denn diese seien meist nichts weniger als Kenner wahrer Gelehrsamkeit. Unbekümmert um das, was in der gelehrten Welt vorgehe, hielten sie nur das für gut, was sie in ihrer Jugend gelernt hätten. Kaum dürfe ein Professor, der was Mehreres wisse, sich solches merken lassen, die Hände seien ihm vollkommen gebunden; ohne Genehmigung der Oberen seines Ordens dürfe er nichts Neues vortragen, und solche Erlaubniß zu erhalten könne er von solchen gewiß nicht hoffen, die so sehr für das Alte eingenommen seien. Demnach wäre ein Curator der Schulen außer der Societät nöthig, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, Schulerfahrung und Ansehen; dieser müßte dann die passenden Lehrer aussuchen und für Lehrart und Lehrinhalt die nöthigen Bestimmungen erlassen. — Dazu einen Mann von hinlänglichem Muthe und Ansehen in Schlesien zu finden, erklärte Abt Felbiger allerdings zugleich für schwierig, lehnte auch seinerseits gleich zuvor aus Besorgniß vor persönlichen Mißhelligkeiten ab, die Leitung dieser Reform in die Hand zu nehmen.

Der König sprach nun bei seinem Aufenthalte in Breslau im Jahre 1773 persönlich darüber mit dem von ihm besonders geschätzten Jesuiten Zeplichal und übertrug dann dem Justizminister von Carmer die Leitung der Verhandlungen mit dem Rector der Universität Reiffnauer und dem Provinzial des Ordens; letztere aber überließen die ganze Arbeit genanntem Zeplichal, der die Ansichten des Königs kannte, die wesentlich auf die Berichte und Rathschläge des Abtes Felbiger sich gegründet haben müssen. Deutlich treten diese schließlich hervor in dem am 11. December 1774 erlassenen: „Schul-Reglement für die Universität in Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz". — Selbst dieses Schul-Reglement der Jesuitenschule athmete Aufklärungsluft. Und dieses Reglement war zuvor im Entwurf vom Provinzial des Ordens, von den Universitäts-Professoren und den Gymnasial-Rectoren der Jesuiten geprüft und gebilligt worden. Die Universität ferner hatte noch besonders darauf gedrungen, daß Se. Majestät festzusetzen geruhen möchte, „daß künftig kein Candidat zu einem weltgeistlichen Amte in dortigen Landen befördert werden solle, welcher nicht auf dortiger Universität studiret und zum Beweis seiner Fähigkeit den Grad eines Baccalaureus oder Magisters erhalten hätte. Es würde dadurch vielleicht fremden und ungeschickten oder in falschen Grundsätzen gegen den Staat erzogenen Clericis am zuverlässigsten vorgebogen." In einem Cabinetsbefehl an den Minister von Carmer vom 11. December 1774 hatte auch der König seinen ganzen Beifall über den eingesandten Entwurf des Reglements ausgesprochen.

Dieses kaum begonnene pädagogische Reformwerk schien nun gefährdet durch die inzwischen, am 21. Juli 1773, erfolgte päpstliche Aufhebung des Jesuitenordens. Friedrich's des Großen Stellung zu den Jesuiten gewann dadurch politisch einen anderen Charakter, er ward ihr Schutzherr, und auf die Jesuiten andererseits übte dieses Verhältniß einen Einfluß aus, der ihre Stellung zur Kirche in einem höchst merkwürdigen Lichte erscheinen läßt.

Dem Könige Friedrich dem Großen paßte die päpstliche Aufhebung des Jesuitenordens für seine schlesischen Schulreformpläne durchaus nicht, so verbot er denn am 5. September 1773 die Bekanntmachung der päpstlichen Bulle in den Herzogthümern Schlesien und Cleve und schrieb von Potsdam, den 13. September, an den Abbé Colombine, seinen Agenten in Rom: „Sagen Sie es Jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlerei und Affectation, und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit, es dem Papste oder dem ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten mein Entschluß gefaßt sei, sie in meinen Staaten in jenem Zustande, in welchem sie sich jetzt befinden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlesien garantirt. Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da ich in die Classe der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich ebensowenig von der Obliegenheit mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren könne". — Ganz ähnlich schrieb der König darüber an die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, auch an Voltaire und d'Alembert, denen gegenüber der König besonders die Pflicht der Toleranz vertheidigte. „Nur zum Unterrichte der Jugend

Digitized by Google

habe ich sie beibehalten" — schrieb der König am 10. December 1773 an Voltaire —, „der Papst hat ihnen schon den Schwanz abgeschnitten, sie können nicht mehr wie Simson's Füchse dazu dienen, die Felder der Philister in Brand zu stecken. Uebrigens hat Schlesien keinen Guignard oder Malagrida hervorgebracht. Wir Deutsche haben nicht so heftige Leidenschaften wie ihr Südvölker". — Und noch vier Jahre darauf schrieb er am 18. November ebenfalls an Voltaire, der ihm wegen der Jesuiten keine Ruhe ließ: — „Ich habe, so sehr ich Ketzer und Ungläubiger bin, doch diesen Orden beibehalten. Meine Gründe sind folgende. Man findet hier keine wissenschaftlich gebildeten Katholiken; wir haben weder Patres oratorii, noch Piaristen; die übrigen Mönche sind völlig roh und unwissend. Die Jesuiten mußten also beibehalten werden, wenn nicht alle Schulen eingehen sollten; auch mußte der Orden bestehen, um die fehlenden Lehrer zu ersetzen, und die Stiftung trägt die Kosten. Sie ist indeß nicht reich genug, um weltliche Professoren zu bezahlen. Ueberdies werden auf der Universität der Jesuiten die Theologen gebildet, welche die Pfarreien besetzen. Wäre der Orden aufgehoben worden, so bestände die Universität nicht mehr, und man wäre genöthigt gewesen, Schlesier nach Böhmen zu schicken, um Theologie zu studiren, was den Grundsätzen der Regierung zuwiderläuft. Alle diese triftigen Gründe machten mich zum Paladin des Ordens; und ich habe für ihn so gekämpft, daß ich ihn mit einigen Modificationen so erhielt, wie er jetzt ist, ohne General, ohne drittes Gelübde und mit einer neuen vom Papst ihm verliehenen Uniform geschmückt. — Erinnern Sie sich gefälligst des Paters Tournemine, Ihrer Amme, bei welchem Sie die Musenmilch einsogen, und versöhnen Sie sich mit einem Orden, der ihn trug, und der im vorigen Jahrhunderte in Frankreich Männer von großen Verdiensten hervorbrachte. Ich weiß wohl, daß sie intriguirt und sich in Staatsangelegenheiten gemengt haben; allein, das liegt an der Regierung. Warum hat sie es zugegeben? Nicht Tellier ist zu tadeln, sondern Ludwig XIV." — Die Unterstützung, deren ein Jeder bedürfe, führe zur Duldung — schrieb der König in gleicher Stimmung am 28. Juli 1774 an d'Alembert. „Darum sind Ihre Jesuiten bei mir geduldet; sie haben keinen Dolch in meinen Ländern angewendet, sondern sich auf den Unterricht, den sie ertheilen, beschränkt. Ist das ein Grund, sie zu verfolgen? — Wird man mich beschuldigen, eine Gesellschaft von Gelehrten nicht verfolgt zu haben, weil einige von dieser Gesellschaft zweihundert Meilen von hier ein Verbrechen begangen haben? — Die Gesetze setzen Strafen für die Schuldigen fest, aber sie verwerfen auch die grausame, blinde Erbitterung, welche Unschuldige mit Schuldigen vermengt. Beschuldigen Sie mich zu großer Duldsamkeit, ich werde mich dieses Fehlers rühmen. Hätte man den Fürsten keine anderen als solche Fehler vorzuwerfen! Genug von den Jesuiten!"

Es entwickelten sich nun für die Stellung der Jesuiten im Lande höchst eigenthümliche Verhältnisse. Die Jesuiten betrachteten die im Lande nicht publicirte Bulle als für sie nicht vorhanden; ließen sich gern bereden, daß die Bulle Injunctum nobis von 1545 den Orden autorisire, seine Constitution nach Umständen abzuändern, welche abgeänderte Constitution dem ipso facto als von dem römischen Stuhl vorbestätigt angesehen werden solle; ließen sich ebenso gern sagen, daß der Papst, nur durch äußere Verhältnisse gezwungen, ungern ihren Orden aufgehoben habe, und traten demnach in Bündniß mit Jesuiten anderer Länder, in offener Auflehnung gegen die Bulle des Papstes auf. Der dortige Provinzial der Jesuiten versammelte verschiedene Rectoren der Collegien zu einer Congregation in Neiße, auf welcher beschlossen ward, sich mit den außer Schlesien in Preußen, auch mit den in England befindlichen Jesuiten zu verbinden und so bald wie möglich auf eigenes Vorgehen einen Generalvicar zu wählen und ihr Ordensleben auch gegen den Willen des Papstes fortzusetzen.

Soweit nun der König die Jesuiten als Lehrer im Lande nicht entbehren zu können glaubte, fanden sie bei seiner Regierung für diese Auflehnung gegen Rom Schutz. Und schließlich setzte der König es bei dem 1774 gewählten neuen Papst durch, daß im Jahre 1776 die Bestimmungen der Aufhebungsbulle, nach welcher „sämmtliche Glieder des Ordens aller ihrer Aemter, Verwaltung der Collegien, Schulen, Hospitäler — für verlustig erklärt waren", für die im schlesischen Schuldienst verwendeten Jesuiten zurückgenommen wurden, obschon der Orden als solcher aufgehoben blieb. Als selbstverständliche Folgerung aus dieser Aufhebung erschien aber dem Könige nun, daß die Exjesuiten nicht ferner die stiftungsmäßige Verwaltung und Verwendung der Güter führen könnten; diese übernahm daher der Staat. Der Weihbischof von Strachwitz selbst unterstützte dies, und auf seinen Antrag bestimmte der König am 7. Februar 1776 die reichen Besitzungen der Jesuiten zu einem allgemeinen Schulfonds für alle katholischen Bewohner Schlesiens. Die Jesuiten mußten ihren Namen und ihre Ordenstracht ablegen und wurden durch eine Instruction vom 26. August 1776 als Priester des kgl. Schulen-Institutes nach dem vom Könige vorgeschriebenen Plane einzig und allein auf den Unterricht der katholischen Jugend hingewiesen. Die Jesuiten bildeten fortan unter einer eigenen Schulbehörde eine verbundene Körperschaft unter dem Namen der kgl. Schulenanstalt, bis dieselbe am 9. October 1787 aufgelöst wurde.

„So hatte denn der König" — bemerkt Reinkens in seiner zur fünfzigjährigen Jubelfeier Breslau's 1861 erschienenen Festschrift — „unter Zustimmung der kirchlichen Behörde — der Weihbischof will aus Dankbarkeit für seine Handlungsweise mit allen katholischen Unterthanen ihm zu Füßen fallen — die reichsten Mittel und 127 Jesuiten, die damals noch in Schlesien waren, zur Disposition, um die Erziehung der katholischen Jugend ganz nach seinen Plänen und nach seinem Herzen einzurichten und zu leiten." — —

Diese ganze Entwickelung des königlichen Schulregimentes in Schlesien ist sicherlich auch für unsere Zeit ungemein lehrreich. Sie beweist zunächst schlagend, mit welchem Rechte Fürst Bismarck behauptete, die Jesuiten von damals seien anders gewesen als die Jesuiten von heute. Dem Schuldienste des preußischen Staates würden sich die Jesuiten jetzt sicherlich nicht so anbequemen, wie sie es damals thaten. Zu einer freieren Auflehnung gegen Rom fehlt ihnen jetzt die Nöthigung, da sie Rom beherrschen und der Papst seine Autorität in ihrem Sinne ausübt. Würde sich dies Verhältniß einmal ändern, so würden die Jesuiten auch eine Wiederholung der Auflehnung gegen Rom nicht scheuen und im Nothfall dann auch wiederum Schutz bei dem mächtigen deutschen Kaiser suchen. Die Jesuiten verstehen immer mit der Macht zu gehen, sagte Fürst Bismarck gewiß mit vollem Rechte; aber die Jesuiten werden schwerlich noch wieder in die Lage kommen, in einer unserer Monarchien eine solche schützende Macht zu erkennen und zu suchen. Dies aber nicht etwa, weil die Monarchien jetzt weniger Macht besitzen als damals, sondern nur, weil die Principien der jesuitischen Weltanschauung und des modernen Staatslebens in ihrem nicht zu vermittelnden Gegensatz jetzt klarer und schärfer gegen einander herausgestellt sind in der Erfahrung des Staatslebens so gut wie in der Theorie durch die Aufstellung des päpstlichen Syllabus. Eine jede Staatsmacht aber, die sich heute auf den freien Geist des Volkes stützen will, wird der jesuitischen Anmaßung gegenüber heute gewiß nicht weniger Kraft besitzen als die Staatsmacht zur Zeit Friedrich's des Großen.

Die Schulpolitik des großen Königs zeigt uns deutlich, wie viel die Staatsmacht bei klarem und festem Willen auch von der katholischen Kirchenmacht zu erreichen im Stande ist; die katholische Papstkirche hat es eben jederzeit verstanden, sich dem bitteren Muß der Verhältnisse ohne grundsätzliches Aufgeben ihrer verletzten Ansprüche zu fügen. Sie muß aber dieses Muß erst zweifellos in einem Willen ohne Schwanken sich gegenüber erkennen. Friedrich der Große hat es mit solchem Willen verstanden, unter geschickter Benutzung des inneren Zwiespaltes der Tendenzen und des äußeren Zwistes der Personen sich die katholische Kirche besonders für das Schulwesen seines Landes so weit dienstbar zu machen, als ihm damals zweckmäßig scheinen mußte. Die Macht des katholischen Clerus in dem neu erworbenen Schlesien konnte bei der im Clerus stark verbreiteten Sympathie für Oesterreich

Digitized by Google

der Eingewöhnung seiner neuen Unterthanen in den preußischen Staatsverband wohl hinderlich sein. Da diese Macht besonders durch die überwiegende Leitung des Schulwesens seitens der Jesuiten ausgeübt wurde, mußte es natürlich als Hauptsache erscheinen, diese Leitung dem staatlichen Einfluß und der staatlichen Aufsicht unterzuordnen. Das gelang dem Könige zunächst mit Hilfe einiger französischen Jesuiten, die feiner gebildet waren als die meisten unwissenden deutschen Jesuiten und die ohne Sympathien für Oesterreich waren, sodann auf Grund des Schutzes, den er den Jesuiten in seinem Lande gegen Rom gewährte.

Friedrich's des Großen Jesuitenschutz im Lande hatte also wesentlich politische Gründe. Er erklärte die Jesuiten nicht, wie Windthorst meint, kurzweg für die besten Lehrer, sondern nur für die verhältnißmäßig besten katholischen Lehrer im Vergleich mit den übrigen rohen und unwissenden Ordensleuten. „Ich betheuere Ihnen" — schrieb er als Kronprinz am 6. Juli 1737 an Voltaire — „daß ich die Jesuiten zu sehr verachte, um ihre Werke zu lesen; die schlechten Neigungen des Herzens verdunkeln alle Eigenschaften des Verstandes." Es mag sein, daß der König dieses harte Wort seiner Jugend später abgemildert hätte, aber wir haben keinen Grund, mit Windthorst anzunehmen, die kronprinzliche Geringschätzung sei später in königliche Verehrung umgewandelt. Der König nannte die Jesuiten seine besten Priester, nur weil sie ihm gehorchten; er schätzte ihr eng begrenztes Schulwirken im Lande aus Politik, jede Einmischung in Staatsangelegenheiten ihrerseits hätte dieser Werthschätzung und damit dem Schutz der Jesuiten im Lande ein Ende gemacht. Nach derselben Politik handelt die Regierung Preußens in unserer Zeit, wenn sie die Zulassung der vorgeblichen Missionsarbeit französirter Jesuiten in unsern kaum erworbenen Colonien verweigert. Ob wir bei einer freieren Kirchen- und Schulpolitik nicht schließlich auch mit den Jesuiten im Lande ohne Austreibung fertig geworden wären, ist eine andere Frage, die hier unerörtert bleiben mag. Das Schulregiment Friedrich's des Großen hätte dies sicherlich zunächst versucht und wohl auch vermocht.

Literatur und Kunst.

Winterliches.

Von Wilhelm Jensen.

I.

Schwinden.

Die ich lange mir erhalten
Vor des Auges geistigem Sinn,
Leise bleichen die Gestalten
Meiner Jugend nun mir hin.

Sie zergehen und verblassen,
Wie ein Traum im Morgenlicht;
Du vermeinst ihn noch zu fassen,
Doch er schwindet vor'm Gesicht.

Kann auch noch der Mund sie nennen,
Ward's ein leerer Namenruf,
Ward's zu weit doch zum Erkennen,
Was dem Klange Leben schuf.

Selbst das Herz umhüllt Vergessen,
Das den süßen Schlag vergaß
Bei der Rückerinnrung dessen,
Was es einst als Glück besaß.

II.

Gutnacht.

Nun leg' Dich um und schlafe,
Mein Kind, schlaf' ruhig aus!
Der Schäfer treibt die Schafe
Nun ohne Dich nach Haus;
Du kommst nicht mehr zur Schule
Zu spät im grauen Licht,
Und vom Katheberstuhle
Droht Dir kein streng Gesicht.

Deck mit dem schwarzen Brettchen
Dich zu, mein liebes Kind,
Dich weckt in Deinem Bettchen
Nicht Regennacht und Wind;
Dich schreckt kein Sturmgeklopfe
Am Fenster mehr vom Pfühl,
Im kleinen, heißen Kopfe
Ward Alles schmerzlos kühl.

All' Deine kleinen Sorgen
Sind nun für immer aus,
Du liegst so gut geborgen
In Deinem stillen Haus;
Dir mag's gar thöricht scheinen
In Deiner sichern Hut,
Daß wir so tödtlich weinen,
Weil's Dir so gut — so gut —

III.

Heimgang.

Nun habt ihr lang genug als Gast
Bei euch mich aufgenommen,
Nun ist's wohl Zeit, einmal zur Rast
Im eigenen Haus zu kommen;
Hielt man so manchen Stuhl besetzt,
Beredt sich zu erzeigen,
Da thut es wohl, zu guter Letzt
Sich gründlich auszuschweigen.

Es ist ja auch schon Sternenlicht;
Gut' Nacht denn allerseitig!
Und, liebe Freunde, argt's mir nicht,
Geh' ich ein wenig zeitig.
Ihr schiebt ein Weilchen noch hinaus
Den Tag beim munt'ren Becher,
Dann geht ihr alle auch nach Haus
In eure Schlafgemächer.

So habt denn Dank, ihr lieben Herrn,
Und Dank, ihr lieben Damen!
Es war ein freundlich guter Stern,
Drauf wir zusammenkamen.
Gut' Nacht, mein bester Kamerad!
Wir schlafen ohne Sorgen,
Nur sagen wir — es ist recht Schad' —
Uns nicht mehr guten Morgen.

Digitized by Google

Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik.

Von Eduard von Hartmann.

Der Begriff des Tragischen, den im Alterthum Aristoteles behandelt hatte, war von Lessing auf Aristotelischer Grundlage von Neuem bearbeitet worden. Lessing glaubte, ein bloßer Erneuerer der Aristotelischen Lehre zu sein; in der That gestaltete er aber dieselbe beträchtlich um. Sehen wir von der philologisch noch immer streitigen Bedeutung der Katharsis ab, so wich Lessing doch schon darin von Aristoteles ab, daß er φόβος mit Schrecken statt mit Furcht übersetzte und demgemäß auf ein gegenwärtiges Unglück anstatt auf ein zukünftiges bezog. Es ist aber zweifellos, daß Aristoteles die Furcht in demselben Sinne auf die zukünftigen, ihren Schatten vorauswerfenden Unglücksfälle des Helden bezogen wissen wollte, wie das Mitleid auf die bereits eingetretenen, gegewärtig gewordenen. Den eigentlichen Begriff des Tragischen hat Lessing bei seinen Untersuchungen ebensowenig wie Schiller erreicht, welcher von den subjectiven Wirkungen des Tragischen nur das Mitleid oder die Rührung erörtert („Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", s. W. in 8° XI. 391—406) und das objectiv Tragische mit dem Pathetischen, d. h. dem Erhabenen der Gesinnung und des Charakters, speciell dem sittlich Erhabenen im sinnlichem Leiden identificirt („Ueber die tragische Kunst" XI. 407—432, „Ueber das Pathetische" XI. 361—390). Ob die im Leiden sittliche Würde bewahrende Persönlichkeit im Kampfe das Leiden siegreich überwindet oder an demselben zu Grunde geht, bleibt bei Schiller ganz außer Betracht; da aber nur im letzteren Falle das Tragische eintritt, so liegt in seiner Nichtunterscheidung beider Fälle der Beweis, daß er den Begriff des Tragischen als solchen noch gar nicht erfaßt hat.

Schelling behauptet, daß beim Tragischen die Freiheit im Subject und die Nothwendigkeit im Object, beim Komischen die Nothwendigkeit im Subject und die Freiheit im Object mit einander im Kampfe liegen (s. W. V. 693, 711). Hervorgegangen ist diese Ansicht aus der Zugrundelegung der antiken Tragödie mit ihrer objectiven Nothwendigkeit des Schicksals und der Verallgemeinerung der Schicksalstragödie zur Tragödie überhaupt; da Schelling sehr wohl weiß, daß in der neueren Tragödie, z. B. bei Shakespeare, an Stelle der objectiven Nothwendigkeit des Schicksals die subjective Nothwendigkeit eines unbezwinglichen Charakters tritt (700, 702, 720), so muß er gewaltsam die innere Nothwendigkeit der charakterologischen Determination unter die äußere der Schicksalsfügung subsumiren, um sein Schema zu retten, anstatt anzuerkennen, daß die Schicksalstragödie nur eine unreife Vorstufe zur Charaktertragödie darstellt.

Daß das überlegte und freie Verbrechen (wenn es ein solches gäbe) gestraft würde, dabei wäre nichts Tragisches (699); ebensowenig liegt das Tragische in dem unglücklichen Ausgang als solchen (698, 697), der vielmehr nur traurig heißen könnte. Das Tragische beginnt erst da, wo man aufhören muß, den Ausgang unglücklich zu nennen, wo der Held z. B. freiwillig das Leben hingibt, das er nicht mehr mit Würde führen kann (697), wo er, allgemein gesprochen, so weit vollendet ist, daß er Glück und Unglück gleicherweise ablegt und in demjenigen Zustand der Seele ist, wo es für ihn keins von beiden mehr ist (698), wo er mit anderen Worten „eben im Moment des höchsten Leidens zur höchsten Befreiung und in die höchste Leidenslosigkeit übergeht" (698). Hiermit hat Schelling das Wesen des Tragischen besser charakterisirt als irgend einer seiner Nachfolger, auch hat er richtig erkannt, daß damit der Gipfel des Erhabenen erreicht sei (698); dagegen vermag er nicht anzugeben, wie dieser Umschwung sich vollzieht, wie es möglich ist, daß das höchste Leiden auf einmal in die vollendete Befreiung und Erhabenheit über alles Glück und Unglück umschlägt. Anstatt in dieser wunderbaren Erlösung vom höchsten Leid die Vertauschung des immanenten Gesichtspunktes mit dem transcendenten zu erkennen, zu welcher der Mensch auf dem Wege des Leidens selbst herangereift ist, klammert Schelling sich an die Ueberwindung des Schicksals durch den Willen oder die erhabene Gesinnung; d. h. er gibt eine andere Formulirung des zu lösenden Problems für die Lösung selbst aus, da eben das Unbegreifliche aus phänomenalem oder immanentem Gesichtspunkt darin liegt, wie der Wille es anfängt, Glück und Unglück nicht mehr als solches zu empfinden und durch diesen überirdisch erhabenen Vollendungszustand das Schicksal zu besiegen, dessen Besiegter er nach menschlichem oder natürlichem Maaßstab doch immer bleibt (467). Es ist richtig, daß die Schicksalsmacht durch ihre tragische Ueberwindung von scheinbar absoluter Größe zu relativer herabgesetzt werde; aber geradezu falsch ist der Zusatz, daß sie so zum Symbol des absolut Großen, nämlich der erhabenen Gesinnung, werde (698). Die letztere wird ja direct erkannt als das über das Schicksal (beziehungsweise über die psychologische Determination des Charakters) Siegende, wie sollte sie da noch einmal indirect symbolisch erkannt werden, und wie sollte gerade das ihr zum Symbol werden können, im Gegensatz und Contrast zu welchem sie direct erkannt wird? Auch ist die erlösende Gesinnung (d. h. die Willensverneinung aus transcendentem Gesichtspunkt) zwar qualitativ incommensurabel mit dem phänomenalen Standpunkt des das Glück suchenden und das Unglück scheuenden Willens, aber darum noch keineswegs als ein absolut großes zu bezeichnen.

Ast in seinem „System der Kunstlehre" (§ 180—192) und Bohtz in seiner Schrift „Die Idee des Tragischen" bewegen sich in der Behandlung des Begriffs des Tragischen wesentlich auf Schelling'scher Grundlage, so daß über dieselben nichts Besonderes zu bemerken ist.

Schopenhauer erörtert das Tragische nur am Trauerspiel. Von den Formen der dramatischen Dichtung stellt er am tiefsten das Lustspiel, weil es zum Resultat habe, daß das Leben im Ganzen recht gut und durchaus besonders kurzweilig sei und dadurch zur fortgesetzten Bejahung des Willens auffordere (Welt a. W. u. V. 3. Aufl. II. 499, 498); in die Mitte stellt er das ernste Schauspiel oder sentimentale Drama, weil in ihm die Handlung, wenn sie auch am Schluß zur Ruhe und Befriedigung zurückkehre, doch schon pathetisch und mitleiderregend werde; am höchsten die Tragödie, in welcher die Noth und das Leiden des Lebens vorgeführt und das Ergebniß der Nichtigkeit des Strebens gezogen wird (Parerga II. 472). Daß er die Tragödie als den Gipfel des Dramas ansieht, wird man nur billigen können, aber nicht ebenso, daß er das Rührstück über die Komödie stellt; vielmehr zeigt sich darin Schopenhauer's Mangel an Verständniß für die positive Bedeutung und den tieferen Werth des Komischen, und an die Verwendbarkeit des Humoristischen im Drama scheint er gar nicht gedacht zu haben.

„Unser Gefallen am Trauerspiel gehört nicht dem Gefühl des Schönen, sondern dem des Erhabenen an; ja es ist der höchste Grad dieses Gefühls" (W. a. W. u. V. II. 493). Das Erhabene, welches in der Tragödie zur Darstellung gelangt, liegt aber nicht etwa in der sogenannten poetischen Gerechtigkeit, die ein jüdisch-rationalistisches Verkennen des Wesens der Welt einschließt (I. 299), sondern in der Darstellung eines großen Unglücks (I. 300), welche uns gleich dem dynamisch Erhabenen „über den Willen und sein Interesse hinaushebt und uns so umstimmt, daß wir am Anblick des ihm geradezu Widerstrebenden Gefallen finden" (II. 494). Was uns vorgeführt wird, ist das Gegentheil einer irdischen sittlichen Weltordnung: „der namenlose Schmerz, der Jammer der Menschheit, der Triumph der Bosheit, die höhnende Herrschaft des Zufalls und der rettungslose Fall der Gerechten und Unschuldigen" (I. 298). Die größten Dichter, wie z. B. Shakespeare, verstoßen am meisten gegen die irdische poetische Gerechtigkeit; was der leidende Held abbüßt, sind nicht seine Thatsünden, sondern die Erbsünde, d. h. die Schuld des Daseins selbst (I. 299—300). Die drei Hauptquellen des tragischen Leidens sind erstens ungewöhnliche Bosheit (Richard III., Jago, Franz Moor), zweitens Zufall oder Irrthum (König Oedipus, Romeo, Braut von Messina) und drittens ein Zusammenstoß der Charaktere oder eine Verwickelung der Verhältnisse, die, weil sie innerhalb der Grenzen des Normalen liegt, um so erschütternder wirkt (I. 300 — 301).

Digitized by Google

Im letzteren Falle erscheinen moralisch mittlere Charaktere durch ihre Beschaffenheit und die Art ihres Gegeneinandertreffens gezwungen, sich gegenseitig wissend und sehend das größte Unrecht zu bereiten, ohne daß dabei das Unrecht auf irgend einer Seite ganz allein sei; diese Art der Tragödie, welche von Hegel allein zum Gegenstand seiner Erörterung genommen wird, stellt auch Schopenhauer am höchsten, weil sie uns das größte Unglück als etwas nicht durch seltene Umstände und monströse Charaktere herbeigeführtes, sondern als etwas aus den Charakteren der Menschen leicht und von selbst, fast wesentlich Hervorgehendes zeigt und es eben dadurch furchtbar nahe an uns heranführt (ebd.). Es ist der Widerstreit des Willens mit sich selbst, welcher hier, auf der höchsten Stufe seiner Objectivität am vollständigsten entfaltet, furchtbar hervortritt (I. 298).

Wie kann nun aber die grelle Darstellung der schrecklichen Seite des Lebens der Gipfel der Dichtkunst sein und uns den höchsten Genuß bereiten, da doch Furcht und Mitleid wahrhaftig nicht zu den angenehmen Empfindungen gehören (II. 495—496)? Wie der Septimenaccord den Grundaccord, so fordert jedes Trauerspiel eine Auflösung der irdischen Dissonanzen in einem ganz anderartigen Dasein (II. 493); die Erhebung des Gemüths über das Dargestellte (gleichviel ob verschuldete oder unverschuldete) Leid muß also selbst die Tendenz des Trauerspiels sein, gleichviel ob diese Erhebung vom Bewußtsein der Helden selbst vollzogen oder den Zuschauern überlassen wird (II. 496). Nicht der stoische Gleichmuth der Resignation genügt zu einer wahrhaften positiven Erhebung und Versöhnung, sondern über das gelassene Ertragen und gefaßte Erwarten der nothwendigen Uebel hinaus muß auch die christlich-indische Abwendung des Willens vom Leben im Bewußtsein der Nichtigkeit dieser Welt hinzukommen und als Correlat das Hinwenden nach einem anderartigen, wiewohl uns völlig unfaßbaren Dasein (II. 494, 496). In der Tragödie wird also der Wille zum Leben geläutert, d. h. von der natürlichen Bejahung durch Erkenntniß der irdischen Unentrinnbarkeit des Leids und der Werthlosigkeit der Welt zur Verneinung seiner selbst geführt; das „anderartige Dasein" ist also nicht mehr als eine bessere Art des Lebens, als eine fortgesetzte Willensbejahung unter günstigeren Daseinsbedingungen zu verstehen (wie die christliche Weltanschauung es thatsächlich thut), sondern als ein Aufgeben nicht blos des Lebens, sondern des ganzen Willens zum Leben selbst (I. 299), und die Tragödie ist durch ihr Bild des Leidens das Quietiv des Willens im ästhetischen Schein, wie das reale Leiden das Quietiv des Willens in der Wirklichkeit ist.

Was an dieser Auffassung des Tragischen unzulänglich ist, das ist (neben der unhaltbaren Restitution einer transcendenten sittlichen Weltordnung in der Abbüßung einer transcendenten Schuld) die Emporschraubung des Leidens selbst zum Gegenstand der tragischen Erhabenheit und die Verkennung der logischen Weltordnung, welche sich nicht nur als natürliche Gesetzmäßigkeit, sondern auch als teleologische Verknüpfung offenbart. Der erste Fehler entspringt aus der irrthümlichen Auffassung des objectiv Erhabenen als einer Art des negativ Reizenden oder Widrigen, der zweite Fehler aus dem abstracten Monismus Schopenhauer's, welcher für die wesenlose Welt des Scheins sich zu keinem positiven Interesse aufraffen kann. Nicht das Leiden ist ein objectiv Erhabenes, sondern die Art, wie der Held es trägt, beziehungsweise sich darüber erhebt, und nur weil dies der Fall ist, nur darum stehen diejenigen Tragödien höher, in denen die Abwendung des Willens vom Leben sich im Helden selbst vollzieht. Auch in denjenigen Tragödien, in denen der Held nicht zur Abwendung des Willens vom Leben gelangt, sondern nur dem Zuschauer die Prämissen zu diesem Schluß darbietet, muß er doch, um tragischer Held sein zu können, sich über sein particuläres Leid erheben; insofern er sich aber über das Leid erhebt, hebt er auch schon das Mitgefühl des Zuschauers über das bloße Mitleid hinaus, so daß doch das Leid und das durch dasselbe hervorgerufene Mitleid nur Durchgangsmomente und Mittel, aber nicht Endpunkt und Zweck der Tragödie sind. Das Leid, das die Tragödie vorführt, und der Conflict der Willensstrebungen, aus dem es entspringt, ist nur die Disharmonie, welche nach der Auflösung in Harmonie verlangt, und indem diese versöhnende Auflösung in der Erhebung über die gesammte Welt und ihre relativen Ordnungen gewonnen wird, ist es doch wieder der Wille, der in der Abkehr von der Unruhe und den Strebenszielen dieser Welt sein eigentliches und wahres Ziel findet und in diesem letzten und tiefsten Zur-Ruhe-Kommen seine Befriedigung erlangt, d. h. seinen Willen bekommt. Der Zuschauer aber genießt die Erhabenheit des Helden, in welcher dieser sich über alles Leid der Welt emporschwingt, durch unwillkürliche Selbstversetzung mit, und gewinnt so aus der tragischen Versöhnung den Trost, daß auch ihm dieses Emporschwingen über alle Conflicte und Leiden des Daseins offen steht.

Krause bezeichnet das Harmonische, Tragische, Komische und Tragikomische als die vier Formen, welche das Schöne in seinem Verhältniß zur Weltbeschränkung annimmt (Vorl. üb. Aesth. 259—274). Das Harmonische oder „Reinlebewesenschöne" (Idyllische) ist das Schöne des ohne Verneinung, Hemmung und Störung dahinfließenden Lebens (§ 70). Das Tragische ist das wider die verneinende Weltbeschränkung sich behauptende Leben, der Sieg des Guten und der sittlichen Freiheit und der Untergang des Uebels und des Bösen (§ 71). Das Komische ist die Selbstbehauptung des Sittlichguten durch das Offenbarwerden der bloßen Scheinbarkeit seiner Verneinung und trotz der unschädlichen Unangemessenheit der Wirklichkeit an die Idee (§ 72). Das Tragikomische oder Humoristische ist die Vereinigung des Tragischen und Komischen in demselben Leben oder in derselben Begebenheit (§ 73).

(Schluß folgt.)

Eine amerikanische Biographie von Louis Agassiz.

Von H. Zimmern.

Die Wittwe des hervorragenden schweizerisch-amerikanischen Gelehrten Louis Agassiz hat soeben in England und Amerika eine Erinnerungsschrift an ihren Gatten herausgegeben. Es ist ein ebenso interessanter wie belehrender Bericht über einen der größten wissenschaftlichen Forscher der Neuzeit, von dem Charles Darwin gesagt hat, daß er drei Andere aufwöge. Wenn wir etwas an dem Buche auszusetzen haben, so ist es nur, daß Frau Agassiz uns nicht mehr Einzelheiten aus dem Privatleben des großen Mannes gibt, mit dem zusammen zu leben sie das Vorrecht hatte. Ueber seine Kindheits- und Jünglingsjahre sind Aufzeichnungen in Fülle vorhanden, aber in Bezug auf sein Mannesalter beschränken sich die Mittheilungen fast ganz auf seine öffentliche Laufbahn. Das Wenige, was wir hier von dem Leben dieses biederen, schlichten Menschen erfahren, ist so fesselnd, daß wir gleich Oliver Twist nach „Mehr" rufen.

In den ersten Capiteln werden wir mit der Familie Agassiz bekannt gemacht, die aus einfachen Schweizer Bürgern bestand. Der Vater war ein Geistlicher am See von Murten. Hier hat Louis Agassiz im Jahr 1807 das Licht der Welt erblickt. In den ersten zehn Jahren seines Lebens waren seine Eltern seine einzigen Lehrer, und sie strengten seinen Geist nicht mehr an, als für sein Alter angemessen war. Von Kindheit an bezeigte Louis große Vorliebe für Naturgeschichte, und seine Mutter war klug genug, um zu erkennen, daß diese Liebe zur Natur und zu allen Lebewesen einem bestimmten geistigen Triebe entsprang und nicht einem bloßen kindlichen Hang, in der ihn umgebenden Thierwelt Freunde und Spielkameraden zu suchen.

Als zehnjähriger Knabe kam er nach Biel, wo er während einer Reihe von Jahren das Gymnasium besuchte. Hier las er viel und unternahm mit seinem Bruder während der Ferien Fußwanderungen, um Naturstudien zu machen. Er hegte damals den Wunsch, ein Schriftsteller zu werden, und zwischen seinen Papieren fand sich ein altersgraues Blatt aus jener Zeit, auf welchem er seine Wünsche hinsichtlich einer Bibliothek

Digitized by Google

notirt hatte. Zu arm, um sich Bücher zu kaufen, schrieb er oft solche, die ihm geliehen wurden, gänzlich ab, bei welcher Arbeit ihn August unterstützte. So behielt er das Erlernte im Gedächtniß und erwarb sich viele Kenntnisse. Seine Eltern hatten ihn zum Kaufmann bestimmt. Sie waren unbemittelt und wünschten, daß er Geld verdiene, doch in Folge seiner Bitten und der Vorstellungen seiner Lehrer wurde ihm sein sehnlicher Wunsch, zu studiren, erfüllt, und er durfte nach Lausanne und dann nach Zürich gehen. Hier wurde er in seiner Vorliebe für Alles, was mit dem Studium der Naturwissenschaften zusammenhing, bestärkt. Er sollte sich dem ärztlichen Beruf widmen, weil diese Laufbahn seinen Neigungen einigen Spielraum gewährte. Aber selbst dies stellte ihn nicht ganz zufrieden; doch studirte er ruhig weiter und vertröstete sich auf spätere Zeit. Wie immer war August sein Gefährte, und wie ehedem wurden die Ferien von ihnen dazu benutzt, auf eigene Hand in dem Buche der Natur zu studiren. Von Zürich ging er nach Heidelberg, doch ohne August, welcher in ein Geschäftshaus eingetreten war. In Heidelberg lernte er seinen besten Freund und späteren Schwager, den Botaniker Alexander Braun, kennen, und von dem ersten Moment ihrer Bekanntschaft an waren die beiden Jünglinge, welche mit gleichem Eifer ihren Studien oblagen, unzertrennlich. Bei ihren weiten Wanderungen, auf denen sie nach Exemplaren für ihre Studien suchten, lernte Braun von Agassiz Zoologie und Agassiz von Braun Botanik. Vielleicht ist dies die Ursache, daß Alexander Braun mehr von der Zoologie verstand, als andere Botaniker, und Agassiz selber ein umfassendes Wissen auf dem Gebiet der Botanik mit seiner Kenntniß des Thierreiches verband.

Nächst Braun gewann noch ein Heidelberger Studiengenosse die Zuneigung Agassiz'. Es war dies Karl Schimper, ein Freund Braun's und, wie dieser, ein zu großen Erwartungen berechtigender Botaniker. Diese drei waren bald im innigsten Verkehr miteinander. Agassiz verlebte die Ferien zumeist bei der Familie Braun's in Karlsruhe, da seine Schweizer Heimath zu entfernt war. Waren die Freunde getrennt, so correspondirten sie, meistens über ihre Studien, und sandten einander „Nüsse zu knacken", nämlich wissenschaftliche Streitfragen, von der einen Seite zoologischen, von der anderen botanischen Charakters. Eine ihrer ersten „Nüsse" deutete schon auf das Gesetz der Blattstellung hin, welches, obwohl es heute einen Theil der ersten Anfangsgründe des Unterrichts in der Botanik bildet, damals noch völlig unbekannt war. Die Entdeckung dieses Gesetzes verdankt die Welt Braun und Karl Schimper.

Von Heidelberg gingen die jungen Naturforscher nach München, da Braun überzeugt war, daß sie mehr Anregung durch die dortigen Professoren als die Heidelberger gewinnen würden. Hier lasen Schelling, Martius, Döllinger und Oken, und Agassiz spricht mit Entzücken von ihren Vorlesungen. Die Zimmer von Braun und Agassiz wurden bald der Sammelplatz aller strebsamen, geistig regen Elemente unter den Studirenden der Universität, und das Logis erhielt die Bezeichnung der „kleinen Akademie". Höchst amüsant ist eine Beschreibung der so mit wissenschaftlichen Sammlungen vollgestopften Räume, daß kaum Platz genug zum Sitzen oder Herumgehen vorhanden war.

Nach und nach gewann die Neigung Agassiz', die Naturgeschichte zu seinem speciellen Studium zu machen, immer mehr Macht über ihn, aber seine Eltern bestanden darauf, daß er Medicin studiren solle, was von ihrem Standpunkte natürlich war, da sie glaubten, daß die von ihm gewünschte Carrière ihm keine Aussicht auf Erwerb eröffne. Er hoffte ihnen das Gegentheil zu beweisen, und ohne daß sie etwas davon wußten, ging er an sein erstes bedeutendes naturgeschichtliches Werk, eine Beschreibung der brasilianischen Fische, welche Martius und Spix von ihrer berühmten Reise mitgebracht hatten. Hierin trat er mit seinem neuen System der Classification der Fische hervor.

Kaum zwanzig Jahre alt, arbeitete Agassiz jetzt schon an seinem großen Werk: „Naturgeschichte der Süßwasserfische von Mitteleuropa", und hierzu mußte er einen Zeichner beschäftigen, der Jahre lang für ihn thätig war. Dies erforderte natürlich für Agassiz' äußerst bescheidene Casse bedeutende Geldopfer, doch wo es sich um die tüchtige Durchführung einer Arbeit handelte, schreckte er weder damals noch später vor persönlichen Entbehrungen zurück. Zu jener Zeit hatte er etwas Hoffnung, sich Humboldt's asiatischer Expedition anschließen zu dürfen, doch dieser Plan schlug ihm fehl. Es blieb ihm indessen die einmal geweckte Sehnsucht, zu reisen, um seine Erfahrungen zu bereichern. Inzwischen war seine Arbeit über die brasilianischen Fische vollendet, und er hatte die Genugthuung, das Werk seinen Eltern zuzuschicken. Ihre Freude beglückte ihn, und nicht minder erfreute ihn ein Brief von Cuvier, zu welchem Gelehrten Agassiz sein ganzes Leben hindurch als zu seinem großen Meister aufsah.

Mehr und mehr vernachlässigte er seine medicinischen Studien, da sich die Zuversicht, daß er als Naturforscher in der Welt Etwas erreichen werde, und er deshalb die Berechtigung habe, dem starken Zuge seines Geistes zu folgen, immer mehr in ihm befestigte. Obwohl seine Eltern seine Ideen nicht billigten, waren sie doch klug und liebevoll und hatten Vertrauen zu ihm. Als er dann endlich München im Jahre 1830 verließ, ging er mit der freudigen Hoffnung fort, daß sein fester Vorsatz und seine Ausbildung ihm helfen würden, die schwere Zeit der Bemühungen um einen Wirkungskreis zu überstehen. Zuvörderst ging er nach Hause, wo er fleißig mit dem Studium der Fische fortfuhr, während ihm seine reichen Oheime, die ihn wegen seiner Beharrlichkeit bewunderten und ehrten, Beihülfe gewährten. Mit der Zeit gewann er mehr und mehr die Ueberzeugung, daß er mit seiner Arbeit nach Paris übersiedeln müsse, welches damals der große Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens war und ihm das weiteste Feld zu Vergleichungen und Forschungen darbot. Ein Uebereinkommen mit Cotta machte endlich die Ausführung dieses Vorhabens möglich, obgleich die Mittel des jungen Agassiz äußerst bescheiden waren und das hauptstädtische Leben dieselben bald aufzehrte, besonders, da er noch immer einen Zeichner für sein Werk gebrauchte. Aber keine persönlichen Entbehrungen entmuthigten ihn, und hier in Paris fand er Cuvier und Humboldt, welche ihn als ihresgleichen behandelten und es ihm erleichterten, die wissenschaftlichen Sammlungen der Stadt zu benutzen. Als er eine Weile in Paris gearbeitet hatte, erhielt er die Erlaubniß, sich regelmäßig in Cuvier's Laboratorium zu beschäftigen, und nach einiger Zeit übergab ihm der große Naturforscher die sämmtlichen Notizen und Zeichnungen, welche er über fossile Fische gesammelt hatte, und bat ihn, das Werk zu vollenden. „Sie sind jung", sprach er, „Sie haben noch Zeit genug, ich aber habe keine mehr übrig." Das ihm anvertraute Material erwies sich als ein Legat für Agassiz, denn wenige Tage später starb Cuvier ganz plötzlich.

Inzwischen wurden Mittellosigkeit und pecuniäre Verlegenheiten für Agassiz immer fühlbarer, und schon fürchtete er, Paris verlassen zu müssen, ohne sein Werk vollendet zu haben. Da kam ihm als Retter in der Noth Humboldt zu Hülfe. Er hatte auf den jungen Mann, der so ernst seiner wissenschaftlichen Arbeit oblag, längst sein Augenmerk gerichtet. Seine Armuth errathend, bestand er in der zartesten und gütigsten Weise darauf, eine Zeit lang sein Bankier sein zu dürfen. Dieses großmüthige Anerbieten enthob Louis und seine Eltern einer Last von Sorgen, und Humboldt erntete dadurch eine Dankbarkeit, die fast der Kindesliebe gleichkam und ihm bis an seines Lebens Ende Freude bereitet hat.

Unermüdlich arbeitete Agassiz in Paris weiter, wo Braun bald mit ihm zusammentraf und die Freunde nun vereint ihre Forschungen betrieben, bis im Jahre 1832 die Stelle eines Professors der Naturgeschichte in Neufchâtel, welche Humboldt für Agassiz ausgewirkt hatte, letzteren nach Neufchâtel abrief. Hier bethätigte sich alsbald seine Leidenschaft für den Beruf des Lehrers und jener mächtige Einfluß auf seine Schüler, den er in so hohem Grade besaß, und der ihm die Verehrung aller seiner Hörer eintrug.

Bald nach seiner zwar sicheren, doch keineswegs einträglichen Anstellung heirathete Agassiz Cäcilie Braun, die Schwester seines geliebten Freundes Alexander. Das junge

Digitized by Google

Paar richtete sich die Häuslichkeit auf die einfachste Weise ein, und Louis gewann eine große Stütze an seiner Frau, da ihr ungewöhnliches künstlerisches Talent, welches sie bisher für ihres Bruders botanische Studien verwerthet hatte, sich jetzt einem neuen Felde zuwandte. Einige der besten Zeichnungen in „Fossile und Süßwasserfische" rühren von Agassiz' Gattin her. Die Publication des ersten Theiles dieses großen Werkes über Fische hatte ihm einen jener reichen Preise eingetragen, durch welche England in so schöner und freigebiger Weise die Geistesarbeit ehrt. Hierdurch kam er in Beziehungen zu England und englischen Gelehrten, auf deren dringende Einladungen er im Jahre 1834 nach Großbritannien reiste. Dank der Gastfreundschaft und Liberalität der dortigen Naturforscher brachte er eine höchst angenehme und belehrende Zeit in England zu. Der Besuch wurde bald wiederholt, und von England aus trat er auch zuerst in Verbindung mit Amerika, das später seine zweite Heimath und die Stätte seiner Erfolge werden sollte.

Um diese Zeit war es, daß Agassiz auf seinen Ferien-Ausflügen die Gletscher zu studiren begann und seine geologische Theorie hinsichtlich der Eiszeit unserer Erde aufstellte, wodurch er seinen eigentlichen europäischen Ruhm erwarb. Natürlich wurde ihm ebensowohl scharfer Widerspruch wie beifällige Zustimmung. Besonders Humboldt konnte sich nicht mit den Ideen seines Schützlings befreunden und bat ihn wiederholt, die Gletscherforschung fallen zu lassen und sich nach wie vor nur mit der Naturgeschichte der Fische zu beschäftigen.

Von hohem Interesse, doch zum Citiren zu lang, sind die Schilderungen, wie Agassiz und seine Freunde, zu denen u. A. Karl Vogt gehörte, wochenlang auf dem Aargletscher zubrachten und dort im Schutze eines großen Felsens logirten, welchem sie den Spottnamen „Hôtel des Neufchâtélois" beilegten. Das Felsstück zerbröckelte 1844 unter dem Einfluß des Frostwetters und Regens, doch merkwürdigerweise wurde noch im vorigen Jahre ein Bruchtheil des Steines gefunden, welches die Inschrift der Namen einiger Mitglieder der Gesellschaft aufwies.

Eine längst von ihm geplante und ersehnte Reise nach den Vereinigten Staaten kam 1846 zur Ausführung. Geldmangel war die Ursache gewesen, daß er sich bisher die Erfüllung dieses Wunsches hatte versagen müssen, aber nun wurde er Zwecks einer wissenschaftlichen Expedition hinübergeschickt, zu welcher der Fonds aus Privatmitteln beschafft war. Seine Frau und drei Kinder ließ er daheim bei seinem Freunde Braun. Er glaubte, daß seine Abwesenheit vier Jahre währen würde, und nicht im Entferntesten kam ihm der Gedanke, daß er nach Amerika ging, um dort für immer seinen Wohnsitz zu nehmen.

Nach dem Abschluß seines europäischen Lebens wird die Biographie weniger interessant. Sei es, daß jedes Menschen Leben in der Zeit des Strebens und Kämpfens interessanter ist, als in den Jahren des Erfolges; sei es, daß in diesem Falle das Material für die letztere Periode weniger zugänglich war — das Factum bleibt dasselbe.

Im Jahre 1847 erhielt Agassiz die schmerzliche Kunde vom Tode seiner Gattin, und die durch dieses Ereigniß in seiner Häuslichkeit eingetretene Veränderung mag ihn wohl mit dazu bestimmt haben, die glänzenden Anerbietungen anzunehmen, welche ihm in den Vereinigten Staaten gemacht wurden. Er sah auch, was für ein großes und noch unbearbeitetes Feld Amerika für den wissenschaftlichen Forscher darbot. Europa wurde damals von politischen Unruhen erschüttert, während er hier in Ruhe arbeiten und studiren konnte. So sah sich Agassiz 1848, als die alte Welt bestrebt war, ihre Ketten abzuschütteln, in den Stand gesetzt, ungestört in einem freien und glücklicheren Lande als Lehrer über die vergangenen Zeitalter unseres Erdballs zu sprechen und als Forscher über dessen zukünftige Entwickelung zu speculiren.

Im Jahre 1850 heirathete er eine amerikanische Dame — eben die jetzige Verfasserin der Erinnerungsschrift —, und diese Heirath befestigte seinen Entschluß, in den Vereinigten Staaten zu bleiben. Er ließ seine Kinder nachkommen und bezog ein Haus bei Boston. Glücklich in diesem Heim, im Kreise von Freunden, und befriedigt durch seine Arbeit, führte Agassiz ein rein wissenschaftliches Leben, das von Forschungen und Entdeckungen, wie von seinem Briefwechsel mit den ersten Gelehrten Amerikas und Europas ausgefüllt wurde. Nie jedoch hat er seine alte Heimath und seine alten Freunde vergessen, und Briefe an Humboldt, Braun und seine Mutter werden häufig mitgetheilt.

Für den großen Theil des Lesepublicums, welches keine Gelegenheit hat, sich eingehend mit dem Studium wissenschaftlicher Werke zu beschäftigen und doch genug von den darin behandelten Dingen weiß, um gern Fühlung mit deren Geschichte zu behalten, werden die von Agassiz' amerikanischem Leben berichtenden Bände von keinem geringen Werthe sein. Doch vor Allem möchten wir sie den jungen Studirenden empfehlen. Dieser Bericht, wie von einem einzigen Manne auf so vielen Gebieten und angesichts so großer Schwierigkeiten und widriger Verhältnisse so Erstaunliches an Arbeit geleistet wurde, kann nur segensreich wirken. Freilich werden Viele der Studirenden nicht mit allen Schlußfolgerungen Agassiz' einverstanden sein. Daß er niemals den Darwinismus und die Entwickelungslehre völlig acceptirt hat, wird manche Leser überraschen. Dies aber schmälert nicht die Leistungen, welche er thatsächlich vollbracht hat, und wie groß diese waren, davon kann sich Jeder überzeugen, der nur einen Blick auf das hier gebotene Verzeichniß derselben wirft. Wie hoch seine Arbeit von allen berühmten Forschern unserer Zeit geschätzt wurde, dafür legen die hier gesammelten Briefe das beste Zeugniß ab. Vielleicht den größten Reiz bietet die Lectüre durch die uns darin vorgeführten Briefe von Alexander von Humboldt (vor allen Anderen der ermuthigende, hülfreiche Freund Agassiz' und ihm stets in Bewunderung zugethan), von Lyell, von Murchison, Darwin und zahlreichen anderen europäischen und amerikanischen Gelehrten, denen wir in diesem Buche begegnen. Eigenartig erfrischend werden wir durch die hier offenbarten großherzigen Sympathien berührt — durch die edle Bereitwilligkeit, Irrthümer zu bekennen und die selbstlose Bewunderung Anderer — während uns nirgends die Kleinlichkeit und Gemeinheit des Alltagslebens entgegentritt. Selbst der entschiedenste Pessimist wird nicht umhin können, wenigstens *etwas* Gutes an der menschlichen Natur gelten zu lassen, so lange noch solche Männer unter uns leben und arbeiten. Was wir als Nachwirkung dieser Lectüre empfinden, ist nicht allein Hochachtung vor Agassiz, dem Manne der Wissenschaft — es ist auch ein tiefes Gefühl der Liebe und Ehrfurcht für die Wissenschaft selbst.

Die Beziehungen Agassiz' zu amerikanischen Schriftstellern, wie Emerson, Lowell, Oliver Wendell, O. W. Holmes, Longfellow u. A., jener Schaar auserlesener Neu-Engländer; die Anhänglichkeit zu seinem Adoptivvaterlande, seine leidenschaftliche Vertheidigung des Nordens gegenüber der Haltung gewisser, mit den Sklavenhaltern des Südens sympathisirender Engländer — dies Alles ist ebenfalls von Interesse.

Außer seinen einflußreichen Beziehungen zu fast allen bedeutenden wissenschaftlichen und literarischen Männern seiner Zeit war er besonders durch die bewundernswürdige Gabe ausgezeichnet, auf Andere einzuwirken. Jung und Alt, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aus jedem Stande, die irgendwie in Berührung mit Agassiz gekommen sind, unterlagen sämmtlich der magnetischen Anziehungskraft dieses Mannes. Einen eigenthümlichen Beweis für seinen persönlichen Einfluß bildet die Art und Weise, wie die Schule auf Penikese gegründet worden ist. Dieses Institut zur Förderung wissenschaftlicher Studien, zu dessen Bau ein großmüthiger Amerikaner die Mittel geliefert, hatte Agassiz sich anheischig gemacht, bis zum 5. Juli 1872 fertig herstellen zu lassen. Und dies in einer Zeit, da er schon unter der tödtlichen Krankheit litt, an welcher er 1873 starb. Er wurde in Amerika beerdigt. Das Monument, welches ihm gesetzt worden ist, besteht aus einem einfachen Felsstück vom Rande des Aargletschers, unberührt vom Hammerschlag eines Menschen, ganz so, wie es die Natur geformt hat. Auch die Fichtenbäume, welche kräftig an dem Grabe hervorwachsen, wurden von liebender Hand aus seinem alten Schweizerheim herübergesandt. So umgeben ihn im Grabe die alte und die neue Heimath.

Digitized by Google

Die Erinnerung an ihn lebt in beiden Ländern unverwelklich fort.

In Amerika ist durch das großartige Museum, welches er für Boston errichtet hat, ein Museum, in welchem er seine Ansichten über die Einheit der Natur praktisch dargelegt hat, die Gewähr für sein unvergeßliches Andenken geboten. Ein schöner, liebenswerther Charakter war er, der bis an sein Ende ein Knabe blieb, geführt von der Natur, „der lieben alten Pflegerin", wie es in dem wundervollen Gedicht von Longfellow heißt, welches dieser Agassiz zu dessen 50. Geburtstag gewidmet hat. Die Natur erhielt ihn, wie der Dichter sagt, stets kindlichen Sinnes, sie sang ihm Tag und Nacht die Koselieder des Weltalls, sie schlug vor ihm die Blätter des Lesebuches auf, das sein himmlischer Vater für ihn geschrieben hatte.

„Komm'", sprach sie, „wandern wir
In unerforschtes Land,
Lies, was noch Keiner hier
In Gottes Handschrift fand."

Der Vater Agassiz' hat von seines Sohnes Ruhm nur noch die Morgenröthe erblickt, die Mutter hat noch dessen vollen Glanz erlebt. Sie ist ihrem Sohne nur um wenige Jahre vorangegangen auf jene große Reise in unentdeckte Regionen, welche uns Allen vorbehalten bleibt.

Vom Burgtheater.

Krisengerüchte durchschwirren die Lüfte, es heißt, Adolf Wilbrandt solle gehen oder gegangen werden. Schon bei Lebzeiten des Baron Hofmann galt die Stellung des Directors des Burgtheaters als tief erschüttert und — sie war es damals vielleicht mehr als heute. Baron Hofmann machte kein Geheimniß daraus, daß er den alten Director nicht in das neue Haus mitnehmen wollte. Was er auszusetzen hatte, ist dem verstorbenen Generalintendanten vielleicht niemals klar gewesen, denn wenn er auch eine ungewöhnliche Theaterroutine besaß, so stand er weder auf der Höhe, um einen literarischen Director des Burgtheaters beurtheilen zu können, noch hatte er die Empfindung für das echte Schöne, um sich darüber mit dem Leiter der Hofbühne gehörig auseinandersetzen zu können. Wahrscheinlich war es die Erkenntniß der eigenen Inferiorität, welche das Mißvergnügen des Herrn über seinen Kammerherrn verschärfte. Zudem ist Wilbrandt des Oefteren eigensinnig gewesen, zuweilen in Dingen, wo diese männliche Festigkeit unnöthige Uebertreibung war, was den Zorn des Baron Hofmann noch vermehrte. So gedieh in des Letzteren Kopf der Gedanke immer mehr, sich bei der ersten passenden Gelegenheit eines Directors zu entledigen, der, auf seinem Scheine stehend, seinem Vorgesetzten sogar keinen Eingriff in die Ereignisse des Burgtheaters gestattete; demselben Manne, der bei der ihm gleichfalls unterworfenen Oper jedes Paar Ballettschuhe höchstselbst bestellte. Baron Hofmann und Wilbrandt haben sich nicht öfter gesehen, als es absolut nöthig war, und ganz gewiß haben sie sich noch viel seltener gut gesprochen.

Die Einflußlosigkeit des Chefs — der Grund, der Wilbrandt's Verderben bei Hofmann vorbereitete — fällt bei dessen Nachfolger weg, und damit ist, nach meiner bescheidenen Meinung und Kenntniß der Verhältnisse und Personen, den Gerüchten von der Bedrohung der Position des Directors des Burgtheaters die innere Wahrscheinlichkeit genommen. Baron Besecny ist, was die Franzosen einen homme sérieux nennen, ein Mann, der weitab steht von allem Geflunker und der von seinem Vorgänger bis an die Grenze des Skandalösen systematisch betriebenen Reclame; er greift nicht bald an die Wirkung und bald an die Ursache, je nachdem ihm die eine oder die andere paßt, sondern er anerkennt die Untrennbarkeit Beider und haßt insbesondere die leichten Siege, diese Pest aller Kunst. Herr von Besecny ist freilich schon beinahe einen Monat lang Generalintendant, aber er hat noch gar nichts Wesentliches verfügt, er ist in der langen Zeit, in welcher ein Anderer schon viel an sich gerissen hätte, vielleicht noch nicht zu einem einzigen feststehenden Entschlusse gekommen. Er studirt die beiden Hoftheater. Dabei stößt er bei jedem Schritt auf Traditionen, die für deren Entwickelung von Bedeutung waren oder noch sind und die nur der Leichtsinn mit einem Federzug vernichten wollte. Er tritt dem kunstvollen Gefüge immer näher, auf dessen Spitze der Ruhm der beiden Institute, ihre classische Bedeutung ruhen. Welcher gewissenhafte Mann wird im Angesichte solches Glanzes sagen, dies und das taugt nicht mehr — weg damit? Wer wird die Verantwortung auf sich nehmen, auch nur die kleinste Säule abzusägen? Baron Besecny nicht, dazu ist er selbst zu sehr eine künstlerische Natur, oder, um das Wort zu gebrauchen, mit dem man Wilbrandt am meisten verhöhnt: auch Baron Besecny ist zu viel Idealist, um der leichtfertigen Modemeinung des Tages eine Hekatombe zu schlachten.

Wer sind nun die Leute, welche die Gerüchte von der Entfernung Wilbrandt's aus dem Burgtheater in die Welt setzen? Denn es muß solche geben, weil kein Rauch ohne Feuer ist. Die Antwort findet sich leicht. Es sind jene Beamten, welche zwischen dem Generalintendanten und dem Director stehen; ob blos ihre Ueberzeugung, ob auch Ehrgeiz und andere Motive mitspielen, mag nicht weiter erforscht werden, ich nehme nur die reinsten Motive an, und will diese auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. Wer die letzten Jahrgänge der „Gegenwart" gelesen hat, wird mir das Zeugniß geben, daß ich mit Wilbrandt nicht gerade wie mit einem Liebling verfahren bin; und wer sie nicht gelesen hat, dürfte am Schlusse dieser Zeilen ebenso genau wissen, wie wir miteinander stehen. Aber gerade dasjenige, was ihm in der bureaukratischen Region vorgeworfen wird und womit man ihn schon in der Studienzeit des neuen Generalintendanten vernichten zu können vermeint, noch ehe er selbst zu Worte kommt, gerade dies ist falsch, um nicht zu sagen, es ist Entstellung. Wenn die Bureaukraten vom Verfalle des Burgtheaters sprechen, so meinen sie immer die materiellen Resultate. Sie sagen, das Publicum sei dem Kaiserlichen Schauspielhause entfremdet, und zum Beweise dessen — es arbeite mit einem Deficit, während einst seine Ueberschüsse zur theilweisen Deckung der Bedürfnisse der Oper verwendet werden konnten. Wendet sich das Publicum wirklich vom Burgtheater ab? Die Bruttoeinnahmen sind während des Regime Wilbrandt um gut zehn Procent gestiegen. Das ist bei Weitem nicht das Verdienst des gegenwärtigen Directors; wäre der beste dagewesen, sie hätten vielleicht um fünfzehn oder gar zwanzig Procent zugenommen. Aber sie sind gestiegen, und da die Billetpreise seither nicht erhöht wurden und das vom Baron Hofmann ersonnene, alles Urtheil corrumpirende Premièrenabonnement das Plus bei Weitem nicht erklärt, so kann es nur durch den stärkeren Besuch hervorgerufen worden sein.

Trotzdem hat das Burgtheater seit der Direction Wilbrandt ein Deficit! Ja, es hat ein Deficit. Welches sind die Ursachen? Ich will sie mit dürren Worten nacheinander aufzählen: überflüssige Engagements, überflüssige Ausstattungskosten, vergeudete Verwaltungsspesen. Trifft für eine derselben Wilbrandt die Schuld? Etwa für die Engagements? Frau Schratt, Herr von Bukovics und Dr. Tyrolt beziehen zusammen achtundzwanzigtausend Gulden an Jahresgage. Nur der Letztere wurde im Einverständniß mit Wilbrandt angeworben, Herr von Bukovics und Frau Schratt kamen gegen den Protest des Directors durch Baron Hofmann in das Burgtheater; Frau Schratt, indem sie sich hinter einen machtvollen Zeitungseigenthümer steckte, der sich wieder mit einem einflußreichen Regisseur verbündete und abwechselnd mit diesem ellenlange Briefe an Baron Hofmann nach Ischl schrieb, gegen welche die Einwendungen des Directors ohnmächtig blieben; Herr von Bukovics nach dem Brande des Stadttheaters. Baron Hofmann ließ ihn, so wird erzählt, zu sich rufen und frug ihn, ob er in das Burgtheater wolle, und als der Schauspieler bejahte, wurde sofort ein Contract vereinbart. Wilbrandt erhielt erst später Nachricht, ging zu Bukovics und rieth ihm dringend von diesem Engagement angesichts der bedenklichen Ueberfüllung des Hauses mit Komikern in ernsten Worten ab. Da soll, so wird weiter bemerkt, Herr von Bukovics lächelnd den in Kraft erwachsenen Contract hervorgezogen und seinem Director gezeigt haben. Welches ist die Bedeutung dieser Acquisitionen? Bis zur Erkrankung Baumeister's spielten die beiden Herren etwa in drei Wochen einmal, jetzt helfen sie aus, ohne sich in der Gunst des

Digitized by Google

Publicums festsetzen zu können. Frau Schratt ist die liebenswürdigste Dame der Welt, aber ihr Engagement für das Burgtheater erweist sich geradezu als ein Fehler. Naive Rollen kann sie und will sie wohl neben dem vom Enthusiasmus der Residenz getragenen Frl. Hohenfels nicht spielen, und für junge Salondamen fehlt ihr Repräsentation und Intelligenz. Das hat sich beim „Hüttenbesitzer" deutlich gezeigt, obwohl man sich Mühe gab, es zu vertuschen, und die Kritik milbthätig beide Augen schloß. Frau Schratt verstellt einer Andern den Platz, die für das Burgtheater absolut nöthwendig ist, aber nicht gewonnen werden könnte, selbst wenn man sie fände, weil der Etat die Belastung nicht verträgt. So hat Baron Hofmann durch seine Acquisitionen positiven und negativen Schaden gestiftet. Allerdings nahm auch Wilbrandt neue Mitglieder ins Haus, darunter Frl. Barsescu, über deren Talent alle Welt einig ist, dann Frl. Rübsam, die als Remplaçantin für Frl. Wessely gedacht war, als diese bedenkliche Fluchtlaunen zeigte, von denen sie erst in Kremsier geheilt wurde, und die nun da ist und nicht fortgeschickt werden kann. Oder sollte Wilbrandt nicht auf Ersatz sinnen? Wie hätte man ihn dann, mit Fug und Recht, angeklagt und verurtheilt. Weiters wurden dann noch einige Herren in das Burgtheater gezogen, die mit kleinen Rollen einer großen Carrière entgegengehen — wollen. Alle Engagements Wilbrandt's kosten aber kaum so viel als Herr von Bukovics oder Dr. Tyrolt allein. Die überflüssigen Ausgaben dieser Art stammen also von Baron Hofmann.

Die unnützen Ausstattungskosten! Nachdem die Hofoper ihren Franz Gaul hatte, mußte das Burgtheater auch seinen Historienmaler kriegen, und es verfiel auf den viel talent- und geschmackvolleren Johann Fux. Bin ich recht unterrichtet, so lautet sein Vertrag so, daß er in seinem Ressort völlig souverän ist. Er entwirft ein Kostenpräliminar, das er der Generalintendanz vorlegt. Von da ab schaltet er nach seinem Willen, der Director hat ihm schon gar nichts dreinzureden. Wie selig war der harmlose Wilbrandt, als er bei seinem Directionsantritte hörte, dieser Theil der Geschäfte gehe ihn nichts an! Er hatte nichts mit den Ziffern und mit dem Gelde zu thun, er, der bis dahin die Ziffern nur aus der Schule und das Geld außer in der Scheidemünze literarischer Honorare noch gar nicht kannte! Er athmete bei dieser Freudenbotschaft förmlich auf, sie klang wie das Echo seiner Gesinnungen. Hinterher ist sie ihm freilich eine Sorge geworden. Bei Neuscenirungen und Novitäten größeren Styls will Herr Fux zeigen, was er kann, und weil er viel kann, so kostet es auch viel Geld. So haben der neue „Faust" über dreißigtausend, „Wallenstein" gar vierundvierzigtausend Gulden verschlungen. Wer unser Burgtheater kennt, wird es kaum für möglich halten, daß man dort für die Ausstattung eines Stückes eine so colossale Summe ausgeben könne. Es ist dennoch so, das Geld wurde verbraucht, die Ersätze waren geringfügig, die Kosten lasten schwer auf dem Budget. Wer hat sie genehmigt? Director Wilbrandt? O nein! Baron Hofmann! Will man den Etat dieser Bühne merklich erleichtern, so muß man Herrn Fux, der als Künstler alles Lob verdient, behalten, aber seiner Phantasie die Flügel stutzen und von seinen Voranschlägen eine Null streichen. Nach dem vertragsmäßigen Sachverhalt kann dies nur der Intendant, nicht der Director.

Nun zum Dritten, zu den vergeudeten Verwaltungsspesen. Während das Publicum die Engagements und die Ausstattungen controliren kann, sind ihm die Verwaltungskosten ein Geheimniß, es sieht kein äußeres Anzeichen der Arbeit, es kann sie nicht abschätzen und würdigen. Die Kosten derselben sind aber verblüffend, und noch verblüffender ist, daß sich dieselben in den letzten drei Jahren um fast ein Viertel erhöht haben sollen. Wodurch? Etwa in Folge einer besseren Bezahlung des Hülfspersonals und dergleichen? Nein, nicht deshalb, sondern weil unter dem Regime Hofmann große neue Ausgaben erfunden wurden, die man nicht anders, denn als muthwillige bezeichnen kann. Um nur ein Beispiel anzuführen, will ich der Druckkosten gedenken. Sie waren einst minime und machten nicht so viel Hundert aus, als sie jetzt Tausende verschlingen. Da hatte das altehrwürdige Burgtheater seine ebenso ehrwürdigen Billets in Pappendeckel von verschiedener Farbe, die letztere bezeichnete den Tag. Das mußte weg; jetzt werden für jeden Tag neue Billets mit Controlcoupons gedruckt. Die Schauspieler erhielten ehedem ein für allemal eine Legitimation für die ihnen gebührenden Freikarten, jetzt empfangen sie zierliche Couponhefte, die sich auf jedem Tische einer Dame sehen lassen können. Das kostet Geld, sehr viel Geld sogar. Und so ist die ganze Verwaltung, die einst in ihrer patriarchalischen Einfachheit zum Wesen der großen Kunst stimmte, zu einem schwerfälligen, geldverzehrenden Mechanismus geworden, als wäre das Burgtheater eine Bank oder ein Commissionshaus. Bedenkt man noch, daß die Großmuth des Baron Hofmann so weit ging, der Frau Janisch für zwei Jahre die ganze Gage zu bewilligen, obwohl sie auf Reisen zog, um anderswo Geld zu erwerben, oder daß er mit den die Pension versichernden Decreten an den unpassendsten Plätzen freigebig war, so wird man das Zifferngebäude des Kaiserlichen Schauspielhauses nicht blos anstaunen, sondern auch begreifen. Ob man nicht gleichzeitig über die Naivetät Wilbrandt's lächelt, der solches neben sich geschehen ließ, ohne es zu verstehen, ist eine andere Frage. So viel glaube ich aber festgestellt zu haben, daß die Waffen, mit denen die Bureaukratie gegen Wilbrandt schlägt, nichts taugen, selbst wenn sie ehrlicher wären, als sie vielleicht sind. Baron Besecny's ganze Vergangenheit liegt auf finanziellem Gebiete, er versteht die Sprache der Ziffern; er wird ihr Meister werden, wenn er sie nicht durch die Brille der Beamten besieht.

Es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Reden von der Bedrohung Wilbrandt's auch die Aufmerksamkeit anderer, insbesondere der literarischen Kreise erweckt haben, denen insbesondere das Burgtheater an das Herz gewachsen ist als das Heiligste und Beste, was wir haben, als die Zuflucht unseres bedrängten Deutschthums, als der Hort alles poetischen Schaffens, als das höchste Tribunal unserer Sprache und Literatur, als der Weltmittelpunkt aller dramatischen Kunst. Sie fragen mit Zittern und Zagen: Was dann? Sie suchen mit geängstigtem Blick nach dem neuen und besseren Director und finden ihn nicht, weder im Inlande, wo ein ehrgeiziger Kritiker und ein „Dichter" der mittelmäßigsten Theaterstücke sich in den Vordergrund drängen, noch im deutschen Reich, wo sich auch an allen Ecken Directoren für das Burgtheater melden, die sich bald an die Taille einer in der Bourgeoisie einflußreichen Dame hängen, bald selbst nach Wien kommen, um sich zu zeigen. Du lieber Gott! Erwirbt man dadurch, daß man ein Hoftheater in Stuttgart, Hannover oder Weimar, oder ein Stadttheater in Frankfurt nach Kräften heruntervertwaltet hat, den Anspruch, Director des Wiener Hofschauspieles zu werden? Muß man nicht künstlerisch oder literarisch etwas bedeuten, um sich hervorragen zu dürfen? Waren Schreyvogel und Holbein, Laube und Dingelstedt auch so wenig wie diese Candidaten? Ist Wilbrandt ein Dutzendmensch wie sie? Wir müßten glauben, was man uns [illegible] will, daß unser Burgtheater wirklich tief gesunken ist, wollten wir nur einen dieser Werber ernst nehmen.

Was wir Adolf Wilbrandt nicht verzeihen können, ist, daß er uns die Burgtheaterfrage durch seine wirklichen Fehler aufnöthigte. Worin diese bestehen, habe ich in meinen früheren Briefen oft genug ausgeführt; ich muß wieder darauf zurückkommen, daß man nicht sage, das diesmalige Plaidoyer für ihn sei im Widerspruche mit dem, was ich früher über und gegen ihn geschrieben. Es ist heute so wahr wie vor zwei Jahren, daß Wilbrandt ein Manuscript nicht zu beurtheilen vermag. Das zeigen die Schicksale der größten Mehrzahl seiner Novitäten, die sich fast ausnahmslos als äußerst kurzlebig erwiesen. Er hat, selbst Dichter, zu viel Respect vor gewissen anerkannten Autoren und gönnt ihnen im Burgtheater einen Raum, den sie nicht behaupten können. Daher kamen die Durchfälle der Dramen von Paul Heyse, Wildenbruch, Jokai und — Wilbrandt. Vielleicht verschuldet die eingerissene Jagd nach Neuigkeiten einzelne Unfälle, aber auch dann trägt der Director die Verantwortung, der die erste Bühne Deutschlands aus gar keinem Grunde einer Niederlage aussetzen darf. Der Irrthum ist menschlich, aber fortwährender Irrthum hat eine andere Bezeichnung. Die blinden Freunde Wilbrandt's deuten mit großer Ungeschicklichkeit auf den notorischen Einfluß Sonnenthal's auf die Annahme und Ablehnung neuer Stücke hin und illustriren denselben durch merkwürdige Geschichten, nach welchen von Wilbrandt gutgeheißene Werke durch das Wort des berühmten Künstlers beseitigt und abgelehnte nachträg-

Digitized by Google

lich wieder acceptirt worden seien. Wenn das wahr ist, so muß man darin ein bedenkliches Symptom der Schwäche des Directors erblicken. Hat er deshalb bei seinem Amtsantritte in ostensibler Weise alle Macht der Regisseure an sich gerissen, um sie hinterher mit Einem, und mit diesem vielleicht noch ungleich, zu theilen? Die Regisseure sind Schauspieler, und Niemand darf es ihnen verdenken, wenn sie den subjectiven Standpunkt nicht verleugnen. Der Director soll der Geist über den Wassern sein. Der Geist, kein Schatten! Er handelt gewiß nur nach seiner Pflicht, wenn er die Stücke auch nach der Seite der Darstellung beurtheilt und heute Diesem, morgen Jenem eine Glanzrolle zuschanzt, er muß das thun, denn in einer so auserlesenen Schaar soll Jeder zur Geltung kommen, und selbst eine Concession in dieser Richtung wird nicht übel ausgelegt werden. Aber eine natürliche Grenze finden die Ansprüche selbst des größten Künstlers in den Forderungen, welche im Namen der Poesie und Kunst an jedes Stück gestellt werden müssen. Der Idealismus, der die Stücke von Benedix, Raupach, Görner u. s. w. ausschließt — und nicht mit Unrecht —, muß auch vor Novitäten desselben Schlages Stand halten. Hat das Burgtheater nöthig, sich mit diesem Mittelgut zu bepacken? Alles, was anderen Bühnen aus Mangel an ausreichenden Kräften verschlossen ist, steht ihm zur Verfügung, und dieses Alles begreift die classische dramatische Literatur in sich. Dreimal gesiebt sollten die Stücke sein, die das Burgtheater passiren; die Erfolge der letzten Jahre, der „Richter von Zalamea", der „Erbförster", „Wallenstein", die „Welt, in der man sich langweilt" beweisen, mit welcher Begeisterung unser Publikum den Hofschauspielern auf den besten Wegen folgt. Laube erfand, als er in seinem Stadttheater nur mehr schlechte Komödianten hatte, das Schlagwort von den „leichten Reitzungen", es enthielt eine Ausrede, keinen Kern.

Wie Wilbrandt in seinen Novitäten nicht glücklich war, so ist er es auch nicht bei der Zusammenstellung des Repertoires, in welchem eine schreckliche Monotonie herrscht. In diesem Winter hat er durch die Krankheit Hartmann's und Baumeister's einen schweren Stand; für den Ausfall durch die Verhinderung der Letzteren kann man ihn nicht verantwortlich machen, das Unglück geschah nach begonnener Saison und die Aerzte meinten, es werde in acht Tagen vorüber sein, während es nun schon drei Monate dauert. Es gibt Stücke, die man, solange wie Baumeister da ist, durch gar keinen Anderen spielen lassen darf, die Lücke klafft, aber sie kann nicht ausgefüllt werden. Anders liegt der Fall Hartmann. Dieser Künstler erkrankte im Frühling, man wußte, daß er ein Jahr lang fern bleiben werde. Da konnte Herr Wilbrandt während der Ferien seine Dispositionen treffen und den riesigen Rollenkreis des Fehlenden zum großen Theile mit den reichlich vorhandenen Kräften besetzen. Einiges nahm Sonnenthal in gewohntem Pflichteifer wieder zurück, vieles Andere konnte auf die Schultern der Herren Kraftel, Robert und Hübner abgeladen werden, nur das Charakteristischste wie „Heinrich V.", „Wehe dem, der lügt" u. s. w. wäre dann reservirt geblieben. Kraftel und Robert spielen nicht eine einzige Hartmann'sche Partie, der talentirte Herr Hübner erhielt Einiges, Wilbrandt aber zog Herrn Devrient in den Vordergrund, den talentlosesten an dem ganzen Theater, bei dessen Erscheinen auf der Bühne alles Interesse erlischt. So stellt sich allmählich heraus, daß die betreffenden Stücke doch nicht gegeben werden können — jetzt freilich, weil Herr Devrient in denselben einen großen Part inne hat.

Ein anderer Fehler Wilbrandt's liegt in der vielfachen Verkennung der Leistungsfähigkeit seiner Mitglieder. Nicht, daß er darüber kein richtiges Urtheil hätte, aber er ist zu milde, um nothwendige Correcturen vorzunehmen. Man erzählt in diesem Punkte die seltsamsten Dinge, das Auffälligste soll sich in der jüngsten Darstellung des „Käthchens von Heilbronn" zugetragen haben, als Frau Röckel, Frau Kupfer und Frau Negro gleichzeitig und allein auf der Bühne standen. Wie viele Jahrhunderte da auf das verehrliche Publicum herniederschauten, ist schwer festzustellen, um so sicherer kann man behaupten, daß kein Schlafender durch einen lauten Ton aus einer der drei Kehlen geweckt würde. Der Director soll in seiner Loge gesessen und nicht den Befehl gegeben haben, daß der Vorhang herunterzulassen sei. Solche Dinge fallen einer künstlerisch geschulten Zuhörerschaft wie die Wiener gar gewaltig auf und tragen zur Untergrabung der Position des Directors ungleich mehr bei, als alle Intriguen bereitstehender livrirter und nicht livrirter Nachfolger. Ein Director muß den Muth haben, das Alter seiner Schauspieler zu controliren.

Trotzalledem muß Wilbrandt in Amt und Würden erhalten werden. Er hat den Beweis erbracht, daß er zu lernen vermag, denn er verbesserte Vieles. Eine Menge von Stücken, die er in den ersten Jahren vernachlässigte, lebten wieder auf, so „Wallenstein", „Julius Cäsar", der „Erbförster", „Minna von Barnhelm", „Viel Lärm um Nichts", die „Widerspänstige" (allerdings mit dem Fehlgriff nach Frau Schratt). Er hat manche gute Acquisition gemacht, er verwendet alle Sorgfalt auf das Einstudiren und die Scenirung der Stücke, obwohl gerade jetzt die durch die Krankheitsfälle gebotenen Massenproben mit den Ersatzmännern aufreibend sind. Das sind indessen nur Details. Adolf Wilbrandt repräsentirt einen vornehmen Geist, den er seinen Künstlern auf und abseits der Bühne mitzutheilen weiß. Die Hofschauspieler haben gegen Laube eine Faust im Sack gemacht und vor Dingelstedt gezittert, aber sie waren niemals so fein wie jetzt, so charaktervoll und in ihrer gesellschaftlichen Position so unnahbar — trotz der Velleitäten des verstorbenen Generalintendanten, der mehr zum Genre der Frau Janisch hinüberneigte. Wie viel es werth ist, wenn eine so gesunde Atmosphäre ein Theater erfüllt, weiß Derjenige zu schätzen, der sich in anderen umgethan hat. Wilbrandt hat viele Gegner, gekränkte Genies, zurückgesetzte Talente und dergleichen Selbstverständlichkeiten; aber er zählt vom Höchsten herab bis zum letzten Coulissenschieber keinen Feind in dem ihm anvertrauten Hause. Er ist eben selbst ein Charakter und imponirt. Dabei bestricken seine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, seine Treue und Aufopferungsfähigkeit und ziehen Alle in seinen Bann. Einen solchen Director muß man hoch halten, und ganz gewiß darf man ihn erst fallen lassen, wenn man einen besseren weiß.

Das ist nun das stärkste Argument für Wilbrandt, daß kein besserer sichtbar ist, damit entwaffnet man selbst die Bureaukraten. Sie sind freilich mit einem Auskunftsmittel bei der Hand und wollen die Verwaltung der Generalintendanz übertragen und für den künstlerischen Theil einen dramaturgischen Beirath acquiriren. Die verwaltende Generalintendanz — das wären sie. Gott behüte uns vor ihnen. Ein Kunstinstitut von dem Range des Burgtheaters in den Händen etlicher Regierungsräthe oder Secretäre, das müßte ein gar trauriges Ende nehmen. Kommt doch die Krankheit des Theaters zum großen Theile daher, daß den Bureaukraten überhaupt ein Wort eingeräumt wurde, und jetzt sollten sie gar entscheiden! Nein, die Lösung der Frage ist so einfach wie nur möglich. Es kann bedeutend gespart werden, wenn man der Verwaltung ihre ursprüngliche Einfachheit wiedergibt, wenn man das Ausstattungswesen in vernünftige Grenzen einschließt, namentlich so lange im alten Hause gespielt wird, und wenn man unnütze Engagements bei der ersten Gelegenheit auflöst. Künstlerisch wird Wilbrandt zu rathen sein. Braucht man ihm doch nur zu sagen: „Sei der alte Idealist; lasse im Burgtheater nur das Allerbeste spielen, was überall die Probe bestand; weise alles Gemeine ab; fliege um den süßesten Honig zu den Deutschen, den Engländern, den Franzosen, den Spaniern, den Italienern, überallhin, wo du ihn findest; bedenke, daß ein so auserlesener Genuß auch eine reichliche Abwechslung bieten muß — sei ein wirklicher Idealist, und du wirst ein guter Director des Burgtheaters sein".

Wien, Anfang December.

X. Wiener.

Digitized by Google

Feuilleton.

Ein Weihnachtsabend.

Von Michael Batucki.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen.

Sechs Uhr. Die Glocke gab das Zeichen der Ruhezeit, die großen Räder der Maschinen hörten auf zu schnurren, und aus dem Innern der durch die Schmiedefeuer beleuchteten Fabrik strömte ein Schwarm berußter Arbeiter heraus, die sich in verschiedenen Straßen und Gäßchen zerstreuten.

Nur einer von ihnen blieb vor einem kleinen Victualienladen stehen, kaufte sich ein weißes Brot, ein Stückchen Käse und einen Häring. Damit ging er in ein Haus, welches am Ende der Straße stand, hinein.

Es trug wohl den Namen eines Hauses, war aber vielmehr eigentlich eine von armen Leuten bewohnte Ruine. Der Arbeiter guckte, ehe er in sein armseliges Stübchen hineinging, im Vorbeigehen in das Fenster des Portiers und sah diesen mit seiner Frau und den Kindern beim Abendbrot sitzen, während neben dem Tisch ein Weihnachtsbaum mit vielen kleinen Lichtern flimmerte. Er stand so eine Weile da und schaute dem Treiben zu; plötzlich fiel ihm etwas Feuchtes auf die Hand, in welcher er den Käse und den Häring hielt, herunter. Er schauderte und blickte mit Schrecken auf seine Hand hin — es war eine Thräne, die aus seinen eigenen Augen heruntergerollt war. Er hatte so aufmerksam die Portiers-Familie, die friedlich am gemeinsamen Tisch saß, beobachtet, daß er nicht bemerkte, wie deren Anblick ihm Thränen aus den Augen erpreßte.

Auch er hatte ja eine Familie in Krakau, die wahrscheinlich ebenfalls in diesem Augenblicke mit dem Abendstern sich zu Tische setzte und die Oblate theilte; aber er war nicht bei ihr, er konnte nicht die Oblate mit ihr theilen, wegen seiner Beschäftigung in der Fabrik, und konnte auch nicht zurückkehren, wohin ihn heute das Herz zog.

Er wischte die Thräne aus seinen Augen, ging über den Flur und über dunkle, enge Treppen und gelangte endlich in sein Dachstübchen. Als er sich der Thür näherte, vernahm er eine Bewegung in seinem Zimmer: etwas fing an zu winseln; das war Azor, sein Hund, der beim Oeffnen der Thür zu seinem Herrn stürmte, um ihn herumsprang, sich an seinen Fuß drückte und vor Freude mit dem Schweif auf die Erde schlug. Der Arbeiter streichelte sein Fell und beruhigte ihn; dann setzte er sich am Fenster auf die Pritsche und theilte das Brot und den Käse mit dem Thier. Ein Licht schien ihm wahrscheinlich eine überflüssige Sache zu sein, da er es nicht anzündete, vielleicht deshalb weil er es nicht hatte, oder vielleicht zog er auch den silbernen Glanz des Mondes vor, welcher hinter dem Schornstein hervorguckte und das Fensterchen der Kammer hell beleuchtete. Auf dem Grunde dieses lichten Punktes konnte man einen auf seinen Hinterpfoten sitzenden zottigen Hund und die schwarzen Hände des Arbeiters sehen, die ein Stück Brot hielten und sich bald zum Munde, bald wieder zum Hunde hinbewegten. Endlich sanken sie ruhig mit dem letzten nicht aufgegessenen Stückchen Brot auf die Kniee, denn der Arme wurde sinnend und vergaß das Essen. Es mag wohl sein, daß er dieses Brot gern für ein Stückchen Oblate, welche von den Seinigen käme, hingegeben hätte; es würde ihm dies die Seele stärken, welche nach einem guten Wort und einem bischen Liebe hungerte. Er hatte ja Niemanden als den Hund, und der Hund konnte nicht sprechen. In seinen klugen Augen sah er wohl ein Mitgefühl für sich, ja, er war überzeugt, daß der Hund sein Leid verstehe, aber er besaß ja doch nicht ein Wort des Trostes für ihn.

Plötzlich lebte in seinem Gedächtniß eine Legende, die ihm seine Kinderwärterin einstens von den am Weihnachtsabend sprechenden Thieren*) erzählt hatte, von den Ochsen, die zu sprechen anfingen, deutlich wieder auf. Der Gedanke, den man in die Welt der Volksphantasie hineinschleichen ließ, wanderte frei seinen Weg immer weiter und weiter, wie ein Knäblein durch den Wald der Träume ohne Zweck herumirrte, bis er ganz müde und abgespannt einschlief.

Und nun träumte er, daß er in der Kirche das alte innig ergreifende Weihnachtslied höre, daß er seine Familie bei dem Lichte der Laternen mit allem Volke in die Kirche gehen sehe; er rief ihr nach, aber Niemand sah sich nach ihm um, Niemand hörte ihn. Er begriff sogar, daß sie ihn nicht hören konnten, da er hunderte von Meilen entfernt war, und er dachte mit Schmerz: Werde ich sie noch einmal wiedersehen? Werde ich je zu ihnen zurückkehren? In diesem Augenblick schlug die Glocke zwölf Uhr; etwas bewegte sich neben ihm, er blickte um sich, zu seinen Füßen stand Azor.

Er stand vor ihm, sich auf seine Hinterpfoten stützend, und richtete die Augen auf ihn; dann öffnete er weit sein Maul, und aus seiner Kehle ging irgend eine menschliche Stimme hervor, die ihm leise sagte: „Du wirst wiederkehren".

Ein inniger Jubel durchzog seine Brust und diese Erschütterung weckte ihn. Er rieb seine Augen und blickte um sich. Azor saß wirklich auf seinen Hinterpfoten vor ihm, wie im Traum blickte er ihn ganz so mit seinen treuen Augen an, und dieser Blick schien ihm gleichfalls zu sagen: Du wirst wiederkehren . . . . .

Der Arbeiter nahm den Hund in seine Arme, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn wie einen wahren, treuen Freund.

*) Ein in Polen allgemein verbreiteter Glaube im Volke, daß die Thiere um zwölf Uhr Nachts am Weihnachtsabend zu sprechen anfangen.

Aus der Hauptstadt.

Das Chattanooga-Panorama.

Sobald das Panorama mit künstlerischen Tendenzen auftrat, haben die Aesthetiker ihren Mahn- und Weckruf ausgestoßen, um vor dieser Ausgeburt einer unkünstlerischen Zeit zu warnen. Es scheint, als ob sich Niemand darum kümmere. Kunstausstellungen machen schlechte Geschäfte, das Panorama ist eine der besten Capitalanlagen. Sein Publicum ist nicht das gruselsüchtige des Panoptikums, wie man wohl behauptet hat; es zieht im Gegentheil vorzugsweise die gebildeten Kreise an, besonders die Künstler. Schon der Eintrittspreis den eine Kunstausstellung bei uns in der Höhe nicht erheben dürfte, zieht eine feste Schranke. Welchen Einfluß das Panorama auf die Erziehung der Künstler ausübt, haben wir bereits früher an dieser Stelle hervorgehoben. Es ist gegenwärtig der einzige Factor, der zugleich zur Beherrschung großer Räume und zu einer Bezwingung der Natur in modernem Sinne führt. Zu der Monumentalmalerei, die sich von dem Banne der Vergangenheit so schwer loslöst, bildet es die willkommenste Ergänzung.

In den letzten Jahren ist dem Panorama noch obendrein eine wichtige Vermittlerrolle im internationalen Kunstleben zugefallen. Das Normalmaß der belgischen Gesellschaft, das allgemein durchgeführt ist, ermöglicht den internationalen Austausch. Pariser Panoramen sind bereits in Berlin zur Ausstellung gelangt. Jüngst hat sich auch Amerika dem europäischen System angeschlossen. Vielleicht wird dieser internationale Charakter dem Panorama neue Wege weisen. Die einseitige Vorliebe für Schlachtendarstellungen erschwert den Austausch ungemein. Weit allgemeiner würde die Reconstruction classischer Landschaften oder das Porträt berühmter moderner Gegenden gewürdigt werden. Diese Stoffe bieten auch die Möglichkeit einer ruhigeren Staffage als die Schlachtenbilder. Einzelne Versuche sind bereits gemacht, sie haben sich aber durchweg an andere Unternehmungen an-

Digitized by Google

geschlossen, so das Panorama von Neapel an die Fischereiausstellung, Ansichten von Gastein an die Ausstellung für Hygiene. Was mit einem Panorama von Jerusalem, von Rom, vom alten Athen zu erreichen wäre, lehrt die köstliche Schilderung Kairos von Simmler und Ekenbrecher.

Das erste von einem europäischen Künstler entworfene Panorama für Nordamerika hatte einen so fabelhaften pecuniären Erfolg, daß sofort die Bestellung eines zweiten stattfand. Man wandte sich an die Künstler, denen Berlin sein populäres Sedanpanorama verdankt, in erster Linie an den Landschafter Eugen Bracht, dem der Löwenantheil zufiel, weiterhin an Koch und Röchling, welche Anton von Werner beim figürlichen Theil des Sedanpanoramas unterstützten. Als Thema war eine entscheidende Episode aus dem Unionskriege, die Schlacht bei Chattanooga, gestellt. An Ort und Stelle haben die Künstler Landschaft und Typen studirt.

Ehe es aufgerollt und seinem Bestimmungsorte zugeführt wurde, ist es kurze Zeit in dem Ende'schen Panorama-Atelier mit einem provisorischen Vordergrund ausgestellt gewesen. Der Besuch war trotz der großen Entfernung bis zur Station Thiergarten, die obendrein mit Berlin W. durch keine directe Fahrgelegenheit verbunden ist, und trotz des erhöhten Eintrittsgeldes ein enormer. Kein Wunder, da der Ruf des Werkes sich schnell verbreitet hatte.

Die Bewunderung galt in erster Linie der Landschaft, die sowohl in der Scenerie wie in der Beleuchtung eine großartige Steigerung der Mittel an die Hand gab. Es handelt sich im Kampf um die Erstürmung eines Höhenzuges, der sich im Halbkreis um das Thal des Tennessee zieht. Der Beschauer steht hoch oben am Rande der steilabfallenden Berglehne, mitten in der Gefechtslinie. Nach der einen Seite schweift der Blick über bewaldete Bergkuppen zu den fernen Schneehäuptern des Alleghanygebirges, auf der anderen liegt der Blick in die weite, tiefe Thallandschaft offen, durch die sich, von niedrigen Erhebungen hier und da verdeckt, der Strom schlängelt, und die jenseits von einem mächtigen, dunklen Höhenzuge begrenzt wird. Die coloristische Stimmung kam gerade der Eigenart Bracht's, den seine Haidebilder zuerst populär gemacht, aufs Glücklichste entgegen, weil die Campagne im Herbst stattfand. Es ist ja aus Reisebeschreibungen und Indianerromanen aller Welt in Europa bekannt, daß sich das Herbstkleid des amerikanischen Waldes durch eine bei uns unerhörte Intensität der Färbung auszeichnet; man hat es dem starken Eisengehalt des Bodens zugeschrieben, es scheint jedoch, daß man noch nach anderen Ursachen zu suchen hat, denn amerikanische Einwanderer, wie der sogenannte wilde Wein, übertreffen im Herbst unsere einheimischen Pflanzen bei weitem an kräftiger Buntheit. Zu einem Effect von eigenartigem Reiz gab die Tageszeit Anlaß. Die Sonne ist im Untergehen begriffen, und schon steht ihr gegenüber der Mond am Himmel. So kommt dem Künstler eine unendliche Mannigfaltigkeit wirkungsvoller Beleuchtungsmotive zu statten.

Geradezu überwältigend ist der Ausblick auf das Tennesseethal, von dem her die Schaaren der angreifenden Nordarmee den Hügel heraufziehen. Ueber die eben von der Südarmee verlassenen Verhaue hinweg sieht man in eine unendliche abendlich beschattete Landschaft mit mannichfach gruppirtem Baum- und Buschwerk um den Schlangenlauf des blitzenden Flusses. Einzelne Bäume, die am Hügel aufwachsen, drängen den Hintergrund, der durch ihre Zweige sichtbar wird, in unendliche Fernen zurück. Besonders frappant wirkt eine große abgestorbene Platane, die mit ihren kahlen, zweiglosen Aesten den Himmel überschneidet; man glaubt sie plastisch vor sich zu sehen mit ihrer fleckenweis abgefallenen Rinde, die das silberhelle Holz freigelegt hat, und den einzelnen rothen Abendlichtern an flachgewölbten Stellen. Ebenso glaubhaft ist daneben das wirre Durcheinander der Zweige, welche das schützende Verhau umkleiden. Im Gegensatz zu dieser Hälfte der Landschaft mit ihren schweren, dem Beschauer entgegenfallenden Schatten liegt auf den Hügeln der andern Seite der rothe Schimmer des ersten Abendlichtes, in den sich die fahle Mondesbeleuchtung mischt. Es hält schwer, sich von den köstlichen Scenerien zu trennen, die Bracht mit künstlerischer Empfindung beherrscht. Vor dieser Leistung wird man inne, was das Panorama eigentlich bedeutet. Es ist das Product einer Zeit, die für Dinge und Ereignisse ein weit universelleres Interesse hegt als vorhergehende Perioden. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn auch die Kunst nach umfassenderen Formen sucht.

Wie schon angedeutet, steht das Figürliche nach dem allgemeinen Urtheil nicht auf der Höhe der Landschaft des Chattanooga-Panoramas. Die Gestalten selbst im Vordergrunde wirken nicht plastisch genug und sind, wie namentlich die beiden Generäle, etwas zu derb. Eine besondere Schwierigkeit mag die Bewältigung der unangenehm blauen Uniformen geboten haben. Einzelne Partien, wie zum Beispiel die Gruppe Berittener auf dem Gipfel eines Hügels hoch über dem Zuschauer, wirken jedoch ausgezeichnet, und vorzüglich sind überall die Thiere gelungen. Im Ganzen spricht die Schlacht übrigens nur wenig mit. Der Vorgang wirkt mehr als Staffage in der Landschaft.

Den Auftraggebern hat, wie es heißt, dies Werk so sehr gefallen, daß sie eine Wiederholung bestellt haben. Die Pausen dafür sind bereits angefertigt. Wahrscheinlich wird es sich ermöglichen lassen, daß diese zweite Bearbeitung auch in andern deutschen Städten noch erst ausgestellt wird.

Die letzte Woche gehörte Adolf Menzel, der am 8. December seinen 70. Geburtstag feierte. Eine in der Akademie von der Direction der Nationalgalerie veranstaltete Ausstellung, die am Montag vom Kronprinzen und der Kronprinzessin eröffnet wurde, bietet eine Uebersicht der Entwickelung unseres größten lebenden Meisters, der seit 50 Jahren alle Phasen seiner Kunst in typischer Vollendung verkörpert hat: der größte, und wenn man will, der einzige Historienmaler der vergangenen Epoche ist auch der Führer der Rückschlagsbewegung, die in den sechsziger Jahren auf die Schilderung unseres eigenen Lebens, unserer neuesten Geschichte ging. Auf seine Neubelebung der Zeit des großen Friedrich, sein Flötenconcert, seine Tafelrunde in Sanssouci folgten die Krönung des Königs, sein Auszug in den größten Krieg, die Schilderung des Walzwerks und alle die nicht genug bewunderten Bilder aus der modernen Gesellschaft. Am Geburtstage selbst gab ihm der Künstlerverein ein Fest, an dem die Vertreter aller führenden Classen theilnahmen, und am Sonnabend darauf brachten ihm die Schüler der Kunstakademie eine Huldigung großen Stils durch ein Costümfest in der Philharmonie, das die ganze Berliner Gesellschaft mitfeierte. Wir werden demnächst auf die Ausstellung zurückkommen.

A. L.

Notizen.

K. Thiemann's Verlag (Gebr. Hoffmann) in Stuttgart beschickt den Weihnachtsmarkt mit einer Reihe ganz vorzüglicher Jugendschriften. Da sind einmal die neuen Auflagen längst bestens accreditirter Bücher wie das unzerreißbare Kleinkinder-Bilderbuch, nach Zeichnungen von Leonh. Diefenbach, auf festen Carton aufgezogen, als müßte es den Jahrhunderten und nicht blos zerstörungsfrohen Kinderhänden trotzen. Dann die ähnlich mit farbensatten Bildern geschmückten: Goldenes Abc-Buch mit Bildern und Reimen und Reimspiele, natürlich Alles nur für artige Kinder. Schon in 3. Auflage erscheint die erschütternde Lebensgeschichte: Lida's Puppe mit Farbendruckbildern nach Aquarellen von Offterdinger, in zweiter Auflage Emma Biller's sinnige Erzählung für kleine Mädchen: Das Haustöchterchen und sogar schon in fünfter Auflage: Jul. Hoffmann's Robinson Crusoe mit den hübschen Farbendrucken von Simmler. Zum neuen Verlag gehört das Bilderbuch: Für unsere Kleinen, Koselieder von H. Binder, mit Bildern von L. v. Kramer, in dessen anmuthigen Reimen und gemüth- und kunstvollen Illustrationen uns die ganze Kinderzeit entgegenlacht. Auch die poetischen Erzählungen: Junge Herzen von Ottilie Suchmann sind mit den anmuthigen Aquarellen derselben Künstlerin geschmückt. Unstreitig eine der schönsten Jugendschriften dieses Jahres ist aber: Heimatlos, die autorisirte Uebersetzung von Hector Malot's von der französischen Academie preisgekröntem Roman: Sans famille, der in Frankreich schon über

Digitized by Google

hundert Auflagen erlebt hat. Die rührende Lebensgeschichte des elternlosen Mattia (Marcel), der als Spielmann bald da, bald dorthin verschlagen wird und der, obgleich es ihm manchmal recht schlecht geht, dennoch brav und lustig bleibt, ist mit Meisterschaft erzählt, so daß das Buch auch bald ein Liebling unserer Knaben werden dürfte, wie es längst derjenige der französischen Jugend ist. Die Bearbeitung hat mit feinem Tact Alles, was für deutsche Verhältnisse unpassend ist, ausgemerzt und dabei doch nirgends die zarten Conturen Malot's verwischt. Der reizenden Erzählung gebührt auch ein deutscher Preis. Mit Recht wurden die nicht minder trefflichen Original-Illustrationen von Emile Bayard herübergenommen. Seine 50 Holzschnitte und 16 Tonbilder sind in der That unübertrefflich.

Die dritte Auflage des mit Recht allgemein beliebten naturwissenschaftlichen Buches von Carus Sterne: Werden und Vergehen (Berlin, Gebr. Borntträger, Ed. Eggers) erscheint nicht nur in vermehrter und verbesserter Gestalt, sondern auch in jenem farbenfrohen Schmuck, der für das allgemeine Verständniß solcher populären Werke unumgänglich nothwendig ist. Dabei zeichnen sich diese neuen Tafeln in Farbendruck durch ganz besondere Schönheit aus. Die Farbenentwickelung der Veilchen, die Zusammensetzung der Blumen, die Nachahmung (Mimicry) der Schmetterlinge — solche Themata lassen sich doch nur bei farbiger Exemplificirung zur hinreichenden Anschauung bringen. Wir sind fest überzeugt, daß sich das populäre Buch dank dieser Umgestaltung noch viel mehr Freunde erwerben wird.

Unter den vielen Schimpf- und Spottnamen, mit denen große und kleine Geister unsere Zeit bedenken zu müssen glaubten, steht der Ausdruck „Zeitalter der Illustrationen" als einer der verächtlichsten, aber auch vollberechtigtsten in erster Reihe da. Denn, das kann ja nicht mehr geleugnet werden, die heillose Illustrationssucht bekundet leider eben so sehr das Erlahmen der Einbildungskraft und die Trägheit des Vorstellungsvermögens bei einem großen Theil der heutigen Leser, als den an sich ganz lobenswerthen Sinn für künstlerischen Schmuck. Ist es doch Thatsache, daß unternehmungslustige Verleger die Werke unserer großen Dichter mit Erfolg zu Bilderbüchern umgewandelt haben, in denen nur mehr geblättert statt gelesen wird, da die mehr oder weniger gelungenen Zeichnungen rasch zu befriedigende, oberflächliche Leser der Mühe eines tieferen Erfassens, ja nur eines völligen Durchlesens der Dichtung auf's Liebenswürdigste entheben. Es ist daher leicht begreiflich, daß einsichtige und um die Verbreitung wahrer Bildung sich bemühende Männer der großen Zahl alljährlich erscheinender Prachtwerke wenig Anerkennung und gerechtes Mißtrauen entgegenbringen. Um so mehr Beachtung und liebevollere Theilnahme verdient unter diesen Umständen ein Werk, welches, in erfreulichem Gegensatz zu den unnützen, bloß der geistigen Faullenzerei dienenden Büchern, durch seine Bilder unsere Anschauung einer Sache erhellt, unsere Phantasie und unser Denken zu einem volleren und tieferen Erfassen und Ergründen eines Gegenstandes reizt. Ein solches Buch, in dem die Illustration mehr als bloßer Schmuck ist, in dem die Bilder Selbstzweck sind, hat uns August Sauer, der kenntnißreiche und feinsinnige österreichische Literarhistoriker in seinen „Frauenbilder aus der Blüthezeit der deutschen Literatur" (Leipzig, A. Titze) geschenkt. Die Bildnisse fünfzehn hervorragender Frauen, die auf das Leben und Schaffen unserer großen Dichter bestimmenden Einfluß übten und dadurch oder durch eigene dichterische Thaten sich einen ehrenvollen Platz in der deutschen Bildungs- und Geistesgeschichte erwarben, sind hier in guten Lichtdrucken zu einem stattlichen Bande vereinigt. Diese Portraits sind — und das macht das Hauptverdienst, den größten Reiz dieser Sammlung aus — durchweg historisch beglaubigte Bildnisse ohne jegliche Verbesserung oder Verschönerung (selbst offenkundige Ungeschicklichkeiten der Originalgemälde, wie der Hals auf dem Bilde der Corona Schröter, wurden nicht geändert); sie bilden so eine ziemlich anschauliche Geschichte des deutschen Schönheits- und Frauenideals in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Welch' erhellende Streiflichter manche dieser Bilder auf die Geistesart und Geschmacksrichtung unserer Dichter werfen, braucht kaum gesagt zu werden; erscheinen doch einige dieser Frauenbilder so charakteristisch, daß man sie für sinnbildliche Darstellungen der Muse der betreffenden Dichter halten könnte. Gemahnen die ruhigen, klaren Züge Eva Lessings nicht an den Meister der deutschen Prosa, spricht aus der sinnlichen, selbstgefälligen Miene Mollys nicht etwas von der Genußfreudigkeit Bürgers? Der kühne, freie Blick Caroline Herders zeigt sie dem Verfasser der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit verwandt. Und liegt nicht auf dem schönen Antlitz einer Charlotte von Stein, einer Corona Schröter ein Abglanz von der göttlichen Hoheit des Goethischen Wesens? Bildet so das Werk, welches die Bildnisse von Meta Klopstock, Eva Lessing, Auguste Bürger (Molly), Caroline Herder, Herzogin Anna Amalia, Herzogin Luise, Charlotte von Stein, Corona Schröter, Charlotte von Kalb, Lotte Schiller, Caroline von Wolzogen, Caroline Schelling, Henriette Herz, Rahel Varnhagen von Ense und von Bettina von Arnim enthält, in erster Linie dem Freund und Kenner mannigfach Neues und Anregendes, so werden es doch auch der Culturhistoriker und der Psycholog mit Nutzen betrachten. Jedem aber, der sich mit dem für die Geschichte des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert so überaus wichtigen Gegenstand eingehend befassen will, werden die trefflich geschriebenen, knappen — die Bedeutung einzelner Figuren und die Vorzüge der Darstellungsweise lassen mitunter eine einläßlichere Behandlung wünschen — Charakteristiken Sauer's und die am Schlusse des Bandes befindlichen bibliographischen Verweisungen willkommen sein; sie erläutern und ergänzen das Bilderwerk aufs Beste und helfen, das Ganze, das sich auch äußerlich durch geschmackvolle, im Renaissancestyl gehaltene Ausstattung auszeichnet, zu einer der erfreulichsten Erscheinungen des diesjährigen Büchermarktes zu machen. W.

Ein Prachtwerk ersten Ranges ist die illustrirte Ausgabe von Robert Hamerling's Ahasver in Rom von E. A. Fischer-Cörlin, die im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen ist. Wenn die moderne Illustrationsseuche es fertig gebracht hat, sogar Heine's und Goethe's lyrische Klänge in einer für „höhere Töchter" angenehmen sentimentalen Weise zu illustriren, so widerstrebt doch Hamerling's berühmtes Epos in seiner farbenglühenden, gedankenschweren Fülle jedem solchen Versuch. In richtiger Erkenntniß hat sich denn auch die Verlagshandlung nicht an einen Thumann gewendet, sondern an einen Maler von kernvollerer Art. Nun das schöne Werk vollständig in seinem ebenso originellen wie stilvollen Einband vor uns liegt, können wir sagen, daß hier endlich einmal ein Dichter seinen congenialen Illustrator gefunden hat, denn Fischer-Cörlin's Stift paßt vortrefflich zu Hamerling's Kerngesang. Da ist kein zimperliches, mühsames Reconstruiren, sondern ein begeistertes Kunstschaffen aus dem Vollen. Und wie Hamerling, so geht auch sein Maler dem Häßlichen und Wilden nicht aus dem Wege, wenn es nur charakteristisch und echt ist. Und echt ist dieser gezeichnete Ahasver in jedem Bilde, jedem Initial. Ein tiefes Studium der antiken Welt leuchtet daraus hervor, aber es ist kein ängstliches Beachten des archäologisch Richtigen, sondern ein instinctives Erfassen des antiken Geistes. Ein künstlerischer Schwung, eine wahrhafte Genialität lebt in diesen Blättern, wie wir ihnen bisher nur noch in Menzel's Illustrationen zum Zerbrochenen Krug begegnet sind. Dabei sind die Bacchanal-Bilder bei aller Ungenirtheit so durch und durch unbefangen und jeder Pikanterie baar, von einer so wahrhaft antiken Auffassung der Sinnlichkeit, daß wir das Buch unbedenklich auf jedem Salontisch sehen könnten. Von grandioser Auffassung sind zumal die Circusscenen, Nero's Orgie im Angesichte des brennenden Roms, die Schilderungen des goldenen Hauses, endlich das Ende in den Katachomben, aber auch die Toiletten- und Liebesscenen sind voll innigen, keuschen Reizes. Wir sind sonst keine Freunde von Classikerillustrationen — und „Ahasver in Rom" ist ja ein classisches Buch — und die Prätension des Illustrators, uns seine Auffassung der Dichtergebilde aufzudrängen, ist uns nichts weniger als sympathisch, aber diesem prächtigen Werke gegenüber verstummen unsere Bedenken und volle, dankbare Anerkennung ist das Ende.

Digitized by Google

Inserate.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren ꝛc.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Soeben erschien, in jeder Buchhandlung zu haben:

Buchholtzens in Paris. 3 M., 4½ M. gebunden. Grosser Erfolg. Amüs. Familien-Buch. Stets neue Auflagen. Franco gegen vorherige Einsendung vom Verlag:

A. Unflad in Leipzig.

Als Festgeschenk

wird aus dem Verlage von **Justus Naumann's Buchhandlung in Dresden** empfohlen:

Das Lied vom Boberschwan

von

Gustav von Haugwitz.

Eleg. geb. Preis 3 Mk. Brosch. 1 Mk. 50 Pf.

„Die Dichtung ist ein Zeugniß echter Poesie, die vorgeführten ritterlichen Mannesgestalten, die fürstlichen Frauenerscheinungen sind von einem eigenen romantischen Zauber umflossen." (Nordd. Allg. Ztg.) Wem nicht das Ergötzen an einer einfachen und natürlichen Erzählung verloren gegangen ist, der wird diese Erzählung gern lesen." (Reichs-Anzeiger.) „Mit vollkommener Souverainetät beherrscht der Dichter die Sprache." (Post.) „Es ist eine Freude, daß in einer so materiellen Zeit, wie die gegenwärtige, die erhebende und veredelnde Sangeslust nicht erstirbt, sondern solche neue Blüthen treibt." (Kirchl. Wochenblatt.) „Gott und Minne, das sind die Grundpfeiler des Ganzen, aber nicht leicht verfliegende Sinneslust, sondern starke, deutsche Gattentreue. Der poetische Hauch des Ritterthums weht durch die Lieder. Wir hoffen, daß der Boberschwan sich in vielen Häusern und Herzen einbürgert und daß noch Mancher mit uns sich des liebenswürdigen Buches freut." (Neue Preuß. Ztg.) „Die Liebeslieder, insbesondere das prächtige Sonnett vom Magnetberg, sind köstliche Perlen, die nur aus der Tiefe eines echt dichterischen Gemüthes geschöpft sein können." (Bromb. Tagesbl.) „Jedem Schlesier wird es bei dem Anblick dieser warmgefühlten poetischen Geschichte seines engeren Vaterlandes warm um's Herz werden." (Schles. Presse.)

Soeben erschien:

Ausgewählte plattdeutsche Erzählungen

von

John Brinckman.

Dritter Band.

Inhalt: Höger up. Mottche Spinkus un de Pelz. De Generalreder.

Preis br. 2,40 M., braun geb. 3,20 M.

Diese drei vortrefflichen plattdeutschen „Leuschen" werden dem Verfasser des „Kasper Ohm un ik" (3. Auflage, 4 M. geb.) viele neue Freunde erwerben.

Rostock. Wilhelm Werthers Verlag.

Der Liller Mädchenkopf.

(Tete de cire des temps de Rafael.)

Erlesenes Meisterwerk d. Renaissance, in Wachsfarbig u. getreu d. Original i. Museum z. Lille nachgebildet. Höhe 50 cm.

Preis M. 50. Verpackung M. 3.

Illustr. Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Hey's Fabelbuch.

in neuer Farbendruck-Ausgabe mit 100 Bildern von Flinzer u. A. Alle 100 Fabeln in 1 Bande. Stattl. Quart-Format. Preis 6 M. 50 Pf.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

Mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In sechs Bänden.

Brochirt 15 Mark. Gebunden 20 Mark.

Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Festgeschenke, für Gelehrte, Studirende, Schüler höherer Lehranstalten besonders geeignet.

Daniel Sanders' berühmte Wörterbücher.

Wörterbuch der deutschen Sprache.

Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart.

3 starke Quart-Bände 72 Mark, Halbfrz. gebunden 81 Mark.

Handwörterbuch der deutschen Sprache.
6. Auflage. Lex. 8. 7 Mark 50 Pf.
Gebd. 9 Mark.

Fremdwörterbuch.
2 Bände. Lex. 8. 10 Mark 50 Pf.
Gebd. 13 Mark 50 Pf.
(Bis jetzt das umfangreichste.)

Verdeutschungswörterbuch. Lex. 8. 5 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Tanagra-Figuren.

Den Originalen der Museen von Berlin, London u. Petersburg i. bemalter Terracotta auf das Getreueste nachgebildet.

„Sie sind Weihnachtsgeschenke im besten Sinne d. Wortes, an welche die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne über ihr steht." *Gg. Ebers.*

Illustrirte Cataloge gratis.

Zu beziehen von

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung,
Berlin W., 29 Behrenstr.

In **J. D. Sauerländer's Verlag** in **Frankfurt a. M.** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Trotz alledem!

Gedichte
von
Johannes Proelß.
Ein Band 8°. Elegant gebunden *M.* 3.50.

Gedichte

von
Friedrich Rückert.
Neue Auswahl. 22. Auflage. Miniatur-Ausgabe in elegantestem Prachtband *M* 7.—
Gegen Einsendung des Betrages auch von der Verlagshandlung direct franco zu beziehen.

Verlag v. **Eduard Trewendt** in **Breslau.**
Soeben erschien:

Schulröschen.

Erzählung
von
Rudolf von Gottschall.

Zweite Auflage.
Preis elegant gebunden Mk. 5,50.

Diese anmutige, neue Erzählung sei als passendes Weihnachtsgeschenk besonders empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Robert Schumann's
Jugendbriefe.
Mitgetheilt von **Clara Schumann.**
Geh. *M* 6.—. Eleg. geb. *M* 7.—.

Verlag von OTTO WIGAND in LEIPZIG.

Johannes Scherr's Werke.

Die Nihilisten. 3. Auflage. 4 M. Gebunden 5 M.

Neues Historienbuch. 2. Auflage. 5 M. Gebunden 6 M. 50 Pf.

Geschichte der deutschen Frauenwelt. Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 9 M. Gebunden 10 M. 50 Pf.

Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Achte, verbesserte und ergänzte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8 M. Gebunden 9 M. 50 Pf.

Schiller und seine Zeit. **Illustrirte Prachtausgabe, neue verbesserte Auflage.** Mit 1 Stahlstich, 14 Portraits und 20 historischen Bildern. 13 M. 50 Pf. Eleg. gebunden 17 M. **Volksausgabe,** 4. Auflage (ohne Illustr.) 3 Theile in 1 Bande. Gebunden 4 M. 50 Pf.

1870—1871. **Vier Bücher deutscher Geschichte.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bände. 16 M. Sehr eleg. geb. 18 M. 50 Pf.

1848. **Ein weltgeschichtliches Drama.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. 13 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

Blücher. **Seine Zeit und sein Leben.** Dritte Ausgabe. Gr. 8. 3 Bde. 9 M. Geb. 12 M.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Prachtausg. m. 45 Bild. 2. Aufl. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf. Volks-Ausg. (ohne Illustr.) 1 Mark 50 Pf.

Vom Zürichberg. **Skizzenbuch.** Zweite Auflage. 5 Mark.

Geschichte der englischen Literatur. Dritte, verb. u. verm. Aufl. 4 M. Geb. 5 M.

Menschliche Tragikomödie. **Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Neue, billigste Ausgabe in 12 Bänden à 1 Mark,** dauerhaft gebunden à Band 1 Mark 30 Pf. Jeder Band wird apart abgegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Otto Spamer's
Weihnachts-Neuigkeiten
liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.
Vollständige Verzeichnisse
empfehlenswerter Geschenkbücher
für jung und alt
überallhin **unentgeltlich** und
portofrei.

Verlag von Leopold Voß in Hamburg (und Leipzig).

Soeben erschienen:

Erfahrung und Denken.

Kritische Grundlegung
der
Erkenntnißtheorie.
Von
Johannes Volkelt,
Professor der Philosophie an der Universität Basel.
Gr. 8. 1886. Preis *M* 13.—.

Die Ethik des Utilitarismus

von
Emil Kaler.
Gr. 8. 1885. Preis *M* 2.—.

Soeben ist erschienen:

Märchen

von
Anna Lindau.
Mit Illustrationen von **Woldemar Friedrich, Fanny Körner, Alexander Zick** u. A.
gr. 8°. Preis eleg. geb. M. 3,—.
Ein für **Alt und Jung gleich interessantes Weihnachtsbuch,** Märchen in der Art Andersens, die nach Form und Ausstattung sicher gefallen werden.
Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind heuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von **J. V. von Scheffel.** Mit 112 Illustrationen von **A. von Werner.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! Habts a Schneid!? Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.** Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von **Hugo Engl.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin, eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von W. Friedrich in Leipzig-Berlin, Günther Walling's Dichtungen und eine Beilage der Annoncen-Expedition von Haasenstein & Vogler (Weihnachtstisch 1885).

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 26. December 1885. Band XXVIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Währungsfrage. Von Moriz Wollmann. — **Literatur und Kunst:** Zu Leopold v. Ranke's 90. Geburtstage. Von Bruno Gebhardt. — Farbige Sculptur. Von Alfred Lichtwark. — Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Feuilleton:** Tartarin auf der Gemsjagd. Von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinr. Ehrlich. — Inserate.

Die Währungsfrage.

Von Moriz Wollmann.

Nahezu in allen modernen Staaten nimmt unter den wirthschaftlichen Fragen, welche das öffentliche Leben beherrschen, die Währungsfrage den hervorragendsten Rang ein. Wohin wir blicken, begegnen wir einer oftmals leidenschaftlichen Discussion unserer Münzverhältnisse, deren Lösung doch nur mit Berücksichtigung der wissenschaftlichen Forschungen und keineswegs durch die Geltendmachung eines Parteistandpunktes erfolgen kann. Daß die Stabilität im Geldverkehr zu den obersten Sorgen jeder vernünftigen Regierung gehören muß, ist eine These von solcher Wahrheit und Ueberzeugungskraft, daß sie bereits in früheren Jahrhunderten so gut wie heute erkannt wurde. Kopernikus schrieb vor mehr als drei Jahrhunderten: „Wie unzählig auch die Ursachen sein mögen, welche den Niedergang der Staaten, Königreiche wie Republiken herbeiführen, so scheinen mir doch die vier folgenden die gefährlichsten zu sein: Zwietracht, große Sterblichkeit, Unfruchtbarkeit des Bodens und Entwerthung der Münzen." „Wir sehen", sagt Kopernikus weiter, „daß die Staaten, welche gute Münzen haben, blühen, während jene, welche schlechte Münzen besitzen, zu Grunde gehen." Freilich kann man heute den Begriff der guten und schlechten Münze nicht in dem Sinne auffassen, wie das der berühmte Gelehrte des sechzehnten Jahrhunderts that. Kopernikus lebte zu einer Zeit, wo die Politik der Münzverschlechterung zu den geläufigsten fiscalischen Mitteln gehörte, um dem Staatsschatz die zur Bestreitung des Staatshaushaltes nothwendigen Einkünfte zuzuführen. Ein solches Gebahren ist wohl bei unseren modernen staatlichen Verhältnissen von keinem Staate zu erwarten, obgleich die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts mitunter die Anwendung sehr eigenthümlicher finanzpolitischer Mittel seitens gewisser Staaten in ihren Annalen verzeichnet. Allein von solchen vereinzelten Fällen, welche, wie z. B. die Ausbeutung des Remediums in Spanien, zumeist einer zwingenden Noth entsprangen, können wir getrost absehen und die Thatsache als Axiom hinstellen, daß kein moderner Staat zu einer absichtlichen Münzverschlechterung seine Zuflucht nehmen kann. Ist deshalb das Mahnwort Kopernikus' überflüssig geworden? Gewiß nicht. Denn eine Entwerthung der Münzen braucht durchaus nicht absichtlich zu dem Zwecke herbeigeführt worden zu sein, um daraus einen Gewinn für die Staatskasse zu erzielen. In der endlichen Einwirkung auf das ganze commercielle Leben bleibt es sich vollkommen gleich, wenn die Entwerthung der im Umlaufe befindlichen Münzen durch andere, der staatlichen Macht ganz fernstehende Ursachen herbeigeführt wird. Das letztere ist nun heutzutage allerdings in sehr bedrohlichem Maße der Fall, da das eine der zur Münzung allgemein verwendeten Metalle, nämlich das Silber, sich im Stadium einer gegenwärtig noch immer fortschreitenden Entwerthung befindet. Vor einigen Jahren wollten zahlreiche Anhänger der bimetallistischen Lehre, welche bei einer fortschreitenden Courserniedrigung des Silbers ihre Grundlage einbüßen müßte, die Thatsache an sich in Abrede stellen. Nach ihrer Ansicht war der Preisfall des weißen Metalls lediglich das Resultat einer monometallistischen Speculation. Allein seither sind dieselben von ihrer Ansicht abgekommen. Die Entwerthung des Silbers ist heute eine unbestrittene Thatsache, obgleich über die Ursachen derselben die Meinungen weit auseinandergehen. Wir stehen somit vor einem der vier großen Uebel, vor welchen Kopernikus die Staaten warnt.

In der gegenwärtigen Zeit gibt es keinen modernen Staat, in welchem die Währungsfrage nicht eine bedeutende Rolle spielte. In einigen Staaten ist dieselbe in das Stadium einer acuten Krise getreten, in anderen ist sie zu einer langsam schleichenden Krankheit geworden, aber überall existirt sie und beschäftigt die Geister. In Oesterreich hat man in den letzten Jahren sehr viel von der Regulirung der Valuta gesprochen, allein in diesem Lande pflegt man selten über das Gebiet der papiernen Phrasen hinauszukommen, solange die Nothwendigkeit nicht ihre zwingende Gewalt ausübt. Obwohl weder der Finanzminister noch sonst irgend eine weniger competente Persönlichkeit den wahrhaft desolaten Zustand des österreichischen Geldwesens verkennen, so scheint doch in den officiellen Kreisen über diese wichtige Frage eine ganz unbegreifliche Sorglosigkeit zu herrschen. Sehr vorsichtig hat sich die deutsche Regierung benommen, welche in der Voraussicht eines kommenden Courssturzes für Silber den größten Theil seines weißen Metalles zu einer Zeit losschlug, wo sein Verkauf noch nicht mit dem heutigen großen Verluste verbunden war. Die Einführung der Goldwährung in Deutschland muß als eine epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete des modernen Geldwesens betrachtet werden, denn sie gab einerseits das Signal zu einem neuen Preisrückgang des Silbers und wirkte andererseits fördernd auf die monometallistische Agitation in den übrigen Staaten. Die Bimetallisten haben sogar gegen den Fürsten Bismarck die Anschuldigung erhoben, daß er durch den deutschen Silberverkauf die Entwerthung des weißen Metalles „künstlich" herbeiführte, was selbstverständlich mehr auf die herrschende Parteileidenschaft, als auf die Wirklichkeit zurückzuführen ist. In jüngster Zeit war die deutsche Goldwährung bekanntlich der Gegenstand der lebhaftesten Angriffe

Digitized by Google

seitens der Bimetallisten, welche alle möglichen öconomischen Gründe ins Treffen führten, um in Berlin die Wiederaufnahme der Silberprägungen durchzusetzen. In Vereinen und auf Congressen wurde gegen die bestehende Währung Stellung genommen, und es mußte der deutsche Monometallismus nochmals zu Felde ziehen, um sein Gebäude gegen den Ansturm der Gegner zu schützen. In Frankreich und den übrigen lateinischen Münzbundstaaten erblicken wir den erbittertsten Währungskampf. Die letzten beiden Münzconferenzen in Paris haben uns das Ringen der beiden Währungssysteme in ihrer ganzen Heftigkeit geoffenbart, und man braucht wohl gar keine sonderliche prophetische Gabe zu besitzen, um vorauszusagen, welchem Systeme der endliche Sieg zufallen werde; das bimetallistische Princip ist bisher aus dem Währungskampfe der lateinischen Staaten nicht in seiner Integrität hervorgegangen, denn langsam schicken sich seine treuesten Anhänger an, zu dem entgegengesetzten Principe überzugehen. Auch in England steht die Währungsfrage auf der Tagesordnung der öffentlichen Discussion. Jenseits des Canals wird die Goldwährung mit denselben Gründen bekämpft, wie in Deutschland, wahrscheinlich aber auch mit demselben Erfolg. Schließlich — last not least — bildet die Blandbill-Frage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bekanntlich eine brennende Tagesfrage, über deren endliche Lösung übrigens alle Parteien einig sind. Man ist in Washington zur Ueberzeugung gekommen, daß die weitere Ausführung der Blandbill, d. h. die fortgesetzte Prägung von zwei Millionen Silberdollars im Monate, keineswegs zu dem gewünschten Resultate führen werde. Man hatte nämlich seiner Zeit von der Blandbill die Wirkung erwartet, daß die obligatorische Prägung des Silbers das weiße Metall vor der Entmünzung schätzen werde. Diese Wirkung ist nun nicht eingetreten. Die Blandbill hat den Preisrückgang des Silbers nicht aufgehalten, sondern überschwemmt die Vereinigten Staaten mit Silbergeld. Deshalb hat sich in der ganzen Union der Ruf nach Suspendirung der Blandbill erhoben, ein Ereigniß, welches auf den internationalen Silbermarkt von geradezu verhängnißvollen Wirkungen sein müßte.

Diese Erschütterung sämmtlicher herrschenden Währungen wird von allen Nationalöconomen auf zwei ganz natürliche Ursachen zurückgeführt: auf die Entdeckung der californischen Goldgruben und auf die größere Ausbeute an Silber. Die Idee, das gelbe Metall zur Grundlage der Währung zu machen, ist schon in früheren Zeiten aufgetaucht, jedesmal aber an ihrer Undurchführbarkeit gescheitert, da die Masse des gesammten Goldes nicht hinreichte, den Bedarf an Geld zu decken. Der Einführung der Goldwährung stellte sich also kein theoretisches, sondern ein praktisches Hinderniß entgegen, und wenn den Monometallisten unserer Zeit die Thatsache vorgehalten wird, daß das Silber ein ganzes Jahrhundert hindurch sehr wohl seine Function als Münzstoff erfüllte, so können diese mit Recht erwidern, daß der Mangel des Goldes hieran den größten Antheil hatte. Seitdem nun die californischen Goldfelder entdeckt worden sind, hat sich die Sachlage wesentlich verändert. Die vorhandenen Goldmassen haben vollkommen zur Einführung der Goldwährung in einer Reihe von Staaten ausgereicht, und man hat gesehen, mit welcher Leichtigkeit z. B. Italien vor einigen Jahren eine Summe von mehr als 400 Millionen Franken in Gold aufzubringen vermochte. Noch weit mehr aber steigerte sich die Ausbeutung des Silbers, sowohl in Amerika, als auch im Ural, Sibirien und Centralasien. Je größer die Quantitäten des auf den Markt gebrachten Silbers waren, um so mehr mußte der Preis des weißen Metalles im Verhältniß zum Golde, dessen Production in den letzten Jahren wieder bedeutend abgenommen, sinken. Das beruht auf dem bekannten volkswirthschaftlichen Gesetz vom Angebot und der Nachfrage. Die Bimetallisten betrachten noch immer das Sinken des Silberpreises als das Resultat einer künstlichen Speculation. Sie behaupten, der Silberpreis hätte seine seit dem Beginne dieses Jahrhunderts beobachtete Stabilität weiter behalten, wenn die Regierungen nicht die Demonetisirung des weißen Metalles in Angriff genommen hätten. Gewiß haben die Einführung der Goldwährung in Deutschland, die Gerüchte von der bevorstehenden Aufhebung der nordamerikanischen Blandbill, die Krisis in der lateinischen Münz-Union das ihrige beigetragen, auf dem Silbermarkte eine gewisse flaue Stimmung, eine geringe Kauflust und somit einen Preisrückgang des Silbers zu erzeugen. Wenn jedoch die Anhänger der bimetallistischen Lehre der Ansicht huldigen, die einzige Ursache des Preisrückganges beim Silber sei dessen Demonetisirung, so scheinen sie uns hier Wirkung und Ursache miteinander zu verwechseln. Es ist viel richtiger, anzunehmen, daß das Silber demonetisirt wurde, weil es eben fortwährend im Preise sank und sich somit allen möglichen Schwankungen ausgesetzt erwies. Kein Nationalöconom kann damit einverstanden sein, daß ein Metall zur Grundlage des Münzsystems genommen werde, welches uns nicht einmal für die nächsten Jahre die Garantie eines stabilen Marktpreises bietet. Im Jahre 1857 bestand zwischen Gold und Silber die Relation von 1 : 15½. Man bekam also für ein Kilogramm Gold 15½ Kilogramm Silber, bezw. aus einem Kilogramm Silber prägte man 200 Franken, aus einem Kilogramm Gold entsprechend der angeführten Relation 155 Zwanzigfrankenstücke = 3100 Franken. Im Laufe dreier Jahrzehnte hat sich nun eine durch das Auftreten bedeutender Silberquantitäten hervorgerufene Baisse im Werthe des weißen Metalles geltend gemacht, welche die heutige Relation stellt wie 1 : 18½. Wer heute ein Kilogramm Gold besitzt, kann dafür nicht mehr, wie einst, 15½ sondern sogar 18½ Kilogramm Silber kaufen. Ein Kilogramm Gold besitzt also heute den Werth von 3700 Franken, somit um 600 Franken mehr, als vor 30 Jahren. Das ist wohl eine Thatsache, welche die begeistertsten Bimetallisten nicht ableugnen werden. Sollten nun die Regierungen mit einer solchen Thatsache nicht rechnen? Freilich, an Beispielen, wie sehr man die einfachsten volkswirthschaftlichen Gesetze verkennen kann, fehlt es uns nicht. Wir haben erst soeben gesehen, wie vier Staaten des lateinischen Münzbundes in Paris feierlich erklärt haben, in ihrem Gebiete bleibe das Verhältniß zwischen Gold und Silber wie 1 : 15½ unbekümmert um die Schwankungen des Marktes. Solche Decrete sind in der Regel nicht durchführbar. Das Geld ist nach der modernen Auffassung in seiner Function auch Waare, und der Preis der letzteren ist immer nur vom Markte und nicht von bestimmten Decreten abhängig. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Aufrechthaltung der erwähnten Relation von 1857 keine dauerhafte sein könne, so hätte ihn Frankreich durch die Forderung seiner Liquidirungs-Clausel hinreichend erbracht. Die letztere will ja nichts Anderes, als die Anerkennung der gegenwärtigen Relation 1 : 18½ für den Fall der Auflösung der Münz-Union. Die übrigen Staaten Europas, vornehmlich Deutschland und England, wollten nun das Schicksal ihres Geldwesens nicht dem schwankenden Werthe des Silbers anvertrauen und haben daher bei Zeiten die Silberprägungen eingestellt. Man kann diesen Staaten nicht Unrecht geben. Es konnte wohl nicht ihre Aufgabe sein, ihr Münzsystem für alle künftigen Zeiten vor irgend welcher Schwankung zu schützen — wir wissen ja nicht, wie es mit dem Preise des Goldes in einigen Jahrzehnten beschaffen sein wird, — wohl aber war es ihre Pflicht, sofort die Silberprägung aufzugeben, als sie sahen, das dieses Metall seine Stabilität im Preise verloren hatte. Gerade die Krisis in der lateinischen Münz-Union lehrt uns, daß Deutschland und England weit mehr Voraussicht bewiesen, als die bimetallistischen Staaten.

Obwohl die letzteren sich gegenwärtig insgesammt in großer Bedrängniß befinden, so sehen wir doch die merkwürdige Erscheinung, daß die Doppelwährung an Anhängern in Europa gewinnt. Speciell in Deutschland werden gegenwärtig Angriffe gegen die bestehende Währung von einer Seite gerichtet, von welcher man es am wenigsten vermuthet hätte. Wer hätte auch jemals geglaubt, daß die deutschen Industriellen der Goldwährung feindlich entgegentreten werden? Sowohl auf der Versammlung rheinischer Industrieller in Köln, als auf dem landwirthschaftlichen Congreß in Budapest kamen die bimetallistischen Tendenzen ziemlich unverhüllt zum Vorschein und belehrten uns darüber, daß die monometallistische Lehre noch nicht sehr tief ins praktische Volksleben eingedrungen ist. Das Räsonnement, auf welches sich die Forderung

Digitized by Google

der deutschen Industriellen hauptsächlich stützt, besteht in der Wahrnehmung, daß zwischen der Einführung der Goldwährung und der gegenwärtig zunehmenden Vertheuerung der Lebensmittel ein Zusammenhang wie zwischen Ursache und Wirkung bestehe. Wer heute eine bestimmte Waare kauft, sagt man uns, muß um 20 Procent mehr Silbergeld geben, als vor einigen Jahrzehnten. Das ist richtig, es fragt sich aber doch noch, ob daran die Demonetisirung des Silbers allein Schuld ist. Von den Zeiten Maria Theresia's bis etwa 1857, also ein volles Jahrhundert hindurch, blieb der Silberpreis constant, und wenn er hier und da sich veränderte, so bedeutete dies eine Steigerung. Und doch wird Niemand behaupten wollen, daß das Leben im Jahre 1857 nicht dreimal so theuer war, als vor einem Jahrhundert. Allein nehmen wir die volle Richtigkeit jener Behauptung als erwiesen an, dann müssen wir uns die Frage vorlegen, in welcher Weise wir den Rückgang des Silberpreises aufhalten können. Die deutschen Industriellen greifen zu dem Palliativmittel, welches seine Anregung der nordamerikanischen Silber-Agitation verdankt. Es heißt: ein allgemeiner Währungscongreß. Als man dem Fürsten Bismarck hiervon Mittheilung machte, hatte er dagegen nichts einzuwenden, da ihm eine allgemeine Discussion der Währungsfrage für die Läuterung der Ansichten sehr ersprießlich schien. Der Reichskanzler verhehlte aber nicht seine Anschauung, daß er eine praktische Lösung der Frage von einem allgemeinen Währungscongresse nicht erwarte. In der That ist nicht recht abzusehen, auf welche Weise der Währungscongreß zum gewünschten Ziele einer Wiederherstellung des Silberpreises führen soll. Die deutschen Industriellen, welche unlängst in Köln über ihre Interessen beriethen, setzen auf diesen Congreß die Hoffnung, er werde zum mindesten eine allgemeine europäische Doppelwährung einführen, und dadurch dem Silber wieder den Preis von 1857 zurückgeben. Gesetzt den Fall, alle europäischen Staaten, England, das hartnäckige monometallistische Land, inbegriffen, würden die Beschlüsse des Währungscongresses sanctioniren. Was wäre die Folge dieser bimetallistischen Politik? Die Vertreter der europäischen Staaten würden auf dem Währungscongreß die Politik der Pariser Münzconvention von 1857 befolgen, d. h. eine bestimmte Relation zwischen Gold und Silber festsetzen und diese Relation für unveränderlich erklären. Das Gleiche haben bekanntlich die lateinischen Münzbundstaaten gethan. Ebenso bekanntlich hat aber diese Politik nicht den besten Erfolg gehabt und der Zwangscours für Silber erwies sich ebenso wenig haltbar, wie überhaupt jeglicher Zwangscours. Wo hat der Zwangscours jemals etwas anderes hervorgerufen, als eine gründliche Zerrüttung der Finanzen? Schaden macht klug. Eine nahezu dreißigjährige Praxis des Zwangscourses für Silber hat Frankreich die Idee eingegeben, sich bei Erneuerung der lateinischen Münzconvention durch die bekannte Liquidirungsclausel zu schützen. Die heutige lateinische Münzconvention, welche am 6. November 1885 zuerst mit Ausschluß Belgiens unterzeichnet wurde, enthält bereits die Cautel der Goldeinlösung. Wenn also der reine Bimetallismus sich nicht einmal innerhalb der lateinischen Münz-Union aufrecht halten konnte, wie soll er erst in einem viel weiteren Bunde zum Triumphe gelangen? Wie man sieht, ist der Währungscongreß durchaus keine praktische Idee, und es ist auch kaum irgend welche Aussicht auf sein Zustandekommen vorhanden.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Bimetallisten einen sehr gewichtigen Grund besitzen, das heute in Europa allmählig zur Geltung gelangende Münzsystem anzugreifen. Mit Recht befürchtet man, daß die bestehende Ausbeute an Gold für die Einführung der Goldwährung in allen Staaten der Welt nicht ausreichen werde. Die monometallistische Idee, insofern sie die Goldwährung zur Grundlage genommen hat, erhielt ihren hervorragendsten Impuls durch die Entdeckung der großen Goldlager in Sibirien, Californien und Australien. Um sich einen Begriff von der rapiden Zunahme der Goldausbeute zu machen, braucht man blos die Thatsache in Erwägung zu ziehen, daß die Goldgewinnung von 1846 bis 1852, also in einem Zeitraume von nur sechs Jahren von 150 Millionen auf eine Milliarde Franken jährlich gestiegen ist. Die Silbergewinnung hingegen brachte es von 1846 bis 1870, also in einem Zeitraume von 24 Jahren, blos von 200 auf 300 Millionen Franken. Unter solchen Umständen drängte sich die Einführung der Goldwährung förmlich gebieterisch auf. Die Gold- und Silbermassen, welche ich hier angeführt habe, werden einem doppelten Ziele zugeführt: zunächst der Münzung, dann aber in gewiß hohem Grade der Industrie. Der Nationalöconom Friedrich Xeller*) schätzt den Werth des gesammten Edelmetalles, welches in Europa verwendet wird, auf 20 Milliarden an, eine Summe, welche wir für das Jahr 1885 sehr wohl auf 24 Milliarden erhöhen dürfen. Seit 1852, dem Jahre der größten Goldausbeute, macht sich jedoch in der Goldgewinnung ein bedenklicher Rückgang bemerkbar, während die Silbergewinnung steigt. Im Jahre 1852 betrug die Goldausbeute auf der ganzen Erde 900 Millionen, also, wie wir gesagt haben, fast eine Milliarde Franken, im Jahre 1884 betrug sie blos 400 Millionen Franken, ist also in 30 Jahren um mehr als die Hälfte gesunken. Von dieser Summe wird aber ein sehr großer Theil von der Kunst und Industrie in Anspruch genommen, und dies umsomehr, je größere Fortschritte der Volkswohlstand macht. Michel Chevalier schätzte bereits 1855 den Bedarf von Frankreich allein an Gold und Silber auf 60 Millionen Franken. Heute irren wir nicht sehr, wenn wir diesen Bedarf auf 70 Millionen bemessen. Der englische Nationalöconom Bagehot, welcher durch eine Reihe von Jahren den „Economist" leitete, berechnet den jährlichen Edelmetall-Bedarf Englands auf 5 Millionen Pfund Sterling oder auf 125 Millionen Franken. Wenn wir weiter den nicht geringen Bedarf Amerikas, Belgiens, Hollands, Deutschlands, Italiens, Oesterreichs, Spaniens ꝛc. ꝛc. berücksichtigen, so gelangen wir zu einem Gesammtbedarf der Industrie an Gold und Silber von etwa 270 Millionen Franken jährlich.**) Dazu kommt noch die Abnützung der Münzen, der Verlust von Edelmetall. Wie man sieht, bleibt für die Ausmünzung nur eine geringe Summe, speciell für den Bedarf an Goldmünzen. Nach den Berechnungen Emile de Laveleyes, in deren Details wir hier nicht eingehen wollen, bliebe für die gesammte Metallprägung im Jahre nicht mehr als 75 Millionen Franken übrig, eine Summe, welche sich als viel zu klein erweisen müßte, wenn in der ganzen Welt die Goldwährung zur Herrschaft käme. Die Grenzen der Goldausbeute bedeuten daher zugleich die Grenzen der Goldwährung. Die Bimetallisten haben also Unrecht, wenn sie glauben, die Goldwährung werde die vollständige Demonetisirung des Silbers hervorrufen. Der Demonetisirung des Silbers ist eine natürliche Grenze gezogen: der Mangel des nöthigen Goldes.

Literatur und Kunst.

Zu Leopold von Ranke's 90. Geburtstage.

Von Bruno Gebhardt.

Am 21. December feierte Leopold von Ranke seinen neunzigsten Geburtstag. Weit über gewöhnliches Menschenmaß hinaus hat ein gütiges Geschick sein Leben verlängert und ihm die Frische des Geistes und die Energie zu wissenschaftlicher Thätigkeit erhalten, weit auch über das gewöhnliche Maß hinaus sind seine Leistungen und Verdienste auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Wer es unternimmt, sich klar zu machen, was dieser hochragende Mann schuf und wirkte, wird ob der Fülle der auf ihn einstürmenden Eindrücke, ob der imponirenden Größe einer solchen Lebensthätigkeit, ob der noch im Fluß begriffenen, weit- und tiefreichenden Wirkung bald die Hand vom Werke lassen, entmuthigt durch die Un-

*) F. Xeller. Die Frage der internationalen Münzeinigung. Stuttgart 1869.

**) Ottomar Haupt „Gold und Silber", Cernuschi „Le Bland-Bill", Sueß „Die Zukunft des Goldes", Dr. Erwin Nasse „Der Bimetallismus und die Währungsfrage."

Digitized by Google

möglichkeit, alle Richtungen und Ziele schildern, alle Verdienste aufzählen zu können. Wenn deshalb ein Jünger der Wissenschaft, der zu dem Meister mit andächtiger Bewunderung emporblickt, zur Verherrlichung eines solchen seltenen Festes sein Scherflein darbringen möchte, so kann er nichts weiter, als aus der tiefen Empfindung des Dankes und aus dem innig gefühlten Bewußtsein dessen, was Ranke der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke ist und immer bleiben wird, in wenigen Strichen andeuten, was er verehrt, bewundert, preist.

In den einleitenden Worten zu den „Analekten der englischen Geschichte" spricht Ranke über den Werth der archivalischen Studien und fügt hinzu: „Besonders denke ich, geziemt dies Verfahren der deutschen Geschichtsforschung, die dem Genius der Nation gemäß, die Geschichte aller anderen Völker in gleicher Umständlichkeit und Durchdringung zu umfassen strebt, wie die eigene". Wenn Goethe der Repräsentant dieses Genius der Nation auf dem Gebiete der poetischen Literatur war, so ist es Ranke auf dem Gebiete der Historie. Es gab vor ihm Universalhistoriken, aber keinen so universellen Historiker. Vom Anfange seiner Laufbahn bis auf den heutigen Tag trägt jedes seiner Werke diesen Stempel an der Stirn. Die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514" gehen von dem Gesichtspunkt der Einheit jener beiden Gruppen aus, entwickeln die Ereignisse, welche zur Spaltung führen und schließen mit dem Augenblicke, wo die Uebermacht des Hauses Oesterreich als Keim künftiger Kämpfe sich herausbildet. Diesem ersten Werke, das schon fast alle Vorzüge Ranke'scher Geschichtschreibung besitzt, folgte nun jene inhaltschwere Reihe von Bänden, die scheinbar immer blos die Geschichte eines Staates oder einer Institution behandeln, aber in Wirklichkeit sich gegenseitig durchdringen, ergänzen, vervollständigen. Die europäischen Mächte in ihrer Entwickelung seit der Epoche, die die Bande des Mittelalters sprengte, wandeln an uns vorüber: das Papstthum auf der Höhe und im Verfall, Frankreich in seinem glänzendsten Zeitalter, Deutschland in der gefährlichsten Krisis, die es durchlebt, England von machtvoller Festigkeit durch Sturm und Drang zu neuer Gestaltung. Aber wie das Leben der Staaten nicht isolirt erwächst und vergeht, so weist der Historiker überall die gegenseitigen Beziehungen und Einwirkungen auf, würdigt er überall die Geschichte des einzelnen Volkes im Zusammenhange der Universalgeschichte, steht er überall auf der hohen Warte, die das Einzelmoment als Bruchstück des Ganzen, die den Augenblick als Theil der Ewigkeit erscheinen läßt. Es gibt eine philosophische und eine historische species aeterni; Ranke besitzt die zweite, wie vor ihm kein Historiker. Was er sich selbst als Ziel aufgestellt hat; „Erkenntniß des Besonderen und des Allgemeinen; Darstellung des einen und des andern in voller Objectivität; Reproduction zugleich und Philosophie des Geschehenen", hat er in seinen Werken erreicht. Dieses Programm seines Arbeitens führt uns auf einen fernen Punkt der ihm eigenthümlichen Anlage: die Objectivität.

Es gibt bei uns und anderwärts Historiker, die viel energischer urtheilen und viel glänzender, bestechender darstellen, weil sie Pointen herauskehren. Ranke hat nie den schallenden Brustton der Ueberzeugung erklingen lassen, aber wer seine Werke kennt, wird oft den warmen Herzenston der Ueberzeugung selbst aus der kühl erscheinenden Darstellung vernehmen. Seine Objectivität stellt ihn über die Parteien, die vornehme Ruhe der Darstellung in seinen classischen Werken verbietet von selbst das subjective Eingreifen, er will nicht durch sein Urtheil den Leser zu seiner Ansicht bekehren, sondern nur die Thatsachen sprechen lassen, die Ereignisse darstellen, wie sie waren, und ihnen nicht ein politisches oder religiöses Parteimäntelchen umhängen. Gewiß, Ranke erscheint oft in einzelnen seiner Werke „wie aus der Eiche geboren", man würde aus seiner Geschichte der Päpste kaum entnehmen können, daß er Deutscher und Protestant ist; aber wie er in dem wundervollen fünften Capitel des dritten Bandes seiner Weltgeschichte erklärt: „ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein", so wird Keinem, der sein Reformationszeitalter liest, verborgen bleiben, wie gut deutsch allweg der Meister fühlt. Das ist eben einer der genialsten Vorzüge des großen Historikers, unbeeinflußt von Vorurtheilen irgendwelcher Art und von dem Streben beseelt, alles zu verstehen, alles nachzuempfinden, sich gleichsam loszulösen aus den Fesseln seiner Zeit, ihrer Denkart, ihrem Leben und Treiben und von reiner Höhe den Blick unbefangen zurückzulenken. Und nur von dieser Stelle aus, und nur einem solchen Blick schwinden die Nebel, die sonst die Vergangenheit verdecken. Ihm auch erscheint deutlich, was sonst am schwersten zu erfassen und auszudrücken ist: die Einwirkung der Persönlichkeit auf ihre Zeit, die Einwirkung des Allgemeinen auf das Individuelle.

Man nennt Ranke den „Meister der Charakteristik", und gewiß gehören seine Schilderungen historischer Persönlichkeiten zu seinen größten Ruhmestiteln. Wie feinsinnig weiß er die einzelnen Züge auszuwählen und zum Bilde zu gestalten, wie unmerkbar bleibt die zeichnende Hand, wie unsichtbar die Verkittungen, wie hell und leuchtend tritt es uns, aus dem Vollen gestaltet, entgegen! Und selbst wo das Material fehlt, unterstützt ihn eine wahrhaft begnadete Intuition, die die ganze Persönlichkeit erblickt, wo andere Augen nur Theile und Stücke sehen.

In der „Weltgeschichte" sagt er einmal: „Männer von hoher Bedeutung können überhaupt nie ersetzt werden, denn die Bedingungen müßten sich wiederholen, aus denen ihre individuelle Stellung erwachsen ist"; und in der „Deutschen Geschichte": „Die Ideen, welche die Welt in Bewegung setzen sollen, kündigen sich immer erst in einzelnen hervorleuchtenden Geistern an". Getreu diesen Grundsätzen, versteht er es denn auch immer, diese „Bedingungen" nachzuweisen, unter denen die großen Persönlichkeiten zu dem geworden sind, als was sie uns erscheinen, weiß er die Fäden auseinanderzulegen, die von dem Individuum aus die Gesammtheit durchziehen und in den Bannkreis desselben fesseln. Der Mensch als Repräsentant, als Verkörperung der Idee; die Idee als das geistige Fluidum, das von dem Menschen ausgeht und über Raum und Zeit hinweg wirkt — diese Durchdringung und Verknüpfung zu erkennen, dieses Problem zu lösen ist dem Meister gelungen. Wirken in der Persönlichkeit die Ideen, so ist es doch die Persönlichkeit, welche die Geschichte macht, und es ist deshalb unserem Historiker von höchstem Werthe, zu einer lebendigen Anschauung derselben zu gelangen. Dieses Streben führte ihn zur Hochschätzung eines historischen Materials, das bis zu seiner Zeit fast ungenutzt lag: der venetianischen Relationen.

Wir haben bis jetzt versucht, einige Andeutungen über die historiographische Kunst Ranke's zu geben; der Geschichtschreibung geht aber die Forschung voran, und auch darin steht der Meister unübertroffen da. Wer eines seiner Werke zur Hand nimmt, wird in erster Reihe immer wieder auf die venetianischen Relationen sich hingewiesen sehen. Datirt auch ihre Kenntniß nicht erst seit Ranke, so war er es doch, der sie in ihrem unschätzbaren Werthe erkannt, der fast die ganze neuere Geschichte darauf basirt hat. Welche Funde hat er daneben in den europäischen Archiven nicht sonst gemacht! Mit welch' staunenswerther Belesenheit hat er nicht die gedruckte Literatur durchgearbeitet! Siebzig Arbeitsjahre sind ein langer Zeitraum, aber wenn man alle Bücher und Actenfascikeln, die Ranke in seinem Leben studirt hat, auf einen Haufen zusammentrüge, man bekäme einen Einblick in menschliche Arbeitskraft, in die Fähigkeit des Geistes, zu erfassen und zu verarbeiten, der mit prometheïschem Stolze und mit hinreißender Bewunderung erfüllen dürfte. Zum Studium des historischen Materials tritt nun aber die Kritik, der gerade auch Ranke neue Bahnen angewiesen hat. Das ist vor allem die Eigenthümlichkeit der Schule, die sich an seinen Namen knüpft: Gestaltung der Geschichtserzählung in erster Reihe auf Grund des urkundlichen Materials, dann des traditionell überkommenen, beides aber kritisch geprüft und gesichtet nach dem großen Muster, das er selbst in seinem ersten Werke „Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber" einerseits, in den „Analekten" zu den verschiedenen Werken andererseits gegeben hat.

Im Jahre 1881 erschien der erste Band der „Weltgeschichte", dessen fünfter Theil demnächst zu erwarten ist. Der sechsundachtzigjährige Greis zieht die Summe seiner

Digitized by Google

Studien und Mediationen; mit „Muth und Vertrauen" ist er ans Werk gegangen, und es ist, als ob ihn der Gedanke geleitet hätte, den er als vierzigjähriger Mann beim Antritt seines Lehramtes ausgesprochen hat: „Wie sehr die Historie auch danach trachtet, die Reihenfolge der Begebenheiten so scharf und genau wie möglich aufzurollen, und jeder derselben ihre Farbe und Gestalt wiederzugeben, und darauf den höchsten Werth legt, so bleibt sie doch bei dieser Arbeit nicht stehen, sondern schreitet zur Erforschung der Anfänge fort und sucht bis zu den tiefsten und geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt, hindurchzudringen. Bis zu solcher Höhe wähnen einige sich wie im Fluge emporschwingen zu können: darin aber täuschen sie sich und pflegen, indem sie statt der Juno eine Wolke umarmen, Formeln und leeren Wind für Wahrheit zu verkaufen. Einige aber werden sich durch ein dunkles Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Meinungen bewußt, nehmen zu philosophischen oder theologischen Lehren ihre Zuflucht und gestalten danach ihre Historik. Aus diesem ihren Irrthum geht aber nicht hervor, daß der Zweck, den sie sich vorgesetzt haben, überhaupt in der Welt nicht existire. Ihr Ziel erreichen sie nicht, aber das Ziel ist vorhanden. Die Palme des Sieges tragen sie nicht davon, aber einst wird es solche geben, welche nach Horatius' Ausspruch der zu Elis gewonnene Siegespreis im Bewußtsein himmlischen Glückes in die Heimath zurückbegleitet."

Er, dem diese Zeilen gelten, hat den Siegespreis gewonnen; sein Name wird genannt werden, so lange Geschichte gelernt und gelehrt wird, und so lange ihr Ziel die Wahrheit bleibt und *ὀρθὸν ἀλήθει ἀεί.*

Farbige Sculptur.

Von Alfred Lichtwark.

Kritik und Production, nach einem tiefgewurzelten Vorurtheil einander feindselig abgewandt, haben doch nie in so inniger Wechselwirkung gestanden, wie in der jüngsten Entwickelungsphase der europäischen Menschheit, vor Allem unseres eigenen Volkes. Seit in Literatur und Kunst die neue Zeit angebrochen ist, die, weil sie nichts Ueberliefertes zu naiver Weiterpflege geerbt hat, zugleich Stoff und Form suchen muß und einen Zusammenhang mit der Vergangenheit nur durch bewußtes Anknüpfen zuwegebringt, ist die Kritik der Production als Bahnbrecher und Fackelträger vorangeeilt. Zum ersten Mal, soweit wir die Geschichte überblicken, ward ihr diese Aufgabe zutheil.

Wie wäre das Wunder unserer Nationalliteratur, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts aus einem Boden aufgesprossen, der seit Menschenalter nur Gestrüpp und alleinstehende verkrüppelte Bäume hervorgebracht hatte, zu begreifen, ohne die kritische Arbeit der Männer, die das Unkraut ausgejätet und neue Keime ausgestreut? Bei Lessing und Herder überwiegt die kritische Thätigkeit fast die originale Production.

An die träge Materie gekettet und in ihrer Einheit mit der Architektur und dem Kunstgewerbe ein weit gewaltigeres Gebiet beherrschend, hat die bildende Kunst in diesem Jahrhundert ungleich umfassendere theoretische Vorarbeiten nöthig gehabt, um auf neuen Bahnen vorwärts zu kommen. Aber dennoch besteht eine auffallende Analogie zwischen der künstlerischen Bewegung unserer Zeit und der literarischen des vergangenen Jahrhunderts. Hier wie dort als Ausgangspunkt der Kampf mit dem Classicismus und die Entdeckung, daß jedes Volk seine eigene Kunstsprache besitzt, hier wie dort dieselbe kritische Analysis alles Bestehenden eng verbunden mit der Forschung nach gültigen Vorbildern, — den poetischen „Stimmen der Völker" entsprechen unsere „Formen- und Ornamentenschätze". Wie unsere Literatur in allen Literaturen der Welt Anregung suchte und sich deren poetische Formen aneignete, hat in unserm Jahrhundert die bildende Kunst Stilarten der ganzen Welt reproducirt. Neben den orientalischen Ghaselen und Makamen stehen die Lustbauten in islamitischem Stil und die Nachbildungen orientalischer Textilproducte; romanische und gothische Kirchen sind Seitenstücke zu der neuerstandenen Poesie des Mittelalters, die Renaissancegedanken der bildenden Kunst zu der Wiedererweckung der metrischen Gebilde der italienischen Dichtkunst. Und schließlich bildet den Angelpunkt der Bewegung in beiden Fällen ein grundlegendes kritisches Werk: die Function, die Lessing's Dramaturgie in der Literatur zugefallen, hat in unserer bildenden Kunst Semper's „Stil" ausgefüllt.

Auch die Geschichte der Frage, welche gegenwärtig gelegentlich der Ausstellung farbiger Bildwerke in der Nationalgalerie die Berliner Gesellschaft erregt, reiht sich diesen Erscheinungen an. Zur Zeit, als Thorwaldsen's Gestirn im Aufsteigen begriffen war, als noch kein Künstler daran dachte, daß ein anderer als ein ganz barbarischer Geschmack eine Sculptur bemalen könnte, hat zuerst ein Archäologe die Untersuchung angeregt. Archäologisch gebildete Architekten wie Hittorff und Semper haben sie fortgeführt und auf die Architektur ausgedehnt. Archäologen und Historiker haben die Aufmerksamkeit auf die farbigen Bildwerke der übrigen Epochen gelenkt, und ein Menschenalter verging nach dem Erscheinen von Quatremère de Quincy's Untersuchung über den olympischen Jupiter (1815), als in England und Frankreich die ersten energischen Versuche gemacht wurden, die historische Erkenntniß auf unsere Production anzuwenden, — zunächst ohne durchschlagendes Resultat.

Wir kommen ein beträchtliches Stück hinterher, wie es seit vielen Jahrhunderten unser Loos ist. Die von Professor Treu aufs Neue aufgeworfene Frage, ob wir unsere Statuen bemalen sollen, erscheint dem größten Theile des Publicums und vielen Künstlern als etwas ganz Neues. Viele hat diese von einem Nichtkünstler angeregte Bewegung an sich stutzig gemacht, und man hört wohl die Frage aufwerfen: Was soll das heißen, daß die historische Reihenfolge mit einem Male umgekehrt wird? Sonst producirte der Künstler und der Professor kam hinterher und studirte die Erscheinungen, jetzt geht der Professor voran und der Künstler hinterher! — Aber das ist ja eben die Signatur des jüngsten Zeitalters, daß die Erkenntniß vorangeht; ob ihr Träger zufällig ein Historiker oder ob er auch ein producirendes Ingenium wie Lessing und Semper, ist ganz gleichgültig.

Man täusche sich auch nicht über die Sachlage. Das Bedürfniß, die Sculptur farbig zu beleben, war bei uns längst vorhanden, ehe die jüngste Anregung kam. Es wurden sogar an öffentlichen Gebäuden in Berlin Versuche gemacht, wenn auch zunächst schüchterne, farbige Bildwerke in eine farbige Architektur einzufügen. Die zahme Farbigkeit der Figuren im Kuppelsaal der Nationalgalerie ist manchem Besucher aufgefallen; etwas weiter ging man bei dem Relief im Lichthof des Gewerbemuseums, und die großen schwebenden Victorien an den Seitenfassaden desselben Gebäudes — glasirte Terracotten — kommen sogar in energischer Farbigkeit neben den großen glänzenden Mosaikgemälden auf. Siemering's liebenswürdige Terracottareliefs am Graefedenkmal sind allgemein bekannt. Alles dies hat bei uns in Berlin Jahre lang bestanden, ehe die Broschüre Treu's die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Erscheinung lenkte. Daß für das Bedürfniß katholischer Kirchen bereits seit Jahrzehnten wieder tüchtige Künstler farbige Statuen herstellen, ist leider im protestantischen Norden nicht allgemein bekannt und auch auf der Ausstellung in der Nationalgalerie nicht berücksichtigt worden.

Auf das größere Publicum hat die Ausstellung nicht den Einfluß geübt, den wir uns versprochen hatten. Wir hatten uns gesagt, daß es doch wohl nur der Gelegenheit bedürfe, einmal eine Anzahl von Meisterwerken früherer Epochen neben einander zu sehen, um wenigstens ein lebhaftes Interesse zu wecken. Wir hatten nicht mit der Macht des Vorurtheils gerechnet. Während die Künstler und Historiker durchweg für die Bewegung eintreten, hört man aus anderen Kreisen nichts als Aeußerungen des Entsetzens. Versucht man einmal in einem einzelnen Falle, der Sache auf den Grund zu kommen, so stellt sich heraus, daß der leidenschaftlich declamirende Gegner der Farbigkeit entweder die Ausstellung gar nicht besucht hatte, oder sich dort, statt in Ruhe einen Eindruck abzuwarten, ein paar mißrathene moderne Experimente oder alte

Digitized by Google

Handwerker-Arbeiten ausgesucht hatte, um für seinen Abscheu schlagende Beweise zu haben. Was an älteren und neueren Arbeiten wirklich Gutes vorhanden ist, steht fast unbeachtet.

Dieser Mißerfolg stand in Aussicht, sowie das Programm auch die modernen Experimente einschloß. Wir haben an dieser Stelle, als wir von dem Plane berichteten, hervorgehoben, daß der Schwerpunkt der Ausstellung in dem retrospectiven Theile liegen müsse. Was an modernen Versuchen hinzuträte, würde daneben schwerlich ernsthaft in Betracht kommen. Am liebsten hätten wir gesehen, daß sie vorläufig ganz fortgeblieben wären. Vor einer kleinen, sorgfältig gewählten und günstig aufgestellten Auswahl älterer Arbeiten wäre eine Verständigung weit leichter gewesen. Wo ich den Versuch vor einer spanischen oder mittelalterlichen Figur angestellt habe, ist er jedesmal gelungen. Die ersten modernen Experimente beweisen nichts. Sie sind fast sämmtlich auf äußere Anregung hin schnell ausgeführt, sind mehr oder weniger geschickt angestrichene Sculpturen. Wenn aber ein Bildwerk farbig sein soll, so muß es, wie jedes farbige Kunstwerk, in dieser Eigenschaft vom Künstler concipirt werden. Wenn die Farbe erst später hinzukommen soll, könnte sie ebensogut fortbleiben. Eine besondere Schwierigkeit bei modernen farbigen Sculpturen ist mir erst bei der Ausstellung aufgefallen. Sie sind in weit höherem Grade empfindlich gegen die Beleuchtung als Gemälde und verlieren ihre Wirkung, sowie sie aus dem Raum entfernt werden, für den sie geschaffen sind. — Ein Werk ist jedoch unter den modernen Arbeiten auszunehmen, Arnold Böcklin's Gorgoschild. Wenn aus den älteren und neueren Arbeiten auf der Ausstellung die wenigen besten genannt werden sollten, so würde dieses unverhofft erschienene Meisterstück dabei sein. Leider hat sein furchtbarer Vorwurf empfindliche Gemüther so sehr erschreckt, daß sie das Kunstwerk nicht wollen gelten lassen. Wir werden es an seiner Stelle eingehend betrachten.

Die Ausstellung hat uns wieder einmal gezeigt, wie gering in unserer gebildeten Gesellschaft das Verständniß für die Fragen der bildenden Kunst ist. Während in allen exacten Wissenschaften die Anschauung, die genaue Beobachtung und zur Controle das Experiment die Grundlage der Erkenntniß bildet, herrscht der bildenden Kunst gegenüber eine Auffassung, die als Niederschlag der großen Wortphilosophie vom Anfang unseres Jahrhunderts zurückgeblieben ist. Männer, die in ihrer eigenen Wissenschaft an besonnener Untersuchung der Thatsachen gewöhnt sind, merken es gar nicht, daß sie nach einer ganz anderen Methode vorgehen, wenn sie über Kunst philosophiren. Wenn man sie reden hört, sollte man meinen, es existirten gewisse Fundamentalsätze, aus denen sich ohne Schwierigkeit das ganze Wesen der Kunst ableiten ließe. Mit Vorliebe bedienen sie sich einer Reihe von Formeln, die in ihrer Allgemeinheit entweder absolut inhaltslos werden oder widersinnig sind. Es widerspricht dem Wesen der Kunst, die Kunst kann, muß, soll u. s. w. Man könnte diese von oben herabsteigende Kunstbetrachtung nach ihren Lieblingsworten die Soll- und Muß-Aesthetik nennen.

Bei der Frage der farbigen Sculptur wird sie von der Gewöhnung geleitet, farblose Bildwerke zu sehen und zu genießen. Diese Gewöhnung ist nun allerdings ein überaus wichtiger Factor im Kunstleben. Was würden wir mit unserm exacten Wissen von der Anatomie dazu sagen, wenn jetzt ein Künstler zuerst auf die Idee käme, Menschen mit Flügeln an den Schultern zu bilden? In Folge der Gewöhnung fällt uns die Unmöglichkeit dieser Bildung gar nicht ein. Aber die Gewöhnung, so stark sie ist, bleibt dem Wechsel unterworfen. In Modesachen, wo sie überaus mächtig ist, sind wir durch lange Uebung zu jeder Um- und Neugewöhnung überaus schnell bereit. Anders in Fragen der höheren Kunst. Jede neue Richtung stößt im Anfang auf erbitterten Widerstand. Noch nie ist es gelungen, denselben durch die Macht logischer Principien zu besiegen, aber jedes Mal wich er von selber der neuen Gewöhnung.

Dasselbe erwarten wir auf unserm Gebiet. In der Discussion einen Gegner farbiger Sculptur zu überzeugen, halte ich für unmöglich. Er raisonnirt nicht auf Antrieb seines Verstandes, sondern aus seinem Gefühl, das in der eigenen Erfahrung begründet ist. Ein Naturforscher, mit dem ich in Disput gerieth, hatte nie ein farbiges Bildwerk gesehen und lehnte den Besuch der Ausstellung mit dem Hinweis ab, er sei gewiß, daß ihn dies nicht zu einer anderen Meinung bringen könnte. Wir wollen deshalb an dieser Stelle uns damit begnügen, in aller Kürze auf die wichtigsten Gegengründe der Gegner farbiger Sculptur und ihre Art, zu argumentiren, hinzuweisen.

Zuerst pflegt der Lehrsatz ins Feld geschickt zu werden, daß die specifisch künstlerische Wirkung der beiden Künste in dem Gegensatz von Form und Farbe besteht. Dies widerspricht rundweg den Thatsachen. Gehört der Kupferstich, die Radirung, der Holzschnitt, die Bleistift-, Silberstift-, Kohlen- und Kreidezeichnung nicht auch zur Malerei? Oder darf behauptet werden, daß sie nur so nebenhergehen, als Abart oder Surrogat, wenn die höchsten Leistungen ganzer Kunstperioden wie der älteren deutschen und zum Theil der holländischen in ihnen gipfeln? So wenig, wie die Malerei die Farbe nothwendig hat, darf sie der Plastik untersagt werden. Sie haben beide dieselbe farbige Natur vor sich. Manche Erscheinungen lassen sich ohne Farbe nicht geben, wie das blonde und brünette Wesen des Menschen (nach einem Ausdruck Fechner's). Kam es dem Künstler auf diese an, so hat er zu allen naiven Zeiten zur Farbe gegriffen, ob er malte oder bildete; war es ihm für seinen Zweck gleichgiltig, so konnte der Maler wie der Bildhauer von der Farbe abstrahiren. Der Gegensatz der beiden Künste hat nie in ihrem Verhältniß zur Farbe gelegen, sondern, wie schon Lionardo betont hat, in der Art, wie sie sich zum Schatten verhalten. Während die Malerei, ob farbig oder farblos, den Schatten angibt, wird dieser bei der Sculptur von dem natürlichen Licht erzeugt. Und auch dieser Unterschied gilt nur für die entwickelte europäische Kunst. Die japanische Malerei hat die Angabe des Schattens verschmäht.

Dann fürchtet man sich vor der grausigen Wirkung bemalter Sculptur. Die müßte doch erst abgewartet werden. Aber wir haben schon jetzt in den Cultstatuen der katholischen Kirche den bündigsten Beweis, daß das Grausige kein Element der Wirkung farbiger Sculptur abgibt. Selbst zur Zeit der bedingungslosen Alleinherrschaft der Farblosigkeit um die Wende der letzten beiden Jahrhunderte hat der katholische Cultus die Nothwendigkeit empfunden, dem naiven Volk den Genuß der Farbe zu lassen. Wie ein farbiges Cultbildwerk aus der Hand eines großen Künstlers wirkt, beweist uns die herliche Mater Dolorosa des spanischen Meisters Montañez auf der Ausstellung. Hier ist mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf den Eindruck der unmittelbaren Wahrheit hingearbeitet, aufquellende Thränen füllen die Lider, Thränen rollen über die Wangen, und dennoch habe ich Keinen gesprochen, der sich hätte der mächtigen rein künstlerischen Wirkung des Kopfes entziehen können. Wir dürfen den Spieß sogar umdrehen und behaupten, daß die öden weißen Marmor- und namentlich die Gipsfiguren auf unbefangene Gemüther eine grausige Wirkung ausüben. Professor Schäfer, der bekannte Gothiker, erinnert an die scheue Furcht, an das Gefühl der schmerzlichen Oede und Leere, das wir Alle einmal als Kinder beim Anblick des ersten Gipsabgusses nach der Antike mit seinen weit offenen todten Augen empfunden haben. Die Gewöhnung hat in uns dies natürliche Gefühl unterdrückt. Man pflegt im Anschluß an die Behauptung einer Wirkung des Grausens nicht zu verfehlen, auf das Panopticum hinzuweisen. Das ist ein billiges Argument und beweist weiter nichts, als daß der, der es aufstellt, entweder nie ein ernsthaftes Werk farbiger Sculptur gesehen hat, oder, wenn er in die Lage kam, nicht die Absicht oder Fähigkeit hatte, es ruhig auf sich wirken zu lassen.

Andere meinen, vor einem farbigen Bildwerke theile sich die Aufmerksamkeit nothwendiger Weise, der plastische Theil wirke für sich und auch der malerische. Theilt sich etwa die Aufmerksamkeit vor der farbigen Natur, die doch aller bildenden Kunst gleichmäßig zu Grunde liegt? — Diesen seltsamen Einwurf habe ich einmal dahin formuliren hören: Ein Bildwerk bemalen heißt in zwei Sprachen zugleich reden.

Ueberaus häufig wird auch der Einwurf erhoben, daß bei der farbigen Sculptur der Phantasie nicht mehr zu thun

Digitized by Google

übrig bleibe. Wenn wir dies, wie es sich gebührt, zurückweisen wollten, so würden wir eine gründliche Untersuchung über die Wirkung der bildenden Kunst anstellen müssen. Dazu reicht aber der Raum nicht, und so müssen wir uns damit begnügen, die Resultate anzudeuten. Eine Statue, ein Gemälde, ein Gebäude ist das Product einer ausnahmsweise reichbegabten Phantasie. Als solches steht es viel zu hoch über den Fähigkeiten der Durchschnittsbegabung, als daß diese beim Genuß etwas hinzuthun könnte. Dies geschieht auch in der That nicht. So wenig wie wir die Zeichnung oder den Kupferstich farbig sehen, ergänzen wir das Colorit an einem farblosen Bildwerk, und ebensowenig ist es die Aufgabe des Genießenden, das Kunstwerk in Bezug auf seinen Inhalt zu ergänzen oder zu verändern. Es steht als etwas einmal Fertiges da, das so, wie es ist, aufgenommen sein will. Je bedeutender es ist, desto vollständiger liegt der Genießende in seinem Bann. Die Schöpfungen der Eyck, Raffaels, Rembrandts leben in unveränderlichem Abbild in dem Gedächtniß Tausender. — Musikalische, poetische und ethische Associationen wirken mit, treten aber nicht ins Bewußtsein. Im Grunde gilt ja auch für die Musik, daß sie die bildende Phantasie nicht anregt. Es mögen alle Fibern der Seele des Hörers mitschwingen, läßt er sich verleiten, seiner Phantasie die Zügel zu lockern, daß sie ihm bestimmte Bilder vorgaukelt, so ist er aus dem Contact mit dem bestimmten Musikstück gekommen, und es wäre für ihn einerlei, ob dieses oder ein andres von verwandtem Inhalt gespielt wird. Träumer sind schlechte Hörer. — Der Genuß verlangt strenge Aufmerksamkeit. Dies gilt wiederum auch für die bildende Kunst.

Furchtsame Gemüther scheuen die Verstärkung, welche der sinnliche Eindruck des Nackten durch die Farbe enthält. Nun ist zwar die höchste Aufgabe der Sculptur die Darstellung des nackten menschlichen Körpers. Aber sie ist es nicht mehr in dem Sinne wie bei den Griechen und wird voraussichtlich nie wieder dahin kommen. Das Nackte kann in unsrer Plastik keine annähernd so bedeutende Rolle spielen, weil wir den Körper nicht mehr unbekleidet sehen und weil er infolgedessen nur in seltenen Fällen sich zur Schönheit entwickelt. Er wird vernachlässigt unter der Hülle. Für die Fälle aber, wo das Nackte gebildet wird, ist von der Farbe nicht mehr, vielleicht nicht einmal so viel zu fürchten wie bei dem gemalten Act. Zu dem Grade sinnlicher Wahrheit des Fleisches, welchen die Malerei erreichen kann, bringt es die Sculptur beim besten Willen nicht.

Schließlich klammert man sich an das leidige Material. Für Holz, Terracotta, Stuck und ähnliche „Surrogate" will man zur Noth den Anstrich gelten lassen. Aber nicht für den edlen Marmor. Demgegenüber ist seitens derer, die sich eingehender mit der Behandlung des Materials in naiven Epochen abgegeben haben, stets betont worden, daß der moderne Respect vor demselben ganz neuen Datums ist.

Die Renaissance kannte ihn noch nicht. Wir haben jetzt erst gelernt, die Spuren der Bemalung sogar kostbarer Edelstoffe zu verfolgen, die so lange übersehen waren. Schlagend ist die unumstößliche Thatsache, daß die in ihrer Farblosigkeit überreichen Goldschmiedewerke unserer Nürnberger Großmeister, die prächtigen vergoldeten Pokale des Jammnitzer und seines Kreises von oben bis unten mit farbigen Firnissen überzogen waren, welche erst Ordnung und Harmonie in die wirren Massen bringen. Das Ornament der Zeit ist ohne die Farbe gar nicht zu verstehen. Auch silbergetriebene Statuen wurden angemalt und sogar Bronzewerke. Das jüngste, das mir bekannt, ist die Grabfigur einer jungverstorbenen Gräfin Reventlow, aus dem Jahre 1681, die ich in der Familiengruft zu Schleswig fand. Sie hat auf der Ausstellung eins der bedeutungsvollsten Documente abgegeben. Mit dem Marmor ist es eine eigene Sache. Das fünfzehnte Jahrhundert der italienischen Renaissance bemalte ihn. Einen schlagenden Beweis bieten die trotz aller Reinigungsversuche früherer Jahrhunderte noch heute nicht mißzudeutenden Spuren auf der schönen Büste der Marietta Strozzi unseres Museums. Daß die Antike Marmor bemalte, steht fest, wenn wir auch weder über den Umfang noch über den Wechsel im Lauf der Jahrhunderte unterrichtet sind. Schon die technische Behandlung beweist, daß man das krystallinische Gefüge nicht wollte zur Wirkung kommen lassen, auf das unsre Materialverehrer so großen Werth legen und das mit seiner Zuckrigkeit im Grunde unleidlich ist. Wir haben uns überhaupt gewöhnt, in stilistischen Dingen dem Material einen zu großen Einfluß beizumessen. Sobald die Kunst zur Herrschaft über die Mittel gelangt ist, macht sie sich von seinen Eigenheiten unabhängig, so groß bis dahin sein erzieherischer Einfluß gewesen sein mag.

Was die Deutung und Verwerthung historischer Thatsachen anlangt, so ärgert mich bei den Gegnern der Farbigkeit am meisten die advocatische Art, mit den Dingen und Argumenten umzuspringen. Wenn man die betreffenden Abhandlungen liest, so sollte man glauben, ein Plaidoyer anzuhören. Es ist, als ob es sich gar nicht um die Wahrheit selbst handelte, sondern um den Sieg über den Widerpart. Alle Kniffe scheinen zu gelten. Man sucht den Gegner in eine extreme Position zu drängen, die er von selbst nie eingenommen hat; man dreht und deutelt an Worten, statt sich um die Erscheinungen zu kümmern; hat sich irgendwo einmal ein Vertheidiger der Farbigkeit eine Blöße gegeben, so wird diese geschwind nicht etwa nur gegen die Person, sondern gegen die Sache auszunutzen gesucht, selbst da, wo die richtige Application des Einmaleins Klarheit bringen würde.

Dies zeigt sich zumal in der Behandlung der Daten, welche die Antike liefert. Wir wollen die oft wiederholten wenigen Thatsachen, die uns bekannt sind, nicht wieder hervorholen. Man kann sie an hundert Stellen vereinigt finden. Aber wir wollen uns daran erinnern, daß jede positive Behauptung über den Umfang und über die Art der antiken Polychromie in der Luft steht. Die Vertheidiger sollten sich in der Beziehung eben so sehr in Acht nehmen, wie die Gegner. Die Bemerkung Treu's, daß in der Blüthezeit der griechischen Kunst sich die plastische Farbengebung zu lichter Gesammtwirkung und zartester Harmonie milderte, hat den Gegnern eine nur zu willkommene Handhabe geboten. Auf die Sculptur aller übrigen Völker, auf die wir an dieser Stelle schon seit Jahren hingewiesen haben, wird bei Erörterung des historischen Materials von den Gegnern gar keine Rücksicht genommen. Sie kennen es nicht oder ignoriren es.

In dieser Beziehung hat doch die Ausstellung farbiger Bildwerke in der Nationalgalerie Manchem ein Licht angezündet. Der japanische Kaiser, aus dem Besitz der königlichen Museen, den wir in diesen Blättern bereits eingehend besprochen haben, die Mater Dolorosa des Montañez, die köstlichen Ritter und Apostel aus dem historischen Museum zu Dresden werden nicht so leicht wieder vergessen werden. Vieler mehr oder weniger bedeutender Arbeiten aus dem Besitz der Frau Kronprinzessin, der Museen und einzelner Sammler wie Oscar Hainauer nicht zu gedenken.

Die modernen Versuche waren dagegen durchweg verfrüht. An bereits bekannten Arbeiten sind der Siemering'sche Fries vom Graefe-Denkmal, die Marmorwerke von Volkmann und Prell, die wir gelegentlich ihrer Ausstellung bei Gurlitt bereits besprochen haben, und ein Bacchusknabe von Anna von Krahle, bemalt von Bastanier, zu erwähnen. Versuche, Abgüsse nach der Antike anzustreichen, haben keinen Eindruck gemacht; die durch ihren Umfang auffallende weiliche bGewandfigur aus Herculaneum, die nach den Angaben von Professor Treu bemalt wurde, hat sogar die schärfste Kritik erfahren. Und wohl mit Recht, denn die flauen süßen Farben des Gewandes, die sich ganz in die Nähe des Fleischtons halten, verhindern gerade das, was sie leisten sollen, die Uebersichtlichkeit des Gebildes. Wie ganz anders wirken, da die gothischen und die japanischen Vollfiguren, bei denen Gewand Gewand und Fleisch Fleisch ist.

Durchgeschlagen hat von modernen Werken nur eins, der Gorgoschild von Böcklin. Das Bildwerk ist in Gips von dem Bildhauer Bruckmann in Hottingen bei Zürich hergestellt, von Böcklin stammt nur die Bemalung. Aber was wäre es ohne diese!

Es ist wahr, die farbige Erscheinung überwiegt. Nicht im ersten Augenblick wird die plastische Grundlage erkannt. Und doch darf man nicht meinen, es hätte dann lieber der Bildhauer ganz aus dem Spiel bleiben sollen. Die furchtbare

Digitized by Google

Gegenwart dieses versteinerten Antlitzes, die einen Hauptfactor seiner Wirkung ausmacht, hätte die Malerei allein so nicht zu Wege gebracht.

Böcklin hat eigentlich nur eine Farbe verwandt, ein mannichfach abgestuftes Blau, gehoben durch den Contrast des goldenen Reifes, der den Rundschild umgibt. Auf der stahlblauen Schildfläche ist das grausige Haupt befestigt. Ein lichter phosphorescirender Schein ergießt sich über den Hintergrund und wird von den wirren Schlangenleibern überschnitten. Aus dem Gesicht ist jede Lebensfarbe gewichen. Aus blauen Höhlen starren die weitaufgerissenen gläsernen Augen, blau sind die Lippen des starren, durch den gesunkenen Kiefer aufgerissenen Mundes, blau schimmert das Blut durch die Haut. Wer dies blasse Gesicht, von Schlangenleibern umringelt, einmal erblickt hat, den verfolgt es tagelang.

Wir dürfen allerdings nicht vergessen, daß dies Werk eine ganz vereinzelte Erscheinung ist, daß es für die modernen Aufgaben der farbigen Plastik eigentlich nichts beweist. In der großen Frage, ob naturalistische oder stilistische Bemalung, gibt Böcklin's Meduse trotz ihrer Vollendung keinen Bescheid. Die phantastische Stilisirung, welche sie in einem vollendeten Beispiel zeigt, bietet keinen Fingerzeig, wie moderne Stoffe zu behandeln sind. In dieser Beziehung bedeutet das einzige farbige Marmorwerk modernen Ursprungs, die Büste von Prell und Volkmann, für die Entwickelung etwas ganz andres. Von hier aus geht es weiter. Böcklin's Gorgoschild ist etwas an sich Vollendetes, das auch in seiner Gattung nur einmal vorhanden.

Was die nächste Zukunft bringen wird, bleibt abzuwarten. Wie gesagt, die Künstler setzen durchweg ihre Hoffnung auf die Aenderung des Geschmackes. Hat doch Reinhold Begas, dessen Stil auf extrem entgegengesetzten Grundlagen beruht, eins seiner Reliefs zum Humboldtdenkmal gefärbt und sogar Hähnel sich für die — allerdings gänzlich verunglückte — Bemalung seines Raffael interessirt. Vorläufig tobt der ästhetische Kampf um den Charakter der Bemalung. Treu verficht die naturalistische, einige der tüchtigsten unter den Künstlern neigen sich zur Stilisirung. Sie mögen die richtige Empfindung haben, wenigstens für die Mehrzahl der Fälle. Aber es wäre vergebene Arbeit, wollte man jetzt über den Gang der Entwickelung Behauptungen aufstellen. Ließe sich die Sache theoretisch entscheiden, so könnte man sich die Mühe des Experimentirens ersparen.

Was auch kommen mag, sollten wir uns Alle bemühen, der Entwicklung ohne Vorurtheil mit frischen empfänglichen Sinnen zu folgen. Hüten wir uns vor jeder Aesthetik, die nicht von den Thatsachen ausgeht. Sie führt ohne Gnade zu dem Standpunkt, den alle Diejenigen einnehmen — ihrer sind viele bei uns —, bei denen der erste Glaubensartikel der Aesthetik anfängt: Von der Kunst, vom Künstler verlange ich —.

Der Begriff des Tragischen in der modernen Aesthetik.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Zu loben ist jedenfalls die Zusammenstellung der Begriffe und ihre Beziehung auf Conflict und Lösung, worin Krause allen anderen Aesthetikern vorangeht. Zu tadeln ist dabei: erstens die ethisirende Verengerung, wonach die Idee auf das Sittlichgute oder die sittliche Freiheit beschränkt wird, zweitens die Beschränkung des Conflicts auf die zufälligen Hemmungen oder Störungen der Außenwelt und auf die wesenswidrigen Vereinungen des inneren Geisteslebens und das Außerachtlassen der Conflicte zwischen den einseitigen Momenten der Idee, welche gerade die großartigsten tragischen Wirkungen ergeben, welche aber in diese Theorie nicht hineinpassen, drittens die Verwechselung der harmonischen Lösung der immanenten Versöhnung der Conflicte mit dem conflictfreien, störungslosen Leben (selbst das Idyllische braucht Conflicte, wenn es nicht an Langweiligkeit zu Grunde gehen soll), viertens die Verwechselung der tragischen oder transcendenten Lösung mit der versöhnenden oder immanenten Lösung, in Folge deren der Untergang des Trägers der Idee zu einem unwesentlichen Accidens am Tragischen herabgesetzt wird, fünftens die unzulängliche Definition des Komischen, bei welcher das punctum saliens, der Widerspruch und seine anschauliche Selbstauflösung fehlt, sechstens die Erklärung dafür, wie es ohne Widerspruch möglich ist, daß das Tragische und Komische an derselben Begebenheit vereint sein sollen, wenn es für das erstere unentbehrlich ist, daß die Verneinung der Idee wesentlich gesetzt und ernsthaft sei, für das letztere aber ebenso unerläßliche Bedingung, daß sie nur scheinbar sei (§. 72). Da Krause als absoluter Optimist den wahren Begriff des Tragischen gar nicht kennt, sondern ihn durch den der immanenten Versöhnung vertreten läßt, so ist auch sein Begriff des Humoristischen oder Tragikomischen thatsächlich nur die Verknüpfung des Rührenden und Komischen (V. 273), nicht diejenige des Tragischen und Komischen, und es fehlt deshalb auch ihm die letzte tragische Tiefe.

Hegel entwickelt das Tragische ebenso wie Schopenhauer nur gelegentlich an der Tragödie (Aesth. III. 525), speciell der Sophokleischen, und findet es in der „ewigen Gerechtigkeit, welche, als absolute Macht des Schicksals, den Einklang der sittlichen Substanz gegen die sich verselbstständigenden und dadurch collidirenden besonderen Mächte rettet und aufrecht erhält, und bei der inneren Vernünftigkeit ihres Waltens uns durch den Anblick der untergehenden Individuen selbst befriedigt" (III. 572). Der Gegenstand der ursprünglichen (d. h. alten hellenischen) Tragödie ist also das Göttliche, aber nicht wie es den Inhalt des religiösen Bewußtseins bildet, sondern wie es sich in der Welt und der weltlichen Realität objectivirt, d. h. als „das Sittliche" (528). Hierunter versteht Hegel keineswegs das Moralische oder die subjective Seite der in sich reflectirten Persönlichkeit mit ihren Vorstellungen von gut und bös, Lohn und Strafe, sondern die immanente Vernünftigkeit des menschlichen Schicksals, die aber hier noch nicht als selbstbewußte Vorsehung erscheint (554).

Die göttliche Substanz oder die absolute Idee spaltet sich bei ihrer Objectivirung in der weltlichen Realität in Individualsubjecte, die mit ihren Individualcharakteren untrennbar eins sind, und darum keiner Schwäche des Handelns, keiner Untreue gegen ihre individuelle Wesenheit fähig sind; ohne Unentschlossenheit oder Wahl handeln sie aus dem Charakter und Pathos heraus, in dem ihr Wesen besteht, und sind insofern unschuldig, wenn man die Schuld erst mit dem „Auch-anders-können" beginnen läßt, aber sie rechnen sich ihr Thun zum Ruhm nnd ihre Schuld zur Ehre an, weil sie berechtigte Seiten der Idee vertreten, also aus einem positiv sittlichen Pathos gehandelt haben (552—553). Wegen ihrer Besonderung müssen die tragischen Charaktere ihr einseitiges Pathos in einer die anderen Sonderstrebungen verletzenden Weise zur Geltung bringen; „das wahrhaft Substantielle, das zur Wirklichkeit zu gelangen hat, ist aber nicht der Kampf der Besonderheiten, sondern die Versöhnung, in welcher sich die bestimmten Zwecke und Individuen ohne Verletzung einklangsvoll bethätigen" (530). Soll nun die verletzende Einseitigkeit schlechterdings aufgehoben und zerbrochen werden, so ist dies, weil das Individualsubject seinem Wesen nach mit ihr untrennbar verwachsen ist, nur dadurch möglich, daß das Individuum selbst aufgehoben und zerbrochen wird (556); dies erweckt uns nur Bewunderung, nicht Mitleid und Rührung, weil das Individuum, das mit seinem Pathos eins ist, auch im Untergang fest bleibt ohne subjectives Leiden (553). Wie die tragische Furcht sich nicht auf die äußere Gewalt und Unterdrückung, sondern auf die sittliche Macht beziehen soll, so soll auch das tragische Mitleid nicht Mitgefühl mit der in sich nichtigen Negativität des Unglücks, sondern Sympathie mit dem in ihm vorhandenen Affirmativen und Substantiellen im Helden, d. h. mit der zugleich sittlichen Berechtigung seines Leidens sein (531—532). Die Tragik ist hiernach wesentlich die Realdialektik der sittlichen Idee, deren Zersplitterung in einseitige Besonderheiten ebenso wie die zufällig mit individuellem Untergang verknüpfte Wiederaufhebung dieser Besonderheiten nur Durchgangsmomente zur dialektischen Synthese sind, und die tragische Versöhnung, die über der Furcht und dem

Digitized by Google

Mitleid steht, erschöpft sich in dem Anblick der ewigen immanenten Gerechtigkeit dieses realdialektischen Processes (532).

Diese Auffassung schaltet dasjenige aus dem Begriff des Tragischen aus, was dessen wesentliche Grundlage ausmacht, das Mitleid erweckende Leiden des Helden, und setzt dasjenige, was die tragische Pointe bildet, die Versöhnung mit dem Leiden im Untergang des Helden zu einem accidentiellen Moment am Begriff herab, da es ihr nur auf die Aufhebung der dialektischen Besonderungen der sittlichen Idee ankommt, mit welcher diejenige der Träger derselben nur accidentiell verknüpft ist. Diese Auffassung muß deshalb die Lösung des Problems ebenso verfehlen, wie sie in der Stellung desselben geirrt hat; sie ist ebenso frostig und gemüthlos wie die ganze Hegel'sche Philosophie und sucht blos dem Verstand genug zu thun, während sie das Herz kalt und leer läßt. Daß Hegel das Mißverständniß seiner socialethischen Auffassung im Sinne der subjectiven Moralität ausdrücklich ausgeschlossen hat, hat ihn nicht davor zu schützen vermocht, daß seine Jünger, insbesondere Carriere seinen Begriff der unbewußten, immanenten Vernünftigkeit des Schicksals und der realdialektischen Selbstverwirklichung der objectiven ethischen Idee doch wieder zu einer theistischen „sittlichen Weltordnung" versubjectivirt haben. Aber selbst in Hegel's Fassung ist die Bestimmung des tragischen Schicksals als einer Selbstbehauptung der sittlichen Idee entschieden zu eng; wenn man ihm auch zugeben kann, daß solche Tragödien, wie Antigone, in denen die gegen einander ringenden Mächte einseitige Formen der sittlichen Idee und Ziele von positiv sittlichem Werthe vertreten, ein besonders hohes und warmes Interesse in Anspruch nehmen, so gehört doch diese Bedingung in keiner Weise zum Wesen der Tragödie. Nur von sehr wenigen selbst der classischen griechischen Tragödien läßt sich behaupten, daß die tragischen Helden (im Spiel wie im Gegenspiel) „individuelle Repräsentanten der in der Menschenbrust waltenden Götter" seien (III. 542, I. 297), und vor den Shakespeare'schen und neueren Tragödien steht eine solche ästhetische Theorie so hilflos da (III. 572—573), daß es zu begreifen ist, wenn sie lieber gleich aus der Tragödie in die Komödie und das versöhnende Schauspiel flüchtete. (533—540).

Vischer behandelt das Tragische als eine Unterart des Erhabenen und bemüht sich, den ersteren Begriff aus dem letzteren dialektisch abzuleiten. Leider aber enthält der betreffende Abschnitt seiner Aesthetik (§ 115—129) ein unentwirrbares Gewebe von Widersprüchen. Schon der Uebergang von den an sittlicher Stärke sich überbietenden Subjecten zum Bild des Guten als einer durch die Vielheit der Subjecte unendlich verstärkten Macht (§ 115), und hierdurch zu einem Erhabenen, das im Subject mehr als Subject ist (§ 116—110), ist völlig schief und willkürlich; noch schlimmer aber ist die Annahme einer unendlichen unwirklichen Unschuld (§ 122), aus der das Subject durch einen nothwendigen Act der Freiheit in wirkliche Schuld (§ 123 — 131) und durch diese in Strafe geräth (§ 133). „Diese ganze Bewegung heißt das Schicksal oder das Tragische" (§ 127) Diese ganze Theorie mit ihren Widersprüchen entsteht daraus, daß Vischer drei einander ausschließende Standpunkte mit einander vereinigen will: den Fatalismus, Indeterminismus und psychologischen Determinismus. Die falsche Annahme, daß das Tragische immer aus Schuld hervorgehen müsse, führt zu der ungeheuerlichen Hilfshypothese einer unwirklichen Urschuld, um das Tragische als allgemeines Gesetz des Universums begreiflich zu machen, dem alles Einzelne und Endliche als solches, ganz abgesehen von wirklicher Schuld, verfallen ist (§ 130). Auch weiß Vischer sehr wohl, daß das Handeln, wodurch das Tragische heraufbeschworen wird, nicht immer böse zu sein braucht, sondern auch eine Verirrung, ein Kraftübermaß, eine Einseitigkeit an sich berechtigter Willenserregungen sein kann (§ 131); aber er deutelt an solchen Fällen so lange, bis er irgend einen sittlichen Fehler herausgedeutet hat.

Ebenso einseitig, wie das Handeln des Subjects als Schuld, wird die Reaction der objectiven Mächte als Strafe bezeichnet (§ 133), obwohl doch die Auffassung der sittlichen Weltordnung als Lohn und Strafe einem untergeordneten Standpunkt angehört. Daß auch der Conflict zwischen verschiedenen sittlich berechtigten Begehrungen tragisch wirken kann (§ 134—139), kommt nicht daher, weil alles Sittliche zugleich unsittlich ist, sondern weil das Sittliche für das Aesthetische überhaupt indifferent ist, und in Wirklichkeit Kämpfe zwischen unversöhnlichen Tendenzen mit dem Untergang eines oder beider Vertreter enden, gleichviel ob diese Tendenzen sittlich sind oder nicht. Allerdings sind im Tragischen erhabene Subjecte im Spiel, weil es ohne solche nicht tragisch sein würde, aber das Tragische ist nicht blos eine Species des Genus des Erhabenen, sonderne vielmehr eine Species des Genus „Lösung des ästhetischen Conflicts"; ja sogar, es ist nicht einmal die einzige erhabene Species dieses Genus, da auch das Rührende erhaben wirken kann, ohne tragisch zu sein.

Schrecken und Mitleid sind für den ästhetisch Gestimmten Gefühle wahrer Unlust, die nur für das rohe oder blasirte Gemüth Lust enthalten (§ 144) und deshalb einer Lösung bedürfen. Wird diese Lösung in der Aufrechterhaltung der sittlichen Weltordnung und der Ehrfurcht vor dieser sich aufrecht erhaltenden Macht gesucht, so ist damit behauptet, daß nur die dritte Form des Tragischen (der sittliche Conflict) diese Befriedigung vollständig bietet, die übrigen Formen sie nur unvollständig bieten (§ 146); schon dies sollte bedenklich machen, da dann nur ganz wenige tragische Kunstwerke existiren würden. Der principielle Fehler dieser Auffassung liegt darin, daß die Versöhnung in dem gesucht wird, was nach dem Untergange der Helden auf Erden von ihrem Wirken übrig bleibt, anstatt in dem Sprung aus der irdischen in die transcendente Anschauungsweise. „Das Recht des Bewußtseins, sich in dieser Welt heimisch zu empfinden", kommt im Tragischen immer zu kurz; eine „über Leichen schwebende" Versöhnung ist für diesen Standpunkt „zu theuer erkauft", und selbst der Ausblick auf die künftige Milderung der sich bekämpfenden Gegensätze durch die im gegebenen Falle liegende blutige Lehre fällt aus der Sphäre des Tragischen heraus, weil sie auf die tragische Wendung als eine vermeidliche hinweist, und läßt doch auch für künftig unlösbare Conflicte genug übrig. (§ 147 Anm. 1). So erscheint Vischer die Versöhnung im Erhabenen und Tragischen als „durchaus unvollkommen", weil er sie nicht als transcendente begreift, sondern als immanente erklären will.

Zeising definirt das Tragische als ein hochgradig objectiv Vollkommenes, daß trotzdem eine Unvollkommenheit besitzt, durch welche es mit dem absolut Vollkommenen in Conflict geräth, und das in seinem Untergang durch diesen Conflict das absolut Vollkommene zur mittelbaren Anschauung bringt (Aesth. Forsch. 323).

Die objective Vollkommenheit soll eine quantitative, und zwar dynamisch quantitative sein, und Form und Reiz sollen nur insofern an derselben Theil nehmen können, als sie dynamische Elemente von ungewöhnlichem Grade enthalten (323—324); noch genauer bestimmt, muß das dynamisch Erhabene, um mit dem Absoluten in Conflict gerathen zu können, selbstbewußt strebende Kraft, also Wille und Charakter, sein (325). Innerhalb des Charakters kann die Erhabenheit auf Seite der Intelligenz, des Gefühls oder des Willens liegen (326—330). Unrichtig ist Zeising's Bemerkung, daß alle tragische Erhabenheit Egoismus sei, weil sie ein Gottseinwollen mit Beibehaltung der Ichheit sei (325); dies paßt höchstens auf Prometheus und allenfalls noch in gewissem Sinne auf Faust, während die meisten Charaktere nur dadurch tragisch sind, daß eine bestimmte Willensrichtung sich verabsolutirt oder die andere überwuchert, aber ohne daß das Ich als Ganzes die Absicht hätte, sich zu verabsolutiren. Insofern die sich einseitig übersteigernde Willensrichtung ein instinctiv-socialer Trieb ist, kann sie sogar eine antiegoistische Erhabenheit sein und doch dem tragischen Conflict verfallen. Richtig ist es, daß das Tragische eine Erhabenheit und zwar eine charakterologische Erhabenheit voraussetzt; daraus folgt aber, daß das Erhabene eine ursprünglichere ästhetische Kategorie als das Tragische sein muß, und nicht, wie Zeising glaubt, eine Zwischenmodification zwischen dem Reinschönen und Tragischen sein kann, die erst hinter dem Tragischen behandelt

Digitized by Google

und nachträglich eingeschoben werden dürfte. Ferner wäre es besser gewesen, gleich von „charakterologischer Erhabenheit" zu sprechen, statt von „objectiver Vollkommenheit", wobei man sich Alles und Nichts denken kann.

Das zweite Moment in Zeising's Definition, die objective Unvollkommenheit, darf nicht mit der objectiven Vollkommenheit in Widerspruch stehen, also nicht ein quantitativer Mangel, eine Schwäche oder Kleinheit sein (331, 332); im Gegentheil, sie muß sich als eine Folge der ersteren, ja sogar als eins mit dieser erweisen, d. h. dasselbe, was als einseitiges Uebermaß vom Standpunkt des Theiles betrachtet Vollkommenheit ist, muß vom Standpunkt des Ganzen betrachtet Unvollkommenheit des nicht sein sollenden Zuviel sein (331). Diese Unvollkommenheit, insofern sie das rechte Maß überschreitet, nennt Zeising eine formelle (332), was leicht mißverstanden werden kann; vielmehr sollte er sie eine quantitative Unvollkommenheit nennen, weil sie in dem fehlerhaften Zuviel der dynamischen Quantität besteht. Noch irriger ist es, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit im tragischen Object einander als ästhetische und moralische gegenüberzustellen; wäre die „formelle" Unvollkommenheit des fehlerhaften Zuviel nicht ebenso gut eine ästhetische Kategorie wie die quantitative Vollkommenheit des charakterologisch Erhabenen, so könnten beide gar nicht mit einander dialektisch zusammenkommen, um die ästhetische Kategorie des Tragischen aus sich zu erzeugen. Das Ganze, mit welchem die einseitige Willensrichtung durch ihren Mangel an Selbstbegrenzung in Conflict geräth, muß ebenso gut wie der sich überhebende Theil zur ästhetischen Anschauung gelangen, gleichviel ob der Conflict innerhalb desselben Individuums oder zwischen verschiedenen Individuen sich abspielt; der blos moralische, aber nicht zur ästhetischen Anschauung gebrachte Conflict liegt eben außerhalb des ästhetischen Gebiets, und für die Anschauung des ästhetischen Conflicts ist es principiell unwesentlich, ob er nebenbei auch noch moralischer Conflict ist oder nicht.

Das dritte Moment im Begriff des Tragischen, die absolute Vollkommenheit, „ist identisch mit der Gottheit selbst" (333) oder philosophisch ausgedrückt mit dem Absoluten. Das Absolute faßt Zeising hier in dreifachem Sinne, erstens, als das Alles verschlingende und vernichtende (Fatum, Schicksal, Nothwendigkeit, blinde Causalität), zweitens als das Absolute im Dasein, d. h. als die auf Erden das Göttliche repräsentirenden socialethischen Institute, und drittens als die Alles in sich tragende und allem Werden und Dasein zu Grunde liegende Idee (334—341). In der blinden Schicksalstragik kommt das Absolute nur einseitig, nämlich nur nach seiner negativen Seite, als das alles Endliche in sich zurücknehmende, zur Geltung, in der Tragik des Conflicts mit irdischen socialethischen Instituten zwar von seiner positiven Seite, aber nur unvollständig in jedem besonderen Falle, und erst auf der dritten Stufe, welche Zeising als die christliche bezeichnet, soll die Idee des Tragischen ihre volle Realisirung finden. In der Schicksalstragik geht ebenso wie im Conflict mit außer ihm stehenden Göttern das Heroische zu Grunde, ohne daß etwas Positives von ihm übrig bleibt, und das Einswerden mit der blinden Macht hat nichts Tröstliches und Erhebendes (344, 335). In dem tragischen Conflict verschiedener an sich göttlicher aber einseitig göttlicher Momente vernichten deren Träger sich gegenseitig, und nur indirect wird dabei die (subjective) Idee des Ganzen in uns hervorgerufen (337).

In der christlichen Tragik hingegen ist Gott das allumfassende Wesen und das eigentliche Sein und Leben in den Geschöpfen, die sich sonach gar nicht wirklich mit ihrem Positiven gegen ihn empören können, sondern nur mit ihrem Negativen in eine Scheinempörung gegen ihn eintreten können, die in Wirklichkeit nur ein innerer, subjectiver Conflict zwischen dem Positiven und Negativen im Helden ist (344—345). Was hier zu Grunde geht, ist eben nur das Negative, von Anfang an in seinem Wesen Nichtige, während das Positive nach Abstreifung dieser irdischen Schlacken als geläutertes Gold in seinen Urquell zurückfließt (341) und in der Vereinigung mit dem positiven Absoluten zum reinen, verklärten Dasein gelangt (347). „Der scheinbare Untergang der tragischen Erscheinung zeigt uns daher die Gottheit nicht blos ihrer reinen Idee nach, sondern eröffnet uns zugleich einen Blick in eine die Gottheit rein widerspiegelnde Erscheinungswelt" (341); hiermit meint aber Zeising nicht die nur halb christliche (?) Anschauung einer jenseitigen, himmlischen Welt, sondern das ästhetisch verklärte Bild unserer Erscheinungswelt, welche als eine von der göttlichen Weltregierung siegreich durchwaltete in ihrer Totalität betrachtet nichts Unvollkommenes, sondern etwas Vollkommenes ist (346, 347).

Daß die Schicksalstragik, zumal die mit Zufälligkeiten operirende, nur eine untergeordnete Form des Tragischen ist, wird man Zeising gern zugeben; aber nicht deshalb, weil der Held im Untergange wirklich vernichtet wird, sondern weil das Schicksal als ein transcendentes, von Außen her treibendes und stoßendes, anstatt als ein aus dem immanenten Motivationsproceß der Charaktere sich entwickelndes vorgestellt wird. Die christliche Vorsehungstragik ist noch schlimmer als die Schicksalstragik, sofern sie gleich dieser als transcendente auftritt, weil die allmächtige und doch unanschaubare Willkür eines persönlichen Gottes noch in weit höherem Grade als undramatischer deus ex machina wirkt wie das geheimnißvolle unpersönliche Schicksal. Unrichtig ist es, daß Zeising die Stufe des tragischen Conflicts zwischen relativ berechtigten Momenten der Idee und die Stufe der dem tragischen Proceß immanenten absoluten Idee in zwei Stufen zerreißt. Unvollständig bleibt jeder Specialfall in der Anschauung, und ein vollständiges Bild der Gottheit kann darum auch die „christliche Tragik" in keinem Specialfall entrollen, sondern auch sie kann nur Repräsentanten verschiedener relativ berechtigter Momente der Idee gegen einander führen, aus deren Versöhnung uns erst die Totalität der Idee indirect hervordämmert. Andererseits kann der Conflict verschiedener Willensrichtungen oder Individuen mit einander gar keinen Anspruch darauf machen, tragisch zu heißen, wenn man nicht die von denselben repräsentirten relativ berechtigten Momente der Idee als lebendige, ihnen immanente ideale Mächte, und so wieder als verschiedene particuläre Bethätigungsweisen der ihnen allen immanenten Einen absoluten Idee gefühlsmäßig durch die Anschauung erfaßt.

Was nach dem Untergang der Helden Positives übrig bleibt, ist für die ästhetische Anschauung auf alle Fälle doch nur ein ideales Moment, gleichviel, ob der Glaube hinter der aufgehobenen Erscheinung eine Fortdauer des metaphysischen Wesenskerns in der Vereinigung mit Gott annimmt; in dieser Hinsicht ist es also ästhetisch gleichgültig, ob der Untergang als Vernichtung oder als metaphysische Verklärung der Individualität aufgefaßt wird, da die Aesthetik des Tragischen doch nur mit der Negation der phänomenalen Realität des Individuums als dem letzten anschaulichen Moment zu rechnen hat. Der Sieg der Idee in dem Untergang ihrer Träger bleibt derselbe, ob diese im Jenseits ein neues Leben beginnen oder nicht. Für die uns anschaubare Erscheinungswelt aber kommt bei der Aesthetik des Tragischen Alles darauf an, festzuhalten, daß der Sieg der Idee mit dem Untergang des individuellen Daseins erkauft werden muß, weil jede Abweichung hiervon das Tragische als solches aufheben würde. Will man also eine solche Welteinrichtung, nach welcher der Sieg der Idee durch den Untergang ihrer Träger erkauft werden muß, mit zur „Vollkommenheit" dieser Welt als einer tragisch veranlagten rechnen, so mag man das thun; nur soll man nicht dem Künstler zumuthen, daß er die erfahrungsmäßig gegebene Welt fälsche, um ihr eine Art von Vollkommenheit anzudichten, welche ihr auch in ihrer Totalität nicht zukommt, und um sie zum verklärten Spiegel der göttlichen Weltregierung in einem die Tragik des Processes aufhebenden Sinne zu machen. Zeising schielt aber offenbar darauf hin, die Tragik des Einzelnen in einer höheren Harmonie der Welt in ihrer Totalität aufzulösen, als ob der Weltproceß nicht um so tragischer sich darstellen müßte, je größere Strecken desselben wir mit der Anschauung zu umspannen vermögen.

Dieses Schielen nach einer Versöhnung in lauterer Harmonie, welche das Wesen des Tragischen aufhebt, zeigt sich bei Zeising auch darin, daß er das Rührende als eine Unterart des Tragischen behandelt. Das Rührende ist im diametralen Gegensatz zum Tragischen eine Art des Conflicts

Digitized by Google

die nur aus Mißverständniß unversöhnlich zu sein scheint, es aber gar nicht ist, und die mit Lösung dieses Mißverständnisses ihre Lösung findet durch Entgegenkommen der streitenden Theile (349) oder durch den Sieg der berechtigten Momente über die unberechtigten oder minder berechtigten ohne Vernichtung der letzteren. Es ist die Sphäre des Kleinen, Schwachen, Ohnmächtigen, in der sich das Rührende vorzugsweise manifestirt (348), also das Gegentheil des Erhabenen, welches die Voraussetzung des Tragischen bildet. Zeising hat eben verkannt, daß das Tragische, Rührende und Komische die drei coordinirten Arten der Lösung in der Sphäre der ästhetischen Conflicte sind, deren keine der andern untergeordnet werden kann; er ahnt wohl, daß das Tragische eine transcendente Lösung erfordert (obwohl diese mit dem Triumph der absoluten Vollkommenheit sehr schief ausgedrückt ist), aber er hält diesen Gedanken nicht fest, weil ihm das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der phänomenalen Unlösbarkeit des tragischen Conflictes als dem Correlat seiner transcendenten Lösung fehlt.

Wie wenig Zeising das innerste Wesen des Tragischen begriffen hat, zeigt sich auch darin, daß er als die höchste Form desselben, als das Tragische für das Absolute, das Dämonische hinstellt, und als das Dämonische in seiner höchsten Ausbildung das Diabolische, Satanische bezeichnet (354 bis 355). Dies ist ebenso verkehrt, als wenn er in dem tragischen Untergange des glorreich Erhabenen, z. B. dem Opfertode Christi, nichts Tragisches mehr hinter der Erhabenheit finden kann, sondern das dabei nebenherlaufende Tragische nur noch in dem Gegenspiel, speciell in der Christo gegenüberstehenden Welt der Juden erkennen will (356).

Nach Kirchmann ist das Tragische „der Untergang des Erhabenen" (Aesth. II. 29) und ist um so tragischer, je erhabener das Untergehende ist. Deshalb ist es nicht gleichgültig, ob eine Tragödie im Palast oder im Bürgerhause spielt; allerdings ist die Erhabenheit des Charakters und der Leidenschaft und des sittlichen Willens ungleich werthvoller als die der socialen Stellung, aber trotzdem bringt letztere ein Plus hinzu, welches erst durch eine entsprechende Steigerung der seelischen Momente wett gemacht werden muß, so daß der Dichter sich eine Erschwerung auferlegt, wenn er das Bürgerhaus wählt. Je erhabener der tragische Held ist, desto mehr tritt das Mitleid zurück und die Erschütterung und tragische Erhebung in den Vordergrund; je weniger erhaben der Held ist, desto mehr gewinnt das Mitleid Raum, desto geringer ist die Erschütterung und tragische Erhebung, desto größer die Rührung ohne Versöhnung. Tragisch ohne Erregung des Mitleids ist nach Kirchmann (II. 34) am meisten der Untergang des Naturerhabenen, z. B. die Zerstörung des Urwalds durch den Orkan, oder der Kampf des Löwen und der Boa; in Wahrheit bieten aber beide Beispiele nur eine Steigerung des Erhabenen durch den Erweis der größeren Erhabenheit vermittelst der Negation eines anerkannt Erhabenen, und tragisch können sie nur durch hineingetragene Vergeistigung werden.

Siegt das Erhabene, für das der Zuschauer Partei nimmt, so ist das Kunstwerk nicht mehr tragisch, sondern hat nur secundäre tragische Bestandtheile in sich; es ist nur tragisch, wenn das Erhabene untergeht, für das der Zuschauer Partei nimmt. Dann zeigt sich die Wirkung des Tragischen nach Kirchmann darin, daß der Zuschauer sich niedergebeugt fühlt bis zur Vernichtung (34). Eine Erklärung, wie dieser Zustand ästhetische Befriedigung mit sich bringen könne, hat Kirchmann nicht versucht, ebensowenig den Nachweis, warum der Untergang des Erhabenen, um tragisch zu wirken, nicht durch natürliche Gründe anderer Art, sondern durch Conflict und Kampf mit einem anderen Erhabenen, sei es innerhalb, sei es außerhalb des Helden, herbeigeführt sein muß. Es fehlt ihm die Einsicht, daß das Tragische eine Form der Lösung des Conflicts im Schönen ist, und zwar die transcendente. Ob das blinde Fatum oder die sittliche Autonomie, ob die alte Staatsform oder die neue, ob das Staatsgesetz oder die Familienpietät, ob der kühne Eroberer oder der Vertheidiger der Heimath im besonderen Falle siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, ob einer oder beide der Kämpfenden untergehen, hängt von Nebenumständen ab, die zwar für die Erhaltung der sittlichen Weltordnung, aber nicht für die tragische Wirkung wesentlich sind; diese kann in jedem dieser Fälle den höchsten Grad erreichen. Moderne Dichter haben sich durch die irrige Lehre von der tragischen Schuld und Sühne öfter verleiten lassen, den Untergang ihrer Personen nicht nur pragmatisch, sondern auch ethisch motiviren zu wollen; aber „je unbefangener der dichterische Genius sich entwickelt hat, desto weniger zeigt sich in den erhabenen und tragischen Werken eine solche Rücksicht auf das Sittliche" (33).

Zur Lösung treibt nicht schon die Mannigfaltigkeit im Schönen, sondern erst der Conflict; dieser ist auch im geschichtlich Schönen, also nicht blos im Kunstschönen zu finden (209); sie besteht in der Zurückführung der gegensätzlichen Gefühle in ein Grundgefühl, bei dem der Beschauer sich befriedigt beruhigt (210), entweder im Erhabenen oder im Schönen. Die tragische Lösung, in der beide Gegner untergehen, findet Kirchmann am erhebendsten und verweist auf Schopenhauer, ohne jedoch den transcendenten Sinn derselben auszusprechen. Den Fall, in welchem der Held allein untergeht und die Gegner als Erhabenes bestehen bleiben, findet Kirchmann nicht ebenso erschütternd, obwohl auch hier die Lösung „negativ erhaben" bleibt. Das positiv Erhabene der Lösung sieht er darin, wenn der Held über seinen Gegner siegt (211—12). Da in den ersteren Fällen nur die Beugung, nicht die Erhebung durch Kirchmann verständlich gemacht wird, so müßte er eigentlich das Erhabene nur in dem Siege des Helden sehen, bezw. in dem seiner erhabenen Gegner. Eine Lösung durch Buße, Reue, Um-Verzeihung-Bitten, Besserung fällt, auch wo sie psychologisch wahrscheinlich ist, ganz aus dem Charakter des Erhabenen heraus (außer, wo es sich um sittliche Erhabenheit handelt). Dies wäre unverständlich, wenn es auf den Sieg der sittlichen Idee ankäme. Wo die Erhabenheit fehlt, bleibt im Untergang die tragische Wirkung aus (so z. B. bei Werther) (213). Unrecht hat Kirchmann darin, daß er das Erhabene der Leidenschaft und der Sittlichkeit auch in einfachen socialen Verhältnissen verkennt und das Erhabene nur im Kampf politischer, socialer oder kirchlicher Autoritäten sucht. Die Lösung muß innerlich begründet sein, d. h. aus dem Charakter des Helden folgerichtig entspringen. Dasjenige, was den Knoten schürzt und die Katastrophe herbeiführt, braucht übrigens nicht ein sittlicher Fehler zu sein, öfter ist es ein Verstandsfehler, oder Irrthum, oder Einseitigkeit des Strebens. Nur durch innere Lösung wird das Ende zur wirklichen Lösung, nicht durch Durchhauung des Knotens von außen; dies gilt für tragische wie für glückliche Lösungen. Die Rachsucht ist auch einer der natürlichen Triebe, welche das Ziel vorstecken können; da auch der Zuschauer Vergeltungstrieb hat, so findet diese Tonart bei ihm Resonnanz; aber Sittlichkeit ist das nicht, da diese vielmehr die Rache ausschließt (215).

Nach Köstlin soll das Tragische nicht unter das Erhabene subsumirt und noch weniger aus demselben hergeleitet werden, weil nicht alles Ernste erhaben zu sein brauche, wenn auch alles Erhabene ernst sei (Aesth. 237); nur das Tragische in höchster Potenz sei das erhaben Furchtbare (301). „Das Tragische kann erhaben sein, muß es aber nicht; tragische Ehrsucht Hamlet's, tragische Thatlosigkeit sind nicht erhaben"; nichts sei weniger „mitleiderregend" als das Erhabene (237). Dies ist irrig. Wenn Köstlin die Erhabenheit am Hochtragischen anerkennt, das doch nur das Tragische in höchster Potenz ist, so wird sie in minder hohem Grade wohl auch den niederen Potenzen des Tragischen unentbehrlich sein; wenn die höchste Erhabenheit das Hochtragische nicht daran hindert, mitleiderregend zu sein, so wird wohl auch das geringere Maß der Erhabenheit des Tragischen in niederer Potenz dasselbe nicht daran hindern. Grade darum erregt das Tragische das höchste Mitleid, weil kein Leid tiefer das Mitgefühl ergreift, als dasjenige Leid, welches sogar das Erhabene nicht verschont. Köstlin hat ganz recht, den „Ernst" des Tragischen im Gegensatz zur „Heiterkeit" des Komischen hervorzuheben aber er hat Unrecht, die Erhabenheit des Tragischen im Gegensatz zur anmuthenden Niedlichkeit des Komischen zu verkennen,

Digitized by Google

obwohl er den Gegensatz der gefährlichen, machtvollen Wichtigkeit des einen mit der unschädlichen harmlosen Ohnmacht des anderen anerkennt. Daß die Ehrsucht als alles überwuchernde Leidenschaft (wie bei dem Macbeth'schen Ehepaar) nicht erhaben sei, darin wird Köstlin kaum Zustimmung finden; daß Hamlet's Entschlußunfähigkeit als bloße Charakterschwäche nicht erhaben wäre, ist richtig, so daß er gar keine tragische Gestalt wäre, wenn nicht seine Willenslähmung als secundäre Folgeerscheinung aus dem Uebergewicht einer positiven Eigenschaft, nämlich einer an und für sich erhabenen übermäßigen Geistesentwickelung entspränge. Ist das Tragische ein „Intensivwirksames auf höchster Potenz" (249), so ist es eben damit als ein Erhabenes constatirt, insofern die „höchste Potenz" des Intensivwirksamen durch Contrast mit dem menschlichen Normalmaß als etwas unmeßbar Großes oder Ueberlegenes erscheint.

Köstlin hat richtig erkannt, daß das Tragische erstens den Begriff der Harmonie als idyllische ungetrübte Ruhe oder gleichmäßig friedliche Bewegtheit froh in sich befriedigten, vollgenügenden, sich bescheidenden Daseins (231) und zweitens die Aufhebung der Harmonie zur Voraussetzung hat, aber er hat einerseits Unrecht, die Klarstellung dieser Wahrheit bei seinen Vorgängern zu vermissen (234) (vgl. z. B. Krause und Carriere) und andererseits bleibt bei ihm selbst die nähere Ausführung dieser Begriffsbestimmung unklar, unzureichend und schief. Mit Recht schließt er vom ästhetischen Gebiet den absoluten, versöhnungslosen Widerspruch aus und läßt nur solche Disharmonien zu, welche nicht absolut sind, d. h. die Harmonie der Dinge nicht zerstören, sondern nur stören, also sich als blos relative Disharmonien der höheren Harmonie der Dinge einordnen und darin ihre harmonische oder versöhnende Seite darbieten (234). Das Gemüth will Ruhe, Frieden, Versöhnung, also den disharmonischen Widerstreit und Conflict nur als Durchgangspunkt zu der versöhnenden harmonischen Auflösung; wo es seine Welt zerrissen und zerstört in trauriger Auflösung sieht, mag es sich von dem Schauspiel des Krieges immer noch angezogen fühlen, aber dieser unversöhnliche Widerstreit und seine ganze volle Entwickelung ist trotz aller Schönheit im Einzelnen doch traurig im Ganzen (276) und nach den vorangestellten Erklärungen insofern unschön. Soll das Tragische trotz der disharmonischen Conflicte schön, ja sogar der Gipfel des Schönen sein, so muß die Art und Weise der versöhnenden Lösung und harmonischen Ausgleichung gezeigt werden, in welcher es sich vom „Rührenden" unterscheidet (287, 302); alle im irdischen Lebenslauf vorkommenden Arten der Lösung von Conflicten fallen aber unter den Begriff des Rührenden (266—271), so daß für das Tragische nur die Versöhnungslosigkeit übrig zu bleiben scheint. Wo der Widerstreit mit Vernichtung endigt, da ist nach irdischen Gesichtspunkten in der That die Spannung nicht gehoben, nicht gelöst, sondern der Knoten blos durchhauen, so daß das ästhetische Wohlgefallen sich nur noch auf die freie Kraftentfaltung des Kampfes und Widerstreites als solchen, nicht auf die Lösung beziehen kann (276). Da nun nach gewöhnlichem Sprachgebrauch nur die mit Vernichtung endigenden Conflicte tragisch heißen, so müßte Köstlin folgerichtiger Weise das Tragische als unschön aus dem ästhetischen Gebiet hinausweisen, weil er von einer transcendenten Versöhnung keine Ahnung hat.

Dies thut er natürlich nicht, sondern hilft sich damit, daß er schon die Disharmonie als solche und ganz abgesehen von ihrer irdischen Lösbarkeit oder Unlösbarkeit tragisch nennt, sofern sie nur durch gewichtigen Ernst und drastische Energie, durch Aussicht auf gefährliche Folge und relative Entschuldbarkeit Furcht und Mitleid erweckt (249, 240). So spricht er von einer tragischen Naturbeschaffenheit des Menschen, tragischem Thun, tragischem Geschick und Mißgeschick, tragischer Situation und Verhältnissen und von deren Wechselwirkung (238—248), alles unbekümmert darum, daß nur die Art der Lösung des Conflicts unmittelbar den Begriff des Tragischen constituirt, und daß alle Vorbedingungen nur mittelbar an dieser Bezeichnung theilnehmen können, insofern sie der Art sind, um nothwendig zu irdisch unlösbaren tragischen Conflicten zu führen. Köstlin erkennt ausdrücklich an, daß der tragische Widerstreit ebensowohl durch Naturbeschaffenheit oder Verhältnisse wie durch schuldvolles Thun eingeleitet werden kann (239, 247), daß gerade die Größe der Stellung und Obliegenheiten der Punkt sein kann, an welchem der Mensch scheitert (245), daß es für die tragischen Willensrichtungen nicht ästhetisch wesentlich ist, ob sie zur Verfehlung gegen das Rechte führen oder nicht (243—244), daß gerade die allertragischsten Conflicte aus dem Zusammenstoß berechtigter Interessen entspringen (277), und daß auch bei vorhandener Schuld dieselbe doch von meist unproportionalen Leiden getroffen wird (246); trotzdem will er zuletzt, um irgend eine Art der Versöhnung für das Tragische festzuhalten, das Verhältniß von tragischer Schuld und tragischer Sühne als solche Harmonie hinstellen, durch welche „der Zorn der rächenden Gerechtigkeit beschwichtigt, Frieden und Glück (?) hergestellt wird" (258).

Die vorstehende Uebersicht zeigt einerseits, wie wenig bis jetzt unter unseren hervorragenden Aesthetikern, die sich mit dem Begriff des Tragischen näher beschäftigt haben, eine Einigkeit über dessen Grundbedeutung erreicht ist; sie läßt aber auch andererseits erkennen, in welcher Richtung diese Vereinigung zu suchen ist.

Feuilleton.

Tartarin auf der Gemsjagd.

Von Alphonse Daudet.

Autorisirte Uebersetzung.*)

Tartarin aus Tarascon, der phantasievolle Löwentödter, befand sich schon geraume Zeit in den Alpen, ohne einen Bergriesen erstiegen oder eine Gemse erlegt zu haben. Jetzt aber bereitete er sich endlich auf einen Hauptstreich vor. Eine Deputation aus Tarascon, bestehend aus drei Mitgliedern des dortigen Alpenclubs, war an den verehrten Präsidenten abgeschickt worden, hatte denselben glücklich in Interlaken erreicht und ihm in feierlicher Ansprache das Banner des Clubs in die nervige Rechte gedrückt, auf daß selbiges auf der höchsten Spitze der Jungfrau möchte entfaltet werden zur höheren Ehre des Clubs und seines berühmten Präsidenten. Und so zogen eines Morgens Tartarin und seine Getreuen zu frohen Abenteuern aus. Lieblich war der Marsch von Interlaken nach Grindelwald, jedoch geradezu großartig der Triumphzug des Präsidenten des Alpenclubs, der sich einerseits auf die magere Schulter des Commandanten Bravida, andererseits auf den starken Arm von Excourbanies stützte, welche Beide stolz waren, ihrem lieben Präsidenten als Rahmen zu dienen und sein Eisbeil, seinen Tornister, seinen Alpenstock zu tragen, während bald voran, bald hintennach, bald an seiner Seite der eifrige Pascalon gleich einem jungen Hunde dahertrottete, sein Banner vorsichtigerweise gerollt und eingepackt, um jeden Zusammenstoß mit der Polizei zu vermeiden. Es war ein herrlicher Marsch durch das enge, tiefe und schattige Thal, wo sie dem Laufe eines vielgewundenen, weißschäumenden Stromes folgten, welcher wie ein Donner das Echo der Tannenwälder weckte, die ihn mit ihren abschüssigen Ufern einzwängten. Die tarasconer Deputation schritt erhobenen Hauptes, aber doch mit einer Art erschrockenen, feierlichen Bewunderung fürbaß, so wie etwa des Schiffers Sindbad Gefährten, als sie die Riesen der indischen Flora erblickten. Kannten sie doch nichts weiter sonst, als die versengten, steinigen Miniaturberge der provenzalischen Alpen, und hätten sie doch niemals gedacht, daß es so viele Bäume zugleich auf so hohen Bergen geben könne. „O, das ist noch gar nichts . . . Ihr müßt 'mal erst die Jungfrau sehen", sagte Tartarin, den ihre Verwunderung amüsirte und der sich in ihren Augen wachsen fühlte. Zu gleicher Zeit aber, wie um die Decoration zu erheitern und ihre Größe zu vermenschlichen, kreuzten Reiter und Reiterinnen

*) Nachdruck verboten. Wir entnehmen dieses heitere Capitel den Aushängebogen von Daudet's neuestem Buche: Tartarin sur les Alpes.

Digitized by Google

ihren Weg, auch große Reisewagen mit wehenden Schleiern am Schlag, erstaunte Gesichter, die sich neigten um den Präsidenten inmitten seiner Deputation zu sehen; dann folgten von Zeit zu Zeit die Kramladen von Holzschnitzern Mädchen am Wegrande mit großbebänderten Strohhüten und blümerantem Röcken, dreistimmig singend und Himbeer- und Edelweißsträuße anbietend. Manchmal sandte auch das Alphorn den Bergen seinen melancholischen Gruß, hallte wieder in den Schluchten und verklang langsam, gleich einer zu Dampf sich verflüchtigenden Wolke.

„Ach wie schön! wie Orgelton!" murmelte Pascalon feuchten Auges und verzückt, wie ein Heiliger am bemalten Kirchenfenster. Excourbaniès brüllte unverdrossen, und das Echo wiederholte ins Blaue hinein seinen tarasconer Accent: „Ha! ha! ha! fèn dé brut (machen wir Radau)!"

Aber man wird doch müde nach zwei Stunden Marsches in unveränderter Decoration, und wenn sie auch trefflich gemacht ist, grün unter blau, Gletscher im Hintergrund und sonor, wie eine Spieldose. Der Lärm der Sturzbäche, die dreistimmigen Gesänge, die Holzschnitzer, die kleinen Bubenbesitzer wurden nachgerade unausstehlich, vor Allem aber die Feuchtigkeit, die wie Brodem aus einem Fasse stieg, der durchweichte, von Sumpfgewächsen bewachsene Boden, bis zu welchem die Sonne niemals durchdringen konnte.

„Es ist wie um eine Brustfellentzündung zu kriegen!" meinte Bravida, seinen Kragen emporstülpend. Dann stellten sich Müdigkeit, Hunger, schlechte Laune ein. Man fand kein Wirthshaus und hatte sich mit Himbeeren so vollgestopft, daß Excourbaniès und Bravida schreckliche Schmerzen zu verspüren anfingen. Pascalon selbst, der Engel, der nicht nur das Banner trug, sondern auch die Hacke, den Tornister, den Alpenstock, die ihm die Anderen feige genug aufbürdeten, sogar Bravida hatte seine Fröhlichkeit verloren und seine Luftsprünge vergessen. An einer Wendung des Weges, als sie just die Lütschine auf einer jener gedeckten Brücken überschritten, die man in diesem schneereichen Lande findet, begrüßte sie eine entsetzliche Jagdhornfanfare. „Genug, genug!" schrie die verzweifelte Deputation.

Der am Wege lauernde riesengroße Musikant warf seine colossale Tannenholztrompete hin, welche bis zur Erde reichte und mit einer Percussionsvorrichtung versehen war, die dem prähistorischen Instrumente die Stimme einer Kanone verlieh.

„Fragen Sie ihn doch, ob er nicht ein Wirthshaus kennt", sagte der Präsident zu Excourbaniès, der mit einer unglaublichen Frechheit und einem ganz kleinen Taschenwörterbuch bewaffnet als Dolmetsch der Deputation zu dienen sich vermaß. Aber bevor dieser sein Wörterbuch gezogen hatte, antwortete der Hornbläser in sehr gutem Französisch: „Ein Wirthshaus, meine Herren? Gewiß. Der Gasthof zur „Treuen Gemse" ist ganz in der Nähe. Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite." Und unterwegs theilte er ihnen mit, daß er jahrelang in Paris Commissionär gewesen sei. Uebrigens machte er sich ihnen sehr nützlich, denn trotz des französischen Schildes sprachen die Leute in der „Treuen Gemse" nur einen abscheulichen deutschen Dialekt.

Bald saß die tarasconer Deputation um einen großen Eierkuchen mit Kartoffeln und fand Stärkung und jene gute Laune wieder, die jedem Südländer so nöthig wie die Sonne ist. Man trank und aß unermüdlich. Nachdem mehrere Toaste auf das Wohl des Präsidenten gestiegen waren, fragte indessen Tartarin, den das Wirthshausschild schon seit seiner Ankunft seltsam ansprach, den Hornbläser, der in einem Winkel des Speisezimmers mit ihnen aß: „Gibt es denn Gemsen hier herum? Ich glaubte, sie wären in der Schweiz ausgestorben."

Der Mann blinzelte mit den Augen. Es gibt deren nicht gerade viele, aber man könnte Ihnen doch welche zeigen."

„Lieber in den Schuß bringen", sagte Pascalon begeistert. „Unser Präsident hat noch nie sein Ziel verfehlt."

Tartarin sprach sein Bedauern aus, sein Jagdgewehr nicht bei sich zu haben, aber der ehemalige Pariser Commissionär beruhigte ihn: „Warten Sie nur, ich will mit dem Wirthe reden."

Es fand sich just, daß der Wirth ein alter Gemsjäger war, er bot seine Flinte, sein Pulver, seine Rehposten an und war sogar bereit, die Herren an einen famosen Standort zu bringen.

„Vorwärts", rief Tartarin, der stets bereit war, den Wunsch der Clubisten zu erfüllen und die Geschicklichkeit ihres Chefs zu zeigen. Sie verließen die Herberge durch den Obstgarten, der nicht größer war, als das Gärtchen eines Bahnwärters, und bald befanden sie sich im Hochgebirge, zwischen Wettertannen und Legföhren. Der Wirth ging voran, und die Tarasconer erblickten ihn schon hoch über ihren Häuptern, wie er die Arme bewegte und Steine warf, ohne Zweifel um die Gemsen aufzuscheuchen. Die Freunde hatten viele Beschwerden auszustehen, bevor sie ihn auf den harten Felsen und Klippen erreichten, und das war sehr begreiflich bei Leuten, welche geradenwegs vom Mahle kamen und so wenig bergzusteigen gewohnt sind, wie die guten Alpenfexe von Tarascon. Dabei war die Luft schwer, ein Gewitterhauch rollte die Wolken langsam den Gipfeln entlang und ihnen auf die Köpfe. „Donnerwetter!" seufzte Bravida. Excourbaniès erging sich ebenfalls in Flüchen, die der sanfte Pascalon zu entkräften suchte. Aber der Führer machte plötzlich eine heftige Handbewegung, die ihnen Schweigen gebot. Sie durften sich nicht mehr rühren. „Man spricht nicht auf Vorposten", sagte Tartarin mit einer Strenge, die jeder auf sich selbst bezog, obgleich nur der Präsident bewaffnet war. Und so blieben sie stehen, mit verhaltenem Athem, als Pascalon mit einem Male schrie: „Ah, eine Gemse!"

In einer Entfernung von hundert Meter über ihren Köpfen sah man wirklich die Hörner, das hellgraue Fell, die vier Beine der Gemse auf dem Gipfel eines Felsens, so daß das hübsche Thier das sie ohne Furcht betrachtete, sich so deutlich abzeichnete, wie wenn es von Holz geschnitzt wäre. Tatarin schlug nach allen Regeln an, seiner Gewohnheit gemäß, und wollte eben schießen, als die Gemse verschwand.

„Es ist Ihre Schuld", sagte der Commandant zu Pascalon. „Sie haben gepfiffen und sie verscheucht."

„Ich hätte gepfiffen?"

„Dann war es Spiridion."

„Bewahre Gott!"

Dennoch hatte man einen schrillen, langen Pfiff gehört. Schließlich beruhigten sich die Gemüther, als der Präsident erzählte, daß die Gemsen bei der Annäherung des Feindes ein pfiffähnliches Signal durch ihre Nüstern zu geben pflegen. Dieser verdammte Tartarin verstand auch diese Jagd, wie alle anderen! Auf den Ruf des Führers gingen sie weiter, aber der Abhang wurde immer steiler, die Felsen immer zerrissener, mit Abgründen links und rechts. Tartarin ging voran, wendete sich jeden Augenblick, um der Deputation zu helfen, eine Hand oder seine Flinte zu reichen. „Die Hand, die Hand, wenn es Ihnen Recht ist!" schrie der gute Bravida, der sich vor geladenen Waffen fürchtete. Auf ein abermaliges Zeichen des Führers hielt die Deputation wieder still, die Nasen in der Luft.

„Ich spüre eben einen Tropfen", murmelte der Commandant, nicht wenig kummervoll. Zu gleicher Zeit donnerte es, aber noch lauter als die Stimme des Unwetters erdröhnte die Stimme von Excourbaniès: „Achtung, Tartarin!" Die Gemse sprang wie ein Blitz hart an ihnen vorbei über eine Schlucht, viel zu schnell, als daß Tartarin anschlagen konnte, und doch nicht schnell genug, als daß man den langen Pfiff aus ihren Nüstern hätte überhören können.

„Dich treff' ich noch!" sagte der Präsident, aber die Deputation legte Verwahrung ein. Besonders Excourbaniès fragte ihn sehr heftig, ob er denn allen Gemsen den Tod geschworen habe.

„Lieber Meister", blökte der furchtsame Pascalon, „ich habe gehört, daß die Gemsen, wenn man sie an Abgründen in die Enge treibt, sich gegen den Jäger kehren und gefährlich werden."

„Also lassen wir es bleiben", schloß Bravida.

Tartarin schimpfte sie „nasse Hühner", als plötzlich, während sie sich noch zankten, der Eine vor den Augen des Anderen in einer dichten, warmen, schwefligen Wolke verschwand, in welcher sie sich gegenseitig suchten und anriefen.

Digitized by Google

„He, Tartarin!"
„Sind Sie da, Placidus?"
„Lieber Meister!"
„Kaltes Blut! Kaltes Blut!"

Eine wahre Panik. Dann zerriß ein Windstoß diese Wolke, riß sie fort wie einen Schleier, aus dem im Zickzack ein Blitz hervorschoß mit einem entsetzlichen Donnerschlag — gerade unter ihren Füßen. „Meine Mütze!" schrie Spiridion, dem der Sturm die Kopfbedeckung weggenommen hatte, während seine Borstenhaare von elektrischen Funken knisterten. Sie standen mitten im Wetter, in der Schmiede Vulcan's. Bravida lief zuerst davon, der Rest der Deputation sprang hinter ihm her, aber das Commando des Präsidenten, der immer seine Geistesgegenwart behielt, hemmte ihren Lauf: „Achtung vor dem Blitz!"

Abgesehen von der damit angedeuteten Gefahr, machte übrigens schon der abschüssige, ausgehöhlte Weg, der von dem herabfließenden Wasser des Himmels in einen Gießbach, in Wasserfälle verwandelt war, jedes Springen unmöglich. Und traurig war die Heimkehr: langsamen Schrittes, unter dem tollen Guß, den Blitzen und Donnerschlägen, ausglitschend, hinstürzend, oft nothgedrungen Halt machend. Pascalon bekreuzte sich und rief, wie er es in Tarascon gewohnt war, die heilige Martha, Helene und Maria Magdalena an, während Excourbanies das Schicksal verfluchte und Bravida, als Nachhut, von plötzlicher Unruhe ergriffen, sich umkehrte: „Was Teufel hört man denn da hinter uns? . . . Das pfeift, galoppirt, dann hält es wieder still? . . ." Der Gedanke an wüthende Gemsen, welche sich auf den Jäger stürzen, wollte dem alten Krieger nicht mehr aus dem Sinn. Ganz leise, um die Andern nicht zu erschrecken, theilte er seine Bedenken Tartarin mit, der in Folge dessen muthig den Platz in der Nachhut einnahm und erhobenen Hauptes, naß bis auf die Knochen und mit dem heroischen Entschluß, den die Nähe einer Gefahr eingibt, den Zug beschloß. Als sie aber in die Herberge zurückgekehrt waren, als er seine lieben Clubisten in Sicherheit wußte und um einen riesigen Kachelofen eines Zimmers im ersten Stock, wohin der Geruch des bestellten Glühweins emporstieg, sich ruhig bürsten und trocknen sah, da ergriff ihn ein Schüttelfrost, er wurde blaß und erklärte, sich unwohl zu fühlen.

Unter solchen Umständen konnte von der Weiterreise nicht mehr die Rede sein, und die Deputation war eigentlich sehr zufrieden damit. Man ließ in aller Eile Tartarin's Bett wärmen, beschleunigte die Herstellung des Glühweins, und nach dem zweiten Glase fühlte der Präsident eine Wärme, ein glückverkündendes Prickeln auf seiner Haut. Zwei Kissen im Rücken, ein Plumeau auf den Füßen, seine Mütze auf dem Kopfe, lag er im Bett und fühlte ein köstliches Wohlbehagen, indem er umwoben von dem würzigen Harzgeruche der getäfelten, durch Butzenscheiben erhellten Stube das Wetter draußen wettern hörte und den Anblick seiner lieben Alpenbrüder genoß. Diese umgaben sein Bett, das Glas in der Hand, und es war ein seltsamer Anblick, die gallischen, saracenischen oder römischen Gesichter aus den Gardinen, Bettvorhängen, Teppichen herausschauen zu sehen, womit sie sich eingewickelt hatten, während ihre durchnäßten Kleider vor dem Ofen dampften. Indem Tartarin sich selbst vergaß, befragte er sie mit kläglicher Stimme: „Sind Sie wohl, Placidus? .... Spiridion, Sie hatten eben einen leidenden Zug um den Mund? ...."

Nein, Spiridion litt nicht mehr; das war ihm gründlich vergangen, als er den Präsidenten krank sah. Bravida, der sich mit der Moral in den Sprichwörtern seines Landes abfand, meinte cynisch: „Nachbarsleid stärkt und heilt." Dann plauderten sie von ihrer Jagd, ereiferten sich bei der Erinnerung an gewisse gefahrvolle Episoden, so z. B. als das Thier wüthend auf sie losprang; und ohne die Absicht, für eine Lüge Mitschuldige zu werben, durchaus in Seelenreinheit, fabricirten sie schon die Fabel, die sie nach ihrer Rückkehr in der Heimat auftischen würden.

Plötzlich erschien Pascalon, der um eine neue Ladung Grog heruntergegangen war, ganz verstört wieder, indem er einen nackten Arm aus der blaugeblümten Gardine streckte und ihn dann mit einer keuschen Geste à la Polyeucte auf seinen Busen legte. Es dauerte länger als eine Secunde, ehe er sprechen konnte, dann versetzte er leise, mit kurzem Athem: „Die Gemse!"

„Nun, die Gemse?"
„Sie ist unten in der Küche . . . Sie wärmt sich."
„Ach was!"
„Du scherzest."
„Sehn Sie mal nach, Placidus."

Bravida zögerte. Excourbanies war muthiger und stieg auf den Fußspitzen hinunter, dann kehrte er sogleich zurück, das Gesicht ganz verstört. . . . Das ist zu stark! . . . Die Gemse trank Glühwein! . . .

Man war das dem armen Thier nach der tollen Hatz, die sie im Gebirge veranlaßt hatte, indem sie von ihrem Herrn bald losgelassen, bald gerufen wurde, wohl schuldig, denn gewöhnlich begnügte man sich damit, im Saal ihre Kunststücke zu zeigen, um den Touristen zu beweisen, wie trefflich sie dressirt sei.

„Entsetzlich!" rief Bravida, und er verlangte nicht einmal mehr eine Erklärung. Tartarin aber zog seine Mütze über die Augen, um der Deputation die unaussprechliche Heiterkeit zu verbergen, die sich seiner bemächtigte.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Siegfried" in der Königlichen Oper. Herr Mierzwinski. d'Albert und das zweite Clavier-Concert von Brahms.

Die Königliche Oper hat Rich. Wagner's „Siegfried" gegeben. Ueber das Werk selbst vermöchte ich gerade den Lesern der „Gegenwart" am wenigsten Neues zu sagen, da ich ja an dieser Stelle 1876 in den „Vorstudien" der Bayreuther Aufführung und nach dieser jeden Theil der Tetralogie ausführlich besprochen habe. Ich kann nur darauf hinweisen, daß ich in den Vorstudien die meisten Bedenken gegen „Siegfried" und nach der Aufführung die größte Bewunderung für diesen ausgesprochen habe. Und diese Bewunderung steigt mit jedem Hören; nirgends tritt die rein musikalische Schöpferkraft Richard Wagner's so mächtig hervor, als in den ersten zwei Acten des „Siegfried", deren Handlung ganz interesselos verläuft und in denen kein Weib erscheint. Mime, Siegfried, Wotan, Alberich und der Lindwurm, das sind die Gestalten, welche während zwei Stunden auf der Bühne herumwandeln; was sie einander sagen, bietet gar wenig dramatische Anregung; übermüthiges Gepolter Siegfried's und weinerliche Hinterlist Mime's; Erzählungen von Begebenheiten, die der Zuschauer schon kennt oder leicht voraussetzen kann; Räthselspiele zwischen Wotan und Mime, bei welchen der Hörer im Voraus weiß, wie die Lösung lautet, bis auf die eine Frage, wer den Nothung neu löthet; Schmiedelieder Siegfried's — dann Träumerei im Walde, Erscheinen des Drachen und Kampf, der einen ernsten tragischen Eindruck nie erzeugen wird; Schimpfduett zwischen Alberich und Mime; Vogelgesang, dem Siegfried folgt —— lauter Scenen, denen dramatische Handlung nicht innewohnt. Und dennoch bleibt der Hörer von Anfang an in fast immerwährender Spannung, gefesselt durch die großartige Kunst charakteristischer Instrumentation und Tonfärbungen, die einzig in ihrer Art zu nennen sind. Im dritten Acte wird durch die Erscheinung Brünnhilden's das Interesse auch des Zuschauers rege; das dramatische Moment tritt in seine Rechte, und wenn man das endlose Zwiegespräch Wotan's mit Erda ausnimmt, so ist die Handlung spannend, die Wandlung in Siegfried vom kühnen Jüngling zum reifen, liebenden Helden sehr glücklich dargestellt, und das Erwachen Brünnhilden's, ihr allmähliches Erkennen, daß sie nicht mehr die unnahbare Tochter des Gottes ist, sondern ein sterbliches Weib, mächtig ergreifend. Immer wieder

Digitized by Google

komme ich auf die ersten zwei Acte zurück, die eben ohne alle Beihilfe, nur durch die Musik, höchstes Interesse anregen!

Die Ausführung war eine glanzvolle. Frau Sachse-Hofmeister war in Erscheinung, Gesang und Bewegung gleich vollendet. Fräulein v. Ghilany war eine treffliche Erda, die glockenreine und vortrefflich geschulte Stimme des Frl. Leisinger eignet sich ganz vorzüglich für die Vogelpartie. Herr Ernst als Siegfried war ganz und gar ausgezeichnet; außer Vogl, den wir hier im (Neumann-) Wagner-Theater gehört haben und dessen Stimme die kräftigste ist, hat kein Anderer die Partie in so prächtiger Weise zur Geltung gebracht, wie Herr Ernst. Herrn Betz' Darstellung des Wotan, Herrn Lieban's unvergleichlicher „Mime" sind in allen Welttheilen bekannt; neues Lob kann man ihnen gar nicht sagen. Herr Krolop war ein trefflicher Alberich. Ein großes Verdienst hat sich Herr Hofcapellmeister Radecke erworben durch die sorgfältige Einstudirung und die ausgezeichnete Leitung des Werkes; und die stürmischen Zurufe des Publicums, da Ernst und Lieban, nach sechsmaligem Hervorrufe auch ihn vorführten, bewiesen, daß sein Verdienst allgemein anerkannt war.

Eine größere Kluft als zwischen dem Gesang, den Wagner's Werk verlangt, und dem des Herrn Mierzwinski ist kaum denkbar. Dort Alles deutsch, nur durch Aufgehen in die Gesammtheit wirksam, durch Vermeiden alles persönlichen Vordrängens, durch Charakteristik, durch dramatische Accente ohne Rücksicht auf die eigentliche gesangliche Schönheit, hier Alles neu-italienisch, virtuosenhaftes Alleinglänzen, vollständige Unbekümmertheit um das Ganze und alleiniges Streben, immer im Vordergrunde zu glänzen, ohne Rücksicht auf die Situation; Stimm-Effecte und theatralische Stellungen, aber auch verblüffende Wirkungen, denen sich, wenigstens momentan, auch der Hörer nicht entziehen kann, dem die ganze Schule und Richtung nicht sympathisch ist, und der das Anhören des „Troubadour", in welchem Herr Mierzwinski zuerst sich zeigte, als eine Sündenbuße betrachtet. Denn dieser Sänger bringt eben Kunststücke des Gesanges zuwege, die man vordem nicht gehört hat. Seine Läufe, Triller, Fioriturен, seine Kraft in den höchsten Lagen, seine Steigerungen sind wahrhaft erstaunlich. Zudem hat er bei dem diesjährigen Auftreten immer ganz rein gesungen, was früher nicht oft vorgekommen war. So ist es denn leicht zu erklären, wenn das große Publicum in einen Taumel des Entzückens geräth und alles Andere vergißt, wie er zweimal ganz aus dem Tacte fiel, daß eine Unterbrechung der Vorstellung unvermeidlich war, wenn nicht die Geistesgegenwart des Capellmeisters dem Orchester das Ueberspringen zweier Tacte anzeigte, das die Künstler mit großem Geschicke ausführten, wie er alle Augenblicke irgend eine hohe Note ausdehnte, wie er denn überhaupt nur für sich, für seine Zwecke und italienisch sang, während die Umgebung nur die deutsche Sprache handhabte. Als man noch gar nicht vom Deutschthum in der Kunst redete, waren derartige vielsprachige Vorstellungen in der Hofoper eine Unmöglichkeit; heute, wo in allen möglichen Journalen und Musikzeitungen teutonisirt wird, nimmt das früher unbekannte Unwesen immer mehr überhand! „Widerspruch, Du Herr der Welt!" sagt Immermann und „wir fallen aus der Rolle, ohne uns just den Hals zu brechen!"

Von Virtuosenleistungen ist nur eine hervorzuheben: d'Albert's Vortrag des zweiten Concertes von Brahms in einem Philharmonischen Concerte unter Prof. Joachim's Leitung. Es war eine Meisterleistung nach jeder Richtung. Der junge hochbedeutende Künstler zeigte wieder einen Adel der Auffassung, eine geistige und technische Klarheit, Sicherheit und Unfehlbarkeit, die die Hörer entzückte und strenge Kritiker in Claqueure umwandelte.

Heinr. Ehrlich.

Inserate.

SCHORERS

Im Januar beginnt Schorers Familienblatt einen neuen Band. Zu beziehen in Wochen-Nummern, vierteljährlich 2 Mark; oder in Heften zu 50 Pf. Auch in Oktav-Format, monatlich ein Heft zu 75 Pf.

Folgende Romane erscheinen zunächst: „Der Günstling der Präsidentin", von Hermann Sudermann. Ein höchst eigenthümlicher Roman mit fieberhafter Spannung. — „Ulanenliebe", von H. Schobert. Eine interessante Herzensgeschichte. „Unter der Blume", von Stefanie Keyser. — „Das Medium", von Hans Blum. Nach einem wirklichen

FAMILIEN

Erlebnis aus der Spiritistenwelt. — Auch die so beliebten Plaudereien von

Wilhelmine Lindau

werden fortgesetzt. — Schilderungen und Berichte aus dem deutschen Schutzgebiet in Ostafrika von dem Afrikareisenden Clemens Denhardt.

Man abonniert in allen Buchhandlungen und bei der Post. Probe-Nummern überall gratis und franko, auch durch die Expedition in Berlin, S.W., Dessauerstr. 12.

BLATT

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Sensationelle politische Neuigkeit!

Berlin und Wien

in den Jahren 1845—1852.

Politische Privatbriefe

des damaligen k. sächs. Legationssekretärs

Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt.

Mit einem Vorwort von Dr. Karl Müller.

gr. 8°. XXIII und 338 Seiten.

Eleg. brosch. M. 5. — Eleg. gebunden M 6.—.

In unserem Verlage erschien soeben:

Franz von Assisi

und die

Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien.

Von Dr. Henry Thode.

Mit Illustrationen. Preis 16 Mark.

Obiges Werk schildert die Entstehung der italienischen Renaissance-Kunst im Zusammenhange mit der merkwürdigen religiösen Bewegung, deren Mittelpunkt Franz von Assisi ist. Zum ersten Male wird in dieser Schrift der gewaltige Reformator der katholischen Kirche und Neuerwecker eines volksthümlichen Glaubens nach seiner vollen Bedeutung für die Kultur Italiens gewürdigt und gezeigt, wie sich an ihn und seinen Orden der grosse Aufschwung der bildenden Kunst knüpft. Es handelt sich um die ganze grosse religiöse und künstlerische Bewegung des XIII. und XIV. Jahrhunderts in Italien.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Verlag von Otto Meissner in Hamburg

Radenhausens Werke

in wohlfeilen Ausgaben.

ISIS

Der Mensch und die Welt.

Dritte Ausgabe. 4 Bände. 6 Mark.

OSIRIS

Weltgesetze in der Erdgeschichte.

Zweite Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

In der ISIS hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, den Entwickelungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen zur Darstellung zu bringen. Im OSIRIS versucht er die Weltgesetze, Entstehen und Vergehen der Welten festzustellen und begründet dieselben durch den Entwickelungsgang des Erdenlebens.

Christenthum ist Heidenthum

nicht Jesu Lehre.

Zweite Ausgabe. 1 Mk. 50 Pf.

Die echte Bibel und die falsche.

10½ Bogen. 1 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

Verlag von **W. Spemann** in Berlin und Stuttgart.

Soeben erschien:

Deutsche Nationallitteratur,

hrsg. von Prof. Jos. Kürschner. Bd. 125. **Schiller's Werke** VIII. (Körner's Vormittag. Oberon. Die Malteser. Narbonne oder die Kinder des Hauses. Das Schiff. Warbeck. Agrippina. Die Braut in Trauer oder zweiter Theil der Räuber. Rosamunde oder die Braut der Hölle. Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethe's Bürgergeneral. Die Polizei. Themistokles. Gräfin von Flandern. Die Flibustiers. Die Herzogin von Zelle oder der Graf von Königsmark. Elfride. Demetrius.) Hrsg. von R. Boxberger. 8°. III u. 495 S., brosch. à M. 2,50, geb. à M. 3,50.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photogravüren 2c.), mit 5 Photographien nach **Amberg, Kröner, Rafael, Moretto,** ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Postmarken zu beziehen.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg (u. Leipzig).**

Soeben erschien:

Die letzten Marienbilder.

Eine Lübecker Künstler-Erzählung

von

Otto Rüdiger.

Brosch. *M* 3.50, eleg. geb. *M* 4.50.

Auflage 344,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind heuer erschienen:

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von **J. V. von Scheffel.** Mit 112 Illustrationen von **A. von Werner.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 10,—.

Drei Buschen. Weil's mi freut! ❦ Habts a Schneid!? ❦ Um Sunnawend. Gedichte in oberbayerischer Mundart von **Karl Stieler.** Mit 20 Vollbildern und 84 kleinen Illustrat. von **Hugo Engl.** Gr. 8°. In Prachtband . . . . . M. 12,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

RAPHAEL

sein Leben und seine Werke

von **J. A. Crowe** und **G. B. Cavalcaselle.**

Aus dem Englischen übersetzt von Carl Aldenhoven.

Zweiter Band. (Schluss.)

Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. gr. 8. Preis geheftet: *M* 14.

Elegant in Halbmaroquin gebunden: *M* 17.50.

Preis des completen Werkes: 2 Bände geheftet *M* 24.—
2 Bände in Halbmaroquin gebunden *M* 31.—

Vornehme Geschenkwerke für Kunstfreunde und Sammler.

Stiche und Radirungen von *Schongauer, Dürer* und *Rembrandt* in heliographischer Nachbildung. Mit Text von *J. Janitsch* und *A. Lichtwark.* Erster Teil. Preis in Mappe 50 Mk.

Zeichnungen von Albrecht Dürer. In Nachbildungen herausgegeben von *Dr. Fr. Lippmann.* I.—IV. Abteilung zusammen 99 Zeichnungen, geb. in einen Band, Deckelpressung nach dem Dürer'schen Holzschnitt: Die Tapete mit dem flötenspielenden Satyr. Preis 250 Mk.

Zeichnungen von Sandro Botticelli zu Dante's göttlicher Komödie. Nach den Originalen im Königlichen Kupferstichkabinet zu Berlin herausgegeben im Auftrage der Generalverwaltung der Königlichen Museen von *Friedrich Lippmann.* Drei Abteilungen von je 30 Blatt. Preis jeder Abteilung 90 Mk. (Die erste Abteilung ist vor Jahresfrist, die zweite soeben erschienen.)

Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen, herausgegeben von Professor Dr. Wilh. Scherer:

Die Septemberbibel. Das neue Testament übersetzt von *Marthin Luther.* Nachbildung der zu Wittenberg 1522 erschienenen I Ausgabe zum 400jährigen Geburtstage Luthers. Mit Einleitung von *Julius Köstlin.* Preis broschirt 50 Mk., geb. in Schweinsleder 60 Mk.

Das älteste Faust-Buch. Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler. Facsimile-Nachbildung der zu Frankfurt am Main 1587 durch Johann Spies gedruckten ersten Ausgabe. Mit Einleitung von W. Scherer. Preis br. 20 Mk. geb. i. Leder 24 Mk.

Passional Christi und Antichristi. Lucas Cranachs Holzschnitte mit dem Texte von Melanchthon. Nachbildung einer Originalausgabe m. Einleitung von G. Kawerau. Preis br. 7 Mk.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Zum 90. Geburtstage Ranke's, den 21. Dec. 1885.

Soeben erschien im Verlage von **R. L. Prager** in **Berlin NW. 7:**

Leopold von Ranke

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Gesammelt und mit Lebensabriss herausgegeben

von **Arthur Winckler.**

13 Bogen 8° br. *M* 3.— eleg. Lwdb. *M* 4,—
Dreissig Expl. auf Büttenpapier à *M* 10.—

Obige Schrift bietet die Quintessenz der Lebensanschauung Ranke's und ermöglicht auch denen, welchen es nicht vergönnt ist, die Schriften des Nestors der Historiker zu studiren, einen Eindruck zu bekommen von der reichen Persönlichkeit und der eminenten Gedankenfülle des grossen Geschichtsschreibers.

Zu haben in allen Buchhandlungen sowie von der Verlagshandlung.

Kleine antike Büsten

in brillanter Ausführung von Elfenbeinmasse.

Venus von Milo u. Hermes des Praxiteles, Apollo vom Belvedere und Diana von Versailles, 13 cm, mit kleinen schwarz polirten Holzuntersätzen 21 cm hoch Stück 5 M.

Klytia und Eros, 11 cm, mit Untersätzen 19 cm hoch, Stück 4 M.

empfiehlt

G. Micheli,

Berlin C., Schlossfreiheit 8/9.

Firma und Wohnung genau zu beachten.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Schicksale des

Lateinischen Münzbundes

Ein Beitrag zur Währungspolitik

von

Ludwig Bamberger

Mitglied des Reichstags.

VIII u. 156 S. gr. 8. Preis 3 M. incl. Pto. 3.20

Leonhard Simion in **Berlin** SW., Wilhelmstr. 121.

Hierzu eine Beilage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Redaction und Expedition Berlin W., Am Karlsbad 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google